Per. 7 lh. 4°
(1868,2

Erheiterungen

Digitized by Google

Per. 7 Lh 4°

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Jahrgang 1868.

Aschaffenburg.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Bayerische Staatsbibliothek München

(Die Zahlen bedeuten die Nummern der einzelnen Blätter).

Novellen und Erzählungen.

Ein Glücksritter. 1. — Bangen und Verlangen. 14. — Das Herz der Mutter. 23. — Die alte Jungfer. 25. — Schein und Wahrheit. 32. — Die Warnung einer Todten. 45. — Die Erbschaft. 77. — Zwei Ehen. 85. — Kein Scheidungsgrund. 104. — Ein Paragraph des Landrechts. 120. — Des Spielers Weib. 136. — Die Geheimnisse Indiens. 254.

Vermischte Aufsätze.

Die Norddeutsche Seewarte in Hamburg. 2. — Eine schreckliche Ueberschwemmung. 6. — Ueber Lebensversicherung. 7. — König Ludwig I. von Bayern. 10. — Der Leichnam des Kaisers Maximilian. 10. — Zum dritten deutschen Bundesschießen. 12, 14, 20, 28, 32, 38, 46, 51, 56, 62, 70, 73, 81, 87, 92, 106, 111, 113, 116, 123, 124, 131, 137, 157, 170, 172, 173, 176. — Ein Nachtstück nach der Natur gezeichnet. 13. — Charles Gounod. 15. — Einholung der Leiche des Kaisers Maximilian. 16. — Das Leichenbegängniß des Kaisers Maximilian in Wien. 18. — Winterreise über den Brenner. 19. — Ein kleines Erlebniß aus dem letzten Krieg. 22. — Wie es einem ergehen kann! 24. — Eine Mutter auf dem Thron. 30. — Die Schlacht bei Königgrätz. 33. — Amerikanisches Spekulationsfieber. 35. — Die Einnahmen und Ausgaben der Meere. 36. — Der neue Ausbruch des Vesuvs. 36. — Die Gasmaschinen. 37. Virchow über den Hungertyphus. 37. — Die Feinde des Kaisers Maximilian. 40. — Zur silbernen Hochzeitfeier des hannoverischen Königspaares. 42. — Doppelter Brudermord. 43. — Der Leichnam der Erzherzogin Maria Theresia. 47. — Der Jahresbericht der deutschen Gesellschaft in New-York. 48. — Der Papst als Kunstmäcen. 50. — Gräfen Dora d'Istria. 53. — Aus dem Leben König Ludwig I. von Bayern. 55. — Das Londoner Generalpostamt. 55. — Der Sonnenwendtag und seine Geheimnisse. 57. — Das Leichenbegängniß des Königs Ludwig I. 58. — Ein Lauscher an der Wand auf den Berliner Subskriptionsbällen. 59. — Aus dem englisch-abessinischen Kriege. 61. — Zur Leichenfeier des Königs Ludwig I. zu Nizza. 62. — Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. 63. — Die Schwabmünchener Versammlung und das Schulgesetz. 68. — Ein Mädchen mit zwei Müttern. 69. — Die Herrschaft des Menschen über den Tod. 71. — Der amerikanische Dampfmann. 80. — Konzertbericht. 82. — Bildungsgang eines Gelehrten am Ausgang des 15. Jahrhunderts. 83. — Sie kommen (Schwank in einem Akt). 85. — Das älteste Passionsspiel. 90. — Die Osterprozession in Barcelona. 91. — Der Bummler der Insektenwelt. 93. — Prozeß Esterhazy. 95. — Eine russische Osterfeier auf dem Lande. 102. — Bericht über das Preisausschreiben zur Begründung einer deutschen Handschrift. 102. — Das Unglück auf der Erie-Bahn. 105. — Die Sonnenfinsterniß am 18. August 1868. 107. — Der Einsturz der Linzer Donaubrücke. 107. — Zum Prozeß Chorinsky. 110. — Zur Geschichte des Kompasses. 112. — Der Brand in Stettin. 117. — Ueber den Zusammenstoß bayrischer und preußischer Truppen bei Seubottenreuth. 118. — Eisenbahnunfall. 119. — Die Einnahme Magdala's. 120. — Der europäische Hochverrathsprozeß. 121. — Ueber das Gefecht bei Roßdorf. 125. — Eröffnung des Zollparlaments am 1. April 1869 (Satire). 127. — Deutsche Preis-Rational-Handschrift. 128. — Eine Hinrichtung in Wien. 129. — Das Gefecht bei Zulla. 130. — Der Kampf

Digitized by Google

mit den Thierfechten. 133. — Das Gefecht bei Rissingen. 134. — Der Schiffbruch des Lessing. 135. — Prozeß Cyprinsky. 136. — Die dritte Wanderversammlung der technischen Lehrer Bayerns. 137. — Ueber die Panik vor dem Feinde. 143. — Das Gesangsfest zu Lohr. 144. — Ein italienischer Bezantenprozeß. 145. — Richard Wagners Meistersinger. 146. — Ein Ofenprozeß. 147. — Die Enthüllung des Luther-Denkmals zu Worms. 148. — Das Seebad Orb. 149. — Die Freisprechung eines Mörders. 151. — Der internationale Frauenbund. 154. — Der Papst im Lager von Rocca di Papa. 155. — Der Krieg in Südamerika. 156. — Die Erstürmung des Königsteins. 160. — Ueber Anlegung von Blitzableitern. 160. — Festprogramm für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien. 162. — Eine Heldenthat der Königsberger Feuerwehr. 162. — Das Gefecht bei Hammelburg. 163. Schwurgerichtsverhandlung gegen die Traunsteiner Exzedenten. 165, 166, 168, 169. — Das Gefecht bei Würzburg. 166. — Unsere Tyroler. 172. — Der Kaiser von Oesterreich auf dem Schützenfestplatze. 177. Die deutsche Nordpol-Expedition. 182, 242. — Was sich die „Patrie" vom Wiener Schützenfeste berichten läßt. 186. — Gefecht bei Uettingen, Roßbrunn und Heidingsfeld. 190. — Geschichte der Entstehung des Credit Mobilier's. 194. — Beschießung der Veste Marienberg. 195. — Besetzung von Mainz. 196. — Der Lohn einer edlen That. 196. — Ereignisse im Bereiche der zum Schutze der Nordostgränze Bayerns verwendeten Truppen. 197. — Kaspar Hauser. 198, 203, 204. — Göthe über das zukünftige Deutschland. 208. — Aus dem Leben eines Lokomotivführers. 209. — Eine merkwürdige neue Erfindung. 210. — Zur totalen Sonnenfinsterniß. 211. — Aus Rochefort's Laterne. 212. — Die Restaurirten des Ulmer Münsters. 213. — Die Nationa-Pe sie-Eisenbahn. 215. — Eine neue Zeitungs-Druckmaschine. 216. — Miß „Bergmüller". 218. — Die österreichische Sonnenfinsterniß-Expedition. 219. — Die Perle der Garonne. 220. — Das sechste mittelrheinische Musikfest. 221, 227, 230. — Der Krystallpalast in Sydenham. 223. — Schiller und der Buchhändler Hempel. 224. — Admiral Farragut. 225. Ueber Irrenanstalten und die Vortheile gegen dieselben. 226. — Das Erdbeben in Südamerika. 228. Ueber die Strandung der russischen Dampffregatte „Alexander Newsky". 228. — Der Ursprung der Liedertafeln. 235. — Die Wasserverheerungen in den Kantonen Tessin und Wallis. 237. — Isabella II. in Pau. 238. — Serrano und Prim. 240. — Die Ergebnisse der Sonnenfinsterniß vom 18. August 1868. 241. — Die Militär-Bildungsanstalten in Bayern. 243. — „Schach dem König!" 244. — Beschäftigung und Anstrengung der Augen bei künstlichem Licht. 246. — Eine schaurige Geschichte. 249. — Die Sonnemaschine Ericson's. 250. — Die englische Marine. 251. — Aus dem Feldzuge des Jahres 1866. 252. — Ueber Kindergärten. 254. — Aus dem Gerichtssaale. 256. — Die Volkszählung in Bayern vom 6. Dezember 1867. 257. — Der größte Wehrmann der Welt. 258. — Der neue Wam. 259. — Ein Pascha unserer Zeit über Volksbildung. 261. — Die Salzbergwerke Wieliczka. 261. — Der Sachs-Kanal. 262. — Aus dem Gerichtssaal. 263. — Die Holzdiebstähle des Nagywaldes. 264. — Ein antiker Silberfund. 265. — Ueber die Religionsverhältnisse der Bevölkerung Bayerns. 266. — Die Bevölkerung Bayerns. 268. — Kaiser Maximilians Tod. 270. — Der Feldzug in Böhmen. 274. — Der Wahnsinn Cyprinsky's. 275. — Eine Giftmischerin. 277. — Die Noth an den Nordseeküsten. 279. — Prozeß der Geisterseherin Marie Jeanneret. 281. — Eröffnung der militärischen Gesellschaft zu München. 283. — Von König Ludwig II. Stillleben im Gebirge. 284. — Das Erdbeben von Peru und seine Veranlassung. 288. — Der Prozeß der Marseiller Giftmörderinnen. 291. — Der Weihnachts-Abend eines Alt-Junggesellen. 292. — Die Fabrikation von Liebig's Fleisch-Extrakt zu Fray Bentos in Uruguay. 293. — Ein Justizmord. 294. — Die Operationen des 8. deutschen Bundeskorps im Feldzuge des Jahres 1866. 295. — Die Ausrüstung von sieben Schiffszungen im Neu-Fundländischen Eismeere. 295. — Die Blumenuhr nach ihren deutschen Namen, Sinn und Bedeutung geordnet. 297. — Aus dem Gerichtssaale. 299. — Die Skalpjäger in Delaware. 300. — „Schwarz, Weiß und Braun". 302. — Ueber Schnellhinterlader und deren Einheitspatronen. 303.

Länder- und Völkerkunde.

Schloß Weißenstein bei Pommersfelden. 47. — Ein Vorkämpfer der Frauenbildung in Indien. 48. — Besteigung der Ortlerspitze. 74. — Die Bavarina. 83. — Ein Tag in Algier. 94. — Die Metzger- und Studentenposten des Mittelalters. 108. — Neujahrsfeier in China. 255. — Die südafrikanische Republik Pretoria. 290.

Nekrologe.

Dr. Heinrich Schultz-Bipontinus. 1. — Antonie v. Arneth. 1*. — Dr. Dampe. 1*. — Karl Ferdinand Adam. 1*. — Nekrolog für 1867. 4. — Moritz Hauptmann. 6*. — Marochetti. 6*. — Karl Mayer. 8*. — Georg Oberhäuser. 13*. — Dr. Karl Hagen. 25*. — Adalbert Stifter. 29*. — Karl Rathy. 30*. — Eduard Bendeler. 31*. — Felix Sebastian Feldbausch. 39*. — Th. Rousseau. 44*. — Herrmann v. Bezaigneulos. 45*. — Andreas Schuhmacher. 54*. — Ferdinand Pircher. 56*. — König Ludwig I. 64. 67. 78. — Karl Eberwein. 67*. — Dr. Balling. 67*. — Geh. Rath v. Hesse. 69*. — Graf Stadion. 69*. — Dr. Hummel. 69*. — Frhr. v. Binzer. 70*. — Chirurg Proroff. 72*. — Pepita de Oliveira. 73*. — Johannes Cotta. 78*. — Hauptmann Gredler. 94*. — Mehwald.

Digitized by Google

97*. — Dr. Te Winkel. 110*. — Kapitän Blakely. 139*. — Thiermaler Roskoschy. 145*. — Hofmaler Hohe. 146*. — Johann Nepomuk Zwerger. 152*. — Joseph Jakob Bräutigam. 153*. — G. Stiphelli 155*. — Dr. Daniel Ernst Müller. 207. — A. v. Sternberg. 212*. — J. G. Meyer. 212*. — Franz Borgias Fleischmann. 260. — Hofrath Dr. Friedrich Förster. 266*. — Bonaventura Genelli. 268*. — Gioachino Rossini. 269. — Mongkut, König von Siam. 280. — Major Eder. 281*. — Dr. Karl Theodor Kind. 295*. — Pagonis. 297*.

Die mit * bezeichnetern Nekrologe befinden sich unter der Rubrik Mannigfaltigkeiten.

Gedichte.

Das Lob des Matrosen. 2. — Der Südwind. 3. — Im Winter. 4. — Der Traum der Braut. 10. — Der Traum der Mutter. 10. — An Kaiser Maximilians Getreue. 11. — Sylvesternacht. 13. — Mein Trost. 17. — Ein Wort zu seiner Zeit. 22. — Mene, tekel, upharsin. 23. — Verschwiegenheit. 33. — Bei der Vermählung des Prinzen Ludwig von Bayern mit der Prinzessin Maria Theresia von Modena-Este. 41. — Chignon und Krinoline. 44. — Bitte. 46. — Mein Vaterland. 49. — Ode auf das Grab Seiner Majestät König Ludwig I. 50. — Ein Menschenherz. 54. — Es denkt ein Vater Dein. 57. — Die deutsche Mutter Anno 1866. 59. — Das Röslein. 60. — Der alte Förster. 65. — Das Paradies des Kindes. 71. — Die Tauben. 72. — König Ludwig I. von Bayern. 72. — Gedanken an Julius Grab. 75. — Der brave Mann 84. — Deine Mutter. 87. — Am Grabe eines Vaters. 90. — Faro the well and if for ever von Byron. 94. — Die bayerische Schanze im königlichen Forstrevier Rupertshütten. 97. — Wenn ich die Rosen blühen seh'. 102. — Am Rhein 103. — Der Mai. 106. — Gruß in die Heimath. 109. — Habt Mitleid. 111. — Der Maimorgen. 114. — Ersterben. 115. — Am Grabe Sr. Hochwürden des Herrn P. Borgias Fleischmann, Quardian des Kapuzinerklosters in Aschaffenburg. 124. — Die sterbende Mutter. 125. — Die Sonne und der Mensch. 129. — Der Ruf der Mutter. 132. — Sr. Maj. König Ludwig II. 140. — Der Hochzeitstag. 148. — Im Lenze such' ein Veilchen Dir. 150. — Erinnerung an Max von Wigleben. 151. — Das Fest des Waldes (zum 25-jährigen Dienstjubiläum des königl. Forstmeisters Herrn Rüttger zu Aschaffenburg). 156. — Fest-Chöre, gesungen bei der feierlichen Uebergabe des Denkmals für die gefallenen Oesterreicher. 157. — Auf dem Dorfkirchhof. 159. — Gruß an die Gäste aus Oesterreich. 161. — Festlied für das dritte deutsche Bundesschießen. 170. — Festgruß zum deutschen Bundesschießen in Wien. 171. — Festlied zum 50jährigen Jubiläum der Gabelsberger'schen Stenographie. 191. — Thebais. 197. — Zur 100jährigen Geburtsfeier Christophs v. Schmid. 205. — Ehrenbr. 209. — Im Lager von Chalons. 224. — Abschiedsworte an das vierte Infanterie-Regiment. 228. — Oktober 1868. 239. — Moritz Hartmanns Abschied von Schwaben. 245. — Am Allerseelentag. 255. — Wer sich der Einsamkeit ergibt. 256. — Wahrheit. 257. — Unser Lieben. 267. — Winzergedanken nach dem Herbst 1868. 277. — Festlied, gesungen bei der Enthüllungsfeier des Denkmals des Königs Max zu Landshut. 282. — Das geprüfte Herz. 286. — An die Nacht. 287. — Was willst Du trauern stets. 293. — Der todte Liebling. 298. — Jugendblüthe. 299. — Am Christabend. 300. — Vergessen. 301. — Am Jahresschlusse. 304.

Kunst und Literatur.

1, 71, 143, 157, 172, 194, 239, 244.

Mannigfaltigkeiten und Räthsel (sast in allen Nummern).

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 150 Mittwoch, 1. Juli 1868.

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Als Arthur Monrose kurz vor dem Essen in den Salon trat, stand Carlton schon am Kamin und unterhielt sich mit dem Onkel und der Tante.

Mary Hetham war nur einige Jahre älter, als Fred Carlton. Früh zur Waise geworden, kam sie in das Haus ihrer Stiefschwester, die den reichen Mr. Carlton geheirathet hat. Sie liebte den kleinen Fred zärtlich, und diese Liebe hatte sie ihm bis zum Mannesalter erhalten; auch jetzt leuchtete sie noch aus ihrem milden Gesichte, wenn sie sein schönes Lächeln, seine sanften, ausdrucksvollen Augen sah und, es war ihr, als müsse er noch der frische, warmherzige Knabe sein, der in alle ihre Jugenderinnerungen verflochten war. Unmöglich konnte der Krebs des Lasters die Sympathie seines Geistes und Herzens zerfressen und vernichtet haben. Nein, es konnte nicht möglich sein!

Auch Arthur dachte: „Kann dieser Mann ein anerkannter Roué, ein ruinirter Spieler sein?"

Harriett und Rosa traten ein. Fred Carlton eilte sie zu begrüßen, und Rosa erhielt, wie sie es von Kindheit an von ihm gewohnt gewesen war, eine herzliche Umarmung. Aber ob Harriett schuld war, indem sie ihm nur kalt die Hand bot, oder ob er von ihrer Erscheinung überrascht war, genug, er begnügte sich damit, ihr nur die Hand herzlich zu drücken.

Arthur sah dieß mit Befriedigung, und ein freundlicher Blick dankte Harriett dafür; doch blieb er ganz ruhig bei der sichtlichen Bewunderung, die ihr Carlton zollte. „Wer," dachte er mit stolzem Gefühle, „kann gleichgültig ihre makellose Schönheit sehen?" Und von seinem Rechte Gebrauch machend, betrachtete er jeden ihrer Züge, folgte jeder ihrer graziösen Bewegungen, und ruhig und erröthend lächelnd ertrug sie seine Beobachtung.

Fred Carlton hatte sich zu Rosa gewandt, die ihm ruhig zuhörte, als er sagte, wie er sich wundere, daß sie so gewachsen sei — aber wie hübsch sie geworden, sagte nur sein wohlgefälliger Blick.

Bei Tisch wurden Alle hinzerissen durch die glänzende Unterhaltungsgabe des neuen Gastes, und doch enthielten die Worte nicht etwas besonderes Tiefes und Schlagendes, aber sie sprudelten von Geist und Witz wie der Champagner, dem er reichlich zusprach. Dann neckte er Harriett in spöttischem Ernst mit ihren Londoner Eroberungen und der Grausamkeit, ihre Anbeter so plötzlich verlassen zu haben, und beschrieb die Täuschung und Bestürzung einiger derselben in einer so drolligen Weise, daß sie, obgleich sie Anfangs versuchte, die Stirne zu runzeln, doch zuletzt mit den Uebrigen herzlich lachen mußte.

Dann fiel er in den Ton des Ernstes und stellte vor, wie nöthig es sei, daß nun auch Rosa in die Welt eingeführt und die feine Gesellschaft Londons dadurch noch ein Mal in Entzücken versetzt werden müsse, denn, redirte er: „Blumen zu frisch und schön, um in der Wüste zu vergehn."

„O, die Frische würde in der Luft von London bald welken," entgegnete Harriett spöttisch lachend.

„Ach, ich merke, das bezieht sich auf mein welkes Gesicht; der Vergleich ist gut, aber hart für mich."

„O nein," sagte Harriett, „Sie sehen viel besser aus, als damals, da ich Sie zum Erstenmale in London sah, denn, da waren Sie sehr — sehr —"

„Verlebt, meinen Sie?"

„Nein, ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, aber Sie lieferten bestimmt nicht den Beweis, daß die Londoner Luft frisch weht."

„Ach sehr wahr, auf mein Wort, aber Sie schonen mich nicht, und ich sehe, daß ich mich in Zukunft vor Ihnen in Acht nehmen muß, Miß Hetham! Vielleicht war ich auch gelb vor Neid, daß Andere einen glänzenden Stern umkreisten, dem ich mich nicht nahen durfte."

„Nun, Sie hielten sich allerdings in ungeheuerer Entfernung, das muß ich gestehen."

„Natürlich, ein solch' alter Bursche wie ich, und noch dazu ein Cousin, wäre überflüssig gewesen, wo so viele schöne, junge Männer zur Hand waren. Es ist bei mir Grundsatz, mich nie beizudrängen, wenn die Sachen so stehen."

„O, fuhr Harriett in gleichgültigerm Tone und mit gekräuselter Lippe fort, „Sie hätten nichts zu fürchten brauchen, Sie würden wie die Anderen aufgenommen worden sein, einer mehr oder weniger in der Reihe macht nichts aus und ich würde Sie vielleicht gar nicht bemerkt haben."

Digitized by Google

„Und hätte mit den Anderen das gleiche Schicksal getheilt," rief er fröhlich aus, durchaus nicht verstimmt durch die unhöfliche Sprache, an die er in der Regel bei dem schönen Geschlechte nicht gewöhnt war, allein seine Augen lachten schelmisch, während er in derselben lebhaften Weise fortplauderte.

Als die Damen sich zurückgezogen, blieb Arthur noch ein Weilchen da, und auch jetzt fand er Fred liebenswürdig, bald aber ließ er die beiden Herren allein.

Wäre er plötzlich umgekehrt, würde er starr vor Erstaunen gewesen sein, denn all' die glänzende, sprühende Fröhlichkeit, die ihn so gefesselt hatte, war aus dem Gesichte Fred Carltons gewichen und ein milder, sorgenvoller, ja wüster Ausdruck hatte Platz genommen. Mit zusammengerafter Kraft erzählte er Mr. Hetham die Einzelheiten seines Unglücks und wie er durch seine unbezwingliche und zügellose Leidenschaft in seine jetzige verzweiflungsvolle Lage gekommen sei.

Obgleich Mark Hetham ihn gern bemitleidet, ja selbst ihm geholfen hätte, konnte er sich doch des Unwillens und der Verachtung bei der Aufzählung solcher Schwächen und Laster nicht erwehren. Da Mark Hetham aber wußte, wie unnöthig, ja sogar schlimm hier Ermahnungen oder Vorwürfe angewandt wären, so gab er seiner Gesinnung keinen Ausdruck. Der Würfel war gefallen! Er konnte nur trauern über die verfallene Ruine eines Meisterwerkes der Schöpfung.

Wenige Stunden darauf war Carlton indeß wieder fröhliche, lächelnde Gesellschafter, als er an der Seite von Mary Hetham saß, sich mit liebevoller Sorgfalt nach ihrem Befindlichkeitszustande erkundigte und sie freundig bielte, als er warm die Vorzüge ihrer Kinder, besonders Harrietts hervorhob, ein Gegenstand, von dem sie nie müde wurde, zu hören. Dann kam er auf die früheren Jahre zu sprechen und fügte, indem er ihre Hand warm drückte, mit tiefem Gefühl hinzu:

„Obgleich ich mich verändert, traurig verändert habe, seit jenen glücklichen Tagen, liebe Mary, ein Gefühl ist mir geblieben, und wird wenig verändert bleiben, meine Liebe, meine Dankbarkeit für Dich die Du von dem Tage meiner Geburt an meine treueste und liebste Freundin gewesen bist."

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefecht bei Kissingen.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Krieg des Jahres 1866.)

(Fortsetzung.)

. . . . „Inzwischen hatte Generalmajor v. Hauser das 1. Bataillon (Bredaur) des 10. Regiments durch Hausen geführt und wollte seinen Marsch auf der Straße über Friedrichshall gegen Kissingen fortsetzen. Seine Kolonne hatte, schon während sie sich hinter den Strahrhäusern bewegte, einzelne verlorene Kugeln des Gegners erhalten; als sie aber gegen 2 Uhr, den Steinhof erreichend, die Linie zwischen diesem und Friedrichshall passiren wollte, kam sie den Preußen in Sicht und wurde ihre Spitze mit einem Hagel von Geschossen überschüttet. Die 1. Kompagnie (die 1. Schützenkompagnie war noch nicht wieder beim Bataillon eingerückt) setzte sich in Laufschritt und durcheilte die kritische Stelle ohne erhebliche Verluste; allein die nachfolgenden Abtheilungen geriethen ins Stocken und begannen von den nächsten Deckungen aus zwischen und neben den hier postirten Jägern das feindliche Feuer zu erwidern." . . . . „Das dritte Bataillon (Mühlhaur) dieses Regiments war aus Hausen debouchirend dem 1. gefolgt und sah sich, als es in die Nähe des Steinhofs gelangte, natürlich in seinem Marsche aufgehalten. Der Bataillons-Kommandant wollte nun, um das ihm bezeichnete Ziel Kissingen zu erreichen, und gleichzeitig Deckung gegen die längs der Saale angestellten preußischen Plänkler zu finden, von der Straße abgehen und über die östlich ansteigende Borterrasse des Sinnberges weiter ziehen. Die Hecken an der Straße und die steile mit hohem Getreide bewachsene Höhe sind aber nur in geöffneter Ordnung zu passiren. Die Kompagnieen suchen daher einzeln die letztere zu gewinnen. Kaum sind sie jedoch auf dem Hange, der neue Hindernisse und wenig Schutz bietet, den feindlichen Tirailleurs sichtbar geworden, als diese ein heftiges Feuer gegen sie richten. Gleichzeitig ist eine der Division Manteuffel angehörige und ihrem Gros vorausgeeilte Batterie gegenüber von Hausen am Salzberge aufgefahren, und wirft einige Granaten in das Bataillon. Durch diese Beschießung auf schwierig zu durchschreitendem Boden gerathen die Kompagnieen einigermaßen in Unordnung; das Bataillon sammelt sich jedoch wieder, nachdem es die Terrasse erreicht hat und tritt eben den Weitermarsch gegen Kissingen an, als es von der Räumung dieser Stadt Kunde und den Befehl erhält, sich jetzt direkt auf Rödlingen zurückzuziehen. Es rückt nun über den Nordhang des Sinnberges neben die in Kolonnenlinie entwickelte Kavalleriebrigade und macht dort Halt, um den eben von Friedrichshall herausrückenden Abtheilungen erforderlichen Falles als Repli zu dienen. Die 5. Schützenkompagnie geht zur Deckung der linken Flanke in den Wald, in welchem sich Gewehrfeuer vernehmen läßt. In Friedrichshall war das Plänklergefecht noch eine Weile fortgeführt worden, dann jedoch mußten die Jäger, die sich nun gänzlich verschossen hatten, zurückgenommen und die 5. Kompagnie vom 1. Bataillon des 10. Regiments sollten allein in der Feuerlinie belassen werden. Um die nämliche Zeit traf aber auch die Weisung ein, Friedrichshall gänzlich zu räumen und gegen Rödlingen zurückzugehen. Dieser Befehl wurde

Digitized by Google

dem noch fechtenden Bataillon sofort mitgetheilt und daher kam es, daß dieses fast gleichzeitig mit dem 5. Jägerbataillon aus seiner Stellung auf die Höhe rückte. Die 3. Jägerkompagnie, die einzige des letzteren, welche noch einigen Vorrath von Munition besaß, hatte schon Munition in der Saline versucht, der während des Rückzugs hart bedrängten 1. und 2. Kompagnie zu Hülfe zu kommen, vermochte aber nicht, durch den vollgepfropften Ort sich durchzuwinden. Nun zog sie sich in einer Schlucht hinter dem Oekonomiegebäude, an deren Eingang in diesem Augenblick der Generalstabshauptmann Schlagintweit fiel, rasch auf den Hang, dehnte sich oben aus und ging zur Deckung des Rückzugs der Uebrigen wieder eine Strecke gegen den Steinhof vor*. Die von Friedrichshall zurückgegangenen Truppen sammelten sich nahe der zweiten leichten Kavalleriebrigade, wo auch die beiden Bataillone des 10. Regiments eintrafen. Von hier aus wurde der Rückzug gegen Rüdlingen fortgesetzt, da Winkels bereits in den Händen der Preußen war. Die 5. Schützenkompagnie des 10. Regiments unter Hauptmann von Lacher deckte den Rückzug der sämmtlichen Abtheilungen. 4. Moment. „Die aus Winkels geworfenen Bataillone hatten, wie früher erwähnt, nach einem kurzen Halt auf den östlich dieses Dorfs befindlichen Höhenkamm ihren Rückzug fortgesetzt. Von Rüdlingen jedoch, wo zum Theil fast gleichzeitig erst die von Hausen bald auch die von Friedrichshall Abziehenden eintrafen, kam das Gefecht abermals zum Stehen. Plänkler des 7. Jägerbataillons, des 3. Bataillons vom 15. und das 2. vom 11. Regiment setzten sich am dortigen Waffergraben fest, das Feuer der schwach nachdrängenden preußischen Tirailleurs erwiderend. Südlich der Straße am Westfuße des Kalvarienbergs stunden die 4 glatten Geschütze der Batterie Kirchhoffer, welche mittlerweile von Bischofsheim angelangt waren und links davon das 1. Bataillon des 12. Regiments. Die übrigen Abtheilungen waren im Begriff, hinter Rüdlingen zurückzugehen und Generalmajor v. Ribaupierre, der seiner Brigade dorthin folgte, übergab jetzt das Kommando über die fechtende Linie an den Generalmajor v. Schumacher. Bei dem lebhaften feindlichen Feuer aus dem gegenüber befindlichen Walde waren aber die am Wassergrahen stehenden Plänkler bald gezwungen, Deckung an der nahe liegenden Dorflisiere zu suchen. Etwa 3¼ Uhr. Das 1. Bataillon des 12. Regiments zog vor demselben über den Kalvarienberg gegen den Schloßberg, woselbst auch das 3. Bataillon des 4. Infanterieregiments, das seit Morgens in Rüdlingen gestanden, Stellung genommen hatte und die 4 Geschütze wählten eine neue Aufstellung am hochgelegenen Kirchhofe. Das gerade herankommende 2. Bataillon vom 12. Regiment, welches eben jetzt beim Erklimmen des Kalvarienberges seine ersten Schüsse mit den am Schloßberge vorgehenden Preußen gewechselt hatte, faßte links der Halbbatterie Kirchhofer Posto, indem es sich durch seine beiden am Westrande der Höhe ausgedehnten Schützenkompagnien deckte. Dasselbe hatte aus der raschen Annäherung des Feuers gegen Winkels den Gang des Gefechtes entnehmend, seine Position bei Reiterwiesen etwas nach 2 Uhr geräumt und begonnen, auf Winkels zurückzugehen. Erst als es zurückweichenden Abtheilungen begegnet, war es östlich ausgezogen und direkt auf Rüdlingen gegangen. In dieser Stellung wurde dem Feinde noch längere Widerstand entgegengesetzt und als den Plänklern am Westengange des Dorfes die Munition auszugehen anfing, ward neue vorgebracht und unter die Fechtenden vertheilt.

(Fortsetzung folgt.)

Im Lenze such' ein Liebchen Dir.

Im Lenze such' ein Liebchen Dir,
Da sind die Lüfte mild,
Auf daß im Winter dann bei ihr
Dein Herze werd' gestillt!

Wie lieblich ist es doch und schön,
Wenn wehen Lüfte lau!
Wenn rings in reichster Blüthe steh'n
Die Blümlein auf der Au!

Wie schimmerts nicht im luft'gen Meer
Von gold'nen Käfern bunt!
Wie summt und schwirrt es nicht umher
In lauer Abendstund!

Der Vöglein Sang vom Zweige schallt
In tausendfaum'gem Lieb;
Viel drän,t's das Herz nicht mit Gewalt
Hin, wo die Liebe glüht?

Gewiß, wenn Du auf luft'gem Zweig
Erschaust ein Vögelpaar,
Das unschuldsvoll und liebereich
Sich hier genahet war.

Gewiß, dann schmilzt auch Dir das Eis,
Das Deine Brust umhüllt.
„Ein Liebchen such' — so tönt es leis' —
Das Dich mit Lieb' erfüllt!"

Im Winter dann, wenn blendend weiß
Die Erde sich Dir zeigt,
Wenn schneebedeckt der Bäume Reis
Bis auf den Boden reicht.

Wenn Abends tönt die Glocke laut
Und zum Gebete winkt,
Der Mond durch's Fenster traulich schaut,
Nichts heimlicher Dir dünkt.

Digitized by Google

Du weilest dann beim Liebchen dicht
Im stillen Kämmerlein,
Und bei des Mondes fahlem Licht
Flieht Ihr dann im Verein:

„Der Du am hohen Himmelszelt
Beschützt der Sternlein Bahn!
Gieb, daß bald wir, auf dieser Welt,
Vereint Dich beten an!“

August Frey.

Mannigfaltigkeiten.

In Münster (Westphalen) ereignete sich am Abend des 23. Juni ein schrecklicher Fall, der eine dortige Familie in tiefe Trauer versetzt hat. Eine Mutter, die an der Hausthür mit einer Nachbarsfrau sich etwas unterhielt, schickt ihr drei Jahre altes Töchterlein in's Zimmer, ihr Nachtkleidchen zu holen, damit sie gleich ausgekleidet werden könne. Die Kleine geht, kehrt aber nicht zurück, und als die Mutter nach wenigen Minuten nach dem Kinde sieht, findet sie dasselbe am Haken der Fensterbank erhängt und schon als Leiche. Das Kind war auf den Stuhl geklettert, um zum Fenster hinaus zu sehen, verliert aber das Gleichgewicht, der Stuhl fällt um und das arme Kind bleibt mit seinem Schürzchen am Haken der Fensterbank hangen und endete auf diese schreckliche Weise sein jugendliches Dasein.

Vor einigen Wochen kaufte Jemand in Richmond Austern und stieß beim Oeffnen einer derselben auf einen harten Gegenstand. Bei genauerer Untersuchung zeigte es sich, daß die Auster ein französisches Goldstück im Werthe von circa 14 Dollars enthielt, auf welchem sich die Jahreszahl 1573 befand. Man nimmt an, daß dasselbe bei der Belagerung von Yorktown über Bord eines französischen Schiffes gefallen ist; der Schluß aber, daß die Lebensfähigkeit der Auster an 200 Jahre beträgt, dürfte wohl zweifelhaft sein, trotz der Versicherung der diese Nachricht bringenden Zeitung, da das Goldstück, das lange auf dem Meeresgrunde geruht, noch viel später durch zufällige Bewegung in die Auster gelangt sein kann.

In der Person des katholischen Lehrers in Wermsdorf bei Wurzen in Sachsen hat sich ein Mann gefunden, der behauptet, der Sohn des Herzogs von Reichstadt mit einer ungarischen Gräfin zu sein, und zwar aus legaler Ehe, welche auf einer Besitzung unweit Debrezin eingesegnet worden sein soll. Der Mann hat sich so eben im Wege der sächsischen Gesandtschaft in Wien mit der Bitte um Ausfolgung seines Taufscheines und des Trauungsscheines an die betreffende geistliche Behörde gewendet und das Ansuchen mit Prinz Eugen Joseph Napoleon Bonaparte unterzeichnet.

[Ein eigenthümlicher Unfall] ereignete sich vor Kurzem in Mediasch. Der dortige Apotheker Meyndt sah im Bade einen großen schwarzen Käfer, er wollte ihn fangen, griff ihn jedoch ungeschickt an. Der Käfer, der wahrscheinlich von einem Aase kam, stach den Apotheker. Kalte Umschläge und Ausbrennen der Wunde, Mittel, die sogleich angewendet wurden, nützten nichts; nach wenigen Tagen war Herr Meyndt eine Leiche.

Dem Ausweise des britischen Registerbureaus für Schifffahrt zufolge haben im Jahre 1867 5283 Matrosen und Passagiere auf der See ihren Tod gefunden. 2370 dieser Todesfälle waren die Folge von Krankheiten, 1808 Personen gingen bei Schiffbrüchen zu Grunde, und 1105 ertranken.

Räthsel.

Ich kenn' zwei Schwestern, rosig blühend,
Vereint in fester Liebe Bund,
Doch gibt's auch bleiche und verzerrte,
Die sicherlich nicht sind gesund.
Die Schwestern sind nicht gleichen Ranges,
Die Eine herrscht als Oberin,
Die Zweite ist ihr untergeben,
Oft mit gar trotzig mürr'schem Sinn.
Die Beiden sind auch Pförtnerinnen,
Sind Rednerinnen hochberühmt,
Doch sind sie gar zu offenherzig,
Verrathen mehr als sich geziemt.
Gar oft entstehet Streit im Innern,
Dann leiden uns're Beiden schwer,
Da kommen flick'sche weiße Hunde,
Die beißen die Gering're sehr.
Zu groß will man sie ja nicht haben,
Auch gar nicht all' zu dick und fett,
Man liebt sie klein und wohlgestaltet,
Dann preist man sie als hübsch und nett.
Die Schwesterlieb ist oft gestöret,
Sie drücken sich im Aerger wund,
Doch einen sie sich mit zwei Andern,
Dann ist's der rechte Liebesbund.

Th. K—r in Eisenbach.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Heilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 151 Donnerstag, 2. Juli 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Endlich hat Mark Hetham um Musik und als Harriet, gefolgt von Arthur, an das Piano ging, bemerkte Fred, daß zwischen dem jungen Paare ein Einverständniß sein müsse. Bald darauf beugte er sich zu Mary Hetham und fragte sie mit bedeutungsvollem Blicke und leisem Tone nach dem Verhältniß der Beiden. Zuerst antwortete sie nur mit einem Lächeln, bald aber theilte sie ihm vertrauensvoll Alles mit. Eine lange Pause entstand und Fred Carlton schien ganz in Gedanken verloren.

Von jeher hatte er eine große Antipathie gegen verlobte Paare gehabt, sei es aus Eitelkeit, weil er nicht der erste und einzige Gegenstand der Anziehungskraft war, sei es, daß der Verlobte, wenn sie nicht sehr viel Takt haben, über die Gesellschaft etwas Steifes verbreiten, genug, er hatte seiner Verwandten, die ihm das Hauswesen leitete, stets anempfohlen: „Laden Sie ein, wen Sie wollen, selbst zwanzig alte Weiber, so lange weillig die auch sind, nur keine Verlobten; sie sind die größte Plage für mich.“ Das war vielleicht die Ursache zu der langen Pause nach Mrs. Hethams Erklärung. Er stand auch bald auf, ging an das Instrument und war bald in der angenehmsten und fröhlichsten Unterhaltung, so daß Mitternacht herbeigekommen war, bevor sich Fred Carlton verabschiedete. Ehe sich die Anderen zur Ruhe begaben, wurde, wie dieß ja immer der Fall ist, noch lange über die Vorzüge und Nachtheile des neuen Gastes gesprochen.

Monrose war von ihm entzückt und erklärte, daß sein angenehmes Wesen alle seine Erwartungen übertroffen habe.

„O, Arthur“, rief Mark Hetham, „schließt Du Dich auch Denen an, die sich von seiner Liebenswürdigkeit imponiren lassen? Diese äußere Glasur hat, wie ich fürchte, Alles Werthvolle in dem Charakter des armen Fred aufgezehrt. Aber ich gestehe offen, daß er, wenn ich in seiner Gesellschaft bin, auch mich einnimmt, obschon ich weiß, daß er keinen inneren Gehalt hat.“

„Könnte Mr. Carlton nicht noch auf besseren Weg gebracht werden? Wäre es nicht möglich, daß neue Bande seine Gewohnheiten ändern, und ihn zu edleren Genüssen lenken könnten?“ fuhr Arthur fort. „Man sagt ja, daß Einer, der sich die Hörner abgelaufen hat, der beste Ehemann wird.“

Mark Hetham schüttelte den Kopf. „Mag Gott verhüten, daß irgend Jemand, den ich liebe, den Versuch mache. Die Frau müßte sehr tollkühn sein, die ihr Glück an den Zufall wagen wollte, daß ihre Reize und ihr Einfluß das selbstsüchtige verdorbene Herz eines Wüstlings von den Lastern und Thorheiten, deren Sklave er bisher gewesen, abziehen und bessern könnte. Und besonders einen Spieler! Die Zahl eines Würfels, der Trumpf einer Karte würden bald wieder bei ihm eine größere Wichtigkeit haben, als die Liebe und das Glück seines Weibes. Liebe ist für einen derartigen Menschen nur ein Zeitvertreib.“

„Aber lieber Onkel, welche Wunder hat nicht schon eine tiefe Liebe gewirkt!“

„Mein lieber Junge, Du urtheilst wie ein junger, noch wenig erfahrener Mann, Du kennst Fred Carlton nicht! Glaubst Du, der würde sich lange mit der treuen Liebe seines Weibes begnügen, da er während seines ganzen Lebens von den Frauen vergöttert worden ist? Nein, hinzeigend, wie Fred Carlton sein mag, ehe aber eine meiner Töchter sein Weib würde, wollte ich sie lieber ins Grab senken sehen; dort findet sie Frieden — aber nicht an der Seite eines Spielers!“

Alle waren still! In Mark Hetham's Ton und Weise, als er die letzten Worte sprach, war Etwas, das alle Herzen durchschauerte.

Mrs. Hetham wagte einige Worte zu Gunsten ihres Lieblings zu sprechen: „Etwas Gutes aber muß ich doch erwähnen. Wie viel Fehler er immer haben mag, so wird man ihn doch stets ehrlich und aufrichtig finden. Er besitzt die edelsten und erhabensten Gefühle; er ist nur in schlechte Hände gerathen.“

Mark Hetham lächelte traurig und murmelte: „Wer will es übernehmen, die Welt von der Ehrlichkeit eines Spielers zu überzeugen?“

Wohl paßte dieser Ausspruch zu dem Gedanken, die durch Fred Carlton's Sinn gingen, als er in der kalten Frostnacht unter dem prachtvoll gestirnten Himmel dem kleinen Parkhause zuschritt.

„Harriet Hetham,“ sprach er zu sich selbst, „ist das schönste Geschöpf, das ich jemals gesehen habe.

Digitized by Google

Schon vor einem Jahre, da sie noch mehr Kind war, erregte sie solche Sensation in London, was würde sie jetzt in ihrer vollkommenen Schönheit thun? Und der Glückspilz, der Monrose, soll das herrliche reizende Mädchen besitzen, die Alle über die Achsel ansieht, ausgenommen ihn? Er hat die gescheidtesten Courmacher Londons hinters Licht geführt. Bei'm Zeus, ich hasse den Burschen! Ich weiß kaum, was ihr besser steht, der stolze majestätische Blick dieser prachtvollen Augen, oder der zärtliche milde Ausdruck, den sie annehmen, wenn sie ihn ansieht oder mit ihm spricht? Er ist ein gescheidter Kerl, daß er so etwas zu Stande gebracht hat! Gelegenheit! — nur Gelegenheit! — Und doch, mein lieber Monrose, möchte ich es versuchen, wie bald ich dich deines Thrones entsetzen könnte. Es wird keine leichte Arbeit sein. Ich habe ihren Stolz und ihre Liebe gegen mich, aber Muth, Fred Carlton, du hast dein Ziel sehr selten verfehlt! Es wird Zeitvertreib und eine angenehme Aufregung verschaffen. Ja, ich will es versuchen, ich bin entschlossen. So gardo à vous schöne Harriett oder bester Arthur Monrose! Halte ihr Herz fest! Jetzt gehört dir's, mein Junge, aber Niemand kann wissen, wie lange!" Sich in den Plan vertiefend, beschleunigte er seinen Schritt, und nicht ein Gedanke an das Glück, das er zertreten, die Hoffnungen, die er vernichten, oder das Unrecht und die Sünde, die er begehen wollte, wenn er mit den Gefühlen und der Liebe eines jungen unschuldigen Mädchens spielte, die die Tochter seines Freundes war, der ihn sein ganzes Leben hindurch mit Wohlwollen überhäuft und den er noch vor ein paar Stunden seiner ewigen Dankbarkeit und Liebe versichert hatte, kam in seine Seele. Und zu was dieß Alles? Um seine Eitelkeit, seinen Stolz und seine Selbstsucht zu befriedigen.

XI.

Die Weihnachtszeit ist überall eine fröhliche Zeit, aber im rechten Sinne wurde sie besonders auf der Herrschaft Hetham gefeiert. Die Armen kosteten in reichem Maße die Güte und das Wohlwollen ihres Herrn und ihrer Herrin und tausend Segnungen wurden von Gott für die verehrte Familie erfleht. Heitere Fröhlichkeit herrschte auch im Schlosse und noch drei Wochen nach Weihnachten fehlte es nicht an nachgehaltenen Festen, welche Abwechselung in das traute Familienleben brachten.

Wie unterhielt sich Fred Carlton während dieser Zeit? Er spielte den Halbkranken, und schloß sich deßhalb von der Jagd aus, aber gewöhnlich fand er sich ein oder zwei Stunden vor dem zweiten Frühstück im Salon ein, wurde jedesmal von den anwesenden Damen mit Jubel empfangen, und unter dem Deckmantel der Musik, die viel getrieben wurde, machte er so viel Beute, wie die Jäger im Walde. Freilich war sein Geschoß nur ein Blick oder ein Wort; aber von ihm hatte es mehr Wirkung, als das andere Feuer. Besonders bestand seine Geschicklichkeit darin, daß, obgleich er allen Damen huldigte, doch jede glaubte, nur ihr allein gelte die Huldigung. Spaziergänge, Ritte, Fahrten füllten den Nachmittag aus, und während sich jede der Damen bei der Heimkehr auf ihr Zimmer zurückzog, um über den Hongleim, den der hinreißende Fred Carlton in ihre Ohren getröpfelt hatte, nachzudenken, verfügte sich der Letztere jedesmal um diese Stunde in das Boudoir von Mary Hetham, plauderte vor dem hellen Kaminfeuer mit ihr und ihren Töchtern und versicherte, daß ihm dieses Stündchen mehr werth sei, als der ganze Tag.

„Wie herrlich, wie entzückend!" pflegte er auszurufen, „nach all' dem Lärme und dem Unsinn, den man den ganzen Morgen hat sagen müssen, um auf Ihren Befehl, Harriett, die Gäste zu unterhalten, in das Asyl des Friedens einzutreten, und bei denen sein zu dürfen, die man so innig liebt! Hier, wo ich das sagen darf, was ich denke, wo ich mich aller Verstellung und alles angenommenen Wesens entledigen darf, das man dieser Klasse von Leuten gegenüber anzuwenden so oft genöthigt ist. O, hätte ich stets eine solche Heimath, solchen Umgang gehabt, ich wäre das nicht geworden, was ich jetzt bin."

So sprach Fred Carlton, während seine wundervollen Augen tiefe Melancholie ausdrückten; dann stützte er den Kopf in die Hand und blieb lange im trüben Nachdenken sitzen, so daß sich Harriett eines innigen Mitleids für den Mann nicht erwehren konnte, der für alles Große und Edle geschaffen schien, aber dessen Charakter zu Grunde gegangen war.

Manchmal zog sich Mrs. Hetham, wenn sie sehr müde war, in ihr Schlafzimmer zurück und dann blieben die Drei allein. Fred war dann ganz besonders liebenswürdig und ob er fröhlich oder traurig war, stets verging die Zeit sehr angenehm in seiner Gesellschaft.

Er sprach häufig von Arthur Monrose, aber so, als ob er nichts von dem Verhältniß der Liebenden wüßte, obgleich ein hie und da auf Rosa gerichteter Blick verrieth, daß er mehr wisse, als er wolle glauben machen. Er sprach von ihm in warmem Lobe, nur vermischte sich damit Etwas, das beide Schwestern nicht liebten — ein gewissermaßen überhebender Ton, den man nur gegen Leute anwendet, die man unter sich erblickt. Das hatte schon manchmal Harriett das stolze Blut ins Gesicht getrieben, und ihre Augen hatten vor Unwillen geblitzt. Rosa aber wunderte sich, daß ihre Schwester, die sonst weder Geduld noch Schonung besaß, einen solchen Ton über ihren Verlobten still ertragen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Freisprechung eines Mörders.

Bordeaux, 10. Juni.

Der Assisensaal ist bisweilen von einem außergewöhnlichen Publikum bis in den letzten Winkel gefüllt. Ganze Scharen von Landleuten aus Gouas bei Bordeaux und dessen Umgebung waren zum Schwurgerichtssaale, wo man heute einen Mordprozeß verhandelt, gewandert. Und — seltsame Stimmungen des Volksgeistes — nicht dem Ermordeten schenkt sie ihre Sympathieen, sondern dem Mörder desselben, welcher den ganzen Bezirk von einer Landplage errettet hat und heute zwar von seinen Richtern das Todesurtheil, oder doch bestenfalls das Urtheil auf lebenslängliche schwerste Gefängnißstrafe empfangen soll, im Herzen seiner Landsleute aber von jeder Schuld freigesprochen wird. Sobald der jugendliche Angeklagte Jean Dupuy den Saal betritt, empfangen ihn zahllose Zeichen der Sympathie des ganzen Auditoriums. Der Präsident des Gerichtshofes, Regnault, hat große Mühe, um beifallsähnliche Demonstrationen im Gerichtssaale zu verhindern. Der Angeklagte, ein 19jähriger, blasser, höchst gutmüthig aussehender, feingebildeter Jüngling, einer der achtbarsten Familien von Gouas bei Bordeaux angehörend, steht unter der schweren Anklage grausamer Ermordung seines Onkels Jacques Renon, und fast die ganze Bevölkerung von Gouas, welche der Ermordung mit passiver Theilnahme beigewohnt hatte, sitzt mit ihm gleichsam auf der Anklagebank, denn vor ihren Augen hatte das Verbrechen stattgefunden; keine Hand hatte sich gerührt, um es zu verhindern. Renon, der Ermordete, war aber auch der Schrecken der ganzen Gegend. Fünfmal schon war er wegen schwerer Verwundungen und lebensgefährlicher Bedrohungen im Gefängnisse und außerdem war er wegen Fortschredeln, Körperverletzungen, rohester Insulten und dergleichen sechsmal abgestraft worden. Endlich zeigte man ihn als einen Unverbesserlichen, Unbezähmbaren und halb Wahnsinnigen wegen neuer Uebelthaten gar nicht mehr an, denn man fürchtete seine Rache gegen den Anzeiger. Alles wich ihm scheu aus, zumal er immer mit einem Gewehre bewaffnet ausging und sich Alles mit der Drohung augenblicklichen Niederschießens erzwang. Arbeitsleute und wüsten Geistes, hatte er sein ganzes Vermögen durchgebracht und auch das Vermögen seiner Gattin vernichtet. Diese erwirkte endlich im Jahre 1865 die Ehescheidung und Renon wurde vom Gerichte auch des Rechtes der Verwaltung ihres Vermögens entkleidet. Dieß war es, was ihn vor Allem aufregte. Alles setzte er daran, um den Ausspruch des Gerichtes unwirksam zu machen und die Vermögens-Administration trotz des richterlichen Verbotes fortzuführen. Wer ihn daran verhindern wollte, wurde mit dem Tode bedroht. Die Verfügung des Gerichtes konnte unter diesen Umständen nicht zum Vollzuge gebracht werden. Um äußerste Gewaltthaten hintanzuhalten, wagte es Frau Renon nicht, ihr Haus in Gouas zu bewohnen, sie mußte es ihrem Manne überlassen und ein anderes Haus beziehen, das sie mit der hochachtbaren Familie Dupuy bewohnte. Die Grundstücke verpachtete sie an verschiedene Dorfbewohner von Gouas. Renon behandelte diese Pächter als seine persönlichen Feinde, als Sklaven seines Administrationsrechts. Auf alle Arten quälte er sie, das Geflügel schoß er ihnen auf den Feldern vor ihren Augen nieder und vertrieb oft alle Pächter mit der Bedrohung des Niederschießens. Am ärgsten trieb er es gegen die Familie Dupuy. Im September 1866 zwang er den Vater und den Sohn Dupuy mit Todesbedrohung, ihre Arbeiten zu verlassen und vor ihm zu flüchten. Das Gericht verurtheilte ihn deßhalb am 27. September zu zweimonatlichem Gefängnisse. Kurz nach seiner Entlassung aus dem Kerker, am 2. März d. J., sprengte er gegen Mittag mit einer Eisenstange das Thor des Hauses ein, warf 50 Bund Stroh auf die Straße, schlug mit einer Hacke ein Faß mit Wein aus, ließ ihn ausrinnen und zerschlug die ganze Kellereieinrichtung. Niemand wagte es vom Hause und von der Dorfbewohnerschaft, dem Rasenden entgegenzutreten. Endlich gegen 6 Uhr schien er etwas ruhiger zu werden, ging in sein Haus und legte sein Gewehr ab. Kurz darauf trat er aus seinem Hause heraus und sah den jungen Dupuy auf die Entfernung von 30—40 Schritten vor einem Backhause stehen. „In zwei Minuten wirst Du Alles aus dem Hause wegschaffen, sonst schlage ich euch das Haus an", rief er ihm zu. Der junge Dupuy rührte sich nicht vom Flecke. Da schrie ihm Renon zu: „So komm doch her, lieber Junge, damit ich auch mit Dir fertig werde!" Darauf Dupuy: „Nun so kommen Sie selbst, Onkel, ich komme nicht." Renon und Dupuy, der Erstere unbewaffnet, schritten im Angesichte der Dorfbewohner auf einander zu; der junge Dupuy ergreift eine eiserne Heugabel, versetzt dem Onkel einen starken Schlag auf die rechte Kopfseite in der Gegend der Schläfe, gleich darauf einen zweiten Schlag auf den Scheitel des Kopfes; Renon taumelte zurück, Dupuy schlägt auf ihn fort und fort zu; endlich sinkt er zusammen, flieht den Neffen um Gnade an — dieser aber, durch den Anblick des reichlich fließenden Blutes in seiner Wuth vollkommen aufgestachelt, fährt mit seinen Hieben auf den Niedergestürzten fort und schlägt ihn so lange, bis das Eisen der Heugabel unter seinen Händen zusammengebrochen war, noch mit dem Stumpfe so lange, bis das letzte Lebenszeichen dem regungslos Dahingestreckten entschwunden war. Die Dorfbewohner sehen der grauenvollen Scene mit Theilnahmslosigkeit, ja mit einer Art furchtbar frohen Erwartung des tödtlichen Ausganges zu, und nur der Vater des jungen Menschen ruft ihm kalt zu: „Nun ist es genug, mein Sohn, laß ihn gehen!" 1) Die Hirnschale Renon's war zerschmettert; der Leichnam wurde

Digitized by Google

weggetragen. Erst nachdem die Justiz durch den Chef der Gendarmerie Kenntniß von dem Morde erhalten hatte, schritt man an die Verhaftung des Mörders, der bis dahin ganz ruhig in der Gemeinde und bei der Familie geblieben war. Die eingeleitete Voruntersuchung hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn Niemand aus der Gemeinde wollte als Zeuge gegen Dupuy auftreten und die Justiz unterstützen; alle Belastungsumstände wurden vertuscht; das Mordinstrument war in ein Tannengehölz verschleppt worden. Erst bei der Assisenverhandlung sagen die Zeugen, freilich zögernd und beschönigend aber doch ziemlich klar aus, und der Angeklagte gestand die That mit allen Nebenumständen. Der General-Advokat hält wohl die Anklage auf Mord aufrecht, aber bei der Stimmung der Geschwornen ein Nichtschuldig befürchtend, bittet er den Gerichtshof, an die Geschwornen die eventuelle Zusatzfrage zu stellen, ob Dupuy jene Hiebe selbst ohne die Absicht auf Tödtung geführt habe. Der Vertheidiger, Advokat Lulé-Dejardin, hatte nämlich das Plaidoyer in dieser Richtung geführt, die Stimmung der Geschwornen und des Auditoriums hatte ihn dabei unterstützt; er machte geltend, daß Dupuy bei dem bekannten Charakter Renons denken mußte, der Onkel sei mit einem Messer, einer Pistole und dergleichen bewaffnet, Dupuy habe daher in Nothwehr gehandelt. (Beifall im Auditorium.) Der Gerichtshof ließ die eventuelle Zusatzfrage zu, und erwartete zum Mindesten die Bejahung dieser Frage durch die Jury, allein die Geschwornen verneinten sowohl die Frage auf Mord, als auch selbst die Frage auf unabsichtliche Tödtung. Der Angeklagte war damit freigesprochen und verließ, von dem Präsidenten entlassen, unter den Beifallszurufen des Publikums den Assisensaal.

Erinnerung an Max von Witzleben,

geb. 3. April 1860; gest. 12. Februar 1868.

„Entschwundener Sonnenschein"

nach Harper's Weekley: „Lost Sunshine"

von Ludwig Bauer.

Dies Haus ist aller Wonn' entleert; —
Es war's nur Freuden aufgethan,
Von seinem Dasein war's verklärt,
Sein heit'res Lachen hat's gehört,
Ach, wie sein munt'rer Schritt erklang,
Sein Plaudern über Treppe und Gang, —
Der Bub' ist hin, — fremd starrt uns Alles an!

S'ist dunkel! — Glänzt im Sonnenschein
Sein Grabkreuz auch durch's Friedhofsthor, —
So nah, — so fern! — S'ist still! — Doch nein, —
Die Brüder gehen aus und ein,
Und Stimmen hör' ich, theurer mir,
Als keine sonst auf Erden hier, —
Ihr junges Herz weiß kaum, was es verlor.

Du uns'res Lieblings Grabgemach,
Dem heil'gen Tempel gleich, wo gern,
Vor seinem Gott er kniend lag!
Es wuchs die Saat von Tag zu Tag,
Froh sah ich dem Gedeihen zu,
Und da er lag in Todesruh,
Da war sein gold'ner Herbst gereift — dem Herrn!

Wo ist die liebliche Gestalt,
Die freudig schwellte unser Herz?
Das Aug' erloschen, des Gewalt
Uns oft entzückt! Bald hoffend bald
Schau ich zum Thor; durch's Fenster dann
Starr' ich und fühl're dann und wann:
„Hin ist Er, — Er ist hin!" in dumpfen Schmerz!

Hin ist der Landschaft Frühlingspracht,
Und ob' die Flur, die er geliebt,
Die Blüthe welk, die ihm gelacht,
Der Duft verweht, der ihn umfacht,
Verstummt im See der Ruderschall
Und seines Flintchens Wiederhall, —
Ach, düster Nebel unsern Himmel trübt. —

Nun freut auf Himmelsau'n sein Herz
Sich an dem schön'ren Heimathland; —
O führ' auch uns, Herr, heimathwärts,
Zu Dir, wo schweiget jeder Schmerz, —
Nicht un'rer, dessen tiefsten Grund
Ermißt kein Wort von Menschenmund, —
Dort trocknet uns're Thräne Deine Hand!

Du kleiner Bayard, makellos,
Von aller Welt geliebt, mein Kind, —
Wohl Dir, Du kennst nicht unser Loos,
Sonst fühltest Du's! — In Jesu Schooß
Gedenk' an uns, die stets mit Dir
In Liebe leben, dort wie hier —
Damit wir, Herr, nicht ganz vergessen sind!

Miltenberg a. M., im Mai 1868.

Räthsel.

Er hat sie gern,
Sie hält' ihn gern;
Er liebt sie sehr,
Sie liebt ihn nicht,
Doch freut sie sich,
Wenn sie ihn kriegt.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 152 Freitag, 3. Juli 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Einst endigte er ein solches Gespräch mit den Worten: „Für Arthur wäre es sehr gut, wenn er die Welt noch ein wenig mehr kennen lernte.“

Harriett war still, aber Rosa, — etwas ganz Ungewöhnliches bei ihr — übernahm seine Vertheidigung. Mit blitzenden Augen und gerötheten Wangen rief sie aus:

„Die Welt. Was meinen Sie damit, Fred Carlton? Sie scheinen zu vergessen, daß Arthur zwei Welten gesehen hat, die alte und die neue, während Sie Ihre Erfahrung nur aus einer schöpfen, und nach Ihrer eigenen Aussage, Fred, die Kenntniß dieser Welt hat — hat —“, sie zögerte, denn sie konnte nichts Herbes sagen, erröthete und ward still.

Harriett lächelte, und sagte: „Arthur hat sich bei Dir zu bedanken, daß Du Dich seiner so warm annimmst.“

„Sie haben ganz Recht, Rosa, ganz Recht!“ sagte Fred rasch, aber in traurigem Tone: „Meine Welt, wie Sie sagen, hat mir nicht viel Gutes gebracht. Mag der Himmel geben, daß Arthur oder irgend Jemand, den Sie lieben, von ihrem Einfluß bewahrt bleibe. Bis hierher ist er den Schlägen und Versuchungen derselben nicht ausgesetzt gewesen, und wäre dieß jetzt der Fall“ — und Fred seufzte tief — „so hat er — der glückliche Mann, einen unsichtbaren Schutz in der Liebe treuer Herzen. Ich war nicht so glücklich, bei meinem Eintritt in die Welt. Ich war nur von selbstsüchtigen, kalten und schlechten Menschen umgeben, und darum bin ich, was ich bin!“

Er schwieg und richtete seine Augen auf Harriett, als ob er lesen wollte, was sie von ihm dächte. Erschien er ihr auch als der einnehmende, unwiderstehliche Mann, wie die Meisten ihres Geschlechts — oder verglich sie ihn mit ihrem Geliebten und dessen off'nem edlen Herzen, tadellosem Charakter, der Seele, die rein geblieben war von der Welt, die Fred kannte?

Er konnte sich fast schmeicheln, daß das Erste der Fall war, denn die stolze Gleichgültigkeit, mit der sie ihn Anfangs behandelt hatte, verschwand. Sobald sie aber Arthurs Tritt oder Stimme hörte, strahlten ihre Augen, sie erröthete und empfing mit einem Lächeln, das den Gedanken an Eroberung bei jedem Andern vernichtet haben würde, der weniger erfahren, weniger siegreich in der Eroberung von Herzen gewesen wäre, als Fred Carlton.

So fand Arthur Monrose gewöhnlich Harriett, wenn er nach einigen Stunden Abwesenheit n Mrs. Hetham's Boudoir eilte, um sie aufzusuchen. Fred saß meistens neben ihr, gab aber sogleich seinen Sitz an Arthur ab, blieb jedoch im Zimmer, sich mit seiner Tante oder Rosa unterhaltend, bis man zu Tische ging. Oft ärgerte sich Arthur darüber und dachte wie hart es sei, daß er mit seiner Braut nicht eine Stunde allein zubringen könne, nachdem er den größten Theil des Tages dem Vater helfen mußte, die Herren zu unterhalten. Er hatte so viel zu sagen, was er ihr nur leise ins Ohr flüstern konnte. Aber es dauerte ja nicht mehr lange, nur wenige Tage noch und die Jagd war zu Ende. Auch die Gäste verließen dann das Schloß, und er konnte sich ihr dann ganz widmen; — auch sie gehörte ihm dann ganz allein, und dieser Gedanke gab ihm die Kraft, die Unannehmlichkeiten der Gegenwart ruhig zu ertragen.

XII.

Der letzte Abend vor der Abreise der Gäste war herbeigekommen, für einige sehr erwünscht, selbst für den gastfreundlichen Wirth, denn er sah mit Unruhe und Angst, daß die unvermeidliche Anstrengung und Aufregung seine Frau geschwächt und erschöpft hatte, und sie selbst konnte ihre Sehnsucht nach der Ruhe ihres Hauses und Familienzirkels nicht verbergen.

„Komm wir wollen einen Spaziergang machen, Monrose,“ sagte einer der Gäste, Lord Horace, zu Arthur.

Es war der Sohn des Lord Monrose, also ein Cousin von Arthur.

Es war eine herrliche Mondscheinnacht, und Beide traten durch eine Glasthüre Arm in Arm auf die Terrasse.

„Ich will mein Leben verwetten, Monrose,“ bemerkte Lord Horace, „daß Du zwanzig Mal lieber Deine Venus, den strahlenden Stern im Zimmer anschautest, als den Planet Venus, der so schimmernd über unserem Haupte steht!“

Arthur konnte nicht verneinen.

Digitized by Google

„Nun, ich mache mir keine Gewissensbisse, Dich ein Veilchen zu entführen, da Du Dich von morgen an ohne Unterbrechung in ihrem Glanze weiden kannst. Ich konnte nicht abreisen, mein lieber Freund, ohne Dir zu dem zu gratuliren, was Du, wie es scheint, in tiefes Geheimniß hüllen willst. Ich weiß nicht warum? Vielleicht fürchtest Du von einem Dutzend Nebenbuhler erschossen zu werden. Vor mir braucht Dir nicht bange zu sein, denn ich muß Dir ganz offen gestehen, daß Deine Göttin gleich im Anfange zu blendend für meine schwachen Augen war."

Arthur lächelte stolz.

„Ach, ich sehe in Deiner Miene, daß Du an die Fabel vom Fuchs und der Traube denkst; doch dem ist nicht so. Aber ich gestehe, daß mein Herz von den sanfteren und milderen Strahlen des blässeren Sternes an ihrer Seite getroffen worden ist. Doch Astronomie bei Seite. Es ist die liebliche Rosa, zu deren Füßen ich gern Herz und Hand niederlegen möchte, wenn sie mich nur nicht so kalt anlähe."

„Ich billige und lobe Deinen Geschmack. Ich werde Dich als einen der glücklichsten Männer preisen, wenn es Dir gelingt, die Neigung dieses vortrefflichen Mädchens zu gewinnen."

„Aber ich habe Dich nicht hierher geführt, um von meinen Hoffnungen zu sprechen, sondern von Deinen Aussichten, Arthur. Deßhalb erlaube mir, daß ich Dir gratulire, indem Du mir gestehst (und ich werde das Geheimniß bewahren, wenn es so sein soll), daß Du ihr sehr nahe stehst. Mit einem Worte, sage mir, ob Du nicht mit der reichen und schönen Erbin von Schloß Hetham verlobt bist. Gestehe, gestehe Freund!"

Monrose zögerte. Wie gern hätte er aller Welt sein Glück verkündet, aber er wußte nicht, ob er recht that, da Mark Hetham eine öffentliche Erklärung noch nicht wünschte. Er hatte jedoch die Ueberzeugung, daß sein Cousin nicht aus Neugierde, sondern aus herzlicher Theilnahme an seinem Glücke fragte, und so theilte er ihm das ganze Verhältniß mit, in dem er zu Harriett stand.

„Nicht vollständig verlobt?" warf Horace ein, als Arthur erzählte, und ein Ton wie Täuschung, klang in seiner Stimme.

„Nicht eigentlich, wie ich Dir eben sagte," fuhr Arthur ungeduldig fort, „aber in ein paar Tagen wird es sich entscheiden."

„Ja, ja!" sagte Horace, „ich verstehe," aber sein Gesicht nahm einen Ausdruck an, der Arthur auffiel.

Eine Pause von einigen Minuten entstand. Plötzlich fragte Lord Horace:

„Wie lange ist denn Carlton eigentlich hier?"

„Ungefähr sieben Wochen," war die Antwort.

„Und wie lange wird er noch bleiben?"

„Ich glaube, so lange es ihm beliebt, oder besser gesagt, so lange es ihm seine Verhältnisse gebieten, daß er zurückgezogen lebt."

Lord Horace pfiff bedeutungsvoll, und schien darin mehr als eine Ansicht ausdrücken zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefecht bei Kissingen.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Krieg des Jahres 1866.)

(Fortsetzung.)

Gegen 4 Uhr traf von Friedrichshall her auch das 10. Regiment ein und ließ 2 Kompagnien als Besatzung im Kirchhofe zurück, während der Rest seinen Rückmarsch hinter die Ortschaft fortsetzte. Inzwischen hatten die Preußen 2 Batterien auf der Höhe des Sinnbergs aufgefahren und das Feuergefecht fortgeführt, ohne jedoch hier weiter nachzudringen. Nur ihr äußerster rechter Flügel blieb noch im Vorrücken und dirigirte sich auf die bayerische linke Flanke gegen den Calvarienberg. Hauptmann Kirchhoffer, welcher seit dem Erscheinen der beiden Batterien seine Stellung am Friedhofe etwas eng fand, detachirte nach einiger Zeit 2 seiner Geschütze unter Oberlieutenant Buonacorsi auf den Calvarienberg, dort eine neue Position zu nehmen. Um diese Zeit war aber auch eine aus ihrer Reserveaufstellung an der Straßengabel herbeigerufene reitende Batterie auf dem Gefechtsfelde angelangt und in der Stärke von 8 Geschützen (einschließlich zweier zugetheilten) etwa 700 Schritt östlich von Rüdlingen aufgefahren. Irrthümlicher Weise wurden in dieser Batterie die am Calvarienberge stehenden Truppen für Feinde gehalten und auf dieselbe zu feuern begonnen. (Bei den komplizirten Gefechtsverhältnissen war dieser Irrthum, der eben erst auf dem Gefechtsfelde eintreffenden Batterie, ein sehr nahe liegender.) Oberlieutenant v. Buonacorsi hatte kurz vorher die Höhe erreicht, und wollte am äußersten linken Flügel gegen den hier andrängenden Feind in Aktion treten, während die Infanterie sich eben anschickte, einen Gegenstoß zu führen, als von rückwärts die erste Granate in die Kolonne des 12. Regiments schlug. Man erkannte zwar bald den Irrthum und stellte das Feuern ein; allein das Bataillon war bereits in Unordnung gerathen, und theils auf den Ostkegel, theils auf den Nordcamp des Calvarienberges zurückgewichen. Auch die Plänkler folgten nach, da der Gegner, diesen Moment benützend, seinen Angriff verstärkte. Von den Geschützen Buonacorsi's war das eine noch nicht abgeprotzt, dieses fuhr also rasch ab; am andern aber wurden während des Aufprotzens 5 Pferde auf einmal, zum Theil tödtlich verwundet. Die Thiere rasten davon dem Feinde entgegen. Nach einigen 100 Schritten stürzten sie übereinander, — das Geschütz war verloren. Dem Kommandanten des Bataillons, Major

Digitized by Google

Koblermann, war es bald gelungen, am Osthange der Höhe einen Theil seiner Mannschaft wieder zu sammeln und vorzuführen; allein oben wurde er von einem solchen Feuer empfangen, — er selbst wurde dabei verwundet, — daß seine Leute abermals ins Schwanken geriethen und nur eine kleine Schaar, die Lieutenants Keller und Müller mit circa 18 Mann, bis in die Nähe des Geschützes vorzudringen vermochten. Die Preußen wichen zwar etwas zurück, unterhielten aber aus nächster Nähe ein so intensives Schnellfeuer, daß auch die schwache bayerische Abtheilung nur auf 25 Schritt an das streitige Objekt herankommen konnte und hinter einem dort befindlichen Holzstoße Schutz suchen mußte. Inzwischen hatte der gegen den Kirchhof zurückgewichene Theil des Bataillons sich gesammelt und die Höhe erstiegen. Lieutenant Müller drang mit 7 Mann sogar bis an das Geschütz vor; allein seine Kräfte waren zu gering, um dasselbe fortzubringen und das feindliche Feuer zu verheerend, als daß man sich länger denn einige Augenblicke dort hätte aufhalten können. Er mußte von seinen Bemühungen abstehen, und sogar das Bataillon sah sich genöthigt auf weitere Angriffsversuche zu verzichten. Es räumte die Höhe, um sich theils an die Chaussee, theils über den Schloßberg etwas rückwärts zu ziehen." Rüdlingen ward nun auch verlassen. Die Batterie Kirchhoffer vereinigte sich hinter Rüdlingen und zog sich auf der Münnerstadter Straße zurück; die am Westeingange stehenden Plänkler gingen durch die Ortschaft und zu beiden Seiten derselben zurück. Zunächst der Batterie Leyl wurde wieder Stellung genommen. Die 5. Schützen- und 9. Kompagnie des 15. Regiments postirten sich rechts, die 3 übrigen anwesenden Kompagnien dieses (3.) Bataillons links der Straße, unterstützt von Abtheilungen des 7. Jägerbataillons, während der Rest vom langen ununterbrochenen Kampfe erschöpft den Rückzug fortsetzte. Der Feind drängte jetzt nicht mehr ernstlich nach. „In Rüdlingen war auch die Batterie Schuster sehr nahe daran gewesen, zwei ihrer Geschütze einzubüßen. Diese Batterie, deren getrennt in Verwendung gekommene Theile zufällig vor dem Orte zusammengetroffen waren, hatte ihren Marsch hinter den Estadronen des 5. Chevauxlegersregiments und der Batterie Rebenbacher und Zeller fortgesetzt. Durch die enge Gasse des Dorfes, in welchem auch die von Winkels und Friedrichsthall herführenden Rückzugswege sich vereinigen, drängten sich aber auch gleichzeitig andere Abtheilungen, und hierbei wurde das letzte Geschütz, dem Zuge des Lieutenants Halder angehörig, auf die Seite gedrückt, und rutschte über eine gemauerte Böschung hinab. Alle Versuche dieses Offiziers, seine Kanone wieder heraufzubringen, waren in dem arges Gedränge fruchtlos; er mußte sie liegen lassen. Der Batterie folgend gewahrte er am letzten Hause des Dorfes nun auch sein anderes Geschütz ohne Protze und umgestürzt im Straßengraben. Er eilte fort, holte Bespannung und kehrte mit einer Abtheilung Freiwilliger, die sich ihm anschlossen, in die Ortschaft zurück. Es gelang ihm auch, das eine seiner beiden Geschütze, nämlich das zuerst verlorene, welches weiter innen im Dorfe lag, wieder flott zu machen. Er brachte es zur Batterie, und wollte alsdann zurückkehren, um auch das andere zu holen; aber ehe er ein zweitesmal dorthin gelangen konnte, war Rüdlingen geräumt und das Geschütz von anderer Seite bereits aus dem mittlerweile durch den Feind besetzten Dorfe herausgeholt worden. Es hatte nämlich ein der Batterie Leyel angehöriger Offizier, Lieutenant Freiherr v. Riedheim, von dem Zurückbleiben desselben Kenntniß erhalten. Er, so wie der in der Plänklerlinie hinter dem Dorfe stehende Oberlieutenant Frhr. v. Bibra des 12. Regiments, beschließen an den Eingang des Dorfes vorzugehen. Beide bringen mit etwa 12 Mann unter feindlichem Gewehrfeuer dorthin vor und rekognosziren das Geschütz. Während nun Lieutenant von Riedheim Mannschaft und Pferde von seiner Batterie herbeiholt, stürmen die Oberlieutenants Sievogt und v. Bibra — ersterer mit einer Abtheilung des 7. Jägerbataillons gleichfalls in der Plänklerkette stehend — an der Spitze von ungefähr 30 Jägern und einigen Soldaten des 12. Regiments mit lautem Hurrah gegen das Dorf, und ziehen das Geschütz aus den Gräben. Auch Fahrkanoniere mit Pferden der so eben eingetroffenen Batterie Mussinan waren noch hinzugekommen und nach wenigen Augenblicken hatten sie das Geschütz im Galopp zurückgeführt." Indessen war auch die herbeigerufene 1. Division in der Nähe des Kampfplatzes angelangt, bald nach 1 Uhr war Generalmajor Stephan unter Zurücklassung des 2. Bataillons vom 8. Regiment, also in der Stärke von 9 Bataillonen, 4 Estadronen, 6 glatten und 4 gezogenen Geschützen aus dem Biwouak bei Münnerstadt aufgebrochen. Durch die zurückgehenden Abtheilungen und Fahrzeuge sehr im Marsche gehindert, konnte die Spitze dieser Division erst um 4 Uhr eintreffen. Die zwei zuerst eintreffenden Bataillone besetzten zu beiden Seiten der Chaussee den Ausgang des Defile's gegen Rüdlingen und postirte sich das 2. Bataillon des 2. Regiments rechts, das 3. Bataillon links zunächst der Ruine Hanberg; die vier gezogenen Geschütze der Batterie Hutten nahmen Stellung an der Ruine, die sechs glatten der Batterie Mussinan links der Batterie Leyel, zu deren Seite aus die neuerdings vorbeorderte Batterie Schuster auffuhr. Unter diesem Schutze bewerkstelligte die Division ihren Aufmarsch à cheval der Straße. Was die 4. Division (Hartmann) betrifft, so hatte dieselbe um 2 Uhr Nachmittags die ihr anbefohlene Bewegung gegen Eussdorf und Aura begonnen, und war Generalmajor Cella mit 3 Bataillonen der 8. Brigade, 1 Estadron und 4 glatten Geschützen nach Ramsthal aufgebrochen; der Rest der Division zog sich allmählig gegen Oerlenbach. Während dieser Bewegung trafen aber Meldungen ein, daß sowohl Euerdorf besetzt sei, als auch feindliche Infanterie von

Digitized by Google

Kissingen her anrücke. Auf dieses hin hielt es der General Hartmann für geboten, den Vormarsch auf Euerdorf einzustellen und sich zur Deckung der Schweinfurter Straße bei Oerlenbach zu konzentriren, um so mehr, als er aus der Richtung des Kanonendonners den ungünstigen Verlauf des Gefechtes entnehmen konnte. Bevor jedoch diese neue Bewegung vollendet war, erhielt der Divisionär (gegen halb 5 Uhr) die Ordre des Feldmarschalls, mit allen disponiblen Truppen auf den Kampfplatz zu eilen; wenige Minuten später kam aber aus Männerstadt eine vom Generalstabs-Unterchef gleichfalls im Namen des Höchstkommandirenden ertheilte Weisung an, welche das Festhalten bei Poppenhausen verlangte. Abgesehen von der Kollision dieser Befehle war bei der vorgerückten Tageszeit und in Anbetracht der großen Entfernung vom Gefechtsfelde, so wie der beträchtlichen Strecke, auf welche die Division selbst vertheilt war, ein rechtzeitiges erfolgreiches Eingreifen derselben nicht mehr zu hoffen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Joh. Nep. Zwerger †.] Am 28. Juni wurde zu Cannstatt der Professor der Bildhauerkunst Herr Joh. Nep. Zwerger, der daselbst am 26. Juni nach kurzer Krankheit sanft entschlief, bestattet. Geboren im Jahre 1796 in Donaueschingen im Großherzogthume Baden, war er anfänglich bei seinem Studium der Bildhauerkunst ein Schüler des unvergeßlichen Dannecker, später in Rom — er reiste 1822 nach Italien — von Thorwaldsen. Seit Ende der 1820er Jahre war er an dem Städel'schen Institut in Frankfurt a. M. thätig.

Zu dem großen in diesem Sommer in Chicago in den Vereinigten Staaten stattfindenden Sängerfeste des nordamerikanischen Sängerbundes sind auch von verschiedenen deutschen Gesangvereinen Vertreter deputirt worden, welche am 11. Juni mit dem Hamburger Dampfer „Germania" in New-York gelandet sind. Sie wurden bereits am Bord des Dampfers von dem nordamerikanischen Komite festlich begrüßt und bis zu dem Landungsplatz in Hoboken geleitet. Im Ganzen haben freilich nur sieben Delegirte die Reise gemacht, es sind dies die Herren: Viktor Welter vom Kölner Männergesangverein, Rudolph Palzow vom Nürnberger Sängerbund, Oskar Kreß vom Männergesangverein „Concordia" zu Kirchen (Baden), Julius Fuchs vom Märkischen Sängerbund in Berlin, Franz Arras von der Liedertafel in Dresden, Reimbeck und Sohn vom Niederrheinischen Sängerbund in Hamburg. Am Montag Abend erfolgte ihre Abreise mittelst der Pennsylvania-Zentralbahn nach Chicago, beiläufig bemerkt, eine Strecke, wie die von Wien nach Petersburg, so daß man ihre Ankunft dort erst am darauffolgenden Mittwoch Morgen erwarten konnte. Uebrigens war die Landung der deutschen Sänger sofort von New-York nach Chicago telegraphirt, und noch während man am Donnerstag Abend beim Festmahle beisammen saß, langte von dorther folgendes Telegramm an: „Willkommen, Sängerbrüder aus Deutschland! Mit 50 Kanonenschüssen feiern wir Eure Ankunft auf amerikanischem Boden. Großer Enthusiasmus herrscht hier. Das Comite des nordamerikanischen Sängerbundes."

Räthsel.

Eine Anzahl gleicher Brüder
Geh'n wir wohlgemess'nen Schrittes,
Körperlos, doch gleichen Schnittes
An dem Saume auf und nieder.

Jeder dient dem einen Zwecke:
Daß auf einer and'ren Reihe,
Einen Freund er in sich stecke
Und ihm Festigkeit verleihe.

Einen dieser guten Brüder
Schmückt ein Band manchmal als Wimpel —
Bald zum Lohne des Verdienstes,
Bald zum Schmucke für den Simpel.

Auflösung der Charade in Nr. 137:

„Sieben" — ist eine bedeutungsvolle Zahl!
Und würd' ich Alles nennen, wo Sieben jedesmal
Als Zahlwort geht voraus,
Dann ging ich über das gesteckte Ziel hinaus.
Ich führe einfach nur den „Bürgen" davon an, der,
wie bekannt,
Nicht selten dienen muß als Unterpfand
Wann Einer von dem Andern Geld muß borgen;
Doch Bürgen — schützen auch nicht immer vor Verlust!
Ein Schuldner macht mit „Sieben-Bürgen" wie Jedem
ist bewußt —
Viel tausend Gläubigern, und auch vielleicht dem Leser
— recht viele Sorgen.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. Ph.

Redakteur Gustav Nessert. — Druck und Verlag der A. Bailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 153 Samstag, 4. Juli 1868

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

„Ich denke," fuhr er fort, „nach Allem, was ich höre, daß er mehr Schwierigkeiten bei der Regelung seiner Geschäfte finden wird, als man glaubt; und meiner Ansicht nach wäre es besser gewesen, er hätte England gleich verlassen, denn über kurz oder lang wird er doch dazu genöthigt sein. Sage mir, Monrose, findest Du es nicht sonderbar, daß Mark Hetham, die personifizirte Ehre und Rechtlichkeit einen Mann wie Fred Carlton begünstigt, ja ihn scheinbar unterstützt?" Bei Jemand Anderen würde das nicht auffallen, aber hier halte ich es in mehr als einer Hinsicht für eine große Unvorsichtigkeit, von unserem verehrten Wirthe."

„Wie so?" fragte Arthur, der Ansicht bin ich durchaus nicht. Ich sehe nicht etwas Besonderes in dem Wohlwollen und der Güte meines Onkels, einem in Noth gerathenen Neffen beizustehen und ihn zu sein Haus einzuladen, der sich, ausgenommen einer einzigen unglücklichen Leidenschaft, vor vielen Männern auszeichnet, und der, das wird ihm Niemand absprechen, von ehrlicher und grobdenkender Sinnesart ist."

„Nun," erwiderte Horace, „fern sei es von mir, den guten Namen eines Mannes anzutasten oder den ersten Stein aufreben zu wollen, aber ich fürchte, wenn Du seine Gläubiger fragtest, würdest Du eine ganz andere Geschichte zu hören bekommen. Aber das geht mich Nichts an."

Eine Pause trat ein, dann fuhr Horace im ernsten Tone fort:

„Ich will Dir jetzt ohne weitere Zurückhaltung sagen, was Dich überraschen wird, Arthur, aber Du weißt, daß ich es gut meine: Viele tadeln Mark Hetham, daß er einen so gefährlichen Mann, diese größte aller männlichen Koketten, in sein Haus eingeführt, und demselben einen so nahen Umgang mit seiner Familie, namentlich seiner schönen Tochter, gestattet. Ich verstehere Dich, die Welt tadelt ihn sehr scharf."

„Dummes Zeug!" rief Arthur verächtlich aus, obgleich ihm das Blut ins Gesicht stieg, „die Welt soll sich um sich bekümmern. Mark Hetham wird seine Töchter schon hüten und ich will Dir nur sagen: die sind nicht aus einem so geschmeidigen Stoffe gemacht, daß ihre Herzen gleich schmelzen bei den süßlich lauen Worten eines Laffen. Die Welt wird bald genug hören, wer der glückliche Mann ist, der das Herz der schönen Härriett erobert hat, und", fügte er zornig hinzu: „mag der sich hüten, dem es einfiele, mir meinen Schatz zu rauben."

Lord Monrose schwieg und Arthur fuhr fort: „Horace, Du siehst so ernst und traurig aus, als ob Du argwöhntest, daß Rosas Kälte gegen Dich aus Carltons bezauberndem Benehmen entspränge? Kann das der Grund von den langen Tiraden sein, die Du mir gehalten hast. Ach, junger Mann," rief er scherzend, „hüte Dich vor dem grünäugigen Ungeheuer der Eifersucht!"

„Monrose," rief Horace, die Zeit vergeht, man wird unsere Abwesenheit bemerken, und so schön es auch hier außen ist, mich fängt an zu frösteln, und so will ich zur Sache kommen. Ich will Dich nicht benutzen, ich will Dir nur die Augen öffnen. Nicht bei der lieblichen Rosa wird er seine Kunst versuchen, ihre kindliche Einfachheit, ihre ruhige Haltung schützt sie davor, es ist keine Gefahr, daß er das Veilchen der grünenden Rose vorziehen wird."

Er hielt inne, denn Arthur hatte seinen Arm krampfhaft umfaßt und im fliegenden aufgeregten Tone rief er aus:

„Wenn Du durch Gründe den schwarzen Verdacht, den Du in meine Seele wirfst, rechtfertigen kannst, so thue es nicht in räthselhaften Worten, sondern nenne mir sie offen, und: beim klaren Himmel über uns; — aber nein, es ist zu lächerlich, zu albern, die verwandtschaftliche Zuneigung eines Cousins, der noch dazu so viel älter ist, als sie, mit dem Versuche, ihr Liebe einflößen zu wollen, zu verwechseln. Außerdem weiß Carlton, daß ihr Herz einem Andern gehört, und daß dieser Bund durch den Willen der Eltern geheiligt ist, die ihm in seiner Noth beigestanden und dem Unglücklichen ihr Haus geöffnet haben. Horace," fuhr Arthur mit von Unwillen bewegter Stimme fort, „ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß ein so ehrenhafter Mann, wie Du, fähig wäre, einen so ungerechten abscheulichen Verdacht zu hegen!"

Lord Horace schüttelte den Kopf, als ob er ausdrücken wollte, wie wenig sein Freund noch die Welt

Digitized by Google

und ihre Schlechtigkeit kenne, ging dann mit großem Takte näher auf seine Ansicht ein und zeigte ihm den wahren Charakter Carltons. Er theilte ihm die Bemerkungen mit, die selbst die Gäste gemacht hätten: daß, wenn Arthur Monrose seine schöne Cousine heimführen wolle, er sehr auf der Hut vor Fred Carlton sein müsse; denn man sehe auf den ersten Blick, daß seine Aufmerksamkeit mehr als Galanterie sei, und daß selbst einige Herren geäußert hätten, Carlton scheine jetzt sein Talent, Frauenherzen zu ködern, nicht allein auf das Herz der schönen Harriett, sondern wohl auch mit auf ihr Gold anwenden zu wollen, das seine zerrütteten Verhältnisse bald wieder in Stand setzen würde. Er sagte noch viel, allein Arthur hörte ihm nur mit spöttischem Lächeln zu, als dächte er, daß sich die Welt vielmehr an Fred, als dieser an ihr versündigte. Freilich durfte und konnte ihm Horace nicht sagen, daß man auch bemerkt hatte, wie die schöne Harriett in seiner Gegenwart nur ihm allein zulächele, daß sie aber in seiner Abwesenheit dasselbe mit Carlton thue, und sich ganz angenehm von ihm die Zeit vertreiben lasse.

Das konnte ihm Horace nicht sagen, vielleicht war es nur bloßes Geschwätz, durch Neid und Bosheit hervorgerufen. Aber er hatte es für seine Pflicht gehalten, seinen ehrenhaften Cousin, für den solche Schlechtigkeit nicht denkbar war, aufmerksam zu machen und überließ es ihm nun selbst zu handeln.

Der Letztere dankte ihm lachend in einer Art und Weise, die zeigte, daß er den Werth der Warnung gar nicht begriff.

Er fühlte sich so stark, so vertrauensvoll in seiner Liebe, die so edel, so warm in seinem reinen arglosen Herzen glühte, daß er denselben Maßstab auch an Harriett's Herz legte und stolz zu sich selbst sagte: „Eine solche Liebe, wie die unsere, kann kein Mensch, kein Umstand trennen! Nie! Niemals! Nur der Tod kann uns scheiden!“

Das glänzende Gewirr des Gesellschaftssaales blendete zwar die beiden Herren, als sie aus dem Halbdunkel hereintraten, aber Horace bemerkte doch den eilig suchenden ängstlichen Blick, mit dem Arthur die einzelnen Gruppen überfuhr, bis er da haften blieb, wo seine schöne Geliebte saß.

Kurz vor dem Eintritt der beiden Freunde war sie von einer Gruppe Herren umgeben gewesen, die sich jetzt zerstreut hatten, bis auf einen, der über die Stuhllehne gebeugt, lebhaft mit ihr sprach, während sie ihm aufmerksam und wohlgefällig zuhörte.

Arthur lehnte sich mit einer Tasse Kaffee in der Hand an einen Marmortisch neben der Thüre. Er wünschte Lord Horace nicht die bitteren Gefühle zu zeigen, die seine Warnungen in ihm geweckt hatten, denn der Zweifel war in seinem Herzen eingezogen, sein Glück war dahin. So gern er jetzt zu Harriett, an seinen rechtmäßigen Platz den ein Anderer sich angemaßt hatte, gegangen wäre, so gern er sie gefragt hätte, warum ihre Augen einem Anderen ebenso zulächelten wie ihm, warum sie mit einem Anderen sich augenscheinlich eben so angenehm unterhalte, so fürchtete er doch, man möchte ihn für eifersüchtig halten, und knüpfte daher ein Gespräch mit einer alten Dame an, die es freilich allein führte, denn er hörte keine Sylbe davon.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefecht bei Kissingen.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Krieg des Jahres 1866.)

(Fortsetzung.)

Generallieutenant v. Hartmann beschloß deßhalb eine solche Stellung zu nehmen, die die Schweinfurter Straße decken und ließ demgemäß die 7. Brigade die Höhen östlich der Wern bei Poppenhausen besetzen, die 8. aber sich zwischen Pferdsdorf und Ebenhausen längs der Chaussee aufstellen, von wo aus nach Ebenhausen und Oerlenbach Abtheilungen kamen. Diese Anordnungen wurden dem Oberkommando sofort gemeldet. 5. Moment. Von 5—8½ Uhr. Bei Rüdlingen war um diese Zeit der Geschützkampf verstummt, nur das Gewehrfeuer dauerte noch hier und dort, aber schwach, fort. General von Wrangel glaubte den Gefechtszweck erreicht zu haben, sammelte das Gros seiner Brigade bei Winkels und ließ die vorliegende Höhenkette mit Vortruppen besetzen, während Rüdlingen, der Kalvarienberg ꝛc. ꝛc. noch gehalten werden sollten. Auf der Ostseite vollendete indessen die Division Stephan ihren Aufmarsch. Die Brigade Welsch, welche mit 3 Bataillonen die Spitze gebildet hatte, stund, wie gleichfalls schon angeführt, mit dem 2. Bataillon (Dunze) des 2. Regiments zur Rechten der Batterie Lepel, und zwar in Kompagniekolonnen mit Plänklern vor der Front und in der rechten Flanke, dahinter das 1. Bataillon (Lachemaier) des 8. Regiments in der nämlichen Gefechtsform als zweites Treffen. Das 3. Bataillon (Murmann) des 2. Regiments hatte an dem Angelpunkte des Debouchés, nämlich an der Ruine, Stellung genommen; die beiden Schützenkompagnien waren auf die Kuppe, die 9. auf den nördlichen Abhang des Schloßberges als Plänkler vorgeschoben worden, die 12. Kompagnie hatte die Bedeckung der gezogenen Geschütze übernommen und die 10. mit der 11. waren in Reserve am östlichen Hange geblieben. Das erste Bataillon des 12. Regiments, welches hier gestanden, ging nun zurück, um sich an der rückwärtigen Straßenbiegung zu sammeln, und die Plänkler des 2. Regiments übernahmen das Feuer gegen die Ortschaft. Außerdem waren um diese Zeit noch in ihrer Stellung auf dem Hange des

Digitized by Google

Schloßberges verblieben: 11 Kompagnie vom 2. Bataillon des 12. Regiments, die hier postirten Kompagnien vom 3. Bataillon des 15. Regiments und das 3. Bataillon des 4. Regiments. Hinter dem genannten 3. Bataillone der 2. Brigade war Generalmajor v. Steinle nachgerückt und unter dem Schutze der noch im Feuer stehenden Plänkler des 7. Jägerbataillons und des 15. Regiments debouchirt. Am Fuße des Schloßberges, etwas links rückwärts der Batterie Mussinan marschirte in Kompagniekolonnen das 2. Bataillon (Ober-Ihl) und hinter diesem in Bataillonskolonne das 3. (Laun) des Leibregiments, in dritter Linie endlich, gleichfalls in Kolonne, das 2. und 3. Bataillon (Ysenburg und Schultheiß) des 1. Regiments auf. Das 2. Jägerbataillon (Treuberg) hatte links vom 3. Bataillon des 2. Regiments die Höhen besetzt und 2 Kompagnien an deren westlichen Rand vorgeschoben; das 1. Bataillon des 2. Regiments und das 3. Chevauxlegersregiment blieben in Reserve. Unterdessen hatte der Nachlaß des Feuer, so wie die Meldung der eben mit dem gerettelten Geschütze aus Rüdlingen zurückkehrenden Abtheilung die Schwäche des im Orte stehenden Feindes beurkundet. Es wird nun beschlossen, die Offensive zu ergreifen und vorerst das Dorf wieder in Besitz zu nehmen. Nach einer kurzen Beschießung durch Artillerie, während gerade die letzten Bataillone im Begriffe sind, ihren Aufmarsch zu bewerkstelligen, beginnt der Vormarsch. Die 4 an der Straße stehenden Bataillone der 1. Brigade gehen direkt, die Bataillone Dunze und Lachemaier in der rechten, und das Bataillon Treuberg in der linken Seite auf Rüdlingen vor. Das 2. Bataillon des Leibregiments gelangt zuerst an das Dorf und zwingt die Preußen, dasselbe zu verlassen. Das 3. Bataillon ist dem vorangehenden auf dem Fuße gefolgt, rückt mit der einen Hälfte in den Ort nach und entsendet die andere auf den Kalvarienberg, gleichzeitig wird die eben zur Stelle befindliche Bedeckung des Divisionärs, 1. Zug des 3. Chevauxlegers-Regiments, links um das Dorf an den jenseitigen Ausgang beordert, um dem Feinde in den Rücken zu fallen. Derselbe hat jedoch, als die Reiter dort eintreffen, Rüdlingen schon verlassen, und, während letztere den nassen Graben im Thalgrunde überschreiten, den Wald erreicht. Von dort aus aber schickt er ihnen ein so heftiges Feuer entgegen, daß sie wieder zurückkehren müssen. Das 2. Bataillon des Leibregiments besetzt nun mit einigen Kompagnien die äußersten Häuser von Rüdlingen so wie den vorliegenden Graben und nimmt mit dieser das vom Sinn- und Schlegelsberge her beginnende feindliche Feuer auf, während der Rest geschlossen in der Ortschaft als Reserve bleibt. Auch das 3. Bataillon des Regiments, dessen einer Theil rechts der Straße längs des nassen Grabens Posto gefaßt und dessen anderer den Höhenrand des Kalvarienberges besetzt hat, nimmt Antheil an dem sich nun entspinnenden Plänklergefechte. Was die Art und Weise anlangt, in welcher die übrigen Abtheilungen der Division der Bewegung des Zentrums folgten, so hatten sich vom 3. Bataillon des 2. Regiments die beiden Schützenkompagnien nebst der 9. und 12. vom Schloßberge über die Einsenkung auf den Calvarienberg gezogen und dort neben und zwischen den Abtheilungen des Leibregiments Stellung genommen, die beiden Reservekompagnien rückten auf dem Hange des Schloßberges nach, doch ohne diesen zu verlassen. Die beiden vordersten Kompagnien des 2. Jägerbataillons gingen im Süden des Dorfes über den Calvarienberg vor, das in Reserve gehaltene Halbbataillon folgte später auf denselben nach. Das 2. Bataillon des 1. Regiments marschirte bis vor Rüdlingen auf der Straße, bog dann rechts ab, durchzog, (die 3. Schützenkompagnie voraus, um nach rechts mit dem 2. Bataillon des 2., nach links mit dem Leibregiment in Verbindung zu kommen), den nördlichen Theil der Ortschaft, und setzte außerhalb, nachdem es sich in Kompagniekolonnen formirt hatte, den Vormarsch gegen den Sinnberg fort. Zu seiner Rechten und ungefähr in gleicher Höhe war auch das 2. Bataillon des 2. Regiments vorgerückt, und nur dessen 5. Kompagnie, welche die Deckung der rechten Flanke zu besorgen hatte, so wie die mit der Durchsuchung des nördlichen Dorfrandes beauftragte 3. Schützenkompagnie etwas zurückgeblieben. Das 3. Bataillon des 1. Regiments hatte, als der Angriff begann, erst seinen Aufmarsch ausführen müssen, und konnte daher nur mit vergrößertem Abstande dem vorausmarschirenden 2. folgen. Letzteres wurde, unmittelbar nachdem es aus Rüdlingen debouchirt war, namentlich vom Schlegelsberge her heftig beschossen und zog daher links an der Hainmühle vorüber rasch nach der nordöstlichen Waldecke des Sinnberges; seine vorauseilenden beiden Schützenkompagnien säuberten die dort schwach besetzte Lisière und drängten ins Innere nach, während sich das Bataillon am Waldrande gegen das Feuer gedeckt fand. Kurz darauf erreichte auch das 2. Bataillon des 2. Regiments, welches seinen Vormarsch durch einen schützenden Hohlweg ausgeführt hatte, und durch diese Ausbiegung etwas zurückgeblieben war, zur Rechten jener Waldecke das Gehölz. Das 3. Bataillon des 1. Regiments kam gleichfalls nach einer kleinen Weile an den Waldsaum heran, dieses etwas links jener Ecke. Das 1. Bataillon des 8. und das 1. des 2. Regiments hingegen waren hinter Rüdlingen zurückbehalten, und an der Straße weiter rückwärts in Reserve gestellt worden. Die Artillerie hatte inzwischen ebenfalls ihre Position verändert. Nach der Räumung Rüdlingen's durch die Preußen war die Batterie Mussinan bis an den Kirchhof vorgefahren und dort in Aktion getreten, die Batterie Lepel hatte sich nordwärts des Dorfes hinter dem 2. Bataillon des 2. Regiments eine flankirende Position gesucht, und die Batterie Schuster nebst den 4 gezogenen Geschützen Hutten's eine Reserveaufstellung bezogen." . . . . „Gegen die an-

Digitized by Google

greifende 1. Division stunden am Anfange preußischerseits nur das zum Beziehen der Vorposten bestimmte 2. Bataillon des 55. Regiments und das 19. Regiment auf den Höhen, welch' letzteres bei der Wiederaufnahme des Gefechtes eben im Begriffe gewesen, sich an der Chaussee zu sammeln. Als das Feuer immer heftiger wurde, hatte Generalmajor v. Wrangel, die Fechtenden zu verstärken, ein Bataillon des 55. Regiments und eine Zwölfpfünder Batterie von Winkels vorbeordert. Beim erneuten Beginn des Gefechtes hatten sich nur schwache Kräfte der Preußen von der Waldlisière des Sinnberges, stärker jedoch an der Chaussee und am Holzrande des Schlegelsberges gezeigt. Während also der bayerische rechte Flügel geringeren Widerstand gefunden und vorausdringend zum Theil schon im Sinnberg-Walde Fuß gewonnen hatte, standen am Kalvarienberg, am Dorfausgange und im Thalgrunde von Nüdlingen die Plänkler noch weiter rückwärts, ein wohlgenährtes Feuergefecht mit dem am gegenüberliegenden Waldsaum des Schlegelsberges postirten Feinde unterhaltend. Es sollte nun nach ½6 Uhr auch vom Kalvarienberg aus weiter vorgerückt werden. Zwar erschien am Sattel zwischen Schlegels- und Sinnberg, einige hundert Schritte südlich der Chaussee, da wo die alte Landstraße den Höhenpunkt erreicht, die zur Unterstützung vorbeorderte preußische Batterie, allein deren Schußfeld war in dortiger Position sehr beschränkt. Sie konnte wohl das Dorf, den Kalvarienberg und auf den Schloßberg bewerfen, der Thalgrund jedoch war ihrem Feuer größtentheils entzogen. Unbehindert rückten daher die 3 auf dem Kalvarienberg postirten Kompagnien vom 3. Bataillon des Leibregiments über den Westhang des Berges, an dessen mit Bäumen bewachsenen Fuß sie gedeckte Stellung fanden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Am 28. Juni wurde in München der Maler Joh. Jak. Bräutigam begraben, der seinerzeit als Porzellan- und Glasmaler einen großen Ruf hatte, auch längere Zeit als Inspektor und Obermaler die oberste Leitung der k. Porzellanmanufaktur hatte. Später, als er in Ruhestand versetzt worden war, trieb er noch Glasmalerei fort, für die er stets große Vorliebe gehabt hatte; einsam und verlassen in seinen alten Tagen kaufte er sich der Pflege halber in das Elisabethen-Spital ein, wo er, fast ganz vergessen, am 26. v. Mts. seine Tage beschloß.

In Havre hat am letzten Sonntag das erste der mit ziemlichem Pomp angekündigten Stiergefechte stattgefunden, natürlich nur ein schwacher Abklatsch seiner spanischen Vorbilder, welche die fromme Kaiserin Eugenie, die dieselben sehr liebt, auf französischen Boden verpflanzt hat. Dem Unternehmer war von dem Präfekten jedes Blutvergießen, sei es von Thieren oder Menschen, strenge verboten worden und so waren denn die ohnehin abgestumpften Hörner der Stiere dick mit Baumwolle umwickelt, um Niemand schädigen zu können. Dafür hatte man aber auch billige Rücksichten auf das Wohlsein der Stiere genommen. An den Lanzen der Pikadores befanden sich keine Stacheln und der Matador erschien wohl mit seiner rothen Fahne, aber ohne Degen, er begnügte sich zu wiederholen, was vor ihm schon die Banderilleros gethan, nämlich dem Stier eine lange, an einem Ende mit Bändern geschmückte Nadel ins Fleisch zu stoßen, worauf derselbe abgeführt wurde, um am nächsten Sonntage sich von Neuem zu produziren. Die aus 5—6000 Menschen bestehende Zuschauermenge war auch ohne zerfleischte Pferde zufrieden.

Die „Deutsche Pariser Korrespondenz" schreibt: Die Behandlung, welche der holländische Arzt van Smitt dem preußischen Botschafter in Paris, Grafen Goltz, angedeihen läßt, besteht in Waschungen des Mundes mit Beimischung von Säften indischer Pflanzen, welche die vom Krebs angegriffenen Theile durchdringen und in ihren natürlichen Zustand zurückführen. Die Heilung soll wirklich gut vorwärts schreiten, doch verursacht sie dem Patienten heftige Schmerzen. Dr. van Smitt bedauert allerdings, daß Nelaton eine Operation vorgenommen hat, welche das Gelingen seines eigenen Verfahrens nur erschwert, aber er versichert dennoch, daß er im Stande sei, die Heilung des Kranken zu bewirken.

Die Vorbereitungen zum Sängerfeste der Deutschen in London gehen energisch und erfolgverkündend voran. Am Mittwoch fand eine größere Probe unter Leitung des tüchtigen Musiklehrers Paul Semmler statt. Die Sänger bekundeten nicht allein durch einen wahren Feuereifer, sondern auch durch eine seltene Präzision, daß sie entschlossen sind, dem deutschen Liede Ehre zu machen und den Wettkampf mit den älteren Vereinen Londons aufzunehmen.

[Das Homburger ABC.] Die drei Advokaten in Homburg heißen: Anthes, Bing und Cäsar. Die Homburger nennen das scherzweise ihr ABC. Der praktische Kursus zur Erlernung desselben soll ziemlich theuer sein.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 154 Montag, 6. Juli 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Lord Horace errieth, was in Arthur vorging, drum hielt er sich entfernt von ihm und vermied ihn anzusehen. Er sah wie sich neben Rosa, die ihn mit freundlichem Lächeln fragte, wo er mit Arthur so lange gewesen sei, und als sie den Letzteren bemerkte, sah sie ihre Schwester an und dann wieder Arthur und ihr sanftes Gesicht bekam einen ängstlichen Ausdruck.

Lord Horace bemerkte Alles. „Wünschen Sie Monrose etwas zu sagen?“ fragte er.

Erröthend antwortete sie: „Nein, nicht gerade, höchstens das, daß meine Schwester eben nach ihm gefragt hätte.“

In diesem Augenblick näherte sich Mark Hetham, Arthur und sagte in leisem Tone: „Nun Arthur, wir dachten, Du hättest Dich verloren. Wo bist Du gewesen? Harriett hat oft nach Dir gefragt, und sieht ganz erstaunt aus, daß Du Mrs. Ferrets Unterhaltung der ihrigen vorziehst.“

Arthur sah auf und ihrem liebevollen Blicke begegnend, war er im nächsten Moment am anderen Ende des Zimmers.

„Monrose,“ rief Carlton, als er sich näherte, „wir hoffen, daß Du Dich durch Mrs. Ferrets angenehme Unterhaltung beglückt fühlst. Wir haben Dein vor Wonne strahlendes Gesicht beobachtet und sind beinahe vor Lachen gestorben.“

Die Thüre zum Tanzsaal wurde jetzt geöffnet, und Mark Hetham wünschte, daß Arthur und Harriett den Anfang machen möchten, damit die Anderen folgten.

Arthur bot Harriett den Arm.

„Du verdienst es kaum,“ sagte sie, indem sie ihn annahm. „Warum bist Du den ganzen Abend nicht bei mir gewesen?“

„Ich bin mit Horace auf der Terrasse spazieren gegangen, und als ich zurückkam, schienst Du Dich sehr angenehm zu unterhalten.“

„O, ich habe die ganze Zeit mit Fred gesprochen, er ist so außerordentlich unterhaltend.“

„Es schien so, darum wollte ich nicht stören.“ Sie lachte, und sagte: „Nun, sieh nur nicht so böse aus, sonst wünsche ich ihn am Ende zurück.“

Es lag eine solch' offene Harmlosigkeit in ihren Worten, daß sich Arthur seiner Eifersucht schämte; er wurde wieder heiter, und in seiner Großmuth stellte er sich im Contretanz Fred Carlton gegenüber.

Als der Tanz zu Ende war, und er mit seiner Tänzerin herumging, sah sie ihn plötzlich an, und sagte halb lachend, halb verlegen: „Weißt Du, daß ich Fred Carlton den nächsten Walzer versprochen habe?“

Arthur fuhr zusammen, denn sie hatten sich neulich das Wort gegeben, daß keines von Beiden mit Jemand Anderem walzen wollte. Harriett sah, daß er böse war; — „Fred walzt so schön!“ sagte sie dann im entschuldigenden Tone, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen.“

„Aber wir hatten uns das Versprechen gegeben?“

„Ach ja, das war sehr leicht für Dich, da Du nicht gern und auch schlecht Walzer tanzest, aber ich will Dir den Genuß verschaffen, einen Walzer schön tanzen zu sehen, und da kannst Du etwas davon lernen.“

„Liebe Harriett,“ sagte Arthur bittend, „thue mir den Gefallen und walze nicht; auch weißt Du, daß es der Vater gar nicht liebt, wenn Du Walzer tanzest.“

„Dummes Zeug!“ antwortete sie, die Stirne runzelnd, „der Vater wird nichts dagegen haben, wenn ich mit meinem Cousin walze, und da ich bis jetzt unter keiner andern Autorität stehe, so —“

Sie waren Beide still, bis sie an den Platz kamen, wo Mark Hetham stand, Harriett trat schnell zu ihm, legte ihre kleine Hand auf seinen Arm und fragte stolz: „Papa, hast Du etwas dagegen, wenn ich mit Cousin Carlton walze?“

Mark Hetham zögerte mit der Antwort, sah Arthur an, der seinen Kopf abgewendet hatte, und sagte: „Das überlasse ich Monrose, wenn er nichts dagegen hat!“ und damit ging er fort.

Harriett wurde roth und biß sich in die Lippe.

Der Walzer begann, Fred Carlton näherte sich, — sie sah Arthur trotzig an, als ob sie sagen wollte: „Muß ich mich Deiner Laune fügen?“

Er verstand sie, neigte ernst den Kopf und ließ kalt ihren Arm los. Das sagte ihr aber eben so gut, wie Worte: „Du kennst meine Ansicht, aber da Du nicht willst, daß ich Dir etwas vorschreibe“ — —

Digitized by Google

Einen Augenblick schwankte sie, aber im nächsten führte sie Fred Carlton davon.

Arthurs Herz zuckte, und er wandte sich schmerzlich ab; da faßte eine Hand seinen Arm und die Worte: „Arthur, theurer Arthur, nur diesen Walzer mit Fred, ich verspreche es Dir!“ klangen in seine Ohren.

Er sah auf, Harrietts mit Thränen gefüllte Augen blickten ihn bittend an, und noch einmal kehrten Wonne und Glück in seine Seele zurück, denn wen außer ihn würde das stolze Mädchen um Verzeihung gebeten haben?“

Lord Horace stund so nahe, daß er jedes Wort hörte. Er dachte: „Armer Arthur, nur mit Fred diesen Walzer! Ah!“ fuhr er fort, als er den Ersteren sich neben Rosa setzen sah, „du hättest viel besser gethan, wenn du nicht so hoch gestrebt hättest, deine sanfte sängere Cousine hätte viel besser für dich gepaßt.“

Diese Betrachtung wurde durch die Umstehenden mit den Worten unterbrochen: „Wie schön sie walzt, wie graziös! Ist das nicht herrlich, Lord Montfort — sehen Sie nur —“

Ja sie tanzten reizend, bezaubernd; er trug sie fast schwebend in seinen Armen in diesem berauschenden Tanze dahin.

Alle standen still, aller Augen waren auf sie gerichtet, und als sie einhielten, glühte das Gesicht der schönen Tänzerin vor Vergnügen und sie rief aus: „Ach, wie schön, wie herrlich!“

„Ja wohl, herrlich, reizend!“ rief auch ihr Tänzer. Und noch einmal umfaßte er ihre feine Taille, und dahin wirbelten sie, als möchten sie durchs Leben so fortfliegen.

Es schien Arthur, als wolle der Tanz nicht aufhören; nie war ihm einer so lang geworden.

„Schon vorbei, nicht noch eine Tour?“ rief Harriett, als sie Fred Carlton auf ihren Sitz führte.

„Armer Arthur,“ dachte Horace. — „Nur Fred Carlton, — nur Er.“

(Fortsetzung folgt.)

Der internationale Frauenbund.

Die „Zukunft“ theilt das Zirkular mit, durch welches von der Bildung des in der Ueberschrift genannten Bundes Kunde gegeben wird. Dasselbe lautet:

Von dem Wunsche beseelt, die edlen Ideen, welche die Friedens- und Freiheitsliga unter den Massen zu verbreiten sucht, auch ihrem Geschlechte zugänglich zu machen, haben Genfer Damen die Initiative zur Gründung eines internationalen Frauenbundes ergriffen und ein mit genannter Liga in Verbindung stehendes Zentral-Komite erwählt. Sie wenden sich demnach an alle Frauen jeden Landes und jeden Standes, mit der Bitte, sich ihnen zum Gelingen des unternommenen Werkes anzuschließen.

Bis jetzt waren die Frauen durch beinahe unübersteigbare Hindernisse, welche Gewohnheit und Vorurtheil geschaffen, von einander getrennt und hat diese Isolirung eine Menge von Uebeln erzeugt, welche dieser Bund zu vermindern und womöglich gänzlich aufzuheben sich bestreben wird.

Indem sie sich vereinigen und verbinden, lernen die Frauen eigentlich erst, sich zu verstehen, zu lieben und zu achten. Die Muthigsten unter ihnen werden die Schwachen und Aengstlichen anfeuern und unterstützen, und Alle, so gegenseitig aufgeklärt, ermuthigt und unterstützt, werden die gesegneten Früchte des Bundes auf ihre Familien, insbesondere auf ihre Kinder, übertragen.

In der Ueberzeugung endlich, daß der größere Theil der Schwachheiten und thörichten Handlungsweise, welche man der Frau vorwirft, und welche einen Schatten auf ihre Fähigkeiten und Tugenden werfen, der gegenwärtigen Organisation der menschlichen Gesellschaft zugeschrieben werden muß, beabsichtigen die Gründerinnen auch durch den internationalen Bund für die Frau all' die Rechte, welche die Männer im Staate besitzen, und insbesondere das Recht auf Arbeit und die Berechtigung zu allen Berufsfächern zu erlangen zu suchen.

Wir hoffen bei allen Frauen Gehör und Mitwirkung zu finden und übersenden Ihnen deßhalb beigedruckte Statuten, mit der Bitte, sie in Ihren Kreisen zu verbreiten, Beitrittserklärungen zu erwirken, die Bildung von Lokalkomites zu erstreben und uns das Resultat Ihrer Schritte für die französische und italienische Sprache unter der Adresse: **Mm. Marie Faucon, rue du** Monthlanc 9, à Genève, und für die deutsche und englische Sprache unter der Adresse von Frau Marie Goegg in Biel (Schweiz), gefälligst zusenden zu wollen.

Genf, Juni 1868.

Mit vollkommener Hochachtung
Für das Zentralkomite des internationalen
Frauenbundes:
Die Vorsitzende Marie Goegg.

Die Statuten des internationalen Frauenbundes lauten:

I. Zweck.

Art. 1. Der internationale Frauenbund, welcher eine Sektion der Friedens- und Freiheitsliga bildet, hat zum Zweck, mit all' seiner Macht die Männer in ihren Bestrebungen für die Freiheit, die Bildung und den Wohlstand der Völker und für den dauernden Frieden zwischen denselben zu unterstützen und die gesetzige Ausbildung und soziale Besserstellung der Frau zu fördern.

II. Mittel.

Art. 2. Jedes Mitglied leistet vom Tage der Bei-

Digitized by Google

stillserklärung, an einen unbestimmten Beitrag von 25 Centimes (7 kr. oder 2 Silbergroschen).

Art. 3. Weitere freiwillige Beiträge von was immer einem Werthe werden vom Komite dankbar angenommen.

Art. 4. Die Mitglieder sollen mit allen ihren Kräften zum Gelingen des Werkes beitragen und namentlich sich bemühen: a) neue Beitrittserklärungen zu sammeln, b) auf die Zeitung: „Die Vereinigten Staaten von Europa", das Organ der Friedens- und Freiheitsliga abonniren zu lassen, und c) zur Erreichung des in Art. 1 angegebenen Zweckes durch alle möglichen Mittel, insbesondere durch Verbreitung von hierauf bezüglichen Flugschriften ꝛc. beizutragen.

III. Organisation.

Art. 5. Ein aus mehreren Damen bestehendes Zentralkomite mit dem Sitze in Genf empfängt die Beiträge, führt sie ihm zugekommenen Bestellungen auf die Zeitung: „Die Vereinigten Staaten von Europa" aus, besorgt überhaupt Alles, was zur gehörigen Verwaltung des Frauenbundes erforderlich ist. Dieses Komite ist durchaus selbstständig, wird aber mit dem Zentralkomite der Friedens- und Freiheitsliga, welches in Bern seinen Sitz hat, in Berkehr treten und demselben nach Vorschrift des Art. 11 die Beiträge zustellen.

Art. 6. Unter Anschluß an das Genfer Zentralkomite haben sich in allen Ländern, wo eine thätigende Zahl von Anhängerinnen eine unmittelbare Leitung erfordert, Nationale und Lokalkomites zu bilden und sind von demselben beim Zentralkomite regelmäßige halbjährige Berichte über die Zahl der Vereinsmitglieder und die Bestellungen auf die Zeitung: „Die Vereinigten Staaten von Europa", über die Einnahme von vorgeschriebenen und freiwilligen Beiträgen, so wie über die in Art. 4c. empfohlenen Arbeiten einzusenden.

Art. 7. Ein Komite wird nur für ein Jahr ernannt; aber seine Mitglieder können von Neuem erwählt werden.

Art. 8. Die Damen des Komites haben sich jedesmal, wenn eine derselben es für nöthig erachtet, zu einer außerordentlichen Sitzung zu versammeln.

Art. 9. Auf spezielles Verlangen werden die Namen der Mitglieder des Komites, so wie der dem Bunde Beigetretenen nicht veröffentlicht.

Art. 10. Jedes Jahr findet eine vom Zentralkomite einzuberufende und zu präsidirende Generalversammlung von Delegirten aller Anschlußvereine statt, um den Jahresbericht anzuhören, zu diskutiren und zu genehmigen, um neue Vorschläge entgegen zu nehmen und um das Zentralkomite für das nachfolgende Jahr zu ernennen.

IV. Besondere Bestimmungen.

Art. 11. Das Zentralkomite verfügt von diesem Jahr nach Deckung seiner und der Lokalkomites Kosten über den Ertrag der Beiträge zu Gunsten des Friedens- und Freiheitsbundes und überträgt hierüber den künftigen Generalversammlungen die weitere Bestimmung.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber einen Mordversuch, welchen ein Berliner Student an einem Mädchen gemacht, berichtet die „Voss. Ztg." Folgendes: Unglückliche Liebe war das Motiv, welches dem hoffnungsvollen jungen Manne die Mordwaffe in die Hand drückte. Seine Geliebte war die Tochter eines hiesigen achtbaren Bürgers, deren Bekanntschaft er vor etwa einem Jahre gemacht und zu welcher er eine so tiefe Zuneigung gefaßt hatte, daß er ernstlich daran dachte, sie einmal später zu seiner Frau zu machen. Das junge Mädchen rechtfertigte das Vertrauen nicht, welches er in sie gesetzt hatte. Sie war leichtfertigen Charakters und genußsüchtig; schon vor ihrer neuen Bekanntschaft, die sie nur ausbeuten zu wollen schien, hatte sie ihre Eltern, welche streng auf Zucht und Ordnung hielten, verlassen und eine eigene Wohnung in der Albrechtsstraße bezogen. Dieß Alles war dem jungen Manne bekannt, dennoch hoffte er, daß es ihm gelingen werde, sie auf einen andern Weg zurückzuführen. Mit Bewilligung ihrer Eltern, denen er sich offenbart, brachte er sie zu dem Zweck im hiesigen Magdalenenstift unter. Die strenge Hausordnung daselbst scheint ihr jedoch nicht behagt zu haben, denn schon nach wenigen Wochen war sie dort plötzlich verschwunden und hatte somit all die Zukunftspläne ihres romantischen Liebhabers zerstört. Dieser gerieth darüber in so große Verzweiflung, daß er den Entschluß faßte, sich das Leben zu nehmen. Zu dem Zweck hatte er sich vor einigen Tagen ein Terzerol gekauft; bevor er seinem unglückseligen Entschluß ausführte, wollte er jedoch seine unwürdige Geliebte noch einmal sehen und sprechen. Am Mittwoch den 1. Juli Abends begegnete er ihr in der Albrechtsstraße und wußte sie zu bewegen, mit ihm nach einem Gasthause in der Mittelstraße zu gehen, wo er ein Zimmer bestellte. Nachdem Beide die Nacht über dort zugebracht, stel am anderen Morgen in dem Zimmer, welches sie inne hatten, ein Schuß, man eilte herbei und traf auf der Hausflur das junge Mädchen mit blutbeflecktem Kleide, im Begriff, ohnmächtig zusammenzusinken. In's Zimmer eilend, sah man den jungen Mann beschäftigt, sein Terzerol, das nur einen Lauf hatte, von Neuem zu laden; man entriß ihm dasselbe sofort und versicherte sich seiner Person. Wie sich herausstellte, war der Schuß dem jungen Mädchen in die linke Brust gegangen und die Kugel unterhalb des Schlüsselknochens stecken geblieben. Die Schwerverletzte, an deren Rettung man nicht zu glauben wagt, wurde nach dem

Digitized by Google

Krankenhause transportirt. Der unglückliche junge Mann benahm sich bei seiner Verhaftung ruhig und gefaßt und legte sofort ein offenes Geständniß ab. Danach hatte der Hohn und Spott, welchen das leichtsinnige Mädchen seinen Vorhaltungen entgegengesetzt, ihn in eine so große Wuth versetzt, daß er, seiner Sinne nicht mehr mächtig, das Terzerol, dessen Ladung er anfänglich nur für sich bestimmt, ergriffen und auf sie abgefeuert hat. Nur durch das Hinzukommen der Hausbewohner sei er verhindert worden, noch einmal zu laden, um auch sich zu erschießen.

Der „Württemb. Staatsanzeiger“ schreibt: In diesen Tagen ist ein im Privatbesitz befindliches druckfertiges Manuskript von Schillers „Wallenstein“ (Lager und Piccolomini), welches zwar nicht von Schiller selbst geschrieben ist, aber eine große Anzahl Korrekturen und Beisätze von Schiller's Hand enthält, für die öffentliche Bibliothek in Stuttgart erworben worden. Der Werth des Manuskripts ist ein dreifacher: einmal für die Textkritik des genannten Schiller'schen Werkes, in welcher Beziehung es übrigens schon früher einmal benutzt worden sein soll, sodann als Autograph von Schiller, und endlich wegen des höchst interessanten Einblicks, den es in die geistige Werkstätte des großen Dichters gewährt, sofern an dem bereits zum Druck bestimmten Manuskripte mit der äußersten Sorgfalt noch eine Reihe von Aenderungen und Beisätzen vorgenommen und damit dem Werke die letzte Feile gegeben wurde.

[Neues Mittel, die Abweichung der Magnetnadel zu verhindern.] Herr Arson, der Ingenieur der Pariser Gaswerke, ist auf die glückliche Idee gekommen, die Abweichung zu beobachten, welche die ungeheuren metallischen Respizienten der Gasanstalt, die über 10,000 Kubikmeter Kohlenwasserstoffgas enthalten, auf die Magnetnadel hervorbringen. Nach zahlreichen Versuchen ist es diesem Gelehrten gelungen, zu entdecken, daß man diesen störenden Einfluß verhindern könne, wenn man die metallische Kontinuität unterbreche und zwar durch Zwischensatz (?) von Kupferplatten. Herr Arson hat daraus geschlossen, daß man auch den Seecompaß vor den Abweichungen werde schützen können, welche die enormen zur Konstruktion von Panzerschiffen verwendeten Eisenmassen verursachen. Es ist dies von der alleräußersten Wichtigkeit, denn die Anwendung von Eisen bei dem Bau von Schiffen nimmt immer riesgere Dimensionen an, selbst bei den Schiffen, welche nicht zur Kategorie der Monitors gehören. Der Erfinder hat ein Memoire über diesen Gegenstand bei der Akademie der Wissenschaften in Paris eingereicht und Herr Dumas, der perpetuelle Sekretär der Akademie, hat dasselbe in der letzten Sitzung vorgelegt. Wir sind gespannt auf den Bericht, welcher nächstens über die Erfindung abgestattet werden wird.

Ein großer Kongreß von Schachspielern wird auf die Anregung der britischen Schachspiel-Allerlation hin, am 23. November a. c. in London zusammentreten.

Auflösung der Charade in Nr. 138:

I.

O „Schleppe“! dich möchte ich besingen,
Allein: dich deiner würdig anzufassen —
Wird schwerlich mir gelingen,
Und drum ich dich deßhalb schon unbesungen lassen.

O „Tau“, du Zuflucht der Matrosen!
Getheert, und hundert Klafter lang;
Küßt' ich mit dir nach allen Windesrosen —
Mir wäre um mein bischen Leben bang.

Ins „Schlepptau“ lassen sich Viele nehmen,
Ins schwarzgetheerte — noch viel mehr; —
Wenn Einer sagt: ich soll mich auch dazu bequemen,
Dann sage ich: ich dank' recht sehr.

M. M.

II.

Damit man wohl es nicht leicht find',
Spricht du von einer alten Zeit,
In der als seltsam Modekind
Die „Schleppe“ hing an jedem Kleid.
Eil' heute nur zur Straße hin,
Genug siehst du solch' Feger zieh'n.

Mand' Schiff brach an den Klippen rauh,
Deß Anker nur am leichten Faden hing,
Statt an des Glaubens festem „Tau“,
Deß Steuer nur zur Erd', nicht auch nach oben ging.

Dein Lebensschiff ins „Schlepptau“ gar genommen,
Von Hochmuth, Neid, von Trug und List,
Da hat der schwarze Steuermann gewonnen,
Der steuert zu, bis du gefallen bist.

E.

Gleich richtig gelöst von A. Ph.

Redakteur Gustav Metzler. — Druck und Verlag der L. Wailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro 155 Dienstag, 7. Juli 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

XIII.

Der letzte Wagen war abgefahren. Die Familie Hetham und Arthur standen auf der großen Steintreppe, bis das letzte Geräusch erstarb, und sahen sich dann einander an, als ob sie fragen wollten: Was machen wir jetzt mit unserer Freiheit?

Als sie ins Zimmer zurückgekehrt waren, wurde der Vorschlag gemacht, die alte Ratne, die größte Merkwürdigkeit der Gegend, und ungefähr zwei Meilen entfernt, zu besichtigen, und dann auf dem nahen Pachthofe zu frühstücken.

Der Vorschlag erhielt allgemeine Zustimmung und ein Bote wurde an Fred Carlton gesandt, um ihn davon zu benachrichtigen. Er ließ sagen, er sei gerade aufgestanden, wolle sich aber eilig ankleiden, frühstücken und dann zu Pferde nachkommen.

Arthur hatte vor Kurzem einen wunderschönen kleinen Phaeton nebst ein Paar Pferden von seinem Onkel zum Geschenk erhalten, auf die er sehr stolz war. Er bat Harriett, sie fahren zu dürfen und sie nahm es mit Vergnügen an, denn es war nicht nach ihrem Geschmack, im geschlossenen Wagen zu sitzen, wie es für Mrs. Hethams Gesundheit erforderlich war.

Es war ein wunderschöner Vormittag zu Ende Februar. Der Frühling kämpfte schon mit dem Winter, denn während die Sonne auf dem lindgefrorenen Weg tausend Diamanten streute, guckten schon hier und da grüne Spitzchen an den Hecken hervor.

Die belebende Wirkung, die eine Fahrt in reiner frischer Luft hat, theilte sich auch unserem jungen Paare mit. Alle Vorfälle des gestrigen Abends waren aus Arthurs Gedächtniß verschwunden, die süße Geliebte saß neben ihm, ihr fröhliches Lachen klang in sein Ohr, ihre dunkelr Augen lächelten ihm zu, und Freude, ungemischte Freude und Hoffnung zog wie der mahnende Frühling wieder in seine Brust ein.

Harriett war fast ausgelassen, die Sprache schien ihr zu todt, sie sing an zu singen, Arthur fiel ein, und als sie die Worte sangen: „Denn es ist des Lebens schönste Stunde," so schien es nicht allein von ihren Lippen, sondern auch aus ihren Seelen zu kommen.

Mrs. Hetham und Rosa lächelten, als einzelne Laute ihr Ohr trafen, sie fühlten sich mit ihnen glücklich.

Aber der Gesang erreichte auch ein anderes Ohr, das Pferd wurde zu schnellerem Laufe angespornt.

„Das geht nicht!" murmelte er, „diese Töne klingen nicht wie der Seufzer eines gefesselten Herzens! Der Jugend glückichste Stunde — für mich verloren und dahin!" sprach er bitter. „Niemals hat es mein Herz so tief gefühlt, daß dieses goldene Licht erloschen ist, wie in dieser Stunde. Aber es soll noch einmal aufleuchten! Das reizende Lächeln dieses, ich darf mir's nicht verhehlen, heißgeliebten Mädchens, soll dieses dunkle Herz, das vor der Zeit durch den zerstörenden Einfluß einer leeren verdorbenen Welt vergiftet wurde, noch ein Mal erhellen! Ich habe bloß zum Zeitvertreib bisher mit der Liebe gespielt, aber niemals habe ich eine so tief und wahr empfunden, wie jetzt, da der Gegenstand derselben einem Anderen angehören soll. — Ist es denn möglich, daß ich — Fred Carlton — gefesselt bin? Kann es möglich sein? Die Welt wird es nicht glauben! — Sie wird mir eigennützige Beweggründe unterlegen; aber zu allen meinen Fehlern hat doch der nie gezählt, ein Glücksjäger zu sein. Kein Mensch kann mich dessen beschuldigen! Aber, bei Gott, die Welt urtheilt nicht immer so ganz schlecht; diesmal wäre es ein guter Lappen, meine löcherige Existenz wiederherzustellen. Schicksal, du hast mir bis jetzt nur dein Stiefmütterchen gezeigt, auch habe ich dich niemals um deinen Beistand in der Liebe angefleht, doch jetzt — gütige launenhafte Göttin Fortuna, lächle mir zu, denn Harriett Hetham muß mein werden! Aber da ist kein Zeit zu verlieren, viel muß noch gethan werden. Erst muß ich diesen jungen Mann von ihrem Herzen lösen, aber ich glaube, das Band ist schon gelockert der erfahrene, unüberwindliche Fred Carlton wird fortfahren, seine Schlingen sorgfältig zu legen. Muth! nur Muth, und der Preis ist mein!"

Mit diesen Worten gallopirte er an die Seite des Wagens.

Der Gesang hörte auf, die Pferde gingen langsamer, uno eine kleine Hand streckte sich ihm zum Willkommen entgegen; er drückte sie und bemerkte, daß der Druck, wie es seine Absicht war, empfunden wurde;

Digitized by Google

ebenso wurden ihre Begrüßungsworte nur durch einen leidenschaftlichen Blick erwidert, den sie verstand, denn ihre langen seidenen Wimpern senkten sich auf ihre brennenden Wange.

Im nächsten Moment jedoch erhielten die Pferde einen Schlag von dem Führer, daß sie vorwärts jagten, und Freds Pferd erschreckt bäumte und ausschlug, so daß ihm der Wagen bald aus den Augen verschwand. Der Reiter stieß einen leisen Fluch aus, glättete aber seine Züge und Stirne, als er sich zum anderen Wagen hinbeugte, um mit den Insassen zu sprechen, aber ohne das gewöhnlich heitere Lächeln, so daß Rosa zu ihrer Mutter sagte: „wie ernst und blaß Fred aussah!“

„Ich fürchte,“ erwiderte diese, daß er sehr viele Ursache zum Ernst haben mag, denn die letzte Post hat ihm sehr schlimme Nachrichten über seine Geschäfte gebracht.“

Der Mann, dem diese Bemerkungen galten, hatte den vorderen Wagen bald wieder erreicht, er warf im Vorbeireiten eine Kußhand hin und bemühte sich, die ganze Eleganz seiner Reiterkunst zu zeigen, die von dem schönen edlen Thiere noch gehoben wurde.

Die Ruine wurde sichtbar, und bald saß die ganze Gesellschaft bei einem ländlichen aber vortrefflichen Frühstück in der Pächterei.

Aber wo war die heitere Fröhlichkeit Harrietts geblieben? Sie war wie die ungewisse Pracht eines Frühlingsmorgens zu schön gewesen, um lange zu dauern.

Von dem Augenblicke an, wo Fred Carlton am Wagen erschienen war, war sie ernst geworden, und zeigte kleine Anfälle von Empfindelei und Reizbarkeit. Diejenigen, welche sie näher kannten, schrieben es schlechter Laune zu, die leider nichts Seltenes bei ihr war. Aber heute war diese Empfindsamkeit nur angenommen, um tiefere Gefühle zu verbergen. Sie spielte den ganzen Morgen nur eine Rolle.

Ihre Augen hatten nicht den kindisch trotzigen Ausdruck, ihr Ton war nicht ungeduldig wie sonst, nein, man sah, daß sie sich unbehaglich fühlte, welches Gefühl sie aber ihrer Umgebung verbergen wollte.

„Wollt ihr ewig hier sitzen bleiben?“ rief Harriett plötzlich wie aus einem Traume erwachend, und begegnete dabei einem Blicke, der ihre Wangen hochroth färbte. „Denkt ihr den ganzen Tag in der Stube zu sitzen, und dann heimzukehren, ohne nur die Ruine gesehen zu haben, um derentwillen wir doch gekommen sind?“

Mrs. Hetham, die sehr behaglich am Kaminfeuer saß, gedachte nicht auszugehen, da die Fahrt sie ermüdet hatte, sie sprach mit der Pächterin, die früher in ihrem Hause gewesen und ihr noch sehr anhänglich war, über häusliche Angelegenheiten, Rosa spielte mit dem jüngsten kleinen Mädchen, und Harriett setzte sich ans Fenster und sah gedankenlos oder gedankenvoll hinaus. Arthur setzte sich neben sie, nahm ihre Hand, die bewegungslos im Schooße lag, und bemühte sich fruchtlos ihr eine Unterhaltung oder ein Lächeln abzugewinnen. Sie zog zwar ihre Hand nicht zurück, aber sie wandte ihren Kopf ab.

Und Fred Carlton? Erst saß er bei seiner Tante und schien sehr großes Interesse an der Unterhaltung der beiden Frauen zu nehmen, dann neckte er die Kinder, liebkoste sie, und erkundigte sich nach ihrem Alter, sagte den Mädchen, wie groß und hübsch sie seien, und den Knaben, daß er selten noch solche starke Burschen gesehen habe, und das wurde natürlich sehr beifällig aufgenommen. Endlich setzte er sich auf das Roßhaarsopha, das dem Fenster gegenüber stand und nahm ein Zeitungsblatt zur Hand.

Um zu lesen? Nein, Harriett erhaschte seinen Blick, der über die Kante des Blattes auf sie und Arthur gerichtet war, aber sogleich niedergeschlagen wurde, sobald er sich entdeckt sah.

Sie zog schnell ihre Hand aus der Arthurs und rief: „Bleibt Ihr für immer hier? Ich dachte, Ihr wolltet die Ruine sehen; wenn Ihr nur hergekommen seid, um die Zeitung zu lesen und die Enten schwimmen zu sehen, da hätten wir zu Hause bleiben können.“ „Nun, dann wollen wir gehen!“ rief Arthur, und bot ihr den Arm.

„Ach nein!“ sagte sie ungeduldig, „ich habe die Ruine nun schon seit achtzehn Jahren gesehen. Ich will lieber hier bleiben, denn ich habe schreckliches Kopfweh. O, bleibe ja nicht hier um meinetwegen,“ fuhr sie fort, als Arthur zögerte. Mit diesen Worten stand sie auf, setzte sich auf ein Fußbänkchen neben ihre Mutter und legte ihren Kopf in deren Schooß.

(Fortsetzung folgt.)

Der Papst im Lager von Rocca di Papa.

Als General Kanzler das ehemalige Lager Hannibal's zum Uebungslager für die von ihm kommandirten päpstlichen Truppen ausersah, hat er sich dabei offenbar mehr durch geschichtliche Reminiszenzen, als durch praktische Gründe leiten lassen. Der Korrespondenz Havas-Bullier wird darüber aus Rom geschrieben: „Man denke sich einen Platz, der allen nur irgend möglichen Winden ausgesetzt und von einem feuchten Nebel eingehüllt ist, wenn er nicht von der Sonne versengt wird, wo innerhalb 24 Stunden das Thermometer von 5 Grad bis 30 Grad steigt und fällt, in den unzugänglichsten Bergen verloren, neben einem Dörfchen, dessen 900 Einwohner in patriarchalischer Weise ausschließlich von Ziegenkäse und Kartoffeln sich nähren. Bösartige Fieber haben bereits unter den Soldaten mehrere Opfer dahingerafft; Entkräftung bemächtigt sich der andern. Diejenigen, deren Ergebenheit nicht allen Prüfungen

Digitized by Google

gewachsen ist, insbesondere die Fremden, desertiren dutzendweise. Wenn man nun noch dazufügt, daß es seit dem 23. Juni, dem Tage der Eröffnung des Lagers, im Durchschnitt 6 Stunden von den 24 Stunden des Tages regnet, so begreift man, daß der Aufenthalt im Lager eben nicht das Angenehmste darbietet. Bisweilen befanden sich die Soldaten zwischen zwei Gewittern, deren eines über ihren Häuptern, das andere unter ihren Füßen sich entladet. Von Zeit zu Zeit schlägt auch der Blitz in die zusammengestellten Gewehre ein. Es befindet sich da oben die ganze zweite Brigade unter Kommando des Generals Zappi, d. h. das Linien-Regiment, die französisch-römische Legion, das Regiment auswärtiger Karabiniers, eine Batterie Artillerie, eine Schwadron Dragoner und eine Sektion Genie. Anfang August wird die erste Brigade an die Reihe kommen.

Die Kosten der Einrichtung des Lagers sind sehr erheblich gewesen. Es galt, den Weg von Frascati nach Rocca di Papa in Stand zu setzen, das Material durch Büffel und Ochsen transportiren zu lassen, und zwanzigmal den von den Gewittern verursachten Schaden auszubessern. Die Truppen erhalten ihren Feldsold, welcher für die höheren Offiziere und Generale eine Entschädigung von 20—30 Frs. täglich, je nach ihrem Grade ausmacht. Die Verproviantirung ist schwierig und sehr kostspielig. Wie aber dem auch sein mag, das Lager existirt, und weil es existirt, hat der Papst sehr recht daran gethan, es zu besuchen. Man hofft, daß seine Gegenwart den durch zehn Regentage arg herabgestimmten Eifer der Soldaten wieder neu belebt haben wird.

Pius IX. fuhr am 2. Juli auf der Eisenbahn in dem schönen, für ihn in Frankreich gebauten Wagen bis Frascati. Das Wetter versprach einen herrlichen Tag. Der Bischof der Stadt, der Präfekt der Provinz und Hr. v. Sartiges, der die schöne Jahreszeit in Frascati verlebt, empfingen den Papst, als er aus dem Wagen stieg. Das Gewitter, welches etwas später ausbrach, hinderte den Gesandten zu seinem großen Leidwesen daran, in's Lager nachzukommen, wozu ihn der heilige Vater eingeladen hatte.

Um halb 9 Uhr Morgens erreichten die schweren Hofwagen, die man abgesandt hatte, um Pius IX. in Frascati zu erwarten, Rocca di Papa. Schwarze Wolken fingen an, um den Gipfel des Berges zu wirbeln. Dessenungeachtet war der erhabene Besucher der heitersten Laune und unterhielt sich abwechselnd mit Msgr. Bocca und Msgr. Ricci, seinen intimen Prälaten und mit dem General Kanzler, der am Kutschenschlage ritt. Es ist nicht leicht für einen 77jährigen Greis, das Geländer hinaufzuklettern, welches nach Rocca di Papa ins Lager führt; man ließ ihn deßhalb in einen Tragsessel steigen, welchem in Weiß gekleidete junge Mädchen vorangingen, deren jedes ein gelbweißes Fähnchen trug. Die Glocken, oder vielmehr die Glocke von Rocca läutete und die Kanonen antworteten ihr aus dem Lager.

Die Truppen waren unter Waffen, und um einen ländlichen Altar geschaart, zu dem General Zappi den heil. Vater führte, der dort eine stille Messe hielt. Kaum hatte die Zeremonie begonnen, als der Himmel seine Schleusen öffnete. Pius IX., den ein großes Leinentuch von sehr illusorischer Undurchdringlichkeit schützte, fuhr unbeirrt fort unter einem riesenhaften rothen Regenschirm. Die Soldaten durften sich begreiflicherweise nicht vom Flecke rühren. Nach der Messe frühstückte der Papst unter einem Zelte, die Prälaten und die Generale hielten sich, der Etiquette gemäß, stehend an seiner Seite. Sodann ertheilte er von einer Erderhöhung herab seinen Segen und durchwanderte das Lager fast schrittweise, indem er die Triumphbogen, die Trophäen und die Inschriften sehr bewunderte.

Der Papst stieg alsdann zu Fuß ins Dorf hinunter, indem er mit beiden Händen die Zipfel seines Gewandes in die Höhe hob, und mit der größten Leutseligkeit mit seiner Umgebung sich unterhielt. Niemand durfte wagen, sich zu beschweren, wenn man ihn so fröhlich den steilen und kothigen Fußweg herabsteigen sah.

Um 11 Uhr fuhr der Papst zu Wagen nach der Abtei der griechischen Mönche von Grotta Ferrata herab, wo er zu Mittag aß, und sich etwas erholte. Um 6 Uhr war er wieder in Frascati und ertheilte dort vom Balkon des Seminars herab seinen Segen. Etwas später, nachdem er einige ihm an der Station von der Gesellschaft der römischen Eisenbahnen angebotene Erfrischungen eingenommen hatte, setzte er sich wieder in seinen Wagen und traf um halb 8 Uhr Abends bei strömendem Regen im Vatican ein.

Mannigfaltigkeiten.

In Mailand starb am 4. Juli der ehemals gefeierte Sänger G. Stigbelli (Georg Stieglitz, ein Württemberger), noch nicht 49 Jahre alt, auf seiner Villa bei Monza.

Der bedauerlichen, auch in mehreren Theilen Italiens bestehenden Pariser Gewohnheit, die Kinder gleich nach ihrer Geburt den Sorgen einer Amme anzuvertrauen, folgte kürzlich auch die Frau eines Edelmannes in Brescia, indem sie das Kind, ein prächtiges Knäbchen, einer Bäurin in einem benachbarten Dorfe übergab. Nach drei Monaten begab sich der Vater des Kindes zur Amme, um sein Kind zu sehen. „Was macht der Kleine?“ fragte er eintretend. „Der Kleine?“ schrie die Bäurin, „welch Kleiner? Es war ein Mäd-

Digitized by Google

chen, mein Herr, wenn Sie sich erinnern, und hier ist es, dieses liebe, kleine Herz, welches Gott segnen möge." — „Höllenweib!" schrie der wie vom Schlage getroffene Vater, „was hast du mit meinem Kinde gemacht? Antworte, oder ich erwürge Dich!" — Die erschreckte Bäuerin bekannte nun, daß sie, um sich eine doppelte Entschädigung zu verschaffen, das Kind in die Scheibe des Findelhauses gelegt habe, sie sei am folgenden Morgen in der Hoffnung dorthin gegangen, daß man es ihr dort als Säugling anvertrauen würde. Doch zu ihrer Bestürzung hatte man ihr dort ein anderes Kind, ein Mädchen, gegeben. Nach dieser Enthüllung eilte der Vater sofort nach dem Findelhause. „An dem Tage, zu der und der Stunde ist ein Knabe in diesem Hause aufgenommen", sagte er, „wo ist er?" — „Es war nicht einer", wurde ihm geantwortet, „sondern zwei Kinder waren an jenem Tage niedergelegt worden, wie Sie es in der Liste sehen können; sie sind fast zur selben Zeit angekommen und auch zusammen eingeschrieben." — „Und ist kein Zeichen, kein Merkmal, um sie zu unterscheiden?" — „Nein, nicht das geringste." — Der unglückliche Vater schien für kurze Zeit wie der Sprache beraubt, als jedoch die ruhige Ueberlegung bei ihm wieder die Ueberhand gewann, dachte er Folgendermaßen: „Nehme ich eins der Kinder und lasse das andere zurück, so bin ich das ganze Leben hindurch durch Zweifel gequält. Ich nehme also, da ich ein reicher Mann bin, die beiden Kinder und werde sie erziehen, dann habe ich die Gewißheit, daß das eine von beiden mein wirkliches Kind ist." Die Frau des Edelmannes war nicht wenig erstaunt, als ihr die beiden Kleinen auf Anordnung ihres Gatten ins Haus gebracht wurden und sie so plötzlich Mutter von Zwillingen geworden war.

[Das hervorragendste Bauwerk Amerikas] ist dem „New-Yorker Observer" zufolge der Dom des Kapitols zu Washington. Er ist 108 Fuß höher, als das Washingtonmonument in Baltimore, 63 Fuß höher als das von Bunker Hill und 28 Fuß höher als der Thurm der Trinity-Kirche zu New-York. Er gilt als der ansehnlichste Eisendom der Erde und besitzt das Gewicht von 8,200,000 Pfund, das ist mehr als 4000 Tonnen. Die Broncefigur auf der Spitze des Domes, welche „Amerika" darstellt, wiegt allein 14,985 Pfund.

[Zwei Dampfer untergegangen.] Auf dem Erie-See hat sich am 20. Juni wieder eines der auf amerikanischen Gewässern nur allzu häufigen Unglücke ereignet. Der Dampfer Morning Star stieß auf der Fahrt von Cleveland nach Detroit gegen die Barke Cortland an und beide Fahrzeuge verschwanden binnen wenigen Minuten unter dem Wasser. Alle Menschen an Bord, 83 zusammen, wären rettungslos verloren gewesen, hätte sich nicht in der Nähe zufällig ein anderer Dampfer befunden, dessen Mannschaft 63 der Unterstinkenden rettete. Die übrigen 20 sind verschwunden und ohne allen Zweifel ertrunken. In Europa erregen solche Ereignisse noch Entsetzen, in Amerika aber nimmt das Publikum, auch sogar das reisende, derartige Berichte mit Gleichgültigkeit entgegen. Von einem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist dieser Kaltsinn noch ein Glück zu nennen; denn sonst müßte ein Bürger der Vereinigten Staaten fast sein ganzes Leben in nervöser Aufregung dahinzittern.

Dreisylbige Charade.

1.

Mir wird bekränzt und musizirt,
Mir wird geschlagen und geschlachtet,
Zur Freude werd' ich aufgeführt,
Mit Todesangst werd' ich betrachtet.

2. 3.

Ich wahre manchen alten Gram,
Der Frauen Putz und theuren Flitter,
Und was zum Heil der Menschen kam
Vom Himmel einstens im Gewitter.

1. 2. 3.

Ich melde dir von alter Zeit,
Von kühnen Rittern, zarter Minne,
Von Höllengraus und Himmelsfreud',
In wildem, fabelhaftem Sinne.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 139:

Wohin auf weitem Ozean
Der Schiffer auch mag segeln,
So muß er seinen Reiseplan
Doch stets nach „Norden" regeln.

Und wenn die Rose enger noch
Von „Dornen" wär' umstrickt,
So würde sie deßwegen doch
Von zarter Hand gepflückt.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 156 Mittwoch, 8. Juli 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

In der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft waren Fred Carlton und Arthur fast immer zusammen gewesen, und hatten sich gegenseitig gut unterhalten, aber wenn einmal das Mißtrauen und der Zweifel in ein Herz eingezogen ist, so hört ein freundliches Zusammenleben auf. Die jetzige gegenseitige Stellung machte den beiden Herren einen tête à tête Spaziergang nicht gerade angenehm, sie traten deßhalb an das kleine Fenster, wo Rosa saß und luden sie ein, mitzugehen, was sie, um wie sie sagt, ihr Cicerone zu sein, freundlich annahm. Die Gesellschaft eines jungen unschuldigen Mädchens erleichtert selbst ein von Leidenschaften und Sorgen gefesseltes Herz. Als sie so zwischen ihnen dahin ging, sie bald auf die Schönheit der Gegend aufmerksam machte, bald die Sagen, die man sich von der Vorzeit des Schlosses erzählt, recht lebendig vortrug, so traten selbst dem blasirten Weltling die Tage seiner Kindheit, wo auch er noch rein und heiter in das Leben geschaut hatte, sehnsüchtig vor die Seele, denn so war die Mutter des Mädchens, deren Ebenbild sie war, einst neben dem kleinen Knaben Fred gegangen. Er fühlte eine solche Leere im Herzen, daß er in diesem Momente glaubte, kein irdisches Gut könne sie ausfüllen, und der heiße Wunsch nach einem Frieden, den die Welt nicht geben kann, tauchte in seiner Seele auf. Aber auch nur einen Augenblick; dann war Alles wieder dunkel.

„Was habe ich mit der Erinnerung, was mit der Hoffnung zu thun? Mein ist nur die Gegenwart, ich will nur an die schöne Harriett denken!“ Und hätten ihn seine Begleiter angesehen, so hätten sie um seinen schönen Mund häßlichen bitteren Spott erblickt.

„Es wäre die größte Thorheit mir wegen dieses jungen Menschen, dieses Monrose, Gewissensbisse zu machen. Im Gegentheil, ich erzeige ihm noch eine Wohlthat. Sie paßt ja gar nicht für ihn, eins ist das wahre Gegenstück zum andern. Wie viel besser paßt Rosa,“ dachte er, als er diese ansah, wie sie geführt von Arthur so glücklich, so vertrauensvoll, ja selbst bewundernd zu ihm aufsah, als sich Beide unterhielten.

„Das ruhige hübsche Mädchen ist viel geeigneter für ihn, als die glänzende Schwester. Ja, ich erzeige dem guten Jungen noch einen Dienst, wenn ich einer Liebe hindernd entgegentrete, die ihn niemals glücklich machen kann. Er muß ein Häuslicheres, nachgiebigeres Weib haben, als Harriett je sein wird. Nein, sie soll in meiner Welt ihren Glanz entfalten, und in meinen Mußestunden wird mir ihr widersprenstiger Geist Unterhaltung gewähren. Ich kann nicht ohne die eine oder die andere Aufregung leben. — Ich schmeichle mir, ziemlich Menschenkenner zu sein, und wette daher, daß Rosa das rechte Weib für Arthur ist. Es wird mir nur schwer werden, ihm dieß zu beweisen.“

Während alle diese Gedanken Carltons Kopf durchkreuzten, blieb natürlich die Unterhaltung den beiden Andern überlassen. Sie waren weiter gegangen, als sie beabsichtigt hatten, die Sonne war schon gesunken, und es war fast Nacht, als sie zurückkehrten.

Als sie in die Stube traten, saß Harriett mit dem kleinsten Kinde auf dem Schooß mitten unter den andern, mit denen sie in der heitersten Laune spielte und lachte. Jeder Schatten von Verdruß war aus ihrem Gesichte verschwunden und den unbemerkt Eintretenden erschien sie wie ein frohes Kind, das nie eine Laune haben könne.

Sie schrack jedoch leicht zusammen, als sie die Eintretenden bemerkte, beachtete aber Niemand, sonder beugte sich noch tiefer auf ihr kleines hübsches Pathchen herab, das mit seinen Händchen ihre Locken zauselte, die der hinzutretende Arthur sich bemühte, aus den Fingerchen zu ziehen. Sie dankte und lachte, aber sah nicht auf.

Fred Carlton war zu Mrs. Hetham getreten, die nun zum Aufbruch trieb, jedoch die Pächterin hatte noch ein gutes Abendbrod bereitet, dem sie, erst zusprechen mußten; dann fuhr der Wagen vor. Die Lampen desselben mußten angezündet werden, denn es war sehr dunkel und das Wetter war kalt geworden und drohte mit Regen.

„Liebste Harriett, ich hoffe, Du wirst nicht wagen, im Phaeton zu fahren?“ sagte Mrs. Hetham ängstlich, als sie ihre Shawls und Mäntel umlegten. „Nein, das wirst Du nicht thun,“ fuhr sie fort, als Harriett dieß für ausgemacht annahm. „Du mußt dießmal Arthurs Gesellschaft entbehren und mit meiner und Rosas vorlieb nehmen.“

Die Tochter machte ein unzufriedenes Gesicht. „Es

Digitized by Google

wird nicht regnen," sagte sie, „und wie kann ich mich in diesem Wust von Sachen erkälten?" Sie ging an die Thüre, um nach dem Wetter zu sehen, doch das hatte sich seit dem Morgen gerade so verändert, wie ihr eigener Humor, es war höchst unfreundlich.

Mrs. Hetham bat unterdessen Arthur heimlich, das eigensinnige Mädchen zu bereden, im Wagen zu fahren. Sie wußte, daß dieser einen solchen Einfluß auf Harriett gewonnen hatte, wie ihn die allzu nachsichtigen Eltern nicht besaßen, daß oft ein Wort, ein Blick von ihm das Lächeln wieder auf ihre Lippen gerufen, welches ein Widerspruch oder eine andere Meinung verscheucht hatte. Freilich kannte sie den veränderten Zustand der Dinge nicht, als Arthur versprach, er wolle sein Bestes thun, sie kannte nicht die schmerzlich quälenden Gedanken, die dem von Zweifel erfüllten Herzen einen tiefen Seufzer auspreßten.

Er näherte sich Harriett und sagte in heiterem Tone: „Ich werde also nicht das Vergnügen haben, geliebte Harriett, Dich nach Hause zu fahren?"

Es schien, als habe er sie aus einem Traume geweckt. Sie fuhr ein wenig zusammen und sagte: „Wirklich, das wußte ich nicht, und wenn ich bitten darf, warum denn nicht?"

„Weil es der Wunsch der Mutter ist, daß Du im Wagen fahren sollst." Und in seinem Tone klang es so gut wie die Worte: „Und ist nicht der Wunsch Deiner Mutter, Dein Gesetz? Sie fürchtet," fuhr er fort, „daß es regnen möchte und ich muß mich ihrer Meinung anschließen, wie unangenehm es mir auch ist."

Harriett wandte ihren Kopf ab.

„Aber es ist wirklich gar nicht so kalt," hob er wieder an. „Ich weiß jetzt, wie wirs machen. Ich fahre und Du setzt Dich zu mir auf den Bock, und regnet es, so gehst Du in den Wagen. Ich fürchte, meine Pferde werden nicht ruhig Schritt halten, wie die andern, sonst würde ich nebenher fahren."

Da er weder eine bejahende noch eine verneinende Antwort erhielt, so ging er fort, um die Vorbereitungen zu treffen.

Carlton ließ gerade sein Pferd satteln, als ihm Arthur das neue Arrangement mittheilte, und sagte darauf leicht: „O, wenn es so ist, so überlaß mir Deinen Phaeton, der Reitknecht kann mein Pferd reiten."

Arthur stimmte bereitwillig zu und gab den Leuten noch einige Anweisungen, während der Andere ins Haus ging. Als er ihm folgte, um zu sagen, daß Alles fertig sei, stand Fred Carlton zwischen der Mutter und Harriett und sprach sehr ernst und überredend, wozu Letztere lachte und den Kopf schüttelte, während Mrs. Hetham halb unwillig, halb lächelnd der eindringlichen schnellen Rede zuhörte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Krieg in Südamerika.

Seit nahezu vier Jahren wüthet in Südamerika zwischen der Republik Paraguay, dem Kaiserreich Brasilien und den La-Plata-Staaten der Krieg, über dessen Wechselfälle die Journale von Zeit zu Zeit Bericht erstatten, und dessen Erlöschen nach der Einnahme von Humaita in naher Aussicht steht. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird Paraguay seine Scheinexistenz (?) noch eine Zeit lang fristen, zuletzt aber in Brasilien einverleibt werden. In der Tagespresse wird zumeist für Paraguay Partei genommen, weil es Republik ist und scheinbar das liberale Prinzip vertritt, indeß Brasilien als Kaiserthum für eine Verkörperung aller reaktionären Ideen gehalten wird. Eine gegentheilige, auf die Geschichte gegründete und deßhalb auch der Wahrheit näher kommende Auffassung der Verhältnisse finden wir in einem trefflich geschriebenen Artikel der „Europa", der die Art der Entstehung des Krieges, so wie den ganzen Charakter des Staatswesens und der Regierung von Paraguay ins klarste Licht stellt. Unseren Lesern genügt wohl eine kurze Skizze.

Im Jahre 1864 sah sich das Kabinet von Rio de Janeiro (Brasilien) veranlaßt, dem von Montevideo (Uruguay) eine Reihe von Beschwerden vorzulegen und auf Abhülfe zu dringen. Der brutalen Abweisung folgte von Seite Brasiliens die Drohung, mit der bewaffneten Macht die Forderung durchzusetzen. Ehe die Sache zum Austrag kam, mischte sich der Präsident von Paraguay ein, der mit der herrschenden Partei der Blancos in Uruguay in Verbindung stehend, erklärte, jeden Angriff auf Uruguay als Casus belli zu betrachten. Als bald darauf ein brasilianischer Postdampfer in Assuncion (der Hauptstadt von Paraguay) landete, ließ Lopez ihn sofort besetzen, die an Bord befindliche Geldkasse wegnehmen und die Passagiere ins Gefängniß werfen. Solch' offener Raub und Vertragsbruch nöthigte den brasilianischen Geschäftsträger zur Heimkehr. Unmittelbar darauf fiel der Diktator mit 5000 Paraguiten in die nördlich gelegene Provinz Matto Grosso, in der sich nur 120 brasilianische Soldaten zur Vertheidung eines Forts befanden. (Oktober 1864.) Zwei Jahre lang blieb Lopez im Besitz seiner Eroberung, bis endlich genügende Streitkräfte gesammelt waren und die usurpirte Provinz wieder für Brasilien gewonnen wurde. Die ganze Schuld des gegenwärtigen Krieges trifft somit das verbrecherische Staatsoberhaupt von Paraguay, den Diktator Lopez II.; in gleich brutaler Weise verfuhr er auch mit der argentinischen Republik, deren Präsident Mitre in strengster Neutralität sowohl den paraguitischen als den brasilianischen Truppen den Durchmarsch verweigerte. Allein Lopez ließ die zur Hut aufgestellten Kriegsdampfer durch den Admiral seines Geschwaders wegnehmen und die Provinz Corrientes durch ein Heer von 20,000 Paraguiten plündern.

Digitized by Google

Fragt man nun nach dem Zweck und Ziel des langwierigen und blutigen, von Lopez hervorgerufenen Krieges, so kann nur die Antwort gegeben werden, daß die Regierung von Paraguay das Interesse der Handelsfirma Lopez auf Kosten des Landes fördern will; denn das Staatsoberhaupt ist zugleich der erste Handelsmann, und alle Mitglieder der großen Familie bilden zusammen ein Handelshaus, das in Paraguay ebenso feste Wurzeln geschlagen hat, als die Dynastie. Der erste Lopez († 10. September 1862), der Vater des jetzigen Präsidenten, kam auf den Gedanken des ganzen Systems, das der Sohn nach allen Richtungen hin ausbaute. Beide haben bisher eine Tyrannei geübt, die auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete ebenso drückend war, wie auf dem politischen.

Hier nur einige Beispiele: Die Mutter des Präsidenten hält eine Werkstätte, in der die jungen Mädchen von Assuncion ohne Lohn arbeiten, selbst ihre tägliche Nahrung müssen sie sich mitbringen. Hier im Lande besteht noch die Frohnde. Jeder Einwohner muß auf Befehl der Regierung mit seiner Person, seinen Wägen, Ochsen und Pferden Dienste leisten. Die Regierung macht Käufe aller Art zu selbstbestimmten Preisen, gelangt so in den Alleinbesitz mancher Waare und verkauft die Artikel dann mit ungeheurem Nutzen für das Haus Lopez. Der Handel mit Mate, dem berühmten Paraguaythee, war länger als 30 Jahre der beste Geschäftszweig der Familie. Schon Lopez I. beutete die Yerbales, die Wälder mit Mate, der Art aus, daß ihm ein Gewinn von 400 Prozent zufiel; er steigerte ihn auf 600, indem er auf Staatskosten Dampfschiffe bauen ließ, welche des Jahres 10—12mal den weiten Weg auf den Flüssen Parana und Paraguay zurückzulegen im Stande waren. In ähnlicher Weise ward der Tabaksbau ausgebeutet, indem auf Staatskosten eine Eisenbahn von Villa Rica bis Assuncion den Verschleiß fördern half. Die Ausfuhr der Bauhölzer ist ganz in die Hände des Hauses Lopez gekommen und vollständig zum Monopol geworden. So wird die Regierung reich, indeß das Land elend verarmt; die noch nicht $1^1/_2$ Millionen zählende Bevölkerung mußte wirklich Hungers sterben, wenn man zur täglichen Nahrung mehr bedürfte, als ein paar Maniokwurzeln, und doch ist Paraguay vermöge seiner zahlreichen und mannigfaltigen Erzeugnisse eines der reichsten Länder der Welt.

Wäre Paraguay vom Joch dieser Dynastie frei, so würde sich bald ein beträchtlicher Handel mit Europa entwickeln. So gedeiht z. B. die Baumwolle so üppig, daß das kleinste Dorf nicht weniger als 50,000 Zollpfund Wolle gewinnt. Die Produkte: Mais, Maniok, Kartoffeln, Zuckerrohr, Flachs, Reis, Waizen, werden nur für den Bedarf gebaut.

An Färbestoffen besitzt das Land das sog. Krähenbein und Cochenille; auch Gummi, Harze, Kautschuk und eine Menge Arzneiwaaren liefert das Land; nicht minder reich ist es an Mineralien aller Art, an Gold, Silber, Kupfer, Eisen. Trotz alledem hat die Bevölkerung unter den beiden Lopez in Kultur und Wohlstand keine Fortschritte gemacht.

Schon Lopez I. hatte sich auf diesen Krieg vorbereitet, durch den er von Brasilien die Gränzprovinz Matto Grosso im Norden, von der argentinischen Republik die Missionen von Corrientes im Süden zu gewinnen hoffte; auch wollte er sich zum unbeschränkten Herrn der Schifffahrt auf den Flüssen Paraguay, Bermejo und Pilcamajo machen, zu welchem Zweck er zwei Festungen baute, von denen eine Humaita ist. Dem Sohne blieb es vorbehalten, die Früchte der Aussaat zu ernten.

Vor dem Antritt der Präsidentschaft machte Lopez II. Reisen in Europa, ohne daß jedoch ein namhaftes Ergebniß derselben „an Tage trat. Bei dem Tode seines Vaters berief er sodann einen Kongreß in die Hauptstadt zur Wahl eines Nachfolgers. Schon im ersten Augenblick brach sein Herrschgelüste hervor; denn ein Absetordneter, der die Wahl eines Lopez für nicht verfassungsmäßig erklärte, ward nach dem Akt sogleich verhaftet und schmachtet noch im Gefängniß. So wird dieser Dynastie der Reichthum des Landes und die Kraft der Bevölkerung geopfert, das Stromsystem La Plata bleibt dem europäischen Handel fast ganz verschlossen und der ganze Krieg ist eigentlich gegen das eigene Fleisch und Blut der Paraguiten gerichtet; sie waren ja nie etwas Anderes, als willenlose Werkzeuge in der Hand rücksichtsloser Machthaber, unter deren Brutalität auch die europäischen Kaufleute viel zu leiden hatten. So lange das Land unter dem despotischen Scepter eines Lopez seufzt, ist an eine Entwicklung und Hebung in materieller und volkswirthschaftlicher Beziehung gar nicht zu denken; einverleibt aber, oder im engen Anschluß an das brasilianische Reich, würde es theilnehmen an den glücklichen Institutionen, die zur Förderung und Machtentfaltung desselben bisher so viel beigetragen.

Bringen die Blätter über kurz oder lang einmal den Fall der Festung Humaita, so ist das Schicksal der Republik Paraguay entschieden, und beginnt für Land und Volk in Wahrheit eine neue, bessere Aera.

Das Fest des Waldes.

Zum 25jährigen Dienstjubiläum des kgl. Forstmeisters Herrn Köttger zu Aschaffenburg.

Gefeiert im Forstgarten zu Rothenbuch am 12. Juli 1868.

Welch' ein wundervoller Morgen,
Sonnig glänzt es in den Bergen,
In den blauen Lüften trillern
Ihren Jubelsang die Lerchen.

Digitized by Google

Und im Walde welch' ein Regen,
Welch' ein festlich freudig Rauschen,
Aeste neigen sich und Wipfel,
Frohe Grüße auszutauschen.

Auch des Waldes munt're Sänger
Jubeln fröhlich in den Zweigen
Sanftes Rauschen! Süßes Klingen
Und dann plötzlich tiefes Schweigen.
Sieh' da tönet eine Stimme,
Laut erschallet sie von oben,
Tag, den festlich wir begehen,
Freudig hast du uns erhoben.

Denn es nahet sich uns heute,
Er, der pflanzte uns und heget,
Er, der wie ein treuer Vater,
Uns als Seine Kinder pfleget.
O! wie lang schon hat mit gleicher
Liebe Er uns froh umfangen,
O! wie lang schon hat Sein ächtes
Forstmannsherz an uns gehangen.

Und zum Dank für solche Liebe,
Senden wir Ihm heut ein Zeichen,
— Von uns Allen sei's gespendet —
Einen Strauß aus Waldeszweigen.
D'rauf erschallt ein freudig Rauschen,
In des Waldes duft'gen Räumen
Und es fallen Aest' und Zweige
Anmuthsvoll von allen Bäumen.

„Stärke" soll mein Ast bedeuten,
Sprach die hohe stolze Eiche;
Buchen, Eschen, Ulm und Linde:
„Würde deuten uns're Zweige."
Und es sprach die schlanke Tanne
Mit der immergrünen Fichte,
Gleichmuth deuten uns're Nadeln
Jedem glücklichen Gesichte.
Und des Waldes Bäum' und Blumen
Brachten Wünsche all und Zweige,
Da erhob ein Heer von Vögeln
Sich empor aus dem Gesträuche.

Sprechend: Freunde, den ihr feiert,
Sind auch wir zu Dank verpflichtet,
Denn Er hat, da Er euch pflanzte,
Eine Wohnung uns errichtet.
Eine Wohnung kühl und schattig
Hat Er uns durch euch geboten,
Daß auch wir nun Dank ihm zollen,
Lasset sein uns eu're Boten.

Nochmals schallt ein freudig Rauschen
Durch des Waldes duft'ge Räume,
Beifall winken, fröhlich nickend,
Alle Blätter, alle Bäume.

Zweige fliegen durch die Lüfte,
Aest' und Wipfel froh sich neigen
Und des Waldes munt're Sänger
Schmettern jubelnd in den Zweigen.

Da hört' durch der Bäume Rauschen
Und der Vögel lustig Singen
Deutlich man die schönen Worte
An das lauschend Ohr uns bringen:
„Lasse Gott! den, der uns pfleget,
Wirken noch recht lange Zeiten,
Daß wir noch oft voll des Dankes
Ihm ein ähnlich Fest bereiten."

H. Böhm.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Brighton wird an die „Berliner Zukunft" von einem Herrn Victor Jacot das Ansinnen gestellt: eine wenigstens vier Spalten lange französische Aufforderung abzudrucken, wodurch die gesammte Christenheit auf die „binnen wenigen Monaten sicher bevorstehende erste Wiederkunft des göttlichen Erlösers" vorbereitet werden soll. Darin wird zugleich dem Kaiser Napoleon III., als „Gloire Frankreichs und Wiederhersteller der Juden (restaurateur des Juifs)" gedankt, mit Berufung auf Psalm 122, 6 u. f. w., und beigefügt: nach richtiger Auslegung des Propheten Daniel sei es sicher, daß Napoleon, „der König des Nordens", Preußen und Oesterreich besiegen werde. Ein Irvingianer!

Ein Schreiben aus Alexandria an den Geographen Malte-Brun meldet den in Abu-Khuta erfolgten Tod des Afrikareisenden Le Saint, der vor 18 Monaten Frankreich verlassen hatte, um vom Nil aus einen Weg nach Chabon zu finden.

Julie Ebergenyi ist, wie die „N. Fr. Pr." erfährt, seit dem fünften Tage ihres Aufenthaltes in Neudorf gleich den andern Sträflingen in einem Arbeitssaale untergebracht. Sie beschäftigt sich dort mit weiblichen Handarbeiten; ihre Gesellschaft bilden weibliche, erst einmal verurtheilte Sträflinge.

Logogryph.

In Schäferstunden mög' es dich umranken
Und schirmen vor dem gift'gen Neidesblick,
Ein Zeichen vor, läßt es dich niemals wanken,
Und wenn dir auch den Rücken kehrt das Glück!

Redakteur Gustav Heffert. — Druck und Verlag der A. Bailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 157 Donnerstag, 9. Juli 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Im nächsten Moment stürzte er hinaus, und als Arthur Harriett den Arm bot, um sie zum Bock zu führen, wie er meinte, hörte er die Worte: „Nein, ich danke, ich habe nicht Lust, den Bedienten zu machen."

Er stand still, und wollte ihr in den Wagen helfen, als er Carlton von der andern Seite fragen hörte: „Wo ist denn Ihre Schwester?"

„Sie sitzt, glaube ich, bei Arthur auf dem Bock; er fährt deßwegen nicht in seinem Phaeton," antwortete die sanfte Rosa.

„Ach, Unsinn, ich werde das Vergnügen haben, sie heute Abend im Letzteren zu fahren. Sie müssen daher den Verlassenen trösten, was Sie so gut verstehen, und Sie selbst werden ihm ein trefflicher Ersatz sein."

„Fred, das werde ich nicht thun!" rief Rosa in aufgeregtem Tone, und hätte er ihr unwilliges Gesicht gesehen, so würde er noch mehr erstaunt gewesen sein, als er es schon über ihren Ton war.

„Harriett, ist das wahr?" rief Arthur aus.

„Ja — Fred —", sagte sie erst kaum vernehmlich, aber dann fuhr sie ruhig und fest fort: „Fred bemühte sich ein wenig Mamas Furcht und Einwendungen zu besiegen, da er wußte, wie gern ich im Phaeton nach Hause fahren wollte, darum verdient er belohnt zu werden — und ich habe ihm versprochen, daß er mich fahren darf."

Was konnte Arthur sagen? Er traute der Festigkeit seiner Stimme nicht. Er fühlte, wie der Zorn ihn überwältigte, nicht gegen sie, wohl aber gegen den Heuchler, der ihn um ihre Gesellschaft betrogen hatte. Und doch konnte er kein Recht gegen dieses Verfahren geltend machen, obgleich er den Menschen hätte mit Füßen treten mögen, der, er gestand es sich mit kaltem Schauder, nunmehr ein Nebenbuhler von ihm war und jetzt mit seinem sorglosen, selbstzufriedenen Lächeln die ihm nur zu gern folgende Harriett triumphirend hinwegführte. Er suchte sich indeß zu beherrschen und seinen Zorn zu unterdrücken, während Mrs. Hetham den Pächtersleuten gute Nacht sagte.

„Das ungezogene Mädchen!" sagte Mary Hetham, die trotz allen Bemühungen Arthurs seinen Unmuth zu verbergen, wohl bemerken mochte, wie verstimmt er war, „das unartige Mädchen hat ihren Willen wie gewöhnlich durchgesetzt. Du wirst viel zu thun haben, um sie in dieser Hinsicht zu bessern." Die letzte Phrase war mit frohem Lächeln begleitet, aber Arthur konnte es nicht erwidern.

„Komm, setze Dich lieber zu uns, da Du draußen nichts hast, was Dir die Fahrt angenehm machen könnte," sagte Mrs. Hetham und Rosa rückte näher an die Mutter, um mehr Platz zu machen.

Erst war Arthur unschlüssig, doch endlich schüttelte er den Kopf, sprang auf den Bock und fuhr ab.

Der Grund seiner Weigerung war, daß in dem Augenblicke, als Mrs. Hethams Einladung erfolgte, Harriett eine Kußhand zurückwerfend im Phaeton blitzschnell vorbeigefahren war, und daß dasselbe fröhliche Lachen, das diesen Morgen sein Ohr entzückte, ihm jetzt das Herz zusammenschnürte. Es klang ihm wie die Todtenglocke seiner Liebe.

Er suchte sich indeß herauszureißen, und durch Berauntt den tobenden Schmerz zu beschwichtigen, der seine Seele zerriß. Er tadelte sich, er lachte über seine Schwäche und Thorheit, die Dinge zusammensetzte, welche nur Hirngespinnste seiner Phantasie und Eifersucht sein konnten, welche durch die Andeutungen seines Cousins am vorigen Abend hervorgerufen worden waren.

So arbeitete er mit sich selbst. Armer junger Mann, wie fruchtlos!

XIV.

Dieser einzige kurze Tag, scheinbar so arm an Ereignissen, hatte über das Schicksal Harriett Hethams entschieden.

Sie hatte schon seit einiger Zeit gefühlt, daß das warme innige Gefühl, welches sie für Arthur empfunden hatte, kälter geworden, und daß ein feineres, schmerzlich aufregendes und dennoch unüberwindliches an dessen Stelle getreten war. Zugleich kam eine Traurigkeit über sie, denn sie fühlte instinktmäßig, daß mit dieser reinen Liebe all' ihr Jugendglück entfliehen werde.

Für Arthur wäre es ein Trost gewesen, hätte er gewußt, wie gezwungen das Lachen war, welches Carltons Glückwunsch zu ihrer Festigkeit und zu ihrem

Digitized by Google

Siege über den ungalanten Widerspruch Monroses hervorgerufen hatte.

Aber als seine Worte jenen tiefen ernsten Ton annahmen, der die Sinne bestrickt und das Herz süß erheben läßt, da kämpfte sie nicht gegen den Zauber, der ihr Gewissen einlullte, sie dachte an keine Gefahr, sie gab sich willenlos dem Vergnügen des Augenblicks hin, dem Vergnügen, daß Fred Carlton bei ihr war, daß sie seine melodische Stimme hörte, daß sie in seine tiefblauen Augen sehen konnte, die sie mit einem Blicke betrachteten, der sie vor Wonne erschauern ließ.

„Hat Arthur jemals so um mich geworben?“ sprach sie innerlich. „Ich war es, die seine schüchterne Liebe ermunterte, die er nur zögernd eingestand. Hätte ich dieß, leider zu schnell, nicht gethan, so hätte er uns verlassen, und würde mit seinem klaren Verstande bald ein Gefühl besiegt haben, das nur durch unseren täglichen langen Umgang genährt worden ist, das er für Liebe gehalten hat, das aber keine ist. Denn wahre vertrauensvolle Liebe steht keinen Fehler, keine Schwäche bei dem geliebten Gegenstande! Und wie oft hat mein stolzes eigenwilliges Benehmen eine Wolke auf seiner Stirne hervorgerufen. Er unterstehet sich sogar, mich manchmal zurechtzuweisen, mich auf meine Pflicht aufmerksam zu machen. Wenn er das als Liebhaber thut, was wird er als Mann werden?“

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

Wien, 6. Juli 1868.

Wie groß schon jetzt der Zufluß des Publikums nach dem Festplatze ist, können Sie sich vorstellen, wenn ich Ihnen mittheile, daß nach Ausweis der Tageskasse gestern über 20,000 Personen denselben betreten haben. Besonders des Sonntags wird die Verbindung mit der Stadt auch durch Dampfschiffe, welche die Donau-Schifffahrtsgesellschaft von jetzt ab zu ermäßigtem Preise dem Schützenfestkomite zur Verfügung stellt: erleichtert. Am nächsten Sonntage soll die Eröffnung der festlich bis dahin noch nicht ganz vollendeten Festhalle geschehen, indem der Restaurateur dann bereits seine Restauration darin benutzen will. Die Festhalle ist in der That ein imposanter Bau und an Ausdehnung wie künstlerischem Werthe das bedeutendste auf dem Platze errichtete Gebäude. Die Dimensionen desselben sind kolossal, und dem entsprechend ist auch die Ausschmückung. Gewaltige Eckthürme, mächtige Bögen, dabei an allen bereits vollendeten äußeren Theilen Wappen, Guirlanden, Festons, riesige Adler ꝛc., das Alles macht einen wahrhaft großartigen Effekt. In das Innere des Baues gelangt man durch drei hohe Bogenpforten, von denen zwei sich einander gegenüberliegen an den beiden kürzeren Fronten des oblongen Gebäudes; die dritte ist auf der einen Langseite angebracht. Tritt man durch die dem Zugange zum Festplatze am nächsten befindliche Pforte in die Halle, so erblickt man das riesige Bild der Austria, der gegenüber an andern Ende des Gebäudes eine eben so große Germania, ruhend unter der deutschen Eiche und umgeben von den Sinnbildern der Stärke, dargestellt ist. Germania und Austria sind transparente Oelbilder, welche die Fensterräume über den Pforten ausfüllen und mit ihren bunten Farben dem Innern der Festhalle eine eigenthümlich, fast magische Beleuchtung geben. Eine offene Gallerie umzieht den ganzen Bau, der theils durch diese, theils durch 70 große Fenster im Innern erhellt wird. Die Gallerie ist bei dem größten an der Langseite befindlichen Eingange zur Halle, durch den der Festzug in dieselbe einziehen wird, nach Außen weit vorgebaut, so daß hier ein geeigneter Platz zu einer Ansprache an die Festtheilnehmer geschaffen ist. Die Fenster sind nicht mit Glas, sondern mit transparenten, auf weißer Leinwand gemalten Medaillonbildern geschlossen, welche die Porträts deutscher Männer darstellen. Zur Nachtbeleuchtung ist eine äußerst elegante Gasleuchtung getroffen. Der ganze innere Raum der Halle zerfällt in drei Schiffe. Im Mittelschiffe sind fünf große Gaskronen, in den Seitenschiffen je fünf große Lustres angebracht, außerdem befinden sich an den Säulen, auf der Gallerie ꝛc. zahllose Gasarme, so daß die Zahl sämmtlicher zur vollständigen Beleuchtung gehörenden Flammen etwa 12,000 betragen wird. Der Fußboden der Halle ist gedielt, so daß derselbe nach Forträumung der Tische sogleich in allen seinen Theilen zum Tanzen benutzt werden kann. Unmittelbar an die Halle schließt sich die Küche, von deren Umfang man sich einen Begriff machen kann, wenn man erfährt, daß darin allein 400 Anrichtetische aufgestellt sind. In ihrer Weise ebenso großartig wie die Festhalle, ist die Schießhalle. An der Fronte derselben treten drei Vorbauten mit Thürmen hervor, von denen der mittlere der bedeutendste ist. In seinem unteren Theile bildet dieser ein großes von drei Arkaden getragenes Vestibul, von welchem sich nach rechts und links große Säle — die Bureaux des Schießkomites, die Kasse ꝛc. — ausdehnen. Der obere Theil des Mittelbaues ist ein Belvedere, von dem aus man einen prächtigen Ueberblick über Wien, so wie auf die nördlichen und östlichen Gebirge hat. Das Belvedere, welches beiläufig ca. 1000 Personen faßt, ist mit Ballustraden und Thürmen, auf denen zahlreiche Flaggen angebracht sind, eingefaßt. Die Flaggenträger sind alle ganz gleich aus gebranntem Thon gefertigte Doppeladler. Die beiden anderen Vorbauten sind dem mittlere gleich, nur in kleineren Dimensionen ausgeführt und eben so wie die übrigen Theile der Front mit vielen Flaggenstangen versehen. Auch die Theile der Schießhalle, die dem Gebäude den Namen geben, sind jetzt fertig, so daß sie sofort gebraucht werden könnten. Zur „Aufnahme“ der Schüsse sind selbst schon die Schreibtische eingerichtet.

Digitized by Google

Bei jedem Schießstande sind amphiteatralisch drei Bänkchen für die auf das „Andereihekommen“ wartenden Schützen. Hinter diesen befinden sich die langen Ladelinie. Die Zahl sämmtlicher Schießstände beträgt 160. Die Raumverhältnisse sind dabei der Art, daß bei jedem Schießstande 50 bis 60 Schützen „bereit sein“ können, ohne daß dadurch selbst beim größten Andrange die Frequenz der Halle irgendwie behindert wäre. Der Raum bis zu den Scheibenfronten ist eine große grüne Wiese, die jetzt zu den Exerzierübungen der Festwache benützt wird. Abgeschlossen wird die Wiese durch den mit der Schießhalle gleichlaufenden Schutzdamm und einen klafterliefen und ebenso breiten Graben. Der Schutzdamm ist mit Rasen bekleidet und lehnt sich hinten an eine Holzwand. Vor demselben sind die näheren Ziele angebracht (200 Schritt Entfernung). Die auf größere Distanz (400 Schritt) aufzustellenden Scheiben werden ihren Platz vor einem zweiten Fangdamm finden. Der ganze den Kugeln ausgesetzte Raum ist mit hohen Holzstößen eingefaßt, die aus den auf dem Platze selbst gefällten Bäumen gebildet sind. Schließlich muß ich noch erwähnen, daß durch die Blätter eine Nachricht geht, der Plan, einen Bazar auf dem Festplatz zu errichten, sei aufgegeben. Diese Mittheilung ist jedenfalls in Folge irriger Auffassung von noch nicht abgeschlossenen Komite-Verhandlungen verbreitet worden. Jetzt ist beschlossen worden, mit dem Bau des Bazars sofort vorzugehen, und dazu ist ein geräumiger Wiesenplatz bestimmt.

Fest-Chöre,

gesungen bei der

feierlichen Uebergabe des für die dahier am 14. Juli 1866 gefallenen östern. Offiziere und Soldaten **errichteten Denkmals bei Aschaffenburg**

am

Dienstag den 14. Juli 1868.

I.

Die Donner der Geschütze schweigen,
Und Friede ruht auf uns'rer Flur,
Wo golden sich jetzt Aehren neigen,
Ist längst verwischt des Kampfes Spur.
Und wieder gießet seinen Segen
Der Friede auf das Vaterland,
Ihn wollen wir mit Liebe pflegen,
Und jede Feindschaft sei verbannt!

Zum Dank für ihre Heldenthaten
Erbauten dieses Denkmal wir
Den Kriegern, die aus Oestreichs Staaten
Gekämpft an dieser Stätte hier.
Von diesem Hügel hocherhaben
Spricht es zum fernesten Geschlecht,
Daß Helden hier geblutet haben
Für deutsche Ehre, deutsches Recht!

Es sei fortan ein Friedenszeichen
Für ew'ge Zeiten dieser Stein,
Hier lasset uns die Hände reichen,
Ganz Deutschland möge einig sein!
Ja, deutsches Land, du wirst erstarken,
Wenn wir vereint mit Oestreich geh'n,
Wenn wir in allen deutschen Marken
In Treue fest zusammenstehn!

II.

Laß aus diesem Grabeshügel
Sprossen deutsche Einigkeit,
Der du lenkst der Welten Zügel,
Vater der Unsterblichkeit!
Segne Oestreichs redlich Streben,
Ohne Falsch und ohne Trug,
Mög' sein Genius erheben
Sich in neuverjüngtem Flug! —

Unter Gottes mächt'gem Schilde
Blühet wieder Habsburgs Thron!
Schenk, o Herr der ew'gen Milde,
Tapferkeit und Tugend Lohn! —
Der du leitest die Geschicke,
Höre, Vater, unser Fleh'n:
Wend' auf Oestreich deine Blicke,
Laß der Deutschen Recht bestehn! —

Ja des Doppeladlers Schwingen
Heben sich mit neuem Schlag,
Muthig werden sie erringen,
Was im Schooß des Glückes lag!
Neu ertönt der Hoffnung Stimme,
Durch die dunkle Nacht dringt Licht!
Rast auch Sturm im wilden Grimme,
Gott verläßet Oestreich nicht!

„Deutschland wird mit ihm verbunden,
„Felsenfest, nicht überwunden!
„D'rum schling', o Gott, der Einheit Band
Um's ganze deutsche Vaterland!“ —

Dichtung von **Fr. Englert.**
Musik von **J. Mehling.**

Digitized by Google

Kunst und Literatur.

In der neuesten Nummer — Juli — von „**Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften**“ finden sich die Fortsetzungen der beiden größeren Erzählungen „Unterm aus Mitleid“ von Julius Grosse und „In der Fremde“ von Adolf Glaser, von denen die erstere im nächsten Hefte zum Schlusse kommt. Von den wissenschaftlichen Aufsätzen dürfte der Beitrag von Ernst Hallier „Der kleinste Organismus und seine Wirkungen“ zu den interessantesten und zeitgemäßesten Arbeiten gehören, die geboten werden können, denn er unterstützt das Verständniß für eine Menge der alltäglichsten und doch in ihren Ursachen wenig gekannten Vorgänge in der Natur. Vortrefflich in anderer Art und dabei nicht minder zeitgemäß ist der Artikel „Die Menschheit und das Eisen“ von F. Mohr. Ferner ist die „Pädagogische Wanderung auf dem Marsfelde“ von Alb. Wittstock sehr zu beachten, da sie eine Seite der Weltausstellung beleuchtet, die seltener ins Auge gefaßt wird als sie verdient. Die Abhandlungen über „Karthago“ von O. Hartwig mit Abbildungen, ebenso „Die Riesen des Seitl-Stromes“, „Römische Skizzen“ von Lindau und die Arbeit von Vogel über „Petroleum“ entsprechen dem Rufe der Monatshefte. Auch die Fortsetzung der berühmten Liebespaare — diesmal Mirabeau und Sophie Monnier — mit Porträts, darf als sehr geeignet und anziehend bezeichnet werden.

Mannigfaltigkeiten.

[*Man muß die Leute zu behandeln wissen.*] Ein Weinreisender kam neulich in eine kleine Stadt und bat den Gastwirth, wo er abgestiegen war, um eine Liste derjenigen Bewohner der Stadt und nächsten Umgegend, wo er hoffen dürfe, Geschäfte mit seinen Weinen machen zu können. Der Wirth nannte ihm eine Anzahl von Notabilitäten und fügte dann hinzu: „Ich würde Sie auch zu Herrn N. schicken, denn er ist reich und trinkt gern ein gutes Glas Wein, aber der Mann ist so über alle Beschreibung grob, daß sich gar nicht mit ihm verhandeln läßt; erst vorige Woche hat er einen Ihrer Herren Kollegen zur Thüre hinaus und zur Treppe hinunter geworfen. Lassen Sie ihn lieber links liegen. „Geben Sie mir nur immer die Adresse“, meinte der Weinreisende, „ich werde es einmal versuchen.“ Am folgenden Morgen begab er sich zu dem bezeichneten Hause, stampfte mit fürchterlichem Gepolter die Treppe hinauf und riß an der Klingel, als ob er den Klingeldraht entzwei reißen wollte. „Wer ist denn ins Teufels Namen da draußen?“ schrie eine Stentorstimme von innen. Der Weinreisende öffnete die Thüre, dann rief er, ohne den Hut abzunehmen oder irgend ein Wort des Grußes und der Einleitung zu sagen, in fragendem Tone: „Wein?“ „Nein,“ entgegnete der Andere. Und sofort warf der Reisende die Thüre wieder donnernd zu und ging dröhnenden Schrittes die Treppe hinunter. Aber kaum war er auf der Straße angelangt, so öffnete sich im ersten Stock ein Fenster und der als Grobian bekannte Herr rief mit ziemlich freundlicher Stimme herunter: „Warten Sie doch einen Augenblick, mein Herr, haben Sie vielleicht guten Burgunder oder Bordeaux?“ „Ja?“ „Nun dann kommen Sie nur wieder herauf, ich sehe schon, daß wir uns verstehen werden.“ Der Reisende ließ sich das nicht zweimal sagen, behielt jedoch sein bröskes Wesen bei, was dem Andern imponirte, da er meinte, seinen Meister in der Grobheit gefunden zu haben, und so gelang es ihm, ein ziemlich bedeutendes Geschäft mit dem originellen Kauze abzuschließen.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 140:

I.

Ich zeige dir ein weites Grab elcetera;
Muß ich nicht unwillkürlich da
An Herkulanum und „Pompeji“ denken? —
Und wollt' ich tiefer noch ins Räthsel mich versenken,
Und ab und zuthun an den Zeichen —
Dann fände ich wohl auch den großen Römer,
Der einem größern Cäsar mußte weichen.

M. M.

II.

„Pompeji“ heißt das große weite Grab
Mit seinem Moder, seinen Trümmern,
Fast wähnt man noch zu hören lautes Wimmern,
Neugier'ge steigen jetzt zur Todtenstadt hinab.

Und nimmst du weg von ihr das letzte Zeichen,
Und fügst zwei end're Zeichen richtig ein,
Dann wird's „Pompejus“ Name sein,
Deß Ruhm ein größ'rer Römer macht' erbleichen.

Hammelburg. K.

Gleich richtig gelöst von A. Ph.

Redakteur Gustav Mestert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 158 Freitag, 10. Juli 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

So suchte Harriett ihre Treulosigkeit, ihre Grausamkeit zu entschuldigen; aber umsonst. Selbst bei den berauschenden Worten Freds, die ihre Seele fesselten, wanderten ihre Gedanken zu Arthur, und Scham und Verwirrung mischten sich mit dem neuen Gefühle.

Dann dachte sie wieder: „Arthur denkt gewiß, daß ich nicht halb so gut bin, wie er, aber ich kann mein Herz nie einem Manne weihen, der nicht alle meine Fehler und Schwächen übersehen und vergeben kann. Arthur ist sehr gut, sehr edel; aber ich besitze den Ehrgeiz nicht, einen Mann zu besitzen, der die Vollkommenheit selbst ist. Der Unterschied würde zu sehr in die Augen springen."

Und nun verglich sie damit eine andere Liebe, eine Liebe, die stark genug war, jedes Hinderniß zu besiegen, jede Schranke zu durchbrechen, deren Gewalt nicht Umstände, nicht Rücksichten zurückdrängen konnten, welche aus jedem Blicke leuchtete, aus jedem Worte sprach, und zwar bei einem Manne, der sich von Jugend auf in dem Lächeln der Schönheit gesonnt und der ihm widerstanden, der es verspottet hatte, bis ihre Reize sein Herz zur Liebe entflammt hatten. „Ach," dachte sie, „er wird den Boden heiligen, auf dem ich stehe, er wird selbst meine Fehler bewundern!"

Und seine Fehler? „O, sie würde den Triumph haben, ihn von der Welt abzuziehen, und je strenger diese urtheilte, d sto mehr wollte sie ihn vergöttern!"

Arme Harriett! Solche und andere Gedanken, zu verworren, um ihr selbst klar zu werden, gingen blitzschnell während des ersten Theils der Fa rt durch ihren jungen Kopf; daher war ihre Lustigkeit angenommen und unnatürlich, so verschieden von derjenigen des heutigen Morgens, wie das Morgenlicht selbst von der Düsterkeit dieses Abends.

Die Worte ihres Begleiters wurden immer ernster und bedeutungsvoller, und als es nun wirklich anfing, zu regnen, legte er seinen Arm um ihre zarte Gestalt, um sie fester einzuhüllen. Harriett g dachte der Mutter, wie deren Prophezeihung eingetroffen sei, und wie sie sich ängstigen werde, da flüsterte er ihr aber in einem Tone zu, der ihr Herz durchzitterte: „Sie hat Nichts zu fürchten! Bist Du nicht bei mir? Deine Mutter weiß, theure Harriett, daß ich Dich über Alles liebe, sie weiß, daß ich freudig mein Blut vergießen möchte, um Dich durch das ganze Leben vor jedem Sturme zu schützen, Dich, für die zu leben oder sterben ich für die höchste Segnung halten würde! Obgleich mir es das grausame Schicksal versagt hat —"

Er hielt plötzlich, wie es schien mit ungeheurer Anstrengung inne, ein tiefer Seufzer und eine lange Pause folgte.

Dieser Ausbruch von Enthusiasmus, Schwindel oder wie man es nennen will, brachte Harriett zu sich selbst. Sie zog ihre Hand, di: in der seinigen lag, schnell zurück, richtete sich auf, wandte ihr Gesicht ab und schwieg.

Daraus machte er sich indessen nichts, er fühlte, daß er das Spiel gewonnen hatte, er kannte den mächtigen Kampf, den ihr Stolz mit ihrer Liebe zu bestehen hatte, und dieser Kampf machte seinen Sieg noch glorreicher. Fred Carlton, du bist in der That unüberwindlich! lächelte er innerlich.

Und Harriett zitterte vor ihrer verächtlichen Schwäche, sie, die stets den Sieg über andere Herzen davongetragen, hatte jetzt so wenig Herrschaft über ihr eigenes. War es möglich, daß sie so wenig Würde und Selbstbeherrschung besaß.

Aber Diejenigen, die es nie nöthig gefunden haben, sich zu beherrschen, die ihren Stolz meistens nur angewandt haben, um Andere zu verletzen, nicht als eine Stütze, um sich auf dem Wege der Rechtschaffenheit zu behaupten, fühlen sich oft dann von ihm verlassen, wenn er ihnen am nöthigsten ist.

Harriett brach endlich das Schweigen, das sie höchst verlegen machte und fing an rasch und leicht über ganz gleichgültige Dinge zu plaudern, ohne eine Antwort abzuwarten. Fred merkte ihre Verwirrung und jubelte.

Mark Hetham stand an der Thür, die Heimkehrenden zu empfangen.

Als er seine Tochter umarmte und liebevoll an sich drückte, fühlte sie sich getroffen, denn hatte sie nicht eine Neigung genährt und sich derselben willig hingegeben, die ihren Vater, hätte er sie gekannt, mit Erstaunen, Kummer und unbedrängter Verachtung erfüllt haben würde? Der stets freundliche gute Vater führte sie

Digitized by Google

aus helle Kaminfeuer, half ihr die durchnäßten Kleider abnehmen, und bemerkte erst jetzt ihren Begleiter. Ueberrascht fragte er, was aus Arthur geworden sei? Harriett antwortete nicht, sondern schlug die Augen nieder.

Fred Carlton jedoch erklärte die Sache in seiner gewohnten freien Weise mehr zu des Vaters Befriedigung als der Wahrheit gemäß.

Mark Hetham, der vollkommen frei von jedem Verdachte war und glaubte, daß seiner Tochter Herz nur Arthur gehöre, schrieb ihr stilles Wesen der Abwesenheit Arthurs auf der Heimfahrt zu.

„Du siehst blaß aus, mein geliebtes Kind, und wie kalt die kleinen Hände sind," bemerkte er, als er die eine in der seinigen sanft rieb, um sie zu wärmen.

„Das ist auch wahr," sagte Fred Carlton, indem er die andere nahm, und dabei erzählte er in seiner gewohnten Weise, die auch den kleinsten Umstand ergötzlich darstellen konnte, die Ereignisse des Tages so, daß das Blut bald in Harrietts Wangen und Wärme in ihre Hand, die in der seinigen zitterte, zurückkehrte.

So saß di Gruppe um das Feuer, als der andere Wagen vorfuhr, und Mark Hetham eilte hinaus.

Harriett suchte ihre Hand loszumachen, sie wünschte ihrem beleidigten Geliebten nicht gleich zu begegnen und wollte sich entfernen; doch ehe dieß geschehen konnte, erhielt sie noch einen warmen Druck seiner Hand, dann zog Fred Carlton diese an seine Lippen und ließ sie mit einem tiefen leidenschaftlichen Seufzer los.

Kaum war dieß geschehen, so trat Arthur herein und schüttelte den Regen vom Rocke. Er fuhr zusammen, als er Harriett sah, und auf ihre, in angenommenem heiteren Tone an ihn gerichtete Frage: „ob er die Fahrt recht genossen habe," erwiderte er mit traurigem Lächeln: „Nein, wie konnte ich sie genießen, — und Sie, Harriett?"

Es war nichts von Aerger oder Vorwurf in seinem Ton und Wesen, dennoch trafen seine Worte schmerzlich ihr Herz und sie erwiderte mit blitzenden Augen und bitterem, leidenschaftlichem Tone, der Dem galt, der all das Unheil über sie gebracht und sie veranlaßt hatte, Arthur einen solch' großen Schmerz zu bereiten: „Es war eine garstige Fahrt, ich wünschte, ich wäre mit — mit Mama gefahren!"

Fred Carlton lächelte ungläubig und spöttisch, aber weder Arthur noch Harriett bemerkten es. Der Erstere hatte sein Gesicht abgewendet, um seine bewegten Gefühle bei ihren Worten nicht zu zeigen, und die Andere stand schon mit einem Fuße auf der Treppe, welche sie eilig hinaufschritt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefecht bei Kissingen.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Krieg des Jahres 1866.)

(Fortsetzung.)

Die 6. Schützen- und 9. Kompagnie des 2. Regiments gehen links davon gleichfalls vor und placiren sich, erstere am nassen Graben im Grunde, letztere hinter einem gedeckten Hange; die beiden übrigen vereinigen sich rückwärts mit der Reserve des Bataillons am Schloßberge. Die zwei vorausgegangenen Jägerkompagnien zogen sich über d n südwestlichen Absall des Kalvarienberges in den Thalgrund, nahmen dort am äußersten linken Flügel hinter Erderhöhungen Stellung und traten mit den auf den gegenüberliegenden waldigen Höhen postirten Plänklern in ein lebhaftes Feuergefecht. Die Batterie Mussinan hatte in dem Maße, in welchem die Infanterie vorrückte, ihr Feuer auf eine immer tiefer werdende Fäche beschränken müssen, und fuhr nun, da durch eine Fortsetzung desselben die eigene Infanterie gefährdet erschien, auf den Kalvarienberg, woselbst sie gegen die feindliche Batterie und gegen die am Waldsaume des Schlegelberges ꝛc. postirten Plänkler auf circa 1200 Schritte wirken konnte. Die beiden später nachgekommenen Kompagnien des 2. Jägerbataillons wurden neben ihr als Bedeckung postirt. Inzwischen hatte aber auch der rechte Flügel der Division von Nemetz Terrain gewonnen. Der dort kommandirende Generalmajor v. Steinle hatte nämlich die feindliche linke Flanke im Walde des Sinnbergs angreifen lassen, um durch Besetzung des dortigen Höhenkammes das Vordringen in der Front zu erleichtern. Hiezu hatten die beiden Schützenkompagnien vom 2. Bataillon des 1. Regiments, welche zuerst an der Nordostecke des Waldes den Feind von der Lisière vertrieben und ihm in's Innere des Gehölzes nachgefolgt waren, ihre Vorrückung ohne Unterbrechung fortgesetzt. In lang gedehnter Kette drängten sie dem Groner nach, die waldige steile Höhe hinan, alsbald verstärkt durch di- zu ihrer Rechten nachgeschickte 6. Kompagnie. Gleich darauf folgte diesen drei Kompagnien das eben herankommende ganze 2. Bataillon des 2. Regiments nach. Eng zusammengehalten, dichtgeschaarte Tirailleurs voraus, schob es sich zwischen die Schützenkompagnie und die 6. des 1. Regiments ein. Bereint drängen nun diese 1½ Bataillone bis tief auf den Kamm. Ihre lange Linie streift dort mit der Linken die Chaussee, während sie sich nach rechts weit über die im Hacken gebogene Höhe ausdehnt und vorschwenkend die feindliche Flanke umfaßt. Das verbleibende Halbbataillon des 1. Regiments rückte außer dem Walde längs dessen Nordsaumes vor, und nahm dann jenseits eines tiefen schluchtartigen Einrisses Stellung. Voraus an der Lisière in den angränzenden Feldern war dessen 5. Kompagnie gegangen, hatte mehrere einzelne Plänk-

Digitized by Google

ter des Feindes aufgestöbert und ohne Mühe vertrieben, und postirte zuletzt beim Halten der kleinen Kolonne ihre Tirailleurs im Norden des Waldes ab, Front gegen Friedrichshall. Im Walde selbst hatten die auf die Höhe dringenden Plänkler auf der äußersten Rechten nur geringen Widerstand gefunden, stärkere jedoch an der Chaussee. Zunächst der Straße endlich schneidet auf der Höhe die Bewaldung plötzlich ab, und als nun die Schützen des 1. Regiments über den Rand des Gehölzes vorschreiten wollen, werden sie mit so heftigem Feuer empfangen, daß sie wieder eine Strecke weit in's Innere des Waldes zurückweichen müssen. Doch nur einen Moment: denn gerade treffen neue Verstärkungen ein. Das inzwischen nachgekommene 3. Bataillon des 1. Regiments hatte ebenfalls 2½ Kompagnien in's Holz geschickt und diesen Direktion gegen die Chaussee gegeben. Mit ihrer Hülfe nun wird die kaum verlorne westliche Lisière rasch wieder gewonnen und der Gegner zum Weichen gezwungen. Die Kompagnieen des 3. Bataillons setzen sich à cheval der Straße am Saume fest, und zwar die 5. Schützen- und halbe 10. rechts, die 6. Schützenkompagnie links derselben, während sich die Tirailleurs des 2. Bataillons weiter nach rechts zusammenschieben. Der Rest des 3. Bataillons vom 1. Regiment zieht sich gleich seinem halben 2. Bataillon über den nördlichen Berghang längs des Waldsaumes bis jenseits der Schlucht vor, um sich dort mit jenem zu vereinen. Nun vermag auch noch links der Chaussee eine neue Staffel auf die Höhe zu dringen. Die drei im Thalgrunde von Rüdlingen postirten Kompagnieen des 3. Bataillons vom Leibregimente (6. Schützen-, 9. und 10.) setzen sich in der Richtung auf die preußische Batterie in Bewegung. Im Laufe überschreiten sie den etwa 600 Schritte breiten offenen Grund, nehmen den Waldsaum, gewinnen allmählig den Hang und die Höhe, und setzen sich trotz heftigen Widerstandes am Waldrande fest, der durch die schräg vorliegende, von der alten Straße durchzogene Lichtung gebildet wird. Die preußische Batterie mußte eiligst abfahren (halb 7 Uhr). Diese Kompagnien des Leibregiments schlossen sich zur Linken der Plänkler des 1. Regiments zu zurückgebogenem Hacken an und verbanden sich so mit den weiter rückwärts von Rüdlingen stehenden Abtheilungen. Denn gegen Süden hatte sich die Stellung, wie sie weiter oben beschrieben worden ist, nur wenig verändert. Die 6. Kompagnie des Leibregiments stund, das feindliche Feuer erwiedernd, noch am Dorfeingange, und hielt durch die zu ihrer Rechten gegen den Hang vorgezogene 4. Schützenkompagnie Verbindung mit den Plänklern auf der Höhe. Links von Rüdlingen am nassen Graben und am Westabfalle des Kalvarienberges war die 3. Schützen- nebst 3 Kompagnien vom 3. Bataillon des Leibregiments und den beiden früher bezeichneten des 2. noch immer im Feuer gegen den jenseitigen Waldsaum, der Rest vom 2. Bataillon des ersteren stund als Reserve in der Ortschaft. Nur auf dem äußersten linken Flügel war eine weitere Angriffsbewegung erfolgt. Die beiden dort befindlichen Kompagnien des 2. Jägerbataillons hatten den Feind durch ihr heftiges Feuer aus einer vorspringenden Ecke des gegenüber liegenden Waldes vertrieben, überschritten dann plötzlich den Thalgrund, drangen auf den äußersten Rechten des Gegners in das Gehölz und erstiegen mit vorgezogenem linken Flügel zwischen Schlegelsberg und Oßterberg die Höhe. Zwar drängt der Feind gegen ihre linke Flanke und zwingt sie momentan zurück, allein sie gehen ein zweitesmal vor, behaupten sich jetzt und setzen das Feuergefecht fort. Nachdem die erwähnte Batterie verschwunden war und die bayerische Infanterie sich auf den jenseitigen Höhen mehr ausgebreitet hatte, stellte die Batterie Musstnan ihr Feuer ein und postirte sich gedeckt hinter der Kuppe. Im selben Momente trafen auch der Reserve die 4 gezogenen Geschütze Hutten's auf dem Kalvarienberge ein und schickten den Preußen noch einige Granaten über den Schlegelsberg nach, um dann ebenfalls zu schweigen. Die Batterie Lepel, welche, als eben die Bataillone des 1. Regiments in den Sinnbergwald einzudringen begannen, nordwestlich von Rüdlingen eine neue Position hatten wählen wollen, war hieran durch eine am „Hundsbrunnen“ auftauchende feindliche Infanterieabtheilung verhindert worden. Schon hatte sie einzelne Schüsse bekommen und, da zu ihrem Schutze keine Infanterie in der Nähe war, hinter Rüdlingen zurückgehen müssen. Die Preußen machten aber hier weiter keinen ernsten Versuch. Einige Plänkler zwar drangen bis auf den Altenberg vor und feuerten von dort in die Batterie; allein einzelne Granatkartätschen stellten sie auf, und als ihnen nun die 10. und 11. Kompagnie des 2. Regiments vom Schloßberg aus entgegengeschickt wurden, zogen sie sich bald wieder zurück. Auch das 3. Bataillon des 10. wurde hierher beordert und theilt nun nebst einer Kompagnie des 2. Regiments den Altenberg besetzt. Der Rest des 10. blieb vorläufig am Fuße der Ruine; die beiden Bataillone des 12. wurden bald darauf bis dicht an Rüdlingen heranzogen, um sich dort in Reserve zu postiren. Die Batterie Schuster hingegen war nach Münnerstadt abgerückt. Indessen war das Vorrücken mit dem Erklimmen des westlichen Höhenkammes ins Stocken gerathen. Die beiden Jägerkompagnien am linken Flügel standen völlig isolirt; im Zentrum bildete der im Besitze des Feindes gebliebene Schlegelsberg eine beträchtliche Lücke, welche hemmend auf weitere Erfolge der an der alten Straße postirten Kompagnien des Leibregiments wirkte; am äußersten rechten Flügel endlich waren die weit vorgedrungenen flankirenden Abtheilungen in dem waldigen Terrain ziemlich zerstreut, und überdieß zeigten sich in den nördlichen ausgedehnten Hügeln und Feldern ringsum weit überflügelnde feindliche Trupps, die zwar, vorerst nur schwach, bloß belästigen und beunruhigen, hinter denen aber (bei Friedrichshall) starke feindliche Kolonnen sichtbar sind. Allerdings wurden die jetzt versuchten Gegenangriffe der durch das Füsilier-

Digitized by Google

bataillon des 55. Regiments verstärkten Preußen an der Chaussée, auf den Waldhöhen des Sinnberges, überall zurückgewiesen; auch die 5. Kompagnie des 1. Regiments zwang die aus der Richtung von Friedrichshall und Hausen vordrängenden Plänkler zum Weichen; allein Fortschritte wurden bayerischer Seits nicht mehr gemacht. Das Gefecht war damit einfach zum Stehen gekommen, und spann sich nun mit geringen Schwankungen ohne besondere Entscheidung eine Weile fort. Uebrigens behauptete man die errungenen Vortheile, und hoffte, gemeinschaftlich mit der 4. Division, auf deren Eintreffen man noch immer rechnete, die begonnene Offensive fortsetzen und dann einen entscheidenden Erfolg herbeiführen zu können." 6. Moment. Von halb 8—9 Uhr. Auf den Höhen zwischen Nüdlingen und Winkels hatte sich das Gefecht etwa eine Stunde lang fortgesponnen, als gegen halb 8 Uhr der Generalmajor v. Wrangel den Wald des Sinnberges, besonders aber die Lisière an der Chaussée mit Granatkartätschen und Gewehrfeuer förmlich überschütten ließ und so den Gegenstoß, den der Feind mit allen verfügbaren Truppen ausführen wollte, einleitete. Das 2. Bataillon des 55. Regiments, verstärkt durch die Lippe-Detmolder ging über den Schloßberg, ein Bataillon des 19. Regiments über den Sinnberg, alles Uebrige an der Chaussée vor.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Brutales Mißverständniß.] Am 24. Juni hatte ein Olmützer Geschäftsmann an seine Schwiegermutter ein Telegramm nach Wsetin gesendet. Die Telegramme nach Wsetin müssen jedoch von Pohl aus durch Expreß befördert werden, und der Praktikant des Telegraphenamtes übernahm es nun, die Depesche in der Nacht nach Wsetin zu tragen, um den Botenlohn von 4 fl. zu verdienen. Auf dem Wege dahin begegnete er einer Gendarmerie-Patrouille, welche nach einem Individuum fahndete, das kurz vorher mit einem andern Strolch in Meseritsch einen Diebstahl ausgeführt hatte. Der Gendarm rief den jungen Mann an und fragte, wohin er gehe, „Das werde ich Ihnen sogleich zeigen", antwortete dieser und griff nach der Brusttasche, um sich mit der Depesche zu legitimiren. Der Gendarm, dem bekannt war, daß der gesuchte Dieb mit einer Pistole bewaffnet sei, glaubte, der Angerufene beabsichtige ein Attentat auf seine Person, und um sich vor demselben zu schützen, legte er sein Gewehr auf den jungen Mann an und schoß ihn in die Brust. Mehrere Stunden darauf hauchte der Unglückliche seinen Geist aus.

Die afrikanische Königin Fatouma ist am 6. ds. in Paris angekommen und im Hotel de Louvre abgestiegen. Die Blätter haben schon einen ganzen Roman über die „kleine Königin" fertig. Vor mehreren Jahren wäre in Mohaly eine Revolution ausgebrochen; der König wurde abgesetzt und, wie es damals hieß, getödtet, wie sich aber jetzt herausstellt, nur in Gewahrsam gebracht. Die Königin wolle ihn befreien und rufe die Hülfe des Kaisers der Franzosen an. Eine mächtige religiöse Gesellschaft, welche sich der Protektion des Königs erfreute (die Jesuiten?), habe das größte Interesse an dieser Restauration; sie habe die Königin in der französischen Sprache unterrichtet und zu dieser Reise vermocht. Die Königin ist von kleiner Figur und sehr zierlich. Sie hat kupferbraune Gesichtsfarbe, lebhafte und doch dabei sehr sanfte schwarze Augen und einen kleinen Mund und sehr weiße Zähne; die Haare sind durch ein goldenes Diadem und dichte Schleier verborgen; die Tracht ist orientalisch.

Die Nord-Londoner „Stiefelputzerbrigade" hielt am Samstage unter dem Vorsitze des Earl of Shaftesbury ihre Jahresversammlung. Zweck dieser Institution ist, unbemittelte Jungen durch anhaltende Beschäftigung vor moralischem Untergang zu bewahren. (Im letzten Jahre standen nicht weniger denn 2141 Buben unter 15 Jahren, davon 151 unter 10 Jahren, vor den Londoner Gerichtshöfen.) Im Jahre 1867 haben die 43 der Brigade angehörigen Stiefelputzer 293,450 Paar Schuhe und Stiefel gereinigt, und zu der Taxe von 1 d. per Paar, 1,222 L. 14 sh. 2 d. eingenommen, also durchschnittlich jeder Junge täglich etwa 2 sh. 3 d. oder 22½ Sgr.

Auch im freien Amerika sind die Gerichtskosten ganz europäisch zugeschnitten. Kürzlich prozessirten zwei Farmer in Fairlee um ein Schaf im Werthe von sechs Dollar, das sich in den Händen des Verklagten befand. Nach verschiedenen Einsprüchen gegen das Urtheil behielt Verklagter in letzter Instanz Recht. Die gesammten Gerichtskosten betrugen 251 Dollar 10 Cent!

Auflösung des Räthsels in Nr. 141:

Morgen, Morgen! nur nicht „Heute"!
Sagen alle faulen Leute;
Der Fleißige aber sagt:
Was du „Heute" kannst besorgen,
Das verschiebe nicht auf Morgen!

M. M.

Redakteur Anton Meisert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 159 Samstag, 11. Juli 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

XV.

Eine süße, obgleich verrätherische Ruhe folgte diesem Tage, welche dazu diente, den Verdacht und die Angst Arthurs einigermaßen zu beschwichtigen. Auch war kein vernünftiger Grund dazu mehr vorhanden, denn es herrschte zwischen Harriett und Carlton eine sichtbare Kälte. Niemand schien außer Arthur für Harriett da zu sein, und er war nur zu glücklich, sich noch einmal diesem süßen Traume hingeben zu dürfen, daß er, aus Furcht, er möchte entschwinden, die Wahrheit gar nicht zu erforschen suchte, sonst hätte er wahrnehmen müssen, daß die ruhige kalte Güte, die gesuchte Aufmerksamkeit, mit der ihm die Geliebte begegnete, durchaus nicht den Charakter der Liebe an sich trug, wenigstens der Liebe einer Harriett Hetham nicht.

Welchen Freigling kann die Liebe oft aus dem muthigsten Manne machen. Freilich zeigte ihm zuweilen ein Wort, ein Blick die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, aber er hatte keinen Anhaltspunkt für seine Zweifel, denn Fred Carlton vermied ängstlich jede Annäherung, jede Unterhaltung mit Harriett. Doch das geschah ja aber aus schlauer Klugheit, einer Klugheit, deren Gefährlichkeit Arthurs reines Herz nicht kannte, deren große Macht dem aber wohl bekannt war, der die Natur des weiblichen Herzens so tief studirt hatte, wie Fred.

Eines Abends saßen die zwei Schwestern und Arthur am Piano; Rosa hatte ein Trio gesucht und bat Beide, es mit ihr zu singen, aber umsonst. Der Erstere fühlte sich nicht aufgelegt zum Singen, denn wenige Stunden vorher hatte sein Herz einen solchen Stoß erlitten, daß er beschloß, diesem Zustande der Dinge ein Ende zu machen, da er peinlicher zu ertragen war, als die Gewißheit seines Unglücks. Rosa sang allein und ihre Töne führten noch einmal den ersten Abend im Schlosse Hetham und alle darauf folgenden Umstände an seiner Seele vorüber. Harriett saß, wie es schien, in tiefen Gedanken auf einer kleinen Ottomane neben Arthur. Ihre Augen, die im mürrischen Schweigen an den Boden geheftet waren, erhoben sich nur zeitweise, um einen Blick an das andere Ende des Saales zu werfen, wo Fred Carlton saß. Plötzlich sprang sie auf und sagte in freundlich lebhaftem Tone, der ihrem Geliebten neues Leben gab: „Arthur, sieh nicht so ernst und traurig aus! Obgleich, wie es scheint, Du die Kraft zum Sprechen verloren hast, so kannst Du vielleicht doch singen. Nein!“ fuhr sie im lustig befehlenden Tone fort: „Du mußt uns ein Lied singen! Keine Weigerung! Komm, komm, ich will es haben!“

Was war die Veranlassung zu dieser plötzlichen Erregung?

Das Gesicht Fred Carltons hatte Selbstzufriedenheit und Triumph ausgedrückt, als er Arthurs Traurigkeit bemerkte; er wußte sehr wohl, welch' tiefen Schmerz er dem jungen Manne bereitete, und er ergötzte sich daran. Harriett hatte dieß Alles gesehen, und ihr besseres Gefühl befam die Oberhand, ihr Gewissen schlug, und das trieb sie zu Arthur und zu der freundlichen Bitte, er möchte singen.

Er gab nach. Und welche Sprache spricht so die Sprache des Herzens, wie der Gesang? Es schien, als flösse seine Seele von den Lippen, als er die Worte sang:

Dein Herz ist so verändert,
Wohl willst Du's nicht gesteh'n,
Von Ferne fühl' ich's kommen,
Wie schwüle Lüfte weh'n.
Wenn Wetterwolken nahen,
Glück, Hoffnung zu verderben,
So fühl' ich Deine Lieb'
Und all' mein Glück ersterben.

Nicht Alle wußten, wie sehr diese Worte seinen Gefühlen entsprachen, und Mark Hetham rief am Schlusse: „was für eine traurige Leier, Monrose!“ und seine Frau fügte hinzu: „ja wirklich, ein trauriges Lied, und Du hast es mit einem Ausdruck gesungen, als ob Dir diese Gefühle im Herzen säßen.“

Aber einige der Zuhörer waren nicht so unwissend. Als er auffah, begegnete er einem Blick aus Rosas Augen voll der tiefsten Sympathie, er hatte denselben in der letzten Zeit öfter bemerkt, aber nie hatte er ihm so wohl gethan. Sie gab ihm einen Wink und deutete auf ihre Schwester. Diese hatte ihr Gesicht mit den Händen bedeckt und perlende Thränen rieselten durch ihre Finger, während sich ihre Brust konvulsivisch hob und senkte. Rosa stand rasch auf, nicht um sie zu trösten, sondern wo möglich die Aufmerksamkeit der An-

Digitized by Google

deren von ihr abzulenken. Jetzt erst bemerkte sie, daß Fred Carlton hinter ihrem Stuhle stand und die tiefe Bewegung ihrer Schwester beobachtete. Harriett sah nichts. Bittere Reue über die Leiden, die sie durch ihre Falschheit — ihre Treulosigkeit verursacht hatte, brannte in ihrem Herzen, und als endlich Fred Carlton sich ihr nahte, und sich neben sie setzen wollte, wies sie ihn mit einem Blicke ab, der selbst ihn beschämte. Um seine Beschämung und Unbehaglichkeit zu verbergen, ging er, als ob er es schon früher beabsichtigt hätte, an das andere Ende des Zimmers und war bald in ein Gespräch mit Mark Hetham vertieft.

In der entferntesten Ecke des Salons, an der Seite seiner Geliebten genoß Arthur jetzt eine Stunde vollkommener Seligkeit, so vollkommen, daß sie ihm als hinreichender Ersatz für alle erduldeten Leiden erschien, und er benutzte diese kurze Stunde so, daß es ganz wahrscheinlich erschien, als würde die angemaßte Herrschaft Fred Carltons, erschüttert wie sie eben war, schwanken, sich neigen und endlich stürzen, um sich nie wieder zu erheben.

Aber ach, der nächste Morgen brachte die Nachricht, daß Arthur sofort zu seinem Regimente in Irland stoßen müsse.

Dieser Befehl traf Arthur wie ein Donnerschlag! Nur noch vierzehn Tage, und sein Schicksal hätte sich unwiderruflich entschieden. Doch ein Trost blieb ihm. Wäre er vor einigen Tagen abgerufen worden, so würden Zweifel und Verdacht seine Seele erfüllt und ihn begleitet haben.

Nach dem gestrigen Abend lachte er der früheren Furcht und düsteren Ahnung, und das volle Vertrauen in sein wiedergekehrtes Glück stützte seine Kraft, die dennoch zu sinken drohte, wenn er an den nahen Abschied dachte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefecht bei Kissingen.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Hauptstoß der Preußen traf an der alten Straße die vereinigten Kompagnien vom 3. Bataillon des Leibregiments, welche fast keine Patronen mehr hatten, und daher auch die Ersten waren, welche weichen mußten; sie suchten sich zwar mehrmals am rückwärtigen Rande des Waldes festzusetzen, werden aber geworfen, und ziehen sich verfolgt vom feindlichen Feuer bis nach Rödlingen zurück; auch die Plänklerkompagnien vom 3. Bataillon des 1. Regiments werden ins Dorf gedrängt. Auch die 2 Jägerkompagnien müssen bis in den Thalgrund zurück. Etwas länger behauptete sich der rechte Flügel auf dem Sinnberg. Der feindliche Angriff richtet sich hier auf die Flanke der ausgedehnten Tirailleurlinie, und stößt zuerst auf die in der äußersten Rechten stehenden schwachen Abtheilungen des 1. Regiments, die er zum Weichen zwingt, dann aber bald auf das eng konzentrirt gehaltene 2. Bataillon des 2. Dieses wehrt den Stoß ab und geht seinerseits zum Angriff über. Was vom 1. Regiment zur Hand, schließt sich an. Der Feind wird rasch zum Zurückgehen genöthigt und ein Stück weit verfolgt. Die Preußen machten nun zwar auf diesem Punkte keinen Versuch, von Neuem vorzudringen, so daß das Feuer hier völlig verstummte; allein da der Segner südlich des Sinnberges sich der Höhen bemächtigt hatte, und sonach der bayerische rechte Flügel auf dem dicht bewaldeten Berge gänzlich isolirt stund, da ferner jetzt stärkere feindliche Abtheilungen im Thal des Rödlinger Baches beobachtet wurden, welche, wenn auch noch von ferne, den Rücken bedrohten, mußte es bedenklich erscheinen, die ermüdeten Truppen in einem so wenig übersichtlichen Terrain von der Nacht überraschen zu lassen. General v. Steinle befahl daher (er hatte in diesem Momente noch nicht von der gleichen Intention des Oberkommandos unterrichtet werden können), kurz nach 8 Uhr die Räumung der Höhe und den Abzug auf Rödlingen. Die Deckung dieser Bewegung ward dem am Waldsaume haltenden Reste des 2. Bataillons vom 1. Regiment übertragen, und hiezu dessen 7. und 8. Kompagnie auf den Berg gezogen, um dort die Arrièregarde zu bilden, während die 5. zum Schutze in den Feldern nördlich des Holzes verblieb. Hinter diesem Schirm zogen sich die übrigen Abtheilungen der beiden Regimenter gegen die Nordostecke des Waldes zurück. Unbelästigt folgt die Arrièregarde langsam nach. Von jener Ecke an sollen die noch disponiblen Kompagnien vom 3. Bataillon des 1. Regiments die weitere Deckung übernehmen; sie machen dort Halt, lassen alle übrigen durchziehen, und folgen zuletzt. Beim Ueberschreiten des freien Grundes zwischen dem Walde und dem Dorfe kommen die Bataillone, wenn auch nördlich etwas ausbiegend, unter das Feuer jener feindlichen Plänkler, welche zur Seite weiter südlich am Waldraude postirt sind. Hiebei wird das Pferd des Generalmajors von Steinle verwundet, und er selbst bedeutend verletzt, ohne jedoch das Kommando abzugeben. Im letzten Momente, beim Verlassen des Waldes fallen auch noch direkt von dem Sinnberge zahlreiche Schüsse, auf welche die den Schluß bildende 9. Kompagnie des sogenannten Bataillons antwortet. Nachdem um diese Zeit dem Feldmarschall die Meldung zugekommen war, daß und warum die 4. Division nicht mehr auf dem Kampfplatze eintreffen könne, befahl er den Kampf abzubrechen und Rödlingen zu räumen, da es nicht rathsam erschien, in dem rings von Höhen beherrschten Becken

Digitized by Google

von Rüdlingen die Nacht über zu bleiben; es wurde befohlen, in der Nähe der Straßengabel vor der Schweinfurter Chaussee Bivouak zu beziehen. Die 1. Division sollte sich hiezu allmälig vom Feinde los machen, und den Abmarsch beginnen, die noch anwesenden 4 Bataillone der 2. Division aber während dessen hinter Rüdlingen stehen bleiben, und erst wenn jene vollständig durchgezogen, selbst nachfolgen. Generalmajor Stephan erhielt diese Ordre bald nachdem die Kompagnien des Leibregiments von den Höhen herab wieder nach Rüdlingen zurückgeworfen waren. (Der Sinnberg war noch eine kleine Welle in seinen Händen.) Er beschloß, die beiden Bataillone seiner Reserve, welche kurz vorher dicht ans Dorf herabbrordert worden, um sie zur Ablösung der fechtenden Bataillone zu verwenden, letztere aber hinter dem Orte zu sammeln. Das 1. Bataillon des 8. Regiments mußte hiezu am östlichen Eingange desselben als Reserve verbleiben; das halbe 1. Bataillon des 2. dagegen (1., 2. und 3. Kompagnie) wurde an den westlichen Ausgang vorgeschickt, die dort stehenden Kompagnieen des Leibregiments abzulösen, während die andere Hälfte auf den Altenberg dirigirt wurde, um dessen Sicherung von der bisherigen Besatzung zu übernehmen. Auch die Batterie Mussinan nahm, und zwar von der Nordseite Rüdlingens Position, doch räumte sie dieselbe, ohne nochmals in Aktion getreten zu sein, bald wieder, da es schon dämmerte, und der Feind nirgends den Waldsaum überschritt. Die drei Kompagnien des 2. Regiments dagegen, welche am Westausgange des Dorfes standen, so wie die Kompagnieen des 2. Jägerbataillons, welche sich am Westfuße des Kalvarienberges näher an den Ort herangezogen hatten, führten das Feuergefecht gegen die am jenseitigen Walde stehenden preußischen Plänkler noch eine Weile lebhaft fort. Indessen verließen die übrigen Abtheilungen das Dorf, den Kalvarien- und Schloßberg, um sich rückwärts mit der Division zu vereinigen. Bald kam auch General von Steinle mit seinen Bataillonen vom Sinnberg heran. So wie diese letzteren schon in tiefer Dämmerung Rüdlingen erreicht hatten, ward das Gewehrfeuer immer schwächer und verstummte endlich ganz. Das lange Gefecht des Tages war damit zu Ende. Der Verlust der Bayern betrug: 1 General, 8 Offiziere, 92 Mann, 33 Pferde todt. (Generallieutenant Frhr. v. Zoller, Major Graf Yſenburg vom 7 Jägerbataillon; die Hauptleute Schlagintweit vom Generalquartiermeisterstab, v. Mayerhofer vom Leibregiment, Thoma vom 9., Bruckmair vom 10., Frhr. von Reitzenstein vom 12., die Unterlieutenants Weichselberger vom 11. und Frisch vom 15. Inf.-Regiment.) 37 Offiziere, 554 Mann, 66 Pferde verwundet. (Der Generalstabschef Generallieutenant Frhr. v. d. Tann, Generalmajor Graf zu Pappenheim, die Majore Hartmann vom Generalquartiermeisterstab, und Kohlermann vom 12. Regiment; die Hauptleute Henle vom Leib-, Frhr. v. Grießenbeck [ödlich] und de Taillez vom 1., Binder vom 3., Warnberg [ödlich] vom 11., Bemmel, Werndla [ödlich] und Frhr. v. Zandt [ödlich] vom 15. Inf.-Reg., H. Frhr. v. Harold vom 2., E. Frhr. v. Harold vom 5., und Geiger vom 7. Jägerbataillon; die Oberlieutenants Graf v. Taufkirchen-Lichtenau und Nachtigall vom Leib-, Oskar Rusch vom 1., Peller v. Schoppershof vom 2., W. Meier vom 10., Löblin [ödlich], Küffner, Frhr. v. Bibra und Maltzolzer vom 12., Moosmaier vom 15. Inf.-Reg.; Reinhard vom 7. Jägerbataillon, Platner [ödlich] vom 2., Frhr. v. Rotberg vom 4. Chevauxlegers- und Frhr. v. Schachy vom 3. Ulanenregiment; die Unterlieutenants Bombard vom Leibregiment, L. Meier vom 1., C. Frhr. v. Reichlin und Th. Frhr. v. Reichlin vom 2., Seehann vom 10., Schmidt und Schuster vom 15. Inf.-Reg.; Spruner v. Merz vom 2. Chev.-Reg. 6 Offiziere, 559 Mann, 8 Pferde vermißt und gefangen (die Oberlieutenants Lindner vom 11. und Schoberth vom 15., die Unterlieutenants Höfel vom 9.; Kayser vom 11., Burckhardt und Pfeffer vom 15. Inf.-Reg.); im Ganzen 52 Offiziere, 1205 Mann, 107 Pferde und 1 Geschütz.

Auf dem Dorfkirchhof.

(In Kreuth.)

Im Bergesthal der niedre Kirchhof liegt,
Von Tannengrün, von Felsen dicht umschlossen;
Dort singt die Amsel, wenn sie heimwärts fliegt,
Um's morsche Kreuz die scheuen Blumen sprossen.

Dort liegst Du, Fremdling, — dem das Herz zerdrückt
Des Heimweh's Last: es wuchern wild die Kressen
Um Deinen Stein, den niemals weinend schmückt
Ein Freund.... Du schläfst, von aller Welt vergessen!

Doch ich — ein Fremdling auf der Erde hier,
Hielt weinend an. — Wo wird man mich begraben?
Ich sterb' vor Heimweh! Laß mich ruh'n bei Dir,
Mich, den sie lebend längst vergessen haben.

St.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Uhr aus Brod] Ein Kunstwerk der hervorragendsten Art, welches von einem durch traurige Wechselfälle ins Unglück gerathenen Cridatar Hrn. A. Schmidt während seiner zweijährigen Haft in Stein angefertigt wurde, ist dieser Tage in Passau zur Besichtigung ausgestellt worden. Es ist eine astronomische Pendeluhr von seltener Ornamentik. Räderwerk, Ge-

Digitized by Google

häuse, Zifferblatt, Gewicht und Pendel sind äußerst zierlich aus gekneletem Roggenbrod, wie dasselbe in den Strafanstalten verabreicht wird, angefertigt. Nur die Zeiger sind von Holz und die Ziffern auf dem Uhrblatte von Lagerstroh. Die Uhr zeigt Stunde, Minute, Sekunde, Jahr, Monat und Tag mit exakter Genauigkeit an. Dem Verfertiger stand zur Konstruktion dieses Meisterwerkes, wie die zur Einsicht vorliegenden Atteste des Untersuchungsgerichts Krimo und der Gefangenhausverwaltung Stein bestätigen, nur ein höchst einfaches Brodmesser, ein sogenannter Taschenfeitel, zu Gebote, was um so größeres Erstaunen erregt, als dieser Mann, seines Standes ein Mechaniker und Steinplattenlieferant, sich früher nie mit dem Uhrmachergewerbe vertraut gemacht hat.

[Der Chignon als Lebensretter.] Der vielverleumdete Chignon hat dieser Tage einem jungen Mädchen in Hamburg das Leben gerettet. Auf der Dienerstraße wohnt ein Wirth, Wichmann, dessen Sohn, ein Küfer, Sonntags Vormittags auf den Boden des Hauses mit Arbeit an seinem Taubenschlag beschäftigt war, während unten im Hofe die Schwester Bier abzapfte. In der Hitze unter dem Dache, wo der Küfer Geräthschaften stehen hatte, war der Stiel eines Beiles zusammengetrocknet, und als er es nun gebrauchte, flog plötzlich das geschärfte Eisen ab und hinunter in den Hof. Es ist kein Zweifel, daß die Schwester, im Genick getroffen, getödtet worden wäre. Der Chignon bewahrte sie vor dem Tod. Das geschärfte Eisen schnitt den Haarschmuck ab und brachte dem Mädchen dann noch eine ungefährliche Wunde im Nacken bei.

Das Jahr 1473 scheint viel Aehnlichkeit mit unserem heurigen Jahre gehabt zu haben. Nach der Chronik hat es damals „den ganzen Jenner über die massen sehr allhie geschneiet, und dieß Jar ward so wol im Früling als im Sommer so gar eine warme und frue Zeit, daß nicht allein zeitige Kirschen an St. Urbans-Tag allhie auf freiem Markt feyl gewesen, und die nahend gesessene Bauern ihr Korn in St. Ulrichs-Kirchweihe zu schneiden angefangen, sondern auch viel Wälder von solcher Hitz angangen, unter welchen ein Theil des Harzwalds, so man den Böhmerwald heißt, bis in die vierzehnte Wochen gebrunnen und geraucht. Und wie wohl dies stete Wetter den Leuten hierum ire Kornscheuern und Keller reichlich gefüllet, so hat es hergegen dem Vieh wegen der ausgebrennten Wald nicht wenig geschadet, und ist durch selbes so wol im Heu als Rüben und Kraut großer Mangel und Theuerung verursacht worden. Ein Schaff Kern wurde um 40 Groschen, Roggen um 22, Haber um 18 Groschen, ein Pfund Schmalz um 6 Pfenning und ein maaß Wein um 3 Pfenning allhie gegeben. Und seyn selbiger Zeit 120 Wirthe oder Weinschänken in dieser Stadt Augspurg gewesen, welches, wie die Annales bezeugen, von so viel hundert Jaren bis hieher niemals erhöret war." —

In Raincy, einer Paris benachbarten Station der Ostbahn, sind in Gegenwart des Directors der polytechnischen Schule, Generals Favé, und einer großen Anzahl von Technikern Versuche mit einer, von einem Herrn Larmanjat konstruirten Lokomotive vorgenommen worden. Dieselbe bedarf nur einer Schiene, ohne deßhalb an Kraft oder Geschwindigkeit den gewöhnlichen Lokomotiven nachzustehen. Da die Versuche befriedigend ausfielen, so wird versuchsweise eine Bahn nach dem neuen System von Raincy nach dem nahegelegenen Dorf Montfermeil gebaut werden.

Der Zweck der Reise des Prinzen Inkognito Napoleon, sagt der Pariser „Figaro", ist für Niemand mehr ein Geheimniß. Se. k. Hoheit hat sich nach Wien begeben, um eine Meerschaumpfeife zu kaufen, und wird über Konstantinopel zurückkehren, um sich dort Tabak zu dieser Pfeife zu kaufen.

Dreisylbige Charade.

Die Erste und die Dritte, sie sind einander gleich;
Die Zweite in der Mitte kann prachtvoll sein und reich.
Doch wenn die Zwei' und Dritte das Ganze, wird sie's nicht:
Althergebrachte Sitte gestaltet sie dann schlicht.
Ist man für eig'ne Rechnung das Ganze, braucht man Geld;
Und, wenn für einen Andern, viel Kenntniß in der Welt.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 142:

Wenn dich herber Kummer quält,
Mache deine „Zähren" stillig!
Hast du „Aehren" drauß im Feld,
Alsdann stehe jetzt nicht müssig.

M. M.

Redakteur Gustav Meitzel. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 160 Montag, 13. Juli 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Mark Hetham hatte nothwendige Geschäfte in der nächsten Stadt und mußte daher schon jetzt von Arthur Abschied nehmen. Mit inniger Freude sprach er dabei von der nahen Verbindung, die bald zwischen ihnen bestehen würde und fügte mit unsicherer Stimme hinzu, daß es der wärmste Wunsch seiner Frau sei, diese nicht länger hinauszuschieben, als die Vorbereitungen es nöthig machten. Mit Kummer sah Arthur an der bebenden Lippe, dem zitternden Drucke der Hand seines hochverehrten Freundes, welch' schmerzliche Ahnungen dessen Seele durchzogen. Mit seiner geliebten Tante hatte er noch eine lange freundliche Unterredung, dann suchte er Harriett auf, denn es blieb ihm nur noch eine halbe Stunde Zeit.

Er fand sie im Gewächshause, wie sie eben das prachtvolle Rosenstöckchen aufband, das sie Beide am Morgen nach ihrer stillen Verlobung gepflanzt hatten, in der Hoffnung, daß es zu ihrer öffentlichen blühen würde; es zeigte zwei volle Knospen, die sich in ungefähr vierzehn Tagen zur vollen Blüthe entfalten konnten.

„Harriett!" sagte Arthur, ihre Hand ergreifend, „diese Rose pflanzten wir als Sinnbild der Hoffnung und Liebe unserer künftigen Tage. Laß mich, wenn ich zurückkehre, um diese theure Hand mein eigen zu nennen, eine dieser Blüthen in Deinem Haar erblicken, als als ein Zeichen, daß Dein Herz unverändert ist, daß es noch eben so warm für mich schlägt, als in jener Stunde, wo Du mich so glücklich machtest. O meine geliebte, meine einzige Harriett, laß die schöne Blüthe mich bei meiner Rückkehr begrüßen, damit sie mir sage, daß Deine Liebe wahr und beständig sei, nicht ein Gebilde der Phantasie, nicht ein kurzer Traum — der —" und seine Wangen überzogen sich mit tiefer Röthe, seine Augen glühten.

Harriett war über den Rosenstock gebeugt und ihre Locken beschatteten ihr Gesicht, so daß Arthur den Purpur nicht sehen konnte, der sie bei seinen Worten überzog. Aber mit kaltem Tone, der schmerzlich in sein Ohr klang, unterbrach sie ihn:

„Arthur, selbst in der letzten Stunde, im letzten Moment vor Deiner Abreise quälst Du mich mit Verdacht und Zweifeln! „Aber, fuhr sie dann in scheinbar heiterem Tone fort, „ich hasse alle Scenen, wir wollen von etwas Anderem reden. Gewiß will ich eine der Rosen im Haar tragen, wenn es Dich befriedigt, und die andere will ich Dir überreichen, begleitet von einem pathetischen Gedichte, welches Dich als Kapitän Monroe begrüßen soll. Aber wenn mir unterdessen die Rosen abfielen, ohne aufzugehen, oder eine ruchlose Hand pflückte sie?" fuhr sie in spottender Angst fort, „was kann ich dann thun? Was werden die furchtbaren Folgen sein? Schrecklicher als der Krieg der rothen und weißen Rose fürchte ich."

Nichts versetzt aller Romantik einen tödtlicheren Schlag, als wenn sie in's Lächerliche gezogen wird. Arthur wurde roth und schämte sich fast, daß er sich von seinem Gefühle hatte übermannen lassen. Doch nur für einen Augenblick, dann kehrte die Angst seines Herzens zurück und er flüsterte mit bebender Stimme und bleichen Lippen sein Lebewohl.

Alles hätte Arthur für eine Thräne in ihrem Auge hingegeben, aber nein! Obgleich sie traurig aussah, fühlte er sich doch nicht befriedigt. Er dachte, er hätte auf mehr Anspruch, als einen bloßen Händedruck und wollte sie küssen; aber lächelnd und errötheud wandte sie ihren Kopf weg. Doch als er aufstand, um zu gehen, als sie sein bleiches Gesicht, die Thräne in seinem Auge sah, war sie gerührt und in sanftem Tone sagte sie: „Arthur, schreibe bald, bleibe nicht so lange weg, Gott schütze Dich Arthur!"

So trennten sie sich.

Als Arthur durch den Korridor ging, erinnerte er sich, daß er Rosa noch nicht Lebewohl gesagt hatte, da hörte er seinen Namen leise rufen und sie selbst kam eilig auf ihn zu.

„Ich dachte, Sie würden abreisen, ohne Abschied von mir zu nehmen," sagte sie todtenblaß und mit verweinten Augen.

„Und konnten Sie glauben, daß ich die, die ich schon jetzt wie eine Schwester liebe, vergessen würde? Werden Sie mich, theure Rosa, wenn ich zurückkehre als Bruder annehmen und mir so freundlich gesinnt bleiben, wie Sie es seit dem ersten Tage unserer Begegnung am See gegen mich waren? Und wollen Sie während meiner Abwesenheit dazu beitragen, daß Ihre

Digitized by Google

Schwester mich nicht vergißt? Niemand als Ihnen würde ich mit einem Hauche verrathen, was ich jetzt sagen werde: ich habe in der letzten Zeit Augenblicke durchlebt, wie sie nur der Wahnsinn, der Todeskampf haben kann, es waren die, wo mir der quälende Verdacht kam, daß mich Ihre Schwester nicht mehr liebte — ja — daß sie sogar einen Anderen liebt!"

Er hielt inne, um vielleicht einen unwillkommen Widerspruch zu hören, aber Rosa antwortete zögernd und verlegen:

„O, Arthur, ich glaube gewiß, daß sie Sie liebt, ja sie liebt Sie — aber —"

Arthur unterbrach sie, indem er sie wie ein Bruder umarmte, küßte und sagte: „Ich danke Ihnen für die trostreichen Worte." Doch als er sie losließ, war sie so weiß, wie eine Marmorstatue. „Was macht Sie so traurig?" fuhr er fort. „Freuen Sie sich nicht, daß Harriett mich liebt und wollen Sie nicht gern meine theuere Schwester werden?"

„O ja, Arthur, können Sie daran zweifeln? Aber ich weß nicht warum, es ist mir, als müßte etwas Schreckliches während Ihrer Abwesenheit geschehen! Ich bin so niedergeschlagen, ach bleiben — bitte — bleiben Sie nicht lange aus!"

„Rosa!" sagte er, „Ihre Schwester hat von mir den freundlichsten herzlichsten Abschied genommen, so daß ich hoffnungsvoll der Zukunft entgegensehe, aber Ihre Traurigkeit, Ihre Thränen trüben meinen Blick wieder. Was kann die Ursache davon sein? Sagen Sie mir es, ich beschwöre Sie darum!"

„Vielleicht bin ich nur so kindisch und schwach," erwiderte sie traurig lächelnd.

Ein Diener kam.

„Ich muß fort!" rief er. „Versprechen Sie mir," sprach er mit bewegter Stimme, indem er ihre Hand ergriff, „während meiner Abwesenheit stets um Ihre Schwester zu sein. Gehen Sie jetzt zu ihr! Ich verließ sie im Treibhause. Sorgen Sie, daß sie mich nicht vergißt!"

„Das soll gewiß nicht geschehen, so lange ich es hindern kann. Aber nochmals bitte ich Sie, kehren Sie bald zurück!"

Und erfüllte Rosa Arthurs Bitte? Suchte sie ihre Schwester auf? „Nein! Da stand sie lange Zeit bewegungslos und starr, und hörte nur den fortrollenden Wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Ersteigung des Königsteins.

(Eine Reise-Erinnerung.)

Im Herbst 1848 besuchte ich die sächsische Schweiz und unterließ natürlich nicht, auch den berühmten Königstein zu ersteigen und mir seine Veste zu betrachten. Mein Führer hatte mir von den verschiedenen Gefangenen erzählt, welche lange Jahre der Einsperrung innerhalb dieser Mauern verbracht hatten, als wir uns gerade auf derjenigen Stelle sahen, wo der berüchtigte Aufwiegler und Goldmacher Klettenburg den Betrug an an seinem Fürsten mit dem Leben bezahlt hatte.

„Und sehen Sie," sagte mein Führer, „hier ist auch die Stelle, wo im vorigen März der Schornsteinfeger in die Veste heraufkletterte!"

Bei dieser Nachricht trat ich begierig an die Brustwehr und schaute in das Thal drunten hinab, wandte mich dann aber an meinen Führer mit der Frage: „Wie ist denn dieß möglich? Wie war irgend Jemand im Stande, an diesem steilen Felsen heraufzuklettern?"

„Jemun, Herr, es erschien uns ebenfalls ungläublich, ist aber nichtsdestoweniger eine Thatsache," erwiderte der Mann. „Sehen Sie, es gelang ihm, in dieser Schlucht hier heraufzusteigen, und nachdem er sich auf dem Zacken ausgeruht, den Sie da gerade unter dem Mauerwerk sehen, stieg er wohlbehalten vollends herein. Und das Alles that er am hellen Tage."

Ich schaute noch einmal hinunter, aber es überlief mich eiskalt bei diesem Anblicke. Wir waren auf der Ostseite, dem Dorfe Königstein und der Elbe gegenüber, wo der Absturz ungefähr 400 Fuß hoch ist und dann minder steile Felsen den Fuß des Berges bilden, so daß die Veste oben in einer Meereshöhe von 1400 Fuß liegt. Und wie ich so an dieser Felsenmauer hinunterschaute, vermochte ich nicht zu glauben, daß irgend Jemand dieses kühne Kletterstück vollbracht habe.

Zehn Jahre später kam ich von Prag und fuhr mit dem Dampfschiff die Elbe hinab nach Dresden, und als wir in die Nähe des Königsteins kamen, fiel mir die wunderbare Erstetzung desselben durch den Schornsteinfeger wieder ein. Ich trat an die Seite des Schiffes und maß mit den Blicken die ungeheure Höhe des Felsens. Ein junger Mann stand neben mir und schien ebenfalls mit Interesse die Felsenveste zu betrachten; ich wandte mich daher an ihn mit der Frage, ob er es für möglich erachte, daß Jemand auf andere Weise, als dem gewöhnlichen Pfade auf den Königstein hinauf gelange.

„Und warum denn nicht?" gab mir der junge Mann zur Antwort; „vor zehn Jahren habe ich selber einen Versuch gemacht.

Hievon überrascht, betrachtete ich mir meinen Reisegefährten aufmerksamer. Er war klein von Wuchs, allein sehr kräftig gebaut und erschien mir etwa 30 Jahre alt. Anfangs glaubte ich, er habe nicht recht verstanden, wovon ich rede, und erläuterte ihm, ich meine den Königstein; aber er versetzte mir rasch:

„Ja, ich weiß es; und ich kann Ihnen von der Stelle aus, wo wir nun stehen, die Felsenspalte zeigen, in welche ich hinaufkletterte."

— „Wie? Sie waren dort hinaufgeklettert?" stam-

Digitized by Google

melte ich; „soll ich das so verstehen, daß Sie derselbe Schornsteinfeger sind, welcher damals . . .“

„Ja ich bin in der That derselbe,“ fiel mir mein Reisegefährte lächelnd in's Wort; „und wenn Sie Lust haben zu hören, wie ich es damals anstellte, so will ich es Ihnen gern erzählen!“

Ich nahm natürlich dieses Anerbieten dankbar an; wir rückten unsere Kajütenstühle zusammen, zündeten uns frische Cigarren an, und er begann seine Geschichte folgendermaßen:

„Von meiner Lehrzeit und meinem Wanderleben als Geselle brauch' ich Ihnen, glaub' ich, nicht viel zu erzählen, denn alle Schornsteinfeger sind ja bekanntlich wilde, verwegene und abenteuerliche Bursche; es genüge Ihnen daher das Geständniß, daß ich einer der Wildesten und Ausgelassensten war und alle meine Kameraden an tollen muthwilligen Streichen überbot. Mit meiner Arbeit waren meine Meister immer zufrieden, aber meine tollen Streiche machten ihnen immer viel zu schaffen, und ich blieb daher niemals lange in Einer Stelle. So kam es denn, daß ich im Jahr 1848, wo ich ungefähr 18 Jahre alt war, auch keine Beschäftigung hatte. Meine Eltern waren kurz zuvor gestorben und hatten mir nichts hinterlassen, und ich sah ein, daß ich mich rasch nach Arbeit umsehen mußte, wenn ich nicht verhungern wollte. Man baute damals gerade die sächsisch-böhmische Eisenbahn, und ich war so glücklich, an derselben Beschäftigung zu erhalten, und zwar an der Linie in der Nähe des Dorfes Königstein.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Anlegung von Blitzableitern.

In der neuesten Nummer der „D. Ind. Ztg.“ findet sich von einem ungenannten Verfasser aus Hof eine Abhandlung über Anlegung von Blitzableitern, welche das gewöhnliche Verfahren überzeugend als ein unrichtiges darstellt, dagegen einige Aenderungen vorschlägt, die sich bewähren dürften. Unter Anderem heißt es:

„Die Erfahrung, welche man bisher in der Blitzableitung machte, zeigt, daß unsere gewöhnlichen Blitzableiter die gewünschte Bürgschaft gegen den Blitz durchaus nicht bieten. Bei den starken Gewittern am 24. und 25. Juni 1867 schlug der Blitz zu Darmstadt in ein Schulgebäude, während acht rings herumstehende höhere Gebäude, mit Blitzableitern versehen, vom Strahle nicht getroffen wurden; eines der größeren Häuser war sogar an die Schule angebaut, und auch die nur 50 Fuß davon entfernte Kirche mit ihrem 134 Fuß hohen Thurme blieb unberührt. Man kann sicher behaupten, daß unter 20 Ableitern kaum einer die nothwendige Leitungsfähigkeit besitzt. Glücklicherweise ist es auch eine falsche Annahme, daß solche mangelhafte Leiter schädlich seien, „weil sie den Blitz anzögen, nicht aber in die Erde ableiten, sondern auf das Gebäude übertrügen.“ Ein unterbrochener Leiter nützt nichts, schadet aber auch nichts, weil die Zuströmung der Elektrizität fehlt, ist also so viel wie kein Leiter. Wenn wir sehen, daß zuweilen doch der Blitz durch unsere Ableiter seinen Weg in die Erde nimmt, so ist daraus zu schließen, daß die Theorie der Auffangung der Elektrizität vermittelst Metallspitzen an sich allerdings begründet, nur die Art und Weise dieser Auffangung häufig mangelhaft ist, oder daß öfter unbekannte Hindernisse der Ableitung entgegen stehen. Es ist nämlich auch unrichtig anzunehmen, daß der Blitz von der Luft zur Erde herab fahre; er fährt ebenso gut von der Erde hinauf in die Luft. (Er ist durch das gegenseitige Anziehen der entgegengesetzten Elektrizitäten bedingt). „Metalle sind die besten Leiter der Elektrizität, nächst dem das Wasser.“ (Die Leitungsfähigkeit ist aber auch von der Größe der Oberfläche des Leiters wesentlich abhängig.) So kann es kommen, daß ein Gebäude auf feuchtem Boden stehend, größerer Gefahr ausgesetzt ist, als ein anderes höheres Gebäude auf trockenem Boden und daß der Blitzableiter des letzteren ohne Wirkung bleibt. Die sicherste Ableitung wäre, wenn in einer Stadt kontinuirlich ein Blitzableiter über die Firste aller Häuser, die sämmtlich mit den nothwendigen Metallspitzen versehen sind, hinwegliefe, fort bis zu einem Gewässer. Dann würde kaum oder selten ein heftiges Einschlagen stattfinden. Die Strömung wäre dann eine ununterbrochene, die Entladung eine allmähliche.“

Die gemachten Vorschläge bezwecken nun, eine sichere und wirksamere Vereinigung der elektrischen Gegensätze herbeizuführen und erstrecken sich namentlich auf die Fangvorrichtungen für die Luft und diejenigen für die Erdelektrizität. Statt der einfachen, unvollkommenen gespitzten Fangstangen soll man auf einem Gebäude mehrere metallene Kugeln, etwa von Kupferblech und von ca. 1 Fuß Durchmesser, anbringen, und diese mit möglichst vielen feinen Spitzen von Silberdraht (5—6 Zoll lang) besetzen. Die leitenden Drähte soll man auf dem kürzesten Wege ins Wasser leiten, z. B. in einen Brunnen, Bach, Teich ꝛc. An diesem Ende ist der Draht aber nothwendig mit einer großen Metallfläche in Verbindung zu bringen, zu welchem Zwecke am besten eine Zinkplatte dient. Der einfache im Erdboden, zumal im Trockenen, auslaufende Draht genügt durchaus nicht zur Aufnahme der Elektrizität, sondern es ist hier eine große Fläche der im Wasser versenkten Platte erforderlich, da selbst das Wasser vielmal geringere Leitungsfähigkeit besitzt als der Metalldraht. (Pf. K.)

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Ein neuer Spitzbubenstreich.] Ein Pariser Trödler erhielt letzthin von Seiten eines bekannten reichen Münzen- und Raritätensammlers ein Zirkularschreiben, welches die Mittheilung enthielt, daß dem Numismatiker drei sehr seltene Münzen abhanden gekommen seien, eine aus der Zeit König Dagoberts, die andere aus der Chlodwig I., die dritte mit dem Bildnisse Childeberts. Der Eigenthümer versprach Demjenigen, welcher ihm die drei Stücke wiederbrächte, eine Belohnung von 500 Franken. Am nächsten Tage acht Uhr Morgens erschien ein schlechtgekleideter Mensch bei dem Trödler und bot ihm die bezeichneten drei Münzen zum Verkauf; man verhandelte über den Preis und der Trödler bekam sie endlich für zweihundert Franken, worauf er augenblicklich zu dem Münzsammler eilte, um demselben seine Münzen für die verheißene Belohnung auszuhändigen. Der Sammler war sehr überrascht, als er vernahm, daß ihm drei seltene Stücke fehlen sollten, und daß er ein Zirkularschreiben ausgefertigt habe, von dem er nicht ein Strobenswort wußte. Kurz, die ganze Geschichte war eine Erfindung, ein Humbug und der unglückliche Trödler hatte drei falsche Münzen aus Kupfer gekauft, die höchstens einige Centimes werth waren.

In dem Dorfe Pouhon bei Spaa lebt eine Familie, deren ältestes Mitglied 116 Jahre alt ist. Dieser Greis, welcher noch vollkommen rüstig ist und sein vollständiges Gedächtniß bewahrt hat, ist 1752 geboren und hat sich 1771 verheirathet, in welchem Jahre auch sein ältester Sohn geboren wurde. Alle seine Söhne, Enkel, Urenkel u. s. w. sind gleichfalls noch am Leben.

[Etwas spät.] Im Jahre 1790 hat die Kaiserin Katharina durch einen Ukas vom 4. September die Veröffentlichung des Werkes: „Reise von Petersburg nach Moskau“ von Raditscheff verboten. Der Kaiser Alexander II. hat nun dieses Verbot nach 70 Jahren aufgehoben und gestattet, daß eine neue Auflage dieses Werkes veranstaltet werden dürfe.

Seltsamer Besuch.

In Konstanz, der berühmten Stadt,
Wo Huß ein prächtig Denkmal hat,
Den ist dort 'mal zu Asch' verbrannt,
Kommt aus dem fernen Böhmerwald
Abenteuerlich ausstaffirt,
Ein Haufe von Czechen anmarschirt.
Stellen sich rund um das Denkmal her,
Singen, heulen und schreien sehr:
„Heiliger Huß, o hör' uns zu,
Nationalheld der Czechen du!“
Meinen eigentlich den Repomuk,
Der dort steht auf der Prager Bruck.
Aber das ist ja ganz egal;
Czech ist Czech! — Und ein Mordskandal
Ist die Hauptsach' doch allema'.

(Kladderadatsch.)

Räthsel.

Ich bin ein Ding, bald groß und klein,
Wohl überall zu Hause,
Bei dem Gebet im Kämmerlein,
Wie bei dem ärgsten Schmause,
Ich steh' im Glauben festiglich,
Jedoch noch mehr im Zweifel.
Der Satanas, der hasset mich,
Dafür liebt mich der Teufel.

Im Reichthum klein, doch groß in Ehr',
Leb' ich doch stets im Jammer.
Beim Landstand bin ich nimmermehr
Doch in der Ständekammer;
Bin nicht in Land, nicht in der Stadt,
Leb' still in meiner Klause,
Doch sitz' ich im Ministerrath,
Und wohn' im Narrenhause.

Beim Exerziren vorne d'ran,
Bei der Parade hinten,
Bin keine Frau und bin kein Mann,
Doch in der Eh' zu finden;
Den Trunk, o nein! den lieb' ich nicht,
Ich häng' nur an der Flasche.
Was starrst so fremd mir ins Gesicht,
Du hast es in der Tasche.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 144:

Wo das L auch immer hing,
Vorne oder hinten:
Jedesmal wird man ein Ding
Zur Beleuchtung finden.
„Lampe“, „Ampel“.

M. M.

Redakteur Gustav Metzler. — Druck und Verlag der L. Wailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 161 Dienstag, 14. Juli 1868

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

XVI.

Als Arthur Monroe sich des Gefühls, das er für Harriett hegte, bewußt wurde, suchte er dieses aus Gründen der Ehre und des Zartgefühls zu unterdrücken, und vermied zu diesem Zwecke so viel wie möglich ihre Gegenwart. Er wandte sich zu Rosa; er ging und ritt mit ihr spazieren, las ihr vor, half ihr in manchen Kleinigkeiten, gerade so, als ob sie noch Kinder wären.

Er war nicht eitel und hatte daher nicht die entfernteste Ahnung, daß diese brüderliche Aufmerksamkeit der Ruhe des Herzens dieses scheinbar so kühlen, leidenschaftslosen Mädchens gefährlich werden konnte. Nein! Selbst Rosa war sich des Eindruckes nicht bewußt, den ihr Herz empfangen hatte. Nur zog eine Freude, eine Heiterkeit in sie ein, die ihren Schritt elastischer, ihre Bewegungen leichter machte, wenn der Mann, den sie für den besten, den edelsten nach ihrem Vater hielt, sie allen Anderen vorzog und am liebsten ihre Gesellschaft suchte.

Sie wußte nicht, daß eine tiefe Liebe sich in ihr Herz gesenkt hatte, und wie ihr der Gedanke kam, so war es nur ein kurzer seliger Traum, denn — sie sah den Ring an der Schwester Finger, der, wie sie zuweilen still gehofft hatte, einst den übrigen schmücken würde. Dieser Moment erhellte wie ein Blitzstrahl ihr Inneres, traf sie aber auch zugleich mit seinem mächtigen Schlage. Sie glaubte sinken zu müssen, und flüchtete an der Schwester Brust, wo sie ihr Gesicht verguß, bis der erste stechende Schmerz ausgetobt hatte. Ihr Herz brach aber nicht, nein, ihre irdische Liebe verklärte sich zu einer himmlischen, wie sie nur die Engel kennen. Das selbstsuchtslose Mädchen fand Freude an Arthurs Glück. Sie erhob ihr Gesicht und mit frohem Lächeln wünschte sie der Schwester Glück.

Und als die Wolken an dem Himmel der Verlobten aufzusteigen begannen, da stieg auch ihre Angst, und mit ihr das Bestreben, sie zu zerstreuen. Wie manchen kalten Blick, manches bitt're Wort, manche Zusammenkunft verhinderte sie durch ihren Einfluß, weil sie wußte, wie sehr Arthur dadurch verwundet werden würde.

Selbst der blasirte Weltling, der leichtsinnige Fred Carlton, fühlte zuweilen sein Gewissen beunruhigt, wenn das unbedeutende Mädchen, für das er sie hielt, im ruhigen aber vorwurfsvollen Tone zu ihm sprach, er wurde roth und mußte die Augen niederschlagen, wenn sie ihn mit ernsten durchdringenden Blicken ansah.

Aber aufhalten konnte sie den Schlag nicht, der Arthur zu treffen drohte, sie konnte nur für ihn beten — und weinen. Doch nicht allein für ihn, auch für ihre Schwester, die das eigentliche Opfer war, für ihre Eltern, deren Hoffnungen in dem kommenden Sturme vernichtet zu werden drohten.

Es kam ihr so wunderbar vor, daß ihr sonst so umsichtiger, scharf beobachtender Vater wie mit Blindheit geschlagen schien, aber seine Augen, Gedanken und Seele waren bei ihrer jetzt so kranken Mutter. Auch war er zu edel, um Mißtrauen in die Ehre Anderer zu setzen. Oft wollte sie mit ihm sprechen, ihn vor der Schlange warnen, die er in seinem Hause, an seinem Herzen nährte, aber sie fürchtete den Schlag schneller herbeizuführen, der nicht mehr zu vermeiden war; dazu kannte sie den widersetzlichen Geist ihrer Schwester zu gut. Widerspruch, Vorwürfe würden das Feuer, das in ihrem Herzen glimmte, nur heftiger anfachen. So war sie machtlos und mußte es dem überlassen, „der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche.“

Alles dieses hatte ihren Geist beschäftigt, als sie nach der Abreise Arthurs still im Gemäldezimmer saß und thränenvoll mit einem tiefen Seufzer wisperte sie: „O Arthur, warum mußtest du die grausame, schöne Schwester lieben, statt derjenigen, deren Leben und dein Glück eins ist, und die nicht anders kann, als dich ewig lieben!

Doch jetzt erinnerte sie sich an Arthurs Bitte; sie sprang auf, um ihre Schwester zu suchen. Leider zu spät!

Als Harriett den so kalten Abschied von Arthur Monroe genommen, und auf seine letzten Tritte gelauscht hatte, setzte sie sich auf ein niedriges Blumengestell und seufzte tief.

Aber nicht die Traurigkeit rief den Seufzer hervor, sondern ein Gefühl der Erleichterung, daß der, den sie so geliebt hatte, nicht mehr da war, da sie sich sagen mußte, wie sehr sich ihr Herz geändert habe. Sie er-

Digitized by Google

innerlr sich des letzten Abends, der Thränen, die sie geweint, des Glück-s, das sie genossen, als, wenn auch nur auf kurze Zeit, die früheren Gefühle für Arthur in ihr Herz zurückkehrten. Jetzt fühlte sie, daß das nur ein Lichtstrahl, ein vorübergehender Zauber gewesen war, der nie, niemals wiederkehren könne. „Aber warum," rief sie stolz, und mit gekräuselter Lippe aus, „sollte ich seufzen und trauern, daß ich die Fesseln der Liebe abgeschüttelt habe? Die Freiheit ist doch schön — und ich fühle mich frei!"

Aber fühlte sie sich wirklich frei? Eine Fessel war allerdings gefallen, doch wie stand es mit anderen?

Tritte näherten sich. Fred Carlton kam mit gefurchter Stirne, untergeschlagenen Armen und zu Boden gesenkten Augen, während wahrscheinscheinlich marternde Vorstellungen von drängenden Gläubigern, vernichtete Hoffnungen, nutzlose Reue durch seinen Kopf zogen — ganz passende Betrachtungen für einen ruinirten Spieler.

Plötzlich schlug er die Augen auf, und ein Schreck, ein Erstaunen drückte sich in den emporgezogenen dunkeln Augenbraunen aus; dann aber umzog ein melancholisches süßes Lächeln seinen Mund, als die schöne Erbin zu ihm auffah, dieß junge Mädchen, das er als Kind geliebkost, die Tochter der Freundin seiner Kindheit und eines Vaters, der stets sein großmüthiger Beschützer, sein bester Freund gewesen war.

Nun, warum also diese innerliche Aufregung von seiner, und das Erröthen und Zittern von ihrer Seite?

Seit der Heimfahrt von der Ruine hatten sich Beide nie wieder allein gesehen. Sie hatten sich in der That gegenseitig gemieden, und selbst jetzt, als Fred Carlton vor ihr stand und in eiligem Tone fragte: „Störe ich, Harriett?" that sie, als ob sie sich entfernen wollte, und sagte mit kaum vernehmbarer Stimme: „Ich will zur Mama gehen!"

„Nur einen Augenblick!" „fuhr er fort, als Cousin." Und er betonte das letzte Wort scharf; dann hielt er inne und schien sie mit seinen Augen durchdringen zu wollen. — „Als Cousin? Und einer — der liebt! — Sie liebt — wie — wie — eine Geliebte — soll ich sagen, Schwester? Ich darf Ihnen wohl zu Ihrer Verlobung Glück wünschen?"

Harriett erhob jetzt zum Erstenmal ihre dunkeln Augen zu ihm, ein scharfer, getäuschter, fragender, ja fast zorniger Ausdruck blitzte in den leuchtenden Augen, und dann sagte sie offen: „Und Sie gratuliren mir?"

Hierauf neigte sie stolz ihren Kopf, und indem sie eine tropische Blüthe zerpflückte und die duftenden Blätter umherstreute, sagte sie: „Ich danke!"

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Ersteigung des Königssteins.

(Fortsetzung.)

„Ich kam am Sonnabend an," fuhr mein Reisegefährte in seiner Erzählung weiter fort, „ohne einen Pfennig Geld in der Tasche, und da meine Arbeit erst am Montag beginnen sollte, hatte ich gar keine Idee, wovon ich in der Zwischenzeit leben wollte. Endlich gelang es mir nach großer Mühe, mit einem Herbergsvater dahin übereinzukommen, daß er meinen Paß in Verwahrung nahm und mir einstweilen ein frugales Abendbrod und eine Streu im Stalle auf Kredit gab. Als ich am andern Morgen erwachte, läutete man gerade in die Kirche. Mein erster Gedanke war, wie ich den Tag herumbringen sollte. In die Wirthsstube mochte ich nicht gehen, denn ich hatte kein Geld, um etwas zu verzehren, daher schlenderte ich in's Freie hinaus, um mir ein Bischen die Gegend anzusehen. Gerade vor mir erhob sich die gewaltige Felsenveste, die natürlich zuerst meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, und ich machte mich auf den Weg nach ihr. Unterwegs erkundigte ich mich bei einigen Leuten, ob man in die Festung hinein dürfe und erfuhr, daß mir der Eintritt nur gestattet sei, wenn ich entweder einen Freund in der Veste habe, oder einen Thaler Eintrittsgeld bezahle. Da ich nun aber weder den einen noch den andern hatte, so begnügte ich mich mit einer Betrachtung der Veste von Außen, bog vom Wege ab und kletterte an dem untern Theile des Felsens hinauf. Nach einiger Zeit befand ich mich auf dem sogenannten Patrouillenwege, welcher um den Fuß des steilen Sandsteinfelsens herumläuft, auf dessen Höhe die Veste selbst liegt. Wie Sie von hier aus sehen können, ist es die Ostseite und der steilste Theil des Felsens.

„Hier stand ich nun und schaute an der Felswand über mir hinauf, und bei diesem Anlaß fiel mir eine Unterhaltung ein, welche während meiner Lehrzeit einmal zwischen meinem Meister und einem Gesellen in meiner Gegenwart stattgefunden hatte. Sie hatten mit einander vom Königstein gesprochen und der Geselle geäußert, er halte es für möglich, in die Veste zu gelangen, ohne daß man den gewöhnlichen Weg durch die Thore geht. Ich erinnerte mich noch, wie mein Meister damals ruhig den Kopf geschüttelt, weil ihm ohne Zweifel ein solches Ding unglaublich schien, während ich staunend zugehört hatte. Jetzt aber war ich hier am Fuße des Felsens und schaute selber in die Spalten und Ritzen hinauf, von denen unser Geselle damals gesprochen hatte. Da schoß mir blitzschnell der Gedanke durch den Kopf, ich wolle selbst den Felsen erklettern, und ich redete mir ein, es würde das Mittel sein, mir aus allen meinen Verlegenheiten herauszuhelfen, weil ich, wenn ich auf diesem Wege hinauf käme, jedenfalls

Digitized by Google

für meine That bewundert werden und jedenfalls etwas zu essen und vielleicht auch etwas Geld bekommen würde, um mich für mein Wagestück zu belohnen. Auch fiel mir ein, ich könnte vielleicht meinen Bruder droben treffen, welcher kurz vorher zu den Soldaten gekommen war.

„Ohne weiteren Verzug bereitete ich mich also zum Hinaufklettern vor. Ich betrachtete mir sorgfältig von unten hinauf alle die Spalten und Ritzen im Felsen; aber nur eine einzige lief ganz bis zum Gipfel hinauf. Ich bemerkte, daß sie überwölbt war und ein Stück des Mauerwerks trug; allein dieß erschien mir als ein solch' unbedeutendes Hinderniß, daß ich glaube, wenn ich erst einmal droben sei, ich könnte leicht über die Mauer springen. Meine Stiefeln hätten mich natürlich mit Klettern gehindert; darum zog ich sie aus und hing sie mir um den Hals, so daß sie mir über die Brust herabhingen. Meinen Stock ließ ich unten am Felsen stehen, schlüpfte dann in die Spalte hinein und begann hinaufzuklettern, als wäre ich in einem Schornstein.

„Ich weiß nicht, mein Herr, ob Sie jemals einen Schornsteinfeger klettern gesehen haben. Wir bedienen uns hauptsächlich der Knie, welche wir gegen die eine Seite der Mauer pressen, während wir den Rücken fest gegen die andere Seite stemmen und uns so den Rauchfang hinaufschieben. Da die Hände den Besen zu halten haben, können wir uns derselben beim Klettern kaum bedienen. Auf diese Weise kam ich ganz famos vorwärts. Die Spalte war im Durchschnitt vielleicht eine Armslänge weit, ward aber bisweilen weit enger und erweiterte sich manchmal auch auf anderthalb Armslängen. Vor und hinter mir war Felsen, zur Linken die Elbe, zur Rechten der innere Theil der Spalte, welche allmählig immer enger wurde, je höher ich hinaufkam. Ich hatte mich so nahe wie möglich am äußern Rande der Felsenritze zu halten, denn tiefer hinein war sie zu naß und zu schlüpfrig.

„Bis jetzt war ich noch nicht im Mindesten müde, und da ich mich gehörig tummelte, so war ich schon ein beträchtliches Stück weit oben, als es in dem kleinen Städtchen drunten zehn Uhr schlug. Hie und da sproßten Büsche aus dem Felsen und versperrten mir den Weg, namentlich kleine Stachelbeerbüsche; da sie aber nur ganz oberflächlich an den Felsen angewurzelt waren, so rissen sie los bei dem leisesten Bemühen, mich an ihnen zu halten. Ich fuhr fort, immer noch höher hinaufzuklettern; aber ich mußte nachgerade öfters innehalten, um wieder frische Kräfte zu sammeln. Ungefähr auf der halben Höhe hinauf fand ich einen großen Sandsteinblock in die Spalte eingekeilt, welcher wahrscheinlich bei der Erbauung der Brustwehr oben verrückt worden, hinuntergefallen war und sich hier eingeklemmt hatte, wo ich ihn jetzt fand. Ich versuchte, ob er fest sei, kletterte dann auf denselben, setzte mich darauf, aber er rührte sich nicht; und nun erst, wo ich mich bequem ausruhen konnte, schien ich wieder frische Kräfte zu sammeln."

(Fortsetzung folgt.)

Gruß an die Gäste aus Oestreich.

(Vorgetragen beim Festmahle auf der Aumühle bei Aschaffenburg am 14. Juli 1868 vom Verfasser.)

Seid willkommen edle Gäste
Aus dem alten Kaiserreich,
Die gekommen Ihr zum Feste,
Wir begrüßen herzlich Euch!

Seid gegrüßt im Bayernlande,
Wo man es noch redlich meint,
Wo der Liebe schönste Bande
Innig Fürst und Volk vereint.

Lasset heut' Euch wieder sagen,
Daß Ihr stets zu uns gehört,
Daß wir Euch im Herzen tragen,
Keine Macht das Band zerstört.

Das mit Oestreich uns verbindet,
Das Jahrhunderte bestand,
Was im Herzen tief begründet,
Alle Zeiten uns verband!

Ja, bei uns und unsern Brüdern
Lebt für Oestreich Sympathie
In der That, nicht blos in Liedern,
Unser Band zerreißt man nie!

Lasset uns in Euren Armen
Heut' vergessen Gram und Schmerz,
Bei dem Freunde uns erwarmen,
Ruhen an des Freundes Herz!

Lasset uns auf Gott vertrauen
Und auf eine bess're Zeit,
Fest dem Feind ins Auge schauen,
Wenn's das Vaterland gebeut.

Nehmet dann ihr wack're Schützen
Eure Stutzen schnell zur Hand,
Laßt sie knallen, laßt sie blitzen
Für das deutsche Vaterland!

Ja es kommen bess're Zeiten,
Wo das Recht sich Bahnen bricht,
Gott, der Herr, wird uns geleiten,
Freunde, d'rum verzaget nicht! —

Franz Englert.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Wie ein kleines c in Berlin einen Thaler kostet!] In der auf dem Friedrich-Wilhelmstädter Theater zur Aufführung gelangten umgearbeiteten Gesangsposse „Pech-Schulze“ hat Hr. Neumann von einer Wurst zu sprechen, die ein Hund nicht habe fressen wollen, weil er sich überzeugt habe, daß dieselbe eine Knackwurst gewesen sei. Hr. Neumann beging nun aber den Sprachfehler, anstatt des k ein k auszusprechen, resp. den kurzen Vokal a lang lauten zu lassen, so daß es Knakwurst hieß. Diesen lapsus linguae, hinter welchem der beaufsichtigende Polizeibeamte eine gegen den in letzter Zeit wegen seiner Behauptung, daß die Sonne sich um die Erde drehe, so berühmt gewordenen Pastor Knak gerichtete böse Absicht vermuthet haben mußte, brachte er zur Anzeige und es erging nun gegen Hrn. Neumann das Mandat, einen Thaler Ordnungsstrafe zu zahlen, da er seine Rolle nicht so gesprochen, wie sie geschrieben und von der Censur genehmigt worden war. Die Auslassung des kleinen c bei dem k in der Knackwurst kostete einen Thaler.

Dem 21. Jahresbericht der deutschen Gesellschaft von New-Orleans zufolge war die Einwanderung, wenn auch immer noch sehr gering seit Beendigung des Krieges im Jahre 1867, bedeutender als 1866, was der Gesellschaft mannigfaltige Gelegenheit gab, ihre volle Thätigkeit anzuwenden und Beweise ihres wohlthätigen Zweckes zu liefern. So rüherte sich die bremische Barke „Dorette“ am 19. Oktober ohne alle frühere Anzeige mit 313 Passagieren der Stadt, wo das gelbe Fieber wüthete. Nichts geschah von Seite des städtischen Gesundheitsrathes, um die arglosen Ankömmlinge vor der Gefahr zu warnen. Es war die deutsche Gesellschaft, welche, mit Hülfe des Militär-Gouvernements, das Schiff in gehöriger Entfernung von der Stadt anhalten und die Einwanderer von der gefährlichen Lage unterrichten ließ. Mit einem bereitliegenden Dampfer wurden sogleich Vorkehrungen getroffen, sämmtliche für den Westen bestimmte Passagiere an Bord zu nehmen und die Reise direkt vom Schiffe aus nach St. Louis fortzusetzen. Von den 313 Personen ergriffen 264 die ihnen gebotene Gelegenheit und sind sämmtlich ohne den geringsten Krankheitsfall an Ort und Stelle angelangt.

Man schreibt aus New-York vom 29. Juni: Unter den Heiligen am Salzsee herrscht Trauer über den Tod Heber Kimball's, der nach Brigham Young als der bedeutendste Mann unter der Mormonengemeinschaft galt. Die Stimmen, welche sonst gelegentlich in den amerikanischen Blättern die Bekehrung der Mormonen zur Monogamie mittelst Kongreßakte, in Kraft gesetzt durch militärische Streitkräfte, fordern, sind gegenwärtig verstummt, dagegen hofft man, daß die auf dem Schienengeleise der Pacific-Eisenbahn vordringende Zivilisation auch die Heiligen der letzten Tage bewältigen werde. Auch die „New-York Times“ spricht diese Erwartung aus, gibt aber gleichzeitig den Führern der Mormonen ein glänzendes Zeugniß, indem sie zugesteht, daß Energie und Klugheit, eine Mischung von Selbstaufopferung und Selbstsucht, Eifer für ihre Kirche und mächtiger Einfluß über deren Bekenner sie alle charakterisire. In Betreff des Einflusses der obenerwähnten Eisenbahn scheinen übrigens die Mormonen anderer Meinung zu sein als die Zeitungen, denn Brigham Young hat sich dem Bau derselben nicht nur nicht widersetzt, sondern sogar einen sehr bedeutenden Kontrakt unternommen, zu dessen Ausführung er drei seiner Söhne mit einigen Tausend mormonischer Arbeiter entsendet hat.

Im Wege öffentlicher Versteigerung sind in diesen Tagen in London eine Reihe von Manuskripten der Werke Walter Scott's verkauft worden. Von diesen Handschriften, die alle von des berühmten Schriftstellers, eigener Hand waren, erzielte Quentin Durward 142 L., der Abt (nicht ganz vollständig) 50 L., Woodstock 120 L., der Talisman und ein anderes damit zusammengebundenes Werk 147 L., der St. Ronan's Brunnen 119 L. Außerdem kamen von verschiedenen anderen Werken die Korrekturbogen mit Anmerkungen, Verbesserungen und Zugaben von Walter Scott's Hand und den anzehängten Korrespondenzen zwischen dem Autor und seinem Freunde und Drucker James Ballantyne unter den Hammer. Davon brachte das Leben Napoleons 69 L., Woodstock 59 L. und die übrigen etwas geringere Summen. Die Auktion der Manuskripte wie Korrekturbogen erzielte im Ganzen 1073 L.

Charade.

Ich drehe mich auf einer Scheibe,
Ich wandle ohne Rast und Ruh',
Klein ist das Feld, das ich beschreibe,
Du deckst's oft mit zwei Händen zu;
Doch brauch' ich viele tausend Meilen,
Bis ich das kleine Feld durchzogen,
Flieg ich gleich fort mit Sturmes Eilen
Und schneller als der Pfeil vom Bogen.

• • •

Redakteur Gustav Meisert. — Druck und Verlag der J. Bailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 162 Mittwoch, 15. Juli 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Ein ernster Blick traf Harriett, und eine Pause von einigen Minuten trat ein; dann rief Fred in tiefbewegtem Tone: „Kaltes grausames Mädchen! Achtlos, wie Sie jene schöne Blüthe den Winden preisgegeben, haben Sie auch meine süßen Hoffnungen vernichtet. Durch jene zwei kleinen Worte haben Sie mein Schicksal entschieden. Wohlan, in ein paar Tagen reise ich ab!“

Noch schneller und achtloser wurde eine zweite Blüthe zerpflückt, aber kein Wort gesprochen.

„Es ist gefährlich, es ist Unrecht, wenn ich länger bleibe. O Harriett, warum haben Sie mich nicht früher weggeschickt?“

Er wartete auf ihre Antwort und endlich murmelte sie:

„Warum denn Fred?“

„Ja, ich will abreisen!“ fuhr er fort, „und darum will und muß ich noch einmal von alledem sprechen, was ich fühle, ehe ich mich wieder in den lohnden vergiftenden Strudel der trügerischen Welt stürze, um dort die Erinnerung an den schönen reinen Engel zu versenken, dessen guter Einfluß bessere edlere Gefühle in mir geweckt hat, die mich nach einer ruhigen glücklicheren Existenz sehnen lassen, die —“

„Fred!“ unterbrach ihn Harriett in erregtem vorwurfsvollem Tone, „Fred!“

„Verzeihe mir, vergib mir!“ fuhr er fort, „ich will versuchen, ruhig zu sein — ruhig — ruhig — wie Dein junger Verlobter. Aber hat er gefühlt, konnte er je fühlen, wie ich jetzt fühle? Höre mich Harriett und dann, wenn Du willst, schicke mich fort, und in demselben Augenblicke werde ich Dich verlassen — ach um nie wiederzukehren.“

Harriett sprach nicht, und schneller und noch überzeugender als gewöhnlich fuhr Fred Carlton fort: „Als ich in die Welt trat, Harriett, jung und nicht wie jetzt verachtet, da lernte ich ein süßes liebenswürdiges Wesen kennen und — lieben. Aber gerade sie trieb mich dem Abgrunde zu, dem ich mich leider schon genähert hatte. Hätte sie mir ihre Hand gereicht, um die ich auf meinen Knieen bat, so wäre ich wohl vor diesem Falle bewahrt geblieben. Emma Howard war über ihre Jahre hinaus klug und vorsichtig, von ruhiger Natur, kalt und berechnend. Aber ich muß ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen, es war nicht bloße Selbstsucht, die ihr Benehmen leitete, dazu war sie zu herzensgut, es war auch treue Sorge um mein künftiges Wohl. Sie sagte mir einfach und bestimmt, daß sie mich sehr liebe, daß sie aber ihr eigenes Wohl im Auge behalte und deßhalb nie einen Spieler heirathen werde. Ihre Hand und ihr Herz sollten mein sein, wenn ich von diesem Tage an den feierlichen Entschluß fassen wollte, nie wieder eine Karte zu berühren, mich nie wieder einem Harzardtische oder einem Wettrennen zu nähern, kurz jedem Spiele, welcher Art es auch sei, abzuschwören. Ich versprach, ich gelobte. Aber noch denselben Abend, belebt durch mein Glück und Wein, ließ ich mich durch meine schlauen Freunde verführen. Zum Letztenmale wollte ich die Karten berühren, den Abschiedstrumpf auszuspielen. Ich willigte ein, Emma hatte gesagt, ich erinnerte mich dessen wohl: von diesem Tage an, demungeachtet spielte ich. Das Glück war mir günstig, ich gewann eine namhafte Summe. Diese Summe bestimmte ich für meine geliebte Emma, und kaufte den nächsten Morgen einen Diamantschmuck, werth, von einer Fürstin getragen zu werden. Ich legte ihr denselben zu Füßen, aber niemals hat wohl eine Göttin ein befleckteres Opfer mit größerer Verachtung zurückgewiesen, als dieses kaltherzige grausame Mädchen. Sie nannte die Juwelen die Frucht der Unredlichkeit und warf sie verächtlich hin, während sie feierlich erklärte, sie wolle nie die Theilhaberin meiner Schuld werden, indem sie den Lohn der Sünde annähme. Sie könne nie meine Gattin werden. Und dann hat sie mich in sanften milden Worten, die mich härter trafen als Bitterkeit und Vorwurf, sie für immer zu verlassen. Ich ging“, — fuhr er aufgeregter fort, „und halb wahnsinnig durch den Verlust meiner Geliebten, gleichgiltig gegen alle Folgen, suchte ich nur meine bitteren Gefühle in den berauschenden Genüssen der Welt zu betäuben. Ich fiel tiefer, ich spielte Tag und Nacht und wurde der Sklave meiner Leidenschaft, die ich je mehr verfluchte, je stärker ihre Kraft wurde.“

Harriett hörte mit Kummer und tiefer Aufmerksamkeit der schmerzlichen Erzählung zu.

Fred Carlton war so aufgeregt, daß er während

Digitized by Google

der Schilderung seiner damaligen und jetzigen Gefühle, sich kaum Zeit zum Athemholen nahm.

„Das Schicksal, das Glück, um mich ganz zu verspotten, um sein armes Opfer zu Tode zu quälen, hat mich endlich hierher geführt — in ein Paradies auf Erden, wo ich einen reinen schönen Engel fand, der meiner Seele Gefühle des Himmels eingehaucht hat. Die Welt und ihre Eitelkeit versank vor meinem Geiste, ich träumte noch einmal den früheren Traum von Liebe, aber herrlicher, heiliger war dieser Traum. Ach, das schöne Gebilde war bald entschwunden, zerstört. Nicht, weil ich die kalte Liebe sah, die ein Anderer ihr dargebrachte, nein, denn konnte das Liebe sein, die dem überwältigenden Gefühle so wenig glich, das ich für sie im Herzen trug? Ein einzig Wort des begünstigten Jünglings befreite mich von aller Furcht vor seiner warmen Liebe."

Harriett sah ihn fragend an.

„Es sprach Jemand von Ihnen," fuhr Fred Carlton eifrig fort, „und bediente sich dabei des Wortes: Vollkommenheit. Vollkommenheit? rief Arthur Monrose mit ruh gem Lächeln. Rein, nicht Vollkommenheit — weit davon entfernt, was Schönheit betrifft, vielleicht — aber Vollkommenheit wird weder erwartet noch gefordert von einem sterblichen Weibe — Gott bewahre mich vor einer vollkommenen Frau!"

Harriett hatte bis jetzt regungslos mit weitgeöffneten Augen und weiß wie die Marmorstatue Flora, an die sie sich lehnte, dagesessen, aber jetzt überzog ihr Gesicht eine tiefe Röthe, ihre Augen glühten unwillig und ihre Lippen zitterten vor Aerger.

„Ich wurde," fuhr Carlton fort, „aus diesem himmlischen Traume durch Ihren vortrefflichen Vater, durch Ihre engelgleiche Mutter geweckt. Sie sagten mir, daß sie das Glück ihres Kindes gesichert hätten, daß sich der verstorbene Mr. Hetham auf dem Todtenbette von ihnen das Versprechen habe geben lassen, Arthur Monrose für Sie zu bestimmen, damit der Sohn seines Enkels einst in den Besitz der Herrschaften kommen möge. Und wie geschickt hat der junge Mann, als er wahrscheinlich von dem Plane hörte, dies benutzt, indem er hierher gekommen ist, und seine Liebe, wie er seine kalte Aufmerksamkeit zu nennen pflegt, zufällig dem ihm bestimmten Mädchen angetragen hat; das möglich noch nicht „vollkommen" durch seine scharfsinnige Behandlung mit der Zeit gewiß so werden wird."

„Und sie," rief Harriett auffahrend, mit funkelnden Augen, „sie sagt: Gott bewahre mich vor einem vollkommenen Manne. Bin ich denn," fuhr sie laut fort, „bin ich betrogen, verlockt worden, meine Hand einem Manne zu geben, der, gehorsam einem Befehl, versucht hat, mich zu lieben, der mich wie ein verzogenes Kind betrachtet, das er zu der Sanftheit Rosas zu erziehen gedenkt, die er mir so oft als Muster vorhält, die er, wäre sie die Erbin gewesen, gewiß gewählt haben würde."

(Fortsetzung folgt.)

Festprogramm für das dritte deutsche Bundesschießen zu Wien.

Am 24. und 25. Juli: Festlicher Empfang der korporativ ankommenden Schützengäste in den Bahnhöfen und am Dampfschifffahrts-Landungsplatze. An den beiden Abenden der obigen Tage gesellige Zusammenkunft in den Lokalitäten der Gartenbau-Gesellschaft am Kolowratring, in Dreher's Bierhalle auf der Landstraße und im Saale „zum großen Zeisig", VII. Burggasse.

Sonntag, den 26. Juli: Festeinzug. Von 2—4 Uhr: Bankett in der Festhalle (2 Musikkorps). Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts: Musikproduktionen auf dem Festplatze von 5 Militär-Musikbanden und einer ungarischen National-Musik. Um halb 12 Uhr Nachts: Großer Zapfenstreich sämmtlicher Militär-Musikkorps mit Lampions und Abmarsch bis zum Praterstern.

Montag, den 27. Juli: Um 6 Uhr Früh: Beginn des Schießens nach dem schießordnungsmäßigen Plane. Von halb 1 bis halb 3 Uhr Mittags: Bankett in der Festhalle (mit Musik-Produktion). Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts: Platzmusik vor der Fest- und Schießhalle. Von 8 Uhr Abends bis 11 Uhr Nachts: in der Festhalle Konzert der Kapelle Joseph und Eduard Strauß, unter Mitwirkung des k. k. Hof-Ballmusik-Direktors Johann Strauß, abwechselnd mit einem Militär-Musikkorps.

Dienstag, den 28. Juli: Fortsetzung des Schießens. Von halb 1 bis halb 3 Uhr Mittags: Bankett wie oben. Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts: Platzmusik wie oben. Um 8 Uhr Abends: Festeinzug und Commers der Wiener Studentenschaft in der Festhalle, unter Mitwirkung des akademischen und Techniker-Gesangsvereines und einer Militär-Musikkapelle.

Mittwoch, den 29. Juli: Fortsetzung des Schießens. Von halb 1 bis halb 3 Uhr Mittags: Bankett wie oben. Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts: Platzmusik wie oben. Um 5 Uhr Nachmittags: Fechtakademie des Wiener Männer-Turnvereines in der Festhalle. Festausflug auf den Kahlenberg.

Donnerstag, den 30. Juli: Vormittag Unterbrechung des Schießens; Sitzung des Gesammt-Ausschusses des deutschen Schützenbundes; Nachmittags Fortsetzung des Schießens. Von halb 1 bis halb 3 Uhr Mittags: Bankett wie oben. Von 4 Uhr Nachmittags bis 6 Uhr Abends: Einzel-Produktionen von 6 Militär-Musiken und der ungarischen National-Kapelle auf dem Festplatze. Von 6 bis halb 8 Uhr Abends: Monstre-Produktion

Digitized by Google

der vereinten 6 Militär-Musikbanden. (Im Falle ungünstiger Witterung findet die Monstre-Produktion der Musiker und das Feuerwerk am Sonntag den 1. August statt.) Von 8—11 Uhr Nachts wieder Einzel-Produktionen auf dem Festplatze und in der Halle. Bei einbrechender Dunkelheit großes Kunstfeuerwerk des Hof-Feuerwerkers Anton Stower auf dem Platze zwischen dem Haupt-Portale und dem linken Flügel der Schießhalle.

Freitag, den 31. Juli: Fortsetzung des Schießens. Von halb 1 bis halb 3 Uhr Mittags: Bankett wie täglich. Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts: Platzmusik wie täglich. Um 8 Uhr Abends in der Festhalle: Monstre-Liedertafel der Wiener Gesangsvereine unter Leitung des k. k. Hof-Kapellmeisters Herbeck und Mitwirkung einer Militär-Musik.

Samstag, den 1. August: Fortsetzung des Schießens. Festausflug nach dem Semmering. Von halb 1 bis halb 3 Uhr Mittags: Bankett. Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts: Platzmusik. Um 8 Uhr Abends: Erster Festball in der großen Halle.

Sonntag, den 2. August: Fortsetzung des Schießens. Von halb 1 bis halb 3 Uhr Mittags: Bankett. Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts: Platzmusik. Von 8—11 Uhr Nachts: Musik in der Halle.

Montag, den 3. August: Fortsetzung des Schießens. Von halb 1 bis halb 3 Uhr Mittags: Bankett. Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts: Platzmusik. Um 8 Uhr Abends in der Festhalle: Konzert des Wiener Männer-Gesangvereines unter Leitung des Hof-Kapellmeisters Herbeck und der Strauß'schen Kapelle unter Leitung des Hof-Ballmusik-Direktors Johann Strauß.

Dienstag, den 4. August: Fortsetzung des Schießens. Von halb 1 bis halb 3 Uhr Mittags: Bankett. Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts: Platzmusik. Um 8 Uhr Abends: Zweiter Festball in der großen Halle.

Mittwoch, den 5. August: Fortsetzung und Schluß des Schießens. Festausflug nach dem Semmering. Von halb 1 bis halb 3 Uhr Mittag: Bankett. Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts: Platzmusik.

Donnerstag, den 6. August: Feierliche Vertheilung der auf den Festscheiben erschossenen Hauptpreise. Von halb 1 bis halb 3 Uhr: Fest-Bankett. Von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts: Musik-Produktionen. Festlicher Ausmarsch der Schützen. Außer den vorstehenden durch die Komite's veranstalteten Festlichkeiten finden an noch nicht näher bestimmten Abenden Festvorstellungen im Hof-Operntheater, im Karl-Theater und im Theater an der Wien statt. In dem an Privat-Unternehmer überlassenen oberen Theile des Festplatzes finden außerdem täglich Unterhaltungen aller Art statt. Insbesondere befinden sich daselbst nebst zahlreichen Restaurationen, Cafehäusern, Konditorien u. s. w. Weber's Singspielhalle „Herculanum" vereint mit einem Tanzplatze, auf welchem jeden Abend Ball im Freien abgehalten wird; ferner ein gymnastischer Circus, Panorama, Stereoskopen-Salons, Volz-Schießstätten, Kegelbahnen, Glückshafen mit Gewinnst-Bazar, belustigende Volksspiele, Volkssänger u. s. w.

Eintrittspreise in den Festplatz am 26. und 30. Juli 1 fl., am 3. August 60 Kreuzer, an den übrigen Tagen 40 Kreuzer, auf die Gallerie in der Festhalle am 26. Juli 50 Kreuzer, an den folgenden Tagen während des Banketts 30 Kreuzer, an den Abenden des 28. und 31. Juli, 1., 3. und 4. August 50, an den sonstigen Abenden 20 Kreuzer. — Zutritt auf das Belvedere 20 Kreuzer.

Eine Heldenthat der Königsberger Feuerwehr.

Aus Königsberg, vom 8. Juli, wird der Königsberger Hartung'schen Zeitung berichtet:

Ein trauriges Ereigniß aus vergangener Nacht beschäftigt heute die hiesigen Einwohner und gibt ihnen Stoff zu mannigfachen Erzählungen. Etwa um 1½ Uhr stand nämlich plötzlich das große Gebäude Trogheimer Kirchenstraße Nr. 1, dem Partikulier Göcke gehörig, in hellen Flammen. Gegen 20 Familien, welche in diesem Hause wohnten, eilten unter Jammer und Wehklagen auf die Straße, während die schnell herbeigekommene Feuerwehr ihre Thätigkeit zu entwickeln begann. Da erscholl der Ruf, es seien oben in der brennenden Dach-Etage noch mehrere Personen, denen die Rettung durch die brennende Treppe und fürchterlichen Rauch unmöglich gemacht werde; und in der That erblickte man einen Arm aus einem etwa 9 Zoll im Durchmesser haltenden Loche in der Mauer, der nach Rettung zu winken schien. Von keiner Seite war ein Zugang möglich, obgleich der brave und unerschrockene Brand-Direktor in eigener Person, von den Besten seiner Getreuen begleitet, kein Mittel unversucht ließ, zu dem Unglücklichen zu gelangen. Hier war keine Sekunde Zeit zu verlieren; er ergreift eine Leiter und will den Rettungsversuch selbst wagen, woran ihn indeß drei seiner heldenmüthigen Feuermänner verhindern, während Feuermann Stenzel, ohne sich zu bestinnen, das kühne Werk beginnt. Mit großer Sicherheit und Präzision steigt er mit einer Leiter an der Vorder-Fronte des vierstöckigen Hauses in die Höhe nach der Oeffnung zu, wo noch immer der Menschenarm sich bewegt; er hat den obersten Stock erreicht und ist etwa nur noch eine halbe Leiterlänge von dem Unglücklichen entfernt, als er zu seinem Schrecken gewahrt, daß er die Leiter nicht nochmals anlegen könne, da an dem Dache kein Gegenstand ist, an welchem dieselbe eingehakt werden

Digitized by Google

kann. Ein schnell s Verständigen mit den ihm gefolgten beiden Kameraden ließ ihn nun ein Werk ausführen, das an Kühnheit und Unerschrockenheit alles bis jetzt Geschehene überstieg. Die Leiter wurde von den beiden Männern gehalten, während Stenzel sie bestieg, und da er immer noch etwa vier Fuß von der beschriebenen Oeffnung entfernt war, sich auf die beiden spitzen Leiterbäume stellt und so in dieser grausenerregenden Stellung mit seiner Axt die Oeffnung in der Mauer zu erweitern beginnt. Doch die leckenden Flammen zischen immer näher, der Unglückliche im Innern brüllt nach Rettung und Stenzel verdoppelt seine Kräfte. Er reicht seine Axt demselben durch das Loch und ruft ihm zu, mitzuhelfen, während er sich eine andere Axt reichen läßt und rüstig das Loch erweitert. Und alles dies auf den beiden Enden der Leiter stehend, ohne jede andere Haltung oder Stütze. Das Publikum wagt keinen Laut, es hält ein Jeder den Athem inne, während die Aufregung dicke Schweißtropfen von den Gesichtern rinnen läßt. Da erschallt erst ein leiser allgemeiner Ruf, er wird stärker, Alles drängt näher, um eine kaum geahnte Möglichkeit von dem braven Feuermanne möglich gemacht zu sehen; ein Freudengeschrei und ein endloser Jubel verkündet, daß der Unglückliche aus dem erweiterten Loche mit hundertfacher Lebensgefahr herausgezogen und von seinen Rettern heruntergetragen wurde. Leider sollte es den unsäglichen Mühen der Feuerwehr nicht gelingen, die noch oben befindlichen beiden anderen Menschen aus den Flammen zu retten. Der Sohn des Hauseigenthümers Görke, so wie ein Soldat vom ersten Infanterie-Regimente fanden den Tod, der Erstere durch Ersticken, der Andere in den Flammen. Der Gerettete war gleichfalls ein Soldat vom ersten Regimente. Königsberg kann auf eine solche Feuerwehr in der That stolz sein. Es gelang der Letzteren auch, das im höchsten Grade gefährliche Feuer nur auf dieses Eine brennende Gebäude zu beschränken. Ueber die Entstehung ist noch nichts mit Sicherheit zu sagen.

Mannigfaltigkeiten.

Den Bewohnern von Sprottau wurde am 6. ds. Mts. die Ueberraschung zu Theil, daß Heinrich Laube, von Karlsbad kommend, ihre Stadt auf einige Tage besuchte. Er kam nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt, um seine hier noch ansässigen Brüder zu besuchen. Gleichzeitig nahm er Gelegenheit, persönlich seinen Dank den städtischen Behörden abzustatten, welche ihm vor längerer Zeit das Ehrenbürgerrecht verliehen. Dem Drange der Erinnerung aus seiner frühesten Jugendzeit folgend, besuchte er unter Anderm den nahe gelegenen Hochwald. Die dortige Liedertafel brachte dem Dichter zu Ehren am 7. ds. eine Serenade, welche sehr beifällig und dankesvoll von dem Gefeierten entgegengenommen wurde. Auch ein Instrumental-Musik-Ständchen wurde ihm von Seiten vieler Bürger dargebracht.

Aus Fronhofen bei Simmern, 6. Juli, wird geschrieben: Am verflossenen Samstag, 4. d., fand ein Arbeiter beim Steinbrechen zu Unzenberg, in der Nähe des Römischen Standorts Dammstad bei Kirchberg, einen Topf mit 840 Silbermünzen, sämmtlich etwas schwerer wie ein 2½ Silbergroschenstück. Die Münzen tragen ein Bildniß mit der Inschrift: Probus Marcus Aurolius, und sind gut erhalten. Die Inschrift hat, da der Deckel des Topfes fehlte, einen leichten Ueberzug.

Zu König Viktor Emanuel kam neulich Herr und Madame Rattazzi, die ja sehr „galant“ war, wie man weiß. Signora sagte: „Eben begegnete mir Marchese C., der das „böse Auge“ hat. Ich habe vergessen, ein Hörnchen mit dem Finger zu machen, um mich zu schützen.“ — „Ach Gott,“ sagte der Re Galantuomo: „Wenn Sie mit Ihrem Mann gehen, Madame Rattazzi, so ist das nicht nöthig. Dann sind Hörnchen genug vorhanden!“

Charade.

Zweisylbig stellt, o schwach und grau,
Versunken in Kalamität, —
Ein Hoherpriester sich zur Schau;
Dreisylbig ist es ein Prophet,
Viersylbig eine holde Frau,
Voll Mutterlieb und Pietät,
Wißt ihr was in der Bibel steht,
So kennt ihr alle Drei genau.

Auflösung der Charade in Nr. 146:

Nach „Eintracht“ strebt unendlich viel,
Ein Allen wohl Bekannter, —
Alleln je mehr er einen will,
Je mehr geht's auseinander.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. S.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 163 Donnerstag, 16. Juli 1868

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Fred Carlton betrachtete das aufgeregte Mädchen mit versteckter Triumph und Frohlocken.

Sie fuhr fort: „Jetzt erinnere ich mich, wie er kämpfte, wie er den schrecklichen Tag hinausschob, der sein Schicksal entscheiden sollte, wie nahe er daran war abzureisen, denn er konnte sich zu dem Opfer nicht entschließen. Und ich — großer Gott — wenn ich an diese Stunde zurückdenke, so könnte ich über mich selbst rasend werden."

Sie hielt inne; denn selbst in diesem Momente erwachte ihr Gewissen. Hatte sie nicht Dem gewinnsüchtige falsche Beweggründe untergeschoben, der, wie sie fest wußte, die Ehre selbst, der uninteressirteste aller Menschen war? Sie fühlte, daß sie Unrecht — sehr Unrecht hatte. Aber Carlton's Worte hatten sie in tiefster Seele verletzt. „Mein Vater, meine Mutter!" fügte sie sanfter hinzu, „wie konntet ihr so handeln? Warum hintergingt ihr euer Kind?"

Aber es lag nicht entfernt in der Absicht Carltons, von Harlett übersehen oder vergessen zu werden, während sie sich ihrem gedemüthigten Stolze und dem Aerger darüber ganz hinzugeben schien. Er faßte ruhig und zärt ich ihre Hand, zog sie neben sich nieder und sagte:

„Harriett, es ist höchst Unrecht von mir, daß ich in einem unbewachten Augenblicke über Umstände gesprochen habe, wovon Ihre Eltern besser gesanden haben, Sie nicht zu unterrichten. Aber vielleicht ist es besser so. Ich bin überzeugt, daß sie den festen Glauben, hegen, Arthur Monrose besitze ungetheilt Ihr Herz, denn nie würden sie, die so nachsichtig und gut sind, der Neigung ihrer Tochter Zwang anlegen, oder sie gar ihren Wünschen und Plänen opfern. Aber vielleicht irre ich mich auch — täusche mich. Harriett, als Bruder frage ich Sie und beschwöre ich Sie, mir zu antworten." Und er sprach in einem so tiefen und ernsten Tone, als ob sein Leben von der Antwort abhinge: „Antworten Sie mir, als ob ihr Vater die Antwort forderte. Sagen Sie es mir, und ich will abreisen, will versuchen, für Ihr Glück zu beten mit der Inbrunst eines Bruders! Sagen Sie mir Harriett!" und seine Stimme zitterte, seine Wange wurde bleich. — „Lieben Sie Monrose? — Wird seine Liebe zu Ihrem Glücke ausreichen? Lieben Sie ihn wirklich?"

Streitende Gefühle durchwogten den Busen Harriett's. Sie fühlte, daß ihre Antwort ihr Schicksal entscheiden mußte. Doch jetzt, da der Augenblick da war, wo sie auf dem Punkte stand, der Liebe Arthur's für immer zu entsagen, erinnerte sie sich erst, welch' eine Liebe dies war, wie sie sie geschätzt hatte, wie stolz sie auf dieselbe gewesen war. Sich schnell erhebend rief sie unwillig aus: „Nur Arthur hat das Recht, diese Frage an mich zu richten. Und nur er allein darf meine Antwort hören."

Ein langer tiefer Seufzer antwortete diesen Worten, dann trat abermals eine Pause ein. Fred Carlton strich sich die dunkeln Haare aus der Stirne und legte seine Hand darauf. Harriett sah zu Boden. Endlich sah sie zu Fred auf, sah seine tiefe Verzweiflung und stolze Befriedigung schlich in ihr Herz, die sich in ihrem Lächeln zeigte. Fred Carlton bemerkte es durch die Finger hindurch, die über seinen Augen lagen und er seufzte, um ein Lächeln zu verbergen.

Leise Tritte wurden gehört, — Rosa trat ins Treibhaus. Sie stand einen Augenblick still und betrachtete Beide mit unruhiger Miene.

Harriett hatte ihr Gesicht abgewendet und Fred streckte ihr mit seinem gewohnten heiteren Lächeln die Hand entgegen, doch das Eine wie das Andere blieb unbeachtet, nur Thränen glänzten in ihren Augen.

Fred bemerkte dies, zog sie näher herzu und sagte: „Unsere bethaute Rose hängt heute so traurig ihr Köpfchen."

„Ja!" sagte sie, ungeduldig ihre Hand losmachend und zu ihrer Schwester gewandt: „Wir müssen heute wohl alle so aussehen, denn Arthur ist fort."

„Also lieben Sie Arthur wohl sehr?"

Das aber wurde mit einem so andeutenden Blicke und Tone gesagt, daß selbst Harriett überrascht und fragend Eins und das Andere ansah.

Obgleich Rosa innerlich ein wenig über die unverhoffte Frage verwirrt war, so sah doch der getäuschte Fred Nichts davon, wie ein leises Erröthen, als sie ihn offen ansehend mit klarer fester Stimme sagte:

„Ja, ich liebe ihn, und wer könnte ihn nicht lie-

Digitized by Google

ben? Ist er nicht wahrhaft edel, vortrefflich, ja, wahrhaft groß? Sein Charakter kennt keine Falschheit! Es gibt Männer," fuhr sie mit hochrothen Wangen und leuchtenden Augen fort: „die sich äußerlich sehr tugendhaft und großmüthig stellen, die aber in Wahrheit falsch, betrügerisch, verrätherisch handeln."

„Und das bezieht sich auf mich," sagte Fred mit einem tiefen Seufzer und einem Tone wahrer Traurigkeit, so daß die sanfte Rosa fast ihre Bitterkeit bereute, aber schon hatte er sich zu Harriett gewandt und flüsterte:

„Und denken Sie auch so von mir, Harriett? Ach in Ihren Händen ruht mein Schicksal. Von Ihnen hängt es ab, ob mein Leben sich ferner tugend- oder lasterhaft gestalten wird. Sie können mein Schutzgeist, mein rettender Engel werden."

Rosa konnte die Worte nicht verstehen, aber sie fühlte in sinnlicher Weise, daß Alles Verstellung war, während Harriett wie mit Purpur übergossen war.

„Wir wollen zur Mama gehen," sagte Rosa, „sie ist so lange allein gewesen."

Harriett stand langsam auf und beide Schwestern entfernten sich.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefecht bei Hammelburg.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866.)

Die bei Hammelburg unter dem General der Kavallerie Fürsten-Taxis stehenden Truppen waren am Abende des 9. Juli folgendermaßen dislozirt: das Gros der Infanterie nebst der Batterie Lottersberg biwouakirte unter Kommando des Oberst Schweitzer nördlich von Unter-Erthal; von der schweren Brigade waren 2 Eskadrone zum Sicherungsdienste verwendet, der Rest nebst dem 1. Uhlanenregimente lagerte theils bei der Infanterie, theils stand er im Quartiere bei Dibbach und Unter-Erthal. In Hammelburg selbst war nur 1 Bataillon verblieben und zunächst der Stadt an der Saalbrücke lagerte die Batterie Massenbach. Dem Fürsten war schon am Abende des 9. Juli Nachricht über das Anrücken der Preußen gegen Weißenbach und Geiersnest zugegangen. Da nun in der Nacht die Meldung einlief, die Ortschaften Hassenbach, Poppenroth, Schlimphof und Albertshausen seien von starken feindlichen Abtheilungen besetzt, während anderseits auf der Richtung von Brückenau bis zum Morgen keinerlei Annäherung des Feindes mehr wahrgenommen wurde, so vermuthete der Korpskommandant einen Stoß gegen seine rechte Flanke und beschloß, sich mehr bei Hammelburg zu konzentriren. Die Batterie Lottersberg war schon Nachts 1 Uhr aus ihrem Biwouak nördlich von Unter-Erthal abberufen und mit einem ihr als Partikulardeckung zugewiesenen Zuge der 4. Schützenkompagnie des 14. Regiments hinter die Thulba gezogen worden, um eine die Brückenauerstraße und die Erthalerbrücke bestreichende Position zu beziehen. Ihr folgte gegen 4 Uhr das 1. Bataillon (Sebus) des 6. Regiments zur Besetzung der Höhen gegenüber von Ober- und Unter-Erthal. Das 1. und 2. Kürassierregiment rückten bis Tagesanbruch nach Dibbach, wurden jedoch um 8 Uhr Morgens zurückgenommen und gegen Wernfeld und Hersbach instradirt. Das 3. Kürassierregiment blieb in Dibbach mit der Bestimmung, im Falle eines Gefechtes gegen die Brückenauerstraße zu demonstriren. Zwischen 5 und 6 Uhr wurde der Grasslerberg durch die 2. Schützen- und 1 Zug der 4. Kompagnie vom genannten Bataillon besetzt, während der Rest desselben auf den beiden in südwestlicher Richtung streichenden Ausläufern dieser Höhe Stellung nahm. Unmittelbar darauf traf auch das 3. Bataillon (Ball) des 6. Regiments den Rückmarsch an, um von Hammelburg eine Bereitschaftsstellung an dem Dibbacher Sträßchen zu beziehen. Das 2. Bataillon (Dickel) des 14. Regiments, über Fuchsstadt nach Wirthheim und Langendorf zur Besetzung dieser Ortschaften und des Höhenzuges längs der Saale bis an den Lehrberg hin beordert, langte um 9 Uhr dort an, fand die 4 Geschütze der Batterie La Roche bereits südlich der Fuchsstadter Mühle in einer das Feuer- und Saalethal dominirenden Position und trat später unter die Befehle des Generalmajors Herzog Ludwig, welcher gegen 1 Uhr mit dem 2. Uhlanenregimente gleichfalls dort eintraf. Nur die beiden Kompagnien des 11. und 14. Regiments hatte er zur Deckung des Saalefelberganges bei Trimberg zurückgelassen. Ein Zug vom 2. Bataillon des 14. Regiments wurde zum Schutze der linken Flanke der Geschützaufstellung an der Fuchsstadter Mühle postirt. Das Uhlanenregiment nahm eine gedeckte Aufstellung rück- und seitwärts der Batterie bei Fuchsstadt. Das 1. Jägerbataillon, welches über Nacht bei Neuwirthshaus auf Vorposten gestanden, hatte sich indessen auch gegen Hammelburg in Bewegung gesetzt, passirte zwischen 7 und 8 Uhr die Thulba und lagerte hinter der Unter-Erthaler Mühle an der Straße. Die aus der Batterie Lottersberg demselben zugetheilten beiden Geschütze unter Oberlieutenant Tauscheck fuhren einige hundert Schritte weiter zurück, um dort Posto zu fassen; eine Eskadron des 3. Kürassierregiments hingegen, welche bis jetzt gleichfalls bei den Vorposten verwendet war, rückte in Dibbach ein. Seit dem Rückmarsche des 1. Jägerbataillons hatte das nunmehr allein auf dem rechten Ufer der Thulba verbliebene 1. Uhlanenregiment den Sicherungsdienst in dieser Richtung übernommen. Vom Dorfe Thulba aus, waren am Morgen starke Rekognoszirungspatrouillen auf beiden Ufern des Baches nach Oberthulba vorpouillirt worden. Dieselben hatten die genannte Ortschaft von den Preußen unbesetzt gefunden,

Digitized by Google

und nur am Saume des vorliegenden Waldes einzelne aus Infanterie und Kavallerie gemischte feindliche Abtheilungen zu Gesicht bekommen, welche jedoch alsbald in der Richtung gegen Kissingen verschwanden. Dieses Ergebniß im Zusammenhalte mit den von den Vorposten des 1. Jägerbataillons eingeholten, bereits früher erwähnten Erkundigungen ließ annehmen, daß in der nächsten Zeit weder aus nördlicher noch aus nordöstlicher Richtung ein Angriff erfolgen werde. Es erging daher zwischen 9 und 10 Uhr an das Bataillon Befehl, seine vorgeschobene Stellung zu räumen und nach Hammelburg abzurücken, um dort zu menagiren. Später sollte es zur Ablösung des 1. Jägerbataillons an die Unter-Ertholer Mühle vorgehen. Um 10 Uhr ertheilte auch Oberst Kord, Kommandant des 1. Uhlanenregiments, den Befehl, zum Abfüttern nach Fuchsstadt zurückzugehen. Die 2. Division (Kiliani) trat sofort den Marsch dahin an; die 1. hingegen unter dem Oberstlieutenant Graf Ysenburg stund noch bei Thulba und mußte, ehe sie den angeordneten Rückmarsch begann, erst ihre in nordöstlicher Richtung ausgestellten Vorposten einziehen. Als dieselbe dann, über Ober- und Unter-Erthal rückend, kurz vor 11 Uhr die Thulbabrücke passirt hatte und eben in die Nähe der lagernden Jäger gekommen war, fielen plötzlich Granaten in und neben die Kolonne. Die Truppe hatte keine Ahnung von der Nähe des Feindes gehabt, kam also etwas auseinander und eilte in erhöhter Gangart auf der Straße rückwärts; sie formirte sich jedoch wieder, noch ehe sie Hammelburg erreicht hatte und marschirte am nordwestlichen Ausgange der Stadt auf.

(Schluß folgt.)

Die erste Ersteigung des Königssteins.

(Fortsetzung.)

„Da saß ich nun mit meinem Rücken gegen den Felsen und genoß die prachtvolle Aussicht. Tief drunten unter mir lag das kleine Städtchen, während die Elbe im Sonnenschein glänzte und die Boote und Kähne auf ihr wie wie Nußschalen vorkamen. Wir gegenüber stieg der Lilienstein in die Höhe, — aber ich vergesse da, mein lieber Herr, daß wir hier in diesem Augenblick beinahe dieselbe Aussicht vor uns haben; wozu brauch' ich Ihnen also die meinige zu beschreiben? Nach einer Weile schlüpfte ich also wieder in meine Spalte und kletterte ruhig weiter, als plötzlich irgend etwas in der Spalte unter mir zu krachen und zu poltern anfing und es mir vorkam, als ob der ganze Fels zitterte und wanke. Von Schreck fast gelähmt, hielt ich an. Der Sandsteinblock, welcher mir einen so ich' willkommenen Ruheplatz gewährt hatte, war, offenbar durch das Gewicht meines Körpers gelockert, mit lautem Krachen in die Tiefe hinuntergestürzt. War dieß nur zwei Minuten früher geschehen, so lag ich jetzt zerschmettert drunten auf den Felsen. Ein eisiger Schauder lief mir durch Mark und Bein, als ich hinunterblickte. Aber glauben Sie ja nicht, mein lieber Herr, daß dieß mich nervös machte, denn wir Schornsteinfeger sind an unvorhergesehene Gefahren gewöhnt, und die Furcht ist uns nur dem Namen nach bekannt.

„Ich machte mich wieder energisch an die Arbeit und kletterte immer höher hinauf, obschon die Felsspalte an manchen Stellen beinahe zu weit und an anderen beinahe zu eng war; allein die Zeit begann mir nun doch allzu lang zu werden und mir war, als streckte ich schon Tage lang in diesem armseligen Loche. Wenn ich Schwindel bekam, wenn ich aus der Spalte herausrutschte, war ich unfehlbar verloren. Ich sah über mich hinauf in die Höhe, um zu ermitteln, ob ich noch nicht bald oben sei; aber die Spalte machte eine Krümmung und so konnte ich es nicht ermitteln. Eine fieberhafte Ungeduld trieb mich weiter, immer höher hinauf. Die Felsspalte erweiterte sich jetzt mehr und mehr, und nun mußte ich anhalten, denn ich konnte sie nicht mehr überspannen. Jetzt schaue ich noch einmal hinauf und gewahre zu meiner großen Freude das Mauerwerk der Brustwehr; bemerke aber, daß das, was mir von unten so unbedeutend erschien, sich jetzt als eine gewaltige Wölbung darstellt, welche meine Felsspalte überspannt und mir ein anscheinend unübersteigbares Hinderniß in den Weg legt. Was soll ich nun thun? Ich fühle, wie mich ein eiskalter Schweiß überläuft, da mir der Tod aus der schauderlichen Tiefe dort unten entgegengähnt. Noch einmal nehme ich meine ganze Kraft und Entschlossenheit zusammen und kletterte so weit wie möglich um die äußere Seite der Spalte herum, um nachzusehen, ob dort hinaus nicht irgend eine Möglichkeit des Entkommens ist. Und siehe da! in kurzer Entfernung von mir ist eine vorspringende Leiste — wenn ich nur diese erreichen kann! Die Leiste senkt sich gegen die Schlucht herab und das schmale Ende derselben scheint nur eine halbe Armeslänge von mir entfernt zu sein. Wäre es nicht möglich, daß ich mich dort hinüber retten könnte?

„Langsam streckte ich meine Hände darnach aus und meine Finger umklammerten die Felsenspitze wie eiserne Zangen. Sobald ich meine Hände fest eingesetzt hatte, zog ich sachte meinen Körper nach und um die Ecke herum, und in der nächsten Minute hing ich an dem 400 Fuß hohen senkrechten Felsen und war ganz von der Kraft meiner Finger abhängig. Allein selbst in diesem fürchterlichen Augenblick verließ mich meine Geistesgegenwart nicht, und ich wußte, daß ich meine letzte Chance ausbeute. Ich griff erst mit der einen, dann mit der andern Hand aus, kroch dann mit gebogenen Armen und angestemmten Zehen weiter und gewann

Digitized by Google

meinen Stützpunkt; dann richtete ich mich auf, schwang meinen Oberkörper auf die Leiste und war gerettet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Juden in Wilna haben einen empfindlichen Verlust zu beklagen, namentlich die Armen. Der jüdische Kaufmann Jubel Apatow ist gestorben, von welchem 300 arme Familien täglich Brod um die Hälfte des Preises erhielten. In seinen Läden war der Brodverkauf so angeordnet, daß zwei Drittel jüdische und ein Drittel christliche Arme an dieser Wohlthat Theil nehmen konnten. Eine Volksmenge von 20,000 Menschen hatte sich zur Beerdigung seiner Leiche eingefunden.

[Nordpol-Expedition.] Den „Hamburger Nachr." schreibt man aus Stockholm vom 4. Juli: Am nächsten Dienstag oder Mittwoch wird die schwedische Nordpol-Expedition von Gothenburg mit dem Schraubendampfer „Sophia" abgehen. Das Schiff, welches für diese Fahrt in Karlskrona besonders gut ausgerüstet worden ist, wird vom Marine-Kapitän Frhrn. v. Otter geführt und hat zum Nächstkommandirenden Lieutenant Palander. Außerdem besteht die Besatzung aus 1 Arzt, 1 Konservator, 4 Unteroffizieren und 10 Mann. In Tromsö werden noch 4 Mann, welche mit den nördlichen Gewässern vertraut sind, angemustert. Die wissenschaftliche Expedition besteht aus 8 Personen: Professor Nordenskjöld, Führer der Expedition, Geograph und Mineralog; Adjunkt J. H. Friis, Botaniker; J. Lemström, Physiker; F. Malmgren, C. Smitt und A. E. Holmgren, Zoologen; S. Berggren, Botaniker und C. Rauchfoff, Geologe. — Der „Moniteur" meldet, daß die französische Expedition nach dem Nordpol bestimmt stattfinden wird. Die von Herrn Gustav Lambert im ganzen Lande veranstalteten Subskriptionen hätten schon jetzt einen solchen Betrag ergeben, daß man die Kosten als gedeckt betrachten könne. Die Listen zur Unterzeichnung sollten aber vor ihrer Entschließung noch in allen Departements zirkuliren, da das Unternehmen ein nationales, von ganz Frankreich ausgehendes sein solle. Die deutsche und die schwedische Expedition können nach der Meinung des offiziellen Blattes die französische nicht beeinträchtigen, sondern müssen ein Sporn mehr sein, die Entdeckungsfahrt auf eine Frankreichs würdige Weise auszustatten.

Bei den Tunnel-Bauarbeiten im sog. Himmelreich bei Ellrich (Regierungsbezirk Erfurt) auf der in Angriff genommenen Bahn Nordhausen-Northeim stieß man am 10. Juli auf eine Riesenhöhle. Tags darauf wurde dieselbe von etwa 30 Bergleuten und Bewohnern aus Ellrich befahren. Hier, wo noch kein menschlicher Fuß gewandelt, drangen die Bergleute vor und postirten sich mit ihren Grubenlichtern an verschiedenen Stellen. Ein überwältigender Anblick! Die Höhle hat meist ganz glatte Wölbung. Bei mehr als 500 Fuß Länge und 200 Fuß Breite beträgt ihre Höhe etwa 150 Fuß. Ein Bach, die Verbindung zweier großer Teiche, fließt durch die Höhle. Fischotters, welche hier, wer weiß wie viele Jahre, ungestört gehaust, entwichen eiligst. In der Mitte der Höhle fällt vom Gewölbe herniederein kleiner Wasserfturz, welcher das darunter liegende Gestein in mancherlei Formen ausgewaschen. Mehrere Seitenräume lassen noch bedeutendere Erweiterungen vermuthen; von einer Spalte aus gewahrte man noch einen unterirdischen See.

Das „Germania"-Standbild, welches Meinitzky in Wien für das Schützenfest modellirt, wird Montag Früh auf dem Praterstern dort aufgestellt, wo bereits seit einigen Tagen das Postament ausgerüstet steht. Die Bildsäule wird in einer Höhe von 15 Fuß erscheinen. Der Kopf ist von edler typischer Einfachheit. Ein Eichenkranz schmückt das mähnenähnliche Haar. Die rechte ausgestreckte Hand hält einen Kranz empor. Sie möchte ihre Söhne krönen, unsere Mutter. Mit der Linken stützt sie sich auf den mächtigen Schild.

Charade.

Die Erste sieht man nie bei Tage,
Die letzten Beiden oft bei Nacht;
Dem Ganzen ist bei großer Plage,
Ach! gar zu wenig zugedacht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 147:

„Koblenz" das wär' die Stadt,
Allwo ich möchte sein:
Weil sie Jahr aus Jahr ein
Frühling hat.

M. M.

Redakteur Gustav Meisert. — Druck und Verlag der L. Bailandschen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 164 Freitag, 17. Juli 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

XVII.

Drei Wochen waren vergangen, dahingegangen unter einer schweren Krankheit von Mary Hetham, der ein lebensgefährlicher Anfall vorausgegangen war. Die ersten Londoner Aerzte, welche gerufen worden waren, erklärten diesen für die Krisis des Leidens und gaben jetzt Hoffnung auf gänzliche Herstellung. Sie verordneten als Nachkur eine Reise nach dem Festland, doch nicht in einen Badeort, da vollkommene Ruhe erforderlich sei. Vorher aber, und zwar in wenigen Tagen sollte ein frohes Fest gefeiert werden, das Alle, bis zum letzten dienstbaren Geiste herab, mit Freude erfüllte. Es war die Rückkehr Arthur Monroe's, dessen Verlobung mit Harriett dann zugleich öffentlich gefeiert werden sollte.

Der Tag war gekommen. — Die Toilettestunden Harriett's waren für die kleine kokette Anny nicht immer die leichtesten, aber heute erkannte sie ihre junge Herrin fast nicht. Die glänzenden Locken, der höchste Stolz Anny's, sollten heute der Rococofrisur Platz machen, was auch um so unbegreiflicher war, da sie wußte, daß die Ersteren auch von dem jungen Kapitän mit Bewunderung betrachtet worden waren. Freilich war sie in der letzten Zeit schon an die veränderlichste Laune gewöhnt, hatte es aber der Krankheit der Mutter und der verlängerten Abwesenheit des Geliebten zugeschrieben. Aber heute war Alles vorüber, und dennoch saß die schöne Herrin ganz in Gedanken versunken da, oder mit den Augen ins Leere starrend, ohne ihr reizendes Bild im Spiegel vor sich wahrzunehmen, während sie einen kleinen Diamantring am Finger stets herumdrehte, abzog und dann wieder ansteckte und Anny's Fragen entweder kurz oder ungeduldig beantwortete. Auch konnte sie nicht die geringste freudige Aufregung an ihr bemerken, obgleich sie bei dem Geräusch jedes Wagens die Farbe wechselte.

Endlich war die Toilette fertig, und die Kammerfrau warf noch einen selbstzufriedenen Blick auf das Werk ihrer Hände.

Auf dem Tische stand eine frischgepflückte herrliche Rose, mit der Anny schon die ganze Zeit geliebäugelt hatte; jetzt nahm sie dieselbe und hielt sie mit dem eigenthümlichen Geschmack einer geschulten Kammerfrau, an das prachtvolle Haar, Harriett bittend, den Effekt zu betrachten. Sie erhielt aber einen Blick, so bös, und ungeduldig, und dann den Befehl, das Zimmer zu verlassen. Anny zuckte die Schultern und gehorchte gutmüthig.

Harriett blieb sitzen, nur legte sie den Ellbogen auf den Tisch und stützte den Kopf in die Hand. Sie hatte nicht bemerkt, daß Rosa eingetreten war, und sie ängstlich beobachtete, bis sie ihre Augen erhob und durch den Spiegel ihre Schwester wahrnahm.

Mit freundlichem Lächeln trat Rosa auf sie zu und sagte ihre Wange küssend: „Meine schöne Schwester darf nicht so traurig da sitzen; sie muß mit Lächeln und Freude der Ankunft ihres tapferen Ritters warten. Komm, er muß Dich, wie es die Sitte unserer Ahnen war, in der großen Halle finden. Komm, aber erst laß mich noch die Rose, das Sinnbild eurer Liebe und Treue, in Dein Haar stecken" — und Rosa machte den Versuch wie Anny, wurde aber, wenn auch sanfter, ungeduldig mit der Hand weggedrückt.

„Quäle mich nicht Rosa — ich bin krank!"

„Krank? Dummes Zeug! Nun, nun, in einer Stunde wirst Du genesen sein, denn da ist Arthur hier."

Und sie machte den Versuch noch einmal, steckte die Rose ins Haar und rief: „Nun sieh einmal, wie herrlich Dir das steht!"

Aber kaum waren die Worte gesprochen, so sprang Harriett auf, riß die Rose heraus und warf sie zu Rosa's Füßen.

Das sanfte Mädchen starrte und wurde blaß, als Harriett zugleich mit bebender Stimme ausrief:

„Sie wird und darf nicht da stecken, Rosa. Weißt Du, daß mich Arthur bat, ich möchte sie bei seiner Rückkehr als ein Zeichen tragen, daß ich ihn noch wie ehemals liebe, daß mein Herz unverändert sei, daß ich ihm allein gehöre. Und könntest Du wünschen, daß ich ihn mit falschen Hoffnungen täuschte, daß ich ihn betröge!"

„Betröge?" rief Rosa mit bebender Stimme.

„Ja, betröge," fuhr Harriett fort, „denn, Rosa, es ist anders geworden, ich liebe ihn nicht mehr!" —

Digitized by Google

und sie sank wieder auf ihren Stuhl und seufzte tief, als ob ihr Herz von einer großen Last befreit wäre.

Rosa fiel vor ihr nieder, legte den Kopf in ihren Schoß und murmelte schluchzend: „Armer, armer Arthur," dann folgte eine Pause.

Rosa brach zuerst das drückende Schweigen, sie erhob ihr bekränktes Gesicht und mit flehendem Ausdruck und brechender Stimme bat sie: „O Harriett, widerrufe diese grausamen, schrecklichen Worte — sie sind nicht wahr, o sage, daß sie nicht wahr sind."

„Und er wird voll Hoffnung und Freude zurückkehren," fuhr Rosa in aufgeregtem Tone fort, „und Du willst ihm sagen — sagen, — daß Du ihn nicht mehr liebst. Und der Vater, die Mutter, welcher Kummer für sie!"

Ich kann es nicht ändern, ich kann mich nicht zwingen, ihn zu lieben, Rosa. Aber auch ich bin hintergangen worden. Warum wurde mir nicht gesagt, daß es eine abgemachte Sache sei, daß wir uns lieben müßten, daß er in dieser Absicht hierher eingeladen wurde, daß wir schon als Kinder für einander bestimmt wurden? Warum hat man mir dies Alles nicht gesagt, warum hat man mich behandelt wie ein Kind? Und Du irrst Dich sehr, Rosa," fuhr sie fort, „wenn Du glaubst, daß ihn die Entsagung tief verwunden wird, ohne Zweifel wird es ihn schmerzen, die reiche Erbin verloren zu haben, die zu lieben er sich erst überreden und gewöhnen mußte, wie überhaupt ein Mann, der die Vollkommenheit selbst ist, ein so unvollkommenes Wesen wie mich lieben kann. Es wird ihn vielleicht ärgern, daß er um die Ehre und den Ruhm gebracht ist, meinen Stolz und Eigenwillen zu besiegen. O, ich habe es längst gesehen — und auch gehört, was er von mir denkt. Drßhalb grämе Dich nicht so, liebe Rosa, es werden sich schon Mittel finden, ihn zu trösten."

„Harriett, Du bist grausam, Du bist fürchterlich! Du thust Dem schreienden Unrecht, der Dich mit eben so großer Uneigennützigkeit, wie Inbrunst liebt; aber ich weiß, wer Dir das in den Kopf gesetzt hat, wer wie eine giftige Schlange in Dein Herz gekrochen ist und Dich bethört hat. Und Du, meine Schwester, Du hast willig seinen süßen gefährlichen Worten gelauscht! Es ist Derjenige, der mit Güte und Vertrauen in dem Hause unseres Vaters aufgenommen worden ist, und viele Wohlthaten von ihm empfangen hat, der, welcher vorgibt, unsere Mutter und ihre Kinder zu lieben. Er hat Arthur verrätherisch und bösartig Dein Herz gestohlen, er hat Dein Gemüth mit Verleumdungen vergiftet und Dir Mißtrauen und Kälte gegen den Mann eingeflößt, der so hoch über ihm steht; es ist — es ist —"

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefecht bei Hammelburg.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866.)

(Schluß.)

1. Moment. Gegen 11 Uhr war unter dem Generalmajor v. Schachtmayer die Avantgarde der 13 Bataillone, 5 Eskadronen und 5 Batterien starken preußischen Division Beyer am Büchelberge eingetroffen, hatte die hinter der Erthalerbrücke lagernden Jäger entdeckt und gegen dieselbe durch eine neben der Straße auffahrende gezogene 4pfünder Batterie das Feuer eröffnet. Die zwei Geschütze des Oberlieutenants Tauscheck traten zwar bald nach Eröffnung des feindlichen Feuers gegen die erwähnte Batterie in Aktion; allein schon durch die zweite in ihrer Nähe einschlagende Granate ward der kommandirende Offizier tödlich verwundet, beide Geschütze protzten auf und fuhren, da die ihnen zunächststehenden Truppen zurückgegangen waren, gleichfalls nach Hammelburg. Sie konnten jedoch den Anschluß an ihre jenseits des Flusses befindliche Batterie während des Gefechtes nicht mehr gewinnen. Die 2. Division des 1. Ulanenregiments, welche schon nahe vor Fuchsstadt angelangt war, eilt bei Beginn des Gefechtes alsbald wieder auf Hammelburg und schloß sich am Nordwestende der Stadt der dort stehenden ersten an. Das Regiment wurde aber nach einiger Zeit, um es nicht länger zwecklos dem feindlichen Feuer auszusetzen, neuerdings nach Fuchsstadt beordert, sich dort mit dem 2. Ulanenregiment zu vereinigen. Inzwischen hatte Oberst Schweizer die Infanterie-Bataillone in Hammelburg formiren lassen und das 1. des 6. Regiments vorgeschickt. Mit einer Kompagnie als Plänkler an der Tête, einem Zuge rechts und 2½ Kompagnien links der Straße ging dasselbe gegen Erthal und binnen Kurzem folgte auf dessen linken Flügel das 3. Bataillon seine rechte Flanke durch den angeschwollenen Kanal, die linke durch den steilen Abfall der Dibbacher Straße deckend, in Kolonne, mit einer starken Tirailleurkette vor sich. Diese Bataillone erstiegen im Anfange nur schwaches Plänklerfeuer; sobald sie aber den durch den südlichen Ausläufer der Gredlerberges gebildeten Höhenrand erreichten, stießen sie auf die 3 Bataillone des preußischen 39. Regiments, das, als Avantgarde der Division Beyer vorausgeeilt, mit einer gezogenen Batterie die Thalba überschritten und dieselbe Stellung genommen hatte. Nun begann ein lebhaftes Gefecht, in welches auch die Batterie Lottersberg vom Saalecherberge her eingriff; allein die Preußen verstärkten sich alsbald durch zwei weitere Batterien und zwangen hiedurch die bayerischen Bataillone zum Weichen. 2. Moment. Von dem zu Hammelburg in Reserve befindlichen 1. Bataillon (Läuffenbach) des 14. Regiments waren schon Morgens halb 9 Uhr die 2 Schützen- und 2. Kompagnie auf dem Osenthalerberge, ferner die 4. Kompagnie in einem am Abhange nahe der Stadt gegen Norden hinziehenden

Digitized by Google

Hohlwege „am Rehbachthal“ postirt, und die 3. nebst einem Zug der 4. Schützenkompagnie stund am nordwestlichen Eingange der Stadt. Ihr, so wie der 4. Kompagnie ward unter der persönlichen Leitung des Majors von Täuffenbach die Vertheidigung derselben übertragen, während sich die 1. Schützenkompagnie seit Morgens an der Fuchsstadterbrücke und die 1., wie bereits bekannt, bei Trimberg befand. Das 3. Bataillon des 6. Regiments zog sich allmälig gegen Hammelburg zurück und nahm in Linie hinter dem Thulbachanal Stellung, um dem auf der Straße vordringenden Feind ein verstärktes Feuer entgegen zu schicken, gab aber dieselbe, da der westliche Eingang bereits verbarrikadirt wurde, bald wieder auf und postirte sich als Reserve im Innern der Stadt. Das Bataillon Sebus war gleichfalls gegen diese retirirt und besetzte jetzt mit der 2. Schützen-, 4. und einem Zug der 3. Kompagnie die nördlich an Hammelburg heranreichenden Ausläufer des Ofenthalerberges, so daß dieselben mit den weiter rechts placirten Kompagnien des 14. Regiments in Verbindung traten. Der andere Zug der 3. Kompagnie nistete sich am Ausgange der Stadt in den Hecken an der Straße ein und der Rest des Bataillons besetzte die äußersten Häuser und Gärten. (1 Uhr.) In dieser Stellung dauerte das Gefecht eine geraume Zeit fort. Die Preußen hatten gegen Mittag die Höhen westlich des Rehbachs mit Plänklern des 20. und 32. Regiments besetzt, welche gegen die auf dem Ofenthalerberge stehenden Kompagnien zu feuern begannen; jeder Versuch des Feindes aber, noch weiter vorzudringen, blieb vor der Hand vergeblich. Wo immer Plänklerschwärme über die Höhe zu gehen suchten, werden sie durch die bayerischen Schützen verscheucht und wenn der Feind in Kolonne vorbrechen will, dann sind es die 11 in der Nähe von Saaleck aufgefahrenen Geschütze, welche ihn rasch wieder zurückweichen machen. Erst als zur Eroberung des Ofenthalerberges zwei Regimenter gegen die rechte Flanke der bayerischen Stellung beordert wurden und nachdem die durch noch 2 Batterien verstärkte feindliche Artillerie aus einer Position am Hange des Seeberges ihr Feuer gegen die Stadt gerichtet hatte, so daß dieselbe binnen einer Stunde an 7 Stellen in Flammen stund, wurde der Rückzug angeordnet. 3. Moment. Etwas nach 3 Uhr begann die Räumung des Ofenthalerberges, indem die vom Niederthor bis zum Heroldsberg sich ausdehnende Tirailleurlinie über den steilen Hang herabgenommen wurde, um sich am Oberthor hinter dem zu ihrer Aufnahme dorthin gezogenen 3. Bataillon des 6. Regiments zu sammeln. Die Preußen (20. Regiment) drangen rasch auf den Höhenkamm nach, besetzten denselben mit dichten Schützenketten und eröffneten nun ein sehr heftiges, aber erfolgloses Feuer, das von den Plänklern des letztgenannten Bataillons erwidert wurde. Den Majoren v. Täuffenbach und Sebus war es gelungen, sich am Eingange der Stadt so lange zu behaupten, bis die vom Ofenthalerberge herabkommenden Plänkler hinter dem sie aufnehmenden Bataillon in Sicherheit waren. Als aber jetzt jene Position vom Gegner eingenommen wurde, und dieser sein Feuer theilweise auch gegen die in Hammelburg stehenden Kompagnien richtete, so daß dieselben in Front und Flanke gleich heftig beschossen waren, mußte auch hier der Rückzug angetreten werden. Der rechte Flügel unter Major Sebus zog sich gegen Fuchsstadt, Major v. Täuffenbach hingegen, gedeckt durch einen Zug unter Oberlieutenant v. Cammerloher, passirte die brennende Stadt und nahm seinen Weg über die von der preußischen Artillerie bestrichene steinerne Saalbrücke. Ein dort vorbereiteter Verhau konnte wegen der unmittelbar jenseits der Brücke postirten Plänkler nicht mehr vorgelegt werden, allein das präzise Feuer der bayerischen Geschütze setzte dem Nachdrängen des Feindes ein Ziel. Nun besaht auch der Kommandant der Artillerie, Major v. Horn, den Rückzug, welcher unter dem Schutze der beiden auf halber Bergeshöhe aufgefahrenen und gegen die Saalebrücke feuernden gezogenen Geschütze den Saaleck Weg entlang nach der Arnsteiner Straße hin ausgeführt wurde. Die Infanterie unter Major v. Täuffenbach retirirte im Thale auf Pfaffenhausen, welchem sie sich abermals feindsetzte, ohne jedoch hier angegriffen zu werden. Später folgte sie der Artillerie gegen Arnstein nach. Das 3. Bataillon des 6. Regiments war in seiner Aufnahmsstellung verblieben, bis die letzten Abtheilungen aus Hammelburg zurück waren, dann zog es sich verfolgt durch einen Hagel von Geschossen, welchen die Preußen vom Heroldsberg herüberschickten, gegen die Fuchsstadterbrücke und auf das linke Ufer der Saale. Die Brücke wurde unter dem Schutze der 1. Schützenkompagnie des 14. Regiments durch eine Abtheilung des 6. zerstört und hierauf setzten sich die bei Fuchsstadt versammelten Truppen über Hundsfeld und Bichold gleichfalls gegen Arnstein in Bewegung. Die Brigade des Herzogs Ludwig mit der ihr beigegebenen Infanterie und Artillerie bildete den Schluß der Kolonne. Die Verluste der bayerischen Truppen betrugen: 10 Mann, 13 Pferde todt, 4 Offiziere (die Oberlieutenants Röttinger vom 6. Infanterieregiment, Wieser vom 3. Kürassierregiment, Tauscheck (tödtlich) vom 2. Artillerieregiment, dann Unterlieutenant Steiner vom 6. Infanterieregiment), 64 Mann, 12 Pferde verwundet, 22 Mann, 11 Pferde vermißt und gefangen; im Ganzen 4 Offiziere, 96 Mann, 36 Pferde.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber das jüngst abgehaltene deutsche Sängerfest in Chicago heben wir aus einer Beschreibung der Feier in der „Nationalzeitung“ Folgendes hervor: Die bisher vielfach verfeindeten deutschen Gesangvereine Nordamerika's ließen alle Zwistigkeiten fallen, und bildeten

Digitized by Google

unter dem Vorsitze von Balaika ein Gesammtkomite, dem sich ein schwedischer Gesangverein anschloß. Von außerhalb kamen 61 Vereine mit fast 2000 Sängern, und zum Erstenmale haben sich auch deutsche Sänger zu einer Festreise über den Ozean entschlossen; doch waren ihrer nur 11 Mann, 3 aus Berlin, je 2 aus Hamburg und Köln, je einer aus Dresden, Baden, Mainz und Münster. An Einsendungen aus Deutschland, Tonstücken, Liedern, Briefen und Telegrammen hat es dagegen nicht gefehlt, ein besonderes Verdienst hat sich der Dichter Müller von der Werra durch die Herstellung eines regen Verkehrs zwischen den deutschen Sängerbünden der beiden Welttheile erworben; ein von ihm gedichteter und von dem alten Reichardt, dem Komponisten des Arndt'schen Vaterlandsliedes, komponirter Festgruß hat, wie eine von Rittershaus übersandte poetische Ansprache außerordentliche Freude erregt. Das Fest zeigte in seinen Grundzügen eine ausgesprochene Familienähnlichkeit mit unseren Volksfesten. Dieselben Programme, dieselben Typen, die aus allen Gauen zusammengeströmten Sangesbrüder, die lieblich geschmückten Sangesschwestern, der lachende Himmel, der nie fehlende gelegentliche Regenschauer, Festkomite's voll aufopfernder Thätigkeit, Empfangsfeier, Umzüge, Festredner, Turner im Kostüme, Festdirigenten und Festpräsidenten, viel schlechte, aber gutgemeinte Verse, kleinere Feste der einzelnen Vereine, überfüllte Eisenbahnwagen, unerhörter Staub, erstaunlich viele Reden und noch erstaunlich viel mehr Bier. Daneben einige spezifisch amerikanische Züge: eine fortgeschwemmte Eisenbahnbrücke, ein vom Regen aufgeweichter Schienenweg, welcher die europäischen und New-Yorker Sänger um den ganzen ersten Festtag gebracht hat, ein Kaufmann aus Chicago, welcher selbst 250 Doll. zum Feste zeichnete, und eine Büste Lincoln's (Preis 50 Doll.) stiftet für den Denjenigen, welcher den größten Festbeitrag liefert. Die deutschamerikanische Lebensanschauung und ihre praktische Erweiterung haben ihre Wirkung auf die eingebornen Amerikaner nicht verfehlt. Das Wichtigste war in dieser Beziehung der letzte Tag des Festes, die Ausfahrt in den schönen und schattigen Hain Wright's Grove, wo im Freien gesungen und gezecht wurde. Dieses Fest, von nicht zu 20,000 Menschen gefeiert, war für Amerika ein Ereigniß, denn es wurde an einem Sonntage gefeiert! Und doch mußten die Amerikaner eingestehen, daß dieses „Teufelswerk" erhebender und festlicher sei, als irgend eine Feier, die sie veranstalten könnten.

Ein prachtvoller Säbel für den kaiserlichen Prinzen von Frankreich wird jetzt in Solingen angefertigt. Eine Seite wird die Inschrift tragen: „On parlera de sa gloire" (Man wird von seinem Ruhme sprechen.)

Räthsel.

Voll oder leer,
Bin ich gleich schwer.

Auflösung des Räthsels in Nr. 144:

I.

(Den ersten Vers müssen wir Anstand nehmen, mitzutheilen.)

Der „Hof" wird Alt' und Jungen viel gemacht,
Doch sind die Macher selber lauter Gecken —
Von Weisen werden solche nur verlacht,
Da sie auch trachten, nicht blos lecken. —

Wenn die Natur vor Hitze schmachtet,
In Sonnengluth die Pflanzwelt trauernd steht,
Der Landmann hoffend, wenn es nachtet,
Die Stern' zu schau'n, zum Fenster geht,
Froh ruft er aus: Wie trüb der Schein,
Der Mond mit „Hof", da fällt bald Regen ein!

E.

II.

Nach Möglichkeit könnt' auch der Bauern-„Hof"
Von Reinlichkeit Beweise geben!
Ob eitle Mädchen den ergeb'nen Hof
Galanter Herren fesseln für das Leben?
Gewiß nur kurze Zeit wird es gelingen,
Oft Täuschung, Haß und Neid daraus entspringen.

Fürwahr! am Fürsten-„Hof" herrscht steife Sitte,
Und glatt ist sein Parquet, gar leicht fällt's her zu fallen!
Nicht so am „Hof" des Monds, aus dessen Mitte
Er freundlich sendet seine milden Strahlen!
So oft der Mond auch ist von seinem Hof umgeben,
Du siehst nicht Glanz, nicht Prunk, nur trautes stilles Leben!

Hammelburg. K.

III.

Eitle Mädchen! wenn die Herren sich damit befassen,
Euch den „Hof" zu machen — seid nicht stolz darauf!
Denkt vielmehr an Trug und Hinterlist; —
Seht zuweilen auch zum lieben Mond hinauf,
Wie bescheiden der in seinem Hofe ist!
Wollt' Ihr Euch von ihm beschämen lassen?

M. M.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 165 Samstag, 18. Juli 1868

Schwurgerichtsverhandlung gegen die Traunsteiner Exzedenten.

CH München, 20. Juli,

Heute begann vor dem Schwurgerichte für Oberbayern die Verhandlung gegen 1) Nik. Plank, Dienstknecht von Grabenstätt, 2) Jos. Förg, Schrammbauerssohn von Chieming, 3) Fz. Holzner, Schmiedgeselle von Chieming, 4) Matth. Soyer, Dienstknecht von Altenmarkt, 5) Joh. Rächl, Dienstknecht von Reuting, 6) Matth. Kupferdinger, Dienstknecht von Olling, 7) Matth. Gertl, Dienstknecht von Freitsmoos, 8) Jak. Schreiber, Dienstknecht von Sarrheim, 9) Gg. Sengler, Dienstknecht von Schellenberg, 10) Ludw. Wolfersseder, Mühlknecht von Hofholz, 11) Jos. Winkelmaier, Dienstknecht von Weibach, 12) Seb. Berger, Dienstknecht von Bachendorf, 13) Joh. Außermaier, Bauernsohn von Bierling, 14) Jos. Geyerstanger, Dienstknecht von Graßau, 15) Al. Stadler, Dienstknecht von Au bei Traunstein, 16) Seb. Paul, Zimmergeselle von Rußdorf, 17) Jos. Strobl, Dienstknecht von St. Zeno, 18) Joh. Nepom. Wernelhammer, Dienstknecht von Mayering, 19) Gg. Straßberger, Dienstknecht von Hünnhausen, 20) Jos. Kumminger, Dienstknecht von Feldbruck, 21) Jos. Hager, Zimmergeselle von Oisting, 22) Gg. Prechler, Dienstknecht von Eisenärz, 23) Fz. Schuberl, Hüttenarbeiter von Bergen, 24) Seb. Unterheller, Mühlgeselle von Oberbrezzell, 25) Gg. Schölz, Webergeselle von Steinburg, 26) Jos. Maier, Bauernsohn von Holzhausen, 27) Joh. Feldmaier, Webergeselle von Fernsdorf, 28) Drch. Heitauer, Dienstknecht von Grobenstatt, 29) Ant. Hallsperger, Bindergeselle von Heßmoning, 30) Wolfg. Kummerer, Dienstknecht von Rechenlo.r, 31) Jos. Kalchgruber, Schuhmachergeselle von Chieming, 32) Pet. Angerer, Maurergeselle von Mühlbach, 33) Kasp. Amdd, Dienstknecht von Niederseeon, sämmtliche im Alter von 26 bis 32 Jahren, wegen Aufstandes und Körperverletzung. Die Anklage vertritt der k. Staatsanwalt Barth; als Vertheidiger sind anwesend: der k. Advokat Dr. Jahrsdörffer, die Konzipienten Dr. Will, Hartter, Rogler, Haul, Gutbrod Geschworne fungiren die Herren: Gattinger, Wirth von Pähl, Bösl, Kaufmann von München, Fischer, Tapetenfabrikant von München, Seidl, Weißgerber von Moosburg, Steiger, Brauer von Inderstorf, Krimmer, Bäcker von Moosburg, Urban, Brauer von Pfaffenhofen, Roza, Bettfedernhändler von München, Seibert, Tabakhändler von München, Amberger, Brauer von Pfaffenhofen, Colazzi, Kaufmann von München, Hübler, Kaufmann von Inderstorf; als Ersatzgeschworner: Wörle, Privatier in München. Aus der Anklageschrift entnehmen wir Folgendes: Das k. Landwehrbezirkskommando Traunstein hat auf Grund des Art. 26 des Wehrverfassungsgesetzes vom 30. Jan. l. J. für die Wehrpflichtigen von 26 Gemeinden des Bezirksamts Traunstein auf Samstag den 20. März Vormittags 9½ Uhr in Traunstein Kontrolversammlung anberaumt und hiezu die Pflichtigen vorschriftsmäßig geladen. Schon als Letztere von verschiedenen Seiten her in die Stadt einzogen, liefen die mitgebrachten Prügel, so wie das übermüthige Gebahren vor dem Rathhause Exzesse befürchten. Insbesondere waren es die Bursche von Chieming, welche paarweise unter dem Kommando des Reservisten P. Plank und dem kontrolpflichtigen Jos. Förg von Chieming einmarschirten. Plank und Förg, so wie der als Hauptraufer bekannte Schmidgeselle Franz Holzner von Chieming veranlaßten schon im Wirthshause zu Chieming, theils durch Ueberredung, theils durch Drohung „wer nicht mitheile oder etwas anzeige, werde erschlagen," den Beschluß ihrer Kameraden, daß Alle zusammenhalten, wenn es eine Rauferei oder sonst etwas gebe, und daß, wenn ein Gendarm einen Burschen packen wolle, man ihn nicht herlasse. Als gegen 10 Uhr der k. Hauptmann Henle, welcher mit Abhaltung der Kontrolversammlung betraut war, unter dem Thore des Rathhauses die Wehrpflichtigen der Altersklasse 1836, 1837 und 1838 aufforderte, in den Saal hinauf zu kommen, um in die Listen eingetragen und beeidigt zu werden, erklärten die Rufe: „Entweder Alle oder Keiner geht hinauf, wir wollen nicht preußisch werden, wir wollen nicht schwören," und gleichzeitig wurden die Prügel geschwungen. Unter den Burschen, welche in solcher Weise die Versammlung schon beim Beginne störten und Andere von der Folgeleistung abzuhalten suchten, thaten sich besonders hervor: Matth. Kupferdinger, M. Gertl, A. Stadler, Seb. Paul, G. Straßberger, Jos. Hager, H. Heitauer, A. Hallsperger, W. Kummerer. Trotz wiederholter Versuche des Hauptmanns Henle

weigerten sich die Aufgerufenen, einzutreten; erst als Gendarmeriebrigadier Sachs sie wiederholt zu bezüglichen suchte und aufforderte, Folge zu leisten, begaben sich die Burschen der Altersclasse 1836—38 einzeln und zögernd in den Saal, setzten aber dort den Spektakel fort und riefen, während Hauptmann Henle einen Vortrag über die Bestimmungen des Wehrgesetzes hielt, wiederholt: „wir wollen nicht preußisch werden!“ Einige bestürmten die Kommission in zudringlicher Weise mit Fragen, Andere begehrten auf, daß sie, obwohl unlänglich, geladen worden seien; wieder Andere, daß sie Zeit versäumten und für sich zu Hause einen Arbeiter stellen mußten. Gleichwohl gelang es der wiederholten Belehrung von Seiten des Hauptmanns Henle, des zur Vornahme der Beeidigung anwesenden k. Landrichters Schels und des zur Aufrechthaltung der Ordnung abgeordneten Bezirksamtsassessors Aigner, die Ruhe so weit herzustellen, daß die Beeidigung der anwesenden Bursche erfolgen konnte. Diese sollten nunmehr den Saal verlassen und statt derselben sollten die übrigen Jahrgänge sich im Saale einfinden. Kaum war jedoch ein Theil der Verpflichteten aus dem Saale getreten, als die Burschen der übrigen Jahrgänge mit Stöcken in der Hand, die Hüte auf dem Kopf, in einer Weise eindrängten, daß allgemeine Unordnung entstand und die anwesenden Gendarmen genöthigt waren, sich vor dem Kommissionstisch aufzustellen. Bezirksamts-Assessor Aigner befrieg den Tisch und verlas nach einem mit einer Glocke gegebenen Zeichen die Bestimmungen des Gesetzes, das Einschreiten der bewaffneten Macht zur Erhaltung der gesetzlichen Ordnung betreffend. Der Lärm war jedoch so groß, daß er sich nicht verständlich machen konnte. Die Burschen schlugen mit Stöcken theils auf den Kommissionstisch, theils auf den Boden, zerschlugen das Tintenfaß, warfen mit Prügeln gegen den Kommissionstisch und gegen die Gendarmen, griffen letztere mit erhobenen Prügeln an, drängten sie in eine Ecke und schlugen sie; dem Gendarmen Rösner von München, welcher, zufällig auf Transport in Traunstein, zur Assistenz beigezogen worden war, wurde das Gewehr entwunden und zum Fenster hinausgeworfen. Hiedurch genöthigt, zogen Rösner und Brigadier Sachs die Säbel und hieben auf die Angreifer ein; erst als Assessor Aigner dazwischentrat und den Gendarmen von weiterer Assistenzleistung entband und aufforderte, sich zu entfernen, trat etwas Ruhe ein und wurde dem Assessor Aigner sogar ein „Hoch“ von den Burschen ausgebracht. Allein alsbald begann der Spektakel wieder, und Assessor Aigner wurde von den Burschen sogar aufgefordert, den Saal zu verlassen, sonst gehe es auch an ihn; als er diesem Verlangen entsprach, flogen ihm Glocke und Flasche nach, ohne ihn aber zu treffen. Bei diesem Exzesse war, wie die Anklage behauptet, Paul Plank an der Spitze, nächst ihm Franz Holzner, der so wüthend war, daß ihm der Schaum vom Munde floß. Aber auch Math. Soyer, Jos. Rachl, Math. Rupferdinger, Georg Sangler, Ludw. Wolfersdeder, Jos. Winkelmaier und Jos. Bachenauer gehörten zu Denjenigen, welche auf die Gendarmerie einschlugen, während Jos. Förg, Jos. Geyerstanger, Gg. Straßberger, dieser mit dem Rufe: „Haut sie nieder, die grünen Hunde“, Jos. Hager, Gg. Prechler, Seb. Unterheller, Gg. Schöb, Jos. Maier und Wolfg. Kummerer, wenn gleich ihnen eine bestimmte Thätlichkeit nicht nachzuweisen ist, doch unter Denen waren, welche mit Prügeln in der Hand auf die Gendarmen eindrangen; Jos. Röhl, Gg. Sangler und Jos. Bachenauer entrissen dem Gendarmen Rösner das Gewehr, welches sodann Gg. Wolfersdeder auf die Straße hinabwarf. Außerdem haben sich auch Seb. Berger durch Schlagen mit dem Stock auf den Boden und mit der Faust auf den Kommissionstisch, Wernetshammer durch Drohungen gegen Assessor Aigner, Schubeck durch Schreien und Zudringlichkeit gegen die Kommission, Feldmaier durch Schreien und Hineinschlagen auf den Tisch, Joh. Kaichgruber durch aufreizende Aeußerungen, wie „in Trostberg ist's nicht gegangen, also —“, Peter Angerer durch ungestümes erzessives Herumtreiben im Saale, Kasp. Ambd endlich dadurch betheiligt, daß er sich ungezogen benahm, einen Gewaltthätigen, der sich in die Liste einzeichnen wollte, vom Tische wegriß und Stecken zum Gebrauche der Anderen in den Saal hinauftrug. Nachdem so die Fortsetzung der Verhandlung vereitelt und die Kommission aus dem Saale getrieben war, wurden von den Burschen Fenster, Stühle, das eiserne Stiegengeländer und was ihnen sonst zur Hand kam, zertrümmert; gleichzeitig sind von unten aus Fenster des Rathhauses eingeworfen worden. Nach vollendeter Demolirung verfolgten die Erzedenten die Gendarmen, welche sich gegen das Höllbräugäßchen flüchteten; namentlich Plank rief auf Gendarm Obernhorfer deutend: „da ist der grüne Hund, der muß hin werden!“ Und wirklich wurde Obernhorfer zu Boden geschlagen und mit Prügeln und Stuhlfüßen mißhandelt, bis er endlich durch Intervention anderer Gendarmen und dritter Personen befreit wurde und entkommen konnte. Bei diesem Angriffe war es auch, wo Joh. Rep. Wernetshammer, allerdings ohne überlegten Entschluß und ohne die Absicht zu tödten, jedoch vorsätzlich dem ihm ganz unbekannten, zufällig mit einer Dienstmühe des Weges gehenden k. Revierförster Friedrich Kracher am hinteren Ende des Höllbräugäßchens unter den Worten: „Da ist auch noch so ein Spitzbube mit einer kgl. Haube, gehst gleich heim!“ — mit einem in beiden Händen gehaltenen Stuhlfuße einen so gewaltigen Schlag über den Kopf versetzte, daß sich an der Gehirnbasis ein Extravasat von einer Unze bildete, welches den am 7. April dieses Jahres erfolgten Tod des Kracher zur Folge hatte. Aber auch die Tambours der Bürgerwehr, welche schlagen mußten, die Trompeter, so wie die wenigen in Uniform erschienenen Landwehrmänner blieben von Unbilden nicht verschont. Den Trommlern und Trompetern wurden von mehreren Burschen, unter denen

Digitized by Google

Seb. Berger, Seb. Paul und Georg Prechler erkannt wurden, Schneeballen nachgeworfen; Wilhelm Berger ging mit einer zerbrochenen Fensterrahme auf Landwehrlieutenant Georg Schneider los und ließ nur auf Intervention Dritter davon ab. Drei andere Burschc, darunter Joh. Außenmaier, gingen mit Prügeln unter dem Rufe: „da ist einer mit blauen Brillen, die wollen wir ihm antreiben“, auf den Landwehrmann Höhl los, welcher sich nur durch schnelle Flucht vor Thätlichkeiten schützen konnte, Jos. Strobl endlich war unter denen, die auf Landwehrmajor Müller eindrangen und denselben insultirten, der ärgste Schreier. Die Angeklagten stellten in der Voruntersuchung ihre Betheiligung mehr oder minder in Abrede; bestimmte Rekognitionen und eidliche Angaben von Zeugen lassen indeß, wie die Anklage annimmt, keinem Zweifel Raum, daß die Anschuldigungen gegen alle Angeklagten begründet sind. Bezüglich der Angeklagten Plank, Soyer, Rächl, Gertl, Schubeck und Heitauer ist zu erwähnen, daß sie an ihren Körpern mehr oder minder erhebliche Spuren der Betheiligung an Sty tragen, und daß Plank, Hallsperger und Ambs es für gut befunden haben, ihre Wiedererkennung durch Abnahme des Bartes zu erschweren. Bachenauer ist flüchtig. Auf Grund der vorgeführten Thatsachen sind angeklagt: A. wegen Verbrechens des Aufstandes als Anstifter, Anführer, so wie durch Verübung von Gewalt an Personen und durch Zerstörung fremden Eigenthums, P. Plank, Jos. Förg, Franz Holzner, B. wegen Verbrechens des Aufstandes, betheiligt durch Verübung von Gewalt und Zerstörung fremden Eigenthums: M. Soyer, Rächl, Rupferdinger, Gertl, Schreiber, Sungler, Wolferseder, Winklmaier, Seb. Berger, Bachenauer, Außenmaier, Geyerstanger, Stadler, Seb. Paul, Strobl, Wernelshammer. C. wegen Vergehens des Aufstandes: G. Straßberger, Kumminger, Hager, Brechler, Schubeck, Unterheller, Schöz, Maier, Feldmaier, Heitauer, Hollerperger, Kummerer, Kalchgruber, Angerer, Ambs. D. weiter wegen Verbrechens der Körperverletzung: Joh. Nep. Wernelshammer. In der öffentlichen Verhandlung stellte Plank entschieden in Abrede, daß er schon in Ceiming Verabredung gepflogen und sich als Major gerirt habe; auch will er weder dem Gendarmen Rösner das Gewehr entrissen, noch das Stiegengeländer abgebrochen haben. Er habe nur dem Gendarmen zugerufen: „zuhauen braucht's nicht.“ Förg, Holzner, Soyer und Rächl wollen sich gar nicht betheiligt haben. Rupferdinger gibt zu, gerufen zu haben: „haut's nur zu!“ will aber die Gendarmen nicht geschlagen und auch keinen Fensterstock auszureißen versucht haben. Gertl gibt zu, daß er ein Fenster eingeschlagen und einen Sessel auf die Straße geworfen hat. Schreiber gibt die Möglichkeit zu, daß er im Rausch eine Fensterrahme ausgehoben habe, will aber keinen Sessel zertrümmert und keinen Stuhl gegen die Gendarmen geworfen haben. Sungler hat geholfen, als dem Gendarmen Rösner das Gewehr entwunden wurde und von der Straße aus einen Prügel an ein Rathhausfenster geworfen. Wolferseder will nur als Zuschauer auf der Straße mitgeschrien haben. Berger gibt die Eidesverweigerung zu, weil er nur für Baiern und nicht für Preußen schwören wollte; davon, daß er die Trommler verjagt und mit Schneeballen verfolgt habe, weiß er nichts. Außermaier, Strobl und Stadler wollen an den Exzessen sich gar nicht betheiligt haben. Seb. Paul hat zwar mit Schneeballen geworfen, weiß aber nicht, nach wem; auch habe er die Gendarmen nicht geschlagen. Wernelshammer stellt in Abrede, im Rathhaussaal ein Tintenfaß geworfen und im Hölbräugaßl die Gendarmen geschlagen zu haben; daß er einem Herrn, der eine Uniformsmütze trug, einen Schlag versetzte, gibt er zu; doch habe er das im Rausche gethan; auch will er ihn nicht geschimpft haben. Wernelshammer kann nicht schreiben und bemerkt auf die Frage, warum er nicht schreiben gelernt habe: er habe es eben nicht lernen können! Auf die weitere Frage, warum er einen Familienhalter, der ganz ruhig des Weges ging, so geschlagen habe, erklärte er: „I hob' n halt oane auf'n haut!“ Hager gibt zu, im Gedränge so nahe an die Gendarmerie gekommen zu sein, daß er einen flachen Säbelhieb erhielt. Schubeck hat die Eidesleistung verweigert, weil er verabschiedet sei und nicht fehlen werde, wenn es gelte, für Gott, König und Vaterland zu kämpfen. Heitauer will nicht zur Widerspenstigkeit aufgefordert und Ambs keine Stecken in den Saal getragen haben. Straßberger, Kumminger, Prechler, Unterheller, Schöz, Maier, Feldmaier, Kallperger, Kummerer, Kalchgruber und Angerer wollen gar Nichts gethan haben. Selbst mehrfache belästigende Aussagen, welche einzelne Angeklagte gegen Kameraden in der Voruntersuchung gemacht haben, wurden heute wieder zurückgenommen. Paul behauptet jedoch ganz bestimmt, daß Plank der Anführer war, Verabredung gepflogen und Jedem, der hinten bleibe, gedroht habe, daß er ihn einsperren lassen werde. Zeuge Hauptmann Henle, welcher mit der Abhaltung der Kontrolversammlung beauftragt war, erzählte den Verlauf der Exzesse im Rathhaussaale im Wesentlichen, wie oben schon angegeben wurde, doch fügte er bei, daß gegen seine Person, einige Zudringlichkeiten abgerechnet, nichts passirte. Der Haufe, welcher nach Beendigung der Altersklassen 1836, 37 und 38 in den Saal kam, sei eigenmächtig eingedrungen; der Gendarmerie sei er zur Hülfe gerilt, nachdem er gesehen, daß sie sehr schwer bedroht war; ehe die Burschen auf die Gendarmerie einschlugen, sah Zeuge keine Verwandung. Auf die Frage eines Vertheidigers, ob Zeuge glaubt, daß die Burschen über den Sinn und den Zweck der Versammlung belehrt waren, oder nicht, oder ob sie aufgehetzt waren, erwiderte Zeuge: nach dem, was er in Trostberg schon gehört und in Traunstein wiederholt vernommen, glaube er schon, daß Hetzereien vorausgingen; er habe immer die nämlichen Worte

Digitized by Google

gehört, nämlich: „Wir wollen nicht lutherisch werden, wir wollen nicht preußisch werden, für den König von Bayern thun wir Alles, das Gesetz ist auf unrechte Weise zusammengekommen!“ Die Burschen müssen von einer Seite aufgehetzt gewesen sein, doch gebe ich zu, daß auch die eigene Unzufriedenheit mit dem Gesetze mitwirkte.“ Ueber die Hetzer sei in Traunstein viel gesprochen worden; doch könne er (Zeuge) keinen bezeichnen. Ein Kamerad, Hauptmann Karl Hoffmann vom Infanterie-Leibregiment, der einen andern Bezirk hatte, habe ihm gesagt, er habe gehört, daß gegen das Gesetz gehetzt worden sei. Zeuge Bezirksamtsassessor Aigner von Traunstein, war vom Bezirksamtmann Wiesend beauftragt, der Versammlung beizuwohnen, für Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung zu sorgen, nöthigenfalls die Aufruhrakte zu verlesen und die Landwehr zu requiriren. Während er heimging, um sich in Uniform zu werfen, habe er schon mehrere Züge von Burschen, darunter einen mit einem Anführer gesehen, habe aber keine Folgen daran geknüpft, weil die Burschen des Bezirks bei der Konskription nicht selten mit Musik vor das Rathhaus ziehen und dann doch ganz ruhig sind; das sage er, um den guten Sinn der Burschen des Traunsteiner Bezirks zu konstatiren. Zeuge erzählt nun sehr ausführlich den ganzen Vorgang im Saale und außerhalb desselben, ohne jedoch etwas Neues vorzubringen; wer ihm die Glocke nachgeworfen hat, weiß er nicht. Bernetshammer habe mehrfach geschrieen: „Alle, wie's da seid's, seid's preußisch, geht's weiter!“ Dieser habe auch dem Aktuar, während er noch saß, den Stuhl weggezogen. Plan wurde stets als Rädelsführer thätig gesehen; Holzner war unter den Angreifern auf die Gendarmerie; den Angeklagten Bächl hat Zeuge mehrmals zur Ruhe verwiesen. Auf die Frage eines Vertheidigers, ob die Leute das Gesetz begriffen haben, antwortete Zeuge: da müsse man die Leute selbst fragen; er glaube, daß sie das Gesetz nicht begreifen wollten. Auf die weitere Frage eines Vertheidigers, ob die Leute nicht zum Bezirksamt gekommen sind, mit der Bitte, über das Wehrgesetz belehrt zu werden, verweigerte Zeuge die Antwort, weil er geglaubt, daß diese Frage seine bezirksamtliche Thätigkeit betrifft, worüber er, weil des Amtsgeheimnisses nicht entbunden, nichts sagen dürfe. Hiemit schloß die vormittägige Sitzung.

Die erste Ersteigung des Königsstein.

(Fortsetzung.)

„Eine beträchtliche Zeit verging, bevor ich mich hinlänglich erholt hatte, daß ich an die Vollendung meiner Kletterpartie zu denken vermochte. Als ich meine Lage näher betrachtete, fand ich, daß die Leiste ungefähr fünf Ellen breit war und über ihr erhob sich unmittelbar das Mauerwerk der Brustwehr, welches etwa zwölf Fuß hoch war. Die Mauer war aus großen, mit Mörtel zusammengefügten Sandsteinblöcken erbaut; da diese aber nicht behauen waren, so hatten im Verlauf der Zeit Wind und Wetter sie etwas zerbröckelt und an vielen Stellen war der Mörtel ganz aus den Fugen herausgefallen. Ich hing mir meine Stiefeln abermals um den Hals, allein diesmal so, daß sie mit auf den Rücken hinunterhingen; klammerte mich dann mit meinen Fingern oben in den Ritzen, stemmte meine Zehen unten in die vom Mörtel entblößten Fugen des Mauerwerks an und erkletterte auf diese Weise mühsam die Mauer, die einen kleinen Anzug hatte. Die beiden obersten Steine waren ganz glatt und so schräge wie ein Dach, aber glücklicherweise fand ich zwischen ihnen eine Spalte, die groß genug war, daß ich meine Hand hineinlegen konnte. Zuerst versuchte ich zu einer Schießscharte hineinzuschlüpfen; da diese aber von ganz glatt behauenem Stein war, wo ich mich nirgends festhalten konnte, so blieb mir nichts Anderes übrig, als über die mit Zinnen versehene Mauerkrönung zu klettern.

„Mit meiner rechten Hand griff ich fest in eine Spalte und schwang dann meine Linke weit hinaus, um zu versuchen, ob ich nicht die Kante des obersten Steins erreichen konnte. Dieß gelang mir; ich umkrallte die Kante der Deckplatte mit meiner Linken wie mit einer Schraube, zog dann mit Hülfe der rechten meinen Körper in die Höhe und schaute nun in das Innere der Festung hinein. Mir gegenüber stand ein Haus, hinter diesem einige Bäume, und rechts und links die Schildwachen, welche auf mich zukamen. Im Nu duckte ich mich und steckte den Kopf zwischen die Brustwehr hinab und die Schildwachen schritten wieder zurück, ohne mich bemerkt zu haben.

„Wie ich noch in dieser Weise dahing und wie ein Schatten an der Wand schwebte und mich mit beiden Armen an der Zinne festhielt, schlug die Uhr drunten im Städtchen Zwölfe. Mit Einemmale überkam mich ein heftiges Zittern. Wir Schornsteinfeger wissen nur allzu gut, was dieß zu bedeuten hat. Die ganze Kraft eines Mannes scheint ihn plötzlich zu verlassen; der Kopf schwindelt, Hände und Füße werden wie vom Krampf emporgezogen, und im nächsten Augenblick stürzt man hinunter.“

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkung der Redaktion. Der Bericht über die Münchener Schwurgerichtsverhandlung datirt vom 20. Juli, während unser Blatt vom 16. datirt ist. Wir sind eben wegen Ueberhäufung mit anderweitigem Stoffe mit unsern „Erstenungen“ um einige Tage, die jedoch thunlichst nachgeholt werden sollen, im Rückstande geblieben; konnten uns aber nicht entschließen, unsern Lesern den vielbesprochenen Fall so lange vorzuenthalten, bis das Datum unseres Blattes weiter vorgeschritten wäre, als das seiner schwurgerichtlichen Verhandlung lautet.

Redakteur Gustav Messerl. — Druck und Verlag der F. Pustet'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 166 Montag, 20. Juli 1868

Schwurgerichtsverhandlung gegen die Traunsteiner Exzedenten.

CH München, 21. Juli.

In der gestrigen Nachmittagssitzung wurde in der Verhandlung gegen P. Plank und 32 Genossen wegen des Traunsteiner Aufstandes und wegen Körperverletzung die Zeugenvernehmung fortgesetzt. Landrichter Schels von Traunstein erklärte nach Erzählung der Vorfälle im Rathhaussaale, daß er dem Bezirke, was Sinn für Gesetzlichkeit, Ruhe und Ordnung betrifft, nur ein ganz günstiges Zeugniß ausstellen könne. Pfarrer Osterhammer in Hardt, früher einmal Benefiziat in Traunstein, habe längere Zeit vor der Kontrolversammlung in einer Privatgesellschaft und in einem Privathause, jedoch ohne alle Nebenabsicht, als man sich über das Wehrgesetz unterhielt, bemerkt: mit demselben werde es bei der Ausführung schwer gehen, denn es sei im Volke durchaus nicht beliebt. Ob von Seite irgend Jemandes spezielle Hetzereien stattgefunden haben, weiß Zeuge nicht; auch in der Gegend von Traunstein wisse man von solchen Hetzereien nichts; vielmehr glaube man dort, daß ein Theil der Presse schuld sei, welcher in jener Gegend besonders gelesen werde, und welcher meldet, daß das Wehrgesetz zum Nachtheile des Volkes sei. Der königl. Bezirksamtmann und Regierungsrath Wiesend fühlt sich gleichfalls verpflichtet, öffentlich auszusprechen, daß die Einwohnerschaft seines Bezirkes großen Sinn für Gesetzlichkeit, für Ruhe und Ordnung hat, und daß der Fall, welcher den Gegenstand der Verhandlung bildet, um so greller absteche. Auf die Frage eines Vertheidigers, ob nicht die Leute, namentlich Gemeindevorsteher, alsbald nach Verkündigung des Gesetzes zum Bezirksamt gekommen seien, um sich bezüglich der Tragweite dieses Gesetzes zu erkundigen, antwortete Zeuge, „wir haben uns damals selbst noch nicht ausgekannt, und die Leute ans Kommando gewiesen.“ Bezirksamtsschreiber Greiner gibt an, daß Plank mehrmals auf die Gendamerie, Berger aber öfters auf den Kommissions sich geschlagen hat. Ant. Müller, Buchdrucker und Landwehrmajor in Traunstein, vernahm das Schreien: „Wir wollen nicht preußisch werden u. s. w.“ ließ um halb 12 Uhr ungefähr Generalmarsch schlagen, und postirte sich vor dem Rathhause. Die Leute, welche sämmtlich betrunken gewesen, hätten ihn selbst bedrängt, doch sei der Lärm so groß gewesen, daß er keine Persönlichkeit irgend eines Burschen im Gedächtniß behalten habe. Das eiserne Stiegengeländer im Rathhause sei sehr schadhaft gewesen, und wohl mehr in Folge des Gedränges abgebrochen worden. Zwei bis drei Wochen vor der Kontrolversammlung habe er (Zeuge) den Major Reith aufmerksam gemacht, daß man bei der Versammlung auf Widerstand stoßen werde, 1) weil die Leute überhaupt durch die Parlamentswahlen die Reservisten insbesondere vom Kriege 1866 her aufgeregt seien, 2) weil die Bevölkerung vom Wehrgesetze noch kein Wort gewußt habe, also auch die Landwehrpflichtigen gar nicht hätten wissen können, warum sie aufgerufen worden, zumal auch das Bezirksamt die Leute nicht aufgeklärt habe, 3) weil man in Traunstein und auf dem Lande nur Predigten gehört habe, in welchen über die Kammer und über die Regierung geschimpft wurde. Wäre die Landwehr zur rechten Zeit aufgestellt worden, so hätte der Skandal eine so große Ausdehnung nicht erlangen können; die Landwehr sei aber erst aufgerufen worden, nachdem der Aufruhr schon vollkommen ausgebrochen war, und das sei ein Unsinn gewesen. Bezirks-Amtmann Wiesend erklärte, daß das Gesetz publizirt und es Jedermanns Sache war, sich über dessen Inhalt zu unterrichten; Schulmeisterein seien den Behörden nie zugemuthet worden. Was die Bereitstellung der Landwehr betrifft, so habe Major Reith erst Früh um 9 Uhr bei ihm (Zeugen) Hilfe verlangt und sofort habe er dem Major Müller den entsprechenden Befehl zugehen lassen. Brigadier Sachs erklärte ausführlich, wie schwer die Gendarmerie im Saale bedrängt war, wie ungefähr 40 Burschen theils mit Stöcken auf sie einschlugen, theils mit Holzscheitern auf sie warfen, so daß sie gezwungen war, von den Waffen Gebrauch zu machen. Wenn sie die Gendarmerie rückwärts stehend mit den Waffen vorfuhr, so sei es da der Fall gewesen. Wäre die Gendarmerie rücksichtslos gewesen, so wäre auf die Drohung, daß man sie zum Fenster hinausstürzen werde, wohl 8—9 Burschen nicht mehr am Leben. Die Mannschaft sei gegen den Zeugen sogar „mißliebig“ gewesen, weil er sie nicht eneralisch habe einschreiten lassen. Als es Abends hieß, die Exzedenten wollten die Eisenbahn demoliren, hat Zeuge eine Patrouille hinaus gemacht, aber nicht ein-

Digitized by Google

mal einen Versuch zum Demoliren wahrgenommen. Gendarm Rößner von München deponirt, daß ihm das Gewehr entwunden wurde, daß er aber von den betr. Burschen keinen kannte. Gendarm Oberndorffer von Traunstein bezeichnet die einzelnen Angeklagten, welche sich auf diese, oder jene Weise an den Exzessen betheiligten. Im Höllbräugäßchen sei er (Zeuge) von einem Haufen Burschen, welche von Plank angeführt waren, angegriffen worden. Plank habe gerufen: „Da ist so ein grüner Hund, hau's n nieder!“ Auf den ersten Angriff habe er (Zeuge) dem Plank mit dem Seitengewehr einen Schlag versetzt, doch sei er dann von der Uebermacht zusammengeschlagen worden. Plank, Holzner, Rächl und Rehpfordinger hätten ihn thätlich auf ihn eingeschlagen. Das Stiegengeländer im Rathhause sei durch den Haufen zerbrochen worden, welcher nach Beendigung der Altersklassen 1836—1838 eigenmächtig in den Saal drang. Zeuge hat auch gesehen, wie mit Holzscheiten in der Richtung gegen die Beamten im Saal geworfen worden ist. Gendarm Maier und Gendarm Fickbich sahen u. A., wie Plank und Holzner im Höllenb äußerten auf den Gendarmen Oberndorffer einschlugen. Da Maier behauptete, Plank habe dem Einzug in Traunstein Garibaldi hoch leben lassen, erklärte Plank entschieden: „Das ist nicht wahr!“ Maier, Gemeindevorsteher von Chieming, kam am 28. März nach Traunstein und sah, wie verschiedene Bursche Sessel aus dem ersten Stock des Rathhauses herabwarfen, in den Saal sei er nicht hinaufgegangen, weil er sich vor Holzner und Plank besonders fürchtete. Buchhalter Höhl aus Traunstein sah, wie Kalkeperger, der damals einen kleinen blonden Backenbart getragen, im Rathhause Fenster auszuheben versuchte. Zeuge ist auch bedroht worden, daß ihm seine blauen Brillen angetrieben würden. Assessor Aichner kann sich erinnern, daß Kalkeperger damals einen kleinen Backenbart trug, aber keinen blonden, sondern schwarzen. Landwehrmajor Müller will mit aller Bestimmtheit wissen, daß Kalkeperger nicht unter denen war, welche die Fenster im Saale einschlugen. Bauer Forstthuber aus Chieming war am 28. März in Traunstein und hörte wie Wernetshammer zu Revierförster Kracher sagte, er solle heimgehen; auch hat Zeuge gesehen, daß Wernetshammer ohne weitere Veranlassung den Revierförster mit einem langen Sesselfuße, den er mit beiden Händen faßte, einen furchtbaren Schlag auf den Kopf versetzte. M. Schöttl, Brauereister beim Höllbräu in Traunstein, sah, wie Kracher mit einem Stuhlfuß einen Schlag erhielt. Gendarm Mengele sah, wie Bursche zwischen 11 und 12 Uhr Mittags Stecken in den Rathhaussaal trug. Joh. Müller, Bäcker von Au bei Traunstein, bemerkte, wie Joh. Schreiber im Rathhaussaal Fenster eingeworfen hat; Zeuge sah den Schreiber auch oben im Saal und da fragte er Schreibert: „Bist Du ein Rekrut oder ein Schreiber?“ Da Zeuge antwortete: „Ein Rekrut, erklärte nun Schreiber: „Dann laß' ich mir's gefallen; wenn Du ein Schreiber wärst, thät' i di über und über stoßen, daß di der Teufi holet!“ Landwehr-Bezirksfeldwebel Marhort bestätigt, daß eine große Anzahl Wehrpflichtiger, darunter auch mehrere der Angeklagten, öfters zu ihm in den Saal gekommen sind und um Aufschluß über das Gesetz gebeten haben; einige seien 8—10mal gekommen, so daß Zeuge glaubt, dieß sei nur geschehen, um Skandal zu veranlassen. Wirthssohn Lor hat gesehen, wie der Angeklagte Berger mit dem Stück einer Fensterrahme auf einen Landwehroffizier losging. Plank und Holzner waren an der Spitze der Angreifer gegen die Gendarmerie; Plank hatte ein Gendarmeriegewehr und hat dessen Bajonnet gebogen. Wagnersohn Zens von Traunstein sah insbesondere, wie Stadler auf Gendarm Oberndorffer einschlug, wie Rupferdinger und Rumbs im Rathhause Fenster zertrümmerten. Kommis Scherer hat gehört, daß Advokat Hutter zu dem Kaufmann Wollschläger in Traunstein, welcher die Aeußerung machte: „Recht haben sie, sie sollen Alles zusammenschlagen!“ sagte: „Sie predigen ja gar Aufruhr!“ Weiters sah Zeuge, wie namentlich Plank und Schreiber die Gendarmerie mißhandelten. Georg Schreiber von Traunstein hat den Pflichtigen dargelegt, daß die Eidesformel dieselbe sei, wie früher, und daß sie nicht preußisch werden sollen. Darauf hat einer der Bursche gerufen: „Glaubt's Ös iam nöt, der is a Preuß!“ Zeuge Mühlknecht Stadler ist mit den Pflichtigen von Chieming nach Traunstein gezogen und hat nur gehört, wie Plank sagte, sie sollen zusammenstehen; Plank habe den Major, Förg den Korporal gemacht. Während des Marsches und auch vorher im Wirthshause sei gar Nichts davon gesprochen worden, daß man die Eidesleistung verweigere, daß man nicht preußisch werden wolle. Mosmüller von Chieming ist auch mit den Chiemingern nach Traunstein gegangen und hat gehört, wie Plank und Holzner sagten, sie sollten fest zusammenhalten, wenn es etwas gibt, eine andere Betrabredung sei nicht gepflogen worden.

Heute Dienstag Vormittag wurde die Zeugenvernehmung fortgesetzt und geschlossen. Bierbrauer Seitele war bei dem Vorfall im Höllbräugäßl anwesend, und hörte wie Wernetshammer zu dem Revierförster Kracher sagte: „Da ist auch noch so eine königliche Haube, mach' gleich, daß Du heimgehst!“ Unmittelbar darauf versetzte Wernetshammer dem Kracher mit einer Stuhlfuße einen Schlag auf den Kopf. Aus Plank's Munde hörte der Zeuge die Worte: „Zusammenhalten thun wir, eher schlagen wir Alles zusammen!“ Hauptzollamtsdiener Spätz vernahm, wie Plank auf dem Platz vor dem Rathhause unter einem Haufen mit Prügeln bewaffneter Bursche stehend, äußerte: „Gehen wir einmal drüber los!“ Gemeindevorsteher Ramsberger von Erlstätt war am 28. März auch in Traunstein und bemerkte mehrere der Tumultuanten, insbesondere Rächl und Berger, die Gendarmerie verfolgen. Von den Verfolgern hatte jeder etwas in der Hand, mehrere einen „Stuhlfuß“, der

Digitized by Google

einen Stuhlfuß. Auf die Aeußerung eines Vertheidigers, es sei ja doch möglich, daß der Eine oder Andere Nichts in der Hand gehabt hat, bemerkte Zeuge: „Es ist koaner nacht gloa'n, der nix in d' Händ ghabt hat.“ Ein anderer Zeuge, ein Glasergeselle, hat gesehen, wie der Angeklagte Gertl im Rathhaussaale Fenster zusammenschlug. Zeuge Huber hatte in der Voruntersuchung ganz bestimmt erklärt, gesehen zu haben, wie Außermaier auf die Gendarmerie einschlug; in der öffentlichen Verhandlung deponirte er so zurückhaltend, daß der Präsident sich veranlaßt sah, ihn auf die Folgen des Meineides aufmerksam zu machen; hierauf erst wiederholte Zeuge seine frühere Angabe. Zeuge Birkel sagt, wie der Angeklagte Strobl mit Stuhlfüßen am Rathhause Fenster einwarf. Zeuge Reger war in der Nähe der Bursche, bevor die Jahrszeit 1836—38 zur Berathung in den Saal gerufen wurden und hörte wie ein starker Bursche rief: „Geh' koaner nei, haut's sie 's zamma, die preußischen Spitzbu'n!“ Als den Burschen, welcher diese Aeußerung machte, rekognoszirte der Zeuge den Angeklagten Wolf. Kammerer von Rechenlohe. Franz Wimmer von Thiersing, vom Angeklagten Förg als Entlastungszeuge vorgeschlagen, sollte bestätigen, daß Förg ganz ruhig mit ihm aus dem Saale gegangen ist. Zeuge erklärte, daß er erst in den Saal gekommen, nachdem die Gendarmerie abgetreten war; ob Förg mit ihm den Saal verlassen hat, weiß er nicht. Der Angeklagte Seyer hat den Dienstknecht Lorenz Aicher als Entlastungszeugen vorgeschlagen, damit er bestätige, Seyer habe im Saal keinen Stecken gehabt; Zeuge weiß jedoch nicht, ob Seyer einen Stecken hatte, oder nicht. Zeuge Eppinger war gleichfalls einigemale im Saal, hat aber nicht darauf Acht gegeben, ob Seyer einen Stecken hatte oder nicht. In gleicher Weise deponirten noch zwei von Seyer vorgeschlagene Entlastungszeugen. Zeuge Nikolaus Knedl bestätigt, daß Nachts am 28. März Abends eine Gamsbart am Hals hatte, weiß aber nicht, wann Nächstdieselbe erhalten hat, sie könne ihm auch schon Vormittags zugefügt worden sein. Bahnrichter bestätigt, daß der Angeklagte Gertl beim Holzfällen einen Ritzer an der Hand erhielt. Zeuge Klein war mit dem Angeklagten Stadler am 26. März, Vormittags von 11 Uhr an, bei dem Sammelwirth in Traunstein, doch weiß er nicht, wie lange Stadler geblieben ist. Die Brüder Stephan und Ikaz Steffel waren mit Stadler am 28. März Früh beim Schöpfbräu; ob Stadler während des Krawalles auch da war, wissen sie nicht. Zeuge G. Huber war am 28. März Früh mit Wernethammer beim Fragnerwirth zu Traunstein und trank mit ihm drei Maß Bier. Später nach dem Krawall sah er den Wernethammer wieder und meint, daß er da betrunken gewesen sei. Wernethammer behauptet, daß er am 28. März, Früh 8 Uhr, schon beim Höllbräu Bier getrunken habe, daß er dann mit Huber zum Fragnerwirth und von da zur Zentralversammlung gegangen sei; wie der Spektakel mit der Gendarmerie losging, habe er sich wieder zum Fragnerwirth begeben. Zeuge Pfaffenberger war mit dem Angeklagten Pechler im Rathhaussaale, ging aber bald wieder fort; Pechler blieb aber zurück. Zeuge sah auch den Angeklagten Joseph Maier im Saal, hat aber nicht bemerkt, daß dieser sich am Spektakel betheiligt hätte. Vorsteher Steinbacher von Bergen hatte am 28. März beim Notar in Traunstein zu thun und kam ungefähr um 11 Uhr in den Rathhaussaal. Um jene Zeit war die Gendarmerie schon abgetreten, und der Angeklagte Schubeck auf der Straße. Während ein Gendarm im Höllbräuhause mißhandelt wurde, war Schubeck bei dem Zeugen, hat sich also da nicht betheiligt. Ein anderer Zeuge will nicht gesehen haben, daß Schubeck gegen Hauptmann Henle unartig war, während der Landrichter Schels erklärt hat, daß Schubeck den Hauptmann Henle sogar bei den Rockknöpfen berührt habe. Hauptmann Henle fühlt sich veranlaßt zu bemerken, daß ihn Schubeck nicht berührt und auch keinen rohen Ausdruck gegen ihn gebraucht habe, daß er aber sehr zudringlich war. Franziska Plank, welche das Stanglbräuhaus gepachtet hatte, bestätigt, daß, als die Gendarmerie gegen das Höllbräugäschen verfolgt wurde, in ihrem Gastzimmer Alles zu den Fenstern hinaussah, ob auch Schubeck damals in ihrem Hause war, wie dieser behauptet, weiß sie nicht. Zeuge Seb. Lang stand bei Hitzauer vor der Versammlung auf dem Platz vor dem Rathhause und ging mit ihm in den Saal, will aber nicht vernommen haben, daß Heitauer zur Widersetzlichkeit aufgefordert habe; Zeuge kam jedoch in nicht geringe Verlegenheit, als er gefragt wurde, ob er auch nicht die Aeußerung Heitauers „A Bauer und a Stier is a dumm's Thier“ vernommen haben, welche Aeußerung Heitauer wirklich beim Hinausgehen in den Saal gemacht hat. Müstler Spätz ging nach dem Angriff auf die Gendarmerie zum Ziegelwirth und traf dort den Angeklagten Wolfersdeder; Zeuge glaubt, daß Wolfersdeder beim Angriff nicht betheiligt war. Therese Wolfersdeder, Schwester des Angeklagten Ludwig Wolfersdeder, kam um 12 Uhr vor das Rathhaus und traf dort ihren Bruder; derselbe habe damals einen schwarzen Rock getragen. Mehrere Zeugen jedoch behaupten, daß Wolfersdeder um jene Zeit eine blaue Hose und eine blaue Haube getragen hat. Zeuge Zechmeister bleibt dabei, daß Wolfersdeder unter den drei Burschen war, welche das Gewehr des Gendarmen Rösner hinabwarfen. Der Widerspruch bezüglich der Kleidung klärte sich dahin auf, daß Wolfersdeder, der damals in Traunstein wohnte, wahrscheinlich nach den Exzessen nach Hause geeilt ist, und die Kleider zum Theil gewechselt hat. Gendarm Rösner glaubt in dem Angeklagten Kuhlechgruber einen der drei Bursche ganz bestimmt zu erkennen, welche ihm das Gewehr entrissen haben. Aus der eidlichen Aussage des verletzten Revierförsters Kracher, welche verlesen wurde, erwähnen wir, daß er sich auf die Nachricht von dem Krawall nach dem Platz vor das Rathe

Digitized by Google

haus bezab, alsbald aber sich wieder entfernte. Im Höllbräugäßchen war es zwischen der Gendarmerie und den Burschen zu Thätlichkeiten gekommen, und einer von diesen Burschen lief auf ihn zu, versetzte ihm unter den Worten: „Da ist auch einer mit einer königl. Laube“ mit einem 6 Fuß langen Stück Holz einen Schlag auf den Kopf. Kracher taumelte ins Höllbräuhaus, ließ sich die Wunde auswaschen und ging dann langsam nach Hause. Einen Tag konnte Kracher außer Bett bleiben, dann aber erkrankte er immer bedenklicher und am 6. April trat der Tod ein, und zwar in Folge der erlittenen schweren Verletzung, denn diese war ihrer allgemeinen Natur nach nothwendig tödtlich. Hiermit schloß die vormittägige Sitzung.

Das Gefecht bei Würzburg.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866.)

Vom Oberkommando der westdeutschen Bundesarmee war an das 8. Armeekorps die Nachricht gegeben worden, daß im Laufe des 24. Juli die bayerische Armee sich im Rayon Remlingen-Roßbrunn konzentriren werde, und wurde hiemit der Befehl verbunden, das Korps solle mit der Division Stephan, welche bei Wästenzell, Holzkirchhausen, Holzkirchen und Helmstadt stand, Verbindung halten. Auf die Nachricht von den an der Tauber gelieferten Gefechten beschloß Prinz Karl, die 4. Infanteriedivision nebst der Reserve-Infanteriebrigade zur Deckung der Annäherschlinien Marktheidenfeld und Wertheim an dem Durchschnittspunkt der von erstgenannten Orte nach Wästenzell und von Remlingen nach Lengfurt führenden Straßen stehen zu lassen, das Gros der Bayern aber zur Verstärkung des 8. Armeekorps an die Bischofsheim-Würzburger Straße zu führen, um von da aus einen entscheidenden Schlag gegen den preußischen rechten Flügel zu führen. Prinz Alexander erhielt den Befehl, die Tauber-Höhen jedenfalls festzuhalten, was jedoch nicht geschah, indem die österreichisch-nassauische Division am 25. Juli mit Tagesanbruch aus ihrer Position gegenüber von Bischofsheim aufgebrochen und bis Großrinderfeld zurückgegangen war. Am Nachmittag des 25. Juli waren vom 8. Armeekorps die hessische und österreichisch-nassauische Division nebst einer württembergischen Brigade in einer vortheilhaften Position bei Gerchsheim vereinigt. Auf preußischer Seite hatte Generallieutenant von Göben mit den Brigaden Kummer und Weitzien bei Bischofsheim die Tauber passirt, um in der Richtung der Hauptstraße vorzugehen, die Brigade Wrangel hingegen hatte weiter oben den Fluß überschritten und rückte über Balmar und Ilmspan auf Schönfeld. Von diesen beiden Kolonnen wurde das 8. Korps gegen 3 Uhr Nachmittags fast gleichzeitig angegriffen. Es ging auf Kost zurück. Die Aufstellung des bayerischen Korps anlangend, stand am Morgen des 25. Juli bei Eintreffung des Gefechts die 1. Division (Stephan) in der Gegend von Holzkirchhausen-Helmstadt, die 2. Division (Feder) bei Roßbrunn, die 3. Division (Prinz Luitpold) [Prinz Luitpold hatte, nachdem Generallieutenant v. Zoller gefallen war, das Kommando über die 3. Inf.-Division übernommen] bei Helmstadt und die 4. Division (Hartmann) bei Waldbrunn.

Gefecht bei Helmstadt und Kettingen (25. Juli.)

Bei Beginn des Angriffs auf die Division des Prinzen Luitpold hatte diese folgende Stellung inne: Auf dem rechten Flügel, angelehnt an den nach Waldbrunn führenden Weg standen die von der 5. Brigade beim Gros der Division anwesenden Bataillone, nämlich das 1. und 2. (Streiter und Tausch) des 11. im ersten, das 3. (Wernhard) desselben Regiments im zweiten Treffen. Das Zentrum wurde gebildet durch die Divisions-Artillerie, von welcher die 12pfünder Batterie Schuster rechts, die gezogene 6pfünder Batterie Lottersberg links des Sträßchens in einer das Vorterrain beherrschenden Position aufgefahren waren, und hinter denselben gedeckt in einer Mulde befand sich das 2. Chevaulegerregiment. Die 6. Brigade stand auf dem vorgeschobenen linken Flügel und hielt mit dem 1. Bataillon (Schuß) des 6. Regiments die Spitze des bewaldeten Lerchenberges besetzt. Längs der Lisière rechts schloß sich das 3. Bataillon (Ball) dieses Regiments, links das 1. Jägerbataillon (Hörig) an. Als Reserve hinter dieser ersten Linie standen weiter rückwärts im Walde das 2. Bataillon (Dichtel) des 14. und links davon nahezu im Anschluß an die Jäger das 3. Bataillon (Boellath) des 15. Regiments. In dritter Linie war das 1. Bataillon des 14. Regiments unter Major von Täuffenbach postirt, und zwar mit dem linken Flügel an den Wald gelehnt, im Alignement mit den Bataillonen der 5. Brigade. Der Feldzeugmeister, unterrichtet von Annäherung der aus ihrer Stellung bei Steinbach nach Altertheim retirirenden badischen Divisionen, ließ diese zu seiner Unterstützung auffordern; allein der Kommandant derselben glaubte ohne Ermächtigung seines Korpskommandanten heraus nicht eingehen zu dürfen. Die schwache bayerische Division war also genöthigt, den Kampf allein aufzunehmen. Das Gefecht bei Helmstadt und Kettingen zerfällt in 3 Momente und währte von 2 bis 1/2 8 Uhr.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Schuldner Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Bauer'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 167. Dienstag, 21. Juli 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Rosa hielt schnell inne, als der Name auf ihrer Lippe zitterte, denn ihr Unwille verwandelte sich in Entsetzen, als sie in diesem Momente ihre Schwester anblickte: die hohe Röthe, die ihr Gesicht im Anfange gezeigt hatte, war einer tödtlichen Blässe gewichen, ihr ganzer Körper zitterte furchtbar, sie brach unter den letzten Worten Rosa's zusammen und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, als ob sie einen furchtbaren Schlag erwartete.

Rosa machte sich Vorwürfe, eine solche Aufregung herbeigeführt zu haben, aber zugleich sah sie auch mit neuer Angst in dem Zustande ihrer Schwester die Bestätigung ihrer Furcht.

Sie versuchte sie zu umarmen, indem sie sagte: „Vergib, ach vergib mir!“

Aber Harriett stieß sie zurück, indem sie ausrief: „Nein, laß mich, geh', Du weißt ja Alles. Geh', mache es bekannt, wenn Du willst; aber ich vertrage keine Vorwürfe und will auch nie einen Tadel über ihn hören. Niemand soll sich unterstehen, in meiner Gegenwart Böses von ihm zu sagen. Ich liebe ihn, das ist genug!“

Sie erhob stolz ihren Kopf und mit der Miene stolzer Entschlossenheit wies sie Rosa von sich; aber Rosa beachtete dies nicht, sie stand regungslos, wie versteinert da.

„Vater, Mutter!“ murmelte sie endlich, „was werdet ihr fühlen, wenn Ihr dies erfahrt? Erinnerst Du Dich nicht mehr, was sie am ersten Abende nach seiner Ankunft über ihn sagten, wie schrecklich sie seinen Charakter beurtheilten, und wie unverm idliches Elend das unglückliche Weib treffen müsse, die ihn liebte. Wie konntest Du?“ —

„Schweig, ich befehle es Dir, Rosa! Man hört Dir an, daß Du noch nicht geliebt hast,“ und ihre Schwester ernst und fest ansehend, sagte sie mit ruhiger tiefer Stimme: „Du weißt nicht, was es heißt, von Fred Carlton geliebt zu werden!“

Rosa bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und schauerte innerlich zusammen. „Nein,“ murmelte sie, „Gott sei Dank, ich weiß es nicht, oder vielmehr, ich wünschte, ich wäre der Gegenstand seiner Liebe geworden, um Dich davor zu bewahren, Harriett, denn ich fühle, daß ich genug Stärke gehabt hätte, das Gefühl zu bestegen; wenn nicht um meinetwillen, so doch für die, denen wir so viele Liebe, so viel Dank schuldig sind. Du weißt wohl, mit wie tiefem Kummer diese Entdeckung unsere Eltern erfüllen wird. Harriett! Du verehrst unsere geliebten Eltern, reiße um ihretwillen diese unwürdige Leidenschaft aus Deinem Herzen.“

„Rosa, ich will Nichts mehr hören, Du bist ungerecht, bist gegen ihn eingenommen, Du kennst ihn nicht, wie ich!“

„Noch ein Wort, Harriett! Denke an unsere kranke Mutter; vielleicht besitzen wir sie nicht lange mehr; wie aber, wenn dieser Schlag sie tödtete?“

„Das wird nicht geschehen!“ rief das leidenschaftliche Mädchen, „und wenn? so sterbe ich mit ihr, denn ohne meine Mutter will ich nicht leben.“

„Harriett, sprich nicht so unüberlegt! Wenn Gott sie ruft, so können wir ihre himmlische Seligkeit nicht erhöhen, nicht vermindern; aber so lange sie noch in unserer Mitte weilt, steht es in unserer Macht, zu ihrem Glücke beizutragen, sie vor Kummer zu bewahren. Und welches Opfer ist zu groß für eine solche Mutter, die gern ihr Leben hingibt, um uns glücklich zu machen.“

Rosa hielt inne, übermannt von ihrem Gefühl, aber sie richtete einen ernsten, bittenden Blick auf ihre Schwester, der mehr als Worte sprach. Harriett wurde gerührt, und zum Erstenmale während dieser Unterredung rieselten Thränen über ihre Wangen. Eine Pause trat ein, dann sagte sie in traurigem Tone:

„Rosa, ich bin nicht so gut, wie Du. Dir ist es leicht, Deinen Willen und Deine Neigung Andern zum Opfer zu bringen, aber ich habe dies nie gethan und nun fällt es mir zu schwer. Manchmal denke ich auch, daß ich doch Arthur nicht glücklich machen würde. Er ist so gut, so vortrefflich. Mein starrer Sinn, mein launenhaftes Wesen würden ihn nur elend machen, er würde versuchen, mich zu belehren, zu bessern, und das könnte ich nicht ertragen. Aber Du, meine sanfte Rosa, Du paßtest für ihn, er sieht in Dir den Inbegriff aller Tugenden und Du in ihm. Wie glücklich würdet Ihr sein! O, später wird er mir für das Glück danken, das ich ihm durch meine Untreue bereitet habe.“

Digitized by Google

„Harriett, Harriett!“ rief Rosa, ihr Gesichtchen verbergend. „Du darfst nicht so leidenschaftlich, so unbesonnen reden; Arthur ist viel zu gut, um so weggeworfen zu werden, und Du thust ihm Unrecht, wenn Du glaubst, er hielte Dich nicht so hoch. Sei überzeugt, er nimmt Dich sicher mit allen Deinen Fehlern, und Du hast eine hübsche Zahl,“ setzte sie lächelnd hinzu, „als das allervollkommenste Wesen in der Schöpfung.“

Harriett schüttelte den Kopf.

„Rosa,“ sagte sie, „da Du den Zustand meines Herzens kennst, da Du weißt, denn Dir will ich es nicht länger verbergen, daß ich einen Andern liebe, wolltest Du, daß ich Arthur mit einem falschen, treulosen Herzen angehörte? Und würde er dieses Herz nicht von sich stoßen? Ueberdieß muß er,“ und sie bedeckte ihr glühendes Gesicht, „ — er — Fred Carlton — wissen, daß ich ihn liebe. Und kann ich, wenn mich Arthur fragt, ob ich ihn wahr und aufrichtig liebe, kann ich, wenn Fred's Augen auf mich gerichtet sind, wenn ich seine Stimme höre, „Ja“ sagen?“

„Du brauchst sie nicht zu hören, geliebte Harriett, sagte Rosa liebkosend,“ es ist nicht Liebe, die Du für ihn fühlst, „es ist ein böser Zauber, es ist Leidenschaft. Er hat Dich eingenommen. Sage ihm, er soll abreisen, und wenn Du nicht den Muth hast, so will ich's thun. Sage ihm, daß Deine Ehre es fordert, ihn zu meiden, daß er es der Freundschaft, die zwischen ihm und Deinen Eltern besteht, schuldig ist. Und wenn er noch einen Funken von Ehre in sich hat, so wird er Dich sofort verlassen und abreisen.“

„Aber Arthur?“

„Sage ihm Alles, sage wie durch Deine erregte Einbildungskraft die Liebe zu ihm eine Weile schwächer geworden sei, daß Du noch mit der Wirkung dieser seinen Täuschung zu kämpfen habest, und daß er, wenn er Dich genug liebt, warten muß, bis die Zeit die Wunde geheilt hat.“

„Und dann ihn bitten, zu mir zurückzukehren?“ unterbrach sie Harriett ungeduldig, „mich beugen und ihn anflehen, meine Liebe wieder anzunehmen? Nie, niemals!“

„Nein, sage ihm die Wahrheit; sage ihm, er soll Dich verlassen, und dann sieh, ob er gehorchen wird. Oh, versuche es!“ und Rosa lächelte, denn die Hoffnung kehrte wieder in ihr Herz ein.

In diesem Augenblick rief ihr Vater,

„Ich komme, Papa!“ rief sie, und schnell und mit zitternder Hand befestigte sie die Rose in ihrer Schwester Haar, wischte die Spuren der Thränen ab und flog dem nochmals rufenden Vater entgegen, der sie bat, zur Mutter zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefechte bei Würzburg.

(Aus der officiellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866.)

(Fortsetzung.)

1. Moment: Als gegen 2 Uhr die seit Neubrunn fechtenden Kompagnien vom 1. Bataillon (Lachmair) des 8. und vom 1. Bataillon (Moor) des 15. Regiments, die Waldungen am Sesselberg räumend, an Helmstadt vorüber sich gegen den rechten Flügel der Division zogen, eröffneten die zwei zu beiden Seiten des Weges postirten bayerischen Batterien ihr Feuer gegen die am Hange des Sesselberges auftauchenden preußischen Kolonnen. Alsbald erschien dort auch eine feindliche Batterie und nun entspann sich eine Kanonade, an welcher Anfangs die auf der Höhe zwischen Helmstadt und Uettingen aufgefahrene gezogene Batterie der 1. Division gleichfalls Theil nahm. Später jedoch, als sich die feindliche Kavallerie näherte, zog sich dieselbe, weil ohne Bedeckung, nach Uettingen zurück. Mittlerweile waren das obengenannte Bataillon des 8. Regiments mit der Hälfte des 1. Bataillons vom 15. (die anderen Kompagnien hatten sich am Holzermark-Wald an das 4. Jägerbataillon angeschlossen), und das 2. Bataillon (Bräckner) desselben Regiments an die Division herangekommen und hatten am rechten Flügel Stellung genommen: Das Bataillon Lachmaier als Staffel hinter dem 1. Bataillon des 11. Regiments, und die $1^1/_2$ Bataillone des 15. rückwärts des letztgenannten. . . . Der erste Stoß des Gegners traf auf die an der äußersten Waldspitze stehenden Plänkler des 6. Regiments. Dieselben wurden überwältigt und in den Wald zurückgetrieben, ohne daß es den Bemühungen ihrer Offiziere gelungen wäre, sie aufzuhalten. Hiedurch wurden aber auch die zu ihrer Linken befindlichen Jäger mitgerissen, und als die beiden im Innern des Waldes aufgestellten Reservebataillone eine zugreifen versuchten, war der Druck der Weichenden schon so groß und der Rückzug so allgemein, daß auch sie bald in denselben verwickelt wurden. Ein gleiches Schicksal traf das zur Unterstützung vom rechten Flügel herübergezogene 3. Bataillon des 11. Regiments. Die von den heftig nachdrängenden Preußen unaufhörlich beschossenen Bataillone waren während des Rückzuges durch das unwegsame, jede Umsicht hemmende Waldterrain so sehr in Unordnung gerathen, daß der taktische Verband vollkommen gelöst und jede Reaktion unmöglich war. Umsonst hielt der Feldzeugmeister selbst in der vordersten Linie, wobei der als Ordonnanzoffizier seines erlauchten Vaters funktionirende Oberlieutenant Prinz Ludwig, mit Wort und Beispiel die Leute zum Stehenbleiben und muthigen Ausdauer ermahnend, durch einen Schuß in den Oberschenkel schwer verwundet wurde; umsonst suchten die Offiziere entgegenzuwirken, — alle

Digitized by Google

Anstrengungen, das Gefecht zum Stehen zu bringen, blieben fruchtlos. Prinz Luitpold machte nun einen letzten Versuch, die nachgefolgten feindlichen Plänkler vom Waldsaume zurückzuwerfen; indem er auch das 2. Bataillon (Tausch) des 11. Regiments vom rechten Flügel herüberzog. Seinen Kommandanten an der Spitze ging dieses Bataillon entschlossen gegen den Wald vor; allein bis nahe an die Lisière gelangt, wurde es von einem mörderischen Feuer empfangen. Der Major stürzte, die Leute kamen in's Wanken, und wurden geworfen. Nach zweistündigem Gefecht waren also 7 Bataillone für den Augenblick kampfunfähig. Dem Brigadier, Obersten Schweizer, war bei den 4 Versuchen seine Truppen wieder zu ordnen, das Pferd unter dem Leib erschossen, er selbst verwundet und durch den Sturz des Pferdes arg verletzt worden, so daß er vom Platze getragen werden mußte. Es verblieben dem Divisionär zur Fortsetzung des Gefechtes nur mehr 4½ Bataillone, 4 Eskadronen und 2 Batterien; unter diesen Umständen wurde der Rückzug auf Waldbrunn anbefohlen und auch angetreten; in diesem Momente brach aus einer Terrainfalte feindliche Kavallerie gegen die äußerste rechte Flanke vor. Die noch zur Stelle befindliche Division des 2. Chevauxlegersregiments stürzte sich derselben entgegen, und es gelang, sie durch eine glücklich ausgeführte flankirende Attake abzuweisen; allein die Preußen hatten neue Schwadronen ausgegeben, und ehe es den baier. Chevauxlegers gelungen war, sich wieder vollkommen zu sammeln, jagjagten dieselben heran. Nur 1½ Eskadronen konnten zur Gegenattake verwendet werden, und diese wurden bei dem nun folgenden Handgemenge von der Uebermacht zum Weichen gezwungen. Der Regimentskommandant Oberstlieutenant Horadam stürzte hiebei und wurde gefangen, die beiden Rittmeister verwundet. Indeß hatte sich die Infanterie in Carrés formirt und feuerte auf die feindlichen Reiter. Der Rückzug wurde nun unter dem Schutze der ersten Bataillone des 8. und 11. Regiments durch den Wald gegen Waldbrunn ausgeführt, das 1. Bataillon des 14. Regiments hingegen retirirte in Befolgung der ursprünglich ihm ertheilten Instruktion auf Ober-Altertheim, und zog, da es diesen Ort vom Feinde besetzt fand, an demselben vorüber gegen die bei Kist stehenden Truppen des 8. Armeekorps. 2. Moment: Die Preußen folgten der 3. Infanteriedivision nicht weiter nach, da sich ihnen in der Richtung gegen Uettingen Gelegenheit zu erneutem Kampfe darbot. General-Major Stephan hatte noch in der Nähe von Holzkirchen die Besetzung Helmstadt's durch den Gegner erfahren und beschleunigte daher seinen Marsch auf's Aeußerste. Das 2. Jägerbataillon schickte er zur Flankensicherung auf die Höhe gegen Helmstadt, und das 3. Bataillon des Leibregiments nebst 1 Eskadron und 2 12pfündern ließ er zum Schutze der Dorfingerstraße sowie des Holzkirchhauser Défilés auf einer Anhöhe nördlich der ersteren zurück. Er selbst mit dem Reste der Kolonne zog eiligst weiter über Uettingen und erreichte in demselben Moment die Höhe des Frohnberges, als gerade die 3. Division entschieden den Rückzug angetreten hatte. Hier eröffnet sich eine weite Aussicht nach Süden und Südwesten; nur Helmstadt selbst sowie der Thalgrund, in dem es liegt, sind verdeckt, und es waren auf dem Bessel, Lerchen- und Ameisenberg rechts und links der Neubrunner Straße bedeutende feindliche Truppenmassen wahrzunehmen. General Stephan konnte nicht anders glauben, als daß unter den geg n Altertheim und Waldbrunn sechtend retirirenden Abtheilungen sich auch Theile seiner Division befänden, und beschloß nun, da der Marsch nach Altertheim unmöglich und die Benützung des nach Waldbrunn führenden Waldweges für schwere Fahrzeuge gleichfalls unpraktikabel war, letztgenannten Ort auf der Straße von Uettingen über Roßbrunn zu gewinnen. Die Kolonne hatte sich eben zu diesem Zwecke in Bewegung gesetzt, als die von Roßbrunn her entgegenkommende 12pfünder Batterie Schropp der Reservartillerie die Meldung machte, daß sie vorbeordert sei. Der Kommandant der 1. Division leitete hieraus die Intention des Feldmarschalls ab, die Höhe zwischen Helmstadt und Uettingen zu behaupten, machte Kehrt und rückte wieder über den Kamm derselben vor. Oben angelangt, ließ er die Batterien zur Seite der Straße auffahren und rechts derselben die 3 Kompagnien vom 2. Bataillon, links das 3. Bataillon vom 2. Regiment sich entwickeln. Die beiden Bataillone des 1. Regiments (unterwegs hatte sich nämlich auch das bei Helmstadt im Gefecht gestandene 3. Bataillon der Kolonne angeschlossen) blieben in zweiter Linie. In der aus dem Thale westlich von Helmstadt gegen den Frohnberg heranziehenden Mulde erschienen, nachdem kaum die oben bezeichnete Stellung bezogen war, 2 Bataillone nebst einer Batterie, die sich allmählig auf circa 5 Bataillone verstärkten. Die Plänkler, welche denselben vorangingen, konnten über den in steilen Terrassen abfallenden Hang, und weil sie sich im hochstehenden Getreide gedeckt näherten, nicht wahrgenommen werden, so daß man anfänglich versucht war, in den Anrückenden befreundete Truppen zu vermuthen. Eine vorgesendete Chevauxlegerspatrouille machte diesen Zweifeln jedoch bald ein Ende, und sobald man erkannt hatte, daß man Feinde gegenüber habe, eröffneten die bayerischen Batterien ihr Feuer. Die Preußen erwiderten dies nicht nur durch ihre plötzlich in nächster Nähe auftauchenden Tirailleurs, sondern auch durch eine weiter rückwärts postirte Batterie. Da aber fast zu gleicher Zeit auch rechts in der Straße preußische Infanterie herangekommen war, um die Bedienungsmannschaft der bayerischen Geschütze als spezielles Ziel zu wählen, da sich ferner aus dem Walde in der rechten Flanke ein lebhaftes Infanteriefeuer vernehmen ließ, wurde die Räumung der Stellung beschlossen. Die Batterien fuhren ab, und die 1½ Ba-

Digitized by Google

taillone (Dunze und Murmann) des 2. nebst dem aus seiner Reserveaufstellung im Walde hervorgeholten 2. Bataillon (Jouvin) des 1. Regiments übernahmen unter dem heftigsten Granaten- und Kleingewehrfeuer die Deckung des Rückzugs. Innerhalb dieser Zeit hatten auch zwei detachirte Abtheilungen der 1. Division ein schweres Gefecht zu bestehen. Das von Helmstadt aus auf die nördlich gelegene Höhe entsendete 2. Bataillon (Dörmühl) des Leibregiments war nemlich mit dem aus der entgegengesetzten Richtung von Holzkirchen kommenden 2. Jägerbataillon (Treuberg) zusammengetroffen und die beiden Kolonnen hatten sich ungefähr auf halbem Wege vereinigt. Die Jäger zogen voraus, das Bataillon Dörmühl folgte. Das Gefecht oberhalb Uettingen hatte bereits begonnen und die Tête dieser Kolonne, einen schmalen Gansteig entlang rückend, der in Richtung der Kappe des Frohnberges führte, traf auf eine Abtheilung des 2. Regiments, welche eben den Rückmarsch antrat. Da sahen sich die in Rotten formirten beiden Bataillone plötzlich von vorne und in der Seite heftig angegriffen. (Wahrscheinlich war es die Avantgarde der Division Flies, welche über Helmstadt anrückend hier in's Gefecht eingriff.) Von einer gemeinsamen Aktion konnte natürlich unter solchen Umständen keine Rede sein. Es bildeten sich einzelne unregelmäßige Haufen, und nun entstand ein sehr hitziges Waldgefecht, das zwar mit großer Energie geführt wurde, aber schon um deßwillen ohne jeglichen Erfolg sein mußte, weil die allgemeine Situation an und für sich eine rückgängige Bewegung involvirte. Unter sehr namhaften Verlusten gelangten die beiden Bataillone nach Uettingen, um sich dort wieder zu formiren. Hinter dieser Ortschaft schlossen sich auch die unter General-Major v. Welsch von Holzkirchen kommenden Abtheilungen der Kolonne an, und nun zog General-Major Stephan mit seiner gesammten Division nach Roßbrunn."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Amerikanische Blätter erzählen: Dem Redakteur einer Zeitung wurde sandiger Zucker verkauft, und er veröffentlichte in Folge dessen in seinem Blatte Folgendes: „Ich habe von einem Kaufmann in hiesiger Stadt Zucker gekauft, in welchem ich ein Pfund Sand vorfand, und wenn der Schurke, welcher mich auf solche Weise betrogen hat, nicht dafür 7 Pfund guten Zuckers (ordnungsmäßigen Gewichts) in meine Wohnung schickt, so werde ich seinen Namen in meiner Zeitung veröffentlichen." Tags darauf erhielt er von fünf Kaufleuten je 7 Pfund des besten Zuckers zugeschickt.

Wie der „Frankf. Anz." meldet, werden viele Schützen von den Frauen nach der Feststadt Wien begleitet werden und zwar in Uniform: kurzen grauen Kleidern mit grauen Jacken und grünen Aufschlägen, runden Hütchen und schwarzen Federn. — Gütige Vorsehung, wohin treiben wir? Amazonen in Paraguay, Amazonen hier!

Eine junge hübsche Pariserin, erzählt der Pariser „Figaro", wendete sich während einer Trauung, der sie mit ihrem Manne beiwohnte, zu Letzterem und sagte ihm vorwurfsvoll: „Du kannst leicht Nein sagen, ich aber, ich will à la cocotte toilettirt sein, und damit basta! Alle Damen sehen so aus, nur ich allein gleiche einer honetten Frau, will mich aber nicht länger lächerlich machen." Diese Satyre auf die Sucht der Pariser Damen, die exzentrische Toilette der Demi-monde nachzuahmen, kann nicht treffender gegeben werden.

Räthsel.

Es beseelt die ganze Welt,
Doch ein Jeder wird's verlieren,
Wenn das letzte Sandkorn fällt. —
Wenn's den Fuß zum Kopf erhält,
Wird's mit ganzer Macht regieren,
Weil das Neue stets gefällt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 150:

Wer im Rohr sitzt (sagt ein Sprichwort)
Nun, der hat gut Pfeifen schneiden;
So hat auch mein Freund gut reden
Von den Schwestern, von den beiden —
Die er selbst hat rosig blühend,
Und wozu sich dann gesellten
Zwei desgleichen, die den Ersten
Noch zu süßem Kasse fehlten.
Aber still! was ich wollt' sagen,
Läßt sich kurz zusammen fassen:
Küssen soll man, doch den „Lippen"
Nicht zu viele Freiheit lassen.

M. M.

Gleich richtig gelöst von G. S.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Lauland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 168 Mittwoch, 22. Juli 1868.

Schwurgerichtsverhandlung gegen die Traunsteiner Exzedenten.

CH München, 22. Juli.

In der gestrigen Nachmittagssitzung wurden noch mehrere Aktenstücke bekannt gegeben, darunter eine Anfrage des Untersuchungsrichters am Bezirksgerichte Traunstein an die Vertreter der Staatsanwaltschaft des ganzen Bezirks, dahin gehend, ob von Seite der Geistlichkeit von der Kanzel aus etwa die Landwehrpflichtigen gegen das Wehrgesetz aufgehetzt worden seien? Von Reichenhall kam die Anzeige, daß man dort und in der ganzen Umgegend nur mit Entrüstung über die Vorgänge in Traunstein sprach und daß von keinem Geistlichen gegen das Wehrgesetz gepredigt wurde, nur in Teisendorf soll eine Predigt gehalten worden sein, die wegen ihres Inhaltes den Zorn der Zuhörer erregte; der spezielle Inhalt der Predigt konnte nicht angegeben werden. Nach einer anderen Anzeige hatte der Pfarrer in Endorf in Gegenwart mehrerer Personen erklärt, daß er für die Reservisten und Landwehrmänner seiner Pfarrei einstehen könne, und daß sich diese Leute später bei der Kontrolversammlung in der That ganz ruhig verhalten haben. In einer Anzeige des Brigadiers Sachs heißt es: Ueberhaupt ist Alles, was über die Geistlichkeit des Bezirks Traunstein in Betreff von Hetzereien in den Blättern berichtet wird, unbegründet, dagegen läßt sich nicht läugnen, daß unter den Burschen selbst eine gewisse Unzufriedenheit mit dem Gesetze sich kund gibt. Von Laufen wurde angezeigt, daß in Teisendorf eine Predigt gehalten worden, die wegen ihres originellen Inhalts stenographirt worden sein soll. Weiters zeigte Brigadier Sachs an, daß Pfarrer Stöcklein in Teisendorf am 25. März eine Predigt hielt, die wohl geeignet war, das Vertrauen des Volkes zur Regierung zu untergraben, daß aber die Worte, die Pfarrer Stöcklein gebrauchte, nicht angegeben werden können. Von Seon kam die Anzeige, daß von der Kanzel aus keinerlei beunruhigende Gerüchte über die Absichten und Handlungen der Staatsregierung verbreitet wurden. Aus einer Predigt, welche der Stadtprediger Rigauer in Traunstein am 23. Februar hielt, und welche aus dem Gedächtniß nachstenographirt wurde, sind mehrere Stellen verlesen worden, woraus hervorgeht, daß diese Predigt nicht gegen das Wehrgesetz, sondern gegen das Schulgesetz gerichtet war. Eine Stelle lautet ungefähr: „Ein schwerer Kampf steht bevor; es ist der Kampf gegen das neue Schulgesetz, durch welches die Kinder der katholischen Religion entfremdet werden; die katholische Kirche soll nur Zuschauerin sein, wie diese Entfremdung vor sich geht; und wer ist es, der dieß hietet? Der Staat, ja der bayerische Staat ist es, der durch sein neues Schulgesetz in die unantastbaren Rechte der katholischen Kirche eingreift und allem Bestehenden Hohn spricht.“ Der Staatsanwalt hatte wegen des Inhalts dieser Predigt den Antrag gestellt, den Prediger Rigauer wegen Beleidigung der Staatsregierung in die öffentliche Sitzung zu verweisen; allein das Bezirksgericht Traunstein hat diese Sache eingestellt, weil die rechtswidrige Absicht fehle. Aus den verschiedenen Leumundszeugnissen der Angeklagten erwähnen wir, daß Plank Trunkenheit und rohes Betragen in der letzten Zeit an den Tag legte; Holzner wurde schon wegen Diebstahls abgeurtheilt; Rächl wird als leichtsinnig, Gertl als kaum zurechnungsfähig, Berger als streitsüchtig geschildert. Schlz wurde wegen Körperverletzung mit 12 Monaten Gefängniß, Angerer wegen Gewaltthätigkeit mehremals gestraft; dem Sungler wird der „beste“, dem Schubeck ein „vorzüglich guter“, dem Straßberger ein „ausgezeichneter“, allen übrigen Angeklagten ein „guter“ Leumund oder doch so viel bezeugt, daß nichts Nachtheiliges gegen sie vorliegt. Nun begann der Vortrag des Staatsanwalts Barth zur Begründung der Anklage. Er bemerkte u. A.: Als die Kunde von den Vorfällen in Traunstein und an anderen Orten sich verbreitete, so hörte man vielfach in und außer der Presse die Vermuthung aussprechen, diese Vorfälle müßten von irgend einer Seite angestiftet sein. Auch wurde vielfach die Vermuthung ausgesprochen, daß diese Unruhen von Seiten der Geistlichkeit ins Werk gesetzt worden seien. Es ist begreiflich, daß man auf eine solche Vermuthung kam; denn ein großer Theil der Presse, welcher die Tendenzen der Geistlichkeit vertritt, hat diese Vertretung in einer Weise vollzogen, welche allerdings geeignet war, große Bedenken zu erregen. Schon der Abschluß des Schutz- und Trutzbündnisses mit Preußen, dann die Berathung des Wehrgesetzes waren von diesem Theile der Presse — einige ehrenwerthe Beispiele ausgenommen — mit

Digitized by Google

solchen Kommentaren begleitet worden, daß es begreiflich ist, wenn Diejenigen, welche noch einen Theil ihrer Wehrpflicht zu erfüllen haben, über das Gesetz keine große Freude haben konnten; man hat ihnen den König von Preußen als ihren obersten Kriegsherrn bezeichnet und ihnen offen gesagt, „daß sie auf preuß. Manier nun landwehrlich gedrillt werden.“ Es lag daher nahe, daß man die ganze Partei mit den Expektorationen derartiger Blätter verwechselte und vermischte, und daß man vermuthete, alle Hetzartikel gedachter Richtung seien von geistlicher Seite gekommen. Es wurde angeordnet, genau zu ermitteln, ob wirklich eine Betheiligung des Klerus an genannten Unruhen in irgend einer Weise vorliege; allein — und es ist Pflicht, dieß öffentlich auszusprechen — es hat in keinerlei Weise sich eine mittelbare oder unmittelbare Betheiligung der Geistlichkeit bei der Veranlassung dieser Unruhen herausgestellt. Es hat sich nur so viel herausgestellt, daß in der Umgegend von Traunstein einige Predigten gegen den Entwurf des Schulgesetzes gehalten worden sind, Predigten, die mit dem Wehrgesetz durchaus nicht in Verbindung gebracht werden können. . . . Von den klerikalen Blättern wurde im Widerspruche mit der gegnerischen Presse behauptet, daß die Burschen, die sich an den Unruhen betheiligten, die Märtyrer ihrer Treue gegen den König seien. Allein auch das ist nicht der rechte Standpunkt, von welchem die ganze vorliegende Sache beurtheilt werden muß. Die Meinung, daß man durch Abnahme des Eides aus einem Bayern einen Preußen habe machen wollen, hatten die Burschen, die sich am Aufstande betheiligten, selbst nicht; vielmehr war mit dem Geschrei „Wir wollen nicht preußisch werden“, Nichts weiter beabsichtet, als um sich zu beschönigen, wenn man dem Wehrgesetze folgen mußte, seiner Verpflichtung aber nicht nachkommen wollte. Und, daß sie dieser Pflicht nicht nachkommen wollten, geht aus der Thatsache hervor, daß sie weder vor noch während der Versammlung Belehrung annahmen. . . Die Angeklagten behaupten, daß das Beziehen der Gendarmerie, oder doch deren Verhalten die Veranlassung des Aufstandes gewesen sei. Allein auch das ist unbegründet; denn die Gendarmerie war Anfangs gar nicht anwesend und wurde erst beigezogen, als die Wehrpflichtigen nicht Folge leisteten. Das Benehmen der Gendarmerie war ein durchaus tattvolles, denn sie hat die Burschen nicht im Mindesten belästigt, als schon deren Einziehen in die Stadt nichts Gutes ahnen ließ; und im Saale selbst hat sich die Gendarmerie, sogar nachdem ihr ein Gewehr abgenommen war, sehr besonnen und rücksichtsvoll benommen. Der Brigadier Sachs hat sich das Vertrauen der Gemeinde in einem Grade erworben, daß sie ihn, als im Jahre 1866 in Folge des Friedensvertrages seine Heimathsgemeinde an Preußen überging, in ihren Gemeindeverband aufnahm. Die Burschen suchten die Gendarmerie nur zu reizen, damit diese zuerst zuschlage und sie eine weitere Entschuldigung für die Exzesse haben; denn auch das „Hoch“, welches nach Entfernung der Gendarmerie aus dem Saal dem Assessor Aigner ausgebracht wurde, war für diesen nicht der Ausdruck eines Vertrauensvotums, sondern nur der Ausdruck des Jubels darüber, daß man über die Gendarmerie Herr geworden sei, und diese aus dem Saale weichen mußte. Wenn nun irgend welche Anstiftung von dritter, insbesondere von klerikaler Seite nicht stattgefunden hat, wenn die Bursche in ihrem Innern nicht irregeführt waren, wo ist dann der Ursprung und der Anlaß zu den ganzen Unruhen zu suchen? Es handelte sich darum, die Unzufriedenheit in recht exklatanter Weise darüber zu erkennen zu geben, daß man nunmehr von dem gemüthlichen, mehr bürgerlichen Zustand der Reservepflicht in einen mehr militärischen und darum lästigeren Zustand der Landwehrpflicht übergehen mußte, daß die bisherige vermeintliche Freiheit von der Wehrpflicht verloren ist. Diese Unzufriedenheit gab sich insbesondere unter den Burschen von Chieming kund und wurde von diesen bei den anderen angeregt. Daß die Angeklagten nur die Absicht hatten, ihrer Unzufriedenheit mit dem Wehrgesetz Ausdruck zu geben, geht aus den Angaben der Angeklagten selbst hervor, sie sind unmittelbar nach den Exzessen zusammengelaufen und haben gesagt: „Wir wollten mit der Gendarmerie Nichts haben, das Ganze war unter uns schon lange ausgemacht, denn wir sind schon lange unzufrieden über das Wehrgesetz...“ Redner suchte nun die Anschuldigungen gegen die einzelnen Angeklagten näher zu begründen und schloß mit dem Antrage, die Angeschuldigten ganz der Anklage entsprechend für schuldig zu erkennen.

Heute begannen die Vorträge der Vertheidiger. Zuerst ertheilt das Wort der königliche Advokat Dr. Jahrsdörffer, welcher in sehr beredter Weise darzulegen suchte, daß kein Aufstand, sondern lediglich ein Exzeß vorliege. Ein paar Beulen, welche einige Gendarmen davongetragen haben, sei Alles, was die Angeklagten verschuldet haben. Zwar sei auch der beklagenswerthe Fall vorgekommen, daß ein Menschenleben verloren wurde; allein so wenig der Staatsanwalt annahm, daß der, welcher den unglücklichen Streich führte, dies wollte, noch viel weniger hätten die übrigen Angeklagten den Tod des Revierförsters Kracher gewollt. Deßwegen hofft Redner, die Geschwornen werden die Handlungen der Angeschuldigten nicht mit dem Blute des Erschlagenen färben. Hätten die Angeklagten die Beamten verletzen wollen, wie leicht wäre ihnen das im Saale gewesen? allein da sei keinem Beamten ein Haar gekrümmt worden, wie insbesondere der kgl. Landrichter Schels und der Bezirksamtsassessor Aigner bestätigten. Aigner habe sich dort wie hier den Anschein eines gemüthlichen Beamten gegeben; allein die Antwort, welche dieser Beamte auf eine Frage eines Vertheidigers hier gegeben, habe bewiesen, daß Aigner auch Galle hat, und selbst zu einer Zeit, wo er gar nicht provozirt war. Die Vertheidiger sämmtlich habe jene Antwort indig-

Digitized by Google

nirt, und diese könne auch nur insoferne einigermaßen entschuldigt werden, als Assessor Aigner ein Beispiel habe zeigen wollen von dem Tone, in welchem damals in Traunstein die Bauernbursche den Beamten geantwortet haben . . . . Redner beliebte ferner, daß alsbald nach den Traunsteiner Vorfällen die Presse sich als Vertheidigerin der „armen Verführten“ aufwarf; denn dadurch, daß man sie in Schutz nahm, habe man sie für schuldig gesprochen; wäre es wahr, daß sie vorher aufgehetzt wurden, dann läge allerdings das Verbrechen des Aufstandes vor; allein die genauesten Recherchen hätten nur das Resultat gehabt, daß nicht die mindeste Aufhetzerei vorgekommen ist. Die Angeklagten seien lediglich von falschen Anschauungen irregeleitet gewesen. Nicht ihre Unzufriedenheit mit dem Wehrgesetze sei das Motiv für die Exzesse gewesen, sondern zunächst die Unkenntniß des Gesetzes. Haben wir denn nicht gehört, daß die Gemeindevorsteher zum Bezirksamt mit der Bitte gekommen sind, sie über das Wehrgesetz aufzuklären? Haben wir nicht hier aus dem Munde des Bezirksamtmanns, Regierungsraths Wiesend, selbst gehört, daß er sich damals im Gesetz nicht recht ausgekannt habe? Wenn also selbst Beamten das passirt, wie sollen dann die Bauernbursche sich vollkommen auszukennen im Stande sein? Es habe damals allgemeine Unklarheit geherrscht, die man ausnützte, indem man den Landleuten vorspiegelte, die Religion und das Vaterland seien in Gefahr. Die Motive der Exzesse seien nur: irrige Anschauungen, der Genuß von Spirituosen und die natürliche Lust der Jugend zu Exzessen. Redner besprach nun die einschlägigen Stellen des Wehrgesetzes und der dazu erlassenen Vollzugsvorschriften und suchte darzulegen, daß zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung bei den Zentralversammlungen nicht die Gendermerie, sondern nur Reservisten und Unteroffiziere der Landwehr beigezogen werden dürfen; eben so wenig habe der Bezirksamtsassessor Aigner bei der Versammlung etwas zu thun gehabt; denn die Verwaltungsbeamten hätten nur bei den Vorberevitungen zu den Kontrol-Versammlungen, nicht aber bei diesen selbst mitzuwirken . . . . Die Frage, ob das Delikt des Aufstandes vorliege, verneinte Redner entschieden: ein Aufstand wäre nur dann gegeben, wenn die Wehrpflichtigen entweder schon mit dem Entschlusse dahin gekommen wären, die betreffenden Beamten am Vollzuge des Gesetzes zu hindern, oder wenn die Pflichtigen, als sie beisammen waren, diesen Entschluß faßten, und sofort ausführten. Das paarweise Einmarschiren in die Stadt sei nichts weiter als eine Kinderei gewesen; nie aber eine Vorbereitung zum Aufstande; die Worte: „Wir müssen zusammenhalten, wenn es etwas gibt“, dürfe man nicht anders auslegen, als sie lauten. Hatte die Menge Burschen, welche in den Saal eindrangen, wirklich die Absicht, das Delikt des Aufstandes zu begehen, so wäre wohl gar nichts im Saale ganz geblieben; allein sie seien lediglich da und dort gruppenweise beisammen gestanden und hätten die Beamten zum dies und jenes gefragt, und während dem sei das Gewirr in der Ecke des Saales mit der Gendarmerie losgegangen. Hätten aber die Bursche an der Gendarmerie Rache nehmen wollen, so hätten sie diese leicht bis auf den letzten Mann vernichten können, allein schon auf die Bemerkung des Hauptmanns Henle: „Leute, das geht nicht, das dürft ihr nicht thun“, hätten sie von den Gendarmen abgelassen und diese seien ei geln und unbehelligt aus dem Saale gegangen. Aufgereizte Bursche, welche sich so benahmen, machen sich nicht des Aufstandes schuldig. Schließlich wurde hervorgehoben, daß Alle betrunken waren und demnach bei geminderter Zurechnungsfähigkeit gehandelt hätten. Der ganze Vorfall stelle sich als ein Exzeß jugendlicher Leute dar, veranlaßt durch Irrleitung, durch mangelhafte Aufklärung, durch Unkenntniß des Gesetzes. Das einzig richtige Korrektiv gegen solche Exzesse sei aber nicht das Zuchthaus — sondern nur die Schule. Rechtskonzipient v. Cetto aus Traunstein widerspricht dem Vorredner, daß gar keine Agitationen stattgefunden hätten, wer damals in Traunstein gelebt habe, der müsse zugeben, daß der ganze Vorfall nur eine Folge der lange vorausgegangenen fortgesetzten Agitationen war. Redner erinnert daran, wie schon bei den Wahlen zum Zollparlament die Parteien sich sehr schroff gegenüberstanden; dann sei das Schulgesetz gekommen, wo dieselben Parteien sich gegenüberstanden. Allerdings seien die Agitationen aktenmäßig nicht nachgewiesen; allein deßhalb, weil etwas aktenmäßig nicht nachgewiesen, sei es noch nicht unbegründet. Wenn es vorkömmt, wie es in Traunstein vorkam, daß ein Zeitungsredakteur deßhalb disziplinirt wird, weil er die kurze Anzeige eines protestantischen Gottesdienstes mit durchschossener Schrift in seinem Blatt drucken läßt, wenn in der Schule der Name des Zollparlamentskandidaten als Vorlage beim Schönschreiben benützt wird; wenn eine Adresse gegen das Schulgesetz verbreitet und darauf eine Gegenadresse redigirt wird, der Ortspfarrer aber durch letztere sich so weit bringen läßt, daß er mit Verletzung seiner Pflicht sich von den Sitzungen des Armenpflegschaftsrathes ferne hält; wenn den Mitgliedern des Magistrats zugemuthet wird, ihre Unterschriften, welche sie zur Adresse für das Schulgesetz gegeben haben, wieder zurückzuziehen, welche moralische Selbstentmannung bei betr. Magistratsräthe jedoch entschieden zurückgewiesen haben, — so könne man beurtheilen, wie viel von gewisser Seite agitirt wurde. Traunstein habe zuerst eine gewerbliche Fortbildungsschule erhalten, und diese Schule werde von jener Partei, die so viel agitirt, planmäßig unterdrückt. Angesichts der dort bestehenden Verhältnisse und der wirklich stattgefundenen Agitationen wäre es ungerecht, die Angeklagten des Aufstandes für schuldig zu sprechen; möchten daher die Geschworenen die Frage, welche auf das Delikt des Aufstandes gestellt werden wird, verneinen, dann seien die Beschuldigten lediglich als Exzedenten zu bestrafen,

Digitized by Google

Auch die übrigen Vertheidiger, die Konsulenten Kaul, Hartter, Will, Regler und Sutbrod plaidirten unter Bezugnahme auf die Ausführungen der beiden ersteren Redner lediglich auf das Vorhandensein eines Exzesses, denn der Angeklagten hätten unter dem moralischen Druck der Hetzereien durch eine gewisse Partei und durch die schlechte Presse gehandelt. Sutbrod beantragte auch mehrfache Freisprechungen, hervorhebend, daß die Angeklagten von Furcht und Haß gegen Preußen befangen seien, ein Gefühl, welches aus dem Jahre 1866 stammt und im Laufe der Uebergangsperiode noch nicht vermischt werden konnte, namentlich nicht bei schlichten Landleuten. Hiemit schloß die vormittägige Sitzung.

Die erste Ersteigung des Königsteins.

(Fortsetzung.)

„Ich fühlte, daß ich jetzt mein Leben wagen mußte, — jetzt oder nie; ich raffte mich daher zu einem fürchterlichen Sprung zusammen und schwang mich in die Veste hinunter. In dem Augenblick aber, wo meine Füße den Boden erreichten, lief mir ein furchtbarer Schmerz durch den Körper. Eine eiserne Spitze, auf welche ich hinabgesprungen sein mochte, war mir zwischen den kleinen Zehen des rechten Fußes eingedrungen und hatte sie beinahe hinweggerissen. Der Blutverlust raubte mir den letzten Rest von Kraft, und vollkommen erschöpft sank ich auf dem Wege zusammen.

„Nach einer kleinen Weile bemerkte mich die Schildwache, welcher mein eigenthümlicher Aufzug verdächtig erscheinen mochte, der aus einem alten Soldatenrock, schwarzen Beinkleidern und einer Sammetmütze bestand, denn die Schildwache begrüßte mich sogleich mit einem: „Halt! wer da?“

„Sebastian Adrattsky, von Mahlis!“ versetzte ich.

— „Wie kommt Ihr hieher?“

„Hier am Felsen herauf,“ sagte ich.

„Der Soldat mochte Anfangs glauben, ich wolle ihn zum Besten haben; als er aber meinen ganzen Aufzug genauer betrachtete, mit meinem verwundeten Fuß und dem vielen Blut, sah er wohl ein, daß ich nicht spaße, und nun ward er ebenfalls ernsthaft und sagte, er müsse mich verhaften. Darauf hatte ich nicht gerechnet, und ich wollte wieder den Felsen hinunterklettern; allein daran hinderte mich natürlich der Soldat, und ich mußte mich in mein Schicksal ergeben. Die Schildwache rief ihren Kameraden an und meldete ihm den außerordentlichen Vorfall, und bald darauf kam die Patrouille und zufälligerweise auch der Adjutant, und so ward ich nach dem Wachthause geführt, der Offizier voran, dann ich barfuß und mit den Stiefeln auf dem Rücken, und hinter mir die Wache.

„Ich war beinahe im letzten Stadium der Erschöpfung und so hungrig, daß sich bei mir Alles nur in dem einen Gedanken zusammenfaßte, Etwas zu essen zu bekommen. Ich hielt den Offizier vor mir fälschlich für den Kommandanten der Veste wegen seines preußischen Huts und glaubte, er könne mein sehnliches Verlangen stillen, aber er gab mir auf alle meine flehentlichen Bitten gar keine Antwort. Wir erreichten bald das Wachthaus, wohin die Kunde von meinem tollkühnen Abenteuer mir bereits vorangeeilt war und eine Menge Soldaten mich erwarteten, um den muthigen Schornsteinfeger anzustieren. Gleich darauf erschien der Kommandant, und nach einem vorläufigen Rapport wurde ich in eines der Gefängnisse, die sogenannte „Mohrenkammer“, geführt, die übrigens weit besser ist, als man nach ihrem Namen schließen sollte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Mädchen-Markt bei Calcutta.] Im „Shome Prokash“, einer der vornehmsten Zeitungen, welche in der Hindu-Sprache erscheinen, enthält ein Brief folgende Mittheilungen: „Ich wünschte mir einen Bazar zu Mannichfaltigkeiten anzusehen und ging einen Pfad zwischen zwei langen Budenreihen entlang, als ich an einer Stelle eines großen Gedränges von Menschen anstichtig wurde. Ich fragte einen Gentleman nach der Ursache und erhielt die Antwort: „Dort werden kleine Mädchen verkauft.“ Ich entgegnete, er spaße wohl nur, denn wir stünden unter englischer Regierung. Seine Antwort war: „Wie? Wissen Sie nicht, daß dieser Bazar die Erlaubniß zum Verkaufe junger Mädchen ertheilt worden ist? Sehen Sie selbst!“ Ich näherte mich der Stelle und hatte die nackte Wirklichkeit vor mir, eine Schaar junger Mädchen im Alter von etwa dreizehn Jahren zum Verkauf ausgestellt. Ich sah einige Mütter hin und hergehen und Kunden anlocken. Um ein Mädchen zu kaufen, mußte man sich zuerst an diese Mittelsmänner wenden, welche für jedes abgeschlossene Geschäft 10 Prozent Provision und sehr oft noch besondere Extra-Spesen zu erhalten haben. Eines der Mädchen gefiel mir durch außerordentliche Schönheit aus, und die Gruppe der Umstehenden war in schweigender Bewunderung verloren. Neugierig geworden fragte ich nach dem Preise, als ein alter Mann, unzweifelhaft 70 Jahre alt, dem Mädchen ein Gebot von 750 Rupien zuflüsterte — etwa 500 Thaler Courant! Darauf fragte ich nach dem „Preise“ eines siebenjährigen Mädchens. Ihr „Herr“ fixirte den Preis auf 450 Rupien. In einem anderen Theile des Bazars sahen ich einen „Austausch von Thieren“ zwischen verschiedenen Eltern vor sich gehen. Gewöhnlich einigte man sich hier sehr bald über ein „Geschäft.“

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der K. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 169 Donnerstag, 23. Juli 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Harriett stand auf und ging langsam in das Empfangzimmer. Als sie eintrat, schien Niemand da zu sein, aber im nächsten Augenblick trat Fred Carlton aus der Vertiefung eines Fensters ihr entgegen. Er trat auf sie zu, und faßte ihre Hand; sie wollte sie zurückziehen, aber er hielt sie fest in der seinigen, während ihre Augen unter seinem ernsten durchdringenden Blicke zu Boden sanken.

„Darf ich also nicht hoffen?“ flüsterte er in weichem melodischen Tone; „ist mein Schicksal entschieden?“

Eine Pause, keine Antwort erfolgte; mit leidenschaftlicher Bewegung ließ er ihre Hand los und trat zurück. Klopfenden Herzens und mit zitternden Schritten ging Harriett ans Fenster, und sich auf dasselbe stützend, schien sie den prachtvollen Sonnenuntergang zu betrachten: aber sie sah Nichts, sie fühlte nur die Augen Fred's auf sich ruhen, der am Kamine stand und seinen Kopf in die Hand stützte.

Arme Rosa! Was nützten jetzt ihre Vorwürfe, ihre Rathschläge? Sie wurden so wenig beachtet, wie die Strahlen der Sonne, die auf das verblendete Mädchen fielen.

Das Rollen eines Wagens wurde gehört; er kam näher und näher, — blässer und blässer wurden Harriett's Wangen, ihr Herz klopfte hörbar und fester und durchdringender wurde Fred's auf sie gerichteter Blick.

„Komm, Harriett, komm!“ rief der Vater mit froher Stimme, „laß uns Arthur zusammen willkommen heißen.“ Und als sie mit schwankenden Schritten ihm entgegen kam, zog er mit einem glücklichen Lächeln ihren Arm in den seinigen und führte sie in die Halle.

Man hörte jetzt deutlich das Pferdegetrappel und im nächsten Augenblicke hielt der Wagen vor der Thüre. Der Tritt und die Thüre wurden mit ungewöhnlicher Hast geöffnet, und mit einem von Freude und Hoffnung strahlenden Gesichte sprang Arthur Monrose aus dem Wagen, ihm folgte ruhig Lord Horace, der ihn begleitet hatte.

Kaum nahm sich Arthur Zeit, Mark Hetham die Hand zu drücken, dann flog er zu Harriett, die regungslos, wie angewurzelt in der Halle stand.

Die Diener packten geschäftig den Wagen aus und Lord Horace, mit richtigem Takte fühlend, daß seine Gegenwart in einem solchen Momente nicht nöthig war, verbergte sich vor Harriett und ging in den Salon, wo er Fred Carlton fand.

Und Arthur? Er stand neben der Geliebten, er hielt ihre Hand, sein warmer herzinniger Blick war forschend auf sie gerichtet, so daß ihre auffallende Blässe durch ein feines Roth verdrängt wurde, aber obgleich sich ihre Lippen bewegten, kein Wort, kein Willkommen wurde gehört.

„Harriett!“ rief er aus, und ein freudiges Lächeln strahlte in seinem Gesichte, denn er erblickte die Rose.

„Ein kalter Empfang!“ sagte Mark Hetham, der von fern zugesehen hatte, „ein kalter, sehr kalter Empfang für Liebende!“ und im nächsten Moment lag Harriett in Arthur's Armen, an seinem Herzen, und ein Kuß brannte auf ihren Lippen.

Merkte er wohl, wie kalt diese Lippen waren, wie sie in seiner Umarmung zitterte? Wie zurückhaltend sie war? Wo war der selige Blick, das Lächeln, der erröthenden Braut, die liebende Stimme, die ihn begrüßte? Wo? Ja wo?

Die Diener kamen herein, und Carlton mit Lord Horace traten aus dem Salon.

Der Letztere entschuldigte sich, daß er ohne Einladung gekommen sei, doch da er weiter nach Norden gehe, und bis hieher mit Arthur gereist sei, so habe er sich das Vergnügen nicht versagen können, eine Nacht im Schlosse Hetham zuzubringen.

Mark Hetham bezeigte sein Vergnügen, ihn zu sehen, und bat dann die Herren lachend, Mitleid mit seinem hungrigen Magen zu haben, und Toilette zu machen, da die Eßstunde schon beinahe vorüber sei. Arthur begrüßte noch schnell seine Tante und erkundigte sich nach ihrer Gesundheit, dann eilte er in sein Zimmer. Auf dem Wege begegnete er Rosa.

„Warum haben Sie mich nicht bewillkommt?“ sagte er, nachdem die erste Begrüßung vorbei war.

O, Sie haben das nicht bedurft,“ erwiderte sie, aber nicht mit ihrem gewöhnlich heiteren Lächeln.

„Und wie ist Alles während meiner Abwesenheit

Digitized by Google

gegangen?“ fragte er, nicht ohne einen Anflug von Angst ihre Antwort erwartend, denn er erinnerte sich der letzten Unterredung.

Aber ehe sie antworten konnte, erschien Lord Horace völlig umgekleidet, und Arthur eilte fort, um dasselbe zu thun.

„Miß Hetham!“ sagte Lord Horace, als sie dem Salon zugingen, „ich fürchtete fast, daß ich unter den obwaltenden Umständen eine überflüssige Person hier sein möchte, aber Arthur versicherte mich vom Gegentheil.“

„O, wir sind Alle sehr erfreut, einen so geschätzten Freund Arthur's bei uns wiederzusehen.“

Ihre Worte befriedigten ihn nicht, sein Gesicht drückte eine schmerzliche Täuschung aus, die sie gewiß überrascht hätte, hätte sie ihn angesehen, aber sie war mit andern Dingen beschäftigt, und beachtete den schönen jungen Mann so wenig, als wäre es die gleichgültigste Person.

Man ging zu Tische, und Arthur führte Harriett. „Wo ist meine zweite Rose?“ sagte er leise ihren Arm drückend.

„Sie ist verwelkt,“ sagte sie in gleichgültigem Tone, und in diesem Momente — hatte Rosa die Rose nicht festgesteckt, oder war es ein Omen, — fiel die Rose aus Harriett's Haar zu ihren Füßen und unbewußt trat sie darauf.

Arthur wollte sie aufheben, aber sie eilte vorwärts, Rosa sah traurig darauf nieder, aber bei Tische erschien sie in dem Knopfloche Fred's, für den sie große Wichtigkeit zu haben schien.

Und wie ging das Essen vorüber? In die von so mannigfaltigen Gefühlen bewegten Herzen konnte man nicht sehen, aber äußerlich schien Alles heiter und glücklich. Die Unterhaltung war lebhaft, wurde aber meist durch die glänzende Beredsamkeit Carlton's geführt, der Alles witzig; Arthur war ruhiger, dagegen nahm Harriett so lebhaften Antheil, lachte so herzlich froh, daß sich Rosa wunderte, und ihr Vater, der in letzter Zeit zuweilen an seiner Tochter irre geworden war, von Glück strahlte, ja, daß selbst der erfahrene Carlton, der mit seinem durchdringenden Blicke gern ihr Inneres erforscht hätte, erstaunt war. Und so blieb sie während des ganzen Abends.

(Fortsetzung folgt.)

Schwurgerichtsverhandlung gegen die Traunsteiner Exzedenten.

CH München, 23. Juli.

In dem Prozeß gegen Plank und Genossen wegen Aufstandes und Körperverletzung begann gestern Nachmittags die Replik des Staatsanwaltes Barth. Derselbe widerlegte mehrfache Behauptungen der Vertheidiger und hielt die Anklage im vollen Umfange aufrecht, darlegend, daß die ganze Richtung des Unternehmens nur gegen die Obrigkeit gegangen ist. Allerdings sage man, den Beamten sei kein Haar gekrümmt worden; allein den Beamten wäre jedenfalls sehr arg zugesetzt worden, hätten sie sich nicht rechtzeitig entfernt. Redner glaubt wohl auch, daß die Gereiztheit, welche gegen die neuen Gesetze bestanden hat, die Unerfahrenheit, die Erregung der Bursche, der Biergenuß, das herrschende Mißverständniß dazu beigetragen haben, den Aufstand gelingen zu machen; allein die wirkliche Ursache der Vorfälle seien jene Umstände nicht. Die Burschen wollten in eklatanter Weise ihr Mißbehagen gegen das neue Wehrgesetz kund geben und die Kontrolversammlung hindern. Die Privatmeinung über die Zweckmäßigkeit eines Gesetzes berechtigt Niemand gegen den Vollzug eines solchen Gesetzes aufzutreten. Redner beharrte daher bei dem Antrage, sämmtliche Beschuldigte der Anklage entsprechend, des Aufstandes und bezw. der Körperverletzung für schuldig zu erklären. — Die Vertheidiger dagegen vereinigten sich zu dem Antrage, die Geschwornen möchten die auf den Aufstand gerichteten Fragen verneinen, die Angeklagten, welche überwiesen sind des Vergehens der Gewaltthätigkeit, begangen an öffentlichen Dienern, für schuldig zu sprechen, zugleich bei diesen geminderte Zurechnungsfähigkeit anzunehmen, die Beschuldigten aber, welche nicht überwiesen sind, für nichtschuldig zu erklären. — Den Geschwornen wurden 67 Fragen vorgelegt, welche sie nach fast 4½stündiger Berathung dahin beantworteten, daß 13 Angeklagte des Verbrechens des Aufstandes, darunter Wernetshammer auch des Verbrechens der Körperverletzung, 20 aber nur des Vergehens des Aufstandes schuldig seien. Die Frage, ob in Folge von Aufregung und Trunkenheit geminderte Zurechnungsfähigkeit vorliege, wurde bezüglich sämmtlicher Angeklagten verneint. (Der Antrag des Vertheidigers Dr. Jahrsdörffer an die Geschwornen auch 2 Fragen wegen Vergehens der Gewaltthätigkeit bezüglich der Angeklagten Plank und Holzner zu stellen, war vom Gerichtshof abgelehnt worden, da nach Lage der Verhandlung keine Veranlassung gegeben sei, solche Unterfragen zu stellen.) Die voraus verabredete Zusammenrottung ist von den Geschwornen verneint worden. — Der Staatsanwalt stellte folgenden Strafantrag: Plank zu 8, Förg zu 4, Holzner zu 5½, Soyer, Rächl und Rupferdinger zu je 5, Schreiber, Außermaier, Sungler und Stadler zu 4½, Getel, Berger, Geyerstanzer und Strobel zu 4, Wernetshammer zu 8 Jahr Zuchthaus, — Wolfersedet zu 8, Winkelmaier zu 6, Paul, Straßberger und Umbs zu je 12, Kumminger zu 5, Hager zu 8, Prechler und Kummerer zu je 6, Unterkeller zu 5, Schubeck, Schölz, Maier, Feldmaier, Heitauer, Kallsberger, Kalchgruber und Angerer zu je 4 Monaten Gefängniß wegen Vergehens des Aufstandes zu verurtheilen, bezüglich aller

Digitized by Google

wegen Vergehens schuldig Gesprochenen die Dauer der Untersuchungshaft von der Verhaftung bis zur Verweisung von der Strafe abzurechnen, Soyer, Geyerstanger und Strobl, welche noch militärpflichtig sind, aus dem Heere zu entlassen. (Der Staatsanwalt behielt sich jedoch vor, seinen Antrag zu rektifiziren, wenn er sich irgendwie geirrt haben sollte.) — Während der Protokollführer die vom Präsidenten gestellten und von den Geschwornen bereits beantworteten Fragen in Gegenwart der Angeklagten verlas, führte der Obmann der Geschwornen Kaufmann Borst mit dem Staatsanwalt ein Zwiegespräch. Das veranlaßte den Vertheidiger Dr. Jahrsdörffer zu folgender Bemerkung: Wir haben öffentliches Verfahren; allein während der Vorlesung der Fragen und des Wahrspruches durch den Herrn Sekretär hat der Herr Obmann der Geschwornen mit dem Herrn Staatsanwalt ein geheimes Zwiegespräch gehabt. Ich glaube, daß es für die gesammte Vertheidigung von Interesse ist, dieses Gespräch zu kennen und ich ersuche daher, daß entweder der Herr Staatsanwalt oder der Herr Obmann den Inhalt dieses Gespräches mittheile. Staatsanwalt Barth entsprach dem Ansuchen sofort und bemerkte: Der Herr Obmann theilte mir mit, die Geschwornen hätten gerne bezüglich des einen oder des anderen der Angeklagten mildernde Umstände angenommen, wenn ihnen Gelegenheit dazu geboten gewesen wäre. Ich erwiderte, daß darauf nach dem Gesetze keine Rücksicht genommen werden kann. Namen von Angeklagten wurden nicht genannt. Kaufmann Borst fügte bei: es ist Alles richtig, was der Hr. Staatsanwalt erklärte. Dr. Jahrsdörffer stellte den Antrag, das ganze Zwiegespräch in das Protokoll aufzunehmen. Präsident: was diesen Antrag betrifft, so nehme ich keinen Anstand, demselben stattzugeben; nachdem aber die Mittheilung des Obmanns nur zu Gunsten der Angeklagten ist, so wird wohl keine Nichtigkeit daraus abgeleitet werden können. Dr. Jahrsdörffer: Eben deßhalb habe ich den Antrag gestellt, bezüglich einer etwaigen Nichtigkeit habe ich mich nicht ausgesprochen. Nachdem die Vertheidiger ihre Anträge auf mildere Strafen gestellt hatten, wurde die Sitzung Nachts kurz vor halb 12 Uhr geschlossen und die Urtheilspublikation auf heute Vormittags 9 Uhr anberaumt. Dem heute publizirten Erkenntniß zufolge wurden verurtheilt wegen Verbrechens des Aufstandes: Plank zu 4½ Jahren, Holzner, Soyer, Rächl, Kupferdinger, Außermaier und Stadler zu je 4¼ Jahren, Förg, Gerll, Schreiber, Sungler, Geyerstanger und Strobl zu je 4 Jahren, Wernetshammer wegen Verbrechens des Aufstandes und Verbrechens der Körperverletzung zu 3 Jahren Zuchthaus; dann Straßberger, Kumminger, Hager, Prechler, Schubeck, Unterheller, Schlz, Maier, Feldmaier, Haitauer, Kallzperger, Kummerer, Kalchgruber, Angerer, Ambs, Wolfersseder, Winkelmayer, Berger und Paul wegen Vergehens des Aufstandes zu je 2 Monaten 15 Tagen Gefängniß, welche jedoch als durch die Untersuchungshaft bereits als erstanden zu erachten ist. Soyer, Geyerstanger und Strobl wurden überdieß der Ehre, die Waffen zu tragen, für verlustig erklärt mit dem Vorbehalt, daß sie ihrer noch übrigen Wehrpflicht bei einer Strafabtheilung nachzukommen haben. Die wegen Vergehens Verurtheilten wurden vom Präsidenten, da der Staatsanwalt auf Erhebung der Nichtigkeitsbeschwerde verzichtete, sofort frei entlassen, jedoch mit der Ermahnung, daß sie sich nicht nur im Allgemeinen in Zukunft besser betragen, sondern auch hauptsächlich jetzt, wenn sie nach Hause kommen, sich ruhig und ordentlich verhalten sollen. Hiermit schloß diese Verhandlung um halb 10 Uhr Vormittags.

Die erste Ersteigung des Königsstein.

(Schluß.)

„Mittlerweile waren meine Bitten um etwas Speise erfüllt worden, und ich brauche kaum zu sagen, daß ich nicht viel von Demjenigen übrig ließ, was man mir gebracht hatte. Mein Nachtisch ward mir jedoch furchtbar verdorben, denn ein Offizier mit einem Gefreiten und einem Schließer traten ein und man legte mich an Händen und Füßen in Ketten. Vergebens versicherte ich die Leute meiner Harmlosigkeit, bat und weinte, aber es half nichts. Die Thür schloß sich wieder, und ich war nun allein mit meinen Ketten und mit meinen nicht weniger als angenehmen Gedanken. Was sollte daraus noch werden? fragte ich mich, und der Muth verließ mich beim Gedanken an die Zukunft. Ich erhob meine Hand, die Kette klirrte. Als ich die Ringe genauer betrachtete, sah ich, daß sie so schlecht gemacht waren, daß sie leicht abgestreift werden konnten. Darüber empörte sich mein Stolz. Wenn ich Ketten tragen muß, dachte ich, so müssen es solche sein, die mich drücken! Ich rief also nach dem Schließer, und er brachte bald eine andere Kette.

„Am folgenden Morgen veranlaßte mich die Langeweile und Eintönigkeit meiner Gefangenschaft, meine Ketten noch einmal zu untersuchen, und da bemerkte ich, daß das Schloß daran ein sogenanntes deutsches Schloß war, und es gelang mir mittelst eines gekrümmten Nagels, dasselbe zu erbrechen, worauf ich zum Erstaunen der Schildwache vor meiner Thüre derselben plötzlich zurief, es sei mir gelungen, mich zu befreien. Eine Minute später jedoch erschien der Feldwebel von der Wache mit einer andern Kette, und ich ward zum Drittenmale angeschlossen.

„Mittlerweile hatte sich jedoch ein Kriegsgericht versammelt, und ich wurde abgeholt, um vor demselben zu erscheinen. Auf Befehl des Vorsitzenden wurden mir

Digitized by Google

sogleich meine Ketten abgenommen, und ich mußte ein scharfes Verhör bestehen. Ich war sehr ruhig und erzählte den Offizieren gelassen Alles, was ich Ihnen so eben mitgetheilt habe. Anfangs fürchtete man irgend eine Gefahr von Außen, weil Niemand glauben wollte, daß ich um eines solch' unbedeutenden Zweckes willen mein Leben auf's Spiel gesetzt habe; allmälig aber ward meine Unschuld und Harmlosigkeit Allen klar, und man gab den Befehl, mich ungefesselt wieder in mein Gefängniß zurückzuführen. Man behandelte mich nun freundlich und ließ mir meinen verwundeten Fuß verbinden.

„Zehn Tage nach meiner Verhaftung erschien eine Patrouille an meiner Thüre, und als ich hinausgeführt wurde, fand ich, daß mich der Kommandant mit dem Adjutanten und dem Maurermeister erwartete. Ich mußte ihnen genau die Stelle zeigen, wo ich in die Veste eingestiegen war, worauf wir auf dem gewöhnlichen Wege den Berg hinunterstiegen und ich ihnen die Felsenspalte zeigen mußte, in welcher ich heraufgeklettert war. Bei dieser Gelegenheit erbot ich mich, dieselbe Reise noch einmal zu machen, aber man sagte mir, der eine Versuch habe für sie genügt. Hierauf wurde ich wieder vor das Kriegsgericht geführt und förmlich in Freiheit gesetzt, mit dem Bedeuten jedoch, daß ich mich sogleich in meine Heimath zu begeben habe. Ich sollte die nunmehr zwölftägige Haft, welche ich erstanden hatte, als Strafe für meinen tollkühnen Streich ansehen. Etliche mitleidige Personen hatten inzwischen eine kleine Summe als Reisegeld für mich gesammelt. Der Feldwebel führte mich alsdann an das Thor und gab mir meinen Paß, und ich war nun wieder ein freier Mensch.

„Sie können sich denken, wie vergnügt ich auf der Heimreise war, die sich für mich auch recht nutzbringend gestaltete, denn wohin ich kam, da mußte ich mein Abenteuer erzählen, worauf dann immer ein hübsches Stück Geld für mich gesammelt wurde.

„Und nun zum Schluß," fügte mein Reisegefährte hinzu und nahm aus seiner Brieftasche einen Paß, den er mir reichte, — „muß ich Ihnen beweisen, daß ich wirklich jener Schornsteinfeger bin!"

Ich entfaltete das Papier und las an einer Stelle desselben:

„Dem Inhaber dieses, dem Johann Friedrich Sebastian Abratsky, welcher vom 19. ds. bis zum Heutigen hier im Arrest gelegen wegen unbefugten Betretens der Festung, wird hiemit die Weisung ertheilt, sogleich über Dresden und Willsdruff in seinen Heimathsort Mahlis sich zu begeben.

Veste Königsstein, den 31. März 1848.

Das königliche Kriegsgericht in besagter Festung."

Ich nahm eine Abschrift von diesem interessanten Aktenstück und gab den Paß zurück, welchen mein Reisegefährte wieder sorgfältig in seine Brieftasche legte. Gleich darauf landete das Dampfboot in Pillnitz, wo ich mich von dem tollkühnen Kletterer verabschieden mußte.

„Glückliche Reise, mein lieber Herr!" rief er mir noch vom Ufer aus nach, und war mir in wenigen Sekunden aus den Augen verschwunden.

Mannigfaltigkeiten.

[Schroffer Schicksalswechsel.] Kürzlich kehrte ein Schweizer aus dem Kanton Luzern in seine Heimath zurück, nachdem er mehr als zehn Jahre in Amerika gewesen und sich ein großes Vermögen erworben hatte. Er wohnte auf kurze Zeit bei seiner verheiratheten Schwester, welche ein allerliebstes Mädchen von drei Jahren besaß. Eben hatte er sein mitgebrachtes Geld gegen Staatspapiere umgewechselt und diese zum Zählen auf den Tisch gelegt, da ging er in den Hof, und als er zurückkehrte, sah er nur noch ein Häufchen rauchender Asche von seinem Gelde. Das Kind hatte ihn kurz zuvor mit dastehenden Zündhölzchen seine Pfeife anzünden sehen, und ihm nachahmend den Geldhaufen in Brand gesetzt. Der Mann schmetterte das unglückliche Wesen mit einem einzigen Faustschlage todt zu Boden, und sitzt nun als Mörder im Gefängniß.

Charade.

Die Erste für Den, der hoch hinaus will,
Der höher hinauf, als das höchste Haus will;
Die And're für Den, der fleißig sein will,
Das Ganze für Den, der tief hinein will.

Auflösung des Räthsels in Nr. 151:

„Er hat sie gern," Bei Tag' und Nacht,
„Sie hält' ihn gern;" Viel Glück zur Jagd!
„Er liebt sie sehr," Doch nur als Egoist, —
„Sie liebt ihn nicht," Weil unverschämt er ist;
„Doch freut sie sich," Und zieht in bester Laune,
„Wenn sie ihn kriegt!" Das Fell ihm ab, das „braune".

Lösung: „Floh".

M. M.

Redakteur Gustav Moffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 170 Freitag, 24. Juli 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

XVII.

Arthur Monroe wußte, wo er Harriett finden konnte, als er mit klopfendem Herzen und schnellen Schritten zu ihr eilte, um die Entscheidung seines Schicksals zu hören.

Es war im Treibhause.

Da sie die Blumen leidenschaftlich liebte, war sie gern hier, und auch heute war sie gleich nach dem Frühstücke zu ihren Lieblingen geeilt. Sie war nicht überrascht, ihn zu sehen, sie hatte ihn erwartet und mit ruhiger Würde trat sie ihm entgegen.

Nach einer in sicherhafter Aufregung verbrachten Nacht und langem Nachdenken am Morgen, war sie, freilich nicht ganz ohne Gewissensbisse zu dem ersten Entschlusse gekommen, alles falsche Mitleid abzustreifen, als unwürdig eines freien Willens, demzufolge sie ihr Herz weihen konnte, wem sie wollte, dessen Liebe ihr Niemand entreißen sollte, und über die selbst die Wünsche ihrer Eltern keine Macht ausüben durften.

„Ich will ihnen sagen, daß ich Arthur nicht lieben kann," sagte sie zu sich selbst. „Freilich wird es sie betrüben, aber sie werden sich bald von der Unmöglichkeit überzeugen, daß ich den gemeinen Vertrag, der unsere Heirath bewerkstelligen sollte, erfüllen kann, und werden mir dann nicht zumuthen, unter solchen Umständen Jemand zu heirathen."

So wogten ihre Gedanken hin und her, der gute Geist schien von ihr gewichen zu sein, und dem bösen ihres Eigenwillens, ihrer Selbstsucht Platz gemacht zu haben.

Sie hörte Arthur mit ruhiger Aufmerksamkeit an, sie zog die Hand, die er so zärtlich, so warm in der seinigen drückte, nicht zurück, während er mit allem Feuer der Beredtsamkeit eines aufrichtigen edlen Herzens wiederholt seine Liebe aussprach. „Heute komme er," sagte er, „mit Zustimmung der Eltern, um sie um ihre Hand zu bitten, das Ziel, auf das er so lange gewartet, und das zu erreichen seine schönste Hoffnung, das höchste Glück seines Lebens sei."

Sie zog ihre Hand nicht zurück, sie erwiderte den Druck und lächelte, — ja, sie lächelte. Arthur glaubte sein Glück gestiftet, und mit wonniger Freude schloß er sie in seine Arme; aber Harriett sträubte sich, und suchte sich loszumachen.

„So bist Du also überzeugt von meiner Liebe und weißt, daß ich Dich anbete?"

„Ja, Arthur," rief sie, „und Du sollst mich lieben, aber wie eine Schwester. Nein, wenden Sie sich nicht weg, hören Sie mich! Sie haben nie eine Schwester, ich nie einen Bruder gehabt; deshalb konnten wir auch die betreffenden Gefühle nicht kennen, und da es uns an anderer Unterhaltung mangelte," — und sie lächelte wieder, aber ihre Lippen wurden blaß.

Da Arthur ihr nichts entgegnete, fuhr sie fort: „auch schon dadurch uns näher standen, weil wir wie Geschwister unsere Kindheit verlebt hatten, so hielten wir irrthümlich dies Gefühl für Liebe. Ich bin allerdings sehr zu tadeln, und schäme mich, wenn ich an mein Betragen denke, aber ich bin auch die Erste, die aus dem Traume erwacht ist. Sie müssen bemerkt haben, daß ich in der letzten Zeit sehr unglücklich gewesen bin, denn ich fühlte, daß ich Sie gleichsam ins Netz gezogen hatte, und Sie sich so gut als möglich bestrebten, sich einzubilden, daß Sie mich liebten. Ich weiß auch, daß es sehr schmerzlich für Sie sein wird, wenn diese Täuschung schwindet, darum denke ich, daß es besser ist, Sie mit einem Male aus derselben zu reißen, als Sie darin zu lassen, bis es zu spät ist, bis Sie gebunden durch unlösbare Bande Ihren Irrthum in unserer gegenseitigen Liebe entdecken. Ach, ich hätte das schon früher sagen sollen, theils um Ihrets, theils um meiner Eltern willen, die durch meine Thorheit, meine Feigheit ebenfalls getäuscht worden sind. Theurer Arthur verzeihen Sie mir!"

Sie hätte wohl fußfällig um Verzeihung gebeten, hätte sie den Schmerz, die Verzweiflung wahrnehmen können, die ihre kalten Worte hervorbrachten, wie sie seine warmen, frohen Hoffnungen mit ihrem Frostanche ödeten. Das stolze Mädchen würde gezittert haben, hätte sie ihn angesehen, als die erste Erstarrung vorüber war.

War das noch Arthur?

Er war kaum noch zu erkennen. Sein Gesicht, vorher so blaß, war mit einer tiefen Röthe übergossen,

seine Lippen, die kurz zuvor so süße Worte gesprochen, waren fest zusammengepreßt, und seine Augen glühten vor Unwillen. Er fühlte, daß ihm grausames Unrecht gethan, daß er tief gedemüthigt worden war, aber der kalte herzlose Ton, womit ihm die Wunde geschlagen worde, rief seinen ganzen Stolz auf, und Zorn war jetzt das einzige verherrschende Gefühl. Harriett hatte eine ganz andere Erwiderung erwartet: Er kniete nicht, er bat nicht um ihre Liebe, er ließ kalt die Hand los, um die er vor einigen Minuten so innig gefleht hatte, er hielt seine vorwurfsvollen Augen fest auf sie gerichtet, und sprach mit bewegter Stimme:

„Ihnen vergeben, Harriett? Sie haben meine Hoffnungen, meine Zukunft vernichtet, Sie haben mit meinen Gefühlen gespielt. Meine Liebe ist nicht die eines Bruders. Sagen Sie mir, — ich habe das Recht, Sie zu fragen, — können Sie mit voller Wahrheit sagen," und seine Augen waren durchbohrend auf sie gerichtet — „nur die Entdeckung, daß Sie mich bloß schwesterlich liebten, sei der einzige Grund zu dem gegenwärtigen Bruch? Oder liegt nicht vielmehr die Ursache darin, daß Sie einem Andern erlaubten, mir verrätherisch und auf unehrliche Weise die Liebe zu rauben, die Sie, wie Ihre eigenen Lippen es gestanden, für mich fühlten?"

Einen Augenblick erblaßten Harriett's Wangen, und sie erzitterte unter den Worten und dem Blicke Arthur's, aber bald raffte sie sich zusammen, und sagte stolz: „Ich gestehe Ihnen weder das Recht zu, mich auf diese Weise zu fragen, noch werde ich Ihnen darauf antworten. Genug, ich liebe Sie nicht. Wenn Sie meine schwesterliche Liebe zurückweisen, so ist es gut, eine andere habe ich Ihnen nicht zu bieten," und sie zog den kleinen Diamantring vom Finger und hielt ihn hin; mit einem Schauer wandte er sich ab, sie ließ den Ring fallen, der unbeachtet in einer Ecke liegen blieb.

„Sie haben Recht", fuhr Arthur fort, „nicht von Ihnen habe ich Rechenschaft wegen dieser Hinterlist zu fordern, sondern von dem Urheber der Schmach, die ich jetzt erdulde, er —" und seine Augen sprühten Feuer — „der Verräther soll mir die Antwort geben! Leben Sie wohl. Der Schlag war zu hart, als daß ich ihn ruhig tragen könnte, mein Zustand ist nicht für Ihre Gegenwart geeignet," und er wandte sich zum Gehen.

„Bleiben Sie, Arthur! Um Gottes willen beschwöre ich Sie, verlassen Sie mich nicht!" rief Harriett angstvoll und gedemüthigt mit bleichen Wangen. „Was wollen Sie thun?"

„Sagen Sie mir also jetzt, oder ich muß an ihn die Frage stellen: Lieben Sie Fred Carlton?"

„Verlassen, verlassen Sie mich! Wer gibt Ihnen das Recht, mich so zu beleidigen? Ist das Ihre Liebe?" rief sie, während ihr ganzer Körper vor innerer Bewegung zitterte. „Was geht es Sie an, wen ich liebe? Wollen Sie mir drohen, mich zwingen, Sie zu lieben, indem Sie mich erschrecken? Es wird Ihnen Nichts helfen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefechte bei Würzburg.

(Aus den offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866.)

(Fortsetzung.)

3. Moment. Gegen 6 Uhr Abends wurden die Truppen der 1. Division aus dem Gefechte zurückgenommen. Um nun dem Feinde das weitere Vordringen über Uettingen zu verwehren, bot sich mit dem Mittelpunkte Roßbrunn eine günstige Position, deren beide vorgeschobene Flügel rechts durch den zwischen der Aschaffenburger und Werthheimer Hauptstraße liegenden Kirchberg, links durch einen mit dem von Roßbrunn nach Mädelhofen führenden Wege parallel laufenden Höhenzug, Oguert, Vogelsberg und Geisberg genannt, gebildet werden. Das Zentrum besteht in den gegen Greuffenheim ziehenden Höhen und ist durch den mehrarmigen Kalbach geschützt, welcher ein für Fahrzeuge nur mittelst Brücken passirbares Hinderniß bildet. An Truppen waren für den genannten Zweck verfügbar: Die 3. und 4. Infanteriebrigade, von welch ersterer jedoch 3 Bataillone mit der 12pfünder Batterie in Gemünden verblieben waren, die Reserve-Infanteriebrigade, die schwere Kavalleriebrigade nebst der reitenden Batterie Massenbach, die Reservearttillerie, welcher inzwischen das 3. Ulanenregiment als Bedeckung zugetheilt ward, dann die im Verband der 2. Division und der Reservebrigade befindliche Kavallerie und Artillerie, im Ganzen 14 Bataillone, 21 Eskadronen und 65 Geschütze. Bei der Nachmittags 3 Uhr erfolgenden Ankunft des Feldmarschalls, welcher auf die Nachricht über den Beginn des Gefechtes von Remlingen herbeigeritt war, standen diese Truppen im Bivouak zwischen dem Roßbrunner Posthaus und dem Kreuzungspunkte des von Uettingen nach Greuffenheim führenden Weges mit der Straße von Roßbrunn nach Remlingen. Sobald der Kanonendonner von Hmstadt her sich hörbar machte, waren dieselben auf ihren Bivouakplätzen allarmirt worden. Von der 3. Division war eine direkte Meldung noch nicht eingetroffen. Da man aber bis jetzt keinen Grund hatte, an einen ungünstigen Verlauf des Gefechtes zu glauben und gleichwohl für allenfalls nothwendig werdende Operationen, namentlich für die beabsichtigte Konzentrirung an der Bischofsheim-Würzburger Straße, freie Hand behalten wollte, so wurde nun der Kirchberg mit dem 3. Bataillon (Handel) des 13. Regiments und der gezogenen Batterie Kreibel, der Oguert mit dem 1. Bataillon (Rar-

Digitized by Google

ziß) des 7., dem 3. Bataillon (Gilardi) des 12. Regiments, und der gezogenen Batterie Zeller befehligt. Das Groß verblieb in der ursprünglichen Stellung in Bereitschaft. Auf dem Kirchberg postirte sich die Batterie Kriebel mit 4 Geschützen rechts, mit den andern 4 links der Kuppe, das Bataillon besetzte den Wald. Das auf die Höhe beorderte 3. Bataillon des 12. Regiments entwickelte 3 Kompagnien am Westrande des Holzes, behielt zwei in Reserve und schickte eine zur Rekognoszirung in die gegen Helmstadt vorliegenden Waldungen. Links an dieses Bataillon lehnte sich das 1. des 7. Regiments, indem es 1 Kompagnie am Waldrand, 2 auf dem eigentlichen Bogelsberg und den Rest auf dem Kamm der Leite aufstellte. Als aber später die Batterie Zeller am Hange desselben mit Front gegen den Frohnberg Stellung vor dem Wald nahm, wurde die als Plänkler aufgelöste Kompagnie bis in die Weinberge vorgeschoben, und das in Reserve gehaltene Halbbataillon rückte bis an eine mit dem linken Flügel der Batterie im Alignement befindliche Waldspitze vor.

(Schluß folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

Programm des Festzuges am 26. Juli 1868.

I. Abtheilung.
(Weiße Signalfahne.*)

1) Eine Abtheilung von 50 Mann Turner eröffnet die Passage für den nachrückenden Zug.
2) Die Salvewache.
3) Die Musikbande der Löschmannschaft.
4) Die beim Zugordnen nicht beschäftigten Mitglieder des Ordnungskomites.
5) Ein Herold zu Pferde im Costüme.
6) Ein Bannerträger im Costüme.
7) Zwei Schwertträger als Fahnenwache im Costüme.
8) Zwei Trommler und zwei Pfeifer im Costüme.
9) 30 Zieler und Warner paarweise.
10) Der Obmann des Festzugskomites.
11) 4 Trompeter im Costüme zu Pferde.
12) Das berittene Schützenkorps.
13) Eine Abtheilung Turner mit der Fahne.
14) Ein Mitglied des Ordnungskomites und ein Arzt.

II. Abtheilung.
(Blaue Signalfahne.)

Schweiz und Südwest-Deutschland.

15) Eine Musikbande.
16) Schweizer Schützen.
17) Badenser.
18) Württembergern.
19) Die Kärntnerer Musikbande.
20) Fränkische und bayerische Schützen.

III. Abtheilung.
(Rothe Signalfahne.)

I. Nordwest-Deutschland.

21) Rheinländer und Pfälzer.
22) Westphalen.
23) Hessen.
24) Musik aus Chemnitz.
25) Sachsen und Thüringer.
26) Mitteldeutsche Schützen (Magdeburg, Anhalt, Schwarzburg, Naumburg, Halle).
27) Niedersächsische und Friesische Schützen (Braunschweig, Hannover, Lippe, Oldenburg).

IV. Abtheilung.
(Grüne Signalfahne.)

Komite's, Gäste, Banner- und andere Würdenträger.

28) Bau-Komite (dunkelblau).
29) Kommunikations-Komite (orange).
30) Schieß-Komite (roth).
31) Finanz-Komite (hochgelb).
32) Wirthschafts-Komite (violett).
33) Empfangs-Komite (rosa).
34) Wohnungs-Komite (weißroth).
35) Die bei der Zugordnung nicht beschäftigten Mitglieder des Fest- und Zugs-Komites (lichtblau).
36) Preß-Komite (weiß).
37) Frankfurter Schützen (erster Vorort).
38) Die fünf Mitglieder der gemeinderäthlichen Kommission.
39) Das Bundesbanner auf einem dekorirten Wagen *), als Ehrenwache zu beiden Seiten 10 Bremer- und 10 Wiener Schützen.
40) Der Bürgermeister von Wien, zwischen dem Bundesvorstande und dem Vorstande des Zentral-Komites.
41) Die Mitglieder des Vorstandes des deutschen Schützenbundes.
42) Das Zentralkomite.
43) Der Gemeinderath von Wien.
44) Die Bremer Schützen (zweiter Vorort).
45) Die Deputation aus anderen Welttheilen.
46) Die Deputation aus nichtdeutschen, europäischen Ländern.
47) Die Deputation der Wiener Studenten.
48) Der n. ö. Gauverband.

NB. Die Nummern 38 bis 40, 43 und 48 treten erst nach der Fahnen-Uebergabe am Schwarzenberg-Platze in den Zug ein. Das Ordnungskomite begibt sich mit dem Zentralkomite zu dem auf dem Schwarzenberg-platze aufgestellten Zelte.

*) Die Abtheilungen sind während des Zuges selbst nicht markirt, sondern die Signalfahnen dienen nur während der Aufstellung zur Erleichterung derselben.

*) Zur Rechten und Linken die Wiener- und amerikanische Fahne.

Digitized by Google

V. Abtheilung.
(Violette Signalfahne.)
Norddeutschland.

49) Die Hansestädte Hamburg und Lübeck.
50) Schleswig-Holstein und Lauenburg.
51) Mecklenburg und Pommern.
52) Ost- und Westpreußen.
53) Brandenburger.
54) Posener.
55) Preußisch-Schlesier.

VI. Abtheilung.
(Gelbe Signalfahne.)
Deutsch-Oesterreich und Ungarn.

56) Siebenbürger-Sachsen.
57) Ungarische Schützen.
58) Böhmen
59) Mährer und Schlesier.
60) Oberösterreicher und Salzburger.
61) Tyroler (sammt ihnen Musikten).
62) Steyrer.
63) Kärntner und Krainer.
64) Nieder-Oesterreicher.

NB. Vor den Wiener Schützen, welche den Schluß bilden, wird die letzte Salzfahne aus dem Jahre 1848 von dem Gewinner derselben, Herrn Karl Piller, getragen. Der Verein Naßwalder und die Zöglinge der Maria-Brunner-Forstakademie gehen mit den Wiener Schützen.

65) Eine Abtheilung Turner als Schluß.

Nach je 3—400 Mann 1 Mitglied der Ordnungs- oder Fest-Komites in Begleitung je eines Arztes und 5—6 Turner.

Die Musikbanden werden nach der Anzahl der Theilnehmer eingetheilt. *)

*) Die Redaktion des Festblattes für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien begleitet ihre Veröffentlichung dieses Programmes mit folgenden Worten: „Die „Presse" hatte sich im Mitwoch-Abendblatte verwundert, daß das Festblatt nicht das Programm des Festumzuges veröffentlichte, während dieses schon von anderen Wiener Blättern mitgetheilt war. Diese publizirten eben den Programm-Entwurf, der erst einer Berichtigung im Kreise bedurfte, bis die Ordnung des Festumzuges endgiltig festgestellt wurde. Das geschah erst gestern. Das Festblatt, als offizielles Organ für das dritte deutsche Bundesschießen, darf seine Leser nicht mit unsicheren Angaben unterhalten, und muß auf die Gefahr hin, von allzu eifrigen Reporters überholt zu werden, das Geschäft, unsichere Nachrichten auf den Markt zu werfen, seinen Konkurrenten anheimgeben." — Wir hab n Dem nur beizufügen, daß uns die Mittheilungen der Wiener Blätter auch bekannt waren, daß wir aber davon Umgang nehmen zu müssen glaubten, unsern Lesern den Entwurf eines Programmes vorzulegen, und es bei unserem obigen so kurz gehaltenen Raume für angezeigt hielten, erst abzuwarten, bis wir ihnen etwas endgiltig Bestimmtes darüber bieten könnten. Die Red. der „Erheiterungen".

Festlied für das dritte deutsche Bundesschießen.

(Von Dr. Hermann Rollett. Musik von Storck.)

In allen deutschen Gauen
Rief's: Schützen, auf! zieht hin —
Ein frohes Ziel zu schauen,
Ins alte deutsche Wien!
Von deutschen Schützen wogt's nun da
Aus allen Landen, fern und nah,
Das Auge scharf und fest die Hand,
Für's freie deutsche Vaterland!

Kein Stück gerissen werde
Vom deutschen Mutterleib;
Der Väter heil'ge Erde
Dem deutschen Lieb verbleibt!
Was deutsch ist, bleib' in Deutschlands Bund —
Wir geben laut als Schwur es kund,
Das Auge scharf und fest die Hand,
Für's freie deutsche Vaterland!

Ein Deutschland muß erstehen,
So mächtig, groß und frei,
Daß nie es mag vergehen —
Wie kaut der Feind auch sei!
Aus allen Gauen sind wir da;
Wir stehen ein aus Fern und Nah
Das Auge scharf und fest die Hand,
Für's freie deutsche Vaterland!

Mannigfaltigkeiten.

In Wesel starb jüngst der Rentner Rink — eine originelle Persönlichkeit — dessen bei Lebzeiten auf der Brust zusammengefalteter langer Bart nach Bestimmung des Verblichen von einem dortigen Arzte mit der unteren Kinnhaut abgenommen, gegerbt und so aufbewahrt wurde; der Bart ist 11½ Fuß lang und circa ½ Fuß breit.

Ueber das allzu starke Schnüren der jungen Frauenzimmer bemerkte ein Doktor der Philosophie: „Ich erkenne in dieser Mode bloß den indirekten Nutzen, daß sie alle eitelen und thörichten Frauenzimmer von der Welt nimmt und nur die vernünftigen darauf zurückläßt, damit diese tüchtige und kräftige Frauen werden."

Aus der Statistik des Königreichs Italien, welche die gewaltsamen Todesfälle des Jahres 1866 mittheilt, ist ersichtlich, daß die Selbstmorde die für dieses Land unerhörte Zahl von 588 erreichten, 471 Männer und 117 Weiber.

Redakteur Gustav Meißerl. — Druck und Verlag der k. k. Hof- und Staats-Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 171 Samstag, 25. Juli 1868

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Ihre Aufregung wurde immer größer, ihre Stimme aber gedämpfter, denn das Geräusch von sich nähernden Fußtritten auf dem Sande machte das Blut ihr zum Herzen ſt ömen; ſie kamen näher, und dem zitternden Mädchen war es, als wären ſie neben ihr, plötzlich war es ſtill, und im nächſten Augenblick entfernten ſie ſich.

Arthur hatte Nichts bemerkt, er war zu ſehr mit ſich beſchäftigt. Aber dieſe Unterbrechung brachte die traurige Scene wenigſtens ſchneller zum Schluß.

Nachdem Beide noch eine kurze Zeit miteinander geſprochen hatten, verließ Arthur das Treibhaus mit bleichem Geſicht und ſchwankenden Schritten, und auch ſie, die er ſo innig geliebt hatte.

Harriett vom tiefen Schmerz erfüllt, über den ſie nicht Herr werden konnte, ſank auf einen Stuhl, bedeckte das Geſicht mit ihren Händen und weinte heftig und leidenſchaftlich.

Lord Horace ſtand in der Halle und gab Befehle zu ſeiner Abreiſe, als Arthur im Vorbeigehen zu ihm ſagte: „Horace, wenn Du eine halbe Stunde warteſt, ſo gehe ich mit nach A.“

„Willſt Du? Ah, das iſt mir angenehm!“ entgegnete er, aber ſein Geſicht veränderte ſich, als er ſeinen Freund anſah.

Wie zur Antwort auf den Ausdruck im Geſicht ſeines Freundes ſagte Arthur: „Ich habe Geſchäfte in A. — und werde gleich fertig ſein, ich will nur noch ein paar Worte mit Mark Hetham ſprechen.“

Er ging fort und befahl im Gehen ſeinem Diener, die Koffer zu packen.

Mark Hetham nebſt Frau und Roſa ſaßen im Bibliothekzimmer, als Arthur bleich wie der Tod hereintrat; er war unangenehm berührt und verwirrt, Mark Hetham nicht allein zu finden, und das Blut, das ſich in ſeinem Herzen zuſammengezogen hatte, ſtieg ihm heftig ins Geſicht, als er die ängſtlichen, fragenden Blicke Aller auf ſich gerichtet ſah.

Nichts iſt für einen Mann demüthigender, als ſeine tieferen Gefühle in Gegenwart von Frauen nicht unterdrücken zu können, aber Arthur war ſo verzw ifelt, daß ihm auch dies gleichgültig war. Er ging an den Kamin, lehnte ſeinen Ellbogen darauf und ſagte mit gebrochener, erſtickter Stimme, indem er ſeinen Kopf abwandte: „Ich komme, um Lebewohl zu ſagen, denn ich habe verſprochen, Horace nach A. zu begleiten.“

Tiefe Stille trat ein, Roſa's Herz ſtockte. Mark Hetham ſtand wie feſtgewurzelt auf ſeinem Platze. Mrs. Hetham brach das Schweigen zuerſt, indem ſie freundlich ſagte: „Nach A. — Arthur, was kann Dich heute beſtimmen nach A. zu gehen? Hat Harriett Dir die Erlaubniß dazu gegeben?“ fügte ſie lächelnd hinzu.

Die liebe freundliche Stimme verſtärkte nur ſeinen Schmerz, aber ihren kränklichen Zuſtand bedenkend, beherrſchte er ſich, und indem er ihre Hand küßte, ſagte er melancholiſch lächelnd: „Ja, meine theure Tante, ſie hat ſie mir gegeben;“ — dann zu Mark Hetham ſich wendend, fuhr er mit zitternder Lippe fort: „Wir ſind Alle blind geweſen, beſonders ich hätte mich nicht ſo ſicher fühlen ſollen, ich wenigſtens hätte auf dieſen Schlag vorbereitet ſein ſollen. Harriett —“ ſeine Stimme zitterte ſtärker, als er dieſen Namen ausſprach — „Harriett hat mir ſo eben die Augen geöffnet, hat mich enttäuſcht, und da ihr meine Gegenwart, nach dem was zwiſchen uns vorgefallen iſt, nur unangenehm ſein kann, ſo iſt es beſſer, wir trennen uns, deßhalb —“

Auf einen Blick Mark Hetham's hielt er inne, der in leichtem Tone ſagte:

„Du haſt Recht, Arthur, ich ſtimme Dir bei; Du kannſt dann mit mir zurückkehren, denn ich habe eben einen Brief erhalten, der mich zu den dortigen Aſſiſen vorladet; ſie werden einen Aufenthalt von einem oder zwei Tagen nöthig machen, unterdeß wird Miß Harriett's ſchlechte Laune wohl vergangen, und ſie bereit ſein, Dich um Verzeihung zu bitten.“

Arthur verſtand ſeinen Onkel.

Mary Hetham war ſtill, aber todtenbleich; ſie wandte ſich an ihren Mann und ſagte: „Lieber Mark, ich will in mein Zimmer gehen,“ und unterſtützt von ihm und Roſa ging ſie feſt.

Mark Hetham kehrte bald zurück, und ließ ſich von Arthur alle näheren Umſtände mittheilen.

Mit tiefer und ernſter Theilnahme hörte er dem Berichte zu, und als Arthur fertig war, fragte er mit unſicherer Stimme den jungen Mann, ob er irgend

Digitized by Google

eine Ursache angeben könne, die ihm das Herz seiner Tochter entfremdet habe.

Nach einer Pause antwortete Arthur in hohlem Tone: „Ich habe die Ueberzeugung, daß ihre Liebe mir hinterlistig gestohlen worden ist von — Fred Carlton!—“

Wäre Mark Hetham von einer Schlange gestochen worden, er hätte nicht mit größerem Entsetzen zurückfahren können, seine Stirne wurde hochroth, seine Augen sprühten.

Ein unbestimmter Verdacht, der in der letzten Zeit wie ein dunkler Schatten zuweilen vor ihm aufgetaucht war, erhielt jetzt eine feste Form, und wie von einem grellen Blitzstrahl beleuchtet, stand die Wahrheit vor ihm; er fühlte, wie blind und sicher er gewesen war, und die Vorwürfe, welche er sich machte, ließen in diesem Augenblicke fast den Zorn nicht aufkommen, welchen er gegen den Mann empfand, der sein Vertrauen und seine Güte auf eine so niedrige Weise mißbraucht hatte.

Ein Diener meldete, daß Lord Horace auf Hauptmann Mourose warte.

„Arthur,“ sagte Mark Hetham, indem er die Hand des aufgeregten jungen Mannes drückte, „wir werden besser im Stande sein, über diese Vorfälle zu sprechen, wenn wir uns wiedersehen, was heute Abend oder morgen geschehen wird. Unterdeß halte Dich aufrecht, ich hoffe, wenn ich die Sache untersuche, werde ich sie nicht so trostlos finden, wie sie Dir erscheint.“

„Ich gebe jede Hoffnung auf!“ sagte Arthur mit gebrochener Stimme, — „aber Etwas bleibt noch zu thun übrig.“

„Arthur!“ unterbrach ihn Mark Hetham, „ich weiß, was Du sagen willst, aber ich baue auf Deine wahre Liebe zu Harriett, zu ihrer Familie, um zu fürchten, daß Du durch eine rasche That ihren Namen der Oeffentlichkeit preisgeben, und dadurch das Glück unserer Familie vernichten würdest. „Arthur!“ rief Mark Hetham, benutzt durch den Ausdruck seines Gesichts, noch einmal: „Du verehrst meine Frau, — Du kennst ihren schwachen Zustand, — ihre sinkende Gesundheit —“ und des Gatten Herz brach — der feste Mann weinte, — „möchtest Du ihr Leiden vergrößern?“

„Nie!“ rief Arthur. „Ich will lieber Schande erdulden — als —“, er konnte nicht mehr sagen, und eine peinliche Pause trat ein.

„Verlaß Dich darauf, daß ich das Haus nicht eher verlasse, als bis ich Alles klar und deutlich sehe, und nun gehe, Arthur! Wir werden sonst weich, und am Ende,“ sagte er im leichteren Tone hinzu, machen wir aus der Laune eines verwöhnten Mädchens eine zu ernste Sache.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefechte bei Würzburg.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866.)

(Schluß.)

Nach 4 Uhr verkündete der vom Frohnberg laut herüberschallende Kanonendonner ein neues und diesesmal sehr nahes Gefecht. Hiedurch gewann man die Ueberzeugung, daß die dritte Division bei Helmstadt unterlegen, und erkannte, daß in kürzester Zeit ein Angriff der Preußen auch gegen Uettingen und Roßbrunn zu gewärtigen sei. Sofort erhielt Generalmajor von Hanser den Befehl, mit seiner Brigade und den der Reserve entnommenen gezogenen Batterien Girl und Redenbacher auf die Leite zu rücken. Mit dem zweiten Bataillon (Gambs) und dem dritten (Böhe) des 7. Regiments schloß er sich links an das Bataillon Narciß an, wobei das 2. Bataillon hinter das 1. rückte und seine Plänkler mit den bereits stehenden in Verbindung brachte, das 3. aber mit der Deckung der linken Flanke beauftragt wurde, und zu diesem Zwecke zwei Kompagnien seitwärts in das Plattenholz detachirte. Die beiden Bataillone des 10. Regiments (das 1. unter Major v. Baur, das 3. unter Major Bredaur) bildeten auf dem Ochnert in Kolonne formirt den rechten Flügel, und das 3. Jägerbataillon (Herz) marschirte nach dem Geisberge. Die Batterien Girl und Redenbacher fuhren auf der Kuppe des Vogelsberges in einer den Saum des vorliegenden Waldes so wie das Plateau des Frohnberges bestreichenden Position auf. Die Reserve-Infanteriebrigade, d. h. die noch verfügbaren Theile derselben: 2. Bataillon (Schuch) des 6., 3. Bataillon (Pechmann) des 14. Regiments und die 12pfünder-Batterie Gramich, gefolgt von den reitenden Batterien Lepel und Hellingrath aus der Reserveartillerie, besetzten den Höhenzug nördlich vom Posthaus gegen Greußenheim mit Front nach Remlingen. Die gezogene Batterie Mehn fuhr nördlich des Posthauses gegen Uettingen und gegen den Frohnberg auf, die drei Bataillone der Brigade Schuhmacher aber wurden rückwärts der 4. Brigade auf der östlich des Mädelhofer Thales gelegenen Höhe im Himmelreich-Walde postirt. Die Kürassierbrigade endlich, welcher sich auch das 3. Ulanenregiment anzuschließen hatte, und die Batterie Masserbach wurden hinter der Reservebrigade, in einer Mulde gedeckt, aufgestellt. Noch waren aber diese Bewegungen nicht vollkommen ausgeführt, als auch schon (gegen 6 Uhr Abends) die ersten feindlichen Granaten vom Frohnberg gegen die Roßbrunner Höhen herüberflogen, und die fechtenden Abtheilungen der 1. Division gegen Uettingen retirirend sichtbar wurden. Nun entwickelte sich eine länger andauernde Kanonade, die zwar den Truppen wenig Schaden zufügte, wohl aber die gegen Hettstadt in Marsch befindliche Trainkolonne außerordentlich belästigte. Die Preußen suchten

Digitized by Google

zwar, nachdem die Diviſion Stephan abgezogen, die ſüdöſtlich von Uettingen zwiſchen dem Frohnberg und den Höhen des Vogelsberges hinziehende Mulde unter dem Schutz ihrer Artillerie mit Infanterie zu überſchreiten und brachen auch mehrmals mit Plänklern, denen geſchloſſene Abtheilungen folgten, aus den jenſeitigen Waldparzellen vor, mußten jedoch ſtets dem heftigen Feuer der Tirailleurs des 7. Regiments, welches durch die am Hang aufgefahrenen Geſchütze kräftigſt unterſtützt wurde, wiederum weichen. Auch die Batterien derſelben ſahen ſich nach nochmaligem Stellungswechſel endlich gezwungen, zurückzugehen; gleichzeitig zog ihre Infanterie aus den Waldungen gegenüber vom Vogelsberg ab, und um ½8 Uhr ſchwieg das Gefecht gänzlich. Während des Kampfes bei Uettingen hatte übrigens Generallieutenant von Hartmann, der von den Ereigniſſen, bei den anderen Heerestheilen keine Kunde haben konnte, eine Bewegung im Sinne des von dem Kommandanten der 1. Diviſion an ihn ergangenen und vom Feldmarſchall gebilligten Anſuchens ausgeführt. Der 7. Brigade, welche in letzter Zeit unter das Kommando des Oberſten Bijot geſtellt worden und im kritiſchen Moment nebſt 2 Bataillonen der 8. Brigade mit der Bewachung des Mains beauftragt war, ſchickte er den Befehl, ſich zu konzentriren und gegen Remlingen zu marſchiren. Er ſelbſt mit den bereits vereinigten 5 Bataillonen, 3 Eskadronen und 18 Geſchützen (davon 16 aus der Reſerveartillerie) brach unverzüglich nach Wüſtenzell auf. Um 4 Uhr erreichte er die Anhöhe vor dieſer Ortſchaft, und ſah nun von dort aus die ganze Gegend ſüdlich derſelben mit preußiſchen Truppen beſetzt. Da aber zur ſelben Zeit auch die Mittheilung an ihn kam, daß die 1. Diviſion Holzkirchen geräumt habe, um ſich Helmſtadt über Uettingen zu nähern, trat er den Rückmarſch auf Remlingen an, und zog unterwegs die von Lengfurt und Homburg anlangenden zur 8. Brigade gehörigen Bataillone an ſich. Auf die fernere Nachricht, daß Uettingen ſich ſchon in Feindeshand befinde, war er aber im Begriff, das Nöthige zu verfügen, um die 8. Brigade zur Unterſtützung dorthin zu dirigiren, als er den Befehl des Oberkommandos erhielt, über Remlingen nach Roßbrunn abzurücken. Der Verluſt der Bayern betrug: 6 Offiziere, 37 Mann, 14 Pferde todt, 24 Offiziere, 384 Mann, 15 Pferde verwundet, 6 Offiziere, 273 Mann, 24 Pferde vermißt und gefangen; im Ganzen: 36 Offiziere, 694 Mann und 53 Pferde.

Feſtgruß zum deutſchen Bundesſchießen in Wien.

Sie fügten ihre Hände in Eins und gingen dann
In einen weiten Palaſt, der war gar wohlgethan,
Vor dem die Donau unten die Fluth vorüber goß.
Da ſaßen ſie im Freien und hatten Kurzweil groß.
Aus dem Nibelungenlied.

Sie hat den Feſtſchmuck angethan, die Kränze grüner Reiſer,
Verjüngt vom Lenzhauch neuer Zeit, die alte Stadt der Kaiſer,
Von ihrer Mauerkrone weh'n die Blumen und die Bänder,
Den Leib umfließt in Faltenpracht das reichſte der Gewänder.

Sie ſchwingt das alte Banner hoch in makelloſer Reinheit,
Das alte Schwarz-Roth-Gold iſt's noch, der Hort der Volkseinheit;
Das rauſcht ein froh' Willkommen zu den Gäſten, die da kommen,
Vieltauſendſtimmig ruft es nach in Sang und Klang: Willkommen!

Willkommen, Schützenbrüder all' aus Süden und aus Norden,
Die ihr am Rhein, am Neckar wohnt, die an des Oſtmeers Borden,
Die ihr das Tiefland habt durchwallt, die Alpen überkommen,
Ihr Söhne deutſcher Gauen all', willkommen, dottwillkommen!

Ob unter euch viel Meilen weit der Schienenſtrang gelungen
Und über mancher Grenze Pfahl ſich euer Zug geſchwungen,
Ihr ſeid doch in der Heimath noch, im Vaterhaus geblieben,
Wo Einer Mutter Kinder Eins im Hoffen, Dulden, Lieben.

Digitized by Google

Denn Heimathgrund ist's, d'rauf ihr wallt, und deutsche Eichen hallen
Im Schützenhain vom Nachklang bald, wenn eure Büchsen knallen;
Deutsch ist der Strom, er brauste schon durch's Lied der Nibelungen
Und hat des Rothbarts Kreuzheer schon in frommen Traum gesungen.

Zieht durch den Markt, ihr fühlt euch noch in eures Volkes Mitte,
Und tretet in ein Haus, euch grüßt der eig'nen Heimath Sitte;
Das Wort, dem unsere Jugend lauscht, ist eurer Weisen Lehre,
Das Lied, das unser Herz berauscht, des deutschen Stammes Ehre.

Es grüßt manch Standbild deutschen Sinn's euch rings in Stein und Erzen,
Hier winkt Eugen, das wälsche Blut und deutscheste der Herzen,
Die beiden Karle, dort und hier, die deutsche Schlachten schlugen,
Und Fürsten dieses Lands, die einst die Krone Deutschlands trugen.

Hier Joseph, den kein Herz vergißt, ein Märtyrer und Weiser,
Dort, den ein dunkler Flor umflichtet, der Deutschen letzter Kaiser,
Und schon zum Ehrenmale wird das Fundament geschichtet
Dem Sänger, der das Hohe Lied vom Schützen Tell gedichtet.

Aus theuren Gräbern rauscht empor ein Gruß von deutschen Klängen,
Beethoven's, Mozart's, Schubert's Geist ersteht in Zauberſängen,
Zieht durch den Festsaal, durch den Wald, vom Wohllautflug getragen,
Wie durch den Dom, den deutsche Kunst hier ließ zu Sternen ragen.

Wenn Heimathlaute traut an's Ohr in Gruß und Sang euch gleiten,
Ihr fühlt's, wie deutsch dies Land und Volk, kerndeutsch seit Urweltzeiten;
Deutsch ist sein Blut, deutsch ist sein Herz, und deutsch sein Sinn und Treiben,
Deutsch sind wir noch und wollen deutsch trotz dem und dem auch bleiben!

Frisch braust der Geist, frisch stürzt das Wort, gleich unsern Alpenbächen,
Fromm sind, ja waren wir noch mehr, ihr hör et davon sprechen,
Daß fröhlich wir, wer wißt' es nicht, manch Büchlein ließ' sich schreiben,
Frei wurden wir und wollen frei trotz dem und dem auch bleiben!

O daß der Freiheit Geist in Eins, was Eins sein will, auch litte!
Treu hüten wir das Vätergold, die deutsche Art und Sitte,
Das Land, das solch ein Geist uns wand, kein Eisen kann's zerhauen,
Den Pfad, den sich die Liebe bahnt, kein Markstein ihn verbauen.

Zwar fällt ein bitt'rer Tropfen heut' ins Glas — doch er auch fromme!
Wer dächte nicht: was war und ist, wer sänne nicht: was komme?
Wir tragen's, wie's dem Manne ziemt, erwarten's ohne Klage,
Wir lernen schönen Schützentrost dafür vom Schützentage:

Ein festes Ziel, das unverwandt vor unsern Augen rage,
Gesundes Herz, das voll und stark, nicht ungeduldig schlage,
Ein scharfer Blick, der kühn und klar in weite Fernen rücke,
Und ruhige Hand, die nicht verirrt vom ernsten Tagwerck zücke.

D'rauf stoßet an, d'rauf schlaget ein! es gilt erneutem Bunde;
Der Becherschall wird Glockenhall in solcher Weihestunde,
Wenn treue deutsche Männer steh'n auf treuer deutscher Erde,
Des Einen Hochgedankens voll, dem die Erfüllung werde!

„Dem deutschen Volke Ruhm und Heil!" Aus euren Feuerröhren
Dieß Wort mein' ich im Donnerspruch als Festchoral zu hören;
O laßt sein weckend Echo nach von Herz zu Herzen zittern,
Wie im Gebirg von Berg zu Berg ein läutendes Gewittern!

Wien, 26. Juli 1868. **Anastasius Grün.**

Redacteur Moriz Meitert. — Druck und Verlag der L. Mailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 172 Montag, 27. Juli 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Als Arthur durch die Halle schritt, rief ihn Rosa, und bat, er möge noch einmal zur Mutter kommen, welcher Bitte er Folge leistete, nachdem ihn Mark Hetham gebeten, recht ruhig zu bleiben.

Aber Mrs. Hetham schien nicht geneigt, über die traurige Ursache seiner Entfernung mit ihm zu sprechen. Sie sagte ihm nur ein Paar herzliche Worte, und als er die Hoffnung aussprach, sie bald wiederzusehen, antwortete sie nicht, schloß ihn aber lange und innig an ihr Herz und segnete ihn. Keine Thräne benetzte ihr Auge, aber ihr Blick ruhte lang und traurig auf dem Scheidenden.

Rosa umarmte ihn und schluchzte wie ein Kind. Mark Hetham sah dem Wagen nach, bis er die Allee verlassen hatte, dann ging er, um seine strafbare Tochter aufzusuchen.

Doch diese Tochter fand sich nicht im Geringsten strafbar. In diesem Augenblick war sie von ganz anderen Gefühlen erfüllt, als die Gründe ihrer Scheue. Weder Furcht noch Unbehagen, noch Selbstvorwürfe beunruhigten sie. Sie hatte ihre Liebe bekannt, deren Geheimniß sie bedrückt hatte; Sie hatte den Dank dafür, von dem Manne erhalten, den sie mit heißester, aber zeller, zärtlichkeit liebte. Unverwandt hielt sie den leidenschaftlichen Blick auf, der ihr aus seinen Augen entgegenglühte und lauschte dem Wortstrom, der von den beredten Lippen ihres Geliebten floß;

„Sie war ein Engel — ihr Schutzengel, der ihn verwandeln, reinigen, der von nun an durch das Leben seine Schritte zur Tugend, zum Glück leiten sollte." — So sprach Fred. Carlton, und Harriett lieh der begeisterten Schwärmerei ein williges Ohr und vergaß, wie wenig sie einem reinen Engel glich. Sie dachte nicht daran, daß sie die Hoffnungen eines ihr in treuer Liebe ergebenen Mannes zerstört, daß sie ihn getäuscht hatte, daß sie zur Verrätherin an seinem vollen Vertrauen geworden war, und daß sie ihren Eltern den herbsten Schlag der Täuschung versetzte.

Wir müssen Fred Carlton die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß, als er den glücklichen Erfolg seiner vierwöchentlichen, unterlassenen Arbeit sah und auf dem Punkte der Verwirklichung seiner Wünsche stand, ihn eine Gewissensangst überkam, und gewisse traurige Ahnungen ihn folterten, denn er sah voraus, daß noch manche Berge zu übersteigen waren. Er wußte nun zu gut, wie hoch sein Charakter in der Achtung von Mark Hetham stand. Würde er, dieser rechtschaffene, ehrliche Mann, der so erfüllt mit Abscheu gegen alle Laster war, sein geliebtes Kind, die Erbin seines Namens einem Spieler geben, einem fast ganz verlorenen Manne? Freilich, der Wille dieses Kindes war bis jetzt durchgegangen. Allein!

Anfangs hatte Carlton diese Sache mit kaltem Blute betrieben, aber nach und nach hatte er sich verwunden in der Schlinge gefangen, die er Harriet gelegt, und jetzt fühlte er die leidenschaftlichste, verzehrendste Liebe für das fesselnde wunderschöne Mädchen. Erfüllt von dieser Gefahrte, tauchten in seinem Herzen plötzlich böse Gefühle auf, ließen ihn seinen ganzen Unwerth empfinden, einen solchen Preis zu besitzen und — der Muth entsank ihm.

Aber als er nachdrücklich gegen Harriett die Ueberzeugung aussprach, wie unwerth er ihrer sei, und sie beschwor, nicht weiter zu gehen, erst vorher zu überlegen, ehe sie einwilligte, das Loos eines fast ruinirten Mannes zu theilen, zu bedenken, ob sie den Widerstand ihrer Familie, das Urtheil der Welt würde ertragen und sich dagegen behaupten können, als er ihr den Stand seiner Verhältnisse entwickelte, und wie er jetzt auf dem Punkte stehe, England wegen der Zudringlichkeit seiner Gläubiger verlassen zu müssen und sie mit vertrauensvollem Lächeln zu ihm aufsah, während sein Arm sie umschlang und ihr Haupt an seiner Brust lag und er in ihren Augen, die jetzt durch Thränen hindurch so sanft und doch so glücklich blickten, las, wie wenig sie den Widerstand fürchtete, daß diese Verhältnisse sie nicht erschrecken und sie sagte: „Ich bin die Erbin meines Vaters. Und was mein ist, ist Dein, Fred. Und wenn das selbst der Fall nicht wäre, denke Du, ich würde nicht freudig Verbannung und Armuth mit Dir theilen?"

Da drückte er sie fest an sein Herz und rief begeistert: „Dann bei Gott, mein geliebtes Mädchen, Nichts soll uns trennen als der Tod!"

Sie legte ihren Kopf an seine Brust und lächelte durch ein bejahendes Lächeln das Gelöbniß.

Digitized by Google

„Das ist ein rasches Gelübde, Mr. Carlton!“ sagte eine strenge Stimme hinter ihnen, und kaum waren die Worte aus seinem Munde, so hatte Mark Hetham auch Harriett schon der Umarmung Freds entzogen und Beide standen beschämt und verwirrt unter seinem kalten strengen Blicke.

Der gewandte Mann bedurfte indeß nur wenig Zeit, um sich zu sammeln und seine leichte Manier wieder anzunehmen. Er ergriff die Hand Harriett's, führte sie zu ihrem Vater und erklärte diesem, mit der offenen und freien Weise einer Person, die ganz in ihrem Rechte ist, seine Liebe zu seiner Tochter.

„Und nun, mein theurer Onkel“, fügte er hinzu, „wünschen wir nur noch die Bestätigung unseres Glückes von ihren Lippen zu hören, Ihre Einwilligung zur Verlobung Ihrer herrlichen Tochter mit mir, der, wie tadelnswerth sein Lebenslauf auch immer gewesen sein mag, jetzt das feierliche Versprechen gibt, daß es von nun an die höchste Aufgabe seines Lebens sein soll, sie glücklich und sich des Besitzes eines so köstlichen Kleinods würdig zu machen.“

Während dieser Rede erhielt Harriett ihre ganze Fassung wieder und richtete ihre Gestalt wie zur Vertheidigung gegen allen Einspruch und Widerstand auf.

Mark Hetham hatte der glänzenden Rede still und ohne Unterbrechung zugehört, aber sie hatte, wie selten dies auch Carlton widerfuhr, gar keinen Eindruck auf ihn gemacht und endlich erwiderte er im ernsten und kalten Tone: „Ein Kleinod, das man sich durch hinterlistige Mittel erworben, kann nie Segen bringen. Mit meiner Einwilligung, Carlton, wird meine Tochter nie Ihre Gattin, das ist mein fester Beschluß. Aber wir können das besser und zwar ganz kurz in meinem Zimmer abmachen. Mit Dir, Harriett, werde ich nachher sprechen!“

Carlton folgte, indem er der Geliebten noch einen ermuthigenden Blick zuwarf, die mit starren Augen, zitternden Lippen, und bleich wie die Marmorstatue, an die sie sich stützend lehnte, dastand.

Wie groß der Zorn Mark Hetham's auch war, so beständigte er sich doch durch die Art und Weise, wie Carlton seine gerechten Vorwürfe hinnahm. Er suchte sich durch Nichts zu entschuldigen, als durch die unbesiegbare Stärke seiner Liebe. Offen gestand er seine unwürdige Handlungsweise zu, schonte sich nicht — verfluchte sein Schicksal, das ihn immer auf einen Irrweg führte, und nannte sich den elendesten, unglücklichsten, verlorensten Menschen, dessen Glück und Hoffnungen vernichtet, der zum Untergange ausersehen sei. Seine Augen waren mit Thränen gefüllt, seine Stimme zitterte, als er das gerechte Urtheil Mark Hetham's anerkannte, aller Hoffnung, Harriett je sein Weib zu nennen, zu entsagen. Mit anscheinend tiefer Traurigkeit und verzweiflungsvoller Angst hörte er den Ausspruch, daß er sofort den Ort verlassen solle, wo er seine Zeit zum Verderben Aller angewandt hatte. Ja noch diesen Abend wolle er sich von der Angebeteten losreißen und dadurch seine Reue beweisen, und in wenig Tagen werde er sich als einsamer Wanderer, als armer Verbannter, in einem frem en Lande befinden. Nur um einen letzten Abschied von Harriett bat er, und er spielte seine Rolle so gut — so erschütternd, so überzeugend war seine Zerknirschung, daß das gute Herz von Mark Hetham gerührt und Harriett gerufen wurde.

Stolz, mit gerötheten Wangen trat sie ein, und stand vor ihrem Vater — nicht etwa wie eine Schuldige, die ihr Urtheil hören soll, sondern wie eine Königin, die ihr gesetzliches Recht beansprucht.

Carlton nahm ihre Hand und sah sie mit einem Blicke, der die höchste Zärtlichkeit in sich schloß, einige Minuten still an; dann theilte er ihr im Tone tiefster Verzweiflung das gänzliche Fehlschlagen seiner Hoffnungen und ihres Vaters unwiderrufliches Urtheil mit.

„Geliebte Harriett“, endigte er, „ich muß die Weisheit dieses Urtheils anerkennen. Unwürdig wie ich eines solch' köstlichen Besitzes bin, war es Tollkühnheit, nach demselben zu streben. Um Deinetwillen, Theuere, verlasse ich Dich, vielleicht für immer. Ich bitte nur, — und gewiß wird es mir Dein Vater nicht versagen, — ich bitte nur, meiner in Deinem Gebete zu gedenken, mich zu bemitleiden, mir zu verzeihen, der Dich, wenn auch nicht weise, so doch überschwenglich geliebt hat.“

Er schloß sie in einer langen und innigen Umarmung an sein Herz. Und als sie ihren Kopf erhob, und sich von dieser unerwarteten und ergreifenden Scene etwas erholt hatte, — war er fort.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen in Wien.

Nachdem wir bereits in den beiden letzten Nummern unserer Zeitung mehrfache Berichte über den Empfang der Schützengäste gebracht, lassen wir an dieser Stelle einen weiteren Bericht folgen. Er ist aus Wien vom 28. datirt und lautet: Gestern Abends um halb 10 Uhr langten mittelst eines Separatdampfers an 300 Schützen aus Nürnberg, München, Erlangen, Augsburg ꝛc. ꝛc. an. Eine nach Tausenden zählende Menge hatte sich an den beiden Ufern des Donaukanales versammelt und empfing die Gäste mit Hochs. Dr. Schrank bewillkommnte im Namen Wiens und des Schützen-Komites die Schützen.

Um halb 9 Uhr brachte der Krakauer Zug den Schützenverein von Ratibor und bald darauf ein zweiter Zug 400 Schützen aus Sternberg und Umgebung, welche die Fahne des Sternberger Schützen-Vereines entrollten.

Die für heute signalisirte Ankunft der Reichenberger Schützen erfolgte schon gestern Abends um 1/4 10 Uhr.

Digitized by Google

Um halb 6 Uhr Früh kamen die Schützen aus Kärnten und Steiermark. Als die beiden Züge, die etwa 350 Schützen brachten, in die fahnengeschmückte Halle einfuhren, erscholl lauter Jubel und die Kapelle „Rodich“ stimmte einen Marsch an. Die Schützengäste reihten sich um die Fahne des Kärntner Schützenbundes, die entfaltet die Inschrift zeigte:

„Ein scharfes Aug' zum sichern Schuß,
Die deutsche Hand zum Brudergruß.“

Prof. Pöschl begrüßte die Gäste als Sprecher des Empfangs-Komites im Namen Wiens, der deutschen Stadt an der Donau. Herr Nowack, Obmannstellvertreter des Kärntner Schützenbundes, erwiderte: „Nicht allein das Herz der Kärtner Schützen, sondern des ganzen Landes bringen wir Ihnen.“ (Lebhafter Beifall.) Hierauf ordneten sich die Schützengäste in Reih und Glied, und zogen, an der Spitze ihre Fahne und die Kapelle, gegen den Mozartplatz, begleitet von einer außerordentlichen Menschenmenge. Die Fenster der festlich geschmückten Häuser jener Straßen, durch die sich der Zug bewegte, waren von Menschen dicht besetzt. Von allen Seiten flogen Kränze und Blumen auf die Schützen herab und tausendstimmige Hochrufe ertönten, die von den Schützen enthusiastisch erwidert wurden.

Mit dem Krakauer Frühzuge kamen heute über 200 Schützen aus Schlesien an, mit dem Prager Zuge eben so viele aus dem nördlichen Böhmen, Mähren und Sachsen. Korporativ waren die Schützen aus Mähr. Neustadt mit ihrer Fahne erschienen. Dr. Willner empfing dieselben.

Die Schützen aus Württemberg und der Schweiz verspäteten sich um drittehalb Stunden, und es trafen die Württemberger erst um 5, die Schweizer um halb 6 Uhr am Westbahnhofe ein. Die Volksmassen wurden nicht müde zu warten, um den lieben Gästen einen unbeschreiblich jubelnden Empfang zu bereiten. Den Willkommgruß an die Württemberger sprach Dr. Willfort . . . „Vor Allen haben die Württemberger einen besonderen Platz in den Herzen der Wiener aufbewahrt. (Bravo.) Am 10. November 1859 haben die Wiener das Geburtsfest des großen Schwaben Schiller gefeiert. Die Württemberger haben bei den letzten Wahlen in das Zollparlament gezeigt, daß sie sich Württemberg nicht denken können ohne Oesterreich. Haltet fest an der schwarz-roth-goldenen Fahne. Die ephemeren Verhältnisse sind nicht haltbar. Was Gott verbunden hat, kann keine andere Kraft zersplittern. Es leben unsere Württemberger Gäste hoch! Es lebe das ganze große Deutschland!“

Herr Dr. Freisleben aus Stuttgart erwiderte: Verehrte Bürger der Kaiserstadt Wien. Haltet die Eindrücke der Reise zu Gute, wenn ich die Worte nicht so kräftig finde, wie sie die Gefühle sagen möchten. Oesterreich und Schwaben sind unzertrennlich. (Jubel.) Das Jahr 1866 konnte keine Kluft zwischen Oesterreich und Schwaben reißen, das konnte keine Macht von Blut und Eisen. Wir sind gekommen, Ihnen zu sagen, daß Sie in Deutschland bleiben müssen unter allen Umständen. Unser Wirken soll dahin gehen, daß Oesterreich mit Deutschland ein einiges, freies Deutschland werde, — und wir werden Wort halten. Es lebe die einzige freie Kaiserstadt Wien! (Jubel. Fahnenschwenken.)

Die letzten der 560 Württemberger hatten eben das Vestibule verlassen, als Marschklänge die einfahrenden Schweizer begrüßten. Kräftige männliche Gestalten, alle mit Strohschützenhüten — über 500 — füllten bald das Vestibule.

Fabricius, der Vorstand des deutschen Schützenbundes, begrüßte die Schweizer Namens des Bundes, des Wiener Zentral-Komites und Namens der Stadt. „Euch vorzugsweise, Schweizer, haben wir sehnsüchtig als unsere Ehrengäste erwartet. Ihr kennt seit Jahrhunderten die Freiheit, während wir in Nacht und Dunkel waren. Ihr habt gesiegt zum Heile der Menschen und der Freiheit. Ihr werdet hier finden, daß die Gewässer der Freiheit wieder im Steigen sind; es wird nicht mehr lange dauern, so wird der Damm fallen, der die Schweiz von Oesterreich geschieden hat. (Jubel.) Nicht nur die Häuser und die Thüren, auch die Herzen der Wiener stehen Euch offen. (Endloser Jubel.) Auch Euch, mitgekommene Vorarlberger, gelten meine Worte, seid herzlich gegrüßt: Ihr werdet Euch hier wie zu Hause finden.

Styger erwiderte: „Sehr schwere Zeiten sind seit dem Frankfurter Schützenfeste vorübergegangen, man wollte eine Kluft graben, allein die Bergen der Völker fällen die Kluft.

Des Schützen Hand
Ist der Deutschen Band.

Schon durch diesen Empfang sprechen wir es aus, daß die Deutschen ein einig Volk von Brüdern sind. Ein Hoch dem Zentralkomite, ein dreifaches Hoch der Stadt Wien. Unter Musikbegleitung und stürmischen Ovationen zogen die Schweizer in's Massenquartier in's Esterhazypalais. Das Massenquartier ist keine Kaserne, sondern ein Palast in des Wortes vollster Bedeutung.

Unsere Tyroler.

Der „Wiener Abendpost“ schreibt man „aus Deutschland“ mit obigem Titel:

Unter den verschiedenen Motiven, die zusammenkommen, um das diesmalige Schützenfest zum großartigsten und bedeutendsten zu machen, gehört auch eines, welches mir fast zu wenig betont wird. Wir rüsten auch deßhalb mit besonderem Eifer und sehen uns vor durch Uebungen und Proben, weil wir wissen, daß wir

Digitized by Google

in die alte, eigentliche und rechte Heimath der Schützen gehen. Deßhalb legen wir ein Festgewand an und kommen mit aufmerksamen und geschärften Augen: waren ja von den Frankfurter Schützen wieder die österreichischen die einzigen, die, als es galt, von der Theorie zur Praxis übergingen. Wir wissen, daß es die Vereinsleute sind, die nicht allein mitrathen, sondern auch mithalten; die Schützenbrüder, die den Unterschied kennen in dem Geruche des Pulverrauches vom Scheibenstande und dem, der vom gerötheten Felde aufsteigt; die Männer von der Spritze, die gleich parat sind, wenn der rothe Hahn, den der Feind dem Vaterlande aufsetzt, signalisirt wird. Ja, wer das einmal miterlebt hat, der vergißt es nimmer, denn er rieselt gar eigenthümlich durchs Gebein, dieser Abschiedsruf des Bürgers, der Schlachtruf des Familienvaters, der Haus und Herd zu vertheidigen eilt — —

Es war in einer schweren, verhängnißvollen Zeit, als ich von Oberitalien herauf in das Etschland kam. Die Schützen und Stürmer zogen auf Wegen und Stegen der Heimath zu. Noch einmal sammelten sich die Kolonnen im weiten und herrlichen Thale von Bozen. Was war da natürlicher, als daß es wieder zu Uebungen kam, wozu die schöne Schießstätte von Bozen sich ganz besonders eignete. Wohl eine Woche hindurch rollten die hohen Bergwände des Schlern und Ritten ununterbrochen das Echo des Stutzenlaute den südlichen Thälern zu. Aber gar viele der Männer schienen sich auf der feinen Schießstatt nicht recht behaglich zu fühlen; sie kamen auf dem glatten polirten Stande nicht in ihr Element. Beim Befahren der tyrolischen Bergorte macht man die Bemerkung, daß mit der Anlage von Schießstätten immer sehr willkürlich und einfach zu Werke gegangen wird, natürlich immer im Verhältniß zur Wohlhabenheit der Gemeinde, des Dorfes, der Häusergruppe. Meistens hat auch das vereinzelte Haus seine Scheibe; wo mehrere Hütten aber am Berghange oder auf der Halde zusammenliegen, da ist schon eine gemeinsame Schießstatt.

(Schluß folgt.)

Kunst und Literatur.

† Vom Jahrgang 1868 der von Isabella Braun herausgegebenen „Jugendblätter“ liegen uns die Hefte 8—12 vor. Wir finden darin wieder recht artige Beiträge von Proschko, Grube, Fr. Beck, Rheinect, Wisserer, Zastrow, Ney, Salesius, Pocci, der Herausgeberin u. A. m., deren Auswahl auf's Neue von dem ernsten Streben dieser fleißigen Kinderfreundin Zeugniß gibt, der Jugend in einer unterhaltenden Lektüre zugleich Stoff der Belehrung und Anregung zur Bildung des Gemüthes und Herzens zu bieten.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber Richard Wagner's neue Oper: „Die Meistersänger von Nürnberg“ verlauten fast ebenso viele äußerst günstige, wie ungünstige Urtheile. Wir theilen hier die Stimme eines Musikers darüber aus den „Gränzboten“ mit: Wenn das Endresultat eines unbefangenen und nicht im Voraus eingenommenen Urtheils ungünstig lautet, so liegt die Ursache einzig am Werke des Dichter-Komponisten, der keinem der Hauptgesichtspunkte, nach denen die Kritik ihren Spruch stets zu bemessen haben wird — Maß, Form und Schönheit — gerecht zu werden wußte. Man hat oft behauptet, daß Dasjenige, was an Wagner's Musik originell erscheint, unschön, geschraubt, ja häßlich, dagegen alles Ansprechende nicht neu sei. So wirken auch die sparsamen Melodien weniger durch den Reiz der Frische und Neuheit, als vielmehr durch ihr sporadisches Erscheinen und den Reichthum ihres Accompagnements. Wagner weiß mit seinem Orchester unbegreifliche Effekte zu erzielen, sowohl Klänge, die der Natur abgelauscht scheinen, als spärenhafte, wahrhaft ätherische Tonverbindungen, aber alles Dies eint sich nicht zu einem vollendeten, in sich abgeschlossenen, nach außen befriedigenden Kunstwerke, welches sich mit innerer Nothwendigkeit vor unserer Empfindung entfaltet. Alles ist künstlich gewungen und verräth schwere Geburt. Die theilweise Originalität, die einzelnen Effekte vermögen für den Mangel an geistiger Freiheit und ursprünglichem Leben nicht zu entschädigen. Wir bewundern den Fleiß und die Sorgfalt, beklagen aber die geringe Summe wahrhaft genialer Begabung des Komponisten, der ohne dieselbe zu besitzen, und nachdem ihm so viele geistige, ihn weit überragende Meister vorausgegangen sind, es doch wagte, sich zum Reformator der Tonkunst aufzuwerfen. Ein Spruch, welchen Wagner seinem Hans Sachs in den Mund legt, darf ihm selbst zur Beherzigung empfohlen werden:

„Wollt Ihr nach Regeln messen,
Was nicht nach Eurer Regeln Lauf,
Der eig'nen Spur vergessen:
Sucht davon erst die Regeln auf!“

Berichtigung: Leider ist Anastasius Grün's „Freigraf“ in Nr. 171 ds. Bl. mit zwei Druckfehlern ausgegeben worden, die wegen Kürze der Zeit nicht mehr verbessert werden konnten; man bittet darum nachträglich, auf Seite 683, Zeile 4 von unten „Schienenstrang“ und auf Seite 684, Zeile 9 von unten „Lagmer“ zu lesen.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 173 Dienstag, 28. Juli 1868.

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

Erster Festtag.

Wien, 26. Juli.

Beim Morgengrauen machte sich Wien auf die Beine. Nie haben die Frauen Wien's so frühzeitig und mit so großer Sorgfalt Toilette gemacht, und — wir müssen es gleich sagen, denn es ist während des Zuges so oft gesagt worden, — nie hat Wien ein solches Fest gefeiert, und es ist überhaupt noch nirgends ein Fest von solcher Schönheit und Herrlichkeit eingeleitet worden! Nun fragen wir, haben diese Frauen und die Tausende von jauchzenden Bürgern auch den Zweck des Zweckes erkannt, erfaßt? Wahrhaftig, keine der im Zuge Befindlichen wird daran zweifeln! Man hat uns gesagt, die Zeit der Feste sei vorüber und die Zeit und die Arbeit für die deutsche Nation sei gekommen. Gewiß ist diese Mahnung eine schmerzgeborene, aber noch mehr, sie ist eine trostlose und entspringt einer verirrten Politik.

Die Menschen sind da, um zu leben, zu arbeiten und sich ihres Lebens zu freuen. Lagen die Verhältnisse des deutschen Volkes derart, daß die Freude desselben in Strömen Blutes ertränkt werden mußten? Aber man solle ja einig werden durch den Krieg! Der heutige Tag beweist es, daß die Uneinigkeit größer ist, als je. Nicht die Unverträglichkeit der Nation, Gott sei Dank! aber die der politischen Gegensätze. Der niedergeworfene Theil steht machtvoller da, als je zuvor und beansprucht die ihm von Gott und Rechtswegen gebührende Stellung zum Ganzen. Darin aber liegt der Beweis, daß es kein Bürgerkrieg, kein Brüderkrieg war, wie der amerikanische, hervorgegangen aus einer großen humanen Idee, sondern ein Kabinetskrieg, ein Krieg der Dynastie um die Hausmacht. Es ist wohl nicht weiter darüber zu reden, daß es das Volk nicht war, welches in den Krieg gehen wollte. Das schwer und ernst arbeitende deutsche Volk will und darf sich freuen, und Gott sei Dank, daß es dieß bei uns und zwar an einem Feste wie das, welches heute eröffnet wurde, kann.

Die allgemeine Aufregung und das ungeheure Wogen in den Straßen am Freitag und Samstag bis in die späte Nacht, ließen für den heutigen deutschen Nationalfestzug etwas Außerordentliches erwarten, und alle Erwartungen wurden weit übertroffen. Die Paläste und Häuser auf der Ringstraße, durch welche sich der Zug bewegte, und jene in der Jägerzeile, die der Ringstraße womöglich noch überbietend, prangten bereits gestern Nachmittags im Festtagsschmucke.

Tausende von unternehmungslustigen Individuen errichteten in der Nacht von gestern auf heute auf den noch freien Strecken kleine wackelige Tribünen auf Leitern, Latten und Wägelchen, und um sich ja nur von Niemanden zuvorkommen zu lassen, übernachteten diese spekulativen Leutchen auf ihren halbfertigen Tribünen.

In allen Theatern und größeren Vergnügungsetablissements hatten sich gestern Abends noch Tausende von Schützen eingefunden, das lebhafte Treiben dauerte in den Straßen bis spät nach Mitternacht.

Zu dieser besonders frühen Frequenz in den Straßen trugen die zahllosen, in den frühesten Morgenstunden eingetroffenen Schützen- und Separat-Vergnügungszüge das Ihrige bei.

Die Morgensonne lachte heiter hernieder auf die prachtvoll geschmückte Feststadt, der Tag versprach schön — glänzend zu werden.

Um 7 Uhr Morgens waren bereits die Tribünen selbstjener Straßentheile überfüllt dicht besetzt, in welchen der Festzug erst um 12 Uhr Mittags erschien.

Die Aufstellung und Ordnung der Gruppen dauerte bis 9 Uhr, die Aufstellung geschah in Hufeisenform, so daß die Tete beim Abmarsch vom Stationsplatze der Pferdbahn aus nach rechts abschwenkte und die Folgenden zur Kurve nachrückten und ebenso schwenkten.

Kurz vor halb 10 Uhr setzte sich der Festzug unter lebhaftem, immer steigenden Jubeln und Jauchzen in Bewegung. Zwei Kompagnien brachen in raschem Schritte demselben zuerst Bahn durch die Massen.

An beiden Fronten rückten Turner im Gänsemarsche vor und Mitglieder des Ordnungskomite's folgten ihnen.

So wurden, gleich herzlich und freudig wie am Ring, die Gäste begrüßt.

Das war ein Grüßen und ein Tücherschwenken! Worte reichen nicht hin dieses Bild vor die Seele zu führen und nur Wer im Zuge war hat die ganze Größe und Herrlichkeit empfunden. Die Häuser und Paläste der Ringstraße schienen lebendig geworden zu sein; es war eine unbeschreibliche Bewegung, die manchem kühlen Manne Thränen in die Augen brachte.

Digitized by Google

Als die schmucken Turner, die junge Schützenwache, der Herold und Bannerträger und die Schwertträger, die reitenden Trompeter, das schöne berittene Schützenkorps, die Bahn gebrochen hatten, begrüßten auf der oberen Ringstraße die ersten Häuser, bis zur Plattform besetzt, die vordersten unserer Gäste. Es waren die Schweizer, in großer Anzahl und in drei Abtheilungen vertreten, kenntlich an kleinen weißen Strohhüten mit grünem Bande. Ihnen folgten Badenser und Württemberger, die Letzteren mit besonders warmen Zurufen empfangen und die Grüße der Wiener wurden mit der gleichen Freudigkeit erwidert. Die Bewegung erreichte, nach unserer Ansicht, den Gipfelpunkt am neuen Opernhause. Dasselbe geschmückt bis zur Höhe mit zwei riesenhaften Reichsbannern, war von der Loggia bis zur Plattform mit jubelnden Menschen bedeckt. Die Loggia bot einen überaus reizenden Anblick, es waren nur auf dem Postamente und den Bogen Basen mit frischen Blumen aufgestellt. Auf der Tribüne, im Dreher'schen Hause, im Heinrichshofe, die weitleitend im Schmucke hervorragten, wogte das Publikum Kopf an Kopf.

Als die Bayern anlangten, wurden Freudenrufe und Jauchzer hinüber und herübergeschickt, wie auf der Alp von Matte zu Matte. Die Rheinländer und Westphalen, die Hessen, die Sachsen namentlich, wurden wieder begeistert begrüßt. Dann folgten die verschiedenen Komite's, die nicht ohne Befriedigung zu ihrem „Sitze" emporblickten und grüßten. Als aber die Frankfurter kamen, wollte der Zuruf kein Ende nehmen. Frankfurt hoch! Wien hoch! brauste es hinüber und herüber: die freie Stadt Frankfurt! und wieder unsere Kaiserstadt Wien hoch! hoch!

Endlich gelangte der Zug, langsam vorüberschreitend zur Schwarzenbergbrücke. Hier erreichte der Jubel den Höhepunkt.

Vize-Präsident des Bremer Bundesschießens Schröder in Verhinderung des Präsidenten Buff:

„Ich überreiche Ihnen nun heute das Banner und die Fahne des deutschen Schützenbundes. Sie sind das Symbol der höchsten Wünsche, welche jeder Patriot, dessen Herz für die Ehre und Größe seines Vaterlandes schlägt, mit allen seinen Kräften zu erstreben sucht. In der immer festeren und innigeren Vereinigung aller deutschen Stämme und Gauen erblicken wir Alle das alleinige Heil unseres Vaterlandes. Nur in unserer Eintracht liegt unsere Macht; sind wir innig vereint, wer wird es dann wagen, unsereren Frieden zu stören?

Die Fahne der Stadt Wien! Sie kehrt für einige Jahre in ihre Heimath zurück. Wir haben sie hoch in Ehren gehalten; rein, unbefleckt, wie wir sie empfangen, gebe ich sie Ihnen zurück. Nebst der Bundesfahne überreiche ich die beiden Fahnen der vereinigten Staaten von Nordamerika. Bei dem Anblicke dieser Sternen-Banner möge ein Jeder eingedenk sein, was ein freies Volk auch in sehr bedenklicher Lage zu leisten sich bewußt ist. Mit der Uebergabe dieser Fahnen erkläre ich, daß die Stadt Wien jetzt der Vorort des deutschen Schützenbundes geworden ist."

Gegenrede des Bürgermeisters Dr. Zelinka: „Das begeisterte Willkommen, das den deutschen Schützen von der gesammten Bevölkerung Wiens heute entgegenschallt, ist die sichere Bürgschaft, daß die deutschen Stämme Oesterreichs das Band, welches dieselben mit ihren Brüdern in Norden und Süden unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes Jahrhunderte lang in Treue und Liebe umschlungen hielt, nicht gelockert wurde.

Das Banner und die Fahnen des deutschen Schützenvereins werden mir heute als das Symbol der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme an einer Stelle anvertraut, an welcher schon vor Jahrhunderten wiederholt die Bürger Wiens im Vereine mit ihren deutschen Stammesgenossen die gefährlichsten Stürme, welche gegen die deutsche Zivilisation gerichtet wurden, heldenmüthig und siegreich zurückgeschlagen haben.

An dieser Stelle verspreche ich im Namen der Bürgerschaft Wiens, dessen Vorstand heute zu sein ich als die größte Ehre ansehe, daß sie das mir so eben übergebene Symbol deutscher Einheit durch die Zeit, für welche dasselbe ihr anvertraut bleibt, redlich bewahren, die Liebe zu ihren deutschen Brüdern aber für ewige Zeiten in ihren Herzen erhalten wird.

Das Ziel, welches durch unsere Eintracht erreicht werden soll, ist der Friede!

Der Friede vor Allem zwischen den einzelnen deutschen Volksstämmen, denn die Individualität eines jeden derselben achtet und ehrt — den Frieden, indem er dem Ehrgeize eines jeden einzelnen Volksstammes Selbstbeherrschung auferlegt, die Eintracht der gesammten Nation fördert und belebt.

Es ist ein freies Volk, das heute seine Stammesbrüder in seiner Mitte begrüßt.

Der Ernst und die Energie, mit welcher wir das nun erworbene Gut zu wahren und zu sichern suchen, ist eine Bürgschaft dafür, daß wir den hohen Werth desselben erkennen, nicht nur für uns, sondern für die Zivilisation und für die Entwicklung des öffentlichen und individuellen Rechtes in allen Gauen Deutschlands.

Friede und Recht und gesetzliche Freiheit, das ist die Losung, die uns vereinigt!

Unter diesem Wahlspruche seid also Ihr deutschen Brüder uns willkommen." Der Jubel, den diese Scene begleitete, läßt sich nicht schildern! — — Nach der Begrüßung nahm endlich der Zug im schnelleren Tempo den Gang zum Prater.

Das Bundesbanner auf dem mit Reisig und den Wappen der Stadt geschmückten Wagen, eskortirt von der reich galonirten städtischen Dienerschaft und zur Rechten und Linken des Banners je 10 Bremer und 10 Wiener Schützen. Dann folgte der Bürgermeister Zelinka im Galawagen mit dem Bundesvorstande des Schützenvereins; darauf die Mitglieder des deutschen Schützenbundes. Es folgten der Gemeinderath und das

Digitized by Google

Centralkomite, dann wieder Bremer Schützen und unsere amerikanischen Gäste, dann die aus Belgien und Frankreich, die Wiener Studenten, die Hansestädte, die Holsteiner, Mecklenburger, Preußen und endlich die vierte und letzte Abtheilung, die Deutsch-Oesterreicher und Ungarn. Wohl haben die Oesterreicher einen angemessenen Schluß und da ist nur eine Stimme, daß sie die originellsten von allen waren. So hielten die Schützen ihren Einzug in den Prater und in die Festhalle, wo bei ihrem Eintritt in den Festplatz langsam das Bundesbanner aufgezogen wurde.

Das erste Festbankett.

Nun wir den Moment wahrgenommen, in welchem sich die entferntesten Stämme Deutschlands zusammenfanden, um gegen ihre Vielgetheiltheit Einsprache zu erheben, wollen wir unbedingt an die Befähigung und Berechtigung der Zusammengehörigkeit Deutschlands — glauben. — Der heutige Tag wird immer denkwürdig bleiben in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkes. — Wer den großen Zug deutscher Männer aus allen Gegenden der Windrose beobachtet, welche heute durch Wien und den Prater gezogen, der wird sich nicht verhehlen können, einzugestehen, daß hier ein providentielles Agens wirkt, um endlich dem deutschen Volke zu seinem Rechte zu verhelfen. Der Genius des Menschengeschlechtes pflegt keine Komödie zu spielen. Die hundert und zwanzig Banner, die wir heute unter den gastlichen Schutz des österreichischen Aares gestellt, sind nicht zur Dekoration der Festhalle herbeigetragen worden. Sie dekoriren den weltgeschichtlichen Moment des heutigen Tages und werden einst in der Rüstkammer des vereinigten Deutschlands als die Wahrzeichen der ersten Reunionskämpfe ihren Rang zu behaupten wissen.

Welch' ein kolossales Bild einer verwandtschaftlichen Völkerfamilie bot nicht heute die Festhalle inmitten der Baumgruppe des Wiener Praters? Alle Theile der Erde, welche der deutschen Nation ihre Kultur verdanken, sandten ihre Repräsentanten nach Wien, um hier dem Waffenspiele anzuwohnen und untereinander ihre verwandtschaftlichen Beziehungen aufzufrischen und zu befestigen. Die exklusiven Schweizer, die zurückhaltenden Nordländer, die isolirten Siebenbürger-Sachsen, die schmollenden Tyroler, sie Alle, Alle eilten herbei, um den schmerzbetroffenen Bruderstamm zu umhalsen und ihn ihrer Treue und Opferwilligkeit zu versichern.

Ueber hundert und zwanzig Schützenbanner, darunter das 300jährige zerfetzte von Kitzingen und das ehrwürdige der Stadt Frankfurt schmückten die Wiener Schützen Festhalle und verliehen der ephemeren Gestaltung eine historische Bedeutung, die nur Diejenigen ignoriren mögen, die die leise Strömung der Zeit als solche nicht anerkennen. — Oesterreich wird und muß sich regeneriren, ob auch das Programm des nordischen Fundators in Brüche ginge. Deutschland, das ganze Deutschland wird sich des ausgeschlossenen Stammes annehmen, der ihm so sehr ans Herz gewachsen, wie wir dieß heute neuerdings aus dem Jubel der Gäste wahrgenommen.

Den realen Theil des Festes berührend, konstatiren wir mit Genugthuung, daß sowohl Speisen und Getränke, als auch die Bedienung vollkommen genügend befunden wurden. Die Zahl der Gäste überstieg weit 6000 und ein großer Theil mußte verzichten, dem Bankette des ersten Festtages anzuwohnen.

Das Bankett dauerte an zwei Stunden und es wurden während desselben folgende Reden und Ansprachen gehalten:

Präsident Dr. Kopp besteigt die Tribüne unter allgemeinem Beifall und spricht:

„Schützenbrüder! Geehrte Festgenossen!

Wie soll ich daran gehen, um die Freude und den Jubel, die mein Herz erfüllen, vor Euch auszugießen! Ich habe die ehrenvolle Aufgabe erhalten, Euch die Gefühle und Empfindungen der wackeren Bewohner der Hauptstadt dieses Reiches, so wie meiner wackeren Schützengenossen aus Deutsch-Oesterreich auszudrücken. Ich fühle es in diesem Augenblicke, daß keiner aus uns dieser Aufgabe gewachsen ist.

Ihr habt es gesehen aus tausend Blicken blitzen, Ihr habt es gehört durch tausend Kehlen dröhnen, Ihr habt es endlich gefühlt durch tausend Pulse schlagen, an jenem Festzuge, welchen Ihr eben beschlossen. Wer diese Sprache nicht versteht, der schleiche weinend sich aus unserem Bunde (Lebhafter Beifall!)

So seid mir denn gegrüßt viel Tausendmal Ihr wackeren Brüder aus dem großen deutschen Vaterlande, Willkommen Ihr Schweizer mit Euerem ruhmbedeckten Freiheitsbanner (Lebhafter Beifall!) Gruß und Handschlag Euch wackeren Vertretern aller Nationen, die Ihr gekommen seid, unser Fest des Friedens und der Freiheit durch Eure Gegenwart zu verherrlichen! Die alte Kaiserstadt am Donaustrande, sie streckt Euch die treubewährte Hand entgegen (Beifall,) geschmückt, verjüngt im festlichen Gewande. Ergreift diese Hand vertrauensvoll, wie sie Euch geboten ist (Beifall) und mit diesem Festgruß übergebe ich Euch diese Stätte zu Euerer Verfügung.

Ich eröffne hiemit diese Rednerbühne. Freiheit! So möget ihr sie benützen, um zu befördern, um zu heben unsere gegenseitige Eintracht, um zu beleben, zu wecken jenes höchste Gefühl, ohne das es nichts Großes mehr gibt für das Volk im Volke, die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande (Stürmischer Beifall). Wohl gibt es Leute, die da einen Zweifel aufwerfen, ob es denn noch ein Deutschland gäbe, und in der That: Hier ein Norddeutscher Bund unter preußischer Oberherrschaft, dort wieder einige autonome Königreiche und Großherzogthümer, die nach dem Ariadne-Faden haschen, in dem Labyrinthe, in dem sie einmal verfallen sind; hier endlich der abgerissene Koloß eines deutschen Landes, welches ein allzu eifriger Arzt vom gesunden Leibe losgetrennt auf die Gefahr hin, das Siechthum des ganzen

Digitized by Google

Körpers zu begründen (Lebhafter Beifall). Also, wo ist das deutsche Vaterland! Doch da blicke ich auf unsere schöne Donau, die da ihre blauen Wellen fortbewegt, als wollte sie sich zum ewigen Schlafe legen, bis endlich einige feindliche Inseln sie in ihrem Laufe stören. Der Kampf beginnt in den schäumenden Wellen, die Inseln fliegen, und in fünf Arme zerstiebt der schöne Donaustrom.

Doch fragt ihr, wie diese Arme heißen? Donau heißen sie Alle. (Lebhafter Beifall.) Doch stehe über ein Kleines vereinigen sie sich wieder zu einem mächtigen Strome, der sich majestätisch ergießt in das allumfassende Meer (Beifall.) Und so ist denn unser Deutschland an den Inseln angekommen, allein jeder der getrennten Theile heißt Deutschland und ist Deutschland und wird und muß sich vereinigen zu einem großen, mächtigen Ganzen (Stürmischer Beifall).

Und wenn es wieder Leute gibt, die da allen Ernstes die Frage aufwerfen, was denn wir Oesterreicher noch in Deutschland zu suchen haben, nachdem wir einmal daraus geschieden wurden, so hat diese Frage scheinbar eine Berechtigung. In der That hieß Oesterreich, das sich wie ein Phönix aus der Asche erhob (allgemeiner Beifall) hieß Volk, das im Vereine mit seinen erhabenen Führern aus dem zerstampften Boden in kürzester Frist die schönsten Freiheitsblüthen emportrieb (lebhafter Beifall), hieß Land, das zum Erstaunen der Mitwelt blüht und gedeiht, diese haben es fürwahr nicht nöthig, sich nach den zweifelhaften Fleischtöpfen Aegyptens zu sehnen! (Allgemeiner lebhafter Beifall.)

Was also unsere Blicke mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem gemeinsamen Vaterlande hinzieht, das ist nicht in Eigennutz begründet, sondern das ist das unerbittliche Postulat der Weltgeschichte, es ist das Postulat Eurer durch gleiche Sitten und Kultur und durch eine 1000jährige Gemeinschaft geheiligten Zusammengehörigkeit (lebhafter allgemeiner Beifall), es ist das Band der Familien, es ist das Band des deutschen Blutes, das in unseren Adern rollt (stürmischer Beifall). Doch es gibt eine Macht, die durch keine Macht zu zerreißen ist, und das ist das Band der Anerkennung gemeinsamer deutscher Zusammengehörigkeit.

Es gibt aber noch ein größeres Gut, ein höheres Streben, das uns verbindet, und das ist unser gemeinsames Streben nach ächter bürgerlicher, politischer Freiheit (allgemein lebhafter Beifall).

Nehmt dem Vogel die Luft, nehmt dem Fische das Wasser, und er wird verenden; nehmt dem deutschen Volke die Freiheit, und es wird dem Verderben anheimfallen (allgemein stürmischer Beifall).

Also, meine Freunde, wir Alle wollen uns vereinen zu diesem Einen erhabenen Ziele die Freiheit unseres gemeinsamen Vaterlandes zu begründen, und in diesem Sinne ergreife ich den Pokal, um zu rufen: „Das deutsche Vaterland hoch“ (die Versammlung bringt endlose stürmische Hochrufe aus).

Minister des Innern Dr. Giskra besteigt unter begeistertem minutenlangen Beifall, Jubel und Hüteschwenken die Rednertribüne:

„Gehobenen Sinnes bei den begeisterten Huldigungen für unseren erlauchten Kaiser, und freudigen Herzens beim Anblicke dieser Versammlung nehme ich das Wort an dieser Stätte, die, sonst nur heiteren Vergnügen gewidmet, in diesen Tagen auch einem erhebenden Gedanken geweiht ist.

Tausende und Tausende wackerer Deutscher aus allen Gauen des großen Mutterlandes kamen zusammen und mit ihnen so viele andere wackere Männer aus nachbarlichen und aus fernen Ländern, um edlen Wettstreit in Wehr und Waffen zu üben.

Sie kommen von den brausenden Ufern der deutschen See herauf, sie stiegen von den eisbedeckten Bergen Tyrols herunter, sie kamen von den weinbekränzten Ufern des Rheines und aus den Niederungen der Elbe heran, aus dem Herzen Deutschlands und aus den entferntesten Marken kamen sie zusammen, zunächst um Mannes Ehre in Wehr und Waffen zu erproben. (Stürmischer Beifall.)

Doch darum allen kamen sie nicht (Beifall). Jung und Alt, ohne Frage: wessen Standes, wessen Berufes fanden sich zusammen, verschiedenen Meinungen zugethan, verschieden in Weltanschauungen, Wünschen, Hoffnungen und Sorgen, aber sie kamen alle auf den Ruf, wieder einmal zu zeigen ein einig Volk von deutschen Brüdern, (stürmischer Beifall, Hüteschwenken und Rufe; Hoch Giskra!) und wie erhaben der Anblick, zu schauen, wie Allesammt, die da kamen, durchdrungen sind von dem Gefühle, einem großen Stamme anzugehören, der in den Geistern seiner besten und edelsten Männer sich als Einen weiß, einem Stamme, der zusammengefaßt ist durch das strahlende Band der deutschen Kultur und getragen ist von dem Bewußtsein der Geltung auf jenem Gebiete, wo nicht die Kopfzahl entscheidet, auf jenem Gebiete, wo der menschliche Geist seine göttliche Sendung vollzieht. Auf dem Gebiete des Denkens und Dichtens, des Wissens und des künstlerischen Schaffens. (Begeisterter Beifall.)

Jenes Land und dieses Bewußtsein macht den Deutschen gerecht und endlos billig, ehrlich gegen Jedermann (Beifall), und so sind wir Deutsch-Oesterreicher es auch gegen alle Stämme, die mit uns zu einem Staate verbunden sind. (Beifall.)

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur Gustav Pfeifert. — Druck und Verlag der L. Mailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nr. 174 Mittwoch, 29. Juli 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung)

Während der Umarmung hatte er es aber möglich zu machen gewußt, ihr folgende, von ihrem Vater unvernommene Worte zuzuflüstern: „Mein einzig Herz, denke nicht, daß ich so von dir scheiden kann, wir müssen uns noch ein Mal sehen, ehe ich abreise."

Sie hatte sie aber weder beobachtet, noch verstanden. Sie wußte nur, daß er fort war. Ohne Kampf hatte er sie aufgegeben, verlassen. Ihr Herz drohte zu brechen, es war, als sei alles Blut dort zusammengeströmt, denn in ihren Wangen war nicht ein Tropfen; aber sich krampfhaft am Tische festhaltend, stand sie aufrecht, bliz auf ihre zitternde Lippe, denn der Stolz gebot ihr, den Vater die tiefe Bewegung nicht sehen zu lassen.

„Komm zu mir Harriett", sagte der letztere, nachdem er sie einen Moment traurig betrachtet hatte, „fürchte keine Vorwürfe von mir zu hören. Ich wünsche nur, mein armes Kind, daß du später nie bereuen magst, eine Liebe wie diejenige Arthurs zurückgewiesen, und ihn, wie uns Alle hintergangen zu haben. Du kannst meine Handlungsweise jetzt nicht schätzen, aber indem ich den Gegenstand Deiner thörichten Leidenschaft entfernt habe, habe ich Dich zugleich vor sicherem Elende gerettet. Harlett, ich erkläre Dir nochmals, wie schon an jenem Abende (wie, — wenig dachte ich daran, unter welchen Umständen ich diese Worte wiederholen würde) — daß ich, ehe ich Dich als das Weib Fred Carltons sehe, Dir lieber zum Grabe folgen will, jung und lieblich wie Du bist. Ich muß Dir auch sagen, mein Kind, daß trotzdem der materielle Vortheil mich bei deiner Wahl nie leiten würde, doch nie seine Frau meine Erbin sein könnte. Die Verfügung über mein Vermögen steht in meinem freien Willen und in meiner Macht, und nie werde ich das Erbtheil meiner Ahnen einem Manne zukommen lassen, der das seine verschwendet und vergeudet hat. Niemals! Kein Spieler soll je der Besitzer dieses ehrwürdigen Schlosses werden. Doch laß uns jetzt diese traurige Unterhaltung abbrechen. Die Zeit und Dein klarer Verstand werden über das unlautere Gefühl, das Dich erniedrigt hat, den Sieg davon tragen." Er zog sie an sich und küßte sie liebevoll.

Aber kein sanfter Blick, kein Druck der Hand erwiderte seine Zärtlichkeit, sie nahm sie eiskalt auf und sagte sich hochaufrichtend: „Eine Bitte, mein Vater, muß auch ich mir erlauben zu thun, daß ich von nun an nie mehr mit Hindeutungen oder Ueberredungen zu Gunsten Arthur Monroe's gequält werde, sondern, daß man mich in Frieden läßt. Und auch ich erkläre, daß mich in dem ganzen Universum kein Anderer, als — Fred Carlton — sein Weib nennen soll."

„Harriett, Du sprichst wie ein verzogenes Kind", sagte Mark Hetham ärgerlich, „aber ich will Rücksicht auf Deinen gegenwärtigen Zustand nehmen, der Dir nicht erlaubt, die Sprache der Vernunft zu hören. Jedoch stelle auch ich eine Forderung an Dich. Ich befehle Dir, daß Du weder durch Wort noch That die Ruhe der Mutter störst, doch das ist wohl überflüssig, denn das müßte ein unnatürliches Kind sein, die deren schwacher Gesundheit nicht ihre Selbstsucht zum Opfer bringen könnte. Fürchte übrigens nicht, daß ich Deiner Neigung je Zwang anlegen werde."

Die Miene des eigensinnigen Mädchens drückte eben so gut wie Worte aus: „Mich zwingen? Wer hat die Macht, mich zu zwingen?"

Ihr Vater verstand, was in ihr vorging. Es zerriß sein Herz, diesen wilden widerspenstigen Geist in dem Kinde zu entdecken, das bisher der Abgott der Eltern gewesen war, und er fuhr in strengem Tone fort: „In einem Punkte muß ich Dich wenigstens warnen, Harriett! Ich kann viel entschuldigen, und Du kannst viel von meiner Liebe erlangen, aber an Eins bitte ich Dich stets zu erinnern. Wenn Du das Herz der theuersten und besten der Mütter verwunden könntest, sei es durch Dein Betragen oder Deine Handlungen, so schwöre ich Dir, daß ich das nie vergessen, noch glaube ich, daß ich Dir's jemals verzeihen könnte. Darum hüte Dich Harriett!"

Wider alles Erwarten war Harriett zu Tische gekommen und spielte die schwere Beleidigte. Mark Hetham sah sehr ernst aus, und Rosa hatte verweinte Augen, ja selbst die Diener fühlten, daß nicht Alles recht war, und traten leiser auf. Welch einen Kontrast bildete das heutige Mittagessen zu dem gestrigen! Es ging still und schnell vorüber, da Mark Hetham in die Stadt reisen

Digitized by Google

wollte. Nach dem Eſſen ging Harriett zu ihrer Mutter, und nur ein hartherziges unnatürliches Kind konnte dem Blick voll Liebe, unvermiſcht mit irgend einem Vorwurf, widerſtehen, mit dem dieſe ſie bei dem Eintritt anſah. Sie ſetzte ſich zu ihren Füßen und ſtarrte gedankenlos in das Buch, das auf ihren Knieen lag, denn ſie wagte nicht, dieſem Blicke zu begegnen, der, ſie fühlte es, mit angſtvoller Zärtlichkeit auf ihr ruhte. Unter ihm legten ſich einigermaßen die Wogen ihres wildbewegten Herzens, aber zu dem hochherzigen Entſchluſſe, um dieſer geliebten Mutter willen ihrer thörichten ſelbſtſüchtigen Liebe zu entſagen, konnte er ſie nicht beſeelen. Nein, er erregte im Gegentheil die Hoffnung, daß ſie gerade mit Hülfe dieſer abgöttiſchen Liebe ihren Zweck erreichen könnte. Welche Freude, welcher Triumph würde das ſein! „Wenn er nur die Mutter ſehen, mit ihr ſprechen könnte!“ murmelte ſie, und ſich an Fred's letzte Worte erinnernd, ſprach ſie mit leuchtenden Augen zu ſich ſelbſt:

„Er ſoll und muß es noch jetzt thun, und bald wird er ihre Skrupel und Befürchtungen beſiegt haben.“ Was für bittere Schmerzen dieß der Mutter bereiten müſſe, darnach fragte die ſelbſtſüchtige Tochter nicht. Bisher hatte Mary Hetham in dem Gedanken, wie geſtiftet das Glück ihres Kindes in der Verbindung mit Arthur ſein werde, gänzlich ausgeruht, allein jetzt thürmten ſich trübe Wolken auf, die ſie mit der größten Unruhe erfüllten, denn als ſie mit der Hand über das goldene Haar ihrer Tochter ſtrich, ihr in's Geſicht ſah und den leidenſchaftlichen Ausdruck wahrnahm, da betete ſie angſtvoll zu Gott, daß er derſelben Kraft geben möge, ihr wildes Temperament zu beherrſchen, das ſie als zu nachſichtige Mutter nicht frühe genug gezügelt hatte.

Harriett's neubelebte Hoffnung ſank indeß ſchnell. Sie hatte einige Zeit der Unterhaltung ihres Vaters und ihrer Schweſter, deren Gegenſtand ſie war, wie ſie aus den Blicken, welche Beide zuweilen auf ſie warfen, entnehmen konnte, ihre Aufmerkſamkeit geliehen. Als dieſe wieder am Fenſter, das auf die Terraſſe ging, auf welcher ſie hin und her promenirten, vorbeikamen, fragte Mrs. Hetham ihren Mann, um welche Zeit er abzureiſen gedenke. Er gab zur Antwort, er habe anſpannen laſſen, ſo daß es jeden Augenblick geſchehen könne; die Sonne war ſchon am Untergehen und dennoch zögerte er.

Plötzlich wurde das Geräuſch eines Wagens in der Ferne hörbar. Harriet ſah und hörte nichts weiter. Ihr Herz ſtockte, als der Wagen einen Augenblick ſtill hielt, und ſich dann gänzlich entfernte. Nach zehn qualvollen Minuten trat Mark Hetham in's Zimmer.

Harriett richtete einen wilden fragenden Blick auf Vater und Mutter, die demſelben auszuweichen ſuchten, und glaubte wahrzunehmen, daß ſich Beide wie im Einverſtändniſſe zuwinkten, worauf das Geſicht der Letzteren einen ruhigeren Ausdruck annahm.

Ein Diener trat ein, und obgleich Mark Hetham ſich augenblicklich erhob, ſo konnte er doch nicht verhindern, daß Harriett den ihm durch denſelben überreichten Brief ſah, deſſen Adreſſe er las, und dann dem Diener aus dem Zimmer folgte.

„Hat Mr. Carlton dieß geſchickt?“ hörte Harriett ihn vor der Thüre in ſo leiſem Tone fragen, daß nur ihr gereiztes Ohr es vernehmen konnte.

„Ja, gnädiger Herr, Mr. Carlton's Bediente gab es im Vorbeifahren ab“, antwortete der Diener laut.

„Laß in einer halben Stunde vorfahren“, ſagte Mark Hetham und kam in's Zimmer zurück; unmittelbar von einem andern Diener gefolgt, der auf einem Präſentirteller Harriett Etwas entgegenhielt. Sie fuhr haſtig auf und das Blut ſchoß ihr in's Geſicht. War es ein Brief? Konnte er von — ? — Ihr ſchwindelte, ſie war ganz verwirrt, endlich unterſchied ſie: Miß — Gärtner — Treibhaus — und ſie hielt in der zitternden Hand den einſt ſo heiß begehrten Diamantring. Sie betrachtete ihn ſtumm, bis ſich der Diener entfernt hatte, dann, einen vorwurfsvollen Blick auf Vater, Mutter und Schweſter werfend, richtete ſie ihre Geſtalt hoch auf, ihre Augen ſprühten Feuer, und im nächſten Augenblick ſchleuderte ſie den Ring zu Boden und trat ihn mit Füßen. Roſa bedeckte ihr bleiches Geſicht mit den Händen, ſie konnte es nicht ertragen, ihre Schweſter in einem ſolchen Zuſtand zu ſehen, und ehe ſie auffah, war Harriett in ihr Schlafzimmer geflohen.

Mark Hetham befahl, das gereizte Mädchen ihre Laune in der Einſamkeit austoben zu laſſen und ging hinaus.

(Fortſetzung folgt.)

Unſere Tyroler.

(Schluß.)

Ein ſolcher Stand hat dann etwas ſehr Primitives; aber immer trägt er den Charakter einer nüchternen, nur auf das Praktiſche gerichteten Anſchauung, und dieſe iſt es, die ihm immer eine erſchreckliche Ernſthaftigkeit verleiht, ſo daß es auch dem ſchönſten Schützenbruder von draußen, wenn er vorüberginge, nicht einfallen möchte, über das Ding zu lächeln. Es ſteht nämlich in der Bergſpalte, im verlaſſenen Steinbruche, im Hintergrunde des Weinberges oder Gartens eine Mannsfigur, welcher man eine kleine Scheibe auf den Bauch gemalt hat. Im Sarnthal und in der Umgebung von Gries ſah ich mehrere ſolcher Bilder, denen gerade in der angedeuteten Zeit ſtark zugeſetzt wurde. Daß ſie bei der Anlage eine angemeſſene Achtſamkeit auf

Digitized by Google

die Wege und Pfade in der Nähe haben, kann ich auch nicht behaupten, und es iſt daher ganz gut, daß ſie ein beſonderes Augenmerk auf den Kugelfang richten müſſen, damit das koſtbare Blei nicht unverantwortlich verſchleudert werde.

Es iſt klar, daß Leute, die auf ſolchen Schulbänken aufgewachſen ſind, ſich nicht ſonderlich wohl fühlen auf gebeltem Boden. Sie haben von den verſchiedenen Hilfsmitteln und Praktiken keine Ahnung; ein feſter Arm, ein ſicheres Auge: das iſt Alles. Und dennoch iſt mir niemals auf den verſchiedenen Schießſtänden Deutſchlands, die ich beſuchte, ſo klar geworden, was eigentlich ein Schütze iſt, als auf der Bozener Schießſtatt. Ein alter, ſchartiger Raufdegen gegenüber einer Salonklinge! — Ich war des Landſturms wegen ins Land Tyrol gereiſt; aber was ich ſah, übertraf alle Vorſtellungen meiner Phantaſie. Nicht ſo ſehr in der Großartigkeit der Erſcheinung, ſondern in der inneren Herde der Sache, dem rauhen, furchtbaren Kern. Genau wie dieſe ſtanden vor ſechs und ſieben Dezennien die Vorväter bei dem Dorfe Springes, an der Ladriſcher Brücke, am Iſelberge, im Paſſe Strub, an der Pontlatzer Brücke! Mancher von denen mit den greiſen Haaren und den eiſenharten Zügen erinnerte ſich noch auf den Ton des ſinnlichen Geſchützdonners, des Kommandowortes und des Todesſchreies der in der Bergflamme Zerſchmetterten und Erſchlagenen!

Während des Schießens klangen die Glocken von Bozen zuſammen, und ich mußte an das zufällige Glockengeläute von Feldkirch denken (Frühjahr 1799); das allein genügte, um den wilden Maſſena von erneuerten Stürmen auf die Feldkircher Höhen abzuſchrecken. Damals ohne Zweifel wie jetzt derſelbe Reichthum von charakteriſtiſchen Typen. Der blanke, geſchniegelte Tyroler, wie wir ihn auf den Jahrmärkten bewundern, iſt eine Fiktion: mir ſcheint mehr ein induſtrielles Wiener Produkt. Ich ſah auf und ab Nichts dergleichen. Dagegen hätte man Hunderte von dieſen, die eben den innigſten Wunſch gehegt, den Rothhemden eins aufzubrennen, nur in ſolche Blouſen zu ſtecken gebraucht, um die prächtigſten Garibaldianer zu bekommen.

Daneben kurze, harte, ſtämmige Leute, wie aus Eichenholz geſchnitzt; nicht viel größer als ihr Stutzen und eben ſo ſolid gearbeitet. Jünglinge mit ſchwarzen Locken und tiefblauen Augen, hoch und ſchlank gewachſen wie die Tannen im Eiſack- und Cembra-Thale. Aber die Palme möchte ich, was männliche Schönheit anbelangt, den Sarnthalern zuerkennen; ſo mögen deutſche Männer, wie Arndt und Jahn, ſich die Germanen der Vergangenheit und Zukunft gedacht haben; der blonde, hohe, breitſchalterige Schlag, mit den hellen ſchönggeſchnittenen Geſichtern und dem jovialen Lächeln in den Mundwinkeln. Aber der Zillerthaler muß ich auch gedenken; die Burſchen ſo biegſam und hart wie Stahl und luſtig und ſangesfeſig wie die Waldamſel im März. Und die Gredner mit den dunkeln, ſüdlichen Köpfen und dem nordiſch ruhig gehaltenen Weſen!

Geht durch dieſe Reihen und fragt, ob einer da iſt, der das Gefühl kennt, welches man bei uns das Kugelfieber nennt! Ich zweifle, ob dieſe dieſes erſte Zittern kennen möchten, welches eine ſonſt muthige Bruſt durchläuft, die Waldnaturen, die, wie der brünſtige Hirſch dem Rieſeln der Quelle, dem donnernden Hall des feindlichen Geſchützes entgegenlauſchten! Der iſt wenig geeignet, nachzudenken, daß eine Kugel ein Hirn verſpritzen kann, der zu jeder Friſt aufgelegt iſt, auf ſchwindelndem Felspfad, in ſtockfinſterer Nacht, über den lauernden Waldhüter hinweg, der Beute nachzuklimmen; oder der auf Meilen langen felſigen Steigen, die Wächter kaltſchnell, den Tabak hereinſchleppt.

Die verwogen aufgeſteckte Spielfeder ſchattete gar manche Stirne, die ſich zum Privatvergnügen größeren Gefahren ausgeſetzt, als eine Stunde im feindlichen Feuer ſie verſpricht. Wer könnte zweifeln, ob unter dieſen entſchloſſenen Herzen das Material zu den Hofer, Winterſteller, Speckbacher nicht wieder vorhanden? Tyrol hat ſich durch ſeine Ueberlieferung, durch ſeine Lebensweiſe, durch die fortlaufenden kriegeriſchen Berührungen eine herrliche und wohl darf man ſagen: auch unüberwindliche Wehrhaftigkeit bewahrt, und darin läßt ſich dieſem Schützenvolke kein anderer Stamm in Deutſchland und in Europa vergleichen.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Frankfurt a. O. wird über einen Berliner Bauernfänger Folgendes berichtet: In der Nähe Frankfurts liegt ein ehemaliges Rittergut, deſſen Beſitzer, ein tüchtiger Landwirth von einigem Vermögen, mit einer großen Anzahl Kinder, namentlich heirathsfähigen Töchtern, geſegnet iſt. Ein Berliner Bauernfänger, Ulrich mit Namen, fand ſich zu einer Exkurſion nach dem töchtergeſegneten Landſitz veranlaßt, indem er ſich für einen Grafen Ulrich von Ulrichs ausgab. Graf Ulrich war ein unſcheinbares Männchen, von nicht gerade feinen Manieren, aber von großer Unverſchämtheit; er gab an, aus dem ſchönen Lande Ruſſiſch-Polen zu ſtammen, er führte mit ſich nur zwei unſcheinbare Röcke und ein Paar Beinkleider, dagegen aber zwei ſchöne ruſſiſche Pelze. Graf Ulrich, Entrepreneur und General-Ingenieur, wie er ſich auch nannte, gab vor, Güter in Ruſſiſch-Polen beſeſſen zu haben, welche ihm leider von der ruſſiſchen Regierung konfiszirt ſeien. Doch wären ihm immerhin noch Beſitzungen in Preußiſch-Schleſien geblieben, die ein ſtandesgemäßes Leben ermöglichten. Vorläufig habe er ein Geſchäft mit dem preußiſchen Kriegsminiſterium abzumachen, von dem er Briefe auf-

Digitized by Google

wies. Die Familie, in welche der Herr Graf Lust zeigte, zu heirathen, begnügte sich mit diesen Auskünften über den Ursprung und das Besitzthum des Grafen völlig, und stand nicht an, ihn mit ausgesuchter Liebe und Herzlichkeit zu bewirthen. Der Herr Graf weilte Woche für Woche auf dem Gute bei seiner Braut. Eines Tages proponirte er seinem zukünftigen Schwiegervater den Verkauf des Gutes an seine gräfliche Person. Es wurde sofort von einem Rechtsanwalt in Frankfurt der Kaufkontrakt aufgenommen, in demselben aber durch des Letzteren Umsicht gegen den Willen des Gutsbesitzers die Klausel eingeschaltet, daß das Gut erst nach erfolgter Anzahlung von 20,000 Thaler in den Besitz des Käufers übergehen solle, ein Umstand, der den Besitzer vor dem Verluste seines Gutes schützte. Endlich sollte der Graf entlarvt werden. Als zur eben vergangenen Margarethenmesse Beamte der Berliner Kriminalpolizei nach Frankfurt kamen, nahm der Dirigent der ländlichen Polizei, Stadtrath Vollmann in Frankfurt, Veranlassung, des russischen Grafen zu erwähnen. Der ist uns bekannt, hieß es alsbald. Er ist ein Bauernfänger comme il faut und hat stets Passion gehabt, sich für einen Adeligen auszugeben, wie die betreffenden Kriminalakten nachweisen. Damit war die verhängnißvolle Stunde für den Herrn Grafen und seine Liebesabenteuer gekommen. Einige unscheinbare Droschken fuhren in der Mittagsstunde vor wenigen Tagen nach dem Dorfe und hielten im Kruge, von Niemanden beargwohnt, denn in demselben verkehrten stets Frankfurter. Der erwähnte Stadtrath und ein Exekutivbeamter schritten dem Gute zu, ließen sich melden, und fanden die Familie und den Herrn Grafen beim Mittagsmahl. Der Herr Graf mußte sich nun bequemen, ohne „gesegnete Mahlzeit" gesagt zu haben, in eine inzwischen vorgefahrene Droschke zu steigen und nach dem Polizeigefängniß von Frankfurt zu wandern, woselbst die Herren von der Berliner Polizei „Ulrichen" sofort wieder erkannten. Ulrich sitzt gegenwärtig im Kriminalgefängniß.

[Ein Mittel gegen Wanzen.] Es verdient zur allgemeinen Kenntniß gebracht zu werden, daß Solaröl das sicherste und unschädlichste Mittel gegen Wanzen ist. Man streicht mittelst eines Pinsels alle Ritzen oder Fugen, wo sich dies Ungeziefer aufhält, gut aus, und es verschwindet nebst der Brut auf immer. Man kann sich von der Vortrefflichkeit des einfachen Mittels überzeugen, wenn man eine Wanze nur leicht mit Solaröl in Berührung bringt; sie ist sofort todt und wird nach kurzer Zeit schwarz. Bei der Plage, welche viele Häuser durch das Ungeziefer zu erleiden haben, dürfte diese auf Erfahrung gestützte Mittheilung nicht unwillkommen sein.

An der Spitze des Schützenfestzuges ging Wiener Blättern zufolge der Tambour-Major der Kapelle der städtischen Feuerwehr, dessen Bart nicht weniger als 4 Schuh und 2 Zoll mißt. Für gewöhnlich trägt der Besitzer dieses Schmuckes denselben in Zöpfen geflochten unter den Kleidern, am Sonntag ließ er ihn zu Ehren des Festes frei flattern.

Bei dem eidgenössischen Sängerfeste in Solothurn war an der Hauptstraße folgende sinnige Inschrift zu lesen:

Der Freundschaft Worte haben oft gelogen,
Es täuscht die Liebe durch Beredtsamkeit;
Musik allein hat nie ein Herz belogen,
Doch viele Tausend Herzen schon erfreut.

Der im 91. Jahre gestorbene französische Akademiker Viennet hat eine Definition der Verleumdung hinterlassen, welche sich mit der des Beaumarchais messen kann, er sagte: „Die Verleumdung ist eine Kohle, welche, was sie nicht verbrennt, anschwärzt!"

Charade.

Die Erste nennet dir, was zum Guten
Die meisten Erdensöhne sind;
Das Zweite sah in Luft und Fluthen
Und auf dem Land' schon jedes Kind.
Dem Ganzen, das die Fremde zeugt,
Auch in Europa Mancher gleicht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 152:

Wie die Herren Räthselsteller
Sind gewandt in allen Dingen,
Sehen wir im Räthsel heut':
Selbst das „Knopfloch" an dem Kleid
Wissen sie poetisch zu besingen.

M. M.

Gleich richtig gelöst von G. S.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 175 Donnerstag, 30. Juli 1868.

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Fortsetzung.)

Minister des Innern, Dr. Giskra, fährt in seiner Rede fort:

Die deutsche Kultur wirkt segnend, selbst bei ihren Gegnern, und die freiheitliche Entwicklung desselben schließt sich unwillkürlich mit der unserigen zusammen und kein Unterschied der Nationalität vermag es, diesen Verschmelzungsprozeß auf dem Gebiete der Freiheit zu vereiteln (stürmischer Beifall), deutscher Fleiß und deutsche Sitte, wohin sie schreiten, bringen mit sich Wohlstand und Bildung, Gesittung und häuslichen Frieden und durchweg ein ehrbares Leben (Bravo, Bravo!)

Die deutsche Kultur ist es, die dem deutschen Volke seine welthistorische Mission gegeben, sie ist es, die dann, wenn einst die Leidenschaften des Tages verstummen, wenn die kleinen Interessen des Tages schweigen und wenn der alte Mahnruf nach deutscher Einigkeit, wie aller Barden sang im Eichenhain widertönt, auf unserer Muttererde bewirken wird, daß das Eine Volk auch ein einiges Volk sein würde in allen seinen Stämmen (stürmischer Beifall). Kein deutscher Stamm steht dem anderen zurück in seinem Zusammenwirken für den kostbaren Schatz des deutschen Wesens. Jeder von den deutschen Stämmen wirkt dazu nach seiner Art, aus aller Hände wirken, wachsen die fortschreitenden Werke der Zukunft.

Darum lassen Sie mich hier in der edlen deutschen Stadt an den Ufern des deutschen Stromes ein Hoch bringen dem deutschen Volke in allen seinen Stämmen. (Stürmischer nicht enden wollender Beifall und Jubelrufe, welche sich fort und fort steigern, bis der Minister nochmals die Tribüne besteigt, um auf den stürmischen Beifall zu danken.)

Dr. Carl Wallau (aus Mainz). Meine Freundel Schützenbrüder! Oesterreicher! deutsche Brüder!

Meine Aufgabe ist eine dankbare. Ich ergreife die uns gereichte Bruderhand und schüttle sie von Herzen. (Beifall.)

Wem, der die Gränzen Oesterreichs betrat, wem ging es nicht wie uns, wer hat nicht die Thränen in den Augen gesehen, wer hat nicht den warmen Händedruck gefühlt, wer hat nicht mit uns gefühlt? Ja, es ist so. Die zerrissene Familie hat sich wieder gefunden (Lebhafter Beifall). Von der Minute an, wo wir den Boden Oesterreichs betraten, bis hieher zu diesem Punkte durch das herrliche Wien, wie ich es nie vorhergesehen, durch diesen Festzug, durch diese Menschen, wie ich sie vorher nie kennen gelernt, von diesem Moment an bis hiehrer, sage ich: Ja so muß es sein. Das ist das Ideal des deutschen Volkes. (Stürmischer Beifall.)

Ich habe Ihnen gesagt, meine Aufgabe ist eine dankbare. Hier, auf diesem Platze, hat uns der erhabene Herrscher Oesterreichs auf das Freundlichste begrüßt, denn wir sind hier auf seinem Eigenthum, das er uns auf das Gastlichste eingeräumt hat. (Lebhafter Beifall.)

Erkennen Sie jetzt, daß meine Aufgabe eine dankbare ist, ich spreche aus Ihren Herzen, wenn ich diesem Manne, der auf seiner Hofburg das Banner der Freiheit aufgepflanzt hat (endloser Beifall), wenn ich dem Manne, der auch ein Schütz ist von guter Art, und der in letzter Zeit so manchen schönen Schwarzaß geliefert hat; erkennen Sie jetzt die Dankbarkeit meiner Aufgabe, wenn ich Ihnen einen Toast auf Se. Majestät den Kaiser Franz Joseph vorschlage. (Stürmischer Beifall, die Versammlung erhebt sich, die Volkshymne wird angestimmt und von der ganzen Versammlung stehend gesungen.)

Dr. Hauschild (Bremen): Meine lieben Deutschen!

Ich sage mit Absicht nicht blos: Meine lieben Schützenbrüder.

Ich habe das Wort ergriffen als Norddeutscher, nicht gegen Oesterreich und nicht für Norddeutschland, sondern für Deutschland (Beifall); ich habe das Wort ergriffen, um Zeugniß abzulegen, daß im Norden unseres Vaterlandes dieselben Gefühle herrschen, wie in Oesterreich und wie in Süddeutschland! (allgemeiner Beifall).

Meine Herren, ich habe mich heiser geredet, als ich nach Wien kam, weil ich mein volles Herz ausgeschüttet habe. (Beifall). Das Wien von heute ist nicht mehr das Wien, wie ich es im Jahre 1851 verlassen habe. (Beifall). Es ist überall in Deutschland anders geworden, es ist besser geworden.

Meine Herren, wenn wir von Preußen, wenn wir von Oesterreich reden, so sind das Begriffe, die wir

Digitized by Google

von der Vergangenheit eingesogen haben. (Beifall). Es wird die Zeit kommen, wo man das als etwas Geschichtliches lesen, wo man dafür gar kein Verständniß mehr haben wird. (Bravo! Bravo!)

Es hat ein Minister von Oesterreich vor mir gesprochen, das ist dasselbe, als wenn Bismarck vor mir gesprochen hätte. (Bravo!) Verkennen Sie nicht in dem Rausche des Augenblickes, daß es nothwendig für das deutsche Volk ist, daß solche zwei Staaten, wie Preußen und Oesterreich, für Deutschland kämpfen. Meine Herren, es ist nothwendig, daß unsere besten Kräfte aus dem Volke ausgesucht werden. (Beifall.) Es hätten die Männer, die heute an der Spitze stehen, nicht für uns sprechen können, wenn wir auf der alten Stufe, auf der Stufe der Vergangenheit gestanden hätten. (Lebhafter Beifall.)

Meine Herren! der Sieg soll den Norden nicht übermüthig machen. (Lebhafter Beifall.) Der Sieg des Nordens ist aber für den Süden eine Lehre gewesen. (Beifall). Meine Herren, lassen Sie uns wahr sein.

Als wir Bremer vom Norden hierher zogen, da haben wir nicht geglaubt, wir wären in einer fremden Stadt, in einem fremden Lande — nein! — wir wären daheim! Unser Anastasius Grün — unser Grün sage ich, weil er ein Oesterreicher, weil er ein Deutscher ist, ebensogut wie wir — (lebhafter Beifall), er ist ja die Lehre für alle. Kaiser und Könige und Minister, daß sie nur dann die Freiheit und Ehre und Macht Deutschlands vorwärts bringen können, wenn sie sind, wie das Volk ist. (Lebhafter Beifall.)

Meine Herren, wir haben Großes, wir haben Schweres erlebt, aber was wir erlebt haben, wird für den Norden, wie für den Süden eine heilsame Lehre gewesen sein und deßwegen, weil wir das Fest in Wien haben, haben wir den Beweis, daß die Schwerter das Herz von Deutschland nicht getrennt haben. (Lebhafter, allgemeiner, stürmischer Beifall.)

Meine Herren! das möge sich die Regierung gesagt sein lassen, wenn sie nicht das thut, was das Volk will, dann wird sie nicht vorwärts kommen, das Volk hat seinen Kopf für sich, und, meine Herren! mit Begeisterung bringe ich Jenen ein Hoch, welche in Oesterreich das Banner der Einheit und Freiheit mit Eintracht halten, ein Hoch für Diejenigen, welche uns befreit haben. Unsere Minister ehren wir, unsere Könige ehren wir, wenn sie uns verstehen.

Meine Herren, wir ehren und achten aber auch Diejenigen, welche vor Allen den Muth gehabt haben, in dieser Zeit dieses große Fest durchzuführen, wo wir Zeugniß ablegen sollen von unseren Gesinnungen.

Meine Herren! Wien hat uns aufgenommen, wie das Herz von Oesterreich, oder wie das Herz von Deutschland. (Lebhafter Beifall.) Sie mögen einen Widerspruch in meiner Rede finden (lebhafte Rufe: nein, nein!), aber ich kenne keinen Unterschied zwischen Süden und Norden, zwischen Preußen und Oesterreich. (Lauter Beifall.)

Meine Herren, für mich sind die österreichischen Philister eben so viel werth, wie die preußischen. (Lebhafter Beifall. Große Heiterkeit.) Für mich ist Derjenige der Beste, der das Meiste thut für die Einheit und Freiheit des Vaterlandes. (Lebhafter Beifall.)

Meine Herren! Ich könnte hier nicht reden, ich könnte hier nicht stehen, wenn wir nicht unser gutes braves Wien hätten. Dieses Wien, meine Herren, ist deutsch durch und durch, und wenn wir nach dem Norden zurückkommen, müssen wir es verkünden; denn Mißverständnisse trennen uns, nicht die Nationalitäten. Das ist ein Irrthum, wir kennen uns nur nicht recht. Wenn wir aber im Norden sagen: die Leute in Oesterreich sind ganz dieselben wie wir, so hilft das zum Ausgleiche. Deßwegen, meine Herren, die deutsche Stadt Wien, sie lebe hoch! (Allgemeiner stürmischer Beifall.)

Um auf diesen Toast zu antworten, besteigt die Tribüne Bürgermeister Dr. Zelinka: Indem mich die Bewohner Wiens heute im Namen der Bürgerschaft Ihnen ein Willkommen zurufen ließen, haben dieselben ein Versprechen eingelöst. 300,000 Menschen haben Sie willkommen geheißen und auf das Innigste ihre deutschen Freunde begrüßt (lebhafter Beifall), und wenn ich dem Gefühle und dem Verlangen der Wiener Worte leihen könnte, so würde ich Sie bitten, Alle an meine Brust zu kommen und mich zu umarmen. (Stürmischer Beifall.) Ich würde durch diese Liebe beglückt, und meine Mitbürger übernehmen diese Verpflichtung für Sie und ihre Frauen auch (lebhafter Beifall, große Heiterkeit), für Letztere noch lieber als für Sie. (Vermehrte Heiterkeit, nicht enden wollender Beifall.) Also seien Sie nochmals willkommen in unserer Stadt und bleiben Sie lange, am besten, bleiben Sie immer hier in Oesterreich (großer Beifall), in jenem Oesterreich, welches durch die Hochherzigkeit seines Kaisers ein freies Land geworden ist (lebhafter Beifall) und von dem der Wahrspruch wahr werden wird: Oesterreich voran!

Stürmischer Beifall und endlose Zurufe begleiten diese Worte. — Bürgermeist r Dr. Zelinka besteigt nochmals die Tribüne unter lebhaftem Beifalle und fährt fort:

„Von zarter Hand wurden mir diese Blumen zugeworfen, ich erfülle die Intention der lieben Wienerin nach meiner Meinung am besten dadurch, daß ich dieselben den Wiener Gästen vertheile. (Wirft die Blumen unter die Versammlung. Stürmischer Beifall.) Wenn ich aus diesem Glase rothen Weines auf das Wohl unserer lieben Deutschen trinke, so bedeutet das: so roth der Wein ist, so warm ist das Blut des Herzens des Wieners, das den Deutschen entgegenschlägt. Die Röthe des Weines bedeutet, daß die Bürger Wiens vereint zweimal den gefährlichsten Kampf für die Zivi-

Digitized by Google

lisation siegreich im Vereine mit den deutschen Brüdern bestanden haben (Lebhafter Beifall.) Der Platz, wo ich heute die deutsche Fahne empfing, war Derjenige, wo Wien in Gefahr stand, sammt dem Vaterlande zu Grunde zu gehen, wo die Osmanen die Mauern bereits durchbrochen, wo die Deutschen sie zurückgeworfen haben (stürmischer Beifall), und darum so roth dieser Wein, so warm unser Blut. Wenn Sie es einst verlangen, es wird für Sie mit Freuden vergossen werden, wie das Ihrige ist für uns vergossen worden. (Nicht endenwollender Beifall.)

Dr. Mittermeier aus Heidelberg: Gellebte Festgenossen! Die Wogen der Festbegeisterung sind im Steigen und schwellen zum Sturme an. Wie soll ich da verständlich sein mit meiner schwachen Stimme? Dennoch drängt es mich, zu Euch einige Worte zu sprechen, welche — ich weiß es — in allen Herzen widerhallen.

In der Freude, die uns durchdringt, daß wir mit unseren Brüdern in Oesterreich wieder vereinigt sind, mit den Brüdern, die man von unseren Herzen reißen wollte, die man zu Fremden stempeln wollte, als ob sie nicht von unserem Blute und von unserem Fleische wären (Beifall), die so Deutsche sind, wie irgend ein deutscher Mann auf deutscher Erde, denken wir der freisinnigen Männer, welche an der Spitze der Staatsregierung des Landes stehen, auf dessen gastlichem Boden wir weilen. Nicht handelt es sich darum, irgendwelche Persönlichkeit zu verherrlichen; das ist längst nicht mehr an der Zeit. Nur um die Sache handelt es sich und wir wissen, daß nicht der Einzelne der Zeit seinen Stempel aufdrücken kann, sondern daß nur Das Bestand hat, was das ganze Volk schafft. (Beifall.) Diese Männer haben aber den Muth gehabt, in schwerer ernster Zeit das sinkende Banner Oesterreichs hochzuhalten; den Glauben an der Zukunft eines freien Oesterreichs festzuhalten, diese Männer haben es gewagt, in schwerer Zeit den Kampf um die Freiheit des österreichischen Volkes gegen finstere Mächte der Vergangenheit kraftvoll durchzuführen. Die Männer, welche einst vor 20 Jahren Abgeordnete des österreichischen Volkes in der Stadt waren, die schwer unter dem Drucke seufzt, Frankfurt (Beifall), Diese Männer sind eingedenk gewesen ihres deutschen Berufes, und wissen, daß nur im Verbande mit Deutschland Oesterreichs Heil gedeihen kann. Sie haben der Versuchung widerstanden, im Bunde mit dem Ausland sich zum Verderben Deutschlands zu verschwören. (Beifall.) Darum blicken nicht bloß die Völker Oesterreichs, sondern es blickt ganz Deutschland, ja ich sage noch mehr, ganz Europa, und noch weiter über dem Meere blickt man auf sie als die Männer, in welchen das Vertrauen, die Hoffnung auf die Zukunft von Oesterreich und dadurch von Deutschland ruht. (Beifall.) So sage ich, wir hoffen und vertrauen, daß das schwere Werk, welches die Männer unternommen haben, gelingt, daß die Wiedergeburt von Oesterreich vollends zur Wahrheit wird, wie es schon begonnen hat, zur Wahrheit zu werden, und so ergreife ich den Becher und fordere Euch auf, ein dreifach donnerndes Hoch dem freisinnigen konstitutionellen Ministerium Oesterreichs zu bringen. (Stürmische, andauernde Hochrufe.)

Minister des Innern Dr. Giskra: Sie brachten ein tausendstimmiges Hoch den Männern, die gegenwärtig durch das Vertrauen des Kaisers geehrt und durch das Vertrauen des Volkes gehoben (Stürmischer Beifall) es übernommen haben, die Regierung zu führen. Diese Männer übernahmen es in der Zuversicht, daß das schwer gebeugte Oesterreich nicht am Ende seiner Tage sei. (Allgemeiner stürmischer Beifall.) Sie übernahmen es in der Ueberzeugung, daß der große Körper nur krank gemacht worden war (Lebhafter Beifall) durch schlechte Regierungsmaximen (Allgemeiner Beifall); sie übernahmen es in der Ueberzeugung, daß Oesterreich ein Riese werden kann, wenn ihm die Arme frei werden, die Arme, die ihm gefesselt waren durch den Unverstand und durch unglückliche Verträge. (Lange andauernder stürmischer Beifall.)

Sie übernahmen das Amt in der Ueberzeugung, daß die Lösung der Fesseln den kranken Körper mit neuen Riesenkräften stark machen werde (lauter Beifall) und sie wissen, daß nur durch Lösung der alten Bande der Verkümmerung des geistigen, des wirthschaftlichen Lebens, der Beengung des sozialen Lebens, nur auf dem Wege entschiedenen Fortschrittes Oesterreich kräftig werden kann (allgemeiner stürmischer Beifall) und sie haben die Ueberzeugung, daß auf der freien Bahn des Fortschrittes und nur auf dieser Oesterreich wieder gewaltig werden kann (stürmischer Beifall), und wie bis jetzt Oesterreich durch seine Staatsgrundgesetze, Dank dem Kaiser, der sie gegeben (lebhafter Beifall, Hochrufe), zu den freiesten Staaten Europa's gehört (lebhafte Rufe: Sehr wahr, sehr wahr!), so wird Oesterreich auf der Bahn des Fortschrittes, welche die Männer der Regierung vertreten, das werden, was sie alle wünschen (stürmische Beifallsrufe). Und so trinke ich, der Zustimmung der Tausende gewärtig, auf die Zukunft des auf den Bahnen des Fortschrittes sich verjüngenden Oesterreichs (lebhafter, allgemeiner stürmischer nicht endenwollender Beifall.)

Bürgermeister Dr. Zelinka und Minister Dr. Giskra besteigen unter endlosem Jubel der Versammlung die Tribüne, umarmen und küssen sich.

Bürgermeister Dr. Zelinka: „Das freie Bürgerthum vereint mit der Regierung und dem Kaiser, sichert uns die Freiheit und das Glück auf festem Grunde (stürmischer Beifall)."

Minister Dr. Giskra: Der Bürgermeister der Hauptstadt des Reiches mahnte einen gewesenen Bürgermeister daran, daß das Bürgerthum mit einer freisinnigen Regierung und mit dem Kaiser einverstanden das

Digitized by Google

Glück des Reiches begründen, und ich sage Ihnen, dem vollkommen zustimmend, ich, der frühere Bürgermeister, der gegenwärtige Bürgermeister (stürmischer Beifall): In der Ueberzeugung von dem ächten bürgerlichen Sinne, daß Intelligenz und Fortschritt allein die Zukunft des Reiches begründet (Beifall), in der Ueberzeugung, daß auch der Kaiser diese Ansicht theilt (lebhafter Beifall), habe ich die feste Ueberzeugung, daß Intelligenz und Fortschritt vom Bürgerthume getragen und vom Kaiser gehalten, siegreich sein werden (lebhafter Beifall und Zurufe).

Fabricius aus Frankfurt: „Verehrte deutsche Schützen, Männer aus ganz Deutschland, aus der Schweiz und aus all' den fremden Ländern, die Vertreter zu uns gesendet haben!

Es ist eine schwierige Aufgabe, nach den Männern, die ihr eben hier gehört habt, noch zu sprechen.

Nehmt es nur nicht übel, aber es drängt mich, mein volles Herz Euch hier auszuschütten.

Liebe Schützen und Anwesende! Ihr habt hier ein Hoch auf das gemeinsame Vaterland, auf das freie Deutschland ausbringen gehört, ein Hoch auf den Erlauchten konstitutionellen Kaiser der österreichischen Monarchie (endloser Beifall).

Ihr habt ausbringen gehört ein Hoch auf die Männer, die die Träger der freisinnigen Richtungen in Oesterreich sind und denen die gesammte übrige freiheitlich gesinnte Welt zu großem Danke verpflichtet ist." (Lebhafter Beifall.)

Aber ihr Männer, es gibt noch einen Faktor, ohne den die ganze freiheitliche Entwickelung Oesterreichs nicht möglich, oder doch nicht so möglich wäre, wie wir es wünschen, und dieser Faktor ist die österreichische Volksvertretung. (Lebhafter Beifall.) Die Volksvertretung, die den Ministern, den Trägern der freisinnigen Richtung würdig und ernst und kampfbereit zur Seite stehen. (Lebhafter Beifall.)

Meine Herren, heute können wir nicht viel Worte machen. Wenn das Herz voll ist, geht der Mund über; ich werde mich nicht lange dabei aufhalten damit, daß ich die Verdienste der Volksvertretung hervorhebe. Ich ergreife den Pokal und fordere Euch auf, Ihr Männer aus Oesterreich, aus Deutschland und aus der ganzen Welt, die Ihr hier vertreten seid, mit mir ein Glas zu leeren auf die österreichische Volksvertretung. (Stürmischer Beifall und Hochrufe.)

Ritter v. Hopfen: Als Vizepräsident des österreichischen Abgeordnetenhauses habe ich Ihnen den Dank für die freundlichen Zurufe, die Sie der österreichischen Volksvertretung gewidmet haben, zu sagen.

Jawohl, mit Stolz sage ich es, Oesterreichs Volksvertretung hat Großes geleistet (lebhafter Beifall); sie hat den Rechtsstaat in Oesterreich geschaffen, noch Größeres hat sie zu leisten. Ein alter Satz sagt, es sei leichter zu schaffen, als das Geschaffene zu erhalten.

Diese Aufgabe hat nunmehr Oesterreichs Volksvertretung, das Abgeordnetenhaus vereint mit dem Herrenhause sich vor Augen zu halten und es wird diese Aufgabe auch erfüllen. (Lebhafter Beifall.) Schwer ist diese Aufgabe, ich erkenne es an, denn die eigenthümlichen Verhältnisse Oesterreichs setzen dieser Aufgabe Hindernisse der mannigfachsten Art entgegen.

Nicht nur Hindernisse, geschaffen durch die Verhältnisse selbst, Hindernisse, geschaffen durch Feinde aller Art! (Beifall.) Das österreichische Abgeordnetenhaus wird aber den Kitt finden und schaffen, der geeignet ist, Oesterreichs Völker zu einem starken Reiche unter dem gerechten Scepter des Kaiserhauses Habsburg zu vereinigen. (Beifall.) Dieser Kitt heißt: Bürgerliche, politische und religiöse Freiheit! (Lebhafter Beifall.) Um aber dahin zu gelangen, um dieses Ziel zu erreichen, müssen alle Völker Oesterreichs zusammenwirken und sie werden es auch, sobald sie alle einsehen werden, daß diese Volksvertretung nur dahin strebt, allen berechtigten Ansprüchen gerecht zu werden. (Beifall.)

Darum fordere ich Sie auf, mit mir zu trinken auf das Heil, auf das Wohl Aller unter dem Szepter des Hauses Oesterreich vereinigten Völker!" (Dreimaliges begeistertes Hoch!)

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Wenn die Schienenstraße über das Festland von Amerika vollendet sein wird, dürfte es ein Leichtes werden, vermittelst Eisenbahnen und Postdampfschiffen eine Reise um die Welt zu unternehmen. Diese große Tour in einer Länge von circa 4560 deutschen Meilen dürfte etwa 2000 Thaler kosten und in circa 80 Tagen vollendet werden können. Dampfboote segeln von Hamburg und Bremen mehrmals in der Woche, von England nach New-York fast täglich ab. Von New-York nach San Francisco werden täglich Eisenbahnzüge abgehen. Von San Francisco nach Hongkong gibt es monatliche Dampferbeförderung und von Hongkong nach Southampton 14tägige.

In Irland sind Petroleumquellen entdeckt worden. Sollten sie sich reichhaltig erweisen, wäre dieß ein großer Segen für die Insel, die darin einen Ersatz für den Mangel an Steinkohlenlagern finden würde.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 176 Freitag, 31. Juli 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Nach Verlauf von zwanzig Minuten gab Rosa den Bitten der weinenden Mutter nach und sah nach der Schwester. Sie starrte, als sie dieselbe in vollem Reitanzuge am Fenster lehnend fand. Hochroth im Gesichte und zornig blickte sie einen Augenblick die Eintretende an, dann wandte sie sich ab. Rosa näherte sich, und die Hand auf ihren Arm legend, sagte sie: „Du willst doch gewiß nicht heute Abend noch ausreiten? Es ist schon so spät, und der Himmel so dunkel, als ob es regnen wollte."

„Er ist nicht schwärzer und trauriger als dies Haus — als wir überhaupt Alles in der Welt in Zukunft erscheinen wird!" war die Antwort Harriett's, indem sie zurück trat, und sich von ihrer Schwester losmachte. „Ja," fuhr sie fort, „ich werde ausreiten, es müßte denn sein, man verböte mir auch diese kleine Erholung." „Ist mein Pferd noch nicht vorgeführt?" fragte sie die eben eintretende Anny, und als diese bejahte, raffte sie ihr Reitkleid zusammen und verließ das Zimmer.

Schon von Kindheit auf war es Harriett's Gewohnheit gewesen, wenn sie schlechter Laune war, ihren kleinen Ponny zu besteigen, und im Galloppiren durch Park und Haide sich derselben zu entledigen.

Die Sonne war eben am Horizont verschwunden, und heulende Windstöße waren der drückenden Schwüle gefolgt. Rosa, die ängstlich der schönen Reiterin nachsah, tröstete sich, da der alte treue Reitknecht sie begleitete, aber dennoch blieb ihr das Herz schwer wie nie zuvor.

Harriett zog die Zügel ihres schönen arabischen Zelters, auf der sie in stolzer grader Richtung und mit bitterem Lächeln auf der Lippe saß, scharf an, denn sie wußte, daß viele Augen ihr folgten. Doch als sie die Schloßallee und das große Parkthor hinter sich hatte, wandte sie sich nach der Haide, und das feurige Thier bedurfte nur einer Berührung mit der Reitpeitsche, um wie der Wind dahin zu fliegen, so daß der alte Reitknecht ausrief: „Sachte, sachte auf dem Kiesweg, Miß!"

Allein sie flog weiter; der Wind hob ihre Haare und kühlte ihre Stirne. Nach wenigen Minuten war sie nur ein paar Schritte von dem Parkhause „Carlonschloß" entfernt, dessen Anblick sie von Neuem bitter aufregte, als ob es gleichsam ihrer spotte, und straffer zog sie den Zügel an und setzte sich fester. Da hörte sie den Reitknecht hinter sich still halten, und als sie sich umsah, war er abgestiegen und besichtigte einen Hinterfuß seines Pferdes, indem er sagte: „Das Hufeisen ist locker geworden, Miß, ich muß es in der Schmiede fest machen lassen. Kein Wunder!" murmelte er für sich, „wenn man im Galopp über Steine reitet."

„Nun dann geh!" sagte sie kurz, „ich werde auf der Haide bleiben, bis Du zurückkehrst."

Jetzt war sie allein und konnte sich ihren Gedanken, ihrer Verzweiflung hingeben; denn selbst der alte Jockel hatte ihr Zwang auferlegt. Das Pferd stand plötzlich vor der Thüre still, wo es so oft mit seiner schönen Reiterin gehalten, und ungeduldig den Boden gestampft hatte, während diese zu dem rebenumrankten Fenster emporgesehen, und den Bewohner wegen seiner Trägheit gescholten, oder über seine drolligen Scherze gelacht, oder, wie es in der letzten Zeit gewesen war, nach einem langen Ritte seinen süßen Worten gelauscht hatte. Alles umher sprach von ihm — von ihm, dessen Abwesenheit Alles in Dunkel und Trauer hüllte, und dessen Rückkehr allein wieder Lust und Freude hervorrufen konnte.

Verloren in sich selbst starrte sie auf einen Fleck, dann rief sie im leidenschaftlichen Tone aus: „Und man hat ihn fortgetrieben. Er hat mich für immer verlassen." — Sie biß ihre Zähne zusammen, und preßte ihre Hand an die klopfende Schläfe, welche selbst der heftige Wind nicht kühlen konnte. „Ja!" fuhr sie fort, „verlassen, obgleich ich ihm meine Liebe gestand! Und doch schwur er vor wenigen Stunden, daß uns Nichts trennen solle, als der Tod!"

Das Pferd bäumte plötzlich vor der alten Judith, die wie eine Hexe in der Thür erschien, zurück, und da sie keinen Brief brachte, wie Harriett still gehofft, so riß sie ihr Pferd herum und schlug es mit der Reitgerte.

Dasselbe eines so heftigen Schlages ungewohnt, jagte wie der Blitz über den Rasen der Haide, während der scharfe Wind, den es durchschnitt, das Thier noch

Digitized by Google

mehr erregte. Schneller und schneller flog es dahin, doch das leidenschaftliche Mädchen fühlte es kaum.

„O, daß ich vor mir selbst, aus meinem nun gehaßten Vaterhause, aus der ganzen Welt fliehen könnte! Aber nicht um dir zu folgen, du treuloser Mann, du Verräther! Nein; wenn du im Augenblicke hier vor mir lägst, ich würde dich zertreten, mit meines Rosses Hufen dich zerstampfen!“

So sprach das unglückliche Mädchen zu sich selbst, deren ganze Natur verwandelt schien, — die der Wirbelwind der Leidenschaft völlig entstellt hatte. Sie warf nachlässig den Zügel über den Arm, und schlug mit der Reitgerte in die Luft, während sie mit der anderen ihren schmerzenden Kopf hielt; demohngeachtet saß sie so fest im Sattel, als ob das Pferd im ruhigen Schritt ginge, denn sie war eine vollkommene Reiterin. Aber endlich nahm ihr der schnelle Ritt im Winde den Athem, sie wurde schwindlich und Alles schwamm ihr vor den Augen. Nun suchte sie das Pferd anzuhalten, aber umsonst; das so gut geschulte Thier schien heute ebenso alle Selbstbeherrschung verloren zu haben, wie seine Herrin. Ein Schäferjunge sprang herbei, schlug mit den Armen, und wollte es aufhalten, aber es sprang zur Seite und raste nur schneller davon. Bald hatte es das Ende der Haide erreicht, die durch einiges rauhe Gestrüpp von einem beträchtlich tiefen Graben getrennt wurde, durch welchen ein reißendes Bergwasser schoß.

Harriett's erregte Einbildungskraft sah sich im Geiste mit dem Pferde über die Hecke setzen, denn sie wußte, daß es in diesem Zustande vor keiner Barriere scheute, und wenn der Sprung gelang, was sie aber sehr bezweifel'e, was war dann ihr Schicksal? Ein Sturz in den Abgrund, gegen Steine und Bäume, worunter sie dann leblos liegen würde. Der Tod, den sie in ihrer leidenschaftlichen Aufregung vor Kurzem willkommen geheißen hatte, stand jetzt in der entsetzlichsten Gestalt vor ihr. Ein Gebet zum Himmel um Schutz — um Vergebung zitterte auf ihren Lippen, und die Worte: „Vater! Mutter! Rosa!“ klangen traurig durch die Luft, und noch ein anderer Ausruf wurde ihr von der Angst entrissen: „Arthur, rette mich; ich muß sterben! Arthur, theurer Arthur, rette mich!“

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

Zweites Bankett.

Wien, 27. Juli.

Bei dem gestrigen Bankett ergriff als erster Redner unser Ludwig Eckardt das Wort: „Liebe Schützen und Schützenfreunde! Der Ausschuß hat mich beauftragt, heute für uns das Tischgebet zu sprechen, und was ist das Tischgebet des Deutschen an einem solchen Tage, es ist der Gedanke an das liebe Vaterland! Der liebe Wirth hier hat uns in einer deutschen Tugend zu üben versucht. Es ist die Geduld, wir haben schon oft in der Geduld an das deutsche Vaterland gedacht. Es freut mich, das Banner hier wieder entrollt zu sehen, das vor 20 Jahren, als ich diesen Boden verließ, niedersank; es freut mich, die Tage wieder begrüßen zu können, wo dieß Banner von Neuem auch an der schönen blauen Donau flattern darf.

Gruß allen Denen, die sich unter diesem Banner der Freiheit zusammengefunden, vor Allem rufen wir einen Gruß auch den Brüdern aus Norddeutschland zu, die trotz aller Schranken, trotz mancher Belästigungen hieher gekommen sind (lebhafter Beifall), um gerade hier zu erklären, sie sind Deutsche mit uns, sie sind nicht des Sinnes, der Deutsch-Oesterreich aus Deutschland ausgeschlossen wissen will (allgemeiner stürmischer Beifall), und wenn sie auch nicht sehr zahlreich sind, sie vertreten eine Idee an sich, und daher seien sie uns doppelt willkommen (lebhafter Beifall).

Ein Fest, wie dieses, kann nicht den Zweck haben, über Formen zu streiten, der deutsche Geist ist so mächtig, daß er alle Formen zerreißt, die ihm, dem Geiste der Freiheit, im Wege stehen (Beifall).

Das hat diese Stadt auch vor Allem gezeigt, und warum habt ihr, fremde Gäste, Wien so freudig begrüßt? Deßhalb, nicht wahr — ihr könnt es den Wienern sagen — deßhalb, weil Wien vorangegangen ist, das Konkordat zu zerreißen (langer, andauernder, stürmischer Beifall. Rufe: Wacker!).

Wir wollen kein Konkordat mit einem undeutschen Geiste, sondern nur mit dem, was unseres Blutes, unseres Geistes ist (lauter Beifall), und, wenn es sich frägt, wo ist das deutsche Vaterland — das ist das Lied der alten deutschen Frage — nun, Brüder, so tröstet euch, geographische Grenzen haben sich noch nicht gefunden.

Aber um so besser, so kann der deutsche Geist noch über seine Grenzen hinauswirken (lebhafte Zustimmung).

Das deutsche Vaterland ist da, wo im deutschen Geist für die Freiheit gerungen wird (lebhafter Beifall). Da ist Deutschland und da allein, und wenn es ein kleiner Flecken nur wäre, er arbeitet sich hinaus und zuletzt kommen sie alle, alle die Stämme unter dem ehrwürdigen Reichspanier schwarz-roth-gold.

Diesem Reichspanier, dem Konkordat der Völker unter dem Banner der Freiheit, diesem hohen idealen deutschen Vaterlande, das wir mit ganzer Seele suchen und mit ganzer Manneskraft anstreben wollen, dem unser Hoch! (Die Versammlung bringt ein dreimaliges, stürmisches Hoch aus.)

Dr. Ferd. Kaiser aus Zug:

Deutsche Schützen! Ich bringe Euch einen Gruß aus der Schweiz (Beifall). Das Organisations-Komite für das eidgenössische Schützenfest im Jahre 1869 hat

Digitized by Google

mich nach Wien gesendet, um die lieben Wiener und die deutschen Schützen von hier aus zu unserem nächsten eidgenössischen Freischießen in Zug in der Schweiz einzuladen (lebhafter Beifall).

Deutsche Schützen! Zug ist der kleinste Kanton in der Schweiz, klein sind die Verhältnisse, in denen wir leben, aber treu und bieder zu jeder Zeit ist das Wappen Zug's, blau und weiß (Beifall und Hochrufe).

Deutsche Schützen! Seid überzeugt, Ihr werdet so empfangen werden von der Gränze der Schweiz an bis in den Bahnhof, resp. Schützenplatz, in Zug, wie Ihr empfangen wurdet, als ihr wanderte nach Lausanne und Schaffhausen! (Lebhafter Beifall.)

Schützen! Es soll an Herzlichkeit nicht fehlen. Deutsche Schützen, an diesen Gruß knüpfe ich meinen Toast; ich ersuche Euch, mit mir ein Hoch zu bringen, Oesterreich und seinem Reichsrathe, dem Oesterreich, das zwar auf dem Schlachtfelde von Königgrätz geschlagen, auf dem Felde der Freiheit in den parlamentarischen Schlachten und Kämpfen sich die schönsten Lorbeeren erworben (Donnernder Beifall), dem Oesterreich, das sich von dem feudal-klerikalen Einflusse, der es an den Rand des Abgrundes gebracht (Beifall), zu emanzipiren strebt, dem Oesterreich, dessen Reichsrath 13 Monate lang unausgesetzt gearbeitet, eine Konstitution entworfen und eine Gesetzgebung aufgestellt hat, die denen der freisinnigsten Staaten Europas an die Seite gestellt zu werden verdienten (lebhafter Beifall), ja die grande Nation und der stolze Sieger, sie könnten sie auch brauchen (lebhafter Beifall). Ich erinnere nur an das Gesetz über Ministerverantwortlichkeit.

Deutsche Schützen! ich lade Euch ein, ein Hoch zu bringen dem Oesterreich und seinem Reichsrathe, der es gewagt hat, die Fesseln des Konkordats gelinde abstreifend, die konfessionellen Gesetze aufzustellen (stürmischer Beifall), dem Oesterreich, das seine Rechtsautorität über das kanonische Recht stellen will, daß die ungebührlichen Zumuthungen zurückweisen will; denn, deutsche Schützen, es ist ausgemacht, die Kirche ist im Staate und nicht über dem Staate. Beifall.) Dieses Fundament hat Christus selbst gelegt, indem er sagte: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. (Beifall.)

Deutsche Schützen! es beginnt eine neue Ordnung der Dinge auf Erden. Die Wunder der Neuzeit, die der menschliche Geist geschaffen, und die die Menschen aller Länder, aller Konfessionen und Racen immer mehr und mehr zusammenbringen, die Wissenschaft, die Tausende und Tausende Zeitungen, die Literaturblätter, die Forschungen der exakten Wissenschaften und die Erfindungen derselben, und über all dem eine strenge prüfende, wissenschaftlich streng richtende Kritik, alle diese halten eine permanente Allokation an die menschliche Gesellschaft (lebhafter Beifall) und ein ewiges ökumenisches Konzil, über dem der Geist der Wahrheit und des Lichtes schwebt (lebhafter Beifall); vor dem keine Täuschung und keine Art von Gendarmerie in die Länge bestehen kann (stürmischer Beifall); darum muthig vorwärts, Oesterreich, muthig vorwärts, Rechtsstaat, verwandeln wir die alte Devise und sagen wir: Du glückliches Oesterreich, leuchte voran in der Freiheit, leuchte voran ganz Deutschland, und Deutschland muß mit Dir wieder in ein freundschaftliches Verhältniß treten. (Lebhafter Beifall.) Leuchte voran, denn das ganze Deutschland muß es sein, das deutsche Vaterland. (Beifall.)

Deutsche Schützen, ich schlage Euch vor, mit mir ein Hoch zu bringen, Oesterreich und seinem Reichsrathe, sie leben Hoch! (Die Versammlung bringt stehend ein stürmisches Hoch aus.)

Georg Friedrich Löschmann aus Offenbach: „Gruß, herzlichen Brüdergruß im Namen des Schützenvereins zu Offenbach am Main! Heute, wo uns das Bundesbanner zum Drittenmale in der altdeutschen Kaiserstadt vereinigt, heute müssen wir uns schmerzlich gestehen, daß die Befürchtungen, die wir beim zweiten Bundesschießen in Bremen hegten, die Befürchtungen, daß man uns „mit Gewalt“ eine nationale Bedeutung aufdrängen wolle, theilweise eingetroffen sind. Es kann hier nicht unberührt bleiben, daß ein Theil der deutschen Volksstämme gewaltsam vereinigt wurde, und eine Scheidelinie uns in ein Nord- und Süd-Deutschland theilt. Das heutige dritte deutsche Bundesschießen beweist aber zur Genüge, daß diese geographische Scheidewand nicht im Entferntesten geeignet ist, die deutschen Volksstämme von einander zu trennen (lebhafter Beifall), und wir sind aus allen Theilen des Vaterlandes und weit über das Weltmeer herüber hieher gekommen, um uns zu begrüßen als Söhne Eines gemeinsamen, wenn auch nicht Eines politischen, doch als Eines großen geistigen Vaterlandes (Bravo!) Das ist das heilige erhebende Gefühl, welches auf den Schwingen der Begeisterung über uns schwebt, das ist der große nationale Gedanke, welcher dem dritten deutschen Bundesschießen, gegenüber den letzten Ereignissen, die höchste Weihe ertheilt, und zu etwas Höherem erhebt, als zu einer Hofsittlichkeit (Beifall).

Das ewig lebende Wort unseres Dichters, es ist hier zum Eigenthume zur vollen Wahrheit geworden: „Was kümmert uns der Fürsten Zwist, wenn deutsches Volk zu einig bist.“ (Lebhafter Beifall.)

Wir haben eine trübe Gegenwart und keine glänzende Zukunft vor uns. Täuschen wir uns nicht mit trügerischen Hoffnungen.

Die ausschreitende Gewalt ist unter allen Völkern Europa's immer mehr und mehr im Zunehmen, sie verschlingt Milliarden von dem Marke der Völker, welche dieselben zu den Segnungen des Friedens so dringend bedürfen. Anstatt dem Geiststrom der Ueberproduktion, der uns allgemein dahinreißt, neue Handelsverbindungen und Absatzquellen in die fernen Theile der Erde zu verschaffen, und Anderes des Volkes Wohl Berührendes mehr, ist durch die abermalige Erfindung einer neuverbesserten Mordwaffe und eine dadurch entstehende

Digitized by Google

neue Kriegsaktie hinreichende Veranlassung, dem Handel und der Industrie den Lebensnerv auf Jahre lang zu nehmen. (Bravo.) Hiergegen stegreich anzukämpfen, gibt es nur eine Großmacht, von der wir uns Folgen versprechen können, und dieß ist die öffentliche Meinung. Darum an Euch, Ihr Vertreter der Presse, die Ihr mit der Streitart des Geistes kämpft, die Ihr das geflügelte Wort in diesen Tagen Tausende von Meilen weit über den Erdball schickt, o schafft diesem sündenden Gedanken Eingang. Schafft dem sündenden Gedanken einer allgemeinen deutschen europäischen Völkerverbrüderung Eingang, dann werden wir aufhören, uns zu bekriegen, dann werden wir aufhören, eitle nationale Größe und Ehre anzustreben, dann werden wir uns gewaltige Bahnen vorzeichnen, auf denen wir fortan zu wandeln gesonnen sind.

Aus Allen, die wir von hier wieder weggehen, lassen Sie uns diesen Gedanken heimnehmen in unsere heimathlichen Gauen, tragt ihn von der Donau bis zum Belt, von der Weichsel bis zum Rhein. Gehen wir mit der Hoffnung hinweg, daß es uns bei unseren Lebszeiten noch beschieden sein möge, daß bei dem nächsten Bundesschießen unser deutsches Banner herabschaue auf ein großes und einiges Vaterland, auf ein wahrhaft nach Innen und Außen gekräftigtes Vaterland, auf ein Vaterland im Sinne der deutschen Schützen, und auf die Erfüllung dieses Wunsches ergreift Euren Becher und stimmt in den Ruf ein: hoch lebe Deutschlands Zukunft!“

Johann Bessey (Deputirter des ungarischen Reichstages, besteigt unter Eljenrufen der Versammlung die Tribüne): Meine Herren und Brüder: Wie in der Natur, so im Leben der Nationen bewährt sich die Regel, daß man den Baum, der nicht blühen will, durch starke Verletzungen zum Blühen zwingen kann. Es hat sich bewährt, daß Oesterreichs alter Baum nicht blühen wollte, die Blüthe der nationalen Freiheit, und das Schicksal hat Solferino, Magenta, Königgrätz und Sadowa gebracht, und hat diesen Baum zum Blühen gezwungen (Beifall). Er blühte nicht, weil schadenbringende Würmer sich eingenistet hatten, aber der Baum fängt an, in allen Nationalitätenfarben zu blühen. Die Aufgabe ist die, aus diesen sämmtlichen Farben einen Regenbogen zu bilden (Beifall), welcher die sämmtliche Menschheit umarmt, und so wie nach der Sündflut uns die Garantie gibt, nie mehr in die despotischen Wolken zurückblicken zu dürfen. (Beifall).

Ungarn leistet sein Möglichstes, damit dieser Regenbogen vollkommen werde, indem es allen seinen Gesetzen, die Se. Majestät allergnädigst sanktionirt, und welche ihm Rechte und Freiheiten zugestehen, einen Hauptartikel hinzugesetzt hat, welcher lautet, daß, so lange nicht die sämmtliche Bevölkerung und die sämmtlichen Nationalitäten Oesterreichs dieselben Rechte genießen werden, welche den Ungarn garantirt sind, wir alle unsere Errungenschaften für null und nichtig betrachten (Beifall), weil Ungarn die Garantie seiner Freiheiten und Errungenschaften nur dann als gesichert erachtet, wenn sämmtliche Nationen und Stämme, welche unter dem Scepter Oesterreichs stehen, dieselben Rechte genießen werden (anhaltende Zustimmung).

Meine Herren, mit bebender Seele ergreife ich das Wort, indem ich zum deutschen Stamme zu sprechen wage, da doch die Deutschen die Ersten auf dem Erdboden sind, die sich frei gemacht haben, indem sie nach der Teutoburger Schlacht unter Arminius sich selbst aus dem Joche befreiten, so wie Christus geboren worden ist, um die ganze Menschheit zu befreien.

Darum sind die Deutschen die ersten freien Menschen auf dem Erdballe, darum heißen sie „Allemannen“, weil sie Alle Männer waren. Nicht nur wir Ungarn, sondern selbst ganz Europa hat die Wissenschaft und Kultur von deutschen Ammen als Säuglinge gesogen (Beifall), denn nicht nur Geschichte, Astronomie, Philosophie, sondern alle Gattungen von Wissenschaften, welche die Menschheit gehoben haben, sind von den Deutschen entsprungen. Darum, meine Herren, ist Europas Hoffnung und Aufmerksamkeit auf die Deutschen gerichtet, denn die Deutschen werden den Brennpunkt, die Scheidewand zwischen dem Despotismus und der Zivilisation bilden müssen, und in diesem Fokus wird sich wie die Strahlen der Sonne das beglückende Wissen sammeln müssen und das Freie und Erhabene muß von den Deutschen ausströmen. (Lebhafter Beifall.) Göthe sagt irgendwo: Keinen größeren Feind hat die neue Wahrheit als den alten Irrthum.

Im Mittelalter waren die Ritterburgen diejenigen, welche den Feudalismus und damit die Knechtschaft der Menschen hervorgezaubert haben; darauf kamen die Religionszwistigkeiten, in Folge deren viel Bruderblut vergossen wurde; jetzt ist auch wieder ein Irrthum allgemein, an welchem die Menschheit leidet, und dieser Irrthum ist die Nationalitätenschwindelei. (Andauernder Beifall und Zustimmung.)

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 155:

Von kühnen Rittern, süßer Minne,
Weiß die „Ballade“ viel uns zu erzählen;
Liegt zwischen wahr und falsch oft eine große Kluft —
So schadet dieß ihr nicht: Der Zauberduft
Des Abenteuerlichen wird ihr doch niemals fehlen.

M. M.

Redakteur Gustav Meissel. — Druck und Verlag der L. Ballandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 177 Samstag, 1. August 1868.

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Fortsetzung.)

Johann Beffey fährt fort: Dieß Alles sind nur Stufen, um zu dem Altare gelangen zu können, wo die Menschenwürde tagt, wo der Mensch im großen Sinne des Wortes Mensch ist, und sind wir erst freie konstitutionelle intelligente Menschen, dann haben wir erreicht, was unser Beruf ist. Wir haben geöffnet die Pforten des Tempels der menschlichen Würden. Wir haben das errungen, daß wir insgesammt frei sind; dann wird es sehr recht sein, uns unter uns Brüdern abzufinden: Du sprichst slowakisch, Du deutsch, Du ungarisch, aber wir sind alle Brüder. (Lebhafter Beifall.)

Damit der Segen des Himmels uns gespendet wird, darf der Friede uns nicht abgehen, denn die deutsche Eiche kann nur im Frieden gepflanzt werden. Wir müssen aber auch den Frieden benutzen, und darum seid Ihr hier, theure Brüder, damit Ihr Euch übt, nicht nur hier das Schwarze zu treffen, was auch erwünscht ist, denn wenn uns kriegerische Gefahren bedrohen, sowerden wir Jeder als ein Mann kommen, der Waffen gebrauchen kann, und wir Alle werden kommen zur Vertheidigung, Verglorreichung und Kräftigung des ganzen Komplexes Oesterreich. Das ist aber nicht allein der Grund, warum wir hier versammelt sind. Es soll vielmehr der Keim und der Same des Erhabenen, den wir hier in unserer Festhalle empfangen, zu Hause aller Orts veröffentlicht und mitgetheilt werden.

Eine Aufgabe haben wir, und die ist: freie konstitutionelle Bürger zu sein.

Meine Herren, das Wort Oesterreich ist ein sehr breiter Deckmantel sämmtlicher Nationalitäten, deren sich keine beleidigt fühlen darf, weil das Ganze ein Quodlibet ist, zusammen geheftet, zusammen gekittet, durch den neuen Zutrauenskitt, und dieser Zutrauenskitt wird uns so fest zusammen halten, daß Oesterreich als Muster des Konstitutionalismus glänzen wird: wird es das thun, so wird es immer unbesiegbar und als Phönix aus der Asche neu und verjüngt zu unserer aller Wohlsein emporfliegen. (Beifall.) Sämmtliche Nationalitäten, die Einem Zwecke folgen, lasse ich hoch leben, auf daß wir früher die große Stufe der Zivilisation erreichen; haben wir dieselbe erreicht, dann werden uns gleiche Rechte und gleiche Lasten zu Brüdern vereinigen.

Möge Gott erhalten die Verbrüderung und Gleichberechtigung der sämmtlichen Nationalitäten, die unter dem Schutze Oesterreichs sind: Sie leben Alle hoch! (Anhaltende Hochrufe.)

Karl Mayer bestieg unter Beifallsrufen die Tribüne. Deutsche Schützenbrüder! Ich komme vom Strande des Nekars, aus der Heimath der deutschen Denker und Dichter, aus dem Stamme, der Oesterreich niemals beleidigt hat, auch nicht mit Einem Worte, auch im Gedanken nicht. (Bravo!) Ich komme, um Euch einen Gruß zu bringen vom schwäbischen Volke, einen Gruß zu bringen, durch den Gedanken, der uns Alle vereinigt den Gedanken an das große deutsche Vaterland.

Deutsche Männer! Es ist ein alter Brauch, daß wir unsere Feste benützen, um die Gedanken hinauszugeben, die uns beleben und die uns leiten. Wir sind nicht blos hier erschienen, um unsere Kugeln auf das Ziel fliegen zu lassen, sondern wir sind gekommen, erfüllt von dem Bedürfniß, um mit Euch deutsche Männer, die Ihr von allen Enden des Vaterlandes zusammengeströmt seid, zu verständigen über die Art und Weise, wie das Vaterland wieder hergestellt werden kann. (Beifall.) Ihr seid Alle einig in dem Gedanken, daß so wie seit 1866 Deutschland liegt, es nicht bleiben kann. (Bravo.)

Wir Alle haben das Gefühl, daß uns ein Unerträgliches auferlegt ist, durch die Zerstückelung des Vaterlandes. Wir gehen auseinander, weit auseinander in den Plänen, wie die Einigkeit, wie die Zusammengehörigkeit der Nation wieder hergestellt werden kann, ich weiß das und achte jede politische Anschauung, auch die, deren Gegner ich bin.

Ich weiß, daß eine große Ansicht durch Deutschland geht, durch so viele unserer Stämme, daß wir uns einfach an das anschließen sollen, was Preußen im Jahre 1866 geschaffen hat.

Das ist die eine Anschauung und sie ist auch in meinem Vaterlande vertreten.

Wir haben uns dort sechs Wochen lang in einem heißen Wahlkampf gemessen, und diese bei uns sogenannte preußische Anschauung hat bei 220,000 Stimmenden etliche 30,000 Stimmen gemacht.

Die andere Anschauung, welche auch die Meinige

Digitized by Google

ist, daß wir auf einem anderen Wege zur Wiederherstellung des Vaterlandes kommen sollen, die hat die übrigen Stimmen gemacht und unter diesen sind etliche 90,000 Stimmen, abgegeben von der deutschen Volkspartei in Württemberg, die ich hier zu vertreten die Ehre habe. (Beifall.)

Ich sage das nicht, um einen besonderen Eindruck zu machen, sondern nur um zu rechtfertigen, warum ich auf dieser Tribüne stehe, und warum ich einen Vorschlag Euch mache. Also deutsche Brüder, davon gehen wir aus, daß so das Vaterland nicht bleiben kann; dort ist der norddeutsche Bund, wie ihn Preußen mit Blut und Gewalt erschaffen hat; dort ist Oesterreich durch den Prager Frieden ausgeschlossen aus dem Zusammenhange mit der Nation, und hier sind wir, der Süden von Deutschland oder vielmehr der Südwesten; wir sind mehr im Unglück, als die übrigen zwei, denn wir sind gänzlich zerschlagen und gänzlich zerstückelt. — Dort ist Preußen, das ist eine starke Macht, das gilt in der Welt, und die Völker und die Potentaten haben sich gewöhnt, Nichts mehr zu thun, ohne in ihre Rechnung Preußen mit hereinzuziehen. Und hier ist Oesterreich, stark Gottlob, noch nicht überwunden, wie es seine Geschichte so oft gelehrt hat, durch Niederlagen, jetzt noch neu gestärkt durch Freiheit.

Die Preußen haben etwas zu bedeuten in der Welt, die Oesterreicher haben wahrlich nach Königgrätz nicht weniger zu bedeuten in der Welt als vorher, nein, viel mehr, weil sie den anderen Feind, mit dem sie gekämpft haben, weil sie das Konkordat unter die Füße getreten haben. (Andauernder Beifall.)

Nur wir, wir viel elenderen Männer des Südens, wir sind in einer rein unerträglichen Lage, wir haben denselben Anspruch, wie Ihr andere Deutschen bei der großen Mutter zu sein, und nicht abseits in Hütten zu wohnen. Wir verlangen es, mit Euch unter dem großen Dache, unter der Kuppel der nationalen Einheit zu stehen, mit Euch, mit Preußen, mit dem Nordbunde; wir sind ein Volk von Brüdern, und lassen uns nicht so behandeln wie die Diplomaten und Generäle es gethan haben. (Beifall.)

Nun haben wir von der Volkspartei uns gefragt, welch' ein Weg ist es, welcher hinausführt aus diesem Elende, welcher uns wieder hineinführt in den Zusammenhang mit dem Nordbunde, in dem Zusammenhang mit Euch Oesterreicher, zu denen unser Herz von jeher uns gezogen hat. (Beifall, Händeklatschen.)

Unser Gedanke ist nun der: Vor Allem soll der Süden selbst unter sich zusammentreten, damit er wieder etwas gelte in der Welt. Wir verlangen einen parlamentarisch-militärischen südwest-deutschen Bund. Das ist unsere Forderung, eine viel verleumdete, viel verspottete und viel verachtete, und hier pflanze ich sie auf als ein Banner, das uns Deutsche insgesammt wieder vereinigen kann.

Geben Sie mir wenige Minuten Zeit um Ihnen zu entwickeln, wie wir uns die Sache vorstellen.

Ich sage einen militärischen Südbund.

Wir sind durch schlechte Verträge, die unsere Minister hinter unserm Rücken gemacht haben, da sie die Stirne hatten, unsere Volksvertretungen zu verläugnen, als sie darnach fragten, dadurch sind wir allerdings militärisch verbunden, aber nur mit Preußen und nicht auch mit Oesterreich. Das ist für uns eine unhaltbare Stellung. Wir wollen nicht von einem Andern geschützt sein, wir wollen in die Lage kommen, daß wir selbst im Stande sind, unsere Gränzen zu vertheidigen so gut als die Schweizer, die hier sind, im Stande sind, ihr noch kleineres Land zu vertheidigen (Beifall), und wir verlangen, daß dieser Südbund ein parlamentarischer sei und ich will auch die Gründe sagen, warum wir dieß verlangen müssen.

Wir leben auf altem Rheinbunds-Boden.

In unserem Volke in Schwaben, Bayern und Baden ist es nicht vergessen, daß die Jugend unseres Volkes von Anfang dieses Jahrhunderts gegen 10 Jahre lang hat ziehen müssen unter fremden Fahnen gegen Deutschlands Brüder, gegen Deutschland und wir wollen und vor einer solchen Gefahr bewahren, und diese Gefahr, deutsche Männer, sie ist vorhanden, so lange die Angelegenheiten des Südens allein ausschließlich liegen in der Verantwortung und in der Disposition unserer Dynastien. (Bravo, bravo.)

Wir haben es nicht vergessen, daß der Großvater unseres Königs Karl auch seine Krone empfangen hat aus Napoleons Hand.

Wir sind in der Gefahr, in der die andern Deutschen nicht sind, daß das Ausland sich unsere Zersplitterung zu Nutzen mache, und sich einmische trotz aller Verträge, der gebrechlichen Verträge, die uns mit Preußen verbinden.

Wir haben es erlebt im Jahre 1866, daß ein württembergischer Minister, als er den Frieden erbettelte drüben in Nikolsburg vom Sieger Bismarck, in ein geheimes Bündniß mit ihm einging, wodurch wir in eine militärische Vasallenschaft von Preußen hineingekommen sind, und es hat damals dieser Minister nach unserem Glauben diese Verträge nicht geschlossen, weil Deutschland auch ein deutscher Staat ist, sondern hat ihn geschlossen, weil er besiegt war, weil er schwach war und weil Preußen groß, stark und siegreich war. Aber eine solche Scene könnte sich auch mit anderen Persönlichkeiten in der Weltgeschichte wiederholen. Das Rad der Geschichte dreht sich, was oben ist, muß unten stehen; es könnten auch einmal schlimme Tage kommen, wo Preußen nicht stark wäre und wo irgend ein süddeutscher Minister — ein bayerischer vielleicht, jedenfalls braucht er nicht gerade Barnbüler zu heißen (liebhafte Heiterkeit) — hinginge und unsere Militärkraft verriethe an das Ausland und dagegen wollen wir uns decken. (Allseitiger stürmischer Beifall.)

Digitized by Google

Ihr seht, deutsche Männer, wir kommen wahrhaftig nicht mit schlimmen Gedanken des Hasses und der Zwietracht hierher, wir sind weit entfernt, dem preußischen Volke nachzutragen, was seine Regierung im Jahre 1866 wider Deutschland, wider uns und wider Oesterreich gethan hat. (Lauter Beifall.) Wir tragen dem preußischen Volke unsere Liebe ebensogut entgegen, als dem österreichischen Volke; wir wissen, daß nimmermehr ein Deutschland sein kann ohne Preußen (lebhafter Beifall), aber wir wollen uns schützen vor den Gefahren der Einmischung des Auslandes, die in unserer Zerstückelung an sich vorhanden sind; darum wollen wir die Hand haben in der Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten; darum wollen wir einen parlamentarischen Südbund.

Wenn Sie die deutsche Geschichte von Anfang an — und Sie können bei Hermann dem Cherusker anfangen — durchblättern, so finden Sie allerdings Verrath, aber bei den Fürsten, dem Adel und bei den Hochgebornen; in den Kreisen des Volkes, von einem deutschen Stamme ist es nicht erlebt, daß er Verrath mit dem Auslande getrieben hätte. (Stürmischer Beifall.)

Deutsche Brüder! Also verlangen wir einen parlamentarisch-militärischen Südbund und nun wollen wir Euch zeigen, in welcher Weise wir hoffen, daß daraus die Einigkeit und die Einheit des Vaterlandes dennoch entstehen könnte. Wir haben dann auf der einen Seite die Thatsache, daß 3 deutsche Reichstage vorhanden sind, der norddeutsche, der österreichische und der süddeutsche Reichstag, und auf der andern Seite haben wir die Thatsache, daß Bedürfnisse vorhanden sind, die sich gar nicht anders schlichten, regeln und verwalten lassen, als durch den Zusammentritt dieser 3 Körperschaften. Wenn ein solches Bedürfniß vorliegt, was ist dann natürlicher, als daß sich die drei die Hand reichen zur gemeinschaftlichen Ordnung. Deutsche Brüder, wenn ein solches Bedürfniß vorliegt und ein solches Einlagehen eintritt, — wir sind bescheiden geworden, wir wissen das Maß unserer Kräfte zu messen und übernehmen uns nicht.

Wir im Süden wären froh, wenn wir auch nur Delegationen bekämen von diesen drei Reichstagen.

Aber, meine Herren, es gibt einen Staatsmann in der Welt, der stärker ist als Bismarck und alle Staatsmänner und dieß ist die Noth. (Anhaltender Beifall.)

Und diese Noth, sie wird uns zusammen treiben, sie wird vollenden, was wir in gutem Patriotismus gesäet haben; darauf verlassen wir uns. Und noch ein Wort zum Schlusse.

Dieser Weg des Südbundes empfiehlt sich auch, weil er der einzige ist, der den Frieden erhält, und Euch, deutschen Bürgern, brauche ich nicht zuzurufen, daß der Friede das höchste Gut ist, das selbst noch über die Freiheit geht (Beifall), und nun deutsche Männer und Euch Oesterreicher fordere ich auf, helft uns bauen, helft uns gründen, legen den neuen Grundstein zum Bau, aus dem mit der Zeit die Einheit Deutschlands wieder entstehen kann. (Anhaltender Beifall.)

Ich trinke auf die Wiederherstellung des Vaterlandes und ich trinke auf das zukünftige, in Freiheit geeinigte deutsche Vaterland. (Lebhafte Hochrufe.)

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaiser auf dem Festplatze.

Wien, 30. Juli 1868.

Um halb 6 Uhr wurde von den drei Tyroler- und mehreren Militärkapellen am Hauptportale die Volkshymne angestimmt und die kaiserliche Equipage rollte an der Austria vorbei zur Festhalle, wo der Kaiser von den Ministern Giskra und Taaffe, dem Statthalter Grafen Chorinsky, Bürgermeister Dr. Zelinka, Obersthofmeister Fürsten Hohenlohe, Dr. Kopp, Dr. Sterzing und Hrn. Schröder, so wie vielen Komitemitgliedern erwartet wurde.

Der Kaiser, in der Uniform seines Jägerregiments, verließ, gefolgt von seinem Adjutanten Major Grafen Paar, den Wagen, worauf Dr. Kopp den Monarchen zuerst als den Grundherrn des Festplatzes und dann im Namen der anwesenden Schützen begrüßte. Die Schützen, sagte Dr. Kopp, hätten während ihres Aufenthaltes in Wien bei so zahlreichen Gelegenheiten ihre Sympathien und ihren Enthusiasmus für den Herrscher Oesterreichs kundgegeben, daß er (Redner) sich berechtigt sehe, dieser Sympathien dem Monarchen gegenüber zu gedenken. Dr. Kopp schloß mit einem Hochrufe auf den Kaiser, worauf dieser in wenigen Worten seinen Dank aussprach.

Nun stellte Dr. Kopp Sr. Majestät die Herren Dr. Sterzing und Schröder vor und geleitete den Kaiser gefolgt von den Ministern und einer überaus großen jubelnden Menge, in die Festhalle, die Kellnerei, die Küche und auf die Gallerien. Vor der Rednerbühne, der Bundesfahne und mehreren anderen Bannern verweilte der Kaiser mit sichtlichem Interesse. In der Nähe der in der Mitte der Festhalle befindlichen Kredenz überreichte Dr. Kopp dem Kaiser den mit Wein gefüllten großen goldenen Pokal des Wiener Schützenvereins. Der Kaiser nahm den Becher, brachte ein Hoch auf die Schützen aus und trank. Dem Toaste folgten nicht enden wollende Zurufe.

Von der Festhalle begab sich der Monarch unter dem stets wachsenden Jubel des anwesenden Publikums in den Gabentempel, besichtigte da insbesondere die Erzeugnisse der österreichischen Industrie und sprach sich sowohl hier als auch in der Industriehalle, die er hierauf in Augenschein nahm, sehr anerkennend über die geschmackvolle Anordnung der reichen Gaben aus.

Digitized by Google

Im Gabentempel überreichte Herr Wiener vom Preßkomite dem Kaiser ein prachtvolles Bouquet, welches der Monarch lächelnd entgegennahm, indem er sagte, er werde es morgen Früh in Ischl, wohin er heute noch abreise, der Kaiserin übergeben. Von der Industriehalle verfügte sich der Kaiser in die Schießhalle. Auch hier war bereits eine große Menge Schützen und Publikum zu seiner Begrüßung anwesend. Die Begrüßung des Kaisers war hier wahrhaft enthusiastisch. Beim Eintreten des Kaisers in die Halle wollten die Schützen das Feuer einstellen; als jedoch der Monarch dieß wahrnahm, sprach er sogleich den Wunsch aus, es möge mit dem Schießen fortgefahren werden, denn „er höre es sehr gern.“ Se. Majestät trat zuerst zu den Feldscheiben, wo er, mehrere Stände besuchend, dem Schießen mit Aufmerksamkeit folgte und sich mit einzelnen Schützen längere Zeit unterhielt. Der weitere Besuch galt den Schnellfeuerscheiben. Hier hatte der Kaiser Gelegenheit, einen Norweger, Namens Larsen, mit dem von diesem Herrn erfundenen Scheiben-Hinterladungs-Gewehre arbeiten zu sehen. Herr Larsen machte in drei Minuten 53 Schüsse und erzielte mit demselben 39 Punkte und 21 Treffer. Der Monarch sprach nun den Wunsch aus, Jemanden mit dem Werndl-Gewehr schießen zu sehen. Es schossen mehrere Herren. Herr Krnka erzielte in drei Minuten 43 Schüsse mit einem Punkt und einem Treffer, Herr Hoinig 29 Schüsse mit 26 Punkten und 13 Treffern und Herr Strachowsky 52 Schüsse. Der Kaiser sprach sich bei dieser Scheibengattung über die erzielten Leistungen insbesondere sehr anerkennend aus. Von den Schnellfeuerscheiben begab sich Se. Majestät, nachdem er noch in einige Stände getreten war, zu der Stand-Industriescheibe Nr. 2, wo Allerhöchstderselbe drei Schüsse abfeuerte. Mit dem ersten Schusse wurde ein Dreierkreis erzielt. Die beiden anderen Schüsse gingen in die Scheibe links oben.

Jedem der abgegebenen Schüsse folgten von Seite des Publikums Hoch- und Hurrarufe. Nach dem dritten Schusse erklärte der Kaiser, nicht mehr schießen zu wollen, da er theils der ihn umgebenden großen Versammlung, theils auch des starken Windes wegen kaum hoffen könne, heute noch glücklicher zu treffen. Herr Selinger credenzt nun ein Glas Bier und Herr Leibenfrost Wein in einem silbernen Prämienbecher. Der Kaiser nahm von Beiden und sagte, als er das Bierglas in der Hand hielt: „Ich erkenne das Glas, es ist dasselbe, aus welchem Ich zu Paris während der Ausstellung getrunken.“

Unter fortwährend anhaltenden Jubelrufen verließ Se. Majestät nun die Schießstätte, um sich in das Plombirungs-Amt und Waffendepot Nr. 1 und von hier aus auf das Belvedere zu begeben.

Als der Kaiser aus der Schießhalle trat, überreichten ihm die zwei in Gesellschaft der Hamburger hier anwesenden Vierländerinnen Blumen. Der Kaiser nahm diese Sträußchen und versprach, dieselben der Kaiserin zu bringen.

Mittlerweile war auf allerhöchsten Wunsch die Festhalle beleuchtet worden, welche nun der Kaiser wieder besuchte; diesmal wurde Se. Majestät daselbst vom Architekten Hinträger, den Bauunternehmern Obermayer und Gerstle und dem Herrn Scheler, Konstrukteur der Gasleitung, empfangen. Als diese Herren durch Dr. Kopp vorgestellt wurden, äußerte Se. Majestät seine vollste Befriedigung über die Anlagen sämmtlicher Bauten und die Einrichtung derselben.

Nach diesen Worten kehrte der Kaiser unter dem Zurufe des Publikums zu dem Wagen zurück und sprach, zu Dr. Kopp gewendet, seine Freude und seinen Dank für den von den Schützen ihm bereiteten überraschend herzlichen Empfang aus. Bezüglich der Festwache äußerte der Monarch, daß sie „sehr schmuck adjustirt wäre und daß auch die Haltung der jungen Leute vortrefflich sei“. — Kurz nach 7 Uhr verließ der Kaiser den Festplatz. (N. fr. Pr.)

Mannigfaltigkeiten.

* Von dem herrlichen Festgruße, den Anastasius Grün zum dritten deutschen Bundesschießen an die Schützen gedichtet, hat die „Neue Freie Presse“, der wir ihn entnommen haben, um dem übergroßen Verlangen darnach zu genügen, einen besonderen Abdruck veranstaltet und dem Festausschusse 30,000 Exemplare zur unentgeltlichen Vertheilung zur Verfügung gestellt. Da die weiteste Verbreitung dieses kleinen Meisterstücks, das sich Grün's besten Dichtungen würdig an die Seite stellt, höchst wünschenswerth ist, so fühlen auch wir uns gedrungen, diesen schönen Akt von Uneigennützigkeit der Redaktion des genannten Blattes hier in dankbarer Anerkennung zu konstatiren.

Wie die „N. Depeschen“ aus München melden, hat Frl. Mallinger, welcher von der Direktion des Hofoperntheaters in Wien ein glänzender Engagementsantrag zugegangen ist, als Bedingung ihres Verbleibens an unserer Hofbühne einen zehnjährigen Kontrakt mit einem Jahresgehalte von 10,000 fl., fünf Monate Urlaub und Pensionsanspruch gefordert.

* * *

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der L. Mailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 178 Montag, 3. August 1868.

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Fortsetzung.)

Schützen-Major Riby aus Thurnau: So hört denn, meine Lieben! Wir sind von unseren Bergen und unseren Thälern nicht bloß hieher gezogen, nur mit den Waffen in der Hand einzustehen in dem edlen männlichen Wettkampf, nicht bloß um uns aus diesem von Opferwilligkeit leuchtenden Tempel Gaben zu erringen. (Beifall.) O nein! wir sind auch zu Euch gekommen, liebe Wiener, um euere Herzen zu gewinnen (Lebhafter Beifall), um Euch und alle Schützenbrüder aus Deutschlands Gauen die warme, biedere, treue Bruderhand zu reichen zum großen Völkerbunde. (Lebhafter Beifall.) Wir sind so zahlreich hieher gepilgert, um ein neues Völkerfreundschaftsband zu knüpfen in dem uns so lieben Wien. (Lebhafter Beifall.)

Hier, meine Lieben, wollen wir Schweizer bei Euch die Sonne leuchten sehen, die aufgegangen über dem neugebornen Kaiserstaate. (Lebhafter Beifall.) Hier an der Quelle wollen wir den Fürsten und sein Volk kennen, achten und lieben lernen, die nun vereint so hochherzig und mächtig dem Fortschritte huldigen. (Stürmischer Beifall.) Ja, glaubt uns, liebe Freunde, wir freuen uns mit Euch vom ganzen Herzen, von ganzer Seele über die großen, herrlichen, bedeutungsvollen Worte, die euer Monarch gesprochen, über die großen erhabenen, für Oesterreichs Geschichte ewig denkwürdigen Entschlüsse Eures Kaisers, die da heißen: Es werde Licht in meinem Staate! (Lebhafter, andauernder Beifall.) Darum, liebe Freunde, es werde hell und licht, und bleibe hell und licht zu Euerem und aller Völker Wohl.

Dr. Trabert aus Hanau: Deutsche Männer! Es ist einmal die Sage gegangen, irgendwo in dieser Festhalle sei ein Trommler aufgestellt, der den Gedanken, der sich ein Bischen zu hoch in die Politik verstiegen würde, durch einen gewaltigen Wirbel daran zu erinnern hätte, daß die irdischen Schranken doch noch sehr nahe seien. — Wenn der Trommler doch irgend wo versteckt sein sollte (Heiterkeit), so bitte ich ihn wenigstens insolange, als ich spreche, die Trommelstöcke recht weit von sich zu werfen, denn ich spreche hier als Preußpreuße, als ein Mann, hinter welchem als schützender Genius ein gewisser Herr Kreuz steht, und ich spreche daher über alle Maßen legal (Heiterkeit).

Deutsche Männer! Es ist noch eine andere Sage gegangen und die ging auf uns. Es wurde gesagt, wir, die wir in den jetzt annektirten Ländern einst gegen die Annexion gekämpft haben, seien hieher gekommen, um hier gleichsam zu beketiren: Resolutum I, das Jahr 1866 wird aus der Weltgeschichte hiemit ausgestrichen (Heiterkeit). Meine Herren, so thöricht sind wir noch niemals gewesen.

Auch wir wissen es, denn wir fühlen es, und wir erkennen es folglich an, daß wir im Jahre 1866 besiegt worden sind. Wir fühlen es, wir beklagen es, und wir erkennen es folglich an, daß das schöne Land Oesterreich, das Land von deutschen Männern, in dem man uns jetzt mit alter Treue, mit alter Biederkeit und Herzlichkeit die Hand drückt, daß dieses schöne Oesterreich gewaltsam von uns getrennt wurde, gewaltsam wider die Verträge und mit Hülfe des Auslandes (lebhafter Beifall).

Das wissen wir, wir fühlen es, ich sage es nochmals, und wir erkennen es an. Aber wohlgemerkt, wir erkennen es als Thatsache, nicht als Recht an, nein, niemals (Beifall).

Das Recht muß zum Rechte werden, denn die Weltgeschichte ist das Weltgericht, und so wird denn einst kommen der Tag, der auch uns dafür Sühne gibt, daß man uns jüngst behandelt hat, wie ein herrenloses Gut, wie ein lebloses und fühlloses Stück Holz, wie ein empfindungsloses Erdenglied; es wird kommen der Tag, der uns dafür Sühne gibt, ob in Frieden, was Gott geben wolle, oder in Aengsten und Nöthen, wer weiß das? Als besonnene Männer müssen wir freilich selbst auf das Schlimmste gefaßt sein, und darum wissen wir es allerdings, es ist möglich, daß, bevor wir an das Ziel kommen, noch gar mancher ehrliche Mann zu Grunde gehen wird, sei es in den Kerkern, sei es in freiwilliger, sei es in gezwungener Verbannung; aber Diejenigen, die das so kommen machen, die würden vielleicht doch wohl daran thun, wenn sie sich erinnerten, daß aus den Seufzern Derer, die so zu Grunde gehen, vielleicht doch einmal der Donner werden könnte, der mit gewaltigen Schlägen Alles hinwegträgt, was da uns gestellt hat auf Gewalt, ohne und wider das Recht, und auf Unterdrückung der Menschenwürde (lebhafter Bei-

Digitized by Google

fall). Die Menschenwürde, liebe Freunde, die verlangt heutzutage, daß überall da, wo über die politischen Schicksale eines Volkes entschieden wird, das Volk selbst mitrede und mitsorge (Bravo).

Das Selbstbestimmungsrecht, das ist die Lösung der Menschenwürde und dies Selbstbestimmungsrecht, das fordern wir auch für die deutschen Staaten und für die deutschen Stämme; freies Selbstbestimmungsrecht innerhalb und unbeschadet der föderalen Zusammengehörigkeit der gesammten Nation, und wer mit mir dieses Sinnes ist, nun der stimme ein in meinen Trinkspruch: Diesem Selbstbestimmungsrecht der Völker ein donnerndes Hoch. (Hochrufe von allen Seiten).

Dr. Gätschenberger, Redakteur in Würzburg: Mehr als der herzliche Empfang hat uns die Erkenntniß getreut, daß es nicht so ist, wie die Feinde Oesterreichs sagen, daß Oesterreich bereits ein Leichnam ist! O nein! Es ist nur ein von einer schweren Krankheit Genesener, ein Kranker, der durch schlechte Behandlung heruntergekommen. (Bravo!) Dieser Patient leidet jetzt noch ein wenig an den schwarzen Blattern, aber Dank den Aerzten, denen er anvertraut ist, von denen wir einen selbst am vorigen Sonntag reden gehört haben, wird auch diese Krankheit glücklich gehoben werden. Das Medikament, was ihm jetzt angeboten wird, wird ihm die Kräfte wiedergeben und Oesterreich wird wieder in seinen Lauf eintreten, es ist noch nicht für Deutschland verloren, es hat seine Rolle noch nicht ausgespielt. (Bravo!)

Nach einem historischen Rückblicke und einer Parallele zwischen Oesterreich und Bayern schließt der Redner mit den Worten: Unser v. d. Pfordten sah sein Heil in Bach, wie unser Adel sein Heil in Metternich. Diese Zeiten sind glücklich vorüber, die österreichische Regierung hat erkannt, daß besser als Rosse und Reisige die Liebe eines Volkes seinen Thron schützt, daß das Volk opferbereit willig ist.

Dr. Kinz aus Meran: Schützenbrüder, Schützenfreunde! Die Liebe zum großen deutschen Vaterlande hat sich auch in den Herzen der Deutsch-Oesterreicher trotz aller traurigen Reminiszenzen ungeschwächt erhalten. (Bravo, Bravo!) Kein noch so betrübendes Ereigniß, keine Thatsache und keine Gewalt konnte dieses mächtige Gefühl aus unseren Seelen verdrängen. (Beifall.) Wenn man uns auch einstweilen vor die Thür gesetzt hat, Brüder, es wird der Tag erscheinen — und er ist nicht ferne — wo man uns wieder mit offenen Armen entgegenkommen, und uns einen würdigen Platz in dem großen Hause einräumen wird, wo wir geläutert von den Leiden der Vergangenheit und durchgeübt von der Schule der Freiheit (lebhafter Beifall und Zustimmung) in Frieden und Eintracht mit unseren deutschen Brüdern zusammenleben und ohne Eifersucht und Stammeshader gemeinsam waltend und schaltend einer gesegneten Zukunft entgegensehen werden.

Drittes Bankett.

Wien, 29. Juli.

Reichsraths-Abgeordneter Kuranda: „Verehrte Herren! Die Ehre, den ersten Trinkspruch heute ausbringen, wurde mir, einem Manne aus Wien, einem Oesterreicher zu Theil. Ich werde getreu dem schönen und edlen Geiste dieses Schützentages, der immer den ersten Trinkspruch dem Vaterlande widmet, auch meinen Toast dem Vaterlande, dem deutschen Vaterlande, widmen. Zwar, unsere Stadt ist festlich geschmückt, und die Fahnen und Kränze, die unsere Häuser zieren, sind ein fortdauernder Toast, ein ununterbrochenes Lebehoch auf die deutsche Nation!

Allein, diese Festzeichen können Ihnen doch bloß äußerlich Kunde geben von dem, was uns bewegt; sie können nur die eine Seite unserer Empfindungen darstellen, die Seite der Freude. Neben dieser gibt es aber noch eine andere, und das ist die der Wehmuth. Erlauben Sie mir, Ihnen ein ernstes Geständniß zu machen. Die Freude ist es nicht allein, die uns bewegt; wenn wir nach den Erlebnissen des Tages, nachdem wir den Handschlag gewechselt haben mit so vielen deutschen Männern, nach Hause gehen in unsere stille Stube und des Abends nachdenken über die Vorgänge des Tages, beschleicht uns ein tiefes Gefühl der Wehmuth, und je wärmer unser Handschlag war und je freudiger unsere Begrüßung, um so schmerzlicher fühlen wir es, daß wir von diesen Männern politisch geschieden sind, ohne zu wissen, wann wir wieder zu ihnen zurückkehren werden. (Lebhafter Beifall.)

Es ist eine furchtbare That und eine unerhörte Thatsache, welche im Jahre 1866 in Bezug auf Deutschland und Oesterreich stattgefunden hat. Seitdem das alte deutsche Reich besteht — oder richtiger bestand — hat Deutschland wohl manchen Verlust an Gebieten und an theuren Stammesgenossen erlitten; im Laufe der Jahrhunderte hat durch die Tyrannei und durch den Egoismus deutscher Fürsten manches Gebiet sich von Deutschland losgerissen, manches ist überhaupt verloren gegangen. Ich erinnere bloß an unsere theure Schweiz, ich erinnere an die Niederlande, ich erinnere an das Elsaß, ich erinnere an Lothringen und noch an manchen anderen werthen Besitz.

Nun, all' diese großen Verluste sind kleinlich im Vergleiche zu dem unendlichen Verluste, welchen der Schnitt zwischen Deutschland und Oesterreich hervorgebracht hat (stürmischer Beifall), und unendlich verschieden sind ja auch die Thatsachen.

Die Schweiz, bedrückt von den Vogten der Kaiser, hat aus eigener Initiative ihr Selbstbestimmungsrecht geübt und hat sich vom deutschen Reiche getrennt. Holland, die Niederlande, wie von einem unendlichen religiösen Drucke, von einer unendlichen Intoleranz, von einer wahnsinnigen Inquisition heimgesucht, haben sich

Digitized by Google

zur Wahrung ihrer Freiheit und aus eigener Selbstbestimmung vom deutschen Reich getrennt.

Lothringen, das Elsaß haben wir verloren, weil wir nicht mächtig und stark genug waren, es zu halten; allein die Thatsache, daß man ein Drittel des Reiches von demselben abschneidet, unter fortwährendem heißen Protest desselben abtrennt, während das deutsche Oesterreich, während es sich anklammert mit allen Traditionen der Geschichte, mit allen Ansprüchen seines Rechtes, mit allen Ansprüchen seines Gefühles an dieses Deutschland! Ein solcher Vorgang, ein solches Ereignis ist unerhört in der deutschen Geschichte. (Lebhafter, andauernder Beifall.)

Meine Herren! Es sind die Worte: Besonnenheit und Friedfertigkeit als Losung für unser Fest gegeben, es ist für jeden Redner, der es ehrlich meint mit der deutschen Zusammengehörigkeit, Gebot und Pflicht, sich zu mäßigen. So schwer es für einen Oesterreicher ist, wenn er auf diesen Gegenstand kommt, sich Zaum anzulegen, so schwer es ist, die innere Erregung niederzukämpfen, so ist es doch die Pflicht der Mitglieder des Schützenvereines und namentlich der Wirthe, der Oesterreicher und Wiener, Gefühle zu schonen, die leicht durch ein erregtes Wort verletzt werden können. (Beifall.)

Deßwegen übergehe ich Vieles, was mir auf der Zunge schwebt und mir im Herzen sitzt; aber auf Eines will ich aufmerksam machen: Wohin hat man uns gestoßen und was sind zunächst die Folgen unseres Ausschlusses aus Deutschland?

Früher und zu allen Zeiten haben in diesen Gegenden nicht deutsche Nationalitäten das Bundesgebiet bewohnt, und ich muß der Wahrheit die Ehre geben und bekennen, daß die Nationalitäten zu allen Zeiten, trotzdem, daß sie auf deutschem Bundesgebiete wohnten, ihren Widerwillen, ihren Wunsch nach Selbstständigkeit kundgegeben haben.

Allein Sie werden bemerkt haben, welch' ein furchtbarer Unterschied in diesen Ansprüchen zu Tage getreten ist, seitdem Oesterreich hinausgedrängt wurde aus dem deutschen Staatsverbande.

Früher hatten alle diese Nationalitäten, die auf deutschem Boden wohnten, — und nur von diesen spreche ich — das Bewußtsein, daß sie die Minorität im großen Deutschland sind, das Bewußtsein, daß hinter uns Oesterreichern eine große, mächtige und selbstbewußte Nation steht, hat sie Achtung gelehrt, und da die deutsche Zivilisation ihnen große Gaben gebracht hat, Gaben, die nicht mit Undank bezahlt werden sollten, so haben sie sich gefügt und ihre Ansprüche sind bescheiden geblieben. Heute aber, wo wir Oesterreicher staatsrechtlich von der deutschen Nation losgeschieden sind, heute erheben sich diese Ansprüche mit furchtbarer Gewalt, und wir Deutsche in Oesterreich müssen mit diesen Nationalitäten kämpfen, Mann gegen Mann, um unsere Sprache und die Erziehung unserer Kinder, um die Sicherung der Zukunft unserer Landsleute, und Gott gebe, daß dieß bloß ein politischer Kampf bleibe, und daß er nicht zu einem physischen ausarte (Beifall).

Sind solche Zustände einer Nation, wie der deutschen, würdig? ist es würdig, ist es pflichtgemäß gehandelt, ist es möglich, diese Zustände fortan zu belassen? Nein, das ist nicht möglich. Wenn wir nicht alle insgesammt, wir Deutsche oder wir Oesterreicher — da man nun einmal diesen Gegensatz künstlich geschaffen hat — auch jenseits unserer schwarzgelben Grenzen zusammen festhalten wie ein Mann, damit die Brücke wieder geschlagen werde, welche die deutsch-österreichischen Bundeslande wieder mit Deutschland vereinigt, dann, meine Herren, könnten Sie das traurige und tragische Beispiel erleben, daß dieses deutsche Oesterreich dem Schicksale der russischen Ostseeprovinzen oder gar des Elsaß oder Lothringens verfällt.

Ein solches Unglück zu verhüten, ist unsere Pflicht, zunächst ist dieß aber Pflicht für uns Oesterreicher, und ich kann Ihnen im Namen von Millionen gleichgesinnter Männer die Versicherung geben, daß wir fest entschlossen sind, unser gutes Recht zu wahren und nur auf die Zeit warten, wo es wieder möglich sein wird, uns mit dem übrigen Deutschland zu vereinigen (großer, andauernder Beifall).

Ein Programm werden Sie von dieser Tribüne nicht erwarten; es gibt vielfache Programme, aber jedes hängt von Zeit und Umständen und von der glücklichen Benützung des Momentes ab; wenn der richtige Moment kommen wird, wird auch die That nicht fehlen, das kann ich Ihnen unerschüttert sagen. Aber Sie, verehrte deutsche Männer, haben die Pflicht, uns zu unterstützen, und ich setze eine gute Vorbedeutung zur Erfüllung dieser Pflicht in der zahlreichen Betheiligung, welche Deutschland an dem Schützenfeste in Wien genommen.

Meine Herren, Sie müssen unsere Missionäre sein, wir erheben den Anspruch, daß Sie, wenn Sie unsere Stadt und unser Land verlassen und hinausziehen in ihre Heimath, für uns Propaganda machen und erzählen, was Sie hier gesehen haben, und die Wahrheit unserer Empfindungen und die Trostlosigkeit unserer Zustände richtig schildern. Sie dürfen das mit gutem Gewissen thun, denn unser Oesterreich ist nicht das alte Oesterreich, und es sind nicht die alten Oesterreicher, für die Sie in Deutschland sprechen werden; nein, es ist wirklich ein freies Oesterreich, das Einlaß begehrt, es ist keine bloße Phrase, es ist der Drang der Umstände, daß Oesterreich nur als ein liberaler Staat beste̊en kann. (Beifall.)

Man fürchtet allerdings, die Reaktion könnte eintreten. Meine Herren, wenn Sie die Zustände im Detail beobachten, so müssen Sie sagen, eine Reaktion in Oesterreich ist die Auflösung, der Zerfall Oesterreichs in tausend Atome (anhaltender Beifall).

Die Freiheit und der Liberalismus in Oesterreich müssen fortan das Regierungsprogramm sein. Es kann kein Staatsmann, ob er der gegenwärtigen oder

Digitized by Google

einer zukünftigen Regierung angehört, sich mehr davon loslösen.

Denn, meine Herren, was hat Oesterreich bisher zu vertreten beansprucht, und was war die Grundlage der Aktion so vieler Jahre? Oesterreich glaubte zum Haupte und Schützer der Legitimität berufen zu sein. Nun, die Legitimität ist zum Kinderspott geworden, die Legitimität, welche man in Deutschland und Europa geschaffen, ist aber nicht nur von unten nach oben, sondern selbst von oben nach unten zerschlagen worden. (Beifall.) Fürsten und Könige, die früher ihren Stolz darin sahen, als Helden und Ritter der Legitimität zu fungiren, haben die Dächer dieser Legitimität eingeschlagen; sie haben andere Fürsten und Könige, die eben so legitim waren, wie sie, von ihrem Boden verjagt (lebhafter Beifall).

Nun, meine Herren, die Legitimität ist also geschwunden, und Oesterreich kann unmöglich mehr Don Quixote derselben sein. Nichts hält es mehr ab, die Wege der Freiheit zu betreten.

Wenn aber Oesterreich keinen Gedanken mehr hat, den es speziell vertreten soll, was soll es dann vertreten, um berechtigt zu sein in der Mitte der Nationen als Großstaat dazustehen? Was hat es zu vertreten? Die Freiheit. Es muß, so wie man ihm zumuthete, die Kultur im Osten zu verbreiten, ein Hort, ein Schutz für die Freiheit, für die vernünftige Freiheit sein, um sich in Deutschland und im Osten aufrecht zu erhalten, (Bravo) und meine Herren, Sie werden nicht läugnen, daß Deutschland noch ein gutes Maß von Freiheit mehr brauchen kann. (Zustimmung und Beifall.) In diesem Geiste und in dieser Hoffnung ergreife ich den Pokal und trinke auf die Zukunft — auf die Gegenwart schon — und auf das Heil des gesammten großen deutschen Vaterlandes. Es lebe hoch! (Andauernder, lebhafter Beifall und Hochrufe.)

(Fortsetzung folgt.)

Es wird Zeit, dem Gabentempel einen Besuch abzustatten, da in der originellen Industrieausstellung schon kleine Lücken entstehen. Die großen Ehrengaben bleiben natürlich bis zu Ende des Festes beisammen, aber unter der Schaar der Becher wird nach und nach tüchtig aufgeräumt. Das erste (noch unvollständige) Verzeichniß zählt überhaupt Preise auf für Feldscheiben 2553 im Werth von nahezu 38,000 fl.; für Standscheiben 2431 im Werth von nahezu 37,000 fl.; für die Schnellfeuerscheibe 311 im Werth von 1769 fl.; endlich Tages- und Wochenprämien, Festthaler und Becher mit mehr als 28,000 fl. auf Feldscheiben, etwa ebensoviel auf Standscheiben und über 138,000 fl. auf Wehrmannsscheiben. Im Ganzen steht ein Werth von 271,843 fl. aus. Die schönsten und werthvollsten Gaben vertheilen sich folgendermaßen: Feldfestscheibe Deutschland 1) 1000 Vereinsthaler von der Gemeinde Wien, 2) 200 Dukaten in einer Krystallschale, Bürgerpreis der Stadt Frankfurt a. M.: Scheibe Donau 1) Silberpokal der Mainzer Schützengesellschaft; Scheibe Rhein 1) ein Jagdwagen vom Wagenfabrikanten Lohner in Wien; Scheibe Elbe 1) eine Bronzeschale mit 8 Dukaten von den Fabrikanten Schlender und Edlinger in Wien; Scheibe Weser 1) ein feuerfester Kassenschrank von Wertheim in Wien; Scheibe Heimath 1) 300 Dukaten von der Gemeinde Wien, 2) Silberschale mit 100 Dukaten von den Kärtner Schützen; Scheibe Wien 1) ein Gewehrkasten von Tischler Hefele in Wien; Scheibe Berlin 1) 600 Silberguilden vom Wiener Schützenverein; Scheibe München 1) der Steinway'sche Flügel vom Komite des norddeutschen Bundesschießens; Scheibe Dresden 1) eine Fahne und 100 Dukaten vom Lande Tyrol. Die künstlerisch schönsten Stücke sind in dem Oberbau der Gabenhalle in einer Pyramide aufgestellt, das Gros breitet sich in den unteren Räumen aus, und da herrscht denn das bunteste Durcheinander, dessen wunderlichster Theil natürlich auf Rechnung der „Industriescheibe" kommt; werthvolle Bücher und Kunstwerke, neben kolorirten Lithographien, Revolvern und Krinolinen, wundervolle Stadpokale und Nichtigkeiten in kostbarer Ausstattung, Pfeifen, Kerzen, Zündhölzer, Hemden und Röcke, Eßbestecke und Kaffeemaschinen ꝛc., kurz, eine ganze Industrieausstellung.

Zu dem Besuche Sr. Majestät des Kaisers in der Schießhalle tragen wir noch folgende charakteristische Züge nach. Als der Kaiser in den Schießstand 55 trat, legte gerade ein Schütze an, in dem Stande daneben stand ein zweiter Schütze. „Es ist ein eigenthümlicher Zufall," bemerkte Herr Fabricius, „daß Euere Majestät gerade in jenen Schießstand des deutschen Bundesschießens eintreten, in dem sich ein französischer Schütze befindet." Der Schütze war in der That ein Franzose aus Nancy, der Schütze daneben ein Herr aus der französischen Schweiz. Se. Majestät trat auf den ersten Schützen zu: Vous êtes Français? Der Schütze antwortet: Oui, Sire, je suis Lorrain et comme vous l'a dit le maire de notre ville à votre arrivée à Nancy, nous avon le souvenir du coeur et avons gardé le souvenir de bienfaits, dont vos ancêtres ont comblé notre pays. — Der Kaiser dankte verbindlich für diese Schmeichelei und sah einige Augenblicke den beiden Schützen zu. Der Franzose fehlte die Scheibe, der Schweizer hatte einen Treffer. — Die Warner und Zieler der Industriescheibe, auf welche Se. Majestät gestern geschossen, erhielten eine namhafte Gratifikation.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 179 Dienstag, 4. August 1868

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Nur wenige Schritte noch war das Pferd von der Hecke entfernt. — „Ein Augenblick — ein kurzer Augenblick — und ich sterbe! O Gott, habe Barmherzigkeit!“ murmelte Harriett halb ohnmächtig, die Augen schließend, als das Pferd zum Ansatz ein bis zwei Schritte zurücktrat; seine Vorderfüße waren schon gehoben, als der Zügel von dem kräftigen Arm eines Mannes gefaßt wurde, während der andere das ohnmächtige Mädchen umschloß, die außerdem durch den heftigen Ruck über des Pferdes Kopf geflogen wäre, — und mit einem Freudenschrei erkannte sie Fred Carlton.

Leichenblaß und erschöpft ließ sie ihren Kopf auf seine Schulter sinken, und nur das einzige Wort „Fred!“ kam von ihren bleichen Lippen. Er, ihr Retter, preßte sie an sein Herz, küßte ihre kalte Stirne, strich sanft die Haare zurecht, die ihr wild um Stirn und Nacken flogen, und flüsterte zärtliche, tröstende Worte in ihr Ohr.

„Sieh mich an, mein Leben, mein Alles! Es ist Fred, Dein Fred! Zittere nicht, Du bist gerettet! Keine Gefahr kann Dir mehr nahen.“

Ein Strom von Thränen erleichterte die betäubte Harriett und ließ sie erst zu dem vollen Bewußtsein seiner Nähe kommen, die sie in der eigenen großen Gefahr gar nicht wahrgenommen hatte. „Fred, geliebter Fred, ich dachte, Du hättest mich verlassen,“ flüsterte sie, ihre Augen zu ihm erhebend.

„Das dachtest Du? O, wie konntest Du mir so Unrecht thun! Nein, ich bin nicht der Mann, der ohne Kampf einen Engel aufgibt, nicht ein Herz, welches mir gestanden, daß es mir gehört, — darum fordert es meine Ehre und meine Liebe, daß ich fest an Dir halte. Ich begreife vollkommen Deines Vaters Gefühle und Einwendungen, aber ich weiß auch, daß ihm das Glück seines Kindes über Alles geht. Auch bin ich überzeugt, daß er mich, obgleich er mich gereizter Weise verdammt, dennoch liebt. Deßhalb meine Geliebte, beschloß ich, entgegen dem Versprechen, das ich Deinem Vater gab, Dich noch einmal zu sehen, und da ich wußte, daß dies unmöglich gewesen wäre, so lange er zu Hause war, so benutzte ich den Kunstgriff, ihm durch meinen Diener, welcher an meiner Stelle im Wagen saß, einen Brief zu senden, damit er denken solle, ich sei abgereist, was dann gewiß seine eigene Abreise beschleunigen werde. Und nun, Harriett, mein geliebtes Mädchen, darf ich wagen, Dir den Zweck dieses ersehnten Wiedersehens zu entdecken? Er geht nicht dahin, die kostbaren Augenblicke in nutzlosen Thränen — traurigen Lebewohls — und Versicherungen ewiger Treue hinzubringen, sondern die Wahrheit der Liebe zu beweisen, die mir vor wenigen Stunden gelobte, daß sie bereit sei, mir in Armuth und Verbannung zu folgen.“

Harriett fuhr zusammen, und das Blut schoß ihr ins Gesicht.

„Ja,“ fuhr er heftig und schnell fort, „er geht dahin, Dir einen Plan vorzuschlagen, der, obgleich er Dich Anfangs erschrecken mag, doch unsere einzige Aussucht bleibt. Glaubst Du, Geliebte, daß Dein Vater, wenn der unwiderrufliche Schritt einmal geschehen ist, lange zürnen wird? Glaubst Du nicht vielmehr, daß er und Deine gute Mutter — für die ich, Gott weiß es, lieber sterben, als sie kränken möchte — sich bald unaussprechlich freuen würden, wenn sie das Glück ihres Kindes sehen? Ihre Zweifel und Befürchtungen würden sofort verschwinden, wenn sie die Umwandlung Desjenigen wahrnehmen, der von dem Moment an, wo ihre Tochter sein Weib wird, gelobt: daß hinfort sein ganzes Leben nur ihrem Glücke und Wohl geweiht sein soll.“

Harriett, im höchsten Grade aufgeregt, schüttelte zweifelnd ihren Kopf.

„Nun betrachte die andere Seite der Sache!“ rief Fred heftig. „Für mich würde es Elend, endloses Elend, Verzweiflung, Untergang und Tod sein. Und nun frage ich: Wird die edle, hochherzige Harriett aus kindischer Furcht vor einem Schritte zurückschrecken, der sowohl ihr eigenes Glück sichert, als auch die Rettung eines Mannes herbeiführt, der sie höher schätzt, als sein Leben?“

So sprach der Versucher, und sah in der Geliebten Gesicht, das bleich war, wie der Tod.

„Fred, Fred, Du weißt!“ murmelte sie.

„Sprich, Geliebte, und mache meiner Ungewißheit, meinem Schmerze ein Ende. Es scheint wirklich, als ob die Vorsehung es so wolle, da sie uns so unerwartet zusammengeführt hat. Aber, ich bitte Dich, sprich! Wir haben keine Zeit zu verlieren, wir werden bald

Digitized by Google

unterbrochen werden, denn wahrscheinlich folgt Dir ein Diener."

Fred ließ seinen Blick über die Haide schweifen, wo in diesem Augenblicke Niemand sichtbar war; daher fuhr er fort, sie zu bitten, zu beschwören, sie zur Entscheidung zu drängen, so viel seine glänzende Beredtsamkeit es vermochte.

Als Harriett zuerst die ganze Wichtigkeit dieses Vorschlages fühlte, und anfing zu begreifen, was er von ihr forderte, schrack sie zurück, richtete sich auf, und sah ihn mit ihren großen Augen fest an, dann bedeckte sie plötzlich ihr Gesicht mit den Händen und senkte langsam den Kopf. Der innere Kampf um die Entscheidung ihres künftigen Schicksals — armes bethörtes Mädchen! — hatte begonnen.

Und endlich, als Fred Carlton aufgehört hatte, zu sprechen, nahm sie ihre Hände vom Gesicht und eine derselben in die seinige legend — willigte Harriett Hetham ein, ihr Vaterhaus heimlich zu verlassen, und die Gattin Fred Carlton's zu werden.

Im nächsten Augenblicke lag sie an Fred's Herzen und hörte die brünstigen Dankesworte und Versicherungen seiner unerschütterlichen, ewigen Liebe. „einer Liebe," sagte er, „wie sie nie zuvor einem Frauenherzen geweiht worden war."

„Ja, Fred!" rief sie endlich, „ich brauche wirklich viel hingebende, ungetheilte Liebe, Liebe," — und sie erhob noch einmal stolz ihren Kopf und ihre Lippe kräuselte sich befehlend — „wie der Schritt, den ich thun will, mir das Recht gibt, sie zu fordern; denn es ist ein Schritt, zu dem mich Nichts als die Liebe, die ich für Dich fühle, hätte bewegen können. Mein Vaterhaus heimlich verlassen, heimlich auszuführen, was mein bisher unüberwindlicher Wille nicht offen hat durchsetzen können. Und mein Vater, meine geliebte Mutter! O, Fred! —"

Sanftere Gefühle erhoben sich nach den stürmischen in ihrer Brust, und wieder bedeckte sie das Gesicht mit den Händen. Der Muth entsank ihr gänzlich, aber es blieb keine Zeit zu weiteren Einreden übrig, denn plötzlich wurde Pferdegetrappel hörbar, und aus der Dunkelheit, die sich indessen niedergesenkt hatte, tauchte plötzlich die Gestalt des alten John auf, der sich nach allen Seiten nach seiner jungen Herrin umsah.

Nicht ein Augenblick war zu verlieren; Fred Carlton, der seine Gegenwart durchaus nicht verheimlichen wollte, führte das Pferd am Zügel dem alten Reitknecht entgegen, während er ihr den ganzen Plan entfaltete, und dem zögernden Mädchen endlich das Versprechen zur Flucht abrang.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Fortsetzung.)

Hedinger aus Schwyz: Der Herr Reichsrathsabgeordnete Kuranda hat vorhin ein Wort gesprochen, warum sich die Schweiz von Deutschland losgerissen hat. Ich will Euch sagen warum? weil unsere Väter in der Schweiz ihre eigenen Häuser haben wollten, weil sie wollten frei sein, und unter keinen Vögten stehen (Beifall.)

Meine lieben Freunde, Ihr müßt mir, als freien Schweizer, als offenem Charakter, Ihr müßt mir, wenn auch Oesterreicher, dieß Wort zu Gute halten. Denn glaubt mir, wenn die Schweiz nicht frei wäre, wäre vielleicht auch Oesterreich, wäre Deutschland nicht auf diesem Höhepunkt in diesem Augenblicke schon angelangt.

Freunde, deutsche Brüder, wie haben unsere Väter es denn angefangen, frei zu sein? Sie haben sich zusammengefunden, sie haben Freunde angeworben, sie haben ein Rütli geschaffen, ein Rütli der Freiheit und ihre Ideen ausgetauscht, sie haben sie nicht geheim gehalten, sie haben sie aller Welt offen ins Gesicht gesagt. (Lebhafter Beifall.) Freunde, so sind die Schützenfeste in der Jetztzeit die Rütli der Gegenwart (lebhafter Beifall). Auch Ihr Deutschen habt die Schützenfeste zu Rütli gemacht, und wenn Ihr so fortfahrt, so wird auch aus den Schützenfesten die Freiheit für Deutschland erwachsen. (Sehr gut!)

Meine Herren! Es braucht nicht lauter Republikaner zu geben in der Welt, das ist nicht nöthig, man kann frei sein mit einem Kaiser an der Spitze. (Anhaltender, lebhafter Beifall.) Vor Allem aber kann man frei sein mit einem Kaiser, wie Oesterreich ihn besitzt (stürmischer Beifall), mit Euerem Kaiser an der Spitze und mit einem Ministerium, mit einem Parlamente, wie Ihr es gegenwärtig habt, kräftig fortgeschritten, und Oesterreich und Deutschland wird einig und frei sein. (Beifall.)

Gründet also hier in Wien ein zweites Rütli Deutschlands, hier in der großen Stadt soll die Freiheit entstehen.

Ich trinke auf das Wohl und Wohlergehen Wiens, als Rütli der Freiheit. (Lebhafter Beifall und Hochrufe.)

Landtags-Abgeordneter Golsen aus Zweibrücken: Ich komme, deutsche Schützen, aus der Pfalz und bringe Gruß und Handschlag. Wir kommen von den westlichen Grenzmarken Deutschlands zu Euch, um auszusprechen, daß ungeachtet der heutigen politischen Trennung, bei uns am Rhein die Pulse nach wie vor unserem wackern deutschen Volksstamme in Oesterreich schlagen; wir müssen dabei zuerst der Stadt Wien unseren tiefgefühlten Dank aussprechen für die erhebende, der Größe der deutschen Nation entsprechende Feier. Wir Bewohner des linken Rheinufers befinden uns in einer eigenthümlichen Lage, wir haben die Wacht am

Digitized by Google

Rhein, wir sind aber nicht allein im Stande, den in allen deutschen Gauen mit Begeisterung vernommenen Worte unseres Dichters Nachdruck zu geben: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ (Bravo.)

Wir bedürfen eines Schirmherrn, dieser Schirmherr kann und soll kein Anderer sein als die ganze deutsche Nation. (Bravo.) Ein Südbund, von dem wir gestern hörten, wäre unser Schirmherr nicht, wir Bayern also finden hierin weder Schutz noch Heil. Sonderbare Gedankenbildung. Man sagt: daß durch die Ausscheidung Oesterreichs unser Vaterland in zwei Körper getheilt, und dadurch geschwächt worden sei, in demselben Athemzuge aber will man einen Südbund mit besonderer militärischer und parlamentarischer Organisation errichten. Man will also statt einer Zweitheilung eine Dreitheilung Deutschlands.

Wird man dadurch Deutschland stärken oder schwächen? (Ruf: stärken.)

Man klagt über die gewaltsame Zerreißung der deutschen Staatsverträge; allein heraus mit der Sprache: will man denn den deutschen Bundestag mit den 34 Souveränen wieder installiren?

Selbst die Schwärmer für den Südbund sind dagegen.

Man sträubt sich gegen die Einmischung des Auslandes in die deutschen Angelegenheiten, und doch greift man mit solchen Theorien nur der Politik an der Seine unter die Arme, und provozirt gerade hierdurch die Einmischung, gegen welche man sich ausspricht.

Meine Festgenossen! Das wollen wir nicht. In trübem Andenken lebt noch bei uns die Zeit der deutschen Zerrissenheit, herbeigeführt durch die Politik der Einzelstaaten, die nur partikularistische Zwecke zum Ziele hatten.

Nicht wiederkehren dürfen die Trauertage von Jena und Austerlitz. Aber jene Zeit der tiefsten Erniedrigung, ja der Auflösung unseres Vaterlandes hatte doch etwas Gutes.

Der Genius der Germania erwachte aus seinem Schlummer und pflanzte seine Standarte auf mit der Devise: Einheit und Freiheit für mein deutsches Volk! Siehe da, das ganze Volk erhob sich und die Fremdherrschaft wurde abgeschüttelt, das vereinigte Deutschland stand in Gloria, in ungewohnter Größe da.

Nehmen wir, Festgenossen, diese große Lehre der Geschichte zur Richtschnur für die heutige Umgestaltung unseres Volkes. Wir wollen die Einheit der Nation, sie ist die Grundlage der Stärke und der Selbstständigkeit unseres Vaterlandes, ohne sie gibt es keine Zukunft, kein Ziel.

Die daraus entspringende Macht ist die einzige Schutzwehr, auf daß nicht wieder deutscher Boden der Tummelplatz fremder Heerschaaren wird, wie leider so oft geschehen. Aber die Lenker der Geschicke Deutschlands mögen bei Schaffung der Macht zweierlei bedenken: 1) Daß dieselbe durch einen großen Militärapparat mit Hinterladern allein nicht hergestellt werden kann. Soll die Macht von Dauer sein, so muß sie auf dem Fundamente der Freiheit beruhen, mit ihr emporwachsen. Erst dann werden Ruhe und Zufriedenheit im deutschen Hause einkehren.

Das ist das Eine.

Das Zweite ist, daß die deutsche Macht in ihrer Großartigkeit und Glorie erst dann erstehen wird, wenn die kraftvollen kerndeutschen Völker Oesterreichs wieder durch ein politisches Band mit uns verbunden sind. Wann und wie aber dieses Band geschlungen werden wird, liegt außer unserer Berechnung und Vorhersage.

Aber die Geschicke werden sich erfüllen, und der Tag wird und muß kommen, welcher der unnatürlichen Trennung ein Ziel setzt und uns mit unsern Brüdern in Oesterreich wieder vereinigt. Auf diese Vereinigung bringe ich ein Hoch. (Einzelne Hochrufe.)

Schütze und Landmann Georg Hechenblaickner aus Tyrol. Meine Herren! Erlauben Sie einem Landmann aus Tyrol einige Worte, die von der Lehre weggesprochen werden, (Bravo! sehr gut!) und verzeihen Sie, wenn ich es nicht so vordringe, wie es auf dieser Stätte sich g'ziemt. Ich habe keine Studien durchgemacht, meine Studirstube war eine einfache Dorfstube, deßwegen erlauben Sie mir, meine Herren, die Sachen so vorzubringen, was ich von dem ganzen Schützenfeste halte. (Sehr gut.) Es sind seit Sonntag viele schöne Reden gehalten worden, das hat sich meiner Ansicht nach, ob der eine so, oder so den Sinn kehrt, bereits überlebt. Nur eine Stimme aus den Bergen Tyrols möchte ich so vorbringen, wie ein Herr Vorredner aus der Schweiz gesprochen hat. Es ist nämlich im Jahre 1862 in Frankfurt das erste deutsche Bundesschießen gehalten worden, wo ich dabei war und da galt es deutsche Einheit, deutsche Brüderlichkeit und Alles war vor lauter Liebe ganz entzückt.

Und was geschah 4 Jahre darauf? Es entstand der deutsche Bruderkrieg, wo Deutsche auf Deutsche schossen, und am Ende wurde noch ein Tedeum laudamus angestimmt. (Anhaltender, lebhafter Beifall.) Soll dieses Bundesschießen nicht verhallen, soll es fernerhin einen Zweck haben, dann muß der Deutsche dahin wirken, sei es in Tyrol, Bayern oder Preußen, soweit die deutsche Zunge klingt, wie Vater Arndt gesagt hat, daß man nicht mehr ein zweites Jahr 1866 erlebt, wo Deutsche auf Deutsche schießen, und wenn Tausende auf dem Schlachtfelde liegen, ein deutscher Fürst sich noch rühmt, wir haben gesiegt. Nein! Preußen hat nicht gesiegt! Die Regierung hat gesiegt, das Volk hat verloren. (Stürmischer Beifall.) Als Tyroler Bauer, als Tyroler Landwirth bringe ich sämmtlichen deutschen Brüdern ein Lebehoch, und indem Tyrol so verschrieen ist, ein Hoch dem neuen Ministerium in Wien, es lebe Hoch! (Anhaltender stürmischer Beifall und Hochrufe.)

Digitized by Google

Schließlich legte Herr Becker aus Bremen die Wichtigkeit der jüngst geschlossenen Handelsverträge dar und brachte ein Hoch aus auf die Hebung von Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Zeitschrift „Land und Water“ liefert einen interessanten Bericht über eine der größten Menagerieen, die je in Europa angekommen sind. Ein Reisender, Namens Casanova, hat sich vor etwa 10 Monaten nach Kassala in Ober-Nubien an der abyssinischen Grenze begeben, um daselbst lebende wilde Thiere anzusammeln. Seinen Bemühungen gelang es, 32 Elephanten, 8 Giraffen, 20 Antilopen, 16 Buffalo's, 2 Gattungen Rhinoceros, 1 Hippopotamus, 12 Hyänen, 4 Löwen, 4 Strauße, 12 Hornvögel, 2 Riesenkraniche, 1 Bustard und eine große Anzahl kleiner Vögel zu erwerben. Leider gingen auf der langen Reise eine ansehnliche Anzahl der Thiere durch Tod verloren, und bei der Ankunft Casanova's in Europa lebten nur noch 11 Elephanten, 5 Giraffen, 6 Antilopen, 1 Rhinoceros, 12 Hyänen, 7 Hornvögel, 2 Riesenkraniche und 4 Strauße. Zwei Elephanten und eine Giraffe sind in den Besitz des bekannten Menageriehändlers Jamrach übergegangen. Das werthvollste Thier der Sammlung ist das doppelgehörnte Rhinoceros (**Rhinoceros africanus**). Es ist vom indischen Rhinoceros ziemlich verschieden, und es gleicht fast einem Elephanten, dem der Rüssel noch nicht gewachsen ist. Ein solches Thier ist in Europa schon nicht seit den Zeiten der Römer gewesen. Sein Preis ist 1000 Pfd. Sterl.

Die alte Seeschlange, die sonst stets zur saueren Gurkenzeit von einigen Zeitungsschreibern irgendwo gesehen wurde, scheint ihren Kredit verloren zu haben, dagegen tauchen jetzt von Zeit zu Zeit andere ständige Zeitungsfüllsel auf, die, gleich von vorneherein den Stempel der Unwahrheit an sich tragend, doch begierig nachgedruckt werden. So begegnen wir jetzt wieder in mehreren Zeitungen der schon vielfach aufgetischten Nachricht, die einst vielgenannten siamesischen Zwillinge, die in Nordamerika leben, wollten, nachdem sie nun 59 Jahre alt geworden, des längeren Mit- und Aneinanderlebens müde, nach Paris reisen, um sich durch eine chirurgische Operation von einander trennen zu lassen. Da diese Operation eine unbedingte Unmöglichkeit ist, so wäre es viel besser gewesen, zu erfinden, daß sie, da eine Operation unmöglich sei, sich zu dem Pariser Spezialisten Smilt begeben hätten, der sie mittelst seiner rothen Froschsalbe durch Eiterung gefahrlos zu trennen gedenke.

Daß die Herren Schützen nicht blos im Schießen, sondern auch in andern Dingen ihren Mann stellen, dafür dürfte u. A. die von der „N. Fr. Pr.“ mitgetheilte Thatsache sprechen, daß am ersten Festtage (Sonntag, 26. Juli) vom Schluß des Banketts angefangen bis halb 12 Uhr Nachts 10,000 Flaschen Schützenwein, 5000 Flaschen feinere Weine und 600 Eimer Bier konsumirt wurden.

Einer Zusammenstellung der „Höhenlage“ mehrerer Städte entnehmen wir, daß Bamberg 837, Schweinfurt 739, Würzburg 634 und Aschaffenburg 457 bayer. Fuß über der Meeresfläche liegen. In Bayern liegt Ingolstadt am höchsten (2517), am Ausfluß des Mains (Mainz) sind es 332 Fuß über der Meeresfläche.

Bei Straubing machte kürzlich in einem Dorfe ein Bursche einen Kammerfensterbesuch. Als er den Kopf durch das Fenstergitter gesteckt, um mit der Hausgenossen zu sprechen, rief der wachehaltende Kamerad: „Hans, a Gendarm!“ Der Hans brachte im Schrecken den Kopf nicht mehr aus dem Gitter, ein kräftiger Ruck und der Fensterstock hing an seinem Halse, womit er auch davonlief! Andern Tags brachte er den Fensterstock dem Bauern und sagte: „Sad's nöt bös!“

Auflösung des Logogryphs in Nro. 156:

I.

Es schützt der „Laube“ dicht Gefechte,
Wohlthätig vor der Sonne Gluth;
Parteienhaß und Wortgefechte
Entsteh'n aus blinder Glaubenswuth;
Wollt' Jeder allzeit thun das Rechte: —
Alsdann wär' jeder „Glaube“ gut.

M. M.

II.

In Schäferstunden wählst Du mit Recht die „Laube“,
Sie ist der Liebe Freundin, weiß zu schweigen;
Doch stirbt das Liebste dir, dann ist's der „Glaube“,
Durch ihn allein wirst Ruhe Du erreichen.

Hammelburg. K.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 180 Mittwoch, 5. August 1868

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

Viertes Sonkett.

Wien, 30. Juli.

Gemeinderath Dr. Ferdinand Schrank: Schützen, Festgenossen! Als wir vor wenigen Tagen Euch an den verschiedenen Stationen Wiens empfangen haben, da haben wir Euch zugerufen: die Thore der Stadt, die Herzen der Bürger stehen Euch offen. Nach wenigen Stunden haben Euch mehr als eine halbe Million Bürger Wiens bewiesen, daß wir kein eitel Wort gesprochen. Wir haben Euch bei dem Empfange aber auch zugerufen, das Schützenfest von Wien ist kein bloßes Schützenfest, das Schützenfest von Wien wird zum Verbrüderungsfeste aller deutschen Stämme, die durch die Ereignisse der letzten Zeit gewaltsam auseinander gerissen wurden.

Wieder waren es nur wenige Stunden, die jenes Wort zur herrlichen Wahrheit werden ließen, rund herum in dieser weiten Haue, dann wie oft ist schon von dieser Stelle aus der Ruf erklungen nach Einheit und Einigkeit der deutschen Volksstämme. Ja dem tausendfältigen Widerhall dieser Rufe lag also auch wieder der Beweis, daß wir damals die Wahrheit gesprochen.

Einheit und Einigkeit in allen Dingen, das ist unmöglich für ein großes Volk, wie es das deutsche Volk ist. Nur in den höchsten Zielen des höchsten Strebens eines Volkes, da ist Einheit und Einigkeit möglich, da soll, da kann, da muß sie sein, wenn die Ehre, wenn die Macht des deutschen Volkes gewahrt bleiben soll.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so sind wir jener Einheit und Einigkeit näher denn je zuvor, denn all überall im weiten Vaterlande regt sich lebhaft die Ueberzeugung, daß nur die Freiheit, und zwar nur die volle Freiheit uns retten kann vor dem Verfalle, vor der Fäulniß, vor dem Untergange.

Nehmen wir Washington's Genossen nach, hören wir endlich einmal auf, bloß zu fragen und zu klagen, fangen wir endlich einmal an zu wagen; fangen wir an zu wagen, wie die Männer es gethan haben, und wir werden sein ein freies Volk (Bravo).

Haben wir aber dann diese Freiheit errungen, dann wollen wir hier vor den Bannern, die Zeugen dieses Festes sind, ein feierliches Gelöbniß ablegen, daß wir Wächter dieser Freiheit sein wollen immerdar, jeder auf seinem Platze, im häuslichen Kreise, oder im versammelten Rathe, in der Amtsstube wie auf dem Schlachtfelde, und dann wird zu jenen beiden großen Eidgenossenschaften in den Riesenbergen blühen und an den Riesenfluthen brüten, die deutsche Eidgenossenschaft als dritte im Bunde sich gesellen, berufen auf friedlichem Wege das deutsche Volk zur höchsten Freiheit zu führen (Beifall). Dann, aber auch nur dann wird das Schützenfest in Wien seine volle Bedeutung erreichen, nur dann wird es seine Pflicht gethan haben. Wir werden nicht bloß zusammen gekommen sein, um hier zu jubeln, zu tafeln, zu singen, zu schießen; wir werden die erste That gethan haben, wann wir diesen Eid geschworen, und so mögen wir dann unsere Knaben, wenn sie wehrhaft geworden, zu denselben Bannern hinführen und denselben Eid leisten lassen auf das deutsche Vaterland, auf die deutsche Freiheit.

Deutschland, das Vaterland der Freiheit des Einzelnen und der Gesammtheit, Deutschland, das Vaterland der Liebe aller Völker, das ist das Deutschland, das Vaterland meiner Sehnsucht, meiner Liebe, und dem Vaterlande bitte ich alle Schützen ein Hoch darzubringen.

Dr. Kinisch aus Berlin: Mit Freuden, liebe Freunde, betrete ich diesen Ort, denn von hundert Seiten aus dem Norden: aus Bremen, Hamburg, Hannover und aus meinem lieben Berlin bin ich aufgefordert, Euch, lieben Wienern, für die Güte, für die Freundlichkeit, für den Empfang, den Ihr uns bereitet, ein donnerndes Hoch zu bringen.

Wir haben lange geschwankt, wir sind zähe, vielleicht kalte Naturen, wir haben geschwankt, ob wir an dieser Stelle einen Redner stellen sollten, denn, liebe Freunde, wir reden hier vor den edelsten Söhnen der deutschen Nation (Bravo). Wir reden hier, und unsere Worte hallen wieder in Europa. Doch hat das Herz uns gedrängt, Euch unsern Dank zu bringen, und auch wir dort oben wissen, daß man wohl einmal für eine kurze Zeit einen Strich über die Karte machen kann, aber man kann nimmermehr die deutschen Herzen trennen. (Beifall.) Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit des Nordens und des Südens hat uns bestimmt, Euch tausendfach zu danken für die Freundlichkeit, die Ihr uns in jeder Beziehung entgegen getragen habt. (Bravo.)

Digitized by Google

Doch das Alles iſt ja ſchon ſo hundertfach dageweſen. Wie würden wir kalte, reflektirende Leute Ihr erſcheinen, wenn wir Euch, liebe Freunde, Allen nicht noch etwas Neues zu ſagen hätten.

Wir haben bis heute in allen Reden Eines verſäumt, und nachdem ich ſie alle geleſen habe, fehlt doch noch der eine Punkt, daß wir in unſerem Streben nach deutſcher Einheit hinaufſchauen zum Höchſten, der jedes deutſche Herz befeelt und der jedes deutſche Herz in ſeinen Schutz nimmt. Wir ſchießen hier nach der Feldſcheibe, wir liegen hier, deutſche Schützen, gewiſſermaßen zu Felde, laſſet uns dieſe Stunde dazu benützen, um einen Feldgottesdienſt zu feiern; laſſet uns daran denken, daß die Geſchicke der Individuen, wie der Völker regiert werden durch Den da oben, und ſo bete ich denn mit Euch vereint.

O Gott, ſchau hinein in dein liebes Deutſchland, o Gott, mache Deutſchland einig, o Gott verhüte, daß jemals wieder in Deutſchland tobe ein Bruderkrieg. (Lebhafter Beifall.) So, meine lieben Freunde, wenn wir dieſe Grundlage unſeres Denkens in unſerem Herzen tragen, dann werden wir auch den Weg finden, dann wird jeder gern unter dem Schutze der großen Gottheit fähig und erbötig ſein, das Opfer zu bringen, um Deutſchland zu einigen. Das wie ſteht nicht allein in unſerer Macht. Das aber wiſſen wir, daß wir Alle nicht aufhören, uns als Brüder zu einigen, ob ſie diesſeits oder jenſeits des Mains, diesſeits oder jenſeits des Rheins wohnen. Sie Alle müſſen zu uns gehören. Ich habe ein poetiſches Gleichniß: Wir Deutſche, die wir Alles heranziehen durch den Geiſt der Kunſt, Wiſſenſchaft und Philoſophie, wir dürfen auch in wiſſenſchaftlichſten Gleichniſſen ſprechen. Ihr Alle, liebe Freunde, Ihr ſeid der Stahl, das Eiſen eines großen Magneten, der alle Welt herangiebt an das deutſche Herz als den Mittelpunkt.

Aber jeder Magnet hat zwei Pole, ſie heißen der Nord- und Südpol. Wie ferne ſie ſich ſtehen mögen, nähern ſich einſtmals dieſe Pole, die wir vielleicht bisweilen in der Vergangenheit als feindliche Pole bezeichnet haben, ſo wißt Ihr aus der Wiſſenſchaft, daß ſie ſich anziehen und unzertrennlich vereint ſind.

Trinken wir alſo heute und thun wir Alles zur Vereinigung dieſer Pole.

Es lebe der Nord- und Südpol Deutſchlands, es lebe die ewige Vereinigung zwiſchen Wien und Berlin. (Lebhafter Beifall und Hofrufe.)

Dr. Lindner aus Hermannſtadt: Hochverehrte Feſtgenoſſen, deutſche Schützenbrüder! Es iſt das Erſtemal, daß ſiebenbürgiſche deutſche Schützen auf einem deutſchen Bundesſchießen erſcheinen. Nicht das eitle Streben, mit den Meiſterſchützen Deutſchlands um den erſten Preis zu ringen, nein, nur das erhebende Bewußtſein, daß wir Siebenbürger auf einem deutſchen Nationalfeſte keine Fremdlinge ſind, hat uns beſtimmt, auf dieſem Feſte zu erſcheinen. (Beifall.) Der warme und herzliche Empfang, der uns geworden, läßt uns hoffen, daß das liebe Mutterland der fernen Koloniſten noch nicht vergeſſen hat.

Heute ſagen wir es mit freudigem Stolze: Unter uns Sachſen iſt bis zur Stunde deutſche Sprache, deutſche Sitte, deutſches Recht heimiſch geblieben. (Lebhafter Beifall.) Die Siebenbürger Sachſen haben durch Jahrhunderte im Sturme drangvoller Zeiten ſich ihre Nationalität zu bewahren gewußt, ſie werden ſie auch für die Zukunft zu bewahren wiſſen, ſo wahr ſie ächte Deutſche ſind. (Lebhafter Beifall.) Wir erkennen dankbar an, daß wir die Erhaltung unſerer Nationalität dem fernen Mutterlande danken, den reichen Gaben, welche das Mutterland ſeinen ſcheidenden Söhnen, unſeren Vorältern auf die Wanderſchaft mitgab, dem deutſchem Fleiße, deutſcher Treue und deutſchem Muthe. Wir verdanken ſie nicht minder der ſtetigen geiſtigen Berührung mit dem Mutterlande, auf deſſen Hochſchulen die Männer unſeres Volkes deutſche Geſittung und deutſche Bildung lernten, um ſie im eigenen Volke weiter zu verbreiten.

In dankbarer Anerkennung Alles deſſen hegen wir Siebenbürger-Deutſche heute nur den einen Wunſch: wir möchten das deutſche Volk gerne ſo groß, ſo glücklich ſehen, wie es dasſelbe verdient. (Bravo.) Zwar können wir die Strömungen aus der weiten Ferne nicht in ihrer ganzen Gewalt und Tiefe ermeſſen, aber das Eine fühlen wir lebhaft, es fehlt dem deutſchen Volke zu ſeiner Wohlfahrt, zu ſeiner Größe Nichts, als ſeine Einheit. (Beifall.) Sie wird, ſie muß kommen, dieſe von Millionen heiß erſehnte, goldene Zeit unſerer nationalen Größe. Darauf, daß ſie bald komme, auf ein freies und einiges Deutſchland ein donnerndes Hoch! (Hochrufe.)

Dr. Naumann aus Hameln: Deutſche Schützenbrüder! Unſer Feſt hat wiederum beſtätigt, was die früheren großen Feſte des deutſchen Volkes, was in Sonderheit die früheren Feſte des deutſchen Schützenbundes bewieſen haben: Der Geiſt der Einheit und Freiheit hat alle verſammelten deutſchen Bruderſtämme mit Allgewalt durchdrungen. Der Blick wird freier und weiter, die Bruſt wird ſtolz und freudig gehoben, die Kraft und Begeiſterung und ſtolzer Muth beſeelt die Geiſter, wenn wie hier über Alles, über ſämmtliche Brüder ſchirmend und einigend dahinrauſcht das heilige ſchwarz-roth-goldene Banner. Jeder kleinliche Particularismus verſchwindet, alle Sondergelüſte, alle egoiſtiſchen Beſtrebungen gehen unter in der Hingebung an das herrliche, große, geliebte deutſche Vaterland. (Beifall.) Im Lager unſerer Gegner iſt es eine beliebte Parole geworden, daß die deutſche Freiheit und Einheit nicht durch Sänger-, Turner- und Schützenfeſte erreicht werde; wir aber wiſſen, die Bajonette allein thun es wahrlich nicht. (Bravo, bravo.) Wir wiſſen, daß die großen Feſte des deutſchen Volkes weſentlich beigetragen haben, um den Boden zu lockern, um für die mächtige

Digitized by Google

Idee der Zusammengehörigkeit der Freiheit und Einheit zu begeistern, daß sie uns kräftigen in dem Bewußtsein, das Höchste und Heiligste sei das Vaterland, ihm sei aller Muthes werth, für das Wohl des Vaterlandes wollen wir einstehen insgesammt in der Stunde der Gefahr mit Gut und Blut, und darum heißt unser Panier: Volksbewaffnung. Hat uns bislang auch die Exekutive gefehlt, wir werden sie erreichen.

Die Exekutive ist aber die Büchse. Sind erst alle freien Söhne des Vaterlandes in guter Wehr, in Waffen, dann wehe jedem inneren und äußeren Feinde; dann wird am Horizont der Völker vor Allem ewig hoch und erhaben flattern das schwarzrothgoldene Banner in Pracht und Herrlichkeit. In dieser Ueberzeugung, deutsche Männer, bringen wir dem deutschen Schützenbunde ein donnerndes Hoch! (Lebhafte Hochrufe!)

Fünftes Bankett.

Wien, 31. Juli.

Hr. Boget aus Frankfurt eröffnet die Toaste.

Deutsche Schützen, werthe Festgenossen! Wenn wir heute an dieser Stätte der Auftrag geworden ist, unsere Wahl mit dem üblichen Trinkspruche auf das deutsche Vaterland einzuleiten, so fühle ich mich durch diesen Auftrag nicht nur hoch geehrt, sondern auch freudig bewegt. Glauben Sie mir, werthe Genossen, wenn Einer durch die Festfreude bewegt ist, bin ich es. Ich sage das nicht als einzelne Person, welche vor Ihnen steht, sondern als Mitglied derjenigen Partei, welche jenseits des Maines in Norddeutschland den Gedanken vertritt, daß Oesterreich zu Deutschland gehört (Bravo), ich sage das als Vertreter der Presse, welche gleichfalls jenseits des Maines im norddeutschen Bunde einsteht für diesen Gedanken.

Alle österreichischen Redner, meine Herren, welche bis jetzt von dieser Stätte gesprochen haben, haben dem Gefühl der Freude Ausdruck verliehen, darüber, daß dieses Fest beitragen möge, ein Bogen zu sein zu der Brücke über die Kluft, welche das Jahr 1866 gerissen hat zwischen den deutschen Stämmen. Glauben Sie mir, meine werthen Männer aus Oesterreich, meine Freunde in Norddeutschland, sie theilen die Freude mit Ihnen in derselben Weise und vor allen Dingen die Männer der Stadt, aus der ich hieher gekommen bin, die Männer Frankfurts, sie fühlen diese Freude mit Ihnen, haben wir doch beide einander nöthig, können wir doch beide einander nicht entbehren. Sie haben uns nöthig, um den Kampf führen zu können der deutschen Kultur im Osten, wir bedürfen Ihrer, um uns der Reaktion zu erwehren des immer mehr um sich greifenden, alles individuelle Leben vernichtenden Cäsarismus und des mit ihm verbundenen, alles abnützenden Bureaukratismus, denn das heutige Fest hat nun in uns diese Ueberzeugung von Neuem erweckt, daß unsere Parole, die wir ausgaben, eine richtige war.

Wir gaben diese Parole nicht aus in einem Dunkel, sondern auch in fester Ueberzeugung, in ruhiger Erwägung der wirklichen Lage der Dinge. Wir haben wegen unserer Parole „kein Deutschland ohne Oesterreich“ viele Anfechtungen erleiden müssen; man hat uns vorgeworfen, daß wir diese Parole ausgegeben hätten aus Heuchelei, Oesterreich wolle gar nicht deutsch sein. Oesterreich sei eine Mischung verschiedener Nationalitäten, in Oesterreich existire kein deutsches Bewußtsein.

Aber meine Herren! ich denke, das Fest, das wir feiern, es hat die richtige Antwort auf Beides gegeben, es hat gezeigt, daß es eine Lüge ist, wenn man sagt, daß Oesterreich nicht deutsch sein will. Es hat ferner bewiesen, daß es eine Lüge ist, wenn man sagt, daß das liberale System in Oesterreich gleichsam nur ein Abweichen vom Wege der Reaktion sei; wir nun, meine Freunde und ich, die wir und hier im Kreise des Festes bewegt haben, haben von dieser Tribune herab es bestätigen gehört, daß der Liberalismus in Oesterreich eine Nothwendigkeit ist (Beifall).

Sie können nicht glauben, meine lieben Freunde in Oesterreich, was diese Ueberzeugung für uns für ein mächtiger Bundesgenosse sein wird, zum Kampfe für das große Deutschthum jenseits des Mains (Beifall), und noch mehr wird die Wirkung des Festes sein. Ich glaube auch, daß unsere Gegner, die Gegner des großdeutschen Gedankens, welche von jenseits des Mains hieher nach Wien gekommen sind, wenn sie zurückgekehrt sein werden, — doch nein, ich will mich keiner Illusion hingeben, ich will nicht sagen, daß sie unsere Bundesgenossen werden — aber ich darf doch wohl die Hoffnung aussprechen, daß die Gegner des großen Deutschthums, die in Wien versammelt sind, wenn sie nach Deutschland zurückkommen, nicht mehr Diejenigen, welche für das Deutschthum Oesterreichs eintreten, als Reaktionäre, Ultramontanen, als Heuchler verkehrern und verdammen werden, und meine Freunde, wenn ich mich dieser Hoffnung hingebe, dann hoffe ich zugleich, daß die Männer, welche hier in dieser schönen Stadt gewesen sind, und mit uns dieses Fest gefeiert haben, fühlen werden, was im Jahre 1866 geschehen ist: die Lostrennung des dritten Theiles Deutschlands vom Vaterlande, — daß sie aufhören werden, dies als eine große That zu feiern, und daß sie vor allen Dingen nicht mehr jene Männer als große deutsche Nationalhelden feiern werden, welche — wie eine in diesen Tagen veröffentlichte Depesche schwarz auf weiß bewiesen hat — den Plan hatten, Deutsch-Oesterreich mit Hülfe des Auslandes zu zertrümmern (lebhafter Beifall), welche den Plan hatten, in diese deutsche Stadt fremde Truppen zu hetzen, diese deutsche Stadt durch fremde Truppen erobern zu lassen (Beifall).

Meine Freunde, ich will nicht alte Wunden aufreißen; ein Mann, welcher vorgestern hier auf dieser Tribüne gestanden, der Reichsraths-Abgeordnete Kuranda,

Digitized by Google

hat von der Wehmuth der Oesterreicher gesprochen; glauben Sie mir, auch wir Norddeutsche empfinden, wenn wir durch die Straßen der Stadt schreiten und die schwarz-roth-goldenen Banner wehen sehen und Abends die Halle widerhallen hören von dem Gesange des deutschen Vaterlandsliedes, auch uns beschleicht dann oft eine tiefe Wehmuth; wir gedenken der andern Feste, des Festes, wo zum Erstenmale die deutschen Schützen das schwarz-roth-goldene Banner vereinigte, und wir fragen uns: wird die Begeisterung, die uns jetzt bewegt, wieder so verschwinden und verlodern wie Strohfeuer? Und die Antwort ist: Nein! Denn die Begeisterung, die uns heute umweht, ist eine andere als früher. Damals hatten wir das dunkle Gefühl der Hoffnung, daß Oesterreich deutsch sei, jetzt haben wir aber die Ueberzeugung gewonnen, jetzt haben wir mit unseren Augen gesehen, mit unseren Ohren gehört, daß es deutsch ist. (Beifall.)

In dieser festen Ueberzeugung, daß die Wiederherstellung des Vaterlandes eine Möglichkeit ist, will ich nicht entwickeln, wie es wieder hergestellt werden soll. Eines ist sicher, mit der Zertrümmerung der Freiheit wird es nicht hergestellt! (anhaltender Beifall) denn eine Einheit, welche auf den Trümmern der Freiheit errichtet wird, ist keine deutsche! (Lebhafter Beifall.) denn die Freiheit ist ein Grundelement des deutschen Charakters.

Einheit ist nur möglich durch die Freiheit. (Bravo.)

Denn wenn wirklich in Norddeutschland die Volksherrschaft zur Wahrheit geworden ist, wenn die Südwestdeutschen verbunden sind durch ein freies selbstständiges Parlament, und wenn Oesterreich beharrt auf der Bahn, welche daßelbe betreten, dann bedarf es nur, daß sich diese gegenseitig die Hände reichen, und das Vaterland wird wieder hergestellt sein. (Beifall.) So ergreife ich denn den Pokal und bringe mein Hoch der Wiederherstellung des deutschen Vaterlandes, mein Hoch, es gilt dem freien, einigen Deutschland! Es lebe Hoch! (Stürmische Hochrufe und Beifall.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein interessantes Kleeblatt von patriotischen Männern, die ein wahrhaftes Bild deutscher Einigkeit beim Schützenfeste abgeben, ein lebendiges Symbol des Schützenfestes führt uns der Feuilletonist der „N. fr. Pr." vor. Die drei Männer sind, seit sie der erste Festtag zufällig zusammengeführt, nicht mehr zu trennen. Der Eine von ihnen kam von den Gestaden der Ostsee zum Feste, der Andere ist ein biederer Schwabe, der Dritte endlich ist aus der „Jägerzeile" gebürtig. Der Nachmittag des ersten Festtages führte sie zusammen, und heute sind die drei Männer gar nicht mehr zu trennen; sie essen zusammen, sie trinken zusammen, sie schießen zusammen, ja sogar sie schlafen zusammen; der Bruder Wiener hat den Bruder von der Ostsee und den aus Schwaben gar nicht mehr ausgelassen, seit er sie zum Erstenmale traf und sie bewogen, seine Gäste zu sein. Und die Brüder gingen nach längerem Drängen auf die liebenswürdige Einladung des Wiener Schützen ein und bezogen sein Haus. Das wäre aber Alles nichts so Merkwürdiges und Erzählenswerthes, wenn es sich nicht nachträglich erst herausstellte, daß die drei Männer von Natur ihres Namens und politischer Farbe wegen zusammengehören, ja daß sie eigentlich ein untrennbares deutsches Ganzes bilden. Darauf kamen sie selbst erst am Abende ihres ersten traulichen Beisammenseins, da der Becher schon lange in ihrer Tafelrunde kreiste, und sie endlich auch auf den Gedanken verfielen, sich einander beim Namen nennen zu wollen. „Wie heißt Du, Bruder?" nahm der Mann von der Ostsee das Wort, es an den Bruder aus Schwaben richtend. — „Schwarz heiß' ich, Brüderle!" antwortete der Schwabe. „Und ich nenne mich Roth!" fiel der Mann von der Ostsee hierauf ein. „Das ist ja köstlich", begann hierauf der Wiener Bruder, „denn ich heiße — Gold!" — Bravo! Da hatten sich die deutschen Farben doch einmal lebendig zusammengefunden: Gold hatte Schwarz und Roth zu sich gebeten, ohne zu ahnen, daß sie zu ihm gehören! Diese Erfahrung war Wasser auf die Mühle, d. h. eigentlich aber Wein auf das Speichrad ihrer Heiterkeit, und sie ließen sie ungeleiert nicht vorübergehen. Das ächte deutsche Männer-Kleeblatt ist seitdem erst recht immer beisammen und Trennung droht erst am 6. August.

Bei Calcum, Station zwischen Düsseldorf und Duisburg, hat sich am 25. Juli um die Mittagszeit etwas zugetragen, was auf Eisenbahnen bisher wohl noch nicht vorgekommen ist. In Folge der ungemeinen Sonnenhitze hatten sich auf einer Strecke bei Calcum die Eisenbahnschienen derartig gestreckt, daß sie den für derartige Fälle bekanntlich vorgesehenen Spielraum nicht nur vollständig ausfüllt, sondern auch sich aufeinander gestemmt und vollständig geworfen hatten. Gut befestigt, wie sie waren, hatten sie nicht ausspringen können, sondern sich schlangenartig winden müssen. Da das Geleise dadurch unfahrbar geworden war, mußte jener Schnellzug anderthalb Stunden halten bleiben, bis neue Schienen eingezogen waren.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nr. 181 Donnerstag, 6. August 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Selbst Fred Carlton konnte sich, als er nach dem Abschied über die stürmische Haide ging, einer Furcht nicht erwehren, wenn er an die Ausführung seines Planes dachte; aber im Ganzen vertraute er auf die Macht, die er über Harriett's Herz besaß und auf die Stärke ihres Willens.

„Wenn Alles gut geht," sprach er zu sich selbst, „so wirst du durch deine Zange, Fred Carlton, mehr gewonnen haben, als durch all dein ermüdendes wüstes Streben, in welchem die besten Tage deines Lebens verloren gegangen sind. Beim Zeus, die Welt wird staunen, wenn meine Heirath bekannt wird! Aus Aerger und Eifersucht werden die Frauen dem armen unglücklichen Wesen, das mit dem herzlosen, leichtsinnigen Fred Carlton verbunden ist, alles mögliche Unglück prophezeihen. Ernste Leute werden den Kopf schütteln und mein Opfer bedauern — und meine guten Kameraden? Sie werden lachen, wenn sie hören, daß ich eine Erbin geheirathet habe. Ach, sie würden starren, könnten sie in mein Herz sehen und da die tiefe Wunde erblicken, die sie mir durch ihre feste und vertrauensvolle Liebe beigebracht hat. Es ist ja nur diese, mich ganz überwältigende Leidenschaft, die mich zu diesem Schritte angespornt hat, den, offen gestanden, die Dankbarkeit verbietet. Aber warum die dunkelste Seite des Gegenstandes betrachten? Der Würfel ist gefallen und unter den gegenwärtigen Umständen ist ein kühner Griff das Beste. Wenn Alles vorüber ist, wird sich der Vater, unterstützt durch die Bitten der sanften Mutter versöhnen lassen, und was das Vermögen betrifft? Selbst wenn Mark Hetham seine Drohung, sie zu enterben, wahr machen sollte, was ich nebenbei gesagt, nicht hoffe, so glaube ich wirklich, daß ich auch ohne einen Heller Mitgift zufrieden mit dem Besitz des geliebten Mädchens wäre. Ich ließe mich dann in einer romantischen Gegend Deutschlands oder Italiens nieder, bis meine Verhältnisse einigermaßen geordnet wären. Welche Wunder hat sie schon an mir gewirkt, denn was sonst als ihre Reize hätten mich hier vier Monate fesseln können, während welcher Zeit ich nicht eine Karte in die Hand genommen habe?" — So suchte der Weltmann das erwachte Gewissen einzulullen und sich seine schlechte Handlungsweise uninteressirt und verzeihlich hinzustellen.

Aber er mußte handeln, um seine faule Absicht auszuführen. Um das Gehrimniß zu sichern, mußte er, da er seinen vertrauten Diener mit einem Auftrage weggeschickt hatte, trotz Wind und Wetter in das Dorf gehen, um einen Postwagen zu bestellen, der in der nächsten Nacht um 11 Uhr am Parkhause halten sollte.

Wie weit entfernt war der gute Mark Hetham von den Gedanken, daß die Gestalt, die hinter eine große Fichte trat, als er im Wagen vorbei fuhr, sein unwürdiger Verwandter sei, den er, sich Glück wünschend, schon viele Meilen entfernt glaubte!

Und Harriett — armes Mädchen — wer konnte sie wieder erkennen, die vor etwas über eine Stunde so stolz und aufrecht aus dem Schlosse geritten war? Sie kam wie gebrochen zurück von dem Wiedersehen mit Carlton, den Kopf auf die Brust gesenkt, ihr Haar von Regen und Wind aufgelöst und mit durchnäßten Kleidern.

Die Zweifel, die sie zu Stolz und Bitterkeit erregt hatten, waren verschwunden, allein war sie glücklich? Nein! — Sie erhob nicht wie sonst ihre Augen mit freudigem Vertrauen zu ihrem Vater, der ihr schnell entgegen kam, sie sprang nicht in seine Arme, die er ihr gärtlich beim Absteigen vom Pferde entgegenhielt, als ob sie ihn gar nicht gekränkt oder beleidigt hätte. Er hob sie sanft aus dem Sattel und schalt sie gutmüthig, daß sie ihnen durch ihr langes Ausbleiben Sorge gemacht habe.

„Ich konnte nicht abreisen, ohne Dich noch gesehen zu haben, ich wollte nicht in Unfrieden scheiden von meiner Harriett", sagte er, als er in der Vorhalle sie umarmte und Abschied nahm; er fühlte, daß sie weinte, und da er die Ursache dieser Thränen nicht kannte, segnete er sie als Zeichen eines demüthigen Herzens.

„Deine liebe Mutter," fuhr er fort, „habe ich ruhiger und besser verlassen, und ein freundliches Lächeln von Dir, Harriett, wird sie vollends beleben. Sie war nicht wohl, doch der Doktor war da und sagte, daß der nervöse Anfall keine weitere Folgen haben, ja daß er noch manchmal wiederkehren werde, bis sie eine Luftveränderung haben könne. Ich denke,

Digitized by Google

wir müssen packen und nach Italien gehen, — welch' eine schöne Reise das sein wird! Lud zum lebewohl.“ Da er sah, daß sie ruhiger war, fragte er: Darf ich Arthur keinen Gruß als Balsam auf sein wundes Herz bringen? Ich werde ihn diesen Abend noch sehen; nur ein Paar freundliche Worte.“

„Nicht jetzt, Vater, o nicht jetzt! Nein sage ihm, er soll mich vergessen, er soll mich hassen! Schicke ihn fort, weit fort! Gute Nacht! Gott im Himmel schütze Dich, mein guter, guter Vater!“

Sie warf sich noch einmal in ihres Vaters Arme, dann verließ sie ihn schnell, floh in ihr Zimmer und ließ ihn stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Fortsetzung.)

Professor Ludwig Eckart aus Wien: Liebe Freunde! Durch Eueren Ausschuß ist mir der schönste Auftrag geworden; ein Hoch auf die Wiege der Freiheit in Europa. Auf die lieben Schwyzer, soll ich einen Trinkspruch ausbringen, der Schweiz, mit dem Wien, mit dem das Stammland Oesterreichs seine Farbe theilt: das Roth und Weiß. Das Roth, um anzudeuten, daß wir Beide, der schweizerische und der österreiche Volksstamm unser Bestes aus dem Herzen schöpfen, das Weiß, welches die Farbe des Lichtes oder wenigstens des Strebens nach Licht ist. Es freut mich, persönlich diesen Trinkspruch ausbringen zu dürfen, weil ich für mich der Schweiz tief verpflichtet bin.

Als das Jahr 1848 mich aus meinem Vaterlande vertrieb, da war es die Schweiz, welche mich aufnahm, (Beifall) die mich mit ihrem Bürgerbriefe schmückte. Aber der persönliche Dank geht als ein Tropfen unter in dem großen allgemeinen Danke, den ganz Europa, den wir Deutsche der Schweiz schulden. (Beifall.)

Dieses Land, es war uns Deutschen immer theuer, und unser größter Dichter, der nie vergessen werden darf, wo Deutsche zusammentreten, er hat sein letztes, sein Schwanenlied, sein frischestes Lied, er hat sein Tell-lied der Schweiz geweiht (Beifall).

Die Schweiz, sie ist die Lehrerin dieser Feste, wir sind Alle bei der Schweiz in die Schule gegangen, sie ist die Errichterin dieser Rednertribüne, die durch Wahrheit zur Freiheit führen soll; die Schweiz, sie ist die Heimath des großen Gedankens, der sich jetzt durch alle Völker Bahn bricht, der allgemeinen Wehrpflicht, (Rufe: Wacker! Bravo!) Wehrpflicht für Alle, Wehrrecht für Alle. (Bravo!)

Er ist deutsch mit uns. Und doch, meine Freunde, gibt er seinen Bund mit dem welschen Schweizer, mit dem Neuenburger, mit dem Tessiner nicht auf und warum? Weil über der bloßen Nationalität das steht, wozu wir heute aufblicken dürfen. So weit ist der Geist der Menschheit und Freiheit über der Nationalität. (Beifall.)

Was ist Eure höchste Aufgabe in diesen schweren Tagen? Ihr zeigt den Völkern, daß die Freiheit alle Räthsel, alle Fragen löst. (Wacker! Bravo!) Ihr beherbergt zwei Konfessionen im Frieden, ob sie „unser Vater“ oder „Gott unser“ beten (Stürmischer Beifall).

Aber vor Allem beherbergt Ihr drei Nationalitäten in einer Zeit, in der ein Louis Napoleon den Nationalitätenschwindel in die Welt warf (allgemeiner Beifall), um die Völker zu verwirren.

Der Deutsche, er soll national sein, wir wollen uns als Deutsche fühlen, aber nie und nimmer wollen wir an unseren alten Stolz vergessen, nicht daran vergessen, was unser größter Dichter, was unser größter Denker gepredigt: Ein freies Weltbürgerthum (Beifall), kann ein solches dann zur Knechtschaft, zur Nachahmung des Auslandes führen, ja unter Umständen; aber gerade deßhalb wollen wir den deutschen Gedanken unter uns stärken und fühlen. Aber der nationale Gedanke des Deutschen, er darf sich nie und nimmer, und wird sich nimmer von der Freiheit trennen. (Großer Beifall.)

Wir ehren selbst das Czechenthum, wenn es im Huß, wenn es im Gedanken der freien Kirche, wenn es in der Huldigung des freien Gedankens die Brücke zu uns Deutschen finden will. (Beifall.)

Mit der Formel der Nationalität zerreißt man die Völker, mit der Formel der Lehre der Nationalität jagt man sie von Neuem in die mörderische Bruderschlacht, mit der Formel der Nationalität im falschen Schilde macht man Hausmachtspolitik und annektirt die Völker mit Gewalt; mit der Nationalität im falschen Schilde geht man soweit gegen den deutschen Bruder, sich mit dem Auslande zu verbinden, und unter Umständen den Italiener einzuladen nach Wien zu kommen. (Stürmischer Beifall.) Wenn der Plan gelungen wäre, dann hätten wir kein deutsches, aber im Jahre 1866 ein italienisches Nationalschießen hier gehabt. (Beifall.)

Das Band der Schweiz beruht nicht auf der Annektion, nicht auf dem undeutschen Gedanken der Zentralisation. Nur der Romane, der Slave zentralisirt. Die Schweiz ist als Staat, als Staatenbau ein Produkt des germanischen Geistes, sie beruht auf dem großen Prinzipe der Freiheit, der Föderation der freien Verbindung der Völker und Volksstämme, nach dem großen Gedanken der Selbstbestimmung der Völker.

Derselbe germanische Geist hat sie gebaut wie jenseits des Meeres die großen vereinigten Staaten von Amerika, wo ein Volk dem armen schwarzen Bruder, ohne nach seiner afrikanischen Nationalität zu fragen, die Menschenwürde wieder zurückgab (Beifall), ein Staat, dessen Volk auch in unseren Tagen das große Beispiel gab, daß ein Volk sein höchstes Oberhaupt, seinen Prä-

Digitized by Google

ſtenten, ſelbſt vor Gericht laden kann. Die Schweiz tröſte und belehre vor Allem uns Deutſchöſterreicher, auch wir leben im Augenblicke nicht in einem großen deutſchen Hauſe, aber wir wollen, wie ſie, feſthalten am deutſchen Geiſte, aus ihm ſchöpfen die Kraft, mit der wir unſere eigene Aufgabe zu erfüllen haben. Aber, wie wir mit der einen Hand die deutſche Hand erfaſſen, ſo wollen wir Deutſchöſterreicher, die Vermittler Europa's, hintreten zu den mit uns durch ein Geſchick verbundenen Brudervölkern, wir wollen die Hand reichen den Ungarn, der diesmal nicht vor Wien ſtehe blieb, ſondern erkannte, daß ſeine Freiheit nichts ſei, wenn nicht der Deutſchöſterreicher auch frei iſt (Beifall), die Hand reichen den Polen, die ſeit Jahrzehnten nirgends gefehlt, wo es die Freiheit zu vertheidigen galt, die Hand reichen auch den Kindern der Adria, die wir für das Deutſchland der Zukunft vertheidigen.

Ein Nationalitätenſtaat kann unter Umſtänden ohne Zweifel beſtehen, man kann dem Volke ſtatt des Brodes der Freiheit den Stein der Morie, den Stein eines Machtſchwindels militäriſchen Ruhmes geben. (Lebhafter Beifall.) Aber Oeſterreich kann auf die Dauer nur beſtehen, indem es wie die Schweiz die Völker unter dem Banner der Freiheit zu verſöhnen weiß; unter einen Hut ſind die Menſchen ſchwer zu bringen, aber leicht unter den von der Geßler'ſchen Stange der Deſpotie herabgenommenen Hut der Freiheit. (Beifall.)

Ihr ſeht, Schweizer, wir ſind bei Euch in die Schule gegangen, wir ſind an Euer Rütli herangetreten, wir ſind daran, mit Euch Eidgenoſſen zu werden.

Drei Ströme fließen aus der Schweiz, der Rhein des Deutſchen, die Rhone des Franzoſen, der Teſſin des Italieners, ſie tragen die Milch der Gletſcher in die Thäler hinab, ſo ſteigen auch die Gedanken der Freiheit von den Höhen herab von Euren Bergen zu den Völkern im Oſten und Weſten, im Norden und im Süden. Und was ruft Ihr uns zu? Keinen Völkerkampf mehr (Beifall), keinen Sprachenkampf, nichts von Racen und Konfeſſionen, ſondern Wahrheit, Gerechtigkeit, Wohlergehen, auch des Aermſten unſerer Brüder, des ärmſten Arbeiters (Beifall). Wahrheit und Vernunft, Gleichheit und Freiheit, das predigt Ihr uns, und daher ſtimmt mit mir jubelnd ein, Ich bringe ein Hoch der Schweiz, ich bringe mein Hoch der erſten Eidgenoſſenſchaft auf Erden. (Stürmiſcher Beifall und Hochrufe.)

Herr Johann Straus aus Bukareſt: „Waffenbrüder und Schützenfreunde! Es geziemet ſich, daß ich mich legitimire, bevor ich zu Euch ſpreche. Schweizer von Geburt, durch Erziehung und Ueberzeugung bin ich Mitglied der internationalen Schützengeſellſchaft zu Bukareſt, drunten im fernen Rumänien. Im Kreiſe der miteingeladenen Brudervereine dürfte unſere Geſellſchaft gewiß einzig in ihrer Art daſtehen, denn ſie iſt gebildet aus Vertretern aller europäiſchen Völker, in ihrem Schoße klingen wider die Zungen von beinahe der ganzen europäiſchen Völkerfamilie und naturgemäß ſind hier vertreten auch alle möglichen Schattirungen von politiſcher Geſinnung.

Es wäre ſomit Stoff genug vorhanden zu Divergenzen; allein alle unſere Mitglieder ſind trotzalledem in Liebe und Freundſchaft vereint, geneigt zu gemeinſamem männlichen Zweck. O, möchte das Bild, das unſere Geſellſchaft en miniature bietet, bald möglichſt auf das große Ganze übertragen werden, möchte die Internationalität des Schützenweſens allgemein anerkannt und befördert werden! Das löbliche Zentralkomite hat einen Schritt in dieſer Richtung gethan, in dem es in ſeiner bekannten herzgewinnenden Weiſe einen Aufruf erließ, in dem es nicht nur die deutſchen Schützen, ſondern die Schützen und gebildeten Männer von ganz Europa zu dieſer groß-tigen Olympiade einlud, welche die Kaiſerſtadt Wien vor den Augen der ganzen zivilſirten Welt in ſo würdiger Weiſe aufführt.

Schützen! Die Internationalität des Schützenweſens iſt das Mittel, das Band zwiſchen den Völkerſchaften Europa's. Welches iſt aber der Zweck? Ein Name iſt es, der den Völkern gegeben iſt, worin ſie können frei und glücklich werden, und dieſer Name, Schützen, iſt heute noch in einem großen und ſchönen Theile des Kontingentes vergällt und verhaßt, und denen, welche ſich dazu bekannt, wird mit ſcheelem und ſchnödem Auge nachgeſehen. Dieſer Name, dieſes Ideal, dieſer Morgenſtern der Zukunft heißt „Demokratie“. (Wacker, Bravo.) Hier in Oeſterreich darf ich mich frei und frank bekennen als Demokrat, denn in dem Oeſterreich der Beuſt und Siskra, in dem biederen regenerirten Oeſterreich, in dem Oeſterreich des 25. März, in dem Oeſterreich, wo der große ſchöpferiſche Geiſt des ſeligen Mühlfeld heute noch waltet (Bravo), in dieſem herrlichen Lande mit ſeiner opferfähigen Bevölkerung iſt der Gedanke frei, frei das Wort, frei auch die göttliche Zwillingsſchweſter des Gedankens, die Preſſe (Beifall), und daß ſie frei iſt die öſterreichiſche Preſſe, das beweiſen uns tagtäglich die Tauſende von Blättern, welche von hier aus ihren weiten Weg antreten in die ganze gebildete Welt und all' überall willkommen ſind als Sendboten, gewandte Sendboten, als kühne Anwälte des Fortſchrittes und der Freiheit, der Aufklärung und des Lichtes, das da in Oeſterreich angebrochen iſt. (Bravo.) Meine Bewunderung und unſere Hochachtung der Wiener Preſſe insbeſondere! Sie hat gekämpft und geſtritten, als es noch Nacht war, ſie hat gerungen für den Fortſchritt und das Volk, als Mancher, der heute in unſeren Reihen ſteht, noch ſchwieg.

Es iſt aber ſelbſtverſtändlich, daß unſer Preis und unſer Lob nur jener großen Mehrzahl von freiſinnigen Blättern gebührt, nicht etwa jenen Blättern und Blättchen des Ultramontanismus, welche tagtäglich ihre giftigen Pfeile gegen die Sache des Volkes, gegen die beliebten Volksmänner losſchleudern.

Digitized by Google

Leset, Ihr Männer, ein klerikales, hiesiges Organ und sehet hin, wie die Schützen verläumdet werden. Es sind Krokodilsthränen; es sind giftige Pfeile, die gegen uns geschleudert werden; aber ein guter Schütze läßt sich dadurch nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Es ist der Mißmuth über das Scheitern ihrer schwarzen Pläne, es ist das Gefühl der Trostlosigkeit, welches sie beschleicht, bei dem Anblicke, daß sie in Oesterreich nimmermehr zur Geltung kommen, diese ultramontanen Blätter und ultramontanen Wortführer!

Meine Herren! Von meinem internationalen Standpunkte aus, als Mitglied Bukarest's internationaler Schützengesellschaft bringe ich ein Hoch der Demokratie (hoch!), die Demokratie hat ein heiliges Recht, daß ihr das dritte deutsche Bundesschießen den längst verfallenen Tribut abstattet; die Demokratie hat gewirkt und gekämpft für das Volk seit Jahrzehnten. Gedenkt der Thränen, die geweint wurden, der Herzen, die gebrochen sind, des Blutes, das geflossen ist für das Volk, für die Demokratie, für die Sache des Freisinnes.

Glaubt Ihr etwa, daß ohne 1848 ein 1866 geworden wäre? (Lebhafter Beifall.) Nimmer, und brauchen in der Brigittenau, da bleichen die Gebeine von Männern, deren Andenken nicht Wien, nicht Oesterreich, sondern der ganzen Welt angehört, deren Manen dem Herzen eines jeden freisinnigen Mannes theuer und heilig sind. (Bravo! Bravo!)

Ich weiß wohl, daß ich mit meinem Toaste der Ansicht, welche sich vor Beginn des Festes so gefliſſentlich kolportiren ließ, widerstreite, welche da behauptet, daß das dritte deutsche Bundesschießen kein politisches Fest sei; das heißt die pure, glatte Unmöglichkeit verlangen. Wollt Ihr etwa, daß tausende von patriotischen Männern, die hierhergekommen sind aus allen Gauen des Vaterlandes von Nah und Fern, nicht das politische und bürgerliche, das soziale und geistige Wohl und Wehe des Vaterlandes besprechen?

O, laßt diesem Feste seinen nationalen und eminent politischen Charakter, den Charakter, den die Feste in Bremen und Frankfurt gehabt haben. Es heißt den rollenden Stein in seinem Laufe aufhalten, wenn man diesem Feste seinen politischen Charakter nehmen will. Gedenkt der eidgenössischen Freischießen.

Mein Hoch gilt der Demokratie, gilt nicht der deutschen Demokratie allein, es gilt der europäischen, weil ich weiß, daß die Demokraten unter sich Brüder sind, weil ich weiß, daß jeder Demokrat das Bewußtsein in sich trägt, nur ein einfacher und simpler Arbeiter an einem großen, universellen Werke zu sein, welches Tausende von Händen und Köpfen beschäftigt, weil ich weiß, daß die Demokraten das Bewußtsein in sich tragen, Mitglieder einer großen Bruder-Familie zu sein.

Der Demokratie gehört die Zukunft, deßwegen bringe ich allen Demokraten, heißen sie nun Jacobi oder Blind, Garnier-Pages oder Jules Favres, ein dreifaches Hoch. Die europäische Demokratie, sie lebe hoch! (Lebhafte Hochrufe.)

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

* Von 48 der im Monat Mai in München aufgelösten Innungen werden die Inventare zur Aufbewahrung in dem noch zu schaffenden Gemeindemuseum abgegeben. Außerdem haben 6 Schützenvereine verschiedene mitunter sehr interessante Gegenstände der alten Zunftbräuche dem Magistrat übergeben. Die ganze Sammlung zählt zur Zeit 523 Nummern und ist im mittleren Pavillon der Schrannenhalle provisorisch aufgestellt. Darunter befinden sich die am 22. September 1422 von den Tuchmachern in der Schlacht bei Alling erbeuteten Waffen, 30 Standarten, 3 Fahnen, 77 Kerzenstangen, 39 Innungsladen, 18 für Feierlichkeiten bestimmte Spiele, 11 zinnerne Gefäße, 2 vergoldete Trinkpokale, 5 Habite, wie solche in früheren Jahren bei der Frohnleichnamsprozession von den Standartenträgern getragen wurden, 9 Degen, 5 Herbergsschilde, 5 Wachskerzen mit Emblemen und Malerei, darunter die Schäfferterze, 35 Siegelstücke, 1 Wappenbuch der Maler von 1501 an bis fast in die neueste Zeit, dann zahlreiche Urkunden auf Pergament und Papier, die Zunftsagen und Zunftordnungen u. s. w. enthaltend. Diese interessante Sammlung ist noch 14 Tage lang auf Anmelden beim Hausmeister der Schrannenhalle zu besichtigen, muß aber dann, da das jetzige Lokal zu anderweitigen Zwecken bestimmt ist, entfernt werden. Doch wird alsbald für ein geeignetes Lokal zur Wiederaufstellung gesorgt werden.

Auflösung der Charade in Nr. 159:

„Er“ und „er“ — die sind
Auf's Haar einander gleich;
Und kann wohl auch ein „Bau“
Recht prachtvoll sein und reich;
Doch wenn der Bauer baut,
Sieht er auf keine Pracht,
Er ist nur auf den Zweck
Und Kostenpunkt bedacht. —
„Erbauer“ sein für sich,
Erfordert immer Geld;
Und, wenn für einen Andern,
Viel Kenntniß in der Welt.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 182 Freitag, 7. August 1868

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Fortsetzung.)

Adolf Gröber aus Heidelberg: Schützenbrüder! Ich werde mich kurz fassen. Obwohl ein strikter Parteimann, werde ich hier keine Parteipolitik sprechen. Ich unterschreibe das Programm der deutschen Volkspartei, wie es meine Freunde hier entwickelt haben, vollkommen, und nenne stolz diese Männer als meine Freunde.

Jedoch ich will hier eine Frage anregen, in der wir hoffentlich alle einig sind, es ist dieß die Wehrfrage.

Meine Herren! Daß die jetzigen stehenden Armeen ein überwundener Standpunkt sind, darin werden wir wohl Alle Recht geben. Es muß etwas Neues, Besseres geschaffen werden. Was dieß ist, hierin haben uns die Schweizerfreunde, die uns das edle Schießen gelehrt, das Beispiel gegeben mit ihrem Militärsysteme, einem Systeme, in dem jeder Mann, jeder Bürger sich mit Stolz Vertheidiger des Vaterlandes nennt, Vertheidiger der Freiheit, nie und nimmer als Diener eines einzelnen Menschen bezeichnet.

Meine Freunde, um dieses System anbahnen zu können, muß vor Allem auf die Jägerei gewirkt werden, sie ist die Zukunft des Vaterlandes.

Als ein Vorstand einer rheinischen Jugendwehr, der in diesem Felde arbeitet, bitte ich Sie, meine Freunde, es thue Jeder in seinem Kreise, es wirke Jeder mit mir auf diesem Felde. Bei den obersten Kriegsherren und ihren Feldwebeln, bei unseren lendenlahmen Bureaukraten haben wir nicht viel zu hoffen.

Das Volk mache sich selbst ein Wehrsystem, es erziehe seine Jugend zu freien Männern, die nie und nimmer ihren Nacken unter irgend ein Joch beugen (Beifall).

Was kann der deutsche Schützenbund in dieser Frage thun? Er kann sehr viel thun. Er kann vor Allem dahin wirken, daß dem Wehrmannswesen durch Aufstellen von Wehrmannscheiben ein Feld eröffnet werde.

Hier zum Erstenmale (auf die Schießstätte weisend) stehen Wehrmannsscheiben. Ich habe als deutscher Schütze meinen Stolz darein gesetzt, mit den Schweizer Brüdern auf diesem Felde zu ringen. Ich habe, wie ich hoffe, die Schweizer Freunde werden es sagen, als Deutscher mit Ehren den Kampf auf diesem Felde bestanden.

Darum, Ihr Schützenbrüder, erziehet hauptsächlich Eure Jungen zu Schützen, lehrt sie auf die Wehrmannsscheibe schießen, errichtet Wehrbunde, Jugendwehrvereine, erziehet vor Allem Eure Söhne in dem Waffenhandwerk, lehrt sie schießen, lehrt sie mit den Waffen umgehen, ziehet Jeden heran, wirke Jeder in seinem Kreise, und sind auch die Anfänge gering, die vereinigte Arbeit thut viel, wo Viele mit einander ein Ziel verfolgen, gelingt so Manches.

Mein Hoch, es gilt der streitbaren Jugend, der Zukunft; die deutsche Jugend in den Waffen, sie lebe hoch! (Begeisterte Hochrufe.)

Advokat Dr. Gler aus Schwyz bringt Oesterreich den Dank der Schweizer.

Deutsche Männer, deutsche Schützen! Im Auftrage der hier versammelten Schweizer Schützen sage ich Ihnen aus vollem Herzen Dank für den freundlichen Empfang und für die warmen Worte, die Sie vorhin uns zukommen ließen. Ich schreibe die Begeisterung, mit der Sie uns empfangen haben, vor Allem der Sympathie für den Geist der Freiheit, der unsere Institutionen durchweht, zu. (Beifall.)

Deutsche Männer! Erlaubet mir, daß ich Euch sage, was an diesem Feste mich besonders gefreut hat. Es hat mich und alle Schweizer vor allem die Wahrnehmung gefreut, daß die Regierung dieses großen Staates, und das deutsche Volk in Waffen gegenseitig sich nicht mehr fürchten (Beifall), daß sie sich vielmehr gegenseitig mit Vertrauen die Hände reichen.

Es wäre vor wenigen Jahren vielleicht noch nicht möglich gewesen in dieser Stadt dieses Volksfest der deutschen Nation zu feiern (Rufe: sehr richtig), aber heute schreitet der Geist deutscher Geschichte und deutschen Volksstamms in fesselnloser Entfaltung durch diese Hallen (Rufe: Sehr richtig, Bravo). Wenn auch, meine Herren, Deutschland in drei Theile getheilt ist, das deutsche Volk weiß, nun ich spreche es aus: daß diese Stadt hier es war, welche für deutsche Kultur und deutsche Sitte in den bintigsten Tagen die Sturmfahne des Reiches kühn vorangetragen hat. (Beifall.) Ja, als Schweizer geben wir Ihnen das Zeugniß, es ist

Digitized by Google

hier kein Constanz und kein Moskau, nach dem die deutschen Männer wallfahrten gehen. (Beifall.) Nein, es ist echt national-deutscher Grund und Boden. (Gesteigerter Beifall.)

Deutsche Männer, es ist eine große Idee, die Idee deutscher Einigkeit, die Euch hier versammelt hat, eine freie, wohl berechtigt, eine große Nation mit Begeisterung zu erfüllen, eine ganze Nation herauszufordern. An dieser Idee, deutsches Volk, halte fest mit deiner ganzen Seele.

Dann, deutsches Volk, ich bin es überzeugt, mag in diesen Tagen auch kleinliche Mißgunst an der Feier mäckeln, dann, deutsches Volk, wirst Du niemals untergehen, Du wirst wieder auferstehen in Kraft und Einigkeit und ewig bestehen. Deutsche Männer, ich ergreife diesen Pokal und bringe mein Hoch der Kraft und Größe, der glorreichen Zukunft der deutschen Nation. Sie lebe hoch! (Stürmischer Beifall. Hochrufe.)

Friedrich Poener aus Minden:

„Meine Herren! Von jeher ist es mein Herzenswunsch gewesen, die schöne Kaiserstadt Wien einmal zu sehen. Das Schicksal hat mir die Erfüllung dieses Wunsches früher versagt. Als ein glücklicher Schuß auf dem Schützenfeste in Bremen mir die schöne Ehrengabe der Stadt Wien eintrug, da ward meine Seele von dem Zuge nach Wien mit neuer Lebendigkeit durchglüht und erblickte ich in dem kunstreichen Ehrenschilde Wien's für die endliche Erfüllung meines Herzenswunsches ein sicheres Unterpfand. Unter diesem Schilde (denselben emporhebend), habe ich diese Reise aus meiner fernen Heimath hierher angetreten und vollendet (Beifall). Er war mein Paß, mein Schirm und meine Freude. Er ist die Legitimation, die mir bei den Wiener Schützenbrüdern eine über alle Erwartung erfreuliche Aufnahme bereitet hat. Er ist der Talismann, der mich die Linie zwischen Nord und Süd leicht überspringen ließ, und indem er sehnsuchtsvoll seiner Geburtsstätte zueilte, hatte er zwischen derselben und mir eine innige Beziehung aufgerichtet, und mir das erhebende Gefühl gegeben, daß ich in den Mauern Wien's kein Fremdling sei (Beifall). Um diesem stolzen Gefühle einen Ausdruck zu geben, zähle ich die hier verlebten Tage zu den glücklichsten Tagen meines Lebens. Ueberwältigt von der Auszeichnung, die mir hier geworden, überwältigt von den Gebenswürdigkeiten und Herrlichkeit Wien's, überwältigt von all' dem Erhebenden und Schönen, das wir gehört und gesehen haben, bringe ich der schönen Kaiserstadt Wien, der ich ein unvergängliches Andenken bewahren werde, ein dreimaliges Hoch. (Beifall und Hochrufe.)

Sechstes Bankett.

Wien, 1. August.

Professor Wildauer aus Innsbruck: Deutsche Schützen und Festgenossen! Die freundliche Aufnahme die Sie mir beim ersten Besteigen dieser Tribüne zu Theil werden ließen, ermuthigt mich sofort in ein früheres Erlebniß zurückzugreifen.

Beim ersten deutschen Bundesschießen, das vor sechs Jahren in der damals noch freien Stadt Frankfurt begangen wurde, habe ich gegenüber von Tendenzen die sich national und liberal nann'ten, Einsprache erhoben gegen den Gedanken, der auf nichts Anderes hinauslief, als den Riesenleib unserer gemeinsamen Mutter Germania zu verstümmeln, und den weiten reichen Mantel ihrer Herrschaft zu zerreißen. (Beifall.) Ich habe daran einen Trinkspruch geknüpft auf das große, ungetheilte und unverstümmelte Machtgebiet der deutschen Nation.

Durch tausendstimmigen Zuruf wurde der Inhalt dieses, wie aller verwandten Trinksprüche zu einem Parlamentsbeschlusse der deutschen Schützenwelt erhoben. Aber eine Kabinetspolitik, die in Blut und Eisen arbeitet, hat diesen Parlamentsbeschluß, wie diese andere Beschlüsse in den Papierkorb geworfen, und hat dafür den Krieg, den unseligen Bruderkrieg beschlossen, auch gegen den Willen der Nation in allen ihren Stämmen. (Beifall.)

Ich frage Sie, meine Herren, aus jedem deutschen Stamme, und jedem deutschen Lande, wer kann behaupten, daß die Stammes- und Landesgenossen, freudig zur Waffe gegriffen haben, um in diesen brudermörderischen Krieg einzutreten. (Beifall.)

Meine Landsleute, die Schützen von Tyrol, die haben zwar in ererbter Treue und Tapferkeit, aber mit schwerem Herzen die Büchse von der Wand genommen, und das grüne Eichenlaub auf den Hut gesteckt um den blutigen Weg an die seindliche Grenze anzutreten. Einen großen Trost haben Sie mitgenommen auf ihrem schweren Gange, nämlich das Bewußtsein, nur gegen den Uebermuth der welschen Rothhemd- und gegen keine Brüderschaar deutscher Krieger kämpfen zu müssen (lebhafter Beifall). Die Schützen von Tyrol konnten in dem unseligen Jahre 1866 ruhiger ihre Büchsen spannen, in dem Bewußtsein, daß keine ihrer Kugeln eine deutsche Brust durchbohre, ein deutsches Herz zerreißen, eine deutsche Wittwe travern machen werde.

Gott sei es gedankt, Ströme Blutes aus welschen Herzen, aber kein Tropfen deutschen Bruderblutes von Tyroler Schützenhand vergossen, hat die grünen Thäler und grauen Felsen in unserer Heimath rothgefärbt. (Beifall.) Meine Herren! Der Krieg hat die alte Form des deutschen Gesammtliebens zerstört, zerbrochen, aber er war nicht gewaltig genug, auch den deutschen Geist zu brechen (Beifall), das sehen wir hier an der Feier dieses Festes. Es sind jetzt zwei Jahre her! da leuchteten in dunklen Julinächten über die Donau herüber die Wachtfeuer eines Kriegsheeres, eines Kriegsheeres von Brüdern, hierhergeschickt durch Kabinetspolitik, um uns aus Deutschland hinauszuwerfen, und heute lagert hier ein friedliches Bürgerheer, das Bürgerheer von Deutschland, um die geistigen Fäden der Gemein-

Digitized by Google

samkeit, Zusammengehörigkeit und Einheit fester und neuer zu knüpfen. (Beifall.) Den Leib Deutschlands hat man zerrissen, den Sinn hat man nicht zerstückt. (Beifall.)

Der Krieg hat auch neue Formen geschaffen, Formen leider, die zu eng sind für die Größe, zu beschränkend für das Freiheitsgefühl des deutschen Geistes, und zum Beweise berufe ich mich abermals auf dieses Fest.

Nach dem Wortlaute der Verträge gehört Oesterreich nicht mehr zu Deutschland; die Schützen aus Bayern, Schwaben, Franken, aus den Rheinlanden, Westphalen und Sachsen, sie stehen nach dem Buchstaben — freilich nach einem Buchstaben, des Todes — nicht mehr auf deutschem Boden hier. Ist es dahin gekommen mit der deutschen Nation, daß sie ihre Feste auf außerdeutschem Boden feiert! (Beifall); hat die deutsche Nation ihre Kinder in's Ausland geflüchtet, um die Kinder aller Stämme in Eintracht bei einander zu sehen? (Lebhafter Beifall.)

Nein und abermals Nein! Jeder von uns fühlt, glaubt, weiß es, daß er hier auf dem heiligen Boden der deutschen Muttererde steht, daß er hier in deutschen Lüften athmet. (Beifall.)

Die Grenzen Deutschlands sind durch eine feindliche Bosheit und durch eine undeutsche Politik verrückt worden, und wenn wir auch den Buchstaben des Vertrags erfüllen müssen, (der ein Bubenstück sondergleichen), diese Grenzen finden im Bewußtsein und im Gefühle der Nation, in ihren Bestrebungen, Wünschen und Hoffnungen nie und nimmer eine Anerkennung. (Lebhafter Beifall.)

Die Lösung der alten nationalen Bande Deutschlands ist eben keine Lösung der nationalen Frage. Glauben Sie nicht, daß ich Sie mit der Besprechung der Formen, die für Deutschland zu wünschen wären, länger aufhalten werde. Das Schützenparlament ist keine legislative Versammlung, keine verfassungsgebende Autorität; seine Aufgabe ist nur den Geist zu beleben und zu stärken, der wach und ohne Unterlaß zur rechten Zeit auch die rechte Form finden wird, denn der Geist ist es, der den Körper baut. (Lebhafter Beifall.)

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Nordpol-Expedition.

(Verlauf vom 24. Mai bis 20. Juni 1868.)

Am 25. Juli ging unerwartet ein ausführliches Schreiben von Kapitän Koldewey in Gotha ein, während gleichzeitig an Dr. Breusing in Bremen und Prediger Hildebrandt in Magdeburg kurze Nachrichten von Obersteuermann Hildebrandt gelangt waren.

Ich werde das Schreiben im nächsten (9.) Hefte der „Geographischen Mittheilungen“ nebst zwei Karten publiciren, inzwischen theile ich die Hauptsachen hier mit.

Die Expedition hatte von Bergen bis in die Nähe der Insel Jan Mayen eine gute und rasche Fahrt, indem sie, ganz wie vorausgesetzt, bereits am 30. Mai, also in nicht ganz 6 Tagen, dort anlangte, in gerader Linie daher in dieser Zeit eine Strecke von 11 Breitengraden oder 660 nautischen Meilen zurücklegte, und zwar bei sehr veränderlichem Wetter, das alle Phasen von gänzlicher Windstille bis zum vollkommenen Sturm durchlief und von Winden aus den verschiedensten Richtungen begleitet war.

Bei Jan Mayen wehte am Morgen des 30. Mai ein vollkommener Sturm aus Osten, die See fing an sehr hoch zu gehen, die Luft war dick von Regen, so daß kaum eine Seemeile weit zu sehen war, die Temperatur fiel von + 6° auf 1° R., der feine Regen wurde zu spitzigen Eisnadeln und das Segelwerk wurde mit einer Eiskruste übergogen.

Das Schiff machte sich jedoch ausgezeichnet und flog über die See weg, wie eine Möve. Um die Takelung zu probiren, wurde so lange als möglich mit vollen Segeln gehalten, und eine Zeit lang über zehn Knoten gemacht, was bei einem so kleinen Fahrzeuge viel sagen will. Es lag ausgezeichnet bei und trieb unter dichtgerefften Segeln in vollkommener Sicherheit, bis der Sturm vorüber war.

Von Jan Mayen ging es durchschnittlich in nordnordwestlicher Richtung auf Ostgrönland, zwei Tage lang eine Strecke von etwa 200 Meilen durch dicken Nebel, der auf die Höhe des Eises schließen ließ. Aber erst am 5. Juni, in 74° 50′ Nördl. Breite, 10° 38′ Westl. Länge, Greenwich, nur 67 nautische Meilen von der grönländischen Küste entfernt, wurde das erste Eis gesehen.

Man drang ohne Weiteres in das Eis ein, und es gelang auch, nach 3 Tage langer angestrengter Arbeit zwischen den dichten Schollen bis 75° 19′ Nördl. Breite, 12° 48′ Westl. Länge vorwärts zu kommen. Aber am 8. Juni kam wiederum ein schwerer Sturm aus Osten, in welchem die kleine, „Germania“ arge Stöße auszuhalten hatte; sie blieb jedoch ich und fest und wurde nicht beschädigt.

Das stürmische Wetter hielt an, man mußte im dichten Eise festliegen und vorläufig mit demselben südwärts treiben, bis Wind- und Eisverhältnisse sich günstiger gestalten würden.

Inzwischen wurden die verschiedenen wissenschaftlichen Beobachtungen gemacht und die Zeit mit der Jagd auf Eisbären, von denen 6 erlegt wurden, ausgefüllt.

Am 16. Juni war man auf 73° 47′ Nördl. Breite, 15° 40′ Westl. Länge, oder 102 Meilen, südwärts getrieben, und von hier aus sah man die ganze Küste von Hudson's Hold with Hove bis Sabine

Digitized by Google

Insel, — Letztere 68 Meilen entfernt, — ganz deutlich, da völlig klares Wetter war; aber an ein Erreichen derselben war zur Zeit nicht zu denken, nachdem das Eis die vorhergehende Woche durch vorherrschende Ostwinde gegen die Küste zusammengedrängt und aufgethürmt worden war.

Im Eise fest trieb das Schiff bis zum 20. Juni noch 30 Meilen weiter südwärts auf 73° 20′ Nördl. Breite, 16° 18′ Westl. Länge, Greenwich.

An diesem Tage kam ein Boot zu den im Eise Befestzten von dem englischen Schiffe „Diana“ aus Hull, welches nur 4 Meilen seewärts von ihnen im offenen Wasser lag, und die überkommenen Nachrichten vermittelt hat.

Gleichzeitig hatten sich die Aussichten besser gestaltet: der Wind war nach Nordwest umgegangen, das Wetter war sehr schön, keine Wolke am Himmel und das Eis fing an sich auseinander zu thun.

Ich hätte diesen Bericht früher mitgetheilt, wenn ich nicht auf nähere Nachrichten über die Fahrt des Walfischdampfers „Albert“ gewartet hätte, die in vergleichender Beziehung von besonderem Interesse sind, und die mir erst jetzt vorliegen.

Der „Albert“ verließ Bremerhaven am 19. Februar auf den Robbenschlag und Walfischfang und kehrte am 3. Juli dahin zurück. Das Eis wurde in ungeheuern Massen ungewöhnlich weit gegen Europa vorgeschoben angetroffen und das erste schon in 70° 55′ Nördl. Breite, 0° 33′ Westl. Länge von Greenwich am 5. März beobachtet; von hier erstreckte sich der sogenannte „schwere Eissaum“ (die „große Eiswand“, die „feste Kante der Eiswand“) schräg hinauf weit nach Nordosten. Am weitesten nach Osten vorgeschoben wurde das Eis am 2. Mai angetroffen, in 74° 17′ Nördl. Breite, 8° 26′ Oestl. Länge, Greenwich, also im Meridian von Bremen oder Frankfurt a. M. Von hier nördlich zog sich die Kante der Eismasse in ziemlich gerader Linie in der Richtung von Nord zu West, der Dampfer gelangte längs derselben bis etwa 80° 30′ Nördl. Breite, 5° 10′ Oestl. Länge.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Stadt ohne Leihhaus.] Dieselbe heißt Stuttgart, und die Ursache welche bis jetzt die Errichtung einer solchen Anstalt verhinderte, ist nichts mehr und nichts weniger als die Marotte eines sonst sehr verdienstvollen alten Herrn, Moritz Mohl hat nämlich die fixe Idee, die Leihhäuser befördern die Liederlichkeit, Unzucht und Unsitte. Jede Anregung zur Errichtung eines städtischen Leihhauses bombardirt M. Mohl in fürchterlich langen Leitartikeln nieder, und kein Mensch wagt es mehr, sich der Sache anzunehmen. In Folge dieses Mangels versetzt die dortige Bevölkerung, welche die Hilfe solcher Anstalten bedarf, ihre Habe in Privatleihgeschäften und zahlt 60 vom Hundert, während die auf Rechnung der Kommunen geführten Leihhäuser gewöhnlich mit 8—9 pCt. sich begnügen. Das gehört offenbar unter die Schwabenstreiche.

Aus Lüttich schreibt man: Am 27. Juli fand die Einweihung des Denkmals Karls des Großen und der Karolinger statt. Um 12 Uhr übergab der Gouverneur der Provinz Lüttich offiziell dem Gemeinderathe der Stadt Lüttich dieses Denkmal, das auf dem Boulevard von Avroy errichtet worden ist. Dasselbe besteht aus einer fünf Metres hohen Reiterstatue Karls des Großen, sechs Statuetten, welche die wichtigsten Glieder der karolingischen Familie darstellen, von denen jede ein Metre hoch ist und einen Piedestal, 7 Metres lang, 5½ Metres breit und 7 Metres hoch. Die Bildsäulen sind in Bronze, das Piedestal ist in Steinen von Caen aufgeführt. Das sehr gelungene Werk ist von Jehotte gefertigt und wird als das berühmteste Denkmal gerühmt, das bis jetzt ein belgischer Bildhauer an einem öffentlichen Platze aufgestellt hat.

Liebe Frau, schrieb ein Schütze aus Wien in seine schwäbische Heimath, der Lord in Hemdsärmeln ist Nichts, hier ist's so heiß, daß sich die Schauspielerinnen im Karls-Theater fast ganz ausziehen und die schöne Helena zieht sich fast gar nicht an; ich sehe es jeden Abend. — Lieber Mann, lautete die telegraphische Antwort der erschrockenen Frau, diese Hitze ist fürchterlich, schüttele den Wiener Staub von den Füßen und eile umgehend heim, aber umgehend.

Auflösung des Räthsels in Nr. 160:

Räthselmännlein! die Idee
Ist zwar alphabetisch,
Aber, weil du uns dein „e“
Zeigtest so poetisch: —
Danken wir dafür recht sehr;
Bring' uns solche Räthsel mehr!

M. M.

Gleich richtig gelöst von Brandenburger in Kleinwallstadt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 183 Samstag 8. August **1868.**

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung)

Rosa, die er rufen ließ, um ihr einen Auftrag zu geben, drängte ihn zur Abreise, weil sie den armen Arthur tröstlos und allein wußte. „Mama wünscht auch, daß Du bald zu ihm kommst," sagte sie. „Ich will die Mutter schon pflegen, sie wird gewiß ruhiger schlafen, wenn sie weiß, daß Du Arthur tröstest. Morgen will ich Dir ein Paar Worte über Hariett's Befinden schreiben; wir dürfen uns nicht wundern, wenn sie sich so unglücklich fühlt."

„Ja, meine gute Rosa, ich überlasse sie Beide Deiner Sorgfalt, und Du kannst Dich auf ein Paar sehr warme Küsse freuen, wenn ich die Eine wohl, die Andere glücklicher bei meiner Rückkehr finde, die heute Abend oder spätestens morgen Früh erfolgen wird. Ich bin ganz erschöpft von Allem, was ich heute durchlebt habe — und auch Du siehst angegriffen aus."

„Sorge dich nicht um mich, lieber Vater, aber nun will ich Dir helfen, den dicken Rock anziehen, denn es ist eine schlimme Nacht; nimm Dich in Acht und grüße Arthur."

„Gute Nacht, mein liebes Kind!"

Den ganzen nächsten Tag trieb es Hariett rastlos von Ort zu Ort. Früher hatte sie nie Etwas zu verhehlen gebraucht, heute aber konnte sie ihre Augen nicht frei erheben, und wollte sie auch Ruhe an er Mutter Seite suchen, so überkam sie gerade da ein tödtlich drückendes Gefühl wegen ihrer Falschheit.

Gab sie aber deßhalb den beabsichtigten Plan auf? O, nein! Die Gestalt ihres Geliebten trat dazwischen, ihn konnte sie nicht lassen, und gehörte sie ihm einmal, dann sollte zehnfach pflichttreue kindliche Liebe den Ungehorsam gegen die Eltern versöhnen.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, und Rosa, die denselben betrachtete, rief aus: „Was für einen schönen ersten Maimorgen werden wir haben! Sieh' nur, Mama, wie fröhlich die Kinder laufen, um Blumen zum morgenden Maifeste zu pflücken.

„Ich hoffe, der Tag wird schön werden, wie der heutige", sagte Mary Helham ziemlich angegriffen, denn sie hatte durch ihren längeren Aufenthalt im Garten ihre Kräfte zu sehr übernommen, und auch ihr Gemüth war durch eine unbestimmte Angst und Sorge niedergedrückt. „Ich will früh zu Bette gehen, damit ich morgen frisch bin, wenn der Papa kommt."

„O ja, liebe Mama, gehe, Du siehst so blaß aus!"

Rosa las die Abendandacht, denn Harriett hatte das Gebetbuch zurückgeschoben, indem sie sagte: „Ich kann heute Abend nicht lesen!" Dann knieten die Töchter neben der Mutter nieder, wie sie von Kindheit an gewohnt waren, und beteten. Konnte sie aber beten, die trotz ihrer kindlichen Liebe, trotz ihres Gewissens, doch ihrem eigenen schlechten Willen folgte?

XIX.

Als Arthur Monroe das Schloß verlassen hatte, theilte er seinem Freunde Lord Horace die Vernichtung seiner schönsten Hoffnungen mit. Der junge Mann sprach in nicht gar linden Ausdrücken seinen Aerger gegen das übermüthige leichtsinnige Mädchen aus, die seines Freundes Glück vernichtet hatte.

„Sie ist Deiner unwürdig, Arthur!" rief er aus, „suche sie zu vergessen."

„Das ist leichter gesagt, als gethan," erwiederte Arthur mit würdevoller Trauer. „Sei indeß überzeugt, daß ich ein Weib, die so gegen mich handeln konnte, gewiß aus meinem Herzen reißen werde, nur mußt Du mir Zeit lassen. Aber, lieber Horace, laß mich nie wieder einen Tadel über Harriett Hetham von Deinen Lippen hören. Wie ist es denn nur möglich, daß Dein ganzer Unwille auf sie fällt?" fügte er mit blitzenden Augen hinzu.

„Nein, lieber Freund, auf sie nicht allein, aber ich weiß, daß dieser Gegenstand ohnehin Deinen Zorn genug anfacht, als daß ich denselben noch zu berühren brauchte."

„Der Verräther!" rief der junge Kapitän, „der elende Schuft! Hat er nur erst das Schloß verlassen, so soll mich Nichts abhalten, Genugthuung von ihm zu verlangen, denn man kann nicht erwarten, daß ich geduldig zusehen und eine solche freche Schlechtigkeit ruhig an mir ausüben lasse, die mein Herz gebrochen, mich gedemüthigt, — dem Spott der Welt ausgesetzt und den Witzen der schlechten Freunde dieses Menschen preisgegeben hat!"

Digitized by Google

„Nun, nun, werde nur nicht außer Dir, lieber Arthur, darüber reden wir noch, das versteht sich! Doch jetzt sind wir in A. — Willst Du nicht mit mir zu Lytton's gehen? Sie werden erfreut sein, Dich zu sehen!"

„Unmöglich! Mark Hetham kommt heute Abend, und ich muß ihn noch sehen!"

Als dieser aber nach einigen Stunden ankam, fand er Monrose so krank, daß er augenblicklich nach dem Doktor schickte, der, nachdem er ihn beobachtet hatte, die höchste Ruhe anempfahl, da er sich in einem so aufgeregten Zustande befinde, daß leicht ein Nervenfieber erfolgen könne.

Mark Hetham versuchte an dem Bett des Kranken zu wachen, doch bald verfiel er in einen unruhigen Schlaf, aus dem er ziemlich rauh geweckt wurde. Sein Schreck war nicht zu beschreiben, den er empfand, als er beim Erwachen den alten John erblickte, der voll Eile und Bestürzung an seinem Bette stand.

„Um Gotteswillen John, meine Frau!"

„Nein, Herr, aber Ihre Tochter! — Sie ist fort! — Gott verzeih's, — Sie ist fort — mit Mr. Carlton! Gott verzeih's — wer hätte das gedacht?"

In unglaublich kurzer Zeit stand ein vierspänniger Postwagen, den der alte John im Vorbeireiten schon bestellt hatte, vor der Thüre.

Arthur, durch den Lärm aus seinem unruhigen Schlummer geweckt, sprang aus dem Bette und an das niedrige Fenster, sah aber nur noch Mark Hetham in den Wagen springen, und diesen in rasender Eile davon fahren, während ein Reiter im gestreckten Galopp auf schäumenden Pferde um die Ecke tog, ein Paar Worte mit dem dastehenden Diener wechselte, und dann laut rufend dem Wagen nachsprengte.

Mark Hetham steckte den Kopf aus dem Wagen und nachdem der Reiter ehrerbietig einige Worte gesprochen, lenkte der Kutscher nach einer anderen Richtung um. Der Reiter ritt zurück, um sein Pferd, das von dem gewaltigen Ritte ganz erschöpft war, ausruhen zu lassen. Ein Paar Minuten später wurde er zu Arthur gerufen, und nach ungefähr einer halben Stunde hörte Lord Horace schnelle und schwere Schritte in dessen Zimmer. Er begab sich dahin, und fand den Letzteren mit blutunterlaufenen Augen und todtenblassen eingefallenen Wangen reisefertig am Fensterbrett stehen, an dem er sich festhielt.

„Allmächtiger Gott, Monrose!"

„Horace, ich gehe! — Leb wohl! — Halt mich nicht auf, der Elende — der — Keinen Widerspruch! — Nach ihrem Vater habe ich das erste Recht! — Nicht ein Wort! — Ich will sie ihm entreißen oder sterben!"

„Das letztere wirst Du gewiß, mein armer Arthur, wenn Du jetzt an ein solches Unternehmen denkst; komm, sei vernünftig!"

Im nächsten Augenblicke fuhr Arthur mit den Händen nach seinem Kopfe, wankte, und fiel bestinnungslos zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Fortsetzung.)

Professor Bildauer fährt fort:

Meine Herren, bis dieser glückliche Moment eintritt, werden alle deutschen Stämme, jeder für sich, ihr eigenes Haus im deutschen Sinne zu bestellen haben.

Alle deutschen Stämme werden gleich den klugen Jungfrauen des Evangeliums, zu sorgen haben, daß Oel in ihren Lampen sei, wenn einmal der Bräutigam kommt. (Beifall.)

Nach dem stürmischen Beifall, den die Rede eines Mitgliedes der österreichischen Regierung hier gefunden, halte ich es nicht für unbescheiden, wenn ich behaupte, daß Oesterreich in der Erfüllung dieser seiner Stammesaufgabe kräftig vorangeschritten sei. (Beifall.)

Noch mit den blutigen Narben auf der Stirn hat sich Oesterreich vom Schlachtfelde aufgerafft, und ist darangegangen, sein Hauswesen im deutschen Sinne zu ordnen. (Beifall.) Die Verfassung, unter der jetzt Deutsch-Oesterreich lebt, ist ein Kind des deutschen Geistes (Beifall), ist eine Ausprägung des deutschen Festgedankens, den die nothwendige Einheit immer nur mit der Freiheit will.

Die österreichische Verfassung ist keine Herrschaft eines Landes und eines Stammes über die Gesammtheit der anderen Stämme und Länder, sondern Selbstbestimmung der Gesammtheit durch den sich vereinigenden Willen. Die österreichische Verfassung gibt den einzelnen selbstständigen Ländern Freiheit der Bewegung in der Einheit des Ganzen, sie faßt die Einheit der Vertretungen der Länder zusammen in der Einheit der Vertretungen des Reiches.

Deutsch also von der Wurzel bis zum Wipfel ist die Verfassung Oesterreichs, ist die österreichische Freiheit (Beifall), und weil der deutsche Geist, als Geist der Selbstbestimmung und Freiheit, auch ein Geist der Liebe und Versöhnung ist, so hoffen wir, daß die fremden Volksstämme die mit uns zu der Staatseinheit verbunden sind, sich durch diesen versöhnenden Geist der deutschen Freiheit gewinnen lassen. Insbesondere hoffen wir, daß der Volksstamm im Böhmenlande, der bis jetzt die österreichischen Freiheit, weil sie im deutschen Kleide auftritt, als ein Mädchen aus der Fremde betrachtet, sich durch die goldenen Gaben dieses Wunderkindes besänftigen, überwinden lassen. (Beifall.)

Digitized by Google

Ja ich hoffe noch mehr. Das beſiegte Griechenland hat einſt durch den Geiſt der griechiſchen Kultur den Stolz römiſcher Sieger überwunden. Sollte dem Geiſte der deutſchen Freiheit der in der Verfaſſung lebt, nicht ein Aehnliches gelingen? Sollte es ihm nicht gelingen, die mannigfaltigen, unſerigen Formen des deutſchen Lebens einzuſchmelzen, umzugeſtalten, und beſtimmend auf die Geſtaltung der künftigen Geſchicke Deutſchlands zu wirken?

Meine Herren, erlauben Sie mir noch ein Wort über die Stellung, welche Tyrol zu dieſem Neugeſtaltungsprozeſſe Oeſterreichs einnimmt. An dieſem Prozeß nimmt mein liebes Heimathland Tyrol einen täglich regeren, lebendigeren, tiefer eingreifenden Antheil.

Das Erſcheinen in der großen Zahl von nahezu 1500 Schützen, das Wehen unſerer glorreichen Banner, unſer feſtliches Jubelndes Grüßen und Wiedergrüßen, iſt ja wohl eine Bürgſchaft, welche Geſinnung wir für das neue Oeſterreich, für das künftige Deutſchland mitgebracht haben.

Es iſt die Meinung vielfach verbreitet, und mehrfach geglaubt, daß die Tyroler beleidigt, verletzt durch die neue Einrichtungen einer ſich verjüngenden Zeit, ſich ſchmollend in den Winkel ſtellen werden, während Deutſch-Oeſterreich mit den Deutſchen aller anderen Stämme ein Feſt der Eintracht und Verbrüderung begeht. Dem gegenüber iſt der Tyroler Schützenzug eine Kundgebung im großartigen Styl und in der ſchönſten Bedeutung des Wortes (Beifall), eine Kundgebung getragen von mehr als tauſend Männern, daß die religiöſen Gefühle Tyrols nicht verletzt ſind durch den neuen Geiſt der Freiheit (Lebhafter Beifall), daß die Religioſität des Tyrolers ſeinen nationalen Sinn und ſeine bürgerliche Freiheit nicht abſchwächt, daß die Religioſität ihn nicht abhält, Antheil zu nehmen an dem Genuße der Rechte und Freiheiten, die die Verfaſſung gewährt (Beifall). Meine Herren, Tyrol hat auf Grund einer vielhundertjährigen ehrenreichen Geſchichte ein gewiß berechtigtes Selbſtgefühl, eine gewiſſe Eigenart, die gleich dem Edelweiß und der Alpenroſe nicht auf jedem Boden keimt (Beifall). Aber, meine Herren, alles Werthvolle der tyroliſchen Eigenart kann und wird friſcher, und kräftiger werden, blühen und gedeihen in der Luft und Sonne der Neuzeit. (Beifall.) Vollkommen ſicher der Zuſtimmung der ungeheuren Majorität meiner Landsleute gebe ich die Erklärung: Wir Tyroler Schützen ſtellen alle Güter unſeres Lebens getroſt, hoffnungsvoll, freudig in die ſchützende Hut der Grundgeſetze des Reiches. (Lebhafter Beifall.) Und, meine Herren, wir, die wir hier erſchienen ſind, ſo groß die Zahl auch ſcheinen mag, wir ſind nur eine kleine Deputation aus der großen Heerſchaar von Geſinnungsgenoſſen, die daheim geblieben im Lande (Beifall). Der Hahnenruf einer neuen Zeit, er iſt gehört worden in unſeren Thälern. Der Strahl eines neuen Morgens vergoldet wenigſtens die Spitzen unſerer Berge und leuchtet in manchen Landestheilen ſchon hinab auf den grünen Grund des Thales (Beifall). Meine Herren, das Auftreten eines Landsmannes, aus einem ſonnenhellen Orte Tyrols, der neulich von dieſer Stätte geſprochen, liefert Ihnen den Beweis dafür (Beifall), und werden wir nun heimwärts ziehen, gehoben durch die Sympathien, die wir hier gefunden, geſtärkt durch den kräftigen Anhauch und Wechſelaustauſch öſterreichiſchen und nationalen deutſchen Geiſtes, befriedigt endlich durch die Hoffnung, manche Vorurtheile gegen uns und unſer Land ſiegreich überwunden zu haben.

Wir werden zu Hauſe an die ernſte Arbeit politiſchen Ringens gehen (Bravo), und werden zu erwirken ſuchen, wenn auch nicht in raſchen, doch deſto ſicheren Erfolgen vorwärts zu dringen auf der neueröffneten Bahn, um ſo allmälich auch den politiſchen Ruf Tyrols auf gleiche Höhe mit ſeinem Schützenruhm, mit dem Rufe ſeiner Kaiſertreue und ſeiner kriegeriſchen Tapferkeit zu bringen. (Beifall.) Von dieſem Geſichtspunkte aus ergreife ich das Glas, und fordere Sie auf als Deutſcher, als Oeſterreicher, als Tyroler ein Hoch auszubringen auf die in deutſchem Geiſte, im Sinne des deutſchen Staatsgedankens aufgebaute Verfaſſung von Oeſterreich. (Hochrufe und ſtürmiſcher Beifall.)

Herr Freſe aus Stuttgart: Deutſche Männer! Wer gleich mir zum Erſtenmale dieſes deutſche Land Oeſterreich betreten hat, der hat ſich wohl gefragt: ſollen dieſe gefegneten Fluren nicht deutſch ſein? dieſes Land, welches die Spuren deutſcher Arbeit und deutſcher Kultur trägt, das ſoll nicht deutſch ſein?

Meine Freunde! wenn wir ein ſolches Land nicht hätten, ſo müßten wir es haben (Bravo!) und jetzt, da wir es haben ſeit einem Jahrtauſend, jetzt es uns abzureißen, wie gewiſſe Leute es uns zumuthen, das iſt nicht vaterländiſch, das iſt nicht deutſch, das iſt nicht logiſch, das iſt Selbſtmord (Beifall).

Als dann meine Schritte mich in dieſe prächtige Städt führten, ſo war bei all' dem Glanze um mich her der Gedanke in mir lebendig: Soll das die Hauptſtadt eines Landes ſein, deſſen Finanzminiſter bisweilen einen üblen Augenblick hat? (Heiterkeit.) Und als dann der deutſche Sinn mir auf Schritt und Tritt entgegentrat, als dieſes herrliche Feſt ſich immer weiter entwickelte, da habe ich geſagt: Und dieſe Stadt ſoll nicht deutſch ſein? Und dieſe Stadt ſoll Deutſchland laſſen, und dieſe Bürger, die uns hier entgegenkommen, ſoll Deutſchland laſſen, und all' das Schöne und Herrliche, auf das ſollen wir nicht bloß verzichten, nein, das ſollen wir von uns ſtoßen? Nie und nimmermehr! Aber in dieſe patriotiſche Begeiſterung der letzten Woche ſind Mißklänge hineingeworfen worden. Jene Partei, der Deutſchland nicht klein genug werden kann, verſolgt auch jetzt noch dieſes köſtliche patriotiſche Feſt mit ihren höhniſchen Verläumdungen. Und ein düſterer Schatten noch iſt in dieſes Feſt durch jene Veröffentlichung hineingefallen, deren Wirkung jetzt ganz Deutſchland und

Digitized by Google

Europa durchzittert, durch jenen verruchten Nachklang des Jahres 1866, durch jenes Aktenstück, welches enthält in seiner schwärzesten Tiefe das Verbrechen jenes unseligen Jahres. (Bravo!)

Meine Freunde! wir, die wir in Wien ein deutsches Schützenfest feiern, ein Fest der Lust und der Freude, wir haben Angesichts dieses Aktenstückes unsere Freude auszusprechen, daß Wien noch existirt, denn das Verdienst Derer, die die Fremden, ihre Verbündeten, hierher haben führen wollen in dieses gesegnete Land, und in diese prächtige Hauptstadt, das Verdienst dieser ist es nicht, daß noch dieses Wien existirt (Bravo).

Meine Freunde! Man hatte Ihnen eine Einquartirung zugedacht aus den Abruzzen, Sie haben jetzt eine Einquartirung mit der Sie hoffentlich besser zufrieden sind (Beifall).

Meine Herren, ich denke, wir treffen ins Herz, aber nicht mit Blut und Eisen, sondern mit Bruderwort, mit Manneshand greifen wir ihnen ins Herz und packen und halten es, und wollen es festhalten.

Meine Herren, gegen diesen Streich, welcher jetzt das Licht der Welt erblickt hat, muß protestirt werden auf jeder Scholle deutscher Erde, er muß gebrandmarkt werden, daß man ihn kenne und verachte in jeder Hütte und in jedem Bauernhause auf dieser Erde (Beifall).

Meine Herren, ich, ein Norddeutscher, freue mich, daß sich das hier offen dokumentirt (Beifall).

Die erste Festwoche geht zu Ende, und wenn ich hier jetzt des deutschen Vaterlandes gedenke, so darf ich dessen wohl in dem Sinne gedenken, daß wir Fremde dieser gastfreien Stadt Wien, diesem deutschen Lande Oesterreich ein Gastgeschenk nicht hinterlassen, sondern daß wir ihm ein Gastgeschenk zuschicken, ein Gastgeschenk vaterländischen Sinnes.

Wir lassen hier an dieser Stätte leben, was wir leider Gottes nicht haben, wir fangen unsere Tischfreuden damit an, des Vaterlandes zu gedenken, welches uns leider Gottes mehr als je abhanden gekommen ist.

Dieses vaterländische Fest hätte keinen Sinn, wenn nicht die Versammelten von ihm scheiden mit dem festen Entschlusse, das Vaterland wieder zu erringen, dem deutschen Feste die deutsche Freiheitsarbeit folgen zu lassen. (Beifall.)

Die Politik Metternich's hat es unternommen, ein Menschenalter hindurch der deutschen Nation die Grenzen setzen zu wollen, bis wie weit ihre Freiheit, ihr Denken, gehen dürfe. Wo ist Metternich? — Itzt gibt es einen Staatsmann, der sich unterfängt, der deutschen Nation die Grenzen setzen zu wollen, bis wie weit sie ein Herz haben darf, bis wie weit sie gehen darf, bis wie weit Bruder zu Bruder stehen darf; meine Herren, der Mann ist noch da und seine Politik lastet auf uns mit eiserner Gewalt. Aber so wahr die Oesterreicher und Deutschen des Herrn Metternich Herr geworden sind, so wahr werden wir mit vereinter Kraft von der Nordsee bis an das adriatische Meer auch Herr werden der Politik, die uns um Deutschland, um das Vaterland und die Freiheit zugleich gebracht hat. (Lebhafter Beifall.)

Meine Herren, lassen Sie mich schließen, denn der Entschluß, zu dem ich Sie auffordere, zur Mannesarbeit für die Freiheit des deutschen Volkes, dieser Entschluß muß in anderer Weise verwirklicht werden, als hier durch meine Worte und durch Ihre freundlichen Zurufe. Das wird Arbeit kosten, es wird dabei nicht so glänzend aussehen wie hier. Nein, meine Herren, das wird nur gehen unter sauerem Schweiß, in Tagesarbeit, in unermüdlicher Ausdauer.

Meine Herren, dem Vaterlande, das wiedergeboren werden soll zur Freiheit, Einheit und Größe, dem Vaterlande ein donnernd Hoch. (Hochrufe und Beifall.)

(Fortsetzung folgt.)

(Vom deutschen Schützenfest.) Ein sächsischer Kellner schildert die Leiden seiner Kollegen auf dem Festplatze folgendermaßen: „Ueber den Lohn und die Kost will ich, weil schon so viel darüber geschrieben, mich nicht weiter aussprechen. Aber wie es mit unserem Quartier aussieht, will ich ein wenig schildern. Hat man den ganzen Tag und bis in die halbe Nacht gearbeitet, so nimmt Jeder einen Strohsack sammt Decke und legt sich dorthin, wo er gerade einen leeren Platz findet. Der eigentliche Schlafraum ist hinter der Küche, aber wie sieht der aus? Küchenmädchen, Kellner und Jungen, Alles durcheinander. Wer hier keinen Platz findet, geht unter Gottes blauen Himmel. Einer unserer Kameraden wurde sogar, nachdem er 5 Nächte im Freien geschlafen und auch einmal unter Dach schlafen wollte, am Montag auf Veranlassung des Herrn Granichstädten aus diesem Raume arretirt, jedoch bald darauf von einem Komitemitgliede wieder von der Wache geholt. Ueber die Behandlung, die uns sonst zu Theil wird, über die Redensarten, mit welchen wir in der Küche und an den Buffets traktirt werden, will ich auch schweigen und nur bemerken, daß wir noch nirgend Derartiges erfahren haben. In einer der letzten Nächte entstand übrigens abermals ein Rummel. Denn in Folge des Regens flüchteten sich die Kellner aus ihren Schlafhütten und aus dem Freien in die Festhalle mit ihren Strohsäcken, dort durften sie aber aus Sicherheitsgründen nicht bleiben und nach langem Pakiren brachte man sie endlich in der Küche unter.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Waitandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 184 Montag, 10. August 1868.

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Fortsetzung.)

Frhr. v. Hornberg, Oberschützenmeister und Präsident des badischen Landesschützen Vereines:

Werthe Brüder und Festgenossen! Ich betrete diese Tribüne nicht als Redner, sondern als Schütze. Es bringt mich nicht Politik herauf, es ruft mich eine heilige Pflicht, das Wort zu ergreifen. Deßwegen, meine Herren, weil wir Schützen sind, wollen wir auch das schützen, was an unserer Spitze steht gegen jede Verunglimpfung, was in sorgenvollen Nächten durch unermüdliche Arbeit dieses Fest vorbereitet hat, was es in diesem Augenblick durchführt mit Geschick, mit Glück und mit Glanz (Beifall). Meine Herren, wie der Mann, der jetzt zufällig vor Ihnen steht, und der nur ein kleines Fest derart im vorigen Jahre zu leiten hatte, weiß, welche Mühe, welche Noth, welche Sorgen selbst das kleine Landschießen verursacht, der steht mit Staunen da, mit Bewunderung vor den Männern, die in wenig Zeit dieses herrliche Fest, dieses große, dieses wunderbare Fest hervorgerufen, es geleitet haben (Beifall).

Was, meine Herren, sollen wir aber dazu sagen, wenn die „Presse" sagt, man soll das Komite durch eine Diktatur ersetzen. Meine Herren! in einem eben freigewordenen Oesterreich hätten wir so Etwas am allerwenigsten erwartet (Beifall). an die Stelle der freien Vereinbarung, an die Stelle eines Festes, das da gerade zeigen soll, daß große Sachen auch ohne die Befehle und allunterthänigste Bewilligung der allerhöchsten Regierung gefeiert werden können, will jenes Blatt den Gedanken ausrotten, daß aus dem Volke selbst e was Großes hervorgehen kann. Unser Fest ist ein Rütli genannt. Ja es rüttelt an den alten Gedanken, die da meinen, es könne nur Alles von Oben herab vollendet werden. Wir sehen an diesem Feste, das auf der breitesten Grundlage ruht, das Gegentheil. Es ist herrlich begonnen worden, es wird köstlich durchgeführt.

Im Auftrage v eler Schützen, aus dem Herzen Aller bringe ich dem Komite den herzlichsten Dank, denn wir Schützen sind hier Richter, wir sagen, das Fest ist gelungen, und deßwegen aus vollem Herzen ein Hoch dem Komite! (Beifall und Hochrufe.)

Oberbaurath Schmidt aus Wien:

Hochgeehrte Schützenbrüder und Freunde! Es ist mir der freudige und ehrenvolle Auftrag geworden, einer der theuersten Stätten unseres Vaterlandes durch einen Hochruf zu gedenken. Sie ahnen schon, daß ich denke an des deutschen Reiches altehrwürdige Stadt Frankfurt (Beifall), an diese Stadt, an welche jeden Deutschen die herrlichsten Erinnerungen, die schönsten Gedanken, die herrlichsten Fantasien von der Wiege bis zum Grabe knüpften. Ich glaube aber, es sind das vorwiegend zwei Beziehungen, welche uns mit dieser Stadt in Verbindung setzen. Zunächst dürfen wir nicht vergessen, daß durch Jahrhunderte hindurch von Frankfurt aus dem deutschen Reiche die Herrscher verkündet wurden. Man mag über die damalige Verfassung unseres Vaterlandes denken und reden, wie man will, immerhin war es eine Einheit und in einem einzigen Punkte konnten alle deutschen Männer sich zusammenfinden, und wer den Römersaal zu Frankfurt betreten hat mit vollem Bewußtsein und voller Ueberzeugung, sagte: Manches herrlichen Mannes Bild ist dort an der Wand aufgehängt, unter dessen segensvoller Regierung Deutschland herrliche Tage gesehen hat. Mit Wehmuth nur können wir in dieser Hinsicht dieser Stadt gedenken, denn nachdem die Reihe dieser Kaiser geschlossen, müssen wir suchen, in irgend einer Weise eine andere Reihe der Herrscher bei uns zu beginnen. (Rufe: Sehr gut!) Doch es ist nicht nur das Frankfurt als Kaiserstadt, welches jedem Deutschen heutzutage das Herz in Wehmuth erbeben macht, sondern auch das Frankfurt als freie Stadt des deutschen Reiches, welches jeden denkenden Menschen zur Begeisterung entflammen muß. Ich frage Sie ganz einfach, was wären wir Deutsche ohne die großen vielen Städte der Freiheit und des Bürgersinnes, wie sie Jahrhunderte hindurch über unser Vaterland ausgestreut waren? (Beifall.)

Ich frage Sie weiter, wo wäre die deutsche Kultur, die Sitte, wo wäre Sinn für Recht, Gewissen und Freiheit, wenn nicht diese großen Bürgergenossenschaften zu Hunderten über unser Vaterland ausgestreut gewesen wären? In ihnen haben sich Kunst und Wissenschaft, die das Leben eines Volkes verherrlichen, zur ärgsten, vollkommensten Blüthe ausgebildet; wenn das Recht der Nation in Gefahr war, so konnte es sich hinter die schützenden Mauern der freien Städte zurückziehen. Diese

Digitized by Google

Städte waren stets ein Asyl für das gedrückte Herzen, sie waren ein Asyl für das Recht (Beifall), und das ist zu bedauern, meine Freunde und Schützenbrüder, daß dieses letzte der Asyle auch seinem Schicksale verfallen ist. Doch, wie schon angedeutet, es ist nur Äußerlich gefallen, nur die äußerlichen Zeichen der Stadt sind verändert, im Innern der Herzen der Bürger Frankfurts lebt der Sinn für Freiheit und Recht, jetzt wie immerdar und zu allen Zeiten. (Beifall und Händeklatschen.)

Davon haben die Frankfurter Freunde hier Zeugniß abgelegt, und dieß Zeugniß wollen wir rühmen als Gewähr für alle Zeiten, und nachahmen Jeder in seiner Weise, daß, wie es immer sich gestalten möge, wir treu bleiben unserem Sinne und Rechte. (Beifall.) So grüße ich die liebe Stadt Frankfurt, und wünsche ihr, daß sie dieser Sinn bewahren möge; die Mütter mögen den Kindern schon den Gedanken an die Vergangenheit, an das Recht und die Freiheit einflößen, und die Männer, die sollen ihren Jünglingen sagen, daß ohne diesen Gedanken, ohne diese Ueberzeugung das Leben keinen Werth hat.

Wenn wir diesen Gedanken für Recht und Freiheit festhalten, wenn wir das Wort, welches schon vor einem Jahrtausend Tacitus uns Deutschen nachgerühmt hat, auch jetzt festhalten, dann wird die Zeit kommen, wo wir unseres Frankfurt noch in viel freudigerer Weise gedenken werden, und so bitte ich Sie denn, meine Freunde, auf das gewesene freie Frankfurt, auf das freie Frankfurt und in aller Einigkeit freie Frankfurt, ein herzliches Hoch auszubringen. (Andauernde stürmische Hochrufe.)

Siebentes Bankett.

Wien, 2. August.

Schützenmeister Seebaum aus Hannover eröffnete die Toaste:

Es sind im Laufe dieser Woche über die jetzigen Zustände in Deutschland hier so verschiedene Ansichten geäußert worden, daß ich den Wunsch meiner Freunde aus Hannover erfülle, indem ich den Standpunkt bezeichne, welchen die Einwohner des früheren Königreichs Hannover einnehmen, deren Herzen immer warm für unser Vaterland geschlagen haben. Seit Jahren sind unsere besten Männer in ganz Deutschland bemüht gewesen, eine größere Einheit herbeizuführen, immer vergeblich! Jetzt, wo eine Regierung, die preußische, das schwere Werk begonnen hat, obschon auf eine andere Art, als wir Alle gewünscht und erwartet haben, haben wir dennoch das Werk mit Freude begrüßt. Den Meisten von uns sitzt das neue Kleid sehr unbequem, aber es gibt Wenige, welche es mit dem alten, abgetragenen vertauschen möchten.

Ganz Deutschland, Oesterreich sowohl wie Preußen, ist nie mächtiger gewesen, als seit dem Jahre 1866, und schon jetzt setzen alle Nationen mit Achtung auf unser Vaterland. Deutschland wird frei, daran zweifelt Niemand; auf welche Art, das ist noch unbestimmt. Darum aber auch muß Jeder an seiner Ecke Deutschlands das Seinige dazu beitragen, daß die Bahn eingehalten werde, die jetzt beschritten ist; wie viele Dynastien und Regierungen noch darüber zu Grunde gehen mögen, das muß und Allen gleichgiltig sein. Gesegnet, dreimal gesegnet sei die Regierung, welche endlich Deutschland vereinigt! Und einem solchen geeinigten Deutschland, geliebt von seinen Töchtern und Söhnen, und geehrt und bewundert von allen Nationen, einem solchen vereinigten Deutschland bringe ich dieses Glas.

Justizrath Sterzing aus Gotha: Schützenbrüder! Wenn ich das Wort ergreife von diesem Platze, so kann es zunächst nur geschehen, um Einiges zu sagen über das Wesen und über die Bedeutung unserer Schützenfeste, über das Wesen und die Bedeutung unseres Schützenbundes. Bin ich doch eng verbunden mit dem Letzteren und habe ich von jeher geschwärmt für die Ersteren. Der Schützenbund, Freunde — das hat sich in diesen herrlichen Tagen recht lebendig wieder bekundet — soll sein und ist eine Vereinigung von Brüdern. Der Schützenbund soll bilden eine große Familie, in der vereinigt sind die verschiedenartigen Elemente, in der Alle einander lieb haben als Brüder. Das, ich wiederhole es, hat in diesen herrlichen Tagen sich recht lebendig uns eingeprägt.

Ich weiß wohl, daß man die Bedeutung der Schützenfeste verschiedentlich leugnet. Wir lesen und hören täglich, daß man sich lustig macht über diese Feste, daß man spricht von Fi staalmel, Ernstlerung; ich weiß wohl, daß wir viele Gegner zählen. Die uns aber entgegen sind, Freunde, die haben nie ein Schützenfest besucht, oder sie stellen Ansprüche, die über das gerechte Maß hinausgehen. (Beifall.)

Wir, die wir gezogen zum Schützenfeste, die wir gesehen und gehört, wie ein großes deutsches Volk uns freudig begrüßt, wir, die wir die früh erregten Wiener gesehen, den warmen Händedruck gefühlt, wir sagen, und das mit Recht, daß eine hohe Bedeutung in solchen Festen liegt, wo man sich gegenseitig als Brüder erkennt, als gehörig zum Vaterlande. (Beifall.) Der deutsche Schützenbund, Freunde, soll einen Einfluß nehmen auf die öffentlichen Zustände, einen Einfluß namentlich nach der Richtung hin, daß es uns endlich möglich wird, volksthümlichere Wehrverfassung in Deutschland zu erlangen (Beifall). Mit den Wehrverfassungen, wie wir sie zur Zeit besitzen, werden wir für die Dauer nicht auskommen können.

Die Anforderungen, die an die Steuerkraft gemacht werden, übersteigen alles Maß, die Staaten gehen zu Grunde bei diesen Verfassungen. (Lebhafter Beifall.)

Darum, Schützenbrüder, streben wir darnach, daß eine andere Wehrverfassung angebahnt werde; das geht

Digitized by Google

nicht mit einem Schlage. Wir müssen zur Zeit noch an dem Bestehenden festhalten, um nicht machtlos gegenüber zu stehen einem äußeren Feinde.

Aber wir sollen endlich daran denken.

Daß es anders werden muß in unserem Vaterlande auf diesem Gebiete des öffentlichen Lebens, daß jeder wehrhafte Mann auch zu einem wehrtüchtigen Manne herangebildet werde (Beifall), und das kann nur geschehen, wenn wir anfangen mit einer Erziehung im Hause und in der Gemeinde, das sollen wir Alle erkennen.

Meine Freunde, wenn wir das vor Augen haben, und in dieser Beziehung unsere Thätigkeit entwickeln, dann wird es uns zuletzt gelingen, auch volksthümlichere Verfassungen zu erlangen. (Beifall.)

Die Schützenfeste, die hervorgegangen aus dem Schützenbunde, sie insbesondere sollen dienen zur Förderung dieses Zweckes. Denn hier kommen wir zusammen, um unsere Ansichten auszutauschen, um neue Kräfte zu erlangen für die Thätigkeit, die wir zu Hause entwickeln sollen. Die Schützenfeste haben deßhalb eine hohe Bedeutung, und Diejenigen, die uns etwa erinnern wollen an den Ernst der Zeiten, sie haben vergessen das schöne Wort unseres größten Dichters: „Die Zeiten sind jetzt ernst, darum muß das frohe Frohe man rasch ergreifen.“ (Bravo.) Daß wir solche Feste feiern, Freunde, daß wir hier auf's Neue Gelegenheit haben, kennen zu lernen, daß wir Alle sind ein Volk von Brüdern, danken wir dem Schützenbunde. Darum stimmt Alle ein mit mir in den Ruf: Hoch lebe der Schützenbund. (Stürmischer, andauernder Beifall und Hochrufe.)

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche NordpoL-Expedition.

(Fortsetzung.)

Beim Heruntergehen verfolgte der „Albert“ wieder um die feste Eiskruste und fand sie weit nach Westen gerückt. Am 16. Juni befand sich das Schiff wieder in etwa derselben Breite als am 2. Mai, nämlich in 74° 32' Nördl. Breite, und hier war das Eis in 11° 20' Westl. Länge Gr., also in Zeit von 1½ Monaten 19¾ Längengrade (=325 nautische Meilen) weiter westlich.

Eine ungeheure Eisfläche von mindestens der Größe des ganzen Nord-Deutschen Bundes war demnach in dieser kurzen Zeit verschwunden oder hatte ihre Position geändert.

Zur selben Zeit, am 16. und 17. Juni befand sich die „Germania“ etwa 85 bis 100 Seemeilen südwestlich und westlich vom „Albert“ im schweren Eise. Aber schon am 20. Juni kam das offene Wasser bis auf 4 Meilen an sie heran, denn das englische Schiff „Diana“, von welchem ein Boot ihr Besuch abstattete, lag nur so weit entfernt von ihr seewärts.

Es zeigt von großer Kühnheit und Thatkraft, daß die kleine „Germania“ sofort ins schwere Eis gegangen und so weit nach Westen vorgedrungen war. Daß sie, zumal bei den wochenlang vorherrschenden östlichen Winden und Stürmen darin besetzt und festgehalten wurde, ist nicht mehr als natürlich. Eine Veränderung des Windes und der Witterung würde eben so leicht und rasch ihre Befreiung herbeiführen.

Scoresby in 1822 näherte sich der Küste in derselben Jahreszeit, ja an demselben Tage, den 8. Juni, nur einen Breitengrad weiter südlich (auf 74° 10' Nördl. Breite), und mußte bis zum 24. Juli herumkreuzen und arbeiten, ehe er seine erste Landung effekturen konnte. Mit vorrückender Jahreszeit wird es leichter, und die Sabine-Klavering'sche Expedition gelangte im August 1823 schon in ein paar Tagen durch das Treibeis ans Land. Vielleicht also, daß die „Germania“ das Schlimmste bereits überstanden hat.

Der zweite Dampfer des Herrn Rosenthal, der „Bienenkorb“, hat die Ordre, bis Mitte August in jenen Gegenden zu bleiben und zu versuchen, in den Breiten zwischen 70° und 75° N. bis zur Küste Ost-Grönlands durchzudringen und daselbst zu fischen; der „Albert“ traf auch mit ihm am 17. Juni in 73° 40' Nördl. Breite, 10° 9' Westl. Länge, Gr. zusammen. Nicht unwahrscheinlich daher, daß der „Bienenkorb“ mit der „Germania“ ebenfalls zusammentreffen und dann etwa Ende August weitere Nachrichten von ihr überbringen wird.

Am und für sich sowohl, als auch besonders mit den Nachrichten von diesen Schiffen zusammengehalten erscheint der Verlauf der Expedition bis zum 20. Juni durchaus befriedigend. In der Annahme, daß sie bis mindestens Anfang November oder zunächst etwa 24 Wochen (vom 24. Mai bis 7. November) ausbleiben wird, hatte sie nur erst 4 Wochen oder ein Sechstel der Zeit verbraucht und zwar erst den ungünstigeren Theil der Jahreszeit; je weiter in den Herbst hinein, desto eisfreier wird es in diesen hohen Breiten. Will doch die Schwedische Expedition, die am 7. Juli von Gäteborg nach Norden abgegangen ist, erst gegen Ende September oder im Oktober von Spitzbergen aus gegen den Nordpol vordringen, und hat sogar elektrisches Licht mitgenommen, um mit Hülfe desselben in den dunkeln Nächten, die sich mit dem Herbst in jenen Breiten einstellen, die nächste Umgebung des Schiffes übersehen zu können*).

*) Siehe den ausführlichen Bericht über die vortrefflich ausgerüstete schwedische Nordpol-Expedition in „Geogr. Mittheilungen,“ 1866, Heft 8.

Digitized by Google

In der kurzen Zeit von vier Wochen hat sich die Expedition in jeder Hinsicht erprobt. Zunächst in Bezug auf Schiff und Mannschaft. „Das Schiff hat sich ausgezeichnet bewährt“, schreibt Koldewey, „ich bin mit ihm in jeder Beziehung außerordentlich zufrieden. Ebenso mit der tüchtigen Besatzung, die ich am Bord habe. Ueber Hildebrandt und Sengstacke kann ich mich nur auf das Allerlobenswertheste äußern, beide sind tüchtige, gediegene Seeleute und auch gute Navigateure, und würden sie, falls mir etwas Menschliches begegnete, auch ohne mich das Unternehmen zu einem guten Ende führen können.

Von unsern Bremer Leuten sind es besonders Wagener, Iversen und de Wall, die mir am meisten gefallen; alle drei sind ausgezeichnete Matrosen und dabei kräftige entschlossene Männer, die sich nicht fürchten würden, selbst dem Teufel in der Hölle einen Besuch abzustatten. Die beiden Tromsöer sind ebenfalls tüchtige Leute, von denen ich gute Dienste habe, beide sind mit der Eisfahrt Jahre lang vertraut gewesen und der eine hat auch bereits in Spitzbergen überwintert. — Meine Mannschaft berechtigt mich zu den besten Hoffnungen.“

Die Schwierigkeiten der Schifffahrt in arktischen Gewässern bestehen besonders im Eise, Nebel und Stürmen, alle drei hat die Expedition bereits wiederholt erfahren und mit dem besten Erfolg überwunden, trotzdem daß der diesjährige Sommer außerordentlich ungünstig zu sein scheint. Die Leute von der „Diana“ sagen, „sie hätten seit langen Jahren nicht das Eis so dicht gefunden, als gerade in diesem Jahre“ und Hildebrandt schreibt von „fürchterlichen, außergewöhnlich vielen Eismassen.“ Auch der „Albert“ traf ungewöhnlich viel Eis, Nebel und stürmisches Wetter an. Uebrigens muß das Polareis überall in voller Bewegung gewesen sein seit der Zeit, wo die Nordpol-Expedition in Thätigkeit war, und das ist wohl günstiger, als wenn es fest und ungebrochen ist.

Zu dem Schlimmsten, was einem Schiffe passiren kann, gehört, im Eise besetzt zu werden und Stürme darin aushalten zu müssen. Beides war der Expedition widerfahren. Aber diese Schwierigkeiten und Gefahren sind östlich von Grönland nicht so groß als westlich davon, wo die vielen englischen Expeditionen gewesen sind. Wenn dort eine Expedition im Eise fest kam, hörte man wohl zwei, drei, vier Jahre nichts von ihr, während hier die Nachrichten vom 20. Juni doch in 5 Wochen nach Deutschland gelangt sind.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Wunderschloß in Aegypten ist's, an welchem zwei deutsche Architekten bauen: der Palast des Vizekönigs auf Geziret am Nil bei Kairo. Die beiden Baumeister sind die Herren von Diebitsch und Frantz. Aeußerlich unbedeutend, vereinigt dieser Palast, und mehr noch der dazu gehörige 150 Meter lange Gartenpavillon, in seinem Innern Alles was, Geschmack, Pracht und schöpferische Phantasie zusammenwirkend in orientalischer Art schaffen können. Eine Pracht, wie man sie auch an den ersten Höfen Europa's kaum finden wird, zugleich aber eine Feinheit, Mannigfaltigkeit und zauberhafte Schönheit der Zimmerarchitektur, wie sie selten mehr vorkommen mag; man fühlt sich in dem „Tausend und Eine Nacht“ der Mährchen. Mehr als 300,000 Pfund Sterling (3,600,000 fl.) kostet freilich diese Auslage. Dafür ist ihr Besitzer aber auch der Vizekönig von Aegypten, Ismael Pascha, der selbst in der geldarmsten Zeit vorigen Jahres noch Mittel genug hatte, um Standuhren und ähnliche Dinge von massivem Gold zu kaufen. Bescheidener hat Mehemed Ali gelebt. Selbst der schöne Kiosk von Schubra, sein Lieblingsaufenthalt, hält keinen Vergleich mit diesem neuen Palast Ismael Pascha's aus.

Bei den jüngsten Ausgrabungen in Pompeji hat man in einem Hause zwei Wandgemälde gefunden, welche man für Porträts hält. Es sind die Bilder eines Mannes in senatorischer Toga und einer Frau, welche Griffel und Schreibtafel hält, als dächte sie eben nach über Das, was sie eben schreiben will. Es ist das Erstemal, daß man dergleichen porträtartige Bilder gefunden hat.

Ein Berliner Blatt erinnert bei Mittheilung der Nachricht von dem Tode Bilmar's an dessen bekannte Behauptung, daß ihm der Teufel persönlich einen Besuch abgestattet habe, die er sich niemals habe ausreden lassen. Das Blatt fügt die boshafte Bemerkung hinzu: „Höflichkeit fordert, daß er jetzt Gegenbesuch macht“.

Auflösung der Charade in Nr. 161:

Der „Sonnenzeiger“ legt zurück
In unermeßlich weitem Bogen —
Viel tausend Meilen, bis ein Stück
Von einem Kreise er durchzogen,
Der oft nicht größer ist als nur
Das Zifferblatt auf einer Uhr.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 185 Dienstag, 11. August 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

XX.

Rosa hatte sich auf das Ruhebett im Zimmer der Mutter gelegt, damit diese nicht allein war, aber sie konnte nicht schlafen, eine rastlose nervöse Aufregung, für die sie sich keinen Grund angeben konnte, trieb den Schlaf von ihren Augen. Nach einer Stunde erhob sie sich und setzte sich an das Bett der ebenfalls wachenden Mutter. „Ich will nicht sprechen, liebe Mama," sagte sie, „aber Du mußt versuchen zu schlafen, dann kann ich es auch, aber eher gewiß nicht."

Mary Hetham schloß die Augen, lächelte und legte ihre Hand in die der Tochter, doch als Rosa dachte, daß sie endlich eingeschlafen sei, sah sie plötzlich auf und fragte ängstlich nach Harriett, denn diese Sorge ließ sie ja eben nicht schlafen. Sie schloß die Augen abermals, aber es ging nicht. Endlich sagte sie:

„Rosa, singe mir das schöne Abendlied, womit ich Euch als Kinder oft in den Schlaf gesungen habe."

Rosa wartete einen Augenblick, dann durchklang ihre sanfte tiefe Stimme das stille Zimmer, und als das Lied beendet war und sie die Mutter schlummern sah, ging sie auf ein anderes über, damit die plötzliche Stille sie nicht erwecke. Diese schlief fest sanft, so daß sie auch das ferne Rollen eines Wagens, wie Rosa fürchtete, nicht erwecken, nur den Namen Harriett sprach sie murmelnd aus.

Als Rosa den Wagen hörte, glaubte sie, es sei der Vater, aber das Geräusch hörte bald auf, und sie dachte nicht mehr daran, denn ihr Ohr wurde durch etwas Anderes gefesselt, was ihr bei Tag wohl gar nicht aufgefallen wäre. Es war ihr, als schliche Jemand durch's Vorzimmer, sie horchte scharf, aber bald war Alles still, und sie glaubte, sie habe sich getäuscht. Der Mutter Hand hielt die übrige fest umschlossen, so daß sie nicht aufstehen konnte, sondern selbst in leisen Schlummer fiel, durch den sie bald träumend einen Wagen in der Entfernung fortrollen hörte. Nach einiger Zeit erwachte sie. Die Mutter hatte ihre Hand zurückgezogen, und Rosa erhob sich, um sich zu legen, wollte aber zuvor nach der Uhr sehen, die im anstoßenden Boudoir stand. Sie öffnete geräuschlos die Thüre, und eine weiche Luft angefüllt von Blumenduft strömte ihr entgegen. Sie war erstaunt die Glasthüre, die zum Blumengarten führte, offen zu finden, und schrieb es der Nachlässigkeit des Bedienten zu, trat aber einen Augenblick hin, um die herrliche Mondscheinnacht zu betrachten. Allein das Herz stand ihr fast still, als sie erst ein Rascheln im Gebüsch hörte und dann eine Figur heraustreten sah. Sie wollte schreien, aber sie dachte an ihre Mutter und das erschreckte Mädchen blieb wie angewurzelt stehen. Die Gestalt näherte sich, und sie sah nun, daß es die alte krüppelhafte Judith war.

„O Miß Rosa, mein Liebling, sind Sie es? Fürchten Sie sich nicht, es ist nur die alte Judith, sie thut Ihnen Nichts, denn Sie haben mich nie verspottet."

„Judith! stammelte das zitternde Mädchen, was führt Dich mitten in der Nacht hierher? Deine plötzliche Erscheinung hat mich zum Tode erschreckt. „Ich will Jemand rufen, um die Thüre zu schließen," und mit diesen Worten wollte sie fort, denn sie fürchtete sich vor der Alten, doch diese hielt sie am Kleide fest, und sagte:

„Wissen Sie, daß ein schöner Vogel fortgeflogen ist? Nein, kein solcher," sagte sie, als Rosa nach den Kästchen emporsah, die im Zimmer hingen, „ach nein! Ein viel schönerer Vogel!"

Rosa suchte sich loszumachen, denn sie glaubte, die Alte sei nicht richtig im Kopfe. Laß mich gehen, gute Judith, es ist nur einerlei, welcher Vogel. Ich friere, hörst Du nicht meine Zähne klappern?"

„Sie haben Recht, sich nichts daraus zu machen. Nun bekommt sie nicht das Schloß. Es ist nicht der Rechte, mit dem sie fortgelaufen ist. Den hat sie Ihnen gelassen. Der junge Monrose wird der Erbe. Was sehen Sie so beisorgt aus? Sie können sie nicht einholen, sie ist schon fast zwei Stunden fort!" Und sie rieb fröhlich ihre Hände.

„Was meinst Du? Wer ist fort? Wen einholen?" schrie Rosa fast, indem sie mit dem Fuße stampfte, denn ein schrecklicher, furchtbarer Gedanke stieg in ihr auf.

„Wer? Nun wer sonst, als die unvergleichliche

Digitized by Google

Schönheit von einer Schwester. Ja so, auch der feine Londoner Vetter mit der spitzen Zunge und den kühlen Augen. Ja, das ist ein Schauer!"

„Judith!" rief Rosa mit erstickter Stimme, „ich glaube Dir nicht!" doch im nächsten Augenblicke hatte sie sich von deren dürren Fingern losgerissen und stürzte nach dem Zimmer ihrer Schwester.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Fortsetzung.)

Hügel, Gemeinderath von Wien und Redakteur: Verehrte Freunde und Schützenbrüder! Gestatten Sie mir vorerst einen Rückblick zu machen auf die Entstehung dieses großartigen Festes, welches sich seit acht Tagen vor unseren Augen entwickelt.

Im Monat Juni 1862 wurde im Ausschusse des deutschen Bundesfestes die Frage aufgestellt, ob es denn möglich wäre in Wien, welches als Vorort für das nächste Fest beantragt war, nach den Ereignissen des Jahres 1866 das Schützenfest zu feiern, ob sich denn die Wiener deutsch fühlen, ob die Wiener die deutschen Schützen empfangen und beherbergen würden.

Als diese Frage aufgeworfen wurde, war es meine Wenigkeit, welche am 4. Juni im Gemeinderathe den Antrag stellte, sofort sich dahin zu erklären, daß Wien allerdings deutsch sei, und daß wir sofort den Bundesausschuß benachrichtigen sollten, daß es uns zur Ehre gereichen würde, die deutschen Schützen hier im Jahre 1868 zu empfangen. (Bravo.)

Als der hochverehrte Herr Obmann Dr. Eduard Kopp, der mit dem Auftrag des erwähnten Inhaltes nach Leipzig geschickt wurde, diesen Antrag, welchen der Gemeinderath, ich betone es, einstimmig und durch Erheben von den Sitzen angenommen hatte, dem Bundesausschusse mitgetheilt hatte, wurde ihm die Antwort zu Theil, daß der Bundesausschuß mit Freuden darauf eingehe, dieses Fest in Wien zu feiern; wodurch wir zur freudigen Erregung erhoben wurden.

Allein, meine Freunde, es ist unmöglich, daß Jemand unter uns weile, der geglaubt hat, daß dieses Fest solche Dimensionen annehmen würde, daß es einen solchen Jubel erreichen würde, daß es kein Schützenfest, sondern ein nationales Fest aller Deutschen sein wird. (Beifall.)

Nach dieser kurzen Abschweifung gestatten Sie mir, zur Aufgabe, die mir eingeräumt wurde bei Betretung dieses Festplatzes, zu schreiten. Wohl sind kesse, markige Worte von diesem Platze aus erschallt, wohl sind tausendfältige Hochrufe erdint, wohl hat man einstimmig zugestellt drei Toasten, welche gesprochen wurden von der Einheit Deutschlands, von dem liberalen Ministerium, von der freien Regierung.

Doch wir haben bisher vergessen, jener Männer zu gedenken, welche gerechten Anspruch darauf haben, von dieser Stätte aus gefeiert zu werden. Ich meine jene Männer, welche uns vorausgegangen waren in unseren jetzigen Bestrebungen, welche die Pioniere waren für jene freiheitlichen Ideen, welche und jetzt begeistern, ich meine jene Vorkämpfer der Freiheit, welche ihr Leben eingesetzt haben für die Ideen des Jahrhunderts, welche ihr Blut versprützen mußten, für die Gedanken, welche jetzt die unserigen sind. (Bravo.) Wohl gab es eine Zeit in Deutschland, in welcher die Büchse knallte, in welcher Pulver und Blei an der Tagesordnung waren; doch die Büchse knallte damals nicht zum lustigen Wettkampf, Pulver und Blei wurden nicht zum edlen Waffenspiele verwendet.

Hoffen wir, verehrte Freunde, daß die Zeiten für immer vorüber sind, in welcher Menschen auf Menschen Jagd machen, hoffen wir, daß die Zeiten vorüber sind, in welchen edle Mannesbrust die Zielscheibe von Schützen wird (Bravo.)

Derer aber, welche diese Zeiten nicht erleben konnten, Derer, welche ihrer Ueberzeugung ihr Leben opfern mußten, Derer lassen Sie uns gedenken an dieser Stätte! (Bravo.) Sonach ergreife ich den Pokal und fordere Sie auf mit mir zu trinken auf das Andenken der Vorkämpfer der Freiheit, auf die Märtyrer des Jahres 1848. (Hoch, Bravo, Beifall.)

Professor Pöschl, Schriftwart des Männer-Turnvereins in Wien.

Deutsche Männer! Bisher waren es die Schützen und die Sänger, die Erch hingißt, die auf die Einheit Deutschlands den goldenen Pokal erhoben, und in diesen Hallen das tausendfache Echo der gleichen Gedankenrichtung, des gleichen heißen Herzschlags wachgerufen haben.

Nun steht der Dritte im Bunde, ein deutscher Turner vor Euch um aufzurufen in der Brust von deutschen Männern den Sinn der gleichen That des wirklichen Schaffens.

Was nützt es uns, immer nur „Hoch" zu rufen auf ein einig Deutschland, was nützt es uns, dem Ideale zuzujubeln, wenn wir nicht eingreifen wollen in die mächtigen Speichen, wenn wir nicht Alle zusammen als deutsche Männer die Hand und reichen wollen zur wirklichen Erreichung eines großen Zieles? Da wehen sie herab auf mich, und auf Euch Alle, die deutschen Farben:

Schwarz, Roth, Gold, und ich frage mich, wo ist das Land, das sie sein Eigen nennt?

Am Rütli schwuren einst nur drei Männer, und ein ganzes Volk stand ein für ihren Schwur.

Gessler's Hut sank nieder in den Staub, und darüber hin schritt eines freien Volkes majestätische Macht;

Digitized by Google

und wenn wir Tausende von Deutschen ein Manneswort gelobten wollen, das soll wohl keine Wirkung haben? Nicht zur Gewalt reichen wir uns die Hand — nein! sondern zur freien geistigen Entwicklung, zur Erreichung der Vereinigung aller deutschen Männer. (Lebhafter Beifall.) Wir fragen nicht um Donau, Neckar, Isar oder Spree, wir sehen nicht nach der schmucken Feder auf dem Tyroler Hut, wir suchen nicht den dunklen Rock des Mannes, der von der Düne heraufkam — wir fragen nicht, ob Herzogthum, ob Königreich, ob Kaiserthum — Habsburger und Hohenzollern sind deutsche Männer; und wir sind Alle gleich, Alle Söhne eines mächtigen Kulturstammes, wir sind Alle Deutsche! (Lebhafter Beifall, Bravo!) So stehen wir also treu zusammen, stärken wir der Jugend frische Körper in geregelter Uebung, wecken wir den heiligen Ordnungssinn in den jugendlichen Gemüthern, und dann, wenn des Mannes Kraft erblüht, dann wollen wir sein Auge sicher, und fest seine Hand machen, daß er in Ehr und Waffen einstehen möge für Deutschlands Ruhm und Ehre zum Schrecken seiner Feinde. (Lebhafter Beifall. Bravo!)

Wenn Friede auf dem Lande liegt, dann soll des Liedes froher Klang uns freuen, und wenn dann der Feind des Landes Marken bedroht, dann wollen wir anstimmen den Schlachtgesang.

Das ist der rothe Faden, der sich durch's deutsche Volk hinzieht, die Turner, die Schützen, die Sänger vereint zum gleichen Zwecke, dem Vaterland zu dienen. (Sehr gut!) Und ein mächtig Band ist es, das sie Alle eint, es ist das deutsche Bürgerthum, die ewig reiche tausendfältige Blume, aus der die schönsten Blüten echten, deutschen Sinnes emporsprießen, das ist die deutsche Kraft, die immerdar bestanden.

So reichen wir uns denn die Hände als Brüder zur gleichen Arbeit, schwingen wir uns, getragen von dem Bewußtsein unserer vollen deutschen Kraft, empor über das Gewölke der täglich wechselnden Fragen, der Tag muß kommen, wo wir brausend über die ganze Erde hin donnern werden: „Nicht, wir wollen sein, wir sind ein einig Volk von Brüdern!“ (Lebhafter Beifall. Wacker!)

Und daß der Tag zu kommen möge, erhebe ich den goldenen Becher und bringe ein Hoch aus vollem Herzen auf das stete Zusammengehen der echten, deutschen Trias: Ein Hoch, den deutschen Schützen, den deutschen Turnern, den deutschen Sängern! (Stürmische Hochrufe und Beifall.)

Herr Leo Geiger aus Frankfurt: Gestatten Sie mir zunächst, daß ich einer heiligen Pflicht genüge, und im Namen meiner sämmtlichen Mitbürger den innigsten Dank sage für die herzlichen, ergreifenden Worte, die gestern von dieser Tribüne meiner Vaterstadt Frankfurt a. M. gewidmet worden sind. Diese Worte, wie der herzliche Empfang, der uns Allen, der jedem Einzelnen von uns geworden ist, sie dokumentiren auf das Schönste, wie die Sympathie, die wir Alle Ihnen hier entgegengebracht, von Ihnen so herzlich, so freundlich erwidert werden. Glauben Sie mir, solche Worte sind das schönste Lob für das Streben, das Frankfurt von jeher befolgt, sie sind der beste Balsam für Alles das, was wir erlitten und gebüßt; sie flößen uns die schönsten Hoffnungen ein auf eine gedeihliche Zukunft, und so gestatten Sie mir, daß ich ein Wort hier gelten lasse, das in letzter Zeit oft verunstaltet worden ist.

Gestatten Sie mir, daß ich ein Wort, das oft und vielfach gemißbraucht wurde, wieder zur Geltung bringe, erlauben Sie mir, daß ich einen Trinkspruch widme dem Erfolge. Aber, meine Herren, ich spreche nicht von jenem ephemärden Scheinerfolge, der sich oft durch Werke der Gewalt äußerlich baut, von jener Eintagsfliege, die den Keim des Todes in sich birgt, solcher Eintagsfliegen hat die Geschichte uns zu Hunderten gezeigt, und immer hat sich deren Nichtigkeit erwiesen. Viele Völker haben schon durch das Schwert geherrscht, und gingen unter. Rom eroberte eine Welt und zerfiel, die Gothen, die Hunnen überschwemmten Länder und weite Strecken, sie sind nicht mehr. Die Türkei fesselte den Sieg an ihre Fahnen; ganz Europa zitterte vor dem Halbmond. Die Türken standen einst vor den Thoren Wiens, und die Türkei ist heute — die Türkei. (Bravo! Bravo!)

Solcher Scheinerfolge zählt die Geschichte zu Hunderten und alle trugen den Keim des Verderbens in sich, alle hatten Jammer, Elend und Hunger in ihrem Gefolge. Meine Herren, von einem solchen Erfolge spreche ich nicht. (Beifall.)

Nun, meine Herren, ich spreche von jenem Erfolge, der sich langsam und stetig, aber sicher und dauernd äußerlich baut, der sich friedlich und dennoch gewaltig Bahn bricht, der keiner Waffen, keiner Armeen bedarf, den aber auch keine Armee der Welt zu bezwingen vermag. (Beifall.) Meine Herren, ich spreche nicht von dem Erfolge, der den Tod bringt, ich spreche von dem, der das Leben schafft und das Gedeihen, von dem Erfolge des Geistes, von dem wahren Erfolge. (Beifall.) Meine Herren, die Weltgeschichte zeigt uns hiervon glänzende, große, erhabene Beispiele. Gedenken sie jenes Riesenkampfes, den ernst der deutsche Gutenberg gegen die Zweifelsucht des ganzen Jahrhunderts führte, und heute wandert, ohne Bajonette, ohne Kanonen die Druckerpresse von Land zu Land, von Ort zu Ort voran als Vorbote, als Vorkämpfer jeglicher Bildung, jeglichen Fortschrittes, jeglicher Aufklärung. (Beifall.) Gedenken Sie des Hohnes, mit dem der Erfinder der Dampfmaschine, der Eisenbahn überhäuft wurde, und heute braust die Lokomotive in den fernsten Zonen, das gewaltige Bindeglied der gesammten Menschenfamilie. Meine Herren, die Weltgeschichte ist reich an solchen Beispielen; lassen Sie mich eines einzigen rasch den Momentes noch gedenken. Gedenken Sie des gewaltigen Aufrufes, den einst die Entdeckung eines Copernikus hervorgerufen, die geistliche und weltliche Macht ver-

Digitized by Google

einten ſich um die Anhänger dieſer neuen Lehre zu verfolgen. Gedenken Sie, wie Galilda verfolgt am Boden kniete, um ſeine Ketzereien abzuſchwören, und heute iſt jene finſtere Macht, vor der Galiläi kniete, gebrochen. (Beifall) und triumphirend fliegt durch die ganze Welt das Wort: Und ſie bewegt ſich doch! (Lebhafter Beifall.) Meine Herren, auch wir haben einem ſolchen großen erhebenden Beiſpiel beigewohnt, auch wir ſahen eine edle Nation gebeugt am Boden liegen, uns wurde verkündet, daß dieſes Volk der Auflöſung anheimgegeben, zum ewigen Stillſtand verurtheilt ſei. Und ſiehe da, ein einziger Hauch der Freiheit weht die todtgeglaubte Auſtria an, ſie regt ſich, E pur si muove, und ſie bewegt ſich doch! (Großer Beifall.)

Tauſendjährige Bande ſtreift ſie ab, entwürdigende Feſſeln ſtreift ſie von den edlen Gliedern und nimmt ihren Platz ein in der Reihe mündiger, freier Völker! (Bravo.) Meine Herren von dieſer Stätte herab haben wackere Republikaner, freie Söhne der Schweiz, zugejubelt Oeſterreichs Volke, Oeſterreichs Regierung, — das gilt mehr als hundert gewonnene Schlachten. (Beifall.)

Meine Herren! Der Herrſcher dieſer Lande hat Männer der Freiheit, Männer des Volkes zum Rathe der Krone berufen, das iſt ein wahrer Erfolg (Beifall). Und darum kann ich nicht jenen Befürchtungen beitreten, die auf dieſer Stätte laut geworden ſind. Man hat uns geſagt, Oeſterreich ſei ſchwach geworden. Nein! Ein Staat, wo Fürſt und Volk, Regierung und Land in einer ſolchen Weiſe harmoniren, ein Staat, der auf ſein Banner geſchrieben hat: „Gerechtigkeit gegen Alle, Freiheit für Alle," ein ſolcher Staat iſt unüberwindlich, iſt rieſenſtark (Beifall), einem ſolchen Staate bangt nicht vor den ſchwarzen Geſtalten, die ſich ihm hemmend in den Weg werfen wollen, denn noch niemals haben die ſchwarzen Schatten der Nacht die leuchtende Morgenſonne verdunkelt (Beifall). Meine Herren! Man hat uns aufgefordert, als Miſſionäre auszuziehen für die Sache Oeſterreichs. Das Oeſterreich von heute bedarf keiner Miſſionäre in Deutſchland. Jedes freie, gewaltige Wort, das von hier geſchmettert, hat bei uns gezündet, jeder weitere Schritt auf der ſegensreichen Laufbahn hat Tauſende und Tauſende von Herzen dem freien Oeſterreich moraliſch erobert (Beifall). Meine Herren, das nenne ich einen ungeheuern, einen wahren Erfolg. Und in dieſem Vertrauen, im Vertrauen, daß dieſer wahre Erfolg auch bei uns wahr werde, in dem Vertrauen, daß die freie Luft, die wir hier verſpüren, auch bald bei uns in Geſammt-Deutſchland wehe, im Vertrauen darauf, daß uns bald ein einiges Band umwinde, bringe ich ein Hoch dem wahren Erfolge; er wachſe, er gedeihe, er lebe hoch! (Hochrufe.)

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Auf der Hofbühne in Darmſtadt, deren Vorſtellungen den 20. Auguſt beginnen, wurden neu engagirt und zwar in der Oper: Fräulein Ulrich von Hannover (Koloraturſängerin), Frau Mayr-Olbrich (für Soubretten- und Koloraturpartieen), Herr Lederer (für Nachbaar), Herr Mayr (Heldentenor), Fräulein Piri (für Altpartie). Für das Schauſpiel Fräulein Frohn von Petersburg (für das erſte Damenfach), Fräulein Braun (Vaudeville-Soubrette), Herr Senger von Dresden (erſter Liebhaber). Die weiſten der neugewonnenen Mitglieder ſind bereits als Gäſte daſelbſt aufgetreten, und iſt man wohl zu der Anſicht berechtigt, daß die Verluſte, die unſere Bühne erlitten, genügend erſetzt ſind.

Auflöſung der Charade in Nr. 162:

I.

Obwohl ich als ein Antichriſt
Bei Jung und Alt verſchrieen bin,
So kenn' ich doch des Räthſels Sinn
Und weiß, was deſſen Löſung iſt!
Ich kenn' den Prieſter ganz genau,
Auch iſt bekannt mir der Prophet;
Deßgleichen mehr die holde Frau,
Voll Mutterlieb' und Pietät!
Wo hätt' ich dieſe Kenntniß her,
Wenn ich — obwohl ein Antichriſt —
Nicht ſchrift- und bibelfeſter wär',
Als mancher gute Pietiſt?
(Eli — Eliſa — Eliſabeth.)

M. M.

II.

Zweifylbig nenn' ich dir den alten Richter „Eli",
Zu Silo dient' er lang in hohem Prieſterſtand,
Doch ſchwach und grau ward er verhöhnt vom Sohne
Hophni,
Bis er vom Schlachtengrau'n gerührt ſein Ende fand.
Dreifylbig künd' ich dir Elias' Freund „Eliſa",
An Wundern reich wie er und rein und ſtreng von
Sitten,
In ſtiller Einſamkeit wirkt' er in Samaria,
Und hat zum Sturz des Baal's gar männiglich geſtritten.
Vierſylbig nenn' ich dir „Eliſabeth", die Reine,
Der Armen Troſt und Hort, der Frauen hohe Zier;
Durch Uebung ſtrenger Buß' umkränzt vom Tugendſcheine,
Wird weithin ſie verehrt als Heil'ge nach Gebühr.

K. in Hammelburg.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 186 Mittwoch, 12. August **1868.**

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Fortsetzung.)

Achtes Bankett.

Wien, 3. August.

Während des gestrigen Banketts traten das Komitemitglied Neuwirth, Anton Hofbacher aus Füg'n im Zillerthale, Justizrath Sterzing aus Gotha und Herr Styzer aus Schwyz als Sprecher auf. Herr Neuwirth unternahm es, den politischen Standpunkt zu skizziren, den das Festkomite gegenüber den Forderungen und Anerbietungen der süddeutschen sowohl wie der norddeutschen Schützengäste einzunehmen gedenkt. Redner erklärt das aufgestellte Programm, den österreichischen Reichsrath und norddeutschen Reichstag mit einer erst zu bildenden süddeutschen Volksvertretung zusammen zu schweißen, für ein unfaßbares Projekt. Oesterreich müsse zunächst sein eigenes Rekonstruktionswerk ausführen und sein Siebenmonatskind der Freiheit, das noch nicht alle Zähne zeigen könne, auf die Beine bringen. Mit der Freiheit in Oesterreich werde die Freiheit Deutschlands gewinnen, vorausgesetzt, daß man auch anderwärts das Ziel nicht aus dem Auge verliere, und namentlich in Deutschland die Bismarcke und Hohenlohe abschüttele*), sowie Oesterreich sein Grafenministerium abgeschüttelt habe. Redner schloß unter stürmischen Hochs mit einem Toaste auf das deutsche Vaterland.

Herr Hofbacher, ein intelligenter Schützenmeister aus dem Zillerthale, lieferte den Beweis, daß hinter den Bergen nicht Alles ultramontan und intolerant ist. Er pries die konfessionelle Gleichberechtigung, die nun auch in Thälern Tyrols zur Geltung komme und brachte ein Hoch auf jene Männer aus, die an dem Zustandekommen unserer Verfassung mitgewirkt haben. Er erntete lebhaften Beifall.

Justizrath Sterzing aus Gotha nahm heute Abschied von den Wienern und Oesterreichern, die seine und seiner Genossen Erwartungen weit übertroffen. Er brachte schließlich ein Hoch der Feststadt aus.

Herr Styzer aus Schwyz sprach ebenfalls seinen Dank für die freundliche Aufnahme aus, welchen die Schweizer in Wien gefunden, und gab die Versicherung, daß Wien, die deutsche Kaiserstadt, nie aus der Erinnerung der Schweizer verschwinden werde. Er trank schließlich auf die Entwicklung des deutschen Schützenbundes zwischen Deutschland und der Schweiz.

*) Wir haben zu keiner Stelle dieser Festberichte eine Bemerkung über unsere eigenen Anschauungen gemacht; wir unterlassen das auch hier, obwohl wir der Versuchung kaum widerstehen können. Bilde sich Jeder selbst sein Urtheil! — Die Red.

Neuntes Bankett.

Wien, 4. August.

Während des gestrigen Bankettes betraten vier Redner die Tribüne. Dr. Franz Mittermaier aus Heidelberg, der erste Sprecher, brachte einen Toast auf das deutsche Vaterland aus, nicht auf das Deutschland der Diplomaten und Staatsmänner, die gewohnt seien, aus dem Egoismus der Völker Geschenke zu machen, wie der Redner sagte, sondern auf das Deutschland des deutschen Volkes. Dieser, den Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Ideal, zwischen dem Deutschland der Gegenwart, und dem der Zukunft charakterisirende Trinkspruch wurde mit stürmischen Hochrufen aufgenommen.

Der zweite Redner, Herr Stier aus Chemnitz, brachte einen launigen Toast auf das deutsche Wien aus, das stets wahr gewesen und noch nie sein Wort gebrochen, denn, wie der Redner nicht ohne Humor und unter lauter Heiterkeit der Anwesenden bemerkte, in Wien ist viel Wein und im Weine liegt eine große Wahrheit, und das habe Wien wahr gemacht.

Die bedeutendste Rede während des gestrigen Banketts hielt unstreitig Landamman Curti aus St. Gallen. Schon die ehrwürdige Erscheinung des Sprechers lenkte alle Aufmerksamkeit auf ihn. Ein noch rüstiger Greis mit edlen Zügen und leuchtenden Augen, sprach der Redner mit dem Feuer eines Jünglings und wußte durch seine einfachen aus dem Herzen kommenden Worte die Anwesenden hinzureißen. Als ein Nachzügler zu dem Feste — er ist erst gestern angekommen — schilderte er den freudigen Eindruck, den der herzliche Empfang der Schweizer Schützen seitens der Wiener Bevölkerung in seiner Heimath hervorgebracht. Er sprach:

„Deutsche Männer und Schützen! Werden Sie

Digitized by Google

es wohl verzeihen, daß nochmals ein Schweizer diese Rednertribüne betritt, von seinen Freunden dazu aufgefordert? Ein Nachzügler zu dem Feste kann er Ihnen berichten, wie man daheim erfreut ist über den Empfang unserer Repräsentanten, wie man stolz ist, daß man ihnen einen solchen Ehrenplatz gönnen wollte an diesem Ehrenfeste der deutschen Nation. (Bravo.)

Herbeigeführt durch die innigste Theilnahme an den Geschicken des edlen Volkes, dem wir unsere Civilisation verdanken, dessen große Geister unsere Sterne sind, das wir gerne voranstehen Europa, von dem wir wissen, es ist der Schwerpunkt, es ist das Herz Europa's, und wie seine Pulse schlagen, wie es seine Strahlen aussendet, so glühlt es durch Europa. (Bravo.)

Ich bin mit ungetheilten, großen Erwartungen hergekommen, und unendlich vieles vom Gebotenen hat sich in schönster Weise hier erfüllt und gezeigt. Doch lassen Sie mich gestehen, es war ein Zug der Betrübniß, der Besorgniß, der mich anwandeln wollte in diesen letzten Tagen, wenn ich etwas von Divergenzen bemerken mußte, von Einmischung von Elementen, die nicht gerade das, was in Frage ist, vor Augen haben.

Aber nicht verzagt habt Ihr nach dem Wahlspruche des Edlen, der mitten in der Zeit der Nacht auf seinen Spaziergängen, ein großer Prophet, schon die neue Zukunft Deutschland's verkündigte, und: Oesterreich voran! habt Ihr auf Euere Fahnen geschrieben.

„Oesterreich voran!“ Es ist ein großes Wort und geschrieben steht: „Im Anfange war das Wort,“ ja das Wort hat schon Wunder gewirkt, und die Propheten mußten sein, wenn etwas Großes in der Welt entstehen soll e.

Aber auf Euern früheren Festen, wo ich die Ehre, die Freude hatte, schon einmal eine deutsche Rednerbühne zu betreten, in Frankfurt mußte ich daran erinnern, daß der große Göthe jenes Wort dahin übersetzt hat: Im Anfange war die That; aber sind es nicht Thaten, die uns hier entgegentreten, ist diese Versöhnung Oesterreichs, ist diese Versöhnung und Erhebung Ungarns, ist die Befreiung von geistigen Fesseln nicht die größte That (Beifall) und das Schützenfest in seiner Größe, in seiner Allgemeinheit, in seinem belebenden Geiste, in seiner hinreißenden Gemüthlichkeit, ist es nicht eine That mit seiner Erklärung, das ganze Deutschland muß es sein? (Stürmischer Beifall.)

Noch Eines muß ich hinzufügen. Die Czechen bei ihrer Wanderung zum Hussenstein, in Erinnerung an den edlen Märtyrer, haben feierlich erklärt vor Deutschland — und man hat in Konstanz davon protokollarisch Notiz genommen, sie haben feierlich erklärt, sie wollen keine Feindschaft mit Deutschland, mit dem jungen Oesterreich, sie wollen auch die Freiheit und die Förderung derselben. (Beifall.)

Ich will hoff n, daß sie das im Angesichte von Tausenden, im angesichte von Deutschen und auch mehreren beobachtenden Schweizern feierlich gegebene Wort lösen werden und in die glückliche Entwicklung, in die Neugestaltung dieses Oesterreiches und des deutschen Lebens in Oesterreich keine Schwierigkeiten hineinbringen werden. (Lebhafter Beifall.)

Nun verzeihen Sie mir, wenn ich auf unsere kleine Schweiz und meine eigene Erfahrung einen Augenblick zurückkomme. Es hat lange bei uns gedauert, bis man die besseren nationalen Ideen zum Durchbruch gebracht hat. Wir halten lange gerungen, wir sind eine Nation, wir hoffen, eine Nation zu werden, ja, wir sind es im Geiste, ehe man die Form dazu fand. Aber bei der Ausdauer des Besseren, bei dem Verständniß unter den Bessern, bei dem steten Wandern der Schützenfahne mit dem Kreuz, mit unseren Schweizerzeichen, die als Missionäre hinausgingen, von Gau zu Gau hat man es auch dahin gebracht, daß das kleine Schweiz ein Ganzes äußerlich geworden ist in dem den Verhältnissen entsprechenden Sinne. (Beifall, und wenn ich nicht irre, so ist es das, wenn Ihr die Schweizer, wenn Ihr unsere Fahne begrüßt, daß Ihr Euch denkt, die Fahne Deutschlands wehe auf gleiche Weise und der Bund Deutschlands stelle auf gleiche Weise. (Stürmischer Beifall.) Ja nochmals verzeihen Sie mir den Glücklich. In Frankfurt schon hatte ich es aus meiner innersten Seele herausgenommen zu sagen: die Völker müssen Geduld haben können, ein Volk muß ausharren können, und das wiederhole ich hier. Ein entschiedener Wille, ein wahrer Volkswille ist unwiderstehlich, der muß siegen (Beifall), ein wahrer Volkswille ist Gotteswille, und dagegen gibt es kein Zerreißen, kein Verbrechen, kein diplomatisches Hin und Her. Aber der Volkswille muß da sein, durch alle Schichten muß er gehen, jeder muß das Gefühl fragen, das Volk ist nicht da zu einer Maschine für die Herren, am wenigsten zu einer widerwilligen Kriegsmaschine gegen Brüder. (Stürmischer, lange anhaltender B.fall.

(Fortsetzung folgt.)

Was sich die „Patrie“ vom Wiener Schützenfeste berichten läßt.

Das vornehme halbamtliche Blatt des Kaiserreiches hatte Herrn Eugene d'Arnould ausdrücklich als Berichterstatter nach Wien geschickt, zweifellos also Denjenigen aus der Reihe ihrer Mitarbeiter, der durch einen Anflug von Kenntniß der deutschen Sprache und der deutschen Verhältnisse dazu am geeignetsten schien; er ist überdies einer der besten Stylisten. Dieser Herr gibt nun zunächst Choral erbildet der deutschen Stämme nach den Eindrücken, welche er von den ihm auf den Straßen Einbrücken, welche er von den ihm auf den Straßen begegnenden Repräsentanten derselben empfangen hat.

„Man sah da,“ schreibt er, „die Männer des deut-

schen Nordens, herkulische Gestalten, mit tief hinabfallender blonder Chevelure, mit Augen, blau wie der Himmel des Orients; man sah untersetzte Tyroler mit halbnackten Beinen, geschnitzen aus dem vollen Holze einer alten Eiche; man sah Preußen, steif wie die Blitzableiter, Sachsen und Männer aus Frankfurt." An der zur Verherrlichung des Festes aufgerichteten Bildsäule der Germania, die „einen Palmenzweig in der Hand zu tragen schien," tadelt Referent das unrichtige Attribut. „Die traditionelle Germania," sagt er, „trägt ein blankes Schwert, dessen Spitze stets auf einen und denselben Punkt Europa's gerichtet ist, einen Punkt, den ich nicht nennen will." Das Alles geht noch. Die charakteristischen Stellen des Berichtes kommen erst beim Festzuge.

Wir eilen über die ersten Scenen flüchtig hinweg, und erwähnen nur, daß der Referent in dem Kostüm der Herolde, die im mittelalterlichen Gewande den Zug eröffnen, gerade an „die Zeit von Wilhelm Tell" erinnert wird, was ihm die Bemerkung abringt, daß die Deutschen kein ordentliches Fest feiern zu können glauben, ohne Erinnerungen an das Mittelalter wach zu rufen. Zur Höhe des Pathos gelangt sein Bericht erst beim Erscheinen der Frankfurter Schützen: „Einen Augenblick" heißt es, „herrschte tiefes Schweigen, dann brach der Sturm los. Die Häuser schienen zu erbeben, jede Damenhand warf Blumen; eine tiefe Bewegung erfaßte darauf Alle, aus tausend Augen flossen Thränen, Seufzer entstiegen jeglicher Brust, Aller Hände streckten sich dem Zuge entgegen."

Nach dem Berichte der „Patrie" folgen nun in wunderbarer Anordnung Biberach und Augsburg, dann Aschaffenburg. Was von dort berichtet wird, ist so charakteristisch, daß wir wenigstens Einiges im vollen Wortlaut folgen lassen dürfen: „Es erscheint Aschaffenburg, die Stadt, vor der die Preußen 1866 gehörig gestriegelt wurden. Die alte Bürgerfahne der City trägt ein weißes Feld im Rahmen eines goldburchflochtenen Rebenkranzes; hinter ihr aber folgt die andere, von der Nichts mehr übrig als der Schaft und einige vergilbte Fetzen." (Der Verfasser wird, wie sich weiter unten bei Hannover und Sachsen evident ergibt, von der Idee geleitet, die deutschen Volksstämme seien in Wien mit den Fahnen erschienen, unter denen sie seit einem Jahrtausend in allen Schlachten gestritten.) „Nun aber aufgeschaut," heißt es im unmittelbaren Anschluß wörtlich, „es kommen die Männer von Nürnberg und Regensburg, von Straußen, von Homburg, von Würzburg und Mainz, der „alten französischen Stadt", ihre Standarte erinnert nach Farm und Bild noch an die Ortsfamme der Jungfrau von Orleans. Lebhafter Beifall begrüßt die Mannen von Mainz. Es folgen Wiesbaden, dem die mit lautem Jubel begrüßte deutsche Fahne vorangetragen wird, Düsseldorf, durch seine hochberühmte „Universität" eines der geistigen Häupter Preußens, Minden, dann Darmstadt und endlich — Hannover. Diese zahlreiche Gruppe schreitet unter dem Rauschen dreier Banner einher. Die Erste ist die des „alten Landes von Wallis," („pays de Galles", nach Mozin's Wörterbuch: prov. d'Angleterre) wie man ehedem Hannover nannte; sie ist roth mit goldenem Schmuck. Das Feuer „von hundert und einigen Schlachten" (!) hat sie durchlöchert und malerisch zerfetzt. Nach Hannover, dessen Begrüßung ich lauter gewünscht, kam Braunschweig. Dahinter erscheint Thüringen, die erste Wiege Preußens", das damals — es sind noch nicht zweihundert Jahre her — Kurfürstenthum Brandenburg hieß. Ein kurzer Zwischenraum, und eine geschlossene Gruppe tritt auf, martialischen Ansehens hinter einer grünen, weißverbrämten Fahne einherschreitend. Die Fahne ist von Kugeln durchlöchert, von Säbeln zerfetzt, vom Pulverdampf geschwärzt (!), bei ihrem Anblick entblößt sich jedes Haupt trotz der sengenden Gluth der Sonne, der Beifallsgruß überbietet, wenn möglich, noch den, der Frankfurt zu Theil ward. Es ist die Fahne Sachsens: sie hat alle Schlachten gesehen, die vom 26. Juni bis zum 3. Juli 1866 geliefert wurden! (Die Sachsen waren bekanntlich, außer bei Königgrätz, nur noch zu einem sehr geringen Theil bei Gitschin im Feuer.) Auf ein von der Menge gegebenes Zeichen hält der Zug, die glorreiche Fahne senkt sich, Männer aus dem Volke treten hervor und schmücken sie mit einem Kranze in Deutschlands Farben. Als die hierdurch erzeugte tiefe Bewegung sich einigermaßen beruhigt, schreitet der Zug weiter, und es erscheinen mit ihren weiß und roth kostümirten Musikern die Bauern von Pirna, welche den Schlestern voranschreiten, mit denen die erste Abtheilung schließt."

Diese Auszüge — die wir der „Schlesischen Ztg." entnehmen — mögen genügen, um zu zeigen, wie verwirrt die Begriffe über Deutschland selbst bei den literarischen Kapazitäten eines der ersten Blätter Frankreichs sind, eines Blattes, dessen Einfluß um so bedeutender, weil ihm fast die ganze Provinzialpresse nachbetet.

Die deutsche Nordpol-Expedition.

(Schluß.)

„Ich habe, schreibt Koldewey, schon manche gute Erfahrung im Eise gesammelt und sage, es ist nicht so gefährlich, als daß sich nicht mit Muth und Umsicht gut darin fahren ließe; geben Sie also trotz der schlechten Eisverhältnisse nicht die Hoffnung auf. — — Die Temperatur hält sich immer zwischen + 2° und — 2° R., kälter als — 2° ist es noch nicht gewesen. Unser Befinden ist bei dieser Temperatur ausgezeichnet, Jeder am Bord fühlt sich ganz behaglich, haben wir doch warme Kleidung, gutes, gesundes Essen und ein starkes,

Digitized by Google

schönes Schiff unter den Füßen. Was kann ein Seemann mehr verlangen?"

So hat denn das Unternehmen seine erste Prüfung wohl bestanden und einen guten Anfang gemacht; möge ihm das Glück hold sein und es zu einem guten Ende führen. Die große und ausgedehnte Theilnahme, die ihm von allen Seiten und aus allen Kreisen zugewandt wird, läßt allein schon eine erfolgreiche Durchführung in gute Aussicht. Ueber 50 Fürsten und Regierungen haben Beiträge gespendet, darunter der König von Preußen 5000 Thaler, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin 550 Thlr., der König von Sachsen 300 Thlr., der Senat von Hamburg 300 Thlr., der König von Württemberg 500 Gulden, der Großherzog von Baden 500 Gulden, der Großherzog von Oldenburg 200 Thlr., der Senat von Bremen 200 Thlr., Fürst Pückler-Muskau 200 Thlr., der Großherzog von Hessen 300 Gulden, Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz 150 Thlr. ꝛc.; sogar aus Java sind über 1000 Francs gesandt: vom Kultus-Ministerium, vom Marine-Ministerium, der Italienischen Geographischen Gesellschaft und dem Herzog von Aosta.

Wissenschaftliche Vereine und Gesellschaften aller Art haben sich in großer Zahl betheiligt, darunter die K. K. Akademie der Wissenschaften in Wien mit 500 Thaler, die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 300 Thlr., die Kaiserl. Leop. Karol.-Akademie in Dresden mit 100 Thlr., die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit in Lübeck mit 100 Thlr. ꝛc.

Eben so sind an vielen Orten Sammlungen mit bedeutenden Erträgen veranstaltet, in Bremen durch Dr. Breusing über 3000 Thaler; sehr viele einzelne Beiträge von Privaten sind eingegangen, aus Hamburg allein von Herrn R. M. Sloman 500 Thlr., der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft 500 Thlr. ꝛc. Zugleich sind mehrfache systematische Einleitungen getroffen zur allgemeinsten Betheiligung in gewissen Kreisen: so z. B. werden auf Anregung der Halle'schen Burschenschaft „Frankonia", die selbst einen namhaften Beitrag gespendet, auf allen deutschen Universitäten Sammlungen veranstaltet, in Württemberg hat die Königl. Zentralstelle für Gewerbe und Handel die Schullehrer aufgefordert lassen, den Gegenstand als anregenden Stoff zu einer Geographiestunde zu benutzen und daran Sammlungen zu knüpfen bei der „begeisterungsfähigen Jugend" ꝛc.

Was noch besonders hoch angeschlagen werden muß, ist neben der werththätigen und kräftigen Unterstützung der diesjährigen Expedition ein nachhaltiges Interesse für die ernsthafte Durchführung und Fortführung des Unternehmens, das sich mehrfach kundgegeben. In Bremen hat einer der bedeutendsten Rheder die Absendung eines Dampfers in die arktischen Gewässer in Aussicht genommen, falls der „Germania" etwas zustoßen würde. In Hamburg hat man außer den geleisteten bedeutenden Beiträgen bereits eine zweite Expedition in Vorschlag gebracht, falls die Resultate der ersten die Ausrüstung einer solchen wünschenswerth machen sollten. In England, wo das Unternehmen mit Interesse verfolgt wird, wurde mir an zwei maßgebenden Stellen versichert, es würde im Frühjahr ein Dampfer nach Norden gehen, wenn das Deutsche Schiff bis zum Winter nicht heimkehrte.

Gotha. A. Petermann.

Mannigfaltigkeiten.

Man liest im „Figaro": Kürzlich unterhielt man sich Abends im Schlosse von Fontainebleau mit Gesellschaftsspielen. Es wurden Fragen gestellt und beantwortet und eine dieser Fragen war: Woran kann man die Lüge von der Wahrheit unterscheiden? Der Kaiser antwortete: Wenn beide zu gleicher Zeit durch dieselbe Thüre eingehen sollen, so behält die Lüge stets den Vortritt. In demselben Augenblick öffnet ein Huissier die Flügelthüren und man erblickt auf der Schwelle zwei Minister, die sich gegenseitig an Komplimenten überbieten, um einer dem andern den Vortritt zu gönnen. Endlich geht der ältere voran; es war Hr. Rouher, den ein ungemeines Gelächter empfing. Der Herr Staatsminister lachte pflichtschuldigst mit, hat aber erst später erfahren, warum man so herzlich gelacht hatte.

Die in München erscheinenden „Neuesten Nachrichten" enthalten in ihrer Nummer vom 11. August folgendes Sonett in stenographischen Typen: Gruß zur 50jährigen Stenographen-Jubelfeier, den Münchener Stenographen dargebracht von ihren Wiener Kunstgenossen:

Als es einst galt, Das praktisch zu erproben,
Was Gabelsberger's hoher Geist erfunden,
Da bot Ihr alle Zweifler überwunden,
Den ersten Lorbeer um die Kunst gewunden!

Als unser Meister dann sein Aug' geschlossen,
Und seinem Wirken schlug die letzte Stunde,
Fand Pflege seine Kunst in Eurem Bunde,
Und neues Leben ist dem Grab' entsprossen!

Drum, wenn wir heut' den Meister dankbar preisen
Der uns'rer Schrift gab flüchtige Gestalten,
Und sie so wanderbar zum Bild verband, —

So woll'n wir Euch auch Ehr' und Dank erweisen,
Die Ihr die Knospe brachtet zum Entfalten
Und sie gepflegt mit emsiger, treuer Hand!

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 187 Donnerstag, 13. August 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung)

Und Harriett? Wo war Harriett? Rosa hatte sie gestern Abend vor dem Schlafengehen noch geküßt und war dann zur Mutter gegangen. Anny war entlassen worden, und dann hatte sich Harriett an's offene Fenster gesetzt, die balsamische Frühlingsluft eingesogen, und den Mond, der in stiller Klarheit am wolkenlosen Himmel stand, betrachtet, in Gedanken nur mit den nächsten Stunden beschäftigt. Die Zeit floh schnell. Es schlug zehn — dann elf — und Friede und Stille lag auf dem Schlosse. So saß sie lange. Endlich drangen verworrene Laute an ihr Ohr, dann wurde es wieder still. Sie sprang auf, doch der Athem stockte ihr; allein im nächsten Moment hatte sie Shawl und Hut angethan, öffnete leise die Thüre und glitt sacht die Stiege hinab. Vor ihrer Mutter Thüre stand sie einen Augenblick athemlos still, dann ging sie in's Boudoir, öffnete die Glasthüre und verließ ihr Vaterhaus.

Sie betritt das Gebüsch, und sieht — sieht athemlos — denn wohlbekannte Tritte nähern sich. Die Stimme der Liebe begrüßt sie und zitternd sinkt sie in die Arme, die sich ausstrecken, sie zu empfangen, und sie küßten, bis sie an die kleine Thüre kamen, die sich ihm gastfreundlich geöffnet hatte, wofür er zum Danke das rösliche Kleinod des Hauses stahl. Hier stand der Wagen mit vier raschen Pferden, halb bewußtlos wird sie hineingehoben, und mit rasender Schnelligkeit von ihrer Heimath weggetragen.

Die Dorfglocke schlug zwölf, als der Wagen durch das Dörfchen flog und die Bewohner ob des ungewohnten Lärmens aufstörte.

Vernichtend fast war der Schmerz der armen Rosa, als sie der Schwester Zimmer betrat und mit Entsetzen sah, daß dasselbe leer und das Bett unberührt war.

„Anny, Anny!“ rief sie und stürzte nach der Thüre, welche in das daneben liegende Zimmer der Kammerfrau führte, die aber verriegelt war, „wo ist meine Schwester?“

Anny fuhr auf und stürzte schlaftrunken in das schmerzerfüllte Gesicht ihrer jungen Herrin.

„Gott im Himmel!“ rief sie, „Miß Rosa, was ist denn? Ist Ihre Mama — ?“

„Nein, nein Anny. Wo ist Harriett?“

„Miß Hetham? Im Bett, Miß, wo denn sonst?“ antwortete sie. Erfolgt von Rosa lief sie in Harriett's Zimmer, erschrack bei dessen Anblick aber eben so sehr wie Rosa. Die Letztere warf sich auf's Bett, und weinte bitterlich. Endlich stand sie plötzlich auf und sagte: „Anny, Etwas muß geschehen; wir dürfen keine Zeit verlieren. Wenn das schreckliche Gerücht wahr ist —,“ sie hielt inne, denn sie scheute sich dies einer Dienerin zu erzählen, selbst einer, die so anhänglich und zuverlässig war, wie Anny. „Ich fürchte, Harriett — wenigstens sagt es die alte Judith — vielleicht ist es aber nicht wahr — ist fort — mit —“

Mit richtigem Takt ersparte ihr Anny die Erklärung, indem sie blaß und roth werdend sagte: „Ich will die alte Frau selbst fragen, vielleicht ist's eine Lüge, denn es ist ein boshaftes, garstiges Weib!“ Rosa folgte und horchte athemlos der Erzählung der Alten zu.

Ungefähr um elf Uhr hatte ihr Mr. Carlton einen Brief gegeben, den sie den nächsten Morgen Mrs. Hetham überreichen sollte, dann hatte er ihr gute Nacht und zugleich gesagt, sie solle die Hausthüre offen lassen, a er im Park noch eine Cigarre rauchen wolle. Aber ich merkte, daß da etwas vorging, und schlich ihm nach,“ sagte die Alte. „Er nahm seine Chatoulle unter den Arm und schlug den Weg nach dem Schlosse ein. Obgleich ich nicht nachkommen konnte, behielt ich ihn bei dem hellen Mondschein doch im Auge und sah nun auch am Ende der Haide die Extrapost. Er sprach ein paar Worte mit dem Postillon und ging dann durch die kleine Thüre in den Blumengarten und verschwand in dem Gebüsch. Doch bald trat er wieder hervor mit einer Dame am Arme, die in Mantel und Schleier gehüllt war; er hob sie in den Wagen, sprang hinterdrein und sagte zu dem Postillon: „Jede Minute Verlust kostet euch eine Krone, also fahrt, als ob es das Leben gälte,“ und sie jagten davon, daß er gewiß befriedigt war. Ich kroch vor Angst in's Gebüsch und durch den Garten, damit ich mit Tages Anbruch gleich Lärm machen könne, und traf glücklicherweise Miß Rosa.“

Digitized by Google

„Nun können Sie gehen, Judith," sagte Anny und machte die Glasthüre zu. Rosa, die ihre Geistesgegenwart wieder bekommen hatte, da sie sah, daß schnelles Handeln nothwendig war, sagte: „Anny, wir müssen einen Reitknecht rufen, um den Vater holen zu lassen, vielleicht ist's noch nicht zu spät! O, Mutter, meine Mutter!" weinte Rosa, „wenn sie erwachte! Sie darf Nichts erfahren, Anny, so lange es möglich ist. Aber schnell, rufe Jemand! Wen denn am besten?"

„Den alten John, auf ihn können Sie sich verlassen," erwiderte Anny, „er ist schnell wie der Wind, und läßt sein Leben für seine Herrschaft."

Und in wirklich unglaublich kurzer Zeit hatte sich John fertig gemacht, und flog wie ein Pfeil davon, aber es war dennoch zu viel Zeit vergangen, wodurch das junge Paar einen großen Vorsprung gewonnen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Fortsetzung.)

Landamman Curti aus St. Gallen fährt fort: Darum, meine Freunde, laßt Euch das sagen, schließt den Bund unter Euch eng und enger, macht, wie es Schiller, Euer großer, göttlicher, unvergeßlicher Dichter, die Leute im Rütli sagen läßt: Sorget, daß Jeder seine Zehn und Alle Zehn ihre Hundert und Alle Hundert, ihre Tausend und am Ende ihre Millionen hinter sich haben.

Laßt den Willen: das ganze Deutschland soll es sein, zum Volks-, zum Gotteswillen werden (Beifall), und dabei nicht verzagen und frisch voran, Oesterreich und Deutschland glänze mit liberalen Institutionen, ganz Europa voran und regenerire Europa. (Beifall.)

Also nicht verzagt, frisch gewagt und hinausgeschaut auf Gott! Auf Gott vertraut, auf die Wahrheit, auf das Recht, auf das rein Humane, auf alles Edle! das muß siegen, das wird siegen, so wahr ein Gott im Himmel lebt! (Anhaltender Beifall.)

Ja, die Manen jenes Schiller, jenes Großen unter den Menschen aller Jahrhunderte und aller Jahrtausende möchte ich heraufbeschwören, daß er Euch mahne, den Erfolg Eures Schützenfestes, Eure Vereinigung hier sicher zu stellen durch den wahren Bund des Volkes und das Euch nicht stehlen zu lassen durch neue Vergewaltigung und Verkünstelungen und Verdrehungen dieser oder jener Sorte. (Bravo!)

Was er dem edlen Attinghausen auf die Zunge legte, das werde eine Wahrheit! Ihr werdet einig sein, einig, einig! Ihr werdet nicht nur eine Nation der Gesinnung, sondern auch der Wahrheit, der Wirklichkeit gemäß sein, und Eure Mission erfüllen, die große Mission, Europa vorwärts zu führen, trotz der Miserabilitäten, die sich gegenwärtig entgegenstellen. (Bravo!)

Das große Deutschland im Vereine mit meiner kleinen Schweiz, das einige Deutschland, ja das die Civilisation rettende, verwehrende, auf das Schönste erhabene Deutschland. Es lebe Hoch! (Lang anhaltender, dauernder Beifall.)

Der letzte Redner, Gemeinderath Steudel, brachte als Erwiderung auf die Ansprache des Vorredners einen Toast aus auf ein freudiges Wiedersehen im zukünftigen Jahre bei dem eidgenössischen Schießen in Zug.

Zehntes Bankett.

Wien, 5. August.

Die große Zahl der angemeldeten Toaste hatte es bisher unmöglich gemacht, allen Sprechern die Rednertribüne während der knapp zugemessenen Zeit der täglichen Bankette zur Verfügung zu stellen. Viele Schützen, die ihre wohlgesetzten Toaste bereits memorirt, wieder vergessen, und abermals memorirt, ja sogar für die Druckereien vorbereitet hatten, sind mittlerweile, ohne ihr Ziel — nämlich die Rednertribüne — erreicht zu haben, abgereist; viele haben, des langen Wartens müde, ihre Absicht aufgegeben, und so kam es denn, daß endlich die muthig Ausharrenden zum Worte kamen. Einzelne von ihnen ließen das Komite ihren diesbezüglichen Unmuth fühlen, indem sie ihrer Rede die bescheidene Erklärung vorausschickten, daß sie heute als Bäckenbläser die übliche Sprechzeit während des Banketts ausfüllen müßten. Dieses Schlagwort, einmal gefallen, wurde von den folgenden Sprechern sofort repetirt und variirt, bis endlich ein Redner auftrat, der sich als Freiwilliger deklarirte, und damit die Behauptung eines Professors, daß das Komite mit der Trommel umhergehe, um Festredner anzuwerben, kurz und bündig widerlegte.

Dr. Trabert aus Hanau: Meine Freunde aus Wien! Deutsche Brüder aus Oesterreich! Die Reihen Ihrer Gäste haben sich schon gelichtet. Aber Einen glauben Sie wohl, die Herzen Aller sind dieselben geblieben, auch Derjenigen, die sich schon zerstreut haben nach Osten und Westen, nach Nord und Süden; Sie haben Eins mit fortgetragen, die Erinnerung an dieses herrliche Fest, den lebendigen Blick auf den grünen Donaustrom, der lebenspendend durch Ihre Fluren dahinströmt, den Blick auf Ihre ewigen Berge, und in der Erinnerung an diesen Anblick haben Sie das Gelöbniß, dies schöne deutsche Land mit dem prächtigen deutschen Kernschlag von Männern, es soll und muß deutsch sein und deutsch bleiben, jetzt bis an's Ende aller Dinge. (Beifall.)

Meine Herren! Meine Freunde! Meine Brüder! Nicht blos die Freude ist es, die wir forttragen von hier; wenn man Brüder beneiden kann, auch den Neid werden wir mit nach Hause nehmen. Wir beneiden

Digitized by Google

Sie nicht blos um die prächtigen Gefilde, nein! noch weit mehr um die neubegründete Freiheit, die aufgegangen ist über Oesterreich als eine leuchtende Sonne nach schwerer dunkler Nacht. (Beifall.)

Ja, meine Herren, wir beneiden Sie, denn wir möchten, daß diese Freiheit fortwuchere und sich fortpflanze über ganz Deutschland bis in den höchsten Norden, bis in den fernsten Westen; durch die Freiheit, ja durch die Freiheit, bei Gott, da würden wir wieder sein ein einig Volk von Brüdern, das keine Schranke trennt, keine!

Aber, meine Herren, die Freiheit bedarf noch anderer Dinge; wenn sie fest gegründet sein soll, darf sie nicht blos in den Ministerien ruhen, sondern sie muß ruhen im Volke, in der Arbeit des Volkes (stürmischer Beifall) in der freien unabläßigen Thätigkeit des Bürgerthums. (Beifall.)

Ja, meine Herren, nicht damit ist es gethan, daß man jetzt vielleicht die Arme verschränkt und sagt: Wir haben die Freiheit, wir haben ein prächtiges Staatsgrundgesetz, wir haben die Selbstregierung des Volkes, aber ich will nun doch einmal sehen, was die Minister thun werden. So geht es bei Gott nicht, Jeder von Ihnen muß arbeiten, Jeder von Ihnen muß Bausteine herbeitragen zum großen Dome der Freiheit, wenn der Dom der Freiheit, soweit er schon jetzt gebaut ist, nicht wieder zusammenstürzen soll.

Wenn Sie nicht bauen, wenn die Bürger nicht bauen, so werden Andere kommen und vielleicht Dinge bringen, die Jeder von Ihnen beklagen würde.

Die Leidenschaften werden sich entfesseln und vielleicht zerstören, wo aufgebaut werden soll. Deßhalb um Ihrer Selbstwillen kommen Sie zur That, schaffen Sie, helfen Sie arbeiten, die schwere Arbeit der Freiheit (lebhafter Beifall), und wenn Sie arbeiten, so wie ich meine, und wenn Sie die Selbsthülfe des freien Bürgerthums bethätigen, dann wird das große deutsche Vaterland von hieraus verjüngt werden, wie Sie schon Oesterreich verjüngt haben, und es wird von hieraus wieder vereinigt werden, wie wir es Alle wünschen.

Darum sage ich, ja zur That, erkennen Sie den Grundsatz, selbst ist der Mann, wer glücklich sein will, muß sich sein Glück auch selbst schmieden. (Lebhafter Beifall.)

In diesem Sinne gilt mein Trinkspruch dem Vaterlande, dem Vaterlande, dessen Verjüngung und Vereinigung ich will durch freie Mitwirkung des Bürgerthums; dem großen deutschen Gesammtvaterlande ein donnernd Hoch. (Lebhafter Beifall und Hochrufe.)

Frhr. v. Kornberg, Schützenmeister und Präsident des badischen Landesschützenvereins, präsentirte sich als erster Lückenbüßer, und brachte einen Trinkspruch auf das Wohl aller deutschen Herzen aus.

Dr. Schrank, Gemeinderath in Wien, wies darauf hin, daß das Schützenfest der deutschen Sache in Wien den ersten Sieg errungen habe über seine Gegner an der Seine und in Moskau, so wie über die Gegner in Deutschland. Es habe aber auch gezeigt, daß die Wehrkraft des Volkes viel besser im Zivilrocke als unter der kostspieligen Einrichtung stehender Heere gehoben werden könne; es habe an höchster Stelle die Ueberzeugung zum Durchbruche gebracht, daß die Volkswehr kein Spiel sei, Ein Hoch diesem Siege!

Prof. Ludwig Eckart aus Wien brachte im Namen der Deutsch-Oesterreicher dem preußischen Brudervolke, das dem Bismarck'schen Regime weniger geneigt sei, als mancher Oesterreicher, ein Hoch aus. Oesterreich wolle keinen Rachekampf, keine blinde Restaurationspolitik, es wünsche aber auch, daß das preußische Volk zu Oesterreich stehen werde, wenn es gelte, deutschen Boden zu vertheidigen.

Gemeinderath Steudel aus Wien: Geehrte Festgenossen! Wien hat noch zu jeder Zeit ein gutes Kontingent Freiwilliger gestellt, auch ich erscheine heute weder als Lückenbüßer, noch als Gepreßter, sondern als Freiwilliger Wiens. Mich bewegt blos das Gefühl der Dankbarkeit, heute abermals diese Tribüne zu besteigen, das Gefühl der Dankbarkeit, welches ich Ihnen darbringen will, und ich glaube mit Recht im Namen der Majorität der Bevölkerung Wiens. Mein Toast soll gelten den Männern der Arbeit, die Alles daran gesetzt haben, alle ihre Kräfte, um dieses dritte deutsche Bundesschießen in den Mauern meiner Vaterstadt, möglich zu machen. Meine Herren, diese Männer, die dieses Fest veranstaltet haben, die so viel Schwierigkeiten zu überwinden gewußt haben, die sollen leben, die Männer, die es hier möglich gemacht haben nach einem Stillstande von 20 Jahren, denn seit 1848 war es uns Wiener Schützen nicht mehr gegönnt zu schießen, auf dem Weichbilde der Stadt Wien das Gewehr zu ergreifen. Ich bediene mich ungern des Ausdruckes, aber eine Schmach bleibt es, daß die Haupt- und Residenzstadt, die Metropole Oesterreichs weit hinter jedem Bauerndorfe zurückblieb, und daß hier in Wien, wo so viel hundert Schützen in seiner Mitte sind, diese edle ritterliche Kraft nicht zur Ausübung gelangte. Den Männern, denen es gelungen ist, dieses Fest zu veranstalten, wird es auch gelingen, daß zum heiligen Angedenken an dieses dritte deutsche Bundesschießen ein definitiver Schießstand erblühen möge (Beifall).

Ich hoffe auf diese Männer, sie haben ihre Schuldigkeit gethan; die Männer, die im Stande waren, dieses Fest zu veranstalten, um es zu einem Sammelpunkte von gesinnungstüchtigen Männern zu machen, um es, was ich mit Freuden aussprechen muß, zu ermöglichen, daß Vorkämpfer der Freiheit, die vor 20 Jahren für uns eingestanden sind, auch an diesem Feste theilnehmen, fordere ich auf, ihr Letztes daran zu setzen, daß die Wiener Schützen hier im Vereine mit ihren Brüdern die ritterliche Kunst des Schießens üben, die Wehrkraft des österreichischen Volkes hier vollkommen ausbilden

Digitized by Google

Männern, daß Wien auch der Vorort der Wehrkraft Oesterreichs werde.

Meine Herren! Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, diesen Männern, welche aus den verschiedenen Schichten der Bevölkerung hervorgegangen sind, den Männern, die ihre verschiedenen Komite's gebildet haben, den Männern, die Zeit, Geld, Mühe ja Gesundheit, ich will sagen, beinahe das Leben geopfert haben, den arbeitenden Mitgliedern dieser Komite's gedenke ich im Namen der Bevölkerung ein Hoch zu bringen, und um mich kurz zu fassen, werde ich den Pokal ergreifen, um in erster Linie die Männer der Arbeit, die arbeitenden Komite-Mitglieder hoch leben zu lassen! dann bringe ich aber auch den Männern, di: die Seele des Unternehmens waren, den Beranstaltern des dritten deutschen Bundesschießens in Wien, aus voller Seele ein Hoch. (Hochrufe und Beifall.)

(Fortsetzung folgt).

Mannigfaltigkeiten.

Die Nachricht von dem Tode Leutze's hat sich leider bestätigt. Die „Newyorker Handelszeitung" berichtet: „Emanuel Leutze, einer der talentvollsten deutsch-amerikanischen Maler der Neuzeit, starb am 18. Juli Abends zu Washington an den Folgen eines wahrscheinlich durch die große Hitze herbeigeführten Schlagflusses. Am 24. Mai 1816 in Gmünd (Württemberg), geboren, kam er schon in früher Jugend mit seinen Eltern nach den Vereinigten Staaten und erhielt in Philadelphia seine Erziehung. Nachdem er schon frühzeitig Anlage zur Malerei bewiesen und sein Talent durch fleißige Studien ausgebildet hatte, trat er mit einem Gemälde: „Eine Indianerin, welche die untergehende Sonne betrachtet", zum ersten Male in die Oeffentlichkeit und zog damit die Aufmerksamkeit des Publikums in solchem Grade auf sich, daß er mit Aufträgen überhäuft wurde. In Kurzem hat er durch die Ausführung derselben so viel erworben, daß er sich zum Zwecke seiner weiteren künstlerischen Ausbildung nach Europa begeben und im Jahre 1841 die Maler-Akademie in Düsseldorf besuchen konnte. Hier bildete er sich unter Lessing's Leitung aus und malte sein berühmtes Bild „Kolumbus vor dem hohen Rath in Salamanca." Im Jahre 1843 begab sich Leutze nach München, um bei Cornelius und Kaulbach weiter zu studiren, und dort entstand sein Gemälde „Kolumbus vor der Königin Isabelle"; während seines Aufenthaltes in Italien malte er die „Landung der Norweger in Amerika" und später in Düsseldorf „Washington's Uebergang über den Delaware", „Washington in der Schlacht am Monongahela" und noch viele andere Gemälde aus der amerikanischen Geschichte. Im Jahre 1859 wurde er vom Kongreß zur Ausführung einer Reihe von Fresco-Gemälden im Kapitol nach Washington berufen, wo er von nun an seinen Wohnsitz aufschlug. Zu den herrlichsten seiner dortigen Werke gehören die Gemälde: „Nach dem Westen", so wie die „Emigrantengruppe beim Uebergang über das Felsengebirg". Zur Zeit seines Todes hatte er den Karton eines für den Senatssaal bestimmten allegorischen Gemäldes „Civilisation" vollendet.

Der in Cincinnati erscheinende „Volksfreund" bringt folgende Probe der Freiheit, mit welcher manche deutsch-amerikanische Blätter die deutsche Sprache behandeln: „Wir haben ein neues deutsches Blatt vor uns liegen, das irgendwo im Hinderwalde von Illinois erscheint und sich zwar nicht durch seinen Witz, wohl aber durch seine schöne Sprache auszeichnet. An einer Stelle des Blattes zeigt der Redakteur den Tod des Herausgebers eines benachbarten englischen Blattes an und bricht dabei in das folgende rührende Klaglied aus, das wir wörtlich und buchstäblich abdrucken: „Mit traurigem Herzen geben wir die Nachricht unseres geschiedenen Freundes. Sein junges blühendes Leben, mußte auch dem prophezeienden Todesverkündiger (Ausgehrung) Raum geben, und seine kräftige Feder, die theuren Prinzipien, sein vielgeliebtes Blatt — muß Trauern." Ja wohl, man „muß trauern." Sag an, o Unglücklicher, was hat Dir die arme deutsche Sprache gethan, daß Du sie so schändlich mißhandelst? Hier ist noch ein köstlicher Brocken aus der Lokalspalte: „Unfall. — Friedrich Jaggi, Sohn des Herrn Christian Jaggi, Senior, treibte heute ein Gespann von seines Vaters Ziegelbrennerei, indem die Esel ihm durchgingen, und seinen Arm wahrscheinlich zerbrach." Es liegt die Vermuthung nahe, daß einer der Esel, die selbiger Christian „treibte", sich in die Druckerei des Blattes verirrt und sich des Redaktionsstuhles bemächtigt habe."

Auflösung der Charade in Nr. 165:

Die „Nacht" sieht man bei Tage nie,
Den „Wächter" oft bei Nacht;
„Nachtwächtern" ist bei großer Matz'
Sehr wenig zugedacht.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Aſchaffenburger Zeitung.

Nr. 188 Freitag, 14. Auguſt 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortſetzung.)

Der Morgen brach ſchon an und Roſa ſchlich leiſe zurück in das Zimmer der Mutter, die noch ſanft und ruhig ſchlief. Die gute Tochter ſann hin und her, wie ſie ihr die traurige Begebenheit vorenthalten könnte bis zu des Vaters Rückkehr, oder wenn derſelbe länger ausbleiben ſollte, auf welche Weiſe ſie es dann am Schonendſten mittheilen könne. Endlich überfiel das junge Mädchen, die an ſolche körperliche und geiſtige Anſtrengungen, wie ſie die letzte Nacht zugebracht hatte, nicht gewöhnt war, eine unüberwindliche Müdigkeit und ſie verſank in tiefen Schlaf. Ungefähr eine Stunde darauf erwachte Mr. Hetham, und freute ſich über den geſunden Schlaf ihres Kindes, nicht ahnend, wie wenig dieſe noch davon genoſſen hatte. „Wie ruhig und gut habe auch ich geſchlafen!“ dachte ſie, und nun wandten ſich ihre Gedanken ihrer andern Tochter zu, die geſtern den ganzen Tag ſo aufgeregt und am Abend ſo unglücklich zu Bett gegangen war, wie mochte ſie die Nacht wohl zugebracht haben? Vielleicht war ſie krank. Leiſe ſtand ſie auf, denn die Angſt ließ ſie nicht länger ruhen, hüllte ſich in ihren warmen Morgenrock und verließ ebenſo das Zimmer, um Roſa nicht zu ſtören. Langſam, denn ſie fühlte ſich ſehr ſchwach, ſtieg ſie die Treppe hinauf und trat an das Bett ihrer Tochter, unzufrieden, weil das Fenſter offen ſtand, da ihr die Nachtluft leicht hätte ſchaden können. Sie zog die weißen Bettvorhänge zurück, um ſich an dem ſüßen Schlafe ihres Kindes zu weiden. Als ſie das Bett leer und unberührt fand, malte ſich in ihrem Geſichte zuerſt Erſtaunen, dann: ſie muß in einem anderen Zimmer geſchlafen haben, dachte ſie und wandte ſich nach dem der Kammerfrau, um zu fragen. Doch plötzlich ſtand ſie ſtill; es wurde ihr ſo weh um's Herz, ſie wußte ſelbſt nicht warum? Sie ſah ſich um, und da ſtanden die zierlichen Morgenſchuhe, der Morgenrock hing über dem Stuhle und das Nachthäubchen auf der Toilette, wie es Nanny jeden Abend bereit legte. Was hatte dies zu bedeuten? Ihr Blick fiel auf den Tiſch, an dem ſie ſtand und da lag unter einander geworfen Papier, Obiaten, Federn ꝛc. eine der letzteren war noch naß. Sie nahm ein Stück Papier, auf dem einige Worte ſtanden; es war Roſa's Hand und ſie las: Lieber Vater — das Uebrige war unleſerlich geſchrieben, doch die Worte; „Harriett — Fred Carlton — fort!“ waren hinreichend. Sie holte tief und krampfhaft Athem, legte feſt die Hand auf's Herz und „mein Kind!“ klang es voll dumpfen Schmerzes von ihren Lippen, während ſie wie demüthig bittend ihre Augen zum Himmel erhob. Aber bald darauf nahmen ſie einen wilden Ausdruck an, wie er nie geſehen worden war, und als wäre ihre ganze Jugendkraft zurückgekehrt, ſprang ſie die Stiege hinunter, in ihr Zimmer und an Roſa's Bett; „Roſa erwache! wache auf mein Kind!“ ſchallte es unnatürlich laut durch das Zimmer und Roſa erblickte mit Entſetzen die geiſterhafte Geſtalt, die ihren Arm krampfhaft gefaßt hatte und ſie mit hervorgetretenen Augen anſtarrte: „Mama, meine theuere, geliebte Mutter!“ ſchrie die arme Roſa, ſprang auf und wollte ſie umfangen, aber dieſe hielt ihren Arm feſt und ſagte in unnatürlich ruhigem Tone:

„Deine Schweſter? Roſa, Deine Schweſter, mein herrliches Kind, — meine ſüße Harriett, — Fort! ſagſt Du? Wohin? Mit ihm? — mit Fred Carlton? — Sprich Kind! ſage mir es! Willſt Du mich tödten?“ fuhr ſie heftiger fort, als das arme Mädchen mit wankender Stimme ſie bat, ruhig zu ſein. „Ich will Dir Alles ſagen, aber liebe gute Mama, um Papa's willen bitte ich Dich ruhig zu ſein!“

„Ruhig!“ rief ſie, mit einem herzbrechenden Seufzer, der mehr einem Schrei glich. „O ja! ich will ruhig ſein! Sprich Roſa! Sage mir die Wahrheit! Du haſt mir ſtets gehorcht, warum jetzt nicht?“

„Sie iſt fort!“ murmelte das verzweifelnde Mädchen, „aber —

Ein lauter Schrei, der durch alle Zimmer hallte, tönte von Mrs. Hetham's Lippen, worauf eine tiefe Stille eintrat. Die Dienerſchaft hatte ihn gehört. Bald gingen Thüren auf und zu, Mrs. Higgins trat zuerſt ins Zimmer und fand die unglückliche Mutter in den Armen der troſtloſen Tochter, die ganz mit Blut übergoſſen war, das dem Mund der erſteren entſtrömte. Der Schrecken hatte einen Blutſturz zur Folge gehabt.

XXI.

Der erſte Mai, der zugleich ein großer Feſttag auf

Digitized by Google

dem Lande in England ist, hatte sich diesmal in seiner vollsten Pracht eingestellt; allein heute schien sich ein Trauerschleier über Alles verbreitet zu haben, denn obgleich der Maibaum, um den sich an diesem Tag gewöhnlich die Dorfjugend lustig drehte, auf der großen Wiese errichtet war, stand er doch einsam, mit Ausnahme einiger Kinder, die dort spielten. Jung und Alt stand in Gruppen beisammen, wie es schien in trauriger ernster Unterhaltung.

Gegen Abend fuhr ein Reisewagen, dessen Pferden man die schnelle und anstrengende Fahrt ansah, den Hügel herab und Aller Augen wandten sich ihm zu. Aber kein Lebehoch begrüßte ihn, keine Blumen wurden gestreut, obgleich ein hochfürstliches Paar darin saß. Tiefe Stille herrschte, als er vorüberfuhr, nur einige Frauen beugten sich tief, denn es war die Tochter ihrer angebeteten Herrschaft, deren Hochzeitfeier man in ganz anderer Weise erwartet hatte.

Aber sie, die junge Braut und Frau, obgleich nicht im Hochzeitschmucke, beachtete den kalten Empfang nicht. Sie lag im Wagen zurückgelehnt. Der schwarze Sammtmantel hing lose um ihre Schultern und hob den blendenden Hals und Nacken noch mehr hervor, der kleine Strohhut war zurückgefallen, und entfesselt fielen die üppigen Locken über die Schultern des Mannes, an dessen Brust sie lag, der sie so schöner fand, als im Brautkleide. Er betrachtete mit bewundernder Liebe die schöne Gestalt, die wechselnde Farbe ihres Gesichts, und den halb schüchternen, halb hingebenden Blick dieser brillanten Augen, wenn sie sich zu ihm erhoben, während, als sie sich dem Ziele mehr näherten, sie anfing schneller zu athmen, und ihr Herz fast hörbar klopfte.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Fortsetzung.)

Elftes Bankett.

Wien, 6. August.

Fabricius aus Frankfurt (besteigt unter Beifall die Tribüne):

Hochgeehrte Versammlung! Liebe Schützenfreunde! Man hat mir die Ehre ertheilt, mir einen Toast auf das Vaterland aufzutragen.

Es ist schwer, nach den so vielen beredten, wackeren Männern, die hier ihr Herz über diesen Gegenstand ausgeschüttet haben, noch etwas Neues zu sagen.

Ich werde mich daher ganz kurz fassen, und nur einen kleinen Rückblick auf das Fest werfen.

Wir sind hier zusammengekommen, um ein Fest zu feiern in Waffen, ein Fest zu feiern in der Kunst des Krieges — wenn ich es so nennen darf — um unseren jungen Männern ein Vorbild und die Anregung zu geben, sich darin zu üben, für den Fall, daß man ihrer Arme zur Vertheidigung des Vaterlandes bedürfe. (Beifall. Sehr gut.) Aber trotzdem ist dieser herrliche Festplatz, trotzdem, daß man hier ein Fest in Waffen gab, nur eine Stätte des Friedens.

Ich kann nicht von hier scheiden, ohne vorher zu konstatiren, daß hier von dieser Stätte nur für den Frieden, die Einigkeit und Freiheit der Völker plaidirt wurde. (Beifall.)

Wir haben hier nur für die freiheitliche und friedliche Entwicklung unserer vaterländischen Zustände auf friedlichem Wege gesprochen. Es wurde hier mehr als Hundertmal proklamirt, trotz alledem, was vorgefallen, wollen wir von nun an friedlich suchen zu vereinen, und dieselben Ziele zu erreichen.

Es wurde von dieser Stelle aus proklamirt: Friede mit der ganzen Welt, mit dem Auslande, mit Allen, so lange sie uns in Frieden lassen. (Lebhafter Beifall.) So friedlich wir unsere innere Entwicklung wünschen, so stark werden wir das Rauhe herauskehren, wenn das Ausland es wagen sollte, in unsern Angelegenheiten mitzusprechen, und sich einmischen zu wollen. (Lebhafter Beifall.)

Meine lieben Schützenbrüder! Ihr seid hieher gekommen, um Preise und Gewinnste zu erlangen. Viele von Euch gehen leer aus, gewonnen habt Ihr trotzdem doch, gewonnen habt Ihr ganz Deutsch-Oesterreich, gewonnen habt Ihr Deutschland durch das, was hier gesprochen wurde, durch den Austausch der Gedanken, durch die Ideen, die Schützen und Festbesucher mit in ihre Heimath nehmen. Nun denn, so bitte ich Euch Alle, die Ihr hier bleibt und die Ihr wegzieht, das Pfund, das Ihr hier empfangen habt, vergrabt es nicht in der Heimath, wuchert damit fleißig, damit die Ideen, die hier so oft verherrlicht worden, auch recht bald zur Wahrheit werden, nämlich ein freies, ein einiges, ein blühendes Deutschland, und auf dieses freie, einige, in Wohlstand blühende Deutschland leere ich den Becher, es lebe hoch! (Lebhafter Beifall und Hochrufe.)

Komite-Mitglied Wiener bringt ein begeisterndes Hoch auf die deutschen Frauen aus.

Landamman Kurti aus St. Gallen wird mit stürmischem Beifall empfangen. Deutsche Männer und Schützen! Ich wage es noch einen dreifachen, und doch ganz kurzen Trinkspruch auszubringen. — Er heißt zum Ersten: „Recht vor Gewalt!“ (Beifall), zum Zweiten: „Ehrlichkeit vor Tücke!“ (Beifall), zum Dritten: „Licht vor Finsterniß!“ (Beifall.) Diesen Dreien dreimal Hoch! Hoch! Hoch! (Die Versammlung bringt ein dreimaliges stürmisches Hoch aus.) Und in allen Dreien Oesterreich das herrliche, neu erstandene, glücklich regierte Oesterreich, abermals voran! (stürmischer Beifall) unter seinem verehrten, geliebten, durch Europa

Digitized by Google

hoch geachteten Ministerium (lebhafter, anhaltender Beifall), das sich mit seinen Thaten des Friedens in aller Ewigkeit mehr Verdienste errungen hat als die Schlachtenschlager (lebhafter Beifall), abermals mit jenen Dreien Oesterreich voran! Und sein Ministerium Hoch! (Die Versammlung bricht in ein stürmisches Hoch aus.)

Freiesleben aus Heidenheim in Württemberg: Werthe Festgenossen! Geliebte Brüder in Oestern ich! Wenn ich das Wort ergreife, nachdem kaum der Jubel verrauscht ist, der ausbrach, als der Mann in unsere Festhalle getreten ist, in dem Oesterreich den Begründer einer neuen glücklichen Zeit verehrt (lebhafter Beifall); wenn ich nach den herrlichen Worten, die so eben von dieser Stelle aus, aus dem Munde eines Nichtdeutschen, eines unserer Nachbarn in der Schweiz, erklungen sind, das Wort ergreife, so legen Sie mir das nicht als eine Unbescheidenheit aus, glauben Sie nicht, daß ich diese geheiligte Stelle betreten habe, um von hier aus zu sprechen, nur damit man von mir sagen könne, ich habe auch gesprochen.

Meine Herren! Es hat mich längst gedrängt, Ihnen zu sagen, wie glücklich wir geworden sind, durch den Besuch des Wiener Schützenfestes, und wenn ich es früher nicht sagen konnte, so lag die Schuld in einer Thatsache, die nicht in meinem Programme stand, in einer glücklicher Weise vorübergehenden Erkrankung.

Meine Herren! Was war es denn, was uns Deutsche aus dem Süden Deutschlands, aus dem Westen, und zum großen Theile auch aus dem Norden hierhergeführt hat in die Kaiserstadt Wien zum Schützenfeste, zum dritten deutschen Bundesschießen, das mit dem heutigen Tage zu Ende geht? Es mögen viele unserer Schützen gewesen sein, die vor Allem darnach getrachtet haben, sich als Schützen auf der Scheibe auszuzeichnen, die von den höheren Gedanken nicht beseelt gewesen sind, welche einen großen Theil hieher geführt haben.

Uns, meine Freunde aus Süddeutschland, hat nicht sowohl das Bestreben uns als tüchtige Scheibenschützen darzustellen hierhergeführt, als das innige Verlangen, die Sonne der Freiheit, die über Oesterreich aufgegangen ist, selbst zu schauen (lebhafter Beifall), an dieser Stelle dem österreichischen Volke den Puls zu fühlen, ob es noch deutsch fühle, trotz 1866 (stürmischer Beifall).

Meine Herren! Wir hätten nicht nöthig gehabt, in die Hauptstadt des Reiches, in dieses herrliche, liebe Wien zu treten; schon beim Ueberschreiten der Grenzen Oesterreichs fanden wir, daß in Oesterreich der deutsche Gedanke noch lebt, daß er alle Herzen erfüllt, daß die Oesterreicher mit uns sich noch innigst verbunden fühlen, als dieselbe Nation, der wir angehören. (Beifall.)

Das war für uns an äußerst freudiges Begegnen, als wir bei dem Ueberschreiten der Grenzen Oesterreichs die schwarzrothgoldene Flagge, die viel verschmähte, aber in unseren Herzen verehrte schwarzrothgoldene Flagge wehen sahen, als wir aus allen Kehlen so vieler Tausende von Männern und Frauen, die uns begrüßten, den einen Ruf erschallen hörten: „Hoch den deutschen Schützen!“

Meine Freunde! Es war also hie über Oesterreich aufgegangene Sonne der Freiheit, welche uns hieher geführt hat. Wir waren lange bange, ob das dritte deutsche Bundesschießen denn wirklich in Oesterreich, in Wien wird abgehalten werden können, nachdem durch den unseligen Bruderkrieg Oesterreich von Deutschland losgetrennt worden ist; und als wir erfuhren, daß trotzdem das dritte deutsche Bundesschießen hier in Wien abgehalten werden sollte, da waren wir innigst erfreut, und hielten es für unsere Pflicht, hierherzukommen, und dazu beitragen, daß dieses Fest eine nationale Bedeutung gewinne. (Lebhafter Beifall.)

Meine Herren! Ganz andere Gefühle waren es, mit denen ein großer Theil unserer deutschen Brüder dieses Fest erwartet hat, er glaubte, es sollte gar nicht zu Stande kommen, es sollte, nachdem die Gewalt Oesterreich ausgestoßen, unmöglich sein, das dritte deutsche Bundesschießen in Oesterreich abzuhalten, und er glaubte, damit solle der Riß zwischen Oesterreich und Deutschland für alle Zeiten befestigt werden.

Meine Herren! Jetzt, nachdem Sie sehen, daß trotzdem dieses Schützenfest in Wien eine nationale Bedeutung genommen hat, daß es getragen ist von dem freiheitlichen Gedanken, jetzt, meine Herren! können wir lesen: „Hier von der Tribüne, von der durch Worte des Friedens geheiligten Tribüne herab, werde der Samen der Zweitracht zwischen Oesterreich und Preußen ausgestreut.“

Meine Herren! Wo ist ein einziges Wort gefallen von dieser Tribüne aus, daß zu dieser Annahme berechtigt? (Lebhafter Beifall.) Ich hatte vor drei Monaten die Ehre, als deutscher Zollparlamaments-Abgeordneter in einer Volksversammlung in Berlin zu sprechen. Ich sagte damals unseren deutschen Brüdern in Preußen: „Glaubet nicht, daß wir Euch hassen, wir lieben Euch aus ganzer Seele, aber was wir hassen, ist das System, das Euch beherrscht (lebhafter Beifall), das ist die Politik von Blut und Eisen, (Bravo!) das ist der Militarismus, der jede freiheitliche Regung im Volke erstickt (Beifall), der den Wohlstand des Volkes vernichtet. Ich sagte Ihnen damals: Schafft der Freiheit eine Stätte in Eurem Preußen, sorgt dafür, daß in dem Nordbunde die Freiheit ihre Fahne aufpflanze, und wenn sie mit dieser Fahne vor den Thoren Eures Reichslagers steht, dann werden wir freudig kommen und Euch die Hand reichen, vorher aber nicht. (Beifall.)

Also meine Herren, nicht Abneigung gegen unsere Brüder in Preußen ist es, warum wir vorzugsweise uns gegen Oesterreich hinneigen, warum wir uns so innig verwandt mit Oesterreich fühlen, warum wir jetzt auch die heißen Segenswünsche nach Oesterreich tragen. Nein, meine Herren, es ist der deutsche, es ist der Freiheitsgedanke in uns, der uns

Digitized by Google

dazu bewegt. Sie haben ist Oesterreich nun wirklich den Boden der Freiheit betreten, es sind von dieser Tribüne uns so viele Freiheitsgedanken ausgestreut worden, und die beifällige Aufnahme, welche sie in dieser ungeheuren Halle unter so unzähligen Hörern gefunden haben, bürgen dafür, daß diese Gedanken keimen, daß er Wurzeln schlagen wird in den Herzen der Oesterreicher, und daß der Baum der Freiheit in schönster Kraft sich über den österreichischen Boden erheben wird, und daß unter diesem Baum das österreichische Volk glücklich und wohlhabend in Frieden seine Geschicke besorgen wird. (Bravo! Bravo!)

Meine Herren! Die Gärtner, die Sie in Oesterreich für diesen Baum gewonnen haben, sie werden dafür sorgen, daß jeder ihm schädliche Lufthauch abgehalten wird, sie werden ihn auf's Sorgsamste und Aengstlichste pflegen. Aber, meine Herren, lassen Sie diesen Gärtnern nicht allein die Pflege des kostbaren herrlichen Baumes! Sie müssen alle mitarbeiten, Sie müssen mithelfen, den Boden zu lockern, den Boden, aus dem dieser Baum seine Kräfte schöpft und sein Gedeihen. (Lebhafter Beifall.)

Meine Herren! Wenn dieser Baum einmal dasteht in seiner vollen Kraft und Blüthe, dann ist auch die deutsche Einheit hergestellt, dann dürfen wir keine Besorgniß mehr haben, daß unsere Brüder im Norden länger noch unter einem Regime es aushalten werden, bei dem die Freiheit nicht gedeihen kann. (Lebhafter Beifall.) Dann werden Sie nicht mit neidischen Blicken nach Oesterreich hinsehen, aber Sie werden mit dem Verlangen nach Oesterreich blicken, daß es bei Ihnen auch so wird, wie in Oesterreich, daß auch in Preußen der Baum der Freiheit aufgepflanzt wird, unter dessen Schirm und Schatten allein ein Volk glücklich sein kann.

Meine Herren! Indem Sie die schwere Arbeit der freiheitlichen Entwicklung in Oesterreich auf sich nehmen, dienen Sie dem ganzen deutschen Volk, das deutsche Volk wird es Ihnen danken. Denn, meine Herren, Sie dienen damit nicht blos der Freiheit Deutschlands, sondern auch der Einigung, der Einheit Deutschlands. Und weil ich hierhergekommen bin, meine Freunde, als ein Deutscher, so trinke ich denn auch auf das Wohl Oesterreichs, auf seine freiheitliche Gestaltung, darauf, daß der Baum, von dem ich eben sprach, erstehen möge, auf dem österreichischen Boden, und daß er herrlich Wurzel schlage, daß er ein großer Baum werden möge unter dem alle Völker Oesterreichs ohne Rücksicht auf ihre Nationalität sich glücklich fühlen, ein Baum, unter dem auch die Theile Deutschlands, die jetzt von Oesterreich getrennt sind, sich zusammenfinden werden, um anzustoßen auf die Freiheit! Sie lebe hoch! (Stürmische Hochrufe.)

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Das Paradies für die Schuljugend ist offenbar — Rußland. In Petersburg soll im Oktober d. J. ein Kongreß der Direktoren sämmtlicher höheren Schulanstalten aus allen Theilen des Reiches stattfinden und von demselben u. A. auch die Ferieufrage berathen werden. Nach einem Generalberichte über das Ferienwesen stellte sich heraus, daß an mehreren Anstalten zu den 138 Ferientagen — Weihnachts- Oster- Pfingsten-, Sommerferien ꝛc. — und den 52 Sonntagen, 30 Kirchen- und 25 Galafeiertagen auch noch 10 Lokalfeiertage traten, so daß im Jahre 255 Tage gefeiert wurden; für den Unterricht verblieben nur 110 Tage oder 3⅔ Monate vom ganzen Jahr.

Dem preußischen Kultusminister v. Mühler, dem Dichter des bekannten Studentenliedes „Grad aus dem Wirthshaus komm' ich heraus," passirte bei der Jubelfeier des fünfhundertjährigen Bestandes der Bonner Universität ein gutes qui pro quo. Während er auf das Wohl der guten, lieben und schönen Stadt Bonn, deren Weichbild schützend um die Hochschule gezogen sei, trank, spielte sofort die Musik obiges Trinklied, was schallendes Gelächter hervorrief! War es Zufall — oder schelmische Kapellmeisterbosheit?

Während Lüttich sich zu rühmen scheint, die Heimath Karl's des Großen zu sein, dessen Denkmal neulich dortselbst enthüllt wurde, wird in Kürze eine geschichtliche Monographie von Hofrath Dr. Fritschler aus Ober-Ingelheim unter die Presse kommen, nach welcher in Ingelheim die Wiege des ersten deutschen Kaisers gestanden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 164:

Der „Blasbalg" spricht:
„Voll oder leer,
Bin ich gleich schwer."
Er weiß also nicht,
Daß die Luft, die ihn bläht,
Sein Gewicht auch erhöht;
Und ich zähl's nicht zu meinen Sachen,
Ihm seinen Standpunkt klar zu machen.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 189 Samstag, 15. August 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

„Fängt Dir der Muth an zu fallen, meine Geliebte?“ fragte Fred, indem er sie innig küßte.

„O nein, Fred, ich möchte nur, daß Alles vorüber wär' —, daß ich Verzeihung erlangt hätte und Du mit Liebe und Güte aufgenommen wärest. Aber Du mußt mir folgen, und nicht eher kommen, als bis Du gerufen wirst. Ich will meine Sache allein führen. Was, Du bezweifelst meine Macht, die Ueberzeugung meiner Worte? Denkst Du, daß ich ohne Dich unterliegen werde?“

„Nein, das thue ich nicht!“ sagte er. Aber es quält mich, daß mein Engel, wegen ihrer hochherzigen Liebe für mich, der ihrer so unwürdig ist, durch einen kalten Blick oder ein hartes Wort gekränkt werden könnte. Das war die Ursache, warum ich vorschlug, erst so lange auf den Continent zu gehen, bis sich der Unwille der Deinigen etwas gelegt hätte. Was mich betrifft, so bin ich auf das ganze Gewicht des Zornes Deiner Eltern vorbereitet und werde ihn für einen so glänzenden Ersatz gerne ertragen.“

„Das geht nicht Fred! Selbst um Deinetwillen könnte ich England nicht verlassen, ohne meinen Vater, das Engelsangesicht meiner Mutter wiedergesehen, und zu ihren Füßen Vergebung erfleht zu haben!“ und ihre Stimme zitterte, Thränen schossen ihr in die Augen. „Werden sie ihrer Harriett zürnen? Nein!“ lächelte sie hoffnungsvoll. „Für mich selbst erwarte ich nicht viel harte Worte oder kalte Blicke, aber Du, geliebter Fred! Werden sie Dich mit Verachtung behandeln, kalt und unfreundlich gegen Dich sein?“ Das würde mich tödten! Und sie legte ihre Arme um ihres Gatten Hals, und begrub ihren Kopf an seiner Brust.

Beide waren einige Minuten ganz still. Fred konnte seine nervöse Aufregung, die er trotz seiner Selbstbeherrschung beim Anblicke des Schlosses nicht los werden konnte, kaum verbergen. Das Gewissen, der unliebliche Mahner, ließ ihm keine Ruhe. Gern hätte er das Zusammentreffen verschoben, aber Harriett wollte Nichts davon hören.

„Aber,“ rief sie, sich aus ihrer Niedergeschlagenheit aufreißend, welche sich beider bemächtigt hatte, „wir sprechen von meinen Eltern, als ob der Vater ein grausamer Tyrann und Mama, — die gute liebe Mama — eine hochmüthige, hartherzige Dame wäre, die mich mit ihrem Blicke niederschmettern würde! Nein, ich kann mir vorstellen, wie es sein wird! Wir werden sie Alle im Boudoir finden! — Aber ist es nicht sonderbar, daß man gar nicht nach uns fragt? Findest Du das nicht auch, Fred? Doch das ist wohl ein gutes Zeichen, demnach betrachten sie die Sache nicht so ernst!“ Fred schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Ach!“ fuhr Harriett fort, „ich werde mich in meines Vaters Arme werfen, und wenn er mich zurückstößt, so will ich vor ihm niederknieen, — ja, Fred, und wenn Du auch lächelst, ich werde es doch thun. Und nicht für mich allein, nein auch für Dich, Geliebter, will ich auf meinen Knieen um Verzeihung flehen. Ich will nicht aufstehen, als bis sie mir versprechen, Dich als Sohn aufzunehmen und zu lieben. Und dann, Fred, nein, sieh nicht so ernst aus, — dann komm, wenn Du gerufen wirst, und überzeuge Dich von meinem Siege. O wie glücklich wir Alle sein werden! Wir können nun zusammen nach Italien gehen. Ja, Du wirst mir noch danken, daß ich auf Deinen feigen Vorschlag nicht eingegangen bin, demzufolge wir heimlich als ein Paar Schuldige entwischt wären, und die Eltern in Sorge und Angst zurücklassen hätten. Was stehst Du denn da, Fred?“ rief sie, als seine Augen, die bisher nur auf ihr geruht, sich zum Fenster wandten.

„Ich betrachte nur das festliche Aussehen des Dorfes, was hat denn das zu bedeuten?“

„O, Fred,“ sagte sie, indem sie ihren Kopf vorbog, „es ist der erste Mai heute und daher Maifest!“

„So ist es,“ erwiderte er, „ich hatte es ganz vergessen. Aber die Leute sehen alle so ernst aus!“

„Ach Fred, wir haben im Mai geheirathet!“

„Nun?“ lachte Fred.

„O, weißt Du nicht, daß man sagt: Einer Heirath im Mai folgt kein Glück?“ antwortete Harriett feierlich: „Denke nur an die Prinzeß Charlotte — und — die unglückliche Marie von Schottland — und —“

Ihre Lippen wurden durch einen heißen Kuß und lächelnden Spott über ihren Aberglauben geschlossen. „Was, denkt meine Harriett ihren Gatten zu tödten,

Digitized by Google

wie Marie von Schottland, oder welches Unglück prophezeiest Du?"

Sie antwortete nicht, und eine Zeitlang in Gedanken verloren, fuhr sie plötzlich auf und sagte in tiefem ernsten Tone: „Fred! sage mir, was hast Du denn in Deinem Charakter, daß Dich die Leute so lieben, so bewundern, und Dich doch zugleich so verachten? Warum waren meine Eltern, die, ich weiß es, Dich doch lieben, so entschieden dagegen, mich Dir zu geben und widersetzten sich unserer Heirath, als ob Du der schlechteste aller Menschen wärst?" Sie hielt schnell inne, während über das Gesicht ihres jungen Gatten ein halbbelustigter, halb verletzener Ausdruck flog.

„Auf mein Wort, schöne Dame," erwiderte er, „ich werde Sie nicht zu meinem Beichtvater machen, aber ich überlasse es meiner kleinen Frau, alle meine Fehler zu entdecken und sie mir dann abzugewöhnen."

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Schluß.)

Reichskanzler Freiherr v. Beust besteigt unter stürmischem und lang anhaltendem Beifall die Tribüne.

Hochgeehrte Herren! Der überaus herzliche Empfang, der mir bei meinem gestrigen Erscheinen auf dem Festplatze zu Theil ward, war für mich eine Aufforderung, der freundlichen Einladung zum heutigen Festmahl Folge zu leisten. So wenigstens kann ich Ihnen warmen Dank darbringen und Ihnen sagen, wie wohl ich mich unter Ihnen fühle.

Was meine geehrten Vorredner gesprochen, das legt mir neue Pflichten der Dankbarkeit auf, und ich glaube, daß ich diese nicht besser bethätigen kann, als wenn ich Ihnen sage, daß ich in jeder Kundgebung des öffentlichen Vertrauens nicht allein ein ehrendes Zeugniß für die Vergangenheit, sondern auch einen Schuldschein für die Zukunft erblicke, den ich einzulösen habe. (Beifall.) Ich glaube, daß ich diese Worte zugleich im Namen der abwesenden Mitglieder der Regierung sprechen darf. (Beifall.)

Meine Herren! Es war ein schönes, ein erhabenes Fest, das an dieser Stätte gefeiert wurde. Seine Erinnerung wird in den Herzen, ich denke, sie wird auch in den Geistern fortleben. Mußte ich den Weihetagen desselben fern bleiben, so war es mir um so mehr erwünscht, ihm wenigstens einen Scheidegruß widmen zu können, und es ist vielleicht besser, daß ich hiezu und nicht zum Willkommen berufen war.

Obwohl vorgerückt in Jahren, bin ich fähig der Begeisterung für Vergangenes, wie für Kommendes. Allein mein Beruf bringt es mit sich, daß ich überall die hinzeigende Hand der Erfahrung über meinen Gefühlen walten lasse. Diese auch ist es, meine Herren, die mich heute leitet, wo ich zu Ihnen spreche und doch, so hoffe ich, wird man meinen Worten anmerken, daß ich ein guter Oesterreicher geworden, ein guter Deutscher geblieben bin. (Stürmischer Beifall.)

Ich komme eben jetzt aus einem jener herrlichen Thäler unserer Alpenwelt, da wo inmitten gigantischer Bergkuppen ein Wasserfturz tosend und donnernd sich über den jähen Abhang ergießt, und wie es dazwischen dem träumenden Wanderer geschieht, daß er in diesem Getöse harmonische Melodien zu vernehmen meint, so auch war es mir, als die Kunde der Festklänge dahin drang, als hörte ich aus den hoch anschäumenden Wogen den Schall der Begeisterung und da stieg ich hinab in das tiefe Thal und sah wie dieselben Fluthen, deren mächtigen Donner ich eben vernommen hatte, sich emsig und fleißig und unaufhaltsam weiter bewegten, aber in geregelter Bahn und in ruhiger Klarheit. (Lebhafter Beifall.) So auch, meine Herren, dachte ich, so war, so wird der Volksgeist, wenn er im Augenblick der Begeisterung hochaufschäumend sich vernehmen läßt, dann in ruhige und feste Bahnen einlenken, und in ihnen unaufhaltsam vorwärts dringen, bis er in der Ruhe des breiten aber begrenzten Strombettes die Kraft findet, das Fahrzeug des Gemeinwesens sicher dahin zu tragen. So auch, und das meine Herren, ist mein lebhafter Wunsch, so auch möge die Begeisterung, welche das nun abgeschlossene Fest in allen seinen Theilnehmern hervorgerufen hat, in dem weiteren Verlaufe seiner Folgen über die Klippen der Zwietracht und des Unfriedens hinweg in die ruhige Strömung des Friedens und der Versöhnung führen! (Beifall.)

Meine Herren! In dem Lande, dem ich früher angehörte, habe ich zwei große deutsche Nationalfeste mitgefeiert. Auch damals waren Alle voll der edelsten Begeisterung, kein Mißton hat sie gestört und wie schön verschmolz nicht bei dem letzten jener Feste die Harmonie des Gesanges mit der Harmonie der Gedanken, der Gefühle, der Gesinnungen! Und kaum war ein Jahr vergangen und der Bürgerkrieg loderte in hellen Flammen auf; da wird man mir vorhalten, das deutsche Volk war einig, aber seine Fürsten waren es nicht, seine Regierungen waren es, die sich entzweiten, die die Völker in den blutigen Kampf führten. Großer und gewaltiger Irrthum! In unseren Tagen wird kein Kabinetskrieg mehr geführt. (Stürmischer Beifall.) Wer das behauptet, der kann eben so gut behaupten, daß, weil die Gewitter von oben herab sich entladen, sie in den oberen Luftschichten erzeugt werden und nicht aus den Dünsten, die von unten nach oben emporsteigen. (Beifall. Rufe: Sehr gut.)

Das deutsche Volk war eben nicht einig. Freilich wollte Alles ein einiges, mächtiges, freies Deutschland, aber, wie dies zu schaffen sei, darüber dachte man anders im Norden, und anders im Süden, anders in

Digitized by Google

einem Theile des Nordens, und anders in einem Theile des Südens.

Weil aber leider der Parteistandpunkt ein unbezwingsamer ist, und die vermittelnden Bestrebungen meist als nicht ebenbürtig behandelt werden, darum konnte es zu einem so gewaltigen Zusammenstoße kommen.

Möchten doch jene schmerzlichen Erfahrungen heute nicht vergessen sein!

Schlagworte und Programme, so sehr sie den Richtungen des öffentlichen Geistes entsprechen mögen, sie können allein zur Förderung des Gemeinwohles nicht helfen und selten frommen sie einer Verständigung über das gemeinsame Beste. Gerechtes und billiges Denken, entschlossenes und ehrliches Handeln, das ist es, was die Parteien versöhnt (Beifall), und die Völker befreundet. (Lebhafter Beifall.)

Oesterreichs Politik drängt sich heute nicht mehr in die Angelegenheiten Deutschlands, und keine Gedanken der Wiedervereinigung sind es, die die Geister in diesem Reiche erfüllen (Lebhafter Beifall), aber kein Vertrag hindert Oesterreich, durch das, was Volk und Regierung leisten und schaffen, sich Achtung, Vertrauen und Zuneigung zu erwerben.

Die freie Entwicklung aller geistigen und materiellen Kräfte, welche heute weder die verkleinernde Mißgunst unserer Feinde, noch die ängstliche Schwarzseherei unserer Freunde dem hellen Tage entziehen kann, das ist keine diplomatische Aktion, die man als Intrigue verdächtigt, sie ist die Arbeit des rechtschaffenen Mannes, der sich damit Vertrauen erwirbt. Möge man uns nur in dieser Arbeit nicht stören, und möge man uns diese Arbeit durch eine offene, ehrliche Sympathie erleichtern, durch eine solche Sympathie, wie sie die von Nah' und Fern zu uns gekommenen Festgenossen in so überraschender und wohlthuender Weise uns entgegengebracht haben, wofür wir Ihnen nicht genug danken können, Deutschland wird es nicht zu bereuen haben. (Beifall.) Nun, meine Herren, lassen Sie mich meine Gedanken vollenden, indem ich noch ein Wort, nicht nur als Deutscher, sondern so recht eigentlich als Oesterreicher zu Ihnen spreche. Oesterreichs Fühlung mit Deutschland — das ist Etwas, was gewiß keine Partei in Deutschland — und ich darf keck hinzufügen — keine Nationalität in der österreichischen Gesammtmonarchie zurückweist. (Zustimmung.) Will man aber, meine Herren, das deutsche Element in Oesterreich zum Träger dieses Gedankens machen, dann darf man es nicht von den andern Stämmen trennen, die mit gleicher Berechtigung, mit gleicher Treue, mit gleich erprobter Tapferkeit und Hingebung dem Reiche angehören. (Beifall.) Die Vereinigung, die Eintracht aller unter dem Scepter unseres erhabenen Kaisers lebenden Völker ist es, welche allein die Erfüllung jener, kulturhistorischen Mission Oesterreichs verbürgen kann, welche ein Interesse Oesterreichs und ein Interesse Deutschlands ist. Darum, meine Herren, gilt mein Trinkspruch dem Frieden und der Versöhnung als den Trägern eines geregelten Fortschrittes, als den Hütern einer gesunden Freiheit, als den Grundpfeilern einer sichern und dauernden Ordnung. Sie leben hoch! (Stürmische Hochrufe. Andauernder Beifall und Händeklatschen.)

Als der Reichskanzler von der Tribüne herabstieg, überreichten ihm die beiden Vierländerinnen ein Bouquet im Namen der Hamburger Schützen.

Dr. Kopp bestieg unter stürmischem Beifall die Tribüne:

„Meine verehrten Freunde und Festgenossen! Vor wenigen Tagen hatte ich dieses herrliche Fest eröffnet und das jubelnde Herz sprach nur Worte der Begeisterung und der Freude. Ja dieser Stunde neigt das Fest seinem Ende zu und ich habe die mich mit Wehmuth erfüllende Aufgabe übernommen, die letzten Worte an Sie, meine verehrten Festgenossen, zu richten. Doch nein, nicht Wehmuth soll es sein, was uns beim Scheiden durchdringt, Friede, wahrhaftiger herzinniger, allgemeiner Friede soll es sein, der uns heute beim letzten Scheiden, bei der Ueberreichung unserer Bruderhand, bei dem letzten Austausche unserer Gefühle leiten soll; denn, wenn wir die Summe dessen ziehen, was uns dieses Fest gegeben hat, so kann es nur ein freudiges Gefühl sein, das Euch, meine Brüder aus Deutschland und aus noch größerer Ferne, das Euch meine lieben engeren Freunde aus unserer Heimath durchdringen kann. Ihr Brüder aus Deutschland, was fandet Ihr? Ihr fandet ein gutes deutsches Volk, Ihr fandet eine Bevölkerung, die mit offenen Armen Euch empfing und die Euch rückhaltslos ihre Herzen eröffnet hat. Ihr Freunde! Ihr fandet ein Volk, das innig ist mit seinem erhabenen Fürsten und mit seiner Regierung (Bravo) in den Bestrebungen der Freiheit. Fürwahr! Eine Erscheinung, welche selten ist in diesem vielfach durchwühlten Europa, aber auch eine Erscheinung, welche ihre segnenden Früchte treiben wird in diesem Europa. Meine Freunde! und wir fanden, als uns unsere Freunde aus Deutschland besuchten, daß auch wir nicht geschieden sind aus ihrem Herzen, daß trotz alledem, was hinter uns liegt, unsere Heimath weiterreicht, als die österreichischen Grenzen (Bravo), und daß die Herzen unserer Brüder da draußen im Reiche eben so warm für uns schlagen, heute, wie es war in den guten frühern Zeiten. Wenn nun die Summe dessen, was das Fest in nationaler, was es in politischer Beziehung bewirkt hat, eine große, eine uns wahrhaft erhebende ist, so wollen wir bei m Scheiden auch nicht vergessen, daß wir heimkehren müssen zu ernster, zu kräftiger Arbeit, daß wir in dem Jubelrausche des Festes nicht den Geist vergessen, der es durchdrungen, daß Ihr insbesondere, Brüder aus Deutschland, die Ihr Euch gestärkt habt an der Quelle der Freiheit in Oesterreich (Bravo, Bravo), daß Ihr die Apostel werdet jener wahren freiheitlichen Idee, welche wir hier in den Boden zu legen so glücklich waren, auch daß aufsprießen möge jener er-

Digitized by Google

habene und schattige Baum, von dem heute ein Herr Vorredner gesprochen hat, geht heim und sagt es ihnen, auf daß man Euch nicht leichtsinnig schelte, daß Ihr müßig wirken werdet, daß Ihr mitschaffen wollt und mitschaffen werdet an den Werken des Friedens, an den Werken der deutschen Freiheit (Bravo), und wie unser hochverehrter Minister vor mir gesprochen, so kann auch ich nur betonen, daß in dem freiheitlich gereglten und seit stbewußten Fortschritte die wahre Einigkeit Deutschlands liege, daß der Weg der Einigung nur der Weg der Freiheit ist, daß beide zusammenfallen, und daß ohne diese an eine Einigkeit, geschweige denn an eine Einigung der deutschen Stämme nicht zu denken wäre (Bravo); und wie ich denn begonnen mit dem Willkommen an Euch, Freunde, so rufe ich Euch im Namen der Festbehörde, im Namen der gesammten Bevölkerung Wiens, ja im Namen aller Bewohner Oesterreichs ein herzliches Lebewohl zu. Die Zweck des Bundes liegen vor Euch ausgebreitet; in wenigen Jahren wird sich das Fest wiederholen in einer anderen deutschen Stadt an anderer Stätte, und bis dahin hoffe ich, werden wir wieder rechnen und unsere Rechnung wird wieder größer und wieder freudiger sein (lebhafter Beifall) und darum mit meinem „Lebewohl“ rufe ich Euch im Namen der Bewohner Oesterreichs ein herzliches „Auf Wiedersehen!“ zu, und wie wir begonnen mit dem Toaste auf unser weites, freies, geheiligtes Vaterland, so erhebe ich neuerlich den Pokal — indem ich das Fest schließe — auf dieses Vaterland. Es lebe hoch! (Andauernde, stürmische Hochrufe.)

Mannigfaltigkeiten.

Der „Moniteur“ enthält aus Tananariva, 10. April, eine ausführliche Beschreibung der Vorgänge, welche sich seit dem Tode der Königin Rasoherina an dem madagassischen Hofe zugetragen haben. Als diese Herrscherin die Augen schloß, sorgte der bis jetzt allmächtige Minister Rainilairiwony dafür, daß Niemand im Palaste nach außen in Verbindung treten konnte. Alle Offiziere vom 15. und 16. Ehrengrade wurden zusammenberufen und ihnen die Successionsfrage vorgelegt. Man erkannte einstimmig die nächste Verwandte der Verstorbenen, deren Cousine Ramuma, als Nachfolgerin an. Dieselbe wurde sofort als Königin ausgerufen und dann in ziemlich verlegener Haltung, aber mit der Krone und dem rothen Lamba (dem königlichen Gewande) geschmückt, der Versammlung vorgestellt. Das Land stimmte zu und war von nun an zunächst mit der Begräbnißfeierlichkeit und der Trauer um die Verstorbene beschäftigt. Die Trauerzeremonie besteht darin, daß jeder Unterthan, Mann wie Frau, während einer bestimmten Zeit mit aufgeschürztem Gewand, baarfuß und mit kahl abgeschorenem Haupte herumgeht und sich jeder Arbeit und jeder geräuschvollen Beschäftigung enthält. Sogar in Betten zu schlafen und die Todten mit Prunk zu begraben, ist untersagt. Wie der Moniteur-Korrespondent anführt, hat sich die vornehme Damenwelt von Tananariva nur sehr ungern zum Abrasiren der Haare herbeigelassen. Die sterblichen Ueberreste Rasoherina's wurden in einem silbernen Kasten, der einen Metallwerth von 145,000 Fr. hatte, beigesetzt. Außerdem wurden ihr noch die meisten ihrer Kostbarkeiten, Kleider, Möbel ꝛc. ꝛc. und sogar eine Kiste voll Piaster, an der 15 Mann schwer zu tragen hatten, in's Grab mitgegeben. Nach der Beerdigung wurden 2600 Ochsen unter das Volk vertheilt, das nun eine ganze Woche lang sich wahrhaft homerischen Schmausereien überließ. Der erste Akt der neuen Regierung war ein Hochverrathsprozeß gegen verschiedene vornehme Persönlichkeiten, von denen einige sogar aus königlichem Geblüte waren. Sie hatten in den letzten Lebenstagen Rasoherina's den Premierminister zu stürzen und einen der Ihrigen auf den Thron zu setzen versucht. Sie wurden auf öffentlichem Platze verhört und dann durch Spruch des durch seine Adeligen vertretenen Volkes zum Tode verurtheilt. Auf inständige Verwendung der europäischen Agenten und Missionäre erklärte Rainilairiwony, daß sie zu ewigem Gefängniß verurtheilt seien, und ihre Frauen, Kinder und Sklaven öffentlich verkauft werden sollten. Ihr übriges Vermögen ward selbstverständlich konfiszirt, und um ihre Gefängnißzeit abzukürzen, sollten sie in einem 20 Fuß langen, nach allen Seiten verschlossenen Raum eingesperrt werden und durch eine einzige oben angebrachte Oeffnung ihre Nahrung erhalten. Von diesem Lebendigbegrabenwerden rettete sie die abermalige Verwendung der Europäer und die Fürsprache selbst eines Theils der einheimischen Bevölkerung. Sie werden jetzt in einem geräumeteren Raum eingesperrt werden.

Die „Neue Freie Presse“ hatte im April 1868 eine Monatsauflage von 504,400 Exemplaren, also da 26 Nummern erschienen, eine Tagesauflage von 19,400 Exemplaren. Die alte „Presse“: Monatsauflag 440,000, Tagesauflage: 16,900.

Auflösung des Räthsels in Nr. 167:
Odem — Mode.
Richtig gelöst von M. M. und A. Ph.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 190 Montag, 17. August 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

„Aber Fred," fuhr Harriett zögernd und halb schüchtern fort, „zweier Sünden habe ich Dich beschuldigen hören, die Du mich nie mehr an Dir darfst entdecken lassen: Fred, Du mußt von diesem Augenblick an der Sünde des Spiels entsagen. Ich kann es nicht ertragen, daß mein Gatte ein Spieler genannt wird; und — aber die andere liegt ganz außer aller Frage, und kann, das versteht sich von selbst, gar nicht die Rede davon sein!" Und sie errötbete stolz, als sich Fred feierlich dagegen verwahrte, und dem Himmel zum Zeugen anrief, daß keine seiner Handlungen jemals eine Wolke auf ihr Lebensglück senken solle — und — sie glaubte ihm.

Aber nun erblichen ihre Wangen, ihr Herz pochte schmerzlich und die Hand, die Fred in der seinigen hielt, zitterte, als sie aufsuhr, sich gerade fehle, und mit leiser Stimme sagte: „Fred, wir sind da!"

Auch Carlton war aufgeregt und unbehaglich, fast noch mehr als Harriett. Still saßen sie Beide, als der Wagen dem Park entlang und an dem großen Thore vorbeifuhr; denn hinein durfte er nicht, so sehr dies auch nach dem Geschmack des jungen Ehemannes gewesen wäre, wenn er stolz durch die Allee am Schloßportal hätte vorfahren, und dort den Eindruck sehen können, den seine Verbindung mit der stolzen Erbin hervorgebracht hätte. Doch diese Ehre war ihm versagt; der Postillon hielt an der kleinen Thüre, derselben, wodurch er Harriett entführt hatte. Der Bediente öffnete den Schlag und wartete auf neue Befehle. Eine kurze Unterredung des Ehepaars folgte, dann wurde der Tritt herabgelassen und sie stiegen aus.

Der Bediente erhielt den Befehl, mit dem Wagen in die Dorfschenke zurückzukehren und dort zu warten.

Die Thüre war seit voriger Nacht noch unverschlossen, sie traten beide in den Garten und Harriett ihre Hand in die seinige legend, sagte ihm Lebewohl.

„Wie soll ich nur diese angstvollen Stunden der Ungewißheit überstehen?" sagte er, sie noch immer zurückhaltend. „Wo soll ich hingehen? Was anfangen? Wenn ich in deinem Gesichte nicht die vollste Zuversicht läse, so verlöre ich alle Hoffnung auf die Verzeihung Deiner Eltern!"

„Fred, verlaß Dich auf mich, verlaß Dich auf die Liebe meiner Eltern zu mir! Ich weiß es, ich bin es überzeugt, daß ich siegen werde."

Dann sah sie mit stolzer Zärtlichkeit zu ihm auf, und die geliebten Züge schienen ihr Kraft und Stärke zu verleihen. Ueber der Sorge, die darin lag, vergaß sie sich zum erstenmale selbst; ihn davon zu befreien, war jetzt ihr einziges Streben. Ihre Haare zurückstreifend, trat sie noch einige Schritte zurück, winkte ein zärtliches Lebewohl und verschwand in dem Gebüsch.

Harriett verfolgte eilig ihren Weg, während ihr Herz eben so laut pochte, wie am gestrigen Abende auf demselben Wege. All's umher lag in friedlicher Stille, und die balsamischen Cirrhenen neigten sich duftend über ihrem Haupte. Ihre Heimath lag noch einmal in all ihrer Schönheit und aristokratischem Glanze vor ihr. Das gestrige Ereigniß erschien ihr wie ein Traum. Sie konnte kaum begreifen, daß sie als Flüchtige diesen ehrwürdigen Ahnensitz verlassen, und daß sie jetzt als Frau hierher zurückkehre. Ein Schauer des Glückes durchrieselte sie, als sie sich umsah, und alle Furcht, alle Zweifel verschwanden.

Sie malte sich die Freude, die ihre Erscheinung hervorrufen würde, wie ihre Eltern sie in die Arme schließen, ihr verzeihen und Fred als Sohn aufnehmen würden.

Von diesen frohen Gedanken erfüllt, trieb es sie vorwärts, sie sprang leicht über das Blumenbeet, und nun pochte ihr wieder das Herz, denn sie stand unter dem verhängnißvollen Fenster des Boudoirs. Mit niedergeschlagenen Augen, aber vertrauensvollem Lächeln öffnete sie die Glasthür, und trat leise ein. Das Zimmer war leer. Sie sah sich um, Alles schien unverändert, selbst in der großen Vase, die Rosa mit frischen Blumen zum Maifeste hatte füllen wollen, standen noch die alten, zerfallen und verwelkt. Eine fast beklemmende Stille schien im Hause zu herrschen.

Sie ging durch das Boudoir, durchschritt das Vorzimmer und blieb vor der Mutter Schlafzimmer still stehen. Die Thür war angelehnt, und feierliche Worte mit tiefer leiser Stimme gesprochen, drangen an ihr Ohr.

Digitized by Google

Schreck und Entsetzen zogen ihr Herz zusammen und ein wehes, tödtliches Gefühl überkam sie, denn welches waren die Worte, die sie vernahm, als sie wie gelähmt vom Schmerz unbemerkt ins Zimmer schlich:

„Da ihre Erlösungsstunde jetzt naht, so mache sie bereit, und stehe ihr zur Seite, wir bitten dich o Herr, im Todeskampfe!“

Sie hörte Nichts mehr; ihr Kopf wurde wirr. Mehr schattenähnlich, als lebendig, schlich sie an das Bett, worauf ihre sterbende Mutter lag, und da, versteckt durch den Vorhang und das matte Licht, sank sie auf die Knie und sah mit Entsetzen, was um sie her vorging.

Ja, in den Armen ihres Vaters ruhte die sterbende Mutter, ihre Hände waren gefaltet, ihre Augen, schon vom Todesschatten verschleiert, waren zum Himmel gerichtet, der sie zu sich rief. Die Bettvorhänge waren von einer Seite zurückgeschlagen, so daß die weiche Abendluft um ihre bleichen Wangen wehen konnte.

Mr. Clifton kniete neben der sterbenden Freundin und sprach das Sterbegebet. Aber plötzlich hielt er inne, denn die Augen, die sich von dieser Erde ganz ab und ihrer himmlischen Heimath, der sie sich schnell näherte, zugewendet zu haben schienen, erhoben sich plötzlich mit dem Ausdrucke unaussprechlicher Liebe zu ihrem Gatten, ihr Kopf sank auf seine Achsel, ihr Lippen bewegten sich, aber nur er allein konnte das leise Geflüster liebevoller Worte hören. Er beantworte sie mit einem überwältigenden Ausbruch von Zärtlichkeit, während er sie mit brechender Stimme beschwor, „ihn nicht zu verlassen,“ dann schloß er sie mit herzzerreißendem Schluchzen an seine Brust, als ob menschliche Kraft sie auf der Erde zurück halten könne. Die sterbende Gattin sah ihn mit mildem Vorwurf an, und dann die Augen emporhebend, deutete sie mit dem Finger nach Oben, als ob sie sagen wollte: „Dort sehen wir uns wieder!“

Noch einmal weilte ihr sterbender Geist auf der Erde. Sie erhob ihre Hand und legte sie auf das Haupt Rosa's, die im vergehenden Schmerze bat: „Segne mich, Mutter, o segne Dein Kind!“ — Ihr Blick wanderte und suchte, als ob noch eine irdische Sorge sie feßle, dann das weiche Haar der Tochter berührend, flüsterte sie: „Meine gute Rosa!“ und in fast unhörbaren Worten gab sie den wärmsten Muttersegen.

Sie sank zurück, die Augen schlossen sich und ihr schmerzgebeugter Gatte dachte, daß sie sich ihm nie mehr öffnen würden, daß Alles vorbei sei.

Plötzlich unterbrach ein durchdringender, herzzerreißender Schmerzensschrei die feierliche Stille und fachte die Flamme des erlöschenden Lebenslichtes noch einmal an. Es war der bittere Angstschrei Harriett's mit dem sie rief: „Segne mich — segne mich auch, o meine Mutter!“ Da überflog ein seliges Lächeln der Mutter Gesicht; die Mutterliebe verlieh ihr selbst beim Ersterben des letzten Lebensfunkens die Kraft, ihre zitternden Arme der verirrten unglücklichen Tochter entgegenzustrecken: „Harriett, o Harriett!“ hauchte sie — und schloß ihr Kind ans Herz.

Die Umstehenden, diese große Aufregung fürchtend, suchten sie zu trennen, aber die Liebe — mächtig unüberwindlich selbst bis zum Tode, siegte.

Harriett fühlte nur, daß sie am Mutterherzen lag, zu dem sie innig flehte: „Mutter, Mutter, — nimm mich — nimm Dein armes Kind mit Dir!“

Kälter und kälter wurden die Arme, die Harriett umschlossen. Die Mutter sank zurück an des Vaters Brust, noch ein letzter warmer Blick voll Liebe strahlte aus ihrem Auge, dann folgte ein tiefer sanfter Athemzug, mit dem sich ein verklärtes Lächeln über ihre Züge verbreitete und — ihre liebende Seele war entflohen.

(Fortsetzung folgt.)

Gefecht bei Uettingen, Roßbrunn und Hettstadt.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866.)

In der Nacht vom 25. auf den 26. Juli war die Stellung der Westdeutschen Bundesarmee folgende: Was die bayerischen Truppen betrifft, so lagerte die 2. Infanteriedivision ganz in derselben Position, welche sie am vorhergegangenen Abend beim Schluß des Gefechts eingenommen hatte. Die Reserve-Infanteriebrigade bezog einen Bivouak nordöstlich vom Posthaus, die Reserve-Artillerie deßgleichen bei Hettstadt und theilweise im Wiesengrunde bei Roßbrunn. Von der 4. Infanteriedivision war die 8. Brigade am 25. Abends 8 Uhr ebendort eingetroffen, und etablirte sich nördlich der Landstraße zwischen dem Posthaus und dem nach Greußenheim führenden Wege mit der Front gegen Uettingen, die 7. Brigade, welche längere Zeit gebraucht hatte, um ihre am Main vertheilten Truppen zu sammeln, traf erst nach 10 Uhr ein, und nahm ihren Bivouakplatz mit Front gegen den Kirchberg und gegen Uettingen im Anschluß an die 8. Brigade, so daß sich ihr linker Flügel an den Greußenheimer Weg anlehnte. Die 1. Infanteriedivision, nach ihrem Gefechte auf den Höhen zwischen Uettingen und Heimstadt nach Waldbrunn instradirt, hatte östlich dieser Ortschaft den Bivouak bezogen. Die 3. Division war, da der Feind ihr nicht nachdrängte, in der Nähe von Waldbrunn wieder aufmarschirt, dann auf Befehl des Oberkommando's in eine Reservestellung bei Waldbüttelbrunn gerückt, und lagerte östlich dieses Dorfes. Die Reserve-Kavallerie (schwere Brigade, 3. Uhlanenregiment und Batterie Maffenbach) bivouakirte westlich von Waldbüttelbrunn, 2 Eskadronen des 5. Chevauxlegersregiments standen noch in Urspringen, der Korpskommandant hingegen, welcher mit der ersten leichten Brigade und der Batterie

Digitized by Google

La Roche nach Arnstein zur Aufklärung gegen die Saale hin detaschirt gewesen, und nun zum Gros der Armee zurückberufen war, erreichte zwar Würzburg am Morgen des 26., konnte jedoch den zurückgehenden Trains des 8. Armeekorps entgegen den Main nicht mehr passiren. Das 8. Armeekorps lagerte bei Kist mit dem Hauptquartier Höchberg und den äußersten Vorposten bei Irtenberg. Das bayerische Hauptquartier befand sich in Hettstadt. An bayerischen Abtheilungen waren um diese Zeit noch detaschirt: Von der 2. Division 3 Bataillone und eine 12pfünder Batterie in Gemünden, von der 4. Division ein Bataillon mit 2 Geschützen in Lohr.

Auf preußischer Seite lagerte während der in Rede stehenden Nacht die Division Göben bei Gerchsheim, die Division Beyer bei Helmstadt, und die erst am späten Abende des 25. über Holzkirchen von Wertheim her eintreffende Division Flies bei Uettingen. Durch das Zurückweichen des 8. Korps auf Kist, und durch die Thatsache, daß nicht diesem, sondern den Bayern die Hauptmacht gegenüberstand, war die Flankenbewegung gegen die Bischofsheim-Würzburger Straße vereitelt und zugleich gegenstandslos geworden. Indessen standen die beiden alliirten Korps nunmehr vereinigt und eng verbunden, die Grundbedingung einer gemeinschaftlichen Aktion war endlich erfüllt, und der Feldmarschall beschloß daher für den 26. einen allgemeinen Angriff mit der ganzen Armee. Das 8. Armeekorps sollte konzentrirt gegen die Division Göben auf Gerchsheim vorrücken, die bei Waldbrunn und Waldbüttelbrunn stehenden bayerischen Divisionen mit der Reservekavallerie über Mädelhofen auf Helmstadt vorbrechen, als Stützpunkt dieser Bewegung gen die Stellung bei Roßbrunn von den dort postirten Truppen gehalten, und je nach Thunlichkeit dieselben auf Uettingen in Bewegung gesetzt werden. Ohne daß man irgend eine Störung des Kontakts der eigenen Armee zu befürchten hatte, wäre durch diesen keilförmig in die feindliche Stellung sich einschiebenden Angriff die Verbindung zwischen der Division Göben und dem Grostheil des Manteuffel'schen Heeres unterbrochen worden, und wenn derselbe gelang, mußten die Preußen excentrisch gegen Tauberbischofsheim und Wertheim zurückweichen. Mit Tagesanbruch wollte der Prinz-Feldmarschall den Vormarsch beginnen. Die Dispositionen waren bereits entworfen und sollten eben an die Truppenkommando's expedirt werden, als vom Prinzen Alexander die Meldung eintraf, er sei nicht im Stande, mit seinen erschöpften Truppen das Feld länger zu behaupten, sondern müsse auf Würzburg zurück. Von einer Offensive konnte natürlich nun keine Rede mehr sein; allein der Feldmarschall war deßhalb nicht gesonnen, ohne Kampf über den Main zu gehen, sondern wollte jetzt wenigstens das Plateau von Waldbüttelbrunn noch festhalten. Die Division Prinz Luitpold und die Kürassiere wurden angewiesen, dort in ihrer Position zu verbleiben, die bei Roßbrunn stehenden Heerestheile erhielten den Befehl, einen Angriff der Preußen aufzunehmen, und im Falle übermächtigen feindlichen Andringens sich auf die eben genannte Division zurückzuziehen. An das Kommando des 8. Korps hingegen erging die Ordre, das Dorf Höchberg, — in letzter Linie den Nikolausberg zu halten, weil außerdem die linke Flanke der vor den Main-Defilden stehenden Bayern einem Angriffe der Division Göben ausgesetzt, und hiedurch sehr ernstlich gefährdet war. Während der Nacht fanden wohl einzelne kleine Neckereien zwischen den stellenweise sich sehr nahe gegenüberstehenden Vedetten statt, im Wesentlichen aber verlief dieselbe ohne Störung, und die Position der bayerischen Stellung veränderte sich bis zum Morgen des 26. Juli nur insoferne, als der Kirchberg noch vor Tagesanbruch durch Abtheilungen der Brigade Bijot besetzt wurde. Auf diesem Punkte sollte das Gefecht seinen Anfang nehmen. Hauptmann v. Kreß, der um 3¼ Uhr mit 3 Kompagnien vom 1. Bataillon des 5. Regiments auf die bewaldete Kuppe des Berges beordert war, hatte von dort zurückgemeldet, daß dieselbe zwar vom Feinde frei, er hingegen zu schwach sei, sie hinreichend zu besetzen. In Folge dessen wurde der Rest des Bataillons unter Major Schwalb zur Verstärkung nachgesendet. Dieses Halbbataillon war eben im Begriff, den Hang zu ersteigen, als auf der Höhe die ersten Schüsse fielen. Von dort aus hatte man nämlich wahrnehmen können, wie die preußischen Truppen auf ihren Bivouakplätzen im Thale bei Uettingen sich formirten, und gleichzeit wurden starke Kolonnen im Anmarsch von Wüstenzell sichtbar. Die am Waldsaume stehenden bayerischen Plänkler hatten alsbald zu feuern begonnen (4¼ Uhr). —

Fast genau um dieselbe Zeit nahm der Kampf auch auf dem bayerischen linken Flügel seinen Anfang. Dort eröffnete der Feind von der oberen Mühle (östlich von Uettingen) und aus den Waldungen des Schlehrberges ein lebhaftes Tirailleurfeuer, was sofort kräftigst erwidert wurde. Binnen einer Viertelstunde war das Gefecht auf der ganzen Front eingeleitet. Das Gefecht am 26. Juli, eines der blutigsten des Feldzuges, ist auch dadurch merkwürdig, daß beinahe zu gleicher Zeit, Morgens 4½ Uhr, die beiden Heere zum Angriff übergingen und auf einander stießen, während sie Vorbereitungen zur Offensive trafen. Es zerfällt in fünf Momente, und schließt sowohl dieses Gefecht, als die Thätigkeit der bayerischen Feldtruppen in der Gegend des Mains mit dem Reitergefechte bei den Hettstädter Höfen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Wittwen-Verbrennung in Indien.] Die Journale von Pondichery erzählen den Fall eines

Digitized by Google

„suttee“ (Wittwen-Verbrennung) von wahrhaft entsetzlichem Ausgange. Eine Frau, welche ihren Mann verloren hatte, verkündigte, dem Herkommen gemäß, daß sie sich lebendig auf einem Scheiterhaufen verbrennen werde. Alles wurde für die Zeremonie vorbereitet, welcher, da sie sich in einem Distrikt vollziehen sollte, der der englischen Ueberwachung allzu fern lag, von Seiten der Europäer keine Schwierigkeiten entgegengesetzt wurden. Als die Stunde des Todes geschlagen hatte, bestieg das unglückliche Opfer muthig den von den Verwandten und Freunden der Wittwe umgebenen Scheiterhaufen. Eine große Menge von Hindus drängte sich in begieriger Erwartung des schauerlichen Schauspiels hinzu. Zunächst verlief alles in gewöhnlicher Weise; das Feuer wurde durch einen der jüngsten Anwesenden an den Scheiterhaufen gelegt, und stieg knisternd zu seinem Opfer empor. Als indessen die Flammen die dem Tode geweihte Wittwe berührten, überwand der Schmerz die Willensstärke des Opfers, und sie sprang instinktmäßig unter die Menge, um dem Feuer zu entgehen. Die Hindus, welche laut diese Unterbrechung des Opferfestes verwünschten, die ihrer abergläubischen Ueberzeugung nach großes Unglück über ihre Häupter bringen müßte, bildeten einen Kreis um die Unglückliche, und vermochten dieselbe durch Vorstellungen und Drohungen, den Scheiterhaufen von neuem zu besteigen. Diesmal erduldete sie standhaft die gräßliche Pein; allein während sie sich im schrecklichsten Todeskampfe wand, rollte sie vom Scheiterhaufen zur Erde nieder. Die Hindus wichen erschreckt zurück. Keiner von ihnen wagte es, das Opfer zu berühren, sei es, um ihm zu helfen, oder es in die Flammen zurückzustoßen. Sie flüchteten sich bestürzt vor Furcht über die unausbleiblichen schlimmen Folgen dieser unterbrochenen Opferweihe, welche der Himmel über sie verhängen würde. Diese Hindu waren „Zemindars“, d. h. Männer von hohem Range. Als die englische Polizei von dem Vorfall unterrichtet wurde, war ihre Intervention zu spät, als daß sie noch etwas hätte nützen können. Aber der Gouverneur forderte die englisch-indische Assoziation auf, sofort ein großes Meeting zu berufen, das sich mit aller Energie gegen die Sitte des „suttee“ aussprechen sollte. Die Mitglieder der Assoziation ertheilten den bei dem schrecklichen Drama betheiligten Hindus einen scharfen Tadel, und zeichneten bedeutende Summen, um eine thätige Propaganda gegen das „suttee“ in's Werk zu setzen. Der Rajah von Radjpoutanas in Ulwer, ein junger, sehr intelligenter Mann und eifriger Anhänger europäischer Zivilisation, hat sofort die Degradation über den Distrikt ausgesprochen, wo die That stattfand, außerdem wurden die Hauptmitschuldigen zu 10jähriger Einkerkerung verurtheilt.

Eine hübsche Anekdote wird von Barnhagen zitirt, welche Mancherlei lehrt. Barnhagen hat in Raumers historischem Taschenbuch einen Aufsatz über ein Fest des Fürsten Schwarzenberg geschrieben. Unter den vielen beflissenen Schmeichelreien, die der Oberst von Sz. ihm bei einem Besuche sagte, befand sich auch das überschwänglichste Lob dieser Schilderung des Festes, das sei ein Meisterwerk, übertreffe jede andere Erzählung, auch die von Raumer. Barnhagen fragte, wo denn Raumer diesen Stoff behandelt habe, ihm sei das ganz unbekannt. „O freilich! Raumer hat das Fest in einem langen Aufsatz beschrieben. Aber der Ihrige ist weit besser, so kann Raumer nicht schreiben.“ — „Wo steht denn der Aufsatz?“ — „O es ist weiter nicht der Mühe werth, daß Sie es nachsehen, es steht in seinem historischen Taschenbuch.“ — Präcktig, meint Barnhagen, „das ist gerade mein Aufsatz! Ich schreibe also besser als — ich!“

In Europa nimmt (nach einer Zusammenstellung der „Süd. Pr.“) Mecklenburg die höchste Stufe, bezüglich der unehelichen Geburten ein, gleich darauf kommt Bayern. Mecklenburg hatte im Jahre 1860 nahe an 26, Bayern im selben Jahre nahe an 23 pCt. uneheliche Geburten unter der Gesammtzahl aller Geburten. Sachsen und Baden fallen schon auf 15½, Hannover 12, Württemberg 10, Preußen 9, Italien nur an 5, Oesterreich 11, England 6½, Frankreich 7,1/2 Proz. u. s. f.

Auflösung der Charade in Nr. 169:

Wer hoch auf will, besteige einen Riesen-„Berg“!
Ich will von vielen andern nur den Montblanc nennen;
Auf ihm ist man so ziemlich hoch gestellt;
Auch lernet man auf ihm die schöne Welt —
Von ihrer buckeligsten Seite kennen.

Wer fleißig sein will, geht rüstig an das „Werk“,
Und fördert es und bringt es bald zu Stande;
Ihm fehlet nie des Lebens Unterhalt;
Der Faule leidet Mangel, fällt auch bald
Den Anderen zur Last — zu seiner Schande.

Wer tief hinein will, dem gebe ich den Rath:
Ein „Bergwerk“ zu besuchen! er kann in seinen Schachten
Gemächlich dann spazieren geh'n, und auch
Das sonderbare Eingeweid' im Bauch
Der wunderreichen Erde sich betrachten.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 191 Dienstag, 18. August 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Einige Augenblicke herrschte ehrfurchtsvolle Stille. Es war als ob die Nähe der Engel, die die geliebte Abgeschiedene zu den Höhen des Lichts emporgetragen, auch den Trauernden lindernden Trost zurückgelassen hätte. Alle waren ruhig, nur eine, auf die der letzte Blick irdischer Liebe der Sterbenden gefallen war, sah wild die Umstehenden an, dann schlug Harriett verzweifelt die Hände über dem Kopfe zusammen, fuhr sich in die Haare, und fiel mit einem gellenden Schrei, der die Trauernden zum vollen Bewußtsein ihres Schmerzes zurückrief, besinnungslos auf den Leichnam der Mutter, selbst einer Leiche ähnlich.

Mr. Clifton trug die Ohnmächtige auf seinen Armen aus dem Sterbezimmer.

„Nicht dahin, — nicht dahin, guter Herr," sagte Mrs. Higgins, als der Pfarrer vor der Thür von Harriett's Zimmer stand, „dahin nicht mehr," und sie ging voran nach dem großen Paradebettzimmer, in welchem schon mancher königliche Gast geschlafen, und das bei jeder Hochzeit, die im Schlosse von einem Familiengliede gefeiert worden, das Brautzimmer gewesen war.

Dem guten Pfarrer erschien es fast wie Spott, als er seine bleiche leblose Bürde hier niederlegte. Wohl war Harriett eine Braut, aber wie sie so dalag, glich sie mehr einer Todesbraut.

Der Doktor war gerufen worden, und seiner Sorgfalt übergab sie der Pfarrer, um die Trauernden wieder aufzusuchen, die der Schmerz über ihren unersetzlichen Verlust und die hinzugetretenen Umstände aufs's Tiefste beugte.

Den Balsam himmlischen Trostes bedurfte namentlich der so hart beraubte Gatte, der dem plötzlichen und schrecklichen Schlage fast erlag. Zu seinen Füßen saß Rosa, sie hatte sich müde geweint und war still, nur als Mr. Clifton ihr vorschlug ein wenig zu ruhen, gab sie sich ihrem Schmerze von Neuem hin, schlang ihre Arme um des Vaters Hals und bat: „Laß mich bei Dir, schicke mich nicht fort!"

„Mag sie bleiben," sagte der Letztere. „Sie ist das Einzige, was meinem Herzen in der Welt geblieben ist!"

„Das Einzige?" dachte Mr. Clifton. „Wird denn jenes arme gebrochene Herz, das so sehr des Trostes bedarf, ausgestoßen?"

Und doch konnte er seinen Freund weder dahin, noch sich über den Schauder wundern, der dessen ganzen Körper überfuhr, als er den Namen Harriett aussprach, und zugleich deren gegenwärtigen traurigen Zustand schilderte, in der Hoffnung, die Gedanken seines Freundes dadurch zugleich von dem eigenen verzehrenden Schmerze abzulenken.

Mit aschgrauen Wangen wandte er sich zum Pfarrer und antwortete: „Mr. Clifton, Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie verhindern, daß dieser Mann, dem Gott das Elend verzeihen mag, das er über dieses Haus gebracht hat, je seinen Fuß wieder über diese Schwelle setzt, aber noch viel weniger mir unter die Augen tritt. Ja, es würde mir eine unaussprechliche Erleichterung gewähren, wenn er sobald als möglich abreiste — sobald" — und mit zitternder, erstickter Stimme sprach er aus — „so bald als es bei Zustand des unglücklichen Wesens erlaubt, ihn zu entfernen. Vergeben Sie mir," fuhr er fort, als Mr. Clifton eintze Fürsprache einlegen wollte, „aber ich kann meine Gefühle gegen die nicht ändern, die die Krone meines Glückes abgebrochen haben; auch dürfen Sie, mein theurer Freund, in dieser Stunde des herbsten Mißgeschickes meines Lebens völlige Ergebung von mir nicht fordern!" Und wieder bedeckte er das Gesicht mit den Händen, und gab sich einem neuen Ausbruche seines Schmerzes hin.

Mr. Clifton wußte aus Erfahrung, daß es viel besser sei, dem Schmerze freien Lauf zu lassen, als Trost zu spenden, der für ein so tief erschüttertes Herz allezeit ungenügend ist. Er ging daher, die Aufträge Mark Hethams in Betreff Mr. Carltons zu vollziehen.

Als Harriett im Blumengarten von Fred sah, hatte er ihr mit Liebe und Angst nachgesehen, bis sie verschwunden war, und sich dann der Haide zugewandt, um Niemand zu begegnen. Er schritt ungeduldig auf und ab, gab sich aber allmälig so sehr den Betrachtungen seiner vergangenen Thorheiten und Sorgen, so wie der gegenwärtigen Lage, und wie sich sein Leben in Zug

kunft durch den Schritt, den er so eben gethan, gestalten würde, hin, daß die Zeit schneller vergangen war, als er geglaubt hatte. Er sah nach der Uhr, eine Stunde war vorüber, und nun kehrte alle Angst und aller Druck der Ungewißheit zurück. Er eilte der Gartenthür wieder zu und blieb in geringer Entfernung davon stehen, jeden Augenblick erwartend, den Boten heraustreten zu sehen, vielleicht — durfte er es hoffen? — Mark Hetham selbst. Aber Minute auf Minute verging, Niemand kam.

Plötzlich tönte das Geläute der Todtenglocke vom Kirchthurme durch die Abendstille. Fred stand still. Ein schauerliches Gefühl bemächtigte sich seiner, es war ihm, als träfe jeder Schlag sein Herz.

Schneller ging er wieder auf und ab, während das Geläute in Zwischenräumen an sein Ohr schlug. Endlich hörte er Stimmen, er glaubte, es seien die der so ängstlich Erwarteten, und schnell näherte er sich, aber nein — es waren einige Kinder, die mit verweinten Kränzen daherkamen.

(Fortsetzung folgt.)

Gefecht bei Uettingen, Roßbrunn und Hettstadt.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866.)

(Fortsetzung.)

Erster Moment. Gleich nachdem die ersten Schüsse gefallen waren, hatten Abtheilungen des preußischen 11. Regiments von Uettingen aus den mit Reben bepflanzten südlichen Hang des Kirchbergs zu erstürmen angefangen, und bald waren dieselben mit den Plänklern des 5. Regiments heftig engagirt. Ferner hatte eine feindliche Batterie hart an genannter Ortschaft Position genommen und Granaten in der Richtung gegen das Roßbrunner Posthaus unter die noch lagernden bayerischen Truppen geworfen. Diese machten sich ohne Verzug kampfbereit. Die Kavallerie wurde in gedeckte Stellungen zurückbeordert, und die Batterien, welche fast sämmtlich mit bespannten Geschützen kampirt hatten, suchten sich rasch geeignete Plätze zum Auffahren. Bei Beginn des Gefechts war das 2. Bataillon (Högele) des 5. Regiments ebenfalls auf den Kirchberg disponirt worden, und da nun die Preußen auch von Westen her aus dem sogenannten Saugra en gegen die Höhe vorbrangen, während andere feindliche Abtheilungen schon in der rechten Flanke erschienen, folgten die beiden Schützenkompagnien vom 2. Bataillon des 9. Regiments als weitere Verstärkung dorthin nach. Der Kommandant dieses Bataillons, Major Schrott, übernahm mit der 7. und 8. Kompagnie die Bedeckung der gezogenen Batterie Königer, welche ungefähr 800 Schritte nördlich der Hauptstraße Posto gefaßt hatte, und gegen die bei Uettingen stehenden feindlichen Geschütze, so wie später gegen Infanterie, welche in der Richtung nach dem Schlehrberge aus diesem Dorfe zog, in Aktion trat. Der Kampf um den Kirchberg, der von Minute zu Minute an Hartnäckigkeit zunahm, ging der Entscheidung entgegen. Die Preußen, begünstigt sowohl durch die Weinberge am Südhang, als namentlich durch die Gestaltung des westlichen Abfalls, waren gedeckt fast bis auf den Gipfel gelangt. Da beschloß Oberst Bijot, der das Gefecht hier persönlich leitete, das 1. und 2. Bataillon (Kramer und Faber) des 13. Regiments, das er noch in Reserve stehen hatte, auf seinen sehr bedrohten rechten Flügel heranzuziehen und sich durch einen Gegenangriff Luft zu machen. Hinter dem den linken Flügel bildenden Bataillon Högele stund bereits in zweiter Linie das 8. Jägerbataillon unter Major Rudolf. Sobald nun das 13. Regiment hinter dem rechten Flügel eingetroffen war, wurde das Signal zum Angriff gegeben. Die Plänkler stürzten sich mit Hurrah auf den Feind, dieser wich eilig zurück. Kaum aber waren die auf der Westseite stürmenden Abtheilungen den halben Hang hinab, als sie in ihrer rechten Flanke ein mörderisches Schnellfeuer empfingen: preußische Infanterie hatte sich ungesehen im Saugraben bis an die Remlinger Straße gezogen, und brach dort überraschend hervor. Der erste Stoß traf auf die beiden Schützenkompagnien des 9. Regiments; dieselben wurden unter bedeutendem Verluste auf das 13. Regiment zurückgeworfen, und mit diesem über die Straße gegen und in den Wald des Hessnert gedrängt. Ein Theil vom 1. Bataillon des 5. Regiments ward mitgerissen, der Rest mußte folgen. Die gegen die Uettinger Weinberge dirigirten Bataillone (Högele und Rudolf) hatten schon beträchtlich Terrain gewonnen, als sie plötzlich hinter ihrer rechten Flanke mehrere rasch auf einander folgende Salven vernahmen. Dies brachte den Angriff ins Stocken. Der Feind aber hält, wendet und stürmt entgegen — die beiden Bataillone beginnen zu weichen. Kaum jedoch sind dieselben den steilen Hang, den sie eben herabgekommen, wieder hinangeklettert, so erhalten sie von den mittlerweile aus dem Saugraben auf die Kuppe gedrungenen preußischen Plänklern heftiges Feuer in Seite und Rücken. Alle Versuche, sich dort noch einmal festzusetzen, sind umsonst; es bleibt Nichts übrig, als den Berg auf der völlig kahlen nordöstlichen Seite zu verlassen, um jenseits der Straße den Anschluß an das Grod der Brigade wieder zu gewinnen. Dieser Rückzug kostete noch viele Leute, unter Anderen wurde während desselben Major Rudolf schwer verwun et. Gleichwohl gelang es den Jägern im Verein mit den Abtheilungen des 5. und 13. Regiments, den südlichen und südwestlichen Waldsaum des Hessnert rasch zu besetzen, wodurch der Feind wenigstens verhindert wurde, dieses Gehölz im ersten Anlaufe zu nehmen. Hauptmann Königer hatte nachdem der Kirchbergwald von den Bayern geräumt

Digitized by Google

war, auch gegen diesen gefeuert und hiedurch die Preußen abgehalten, aus demselben vorzubrechen. Als aber nun feindliche Plänkler aus dem Saugraben gegen den Hessnert andrangen, und hier gleichfalls Fortschritte machten, war er gezwungen seine Position zu verlassen. Er zog sich etwa 800 Schritte weit gegen Greußenheim zurück, und ließ seine Batterie hier abermals auffahren. Es war jetzt 6¼ Uhr. Im Zentrum der bayerischen Stellung hatte die 12pfünder Batterie Will gleich nach den ersten feindlichen Kanonenschüssen eine Position auf der nördlich der Straße gegen Greußenheim ansteigenden Höhe zunächst des Bivouakplatzes bezogen und Lieutenant Haag mit 2 Zwölfpfündern, der Batterie Haag war bis an die Einmündung des Uettinger Weges in die Hauptstraße vorgefahren, um dort in Aktion zu treten. Das erfolgreiche Feuer dieser 10 Geschütze hatte es möglich gemacht, die übrigen Truppenabtheilungen rasch zu sammeln, und wie folgt zu plaziren: 4 Bataillone der Brigade Celia, 2. und 3. (Oesterreicher und Leyprechting) des 4., 1. und 3. Bataillon (Königsthal und Dietrich) des 9. Regiments nahmen Stellung am Posthaus, nördlich der Chaussée. Das 6. Jägerbataillon (Guttenberg) wurde zum Schutze der rechten Flanke in den südlich von Greußenheim hinziehenden Wald beordert, und die Reserve-Infanteriebrigade unter Generalmajor Frhrn. v. Seckendorf, bestehend aus dem 2. Bataillon (Schuch) des 6., dem 3. Bataillon (Hauptmann v. Schirnding) des 15. und dem 3. Bataillon (Hechmann) des 14. Regiments, dann einer Eskadron des 1. Chevauxlegers-Regiments und der 12pfünder Batterie (Grawich) formirte sich als allgemeine Reserve hinter dem Gros der 8. Brigade. Auf dem durch die Brigade Hanser gebildeten linken Flügel der Bayern war das Gefecht, wie gesagt, beinahe gleichzeitig mit jenem am Kirchberge entbrannt. Was die dortige Stellung betrifft, so war dieselbe fast unverändert wie am vergangenen Abend. Das 1. Bataillon (Karcig) des 7. Regiments hielt noch den Ofnert, das 3. Bataillon (Böhe) den Vogelsberg besetzt, zwischen Beiden stund das 2. Bataillon (Gambs), und hinter dem linken Flügel des Regiments, gleichfalls auf der Höhe, hatte das 3. Jägerbataillon (Heeg) Posto gefaßt. Von jedem der erstgenannten Bataillone befand sich eine Kompagnie auf Vorposten (3., 6. und 9.) und die 10. Kompagnie war zur Sicherung der linken Flanke verwendet. Die gezogenen Batterien Redenbacher und Siri, welche über Nacht im Thal bivouakirt hatten, wurden schon Morgens 3 Uhr wieder in die Tags vorher innegehabten Positionen, jene auf den Ofnert, diese auf den Vogelsberg beordert. Das 10. Regiment endlich, 1. Bataillon (Bauer) und 3. Bataillon (Bredaur) lehnte sich im rückwärtsgebogenen Hacken rechts an das 1. Bataillon des 7. Regiments, und hatte 2 Kompagnien (die 1., und rechts von dieser die 12.) gegen Uettingen vorgeschoben. Eine durch den Kommandanten der 1. Kompagnie versuchte Rekognoszirung gegen die obere Mühle (4½ Uhr) war zunächst die Veranlassung zum Beginne des Gefechts auf diesem Flügel. Das dort stehende preußische Piket gab Feuer, erhielt Verstärkung aus dem Dorfe, und binnen wenigen Minuten waren die Vortruppen des 10. Regiments heftig engagirt. An dem sich hier entspinnenden Plänklergefechte nahm in der Folge auch die 3. Kompagnie des 7. Regiments, und nach deren Ablösung durch die 1. Schützenkompagnie, diese Letztere lebhaften Antheil. Inzwischen begann die feindliche Artillerie, nachdem sie gegen den Roßbrunner Bivouak gefeuert, auch den Ofnert zu beschießen, während gleichzeitig größere Infanterieabtheilungen über den Taubenberg in der Richtung des zwischen Schlehrberg und Ofnert befindlichen Thales vorrückten. Die Batterie Redenbacher erwiderte das feindliche Geschützfeuer, und wirkte auch gegen die im Anmarsche befindlichen Kolonnen, welche von den Schützen des 7. und 10. Regiments gleichfalls als hauptsächlichstes Schutzziel gewählt worden waren. Der Erfolg dieses Feuers mag den Feind von der Unausführbarkeit eines direkten Angriffs auf die Höhen überzeugt haben. Die obere Mühle und deren Umgebung blieb zwar nach wie vor von zahlreichen preußischen Trailleurs besetzt, die Kolonnen jedoch zogen südwärts auf der Helmstadter Straße ab und verschwanden in den Waldungen des Schlehrberges, an dessen dichtbewachsenem Ostfuße alsbald starke Plänklerschwärme erschienen, um ein heftiges ununterbrochenes Feuer gegen die bayerische Stellung zu richten.

(Fortsetzung folgt.)

Festlied zum fünfzigjährigen Jubiläum der Gabelsberger'schen Stenographie.

Gedichtet von Oskar v. Redwitz, komponirt von Anton Ortner.

Dem Sieger Heil, der als Befreier
Aus blut'ger Schlacht heimkehrt ins Land,
Dann mag wohl auch des Sängers Leier
Nicht schweigend hängen an der Wand,
Und in des Volkes Jubeltöne
Mischt sie begeistert ihren Klang,
Daß auch des Liedes Lorbeer kröne
Den Helden, der den Feind bezwang.

Doch wer ist's heute, den wir preisen?
Fürwahr, ein Sieger eig'ner Art!
Der war kein Freund von Blut und Eisen,
Kein Heer war je um ihn geschaart,
Dess Streiten diente nur dem Frieden,
Und doch hat jetzt von überall
Sein Ruhm die Mannen herbeschieden,
Zu huldigen dem Feldmarschall.

Digitized by Google

Der zog einſt aus zu ſeit'nem Streite,
Von Eiſen war allein ſein Fleiß,
Geduld hing ihm als Schild zur Seite,
Und ſtatt des Bluts vergoß er Schweiß.
Der Feind, das war der Flug der Rebe,
Als Feldherrnſtab ſchwang er den Stift,
Sein ſiegend Heer in ſchwerer Fehde,
Das war das Wort in neuer Schrift.

Nun iſt für alle Zeit bezwungen
Durch Menſchenhand das flücht'ge Wort,
Was ſonſt dem Ohr gar ſchnell verklungen,
Das lebt durch Schrift gebannet fort.
Und wer will all den Segen meſſen,
Den dieſer Sieg uns eingebracht?
Wann manche Schlacht ſchon längſt vergeſſen,
Wird dieſes Helden noch gedacht.

O Du, ſo ſchlicht und ſo beſcheiden,
Wie Dein verborg'nes Leben war,
Daß jetzt Dein Herz ſich dürfte weiden
Am Anblick Deiner Jüngerſchaar!
Wie müßt' es Dir doch jetzt verſüßen
All' Deiner Arbeit bitt'res Müh'n!
Vergiß, daß wir erſt jetzt Dich grüßen
Mit Kränzen, die Dein Grab umblüh'n!

Doch wolle Keinen von uns ſchelten,
Daß allzu ſpäter Dank Dir lohnt,
Denn, ach, der Lorbeer grünt nur ſelten,
Wann noch der Geiſt im Leibe wohnt.
Mit Blumen laß Dein Bild umrahmen,
Verſöhnt woll' auf uns niederſeh'n,
Du ſtarbſt, doch lebſt Du fort im Namen,
Denn, was Du ſchufſt, wird fortbeſteh'n.

Mannigfaltigkeiten.

[Tabakspfeifen aus Eis.] Der durch ſeine Reiſen in Aſien bekannte Gelehrte Schlagintweit erzählt, daß die Karawanenreiſenden in Turkheſtan ſich manchmal den eigenthümlichen Genuß verſchaffen, ihren Tabak aus einer „Eispfeife“ zu rauchen. Beim Ueberſchreiten der turkheſtaniſchen Gebirge wird der Ruheplatz in der Nähe eines Gletſchers gewählt; dorthin begeben ſich die Muſelmänner, wenn das Lager aufgeſchlagen iſt, und jeder bohrt ſich ein Loch von der Größe eines Pfeifenkopfes in das Eis, etwas entfernt davon ein kleineres als Mundſtück, und beide werden durch einen Kanal verbunden. Jetzt iſt die Pfeife fertig; der Türke ſtopft ſie, legt ſich auf den Bauch, zündet an und ſaugt an dem Mundſtück, wobei er ſich durch ein Tuch gegen unmittelbare Berührung des Eiſes mit den Lippen ſchützt. Die Hitze des brennenden Tabaks ſchmelzt allerdings ein wenig von dem Rande des Loches ab, aber da das Gletſchereis außerordentlich hart und feſt iſt, geht das Schmelzen nur langſam vor ſich; die wenigen Tropfen reichen gerade hin, um die dem ächt türkiſchen Tabak nöthige Feuchtigkeit zu liefern. Das Rauchen ſelbſt gewährt einen beſonderen Genuß, da der Rauch eiſigkalt in den Mund gelangt, nachdem er den Kanal paſſirt hat. Die Aſiaten lieben dieſe Kühlung des Rauches, wie ſie dieſelbe in ſchwächerem Maße auch durch die Narghiles (Waſſerpfeifen) herſtellen, und die Turkheſtanen verſäumen es nie, wenn ſich die Gelegenheit dazu bietet, eine Eispfeife zu rauchen. Es gewährt, wie Schlagintweit verſichert, einen ſeltſamen Anblick, ganze Reihen von ſchweigſamen Gläubigen auf dem Bauche liegen zu ſehen, durch Decken und Pelze gegen die Kälte des Eisbodens geſchützt, welchem ſie mächtig qualmende Rauchwolken entziehen; beſonders auf den erſten Blick ſtaunt der europäiſche Reiſende, der die Prozedur noch nicht kennt und ſich nicht enträthſeln kann, woher der Rauch kommt.

Wer ſich darauf verläßt, daß beim Photographiren die eigene Schönheit der Phyſiognomie mit Sonnentreue wiedergegeben wird, konnte in London während der jüngſten tropiſch heißen Tage Studien über das Gegentheil anſtellen. Gewöhnlich ſind ſolche Ateliers auf dem Dache eines Hauſes angebracht, und Helios ſchoß ſeine glühendſten Pfeile durch die Glasſcheiben dem Sitzenden dermaßen in die Augen, daß er dieſelben unwillkürlich zuzukneifen pflegte. Schon die Mühſal, drei bis vier Treppen zum Atelier hinaufzuklimmen, zog ſelbſt dem delikaten Geſicht einer Siebenzehnjährigen eine tiefere Röthe, als der roſigen Hauch der Knoſpe, und Damen, die ſich hoch in den Neunundreißigern befanden, trugen bläulich-dunklen Purpur vor die Camera obscura. Roth aber iſt eine Farbe, die jedem Photographen arge Schwierigkeiten bietet. In Newyork hat man den erwähnten nachtheiligen Folgen der Temperatur auf das in Photographie wiederzugebende Geſicht durch einen ſinnreichen Prozeß vorgebeugt, in dem man auf den Sitzenden eine ſanfte Strömung eiſig kühler Luft dirigirt, und zwar mittelſt einer Gasmaſchine, welche einen eigenthümlich konſtruirten Fächer in Bewegung ſetzt und einen höchſt wohlthuenden Luftzug verurſacht. „Once a Week“ ſchlägt vor, daß bei großen Diners, ſobald die Gemüther ſich erwärmen, der Gaſtgeber in den Stand geſetzt werden ſolle, durch ſeinen Bedienten eine Art Polarwind für einige Minuten erſchaffen zu laſſen. Es ſei vorauszuſetzen, daß Eisluft bei heißem Wetter ein ebenſo gefragter Artikel werden würde, als Eislimonade.“

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 192 Mittwoch, 19. August 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung)

„Für wen wird denn die Todtenglocke geläutet?“ fragte Fred, mehr um etwas zu sprechen, als es zu erfahren, ein kleines Mädchen.

„Für die Herrin — Herr!“

„Welche Herrin?“ fragte er jetzt mit einigem Interesse eines der herzutretenden älteren Mädchen.

„Ach, wissen Sie das nicht? Die Herrin auf dem Schlosse!“

„Wer? Was?“ stammelte Carlton todtenbleich. „Doch nicht Mrs. Hetham? Allmächtiger Gott!“

„Ja, sie! Meine Mutter sagte, das Herz wäre ihr gebrochen, als sie gehört habe, daß Miß Hetham verheirathet sei.“

„Sir,“ sagte eine herbeigetretene Frau hinzu, „ich habe gehört, daß sie an einem Blutsturze gestorben sein soll, wie der Doktor sagt und —“

Sie fuhren aber Alle entsetzt zurück, als Fred, beide Hände heftig an die Stirne schlagend in einen Ausbruch von Schmerz und Raserei verfiel, fortstürzte, und ihren Blicken entschwand. In diesem Zustande begegnete ihm Mr. Clifton, als er eben aus dem Trauerhause trat, und jedes bittere Gefühl schwand bei dem Anblicke des furchtbaren Schmerzes, mit dem der zerschmetterte Mann seinem Berichte zuhörte. Seine Verzweiflung war grenzenlos. Er beschwor den Pfarrer, ihn noch einmal das Engelsangesicht schauen, an der Seite der Dahingeschiedenen, vortrefflichen Frau niederknien zu lassen und da Gott um Vergebung der Sünde zu bitten, die sein ganzes künftiges Leben voll Reue und Buße nicht sühnen könne. Aber der Pfarrer unterbrach ihn, nahm seinen Arm und führte ihn in's Pfarrhaus, wo er ihm so zart als möglich Mark Hethams Wunsch, das Schloß nicht wieder zu betreten, mittheilte. Doch als Fred von dem beunruhigenden Zustande seiner geliebten Harriett hörte, so konnte ihn Mr. Clifton nur mit Mühe zurückhalten, denn er wollte mit ihr leiden, und ihren Schmerz tragen helfen. Durch Zureden, und erschöpft von Schmerz ergab er sich endlich darein, im Pfarrhause zu bleiben, aber unter der Bedingung, daß er fortwährend Nachricht vom Schlosse, namentlich über seine Frau erhalten solle. Mit diesem Versprechen verließ ihn der Pfarrer, um sofort zu den trauernden Freunden zurückzukehren.

Zwei Stunden waren seit seinem Weggange verflossen und dennoch fand er Harriett noch immer in der tiefen Betäubung liegen, wie er sie verlassen; da Nichts dagegen gethan werden konnte, so ging er an das Bett von Mark Hetham, und dieser erschöpft an Leib und Seele, hörte jetzt ruhig und ergeben den Trostesworten der Religion zu.

Plötzlich wurde er heraufgerufen und da stand die alte Haushälterin und bat weinend: „Ach Sir, gehen Sie doch schnell zu Miß Hetham, ich meine — ach, daß ich diesen Tag erleben muß — meine arme junge Lady! Gebe Gott, daß sie nicht den Verstand verloren hat! Es bricht mir das Herz, sie so zu sehen; Anny ist allein bei ihr, ich habe den Doktor fortgeschickt, damit er nicht Zeuge ihrer furchtbaren Selbstanklage ist. Ach kommen Sie, und reden Sie mit ihr, daß sie sich beruhigt.“

Harriett war zum Bewußtsein zurückgekehrt. Die Erinnerung an das Geschehene preßte ihr einen durchdringenden Angstschrei aus, und als Mr. Clifton hereintrat, schrack sie zusammen, setzte sich aufrecht und mit wildem Schmerz in ihren Zügen und stieren hervorgetretenen Augen rief sie in herzzerreißendem Tone nach ihrer Mutter, — ihrer theueren Mutter.

Sie brachte eine schreckliche Nacht zu, kein Schlaf kam in ihre Augen, ihre Aufregung grenzte an Raserei.

Als das Morgenlicht in's Zimmer drang, bedeckte sie ihre Augen, wie wenn sie sich vor dem reinen Strahl verbergen müßte, und ganz erschöpft von Leiden lag das arme junge Weib endlich ganz still. Mr. Clifton kniete an ihrem Bette nieder und betete laut und brünstig zu Gott um Ruhe für ihren gequälten Geist. Nach und nach verbreitete sich etwas mehr Ruhe über ihre Züge, worauf sie in Schlaf oder vielmehr in eine Lethargie verfiel, so daß sie jetzt der Pfarrer der Pflege Annys überließ, um in seine Wohnung zurückzukehren.

Seinem Versprechen gemäß hatte er während der Nacht mehrere Male Nachricht an Fred abgesandt,

Digitized by Google

und er wunderte sich daher nicht, diesen so blaß und abgespannt zu finden; indessen erfuhr er auch noch, daß Ersterer diesen Morgen Briefe von seinem Advokaten erhalten hatte, welche ihm anzeigten, daß seine Sachen so schlimm ständen, daß wenn er kein Geld beschaffen könne, seine persönliche Sicherheit gefährdet sei, und er daher so schnell wie möglich England verlassen solle. Aber was war zu thun? Konnte er, ehe sich die Erde über dem Grabe ihrer Mutter geschlossen hatte, seine Frau wegführen? Und ohne sie zu gehen, war doch unmöglich.

Auf Mr. Clifton, als er diesen Ueberlegungen zuhörte, machte die unverhüllte Selbstsucht Carlton's den widerlichsten Eindruck, und er zitterte beim Hinblicke auf die Zukunft der jungen Frau, die einem so glücklichen Elternhause entführt worden war, um die ehrlose Existenz eines ruinirten Spielers zu theilen. Hatte Carlton sich darauf gestützt, daß die reiche Mitgift ihn aus seiner schwierigen Lage befreien könnte? Wenn materielle Beweggründe ihn größtentheils zu diesem Schritte bewogen hatten, so war die arme Harriett nur um so mehr zu beklagen. Mr. Clifton hielt es für sehr unwahrscheinlich, daß Mark Hetham den Mann, der sein Vertrauen so schändlich mißbraucht hatte, ferner unterstützen würde, ja nach seinen Aeußerungen, war die Liebe zu dem einst so heißgeliebten Kinde gänzlich erloschen, und somit auch die Hoffnung, daß dieses noch die Erbin sein könne.

Ueberdies erklärte Carlton feierlich, daß ihn Nichts bestimmen werde, irgend eine Unterstützung von seinem Onkel anzunehmen, selbst wenn sie ihm angeboten würde. Nein, er wolle sich seinem Schicksale fügen, es bereite ihm nur den größten Kummer, daß sie es mit ihm theilen müsse, die ein viel glänzenderes Loos verdient habe. Er bat den Pfarrer, seine ganze Lage Mark Hetham mittheilen und ihm dessen Wünsche hinsichtlich seiner Tochter wissen zu lassen, nur hoffe er bald abreisen zu können, was in seiner gegenwärtigen Stellung eine unaussprechliche Erleichterung für ihn sein würde, auch glaube er, daß diese Veränderung und seine innige Theilnahme und Sorgfalt am ehesten den stechenden Schmerz seiner geliebten Harriett lindern würden. Dem Allen konnte Mr Clifton nur beistimmen, bemerkte aber, daß vorher die förmliche Trauung in der englischen Kirche stattfinden müsse, worauf Mark Hetham jedenfalls bestehen werde.

„Dagegen habe ich Nichts einzuwenden," erwiderte Carlton, „nur wünsche ich, daß es sobald als möglich geschieht, denn in einem, höchstens zwei Tagen, muß ich abgereist sein."

(Fortsetzung folgt.)

Gefecht bei Uettingen, Roßbrunn und Hettstadt.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866.)

(Fortsetzung.)

Das 2. Bataillon des 7. Regiments, das schon vorher weiter links bis in die Höhe des sogenannten Brunschlags dirigirt worden, hatte die 3. Schützenkompagnie und zu deren Unterstützung die 5. vorgeschoben. Diese in Verbindung mit der links sich ihr anschließenden 6. Schützenkompagnie, und eine Kompagnie des 1. Bataillons nahmen hier das Plänkergefecht auf und wiesen mehrfache Angriffsversuche des immer stärker sich ansammelnden Feindes zurück. Auf dem rechten Flügel der Brigade Hanser waren successive auch die 5. Schützenkompagnie des 10. und die erste des 7. Regiments in die Feuerlinie eingetreten; ferner hatte Generalmajor Cella persönlich das 3. Bataillon des 4. Regiments aus der Stellung am Posthause zur Unterstützung vorgeführt. Von diesem wurden 2 Kompagnien an die Waldlisière des Ofnerl, der Rest in Reserve auf dem Berge postirt; hingegen mußten 2 Kompagnien des 10. aus der Feuerlinie zurück, da sie ihre Taschenmunition gänzlich verschossen hatten. Auch bei der Batterie Redenbacher, die wegen der Ungangbarkeit des Terrains ihre zweite Linie im Thal zurückgelassen hatte, war Munitionsmangel eingetreten, so daß dieselbe ihre Position bald aufgeben mußte. Die Batterie Girl, welcher sich kein Schußobjekt bot, war schon früher auf die Höhen hinter dem Posthause zurückbeordert worden. Das Gefecht konnte also bayerischer Seits auf diesem Flügel nur mit Plänklern fortgeführt werden, welche jetzt, nachdem zur Linken der 1. Schützenkompagnie des 7. Regiments noch 2 Kompagnien vom 3. Bataillon des 10. sich eingeschoben hatten, eine fast ununterbrochene Kette vor ihrer Brigade bildeten. Kurz ehe auch die 6. Schützenkompagnie dieses Bataillons zur Verstärkung eintraf, ward der Kommandant desselben, Major Bredaur, tödtlich verwundet. Es war jetzt 7 Uhr vorüber. Die Brigade Bijot hatte ihren Rückzug bis östlich von Greußenheim fortgesetzt, und auch die übrigen Abtheilungen der 4. Division wurden allmählig vom Posthause zurückgenommen. Generalmajor v. Hanser ertheilte daher Befehl, den Ofnert und Vogelsberg mit gegenseitig sich ablösenden Tirailleurlinien zu räumen, wobei das 10. Regiment beginnen, das 7. diesem folgen und das Jägerbataillon die Deckung des Rückzugs übernehmen sollte. Im selbem Momente aber steigerte sich das Artillerie- und Gewehrfeuer des Gegners auf's Aeußerste, und die Verluste mehrten sich ungemein. Da brachen etwa um halb 8 Uhr zwei preußische Bataillonskolonnen (36. Regiment) mit dichten Plänklerschwärmen vor der Front aus dem Walde des Schlehrberges gegen den Brunschlag vor. Der über 250 Schritt breite freie Raum, den dieselben zu durch-

Digitized by Google

lassen hatten, war von den bayerischen Tirailleurs frontal und in beiden Flanken vollkommen beherrscht, die Wirkung des Feuers gegen den anstürmenden Feind auch sichtlich eine außerordentliche; gleichwohl blieben die Preußen im Vorrücken, gelangten rasch über die Waldblöße, und zwangen die arg gelichteten bayerischen Kompagnien, welche gegen diesen Angriff ihre letzten Patronen verschossen hatten, zum Weichen. Während nun die feindliche Infanterie sich im Brunschlage ausbreitete, und von da aus flankirend gegen dem Oßnert zu feuern begann, zog die Brigade Hanser nebst dem 3. Bataillon des 4. Regiments in der anbefohlenen Weise über Roßbrunn und zum Theil über Mädelhofen gegen den Himmelreich-Wald ab. Zahlreiche Plänklergruppen, welche den Rückzug deckend ihren Bataillonen nur langsam und stets feuernd folgten, setzten sich zu wiederholten Malen fest, insbesondere war dem 3. Jägerbataillon, an welches sich hiebei die 6. Schützenkompagnie des 7. Regiments angeschlossen hatte, Gelegenheit gegeben, durch einen energischen Gegenstoß das Nachdrängen des Gegners zu hindern. Major von Herz setzte sich nämlich kurz nachdem das dem Hauptangriffe direkt entgegenstehende Bataillon Gamsö den Rückmarsch angetreten hatte, mit seinen Jägern in Bewegung. Zwei Kompagnien waren ausgedehnt, die beiden andern folgten als Reserve. Kaum haben die Vordersten den Kamm der Höhe erreicht, als sie auf 80—100 Schritte mit Schnellfeuer empfangen werden. Sofort läßt der Major zur Attake blasen. Die Preußen eilen aus den Gruben und Hecken, in denen sie sich eingenistet hatten, dem nahen Walde zu, um von dort ihr Schnellfeuer zu wiederholen; allein ein zweiter, mit der gleichen Behemenz, aufgefälschter Bajonettangriff wirft sie auch von da zurück in das Innere des Gehölzes. Der Feind drängte hier nicht mehr nach, und das Bataillon, flankirt aus dem mittlerweile ebenfalls in den Besitz des Ersteren gelangten Oßnert, ging jetzt auch seiner Seits auf Roßbrunn zurück.

Zweiter Moment: Wie früher bemerkt, war die Brigade Bisot nach Räumung des Hessnert über Greußenheim abgezogen; das 8. Jäger- und 2. Bataillon des 5. Regiments nahmen bei letztgenannter Ortschaft noch einmal Stellung, folgten jedoch bald, nachdem sie vom Feinde Nichts bemerkten, dem Gros auf Hettstadt. Nachdem die Preußen in den Besitz des Hessnert gelangt war, mußte die Batterie Königer auch ihre zweite Position gegen Greußenheim verlassen, und suchte sich eine neue Stellung zunächst dieses Ortes. Da ihr durch das Umstürzen eines Munitionswagens ein schmaler Feldweg versperrt wurde, fuhr sie auf der Straße im Galopp durch das Dorf, um hart südlich desselben in Aktion zu treten, aber auch hier konnte sie sich nicht lange halten, mußte in der Richtung gegen Hettstadt zurück, und trat erst in späteren Gefechtsmomenten in Thätigkeit. Das 6. Jägerbataillon hatte den südlich von Greußenheim gelegenen Wald besetzt gehalten, bis die gesammte 7. Brigade diesseits des Dorfes war, und zog erst, als 2 preußische Bataillone die rechte Flanke zu umgehen drohten, während die Batterie Königer sich im Rückmarsche befand, langsam von Stellung gleichfalls gegen Hettstadt ab. Auch das in der Nähe des Posthauses stehende 1. Bataillon des 9. Regiments wurde auf den der 4. Division angewiesenen Sammelplatz zurückgenommen, das 3. Bataillon hingegen rückte, als die Batterie Will, neben der es bisher plazirt gewesen, sich gänzlich verschossen hatte, und deshalb endlich abfahren mußte, an das Posthaus. Dort garnirte es den längs der Straße hinziehenden, in halber Höhe gemauerter Gartenzaun dicht mit Plänklern, während sich der Rest als Reserve hinter den Gebäuden aufstellte. An dieses Bataillon links anschließend stund das 3. des 12. Regiments den nach Roßbrunn führenden Weg entlang. Das Dorf selbst war durch Kompagnien des 10. Regiments, untermischt durch Abtheilungen des 4. besetzt, welche sich unter Kommando des Hauptmanns v. Lacher, so gut es in der Eile eben gehen mochte, zur Vertheidigung einrichteten.

Es dürfte angemessen sein, hier eine kurze Uebersicht über die Aufstellung und Thätigkeit sämmtlicher aktiv in Verwendung gekommenen Batterien einzuschalten: Die Batterie Minges mit den beiden Zwölfpfündern unter Leutenant Haag stand zwischen dem Posthaus und dem von Greußenheim unmittelbar auf die Würzburger Chaussée führenden Wege und beschoß die aus dem Oßnert debouchirenden feindlichen Kolonnen; die 12pfünder Batterie Schropp, nordöstlich des Posthauses, so wie die Batterie Hang konnten sich nicht gegen die gezogene Artillerie der Preußen halten und mußten abfahren; die gezogene Batterie Girl stund auf der Höhe östlich des Posthauses und feuerte mit Erfolg gegen Infanterie und Artillerie; die 12pfünder Batterie Gramich konnte nur später gegen Infanteriekolonnen, die sich von Uettingen gegen Roßbrunn in Bewegung setzten, ein wirksames Feuer eröffnen; die gezogene Batterie Zeller mußte wegen Munitionsmangels nach einiger Zeit ihre Stellung westlich vom Posthause verlassen und ging nach Hettstadt zurück; die Batterie Mehn gelangte mit Ausnahme einiger Granatwürfe nicht zur Wirkung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

H. V., der Korrespondent der „Frankfurter Zeitung" beim Schützenfeste, berichtet über den Eindruck, welchen die Wienerinnen auf die Festzäste machten, und schreibt u. A.: „So verschieden auch diese Anschauungen der Bremer von denen der Frankfurter sind, so sehr auch der Tyroler in seinen Gefühlen von dem Berliner ab-

Digitized by Google

weicht, in Einem sind alle einig, in der Begeisterung für die Wienerinnen, in diesem einen Punkte wenigstens ist die deutsche Einigkeit bereits völlig hergestellt. Fragt man nun, was es denn eigentlich ist, das die Wienerinnen so liebenswürdig erscheinen läßt, so ist Das schwer zu sagen; doch ich möchte behaupten, daß namentlich die eigenthümliche Vereinigung der Gegensätze die Ursache ist, welche die Töchter der Kaiserstadt zu solch' siegreichen Propagandistinnen der deutschen Einheit machen; ob Dies durch die eigenthümliche Mischung germanischen, ungarischen und slavischen Blutes bewirkt wird, das will ich nicht untersuchen. Wahr aber ist es, ich sah selten solch' loderndes Feuer und solch' schwärmerische Sanftmuth — solche Ueppigkeit und Zartheit der Formen in einem Weibe vereinigt, wie Dies bei den Wienerinnen der Fall ist. Dazu kommt, daß sie nicht nur schön sind, sondern auch, mit Anmuth umgürtet, sich durch vollendete Grazie auszeichnen. Schon die Art und Weise, wie sie ihr Köpfchen zu tragen pflegen, hat etwas Bezauberndes, und wenn ein Wiener Kind lächelnd ein Glas ergreift, es an die Lippen führt und auf Frankfurts Wohlergehen leert — dann, nun ja, dann ist es kein Wunder, daß ein guter Frankfurter, hingerissen und gerührt, das Glas beneidet und um die Gunst bittet, den schönen Lippen in allen Ehren mit den seinigen Dank sagen zu dürfen.

[Ueber schwarze Bücher.] Es gibt Bücher von allerlei Farben, blaue, rothe, grüne u. s. w. Am interessantesten sind jedenfalls die sogenannten schwarzen Bücher, von denen es vor nicht langer Zeit noch eine erkleckliche Zahl in Deutschen Landen gab. Gewöhnlich enthalten dieselben in alphabetischer Ordnung die Namen von Staatsangehörigen, die sich irgendwie um das Vaterland verdient gemacht haben, so wie allerlei Bemerkungen über dieselben. Ein solches Schwarzbuch ist also in Bezug auf lebende Größen so gut wie ein „Pierer." Es ist aber nicht nur eine Ehre für Jemanden, im Schwarzbuch zu stehen, sondern es ist dies auch mit manchem reellen Vortheil verbunden, wie denn z. B. die Insassen des Schwarzbuchs bei allgemeinen und anhaltenden Ordensgüssen und Titelschauern gewöhnlich mit heiler Haut davon zu kommen pflegen.
(Kladderadatsch.)

In der Nordsee, in der Nähe der friesischen Küste, ist ein 17 Fuß langer Hai gefangen worden. Kapitän Fock, welcher den „Pilot" zwischen hier und Bremerhaven führt, erlegte das Meerungeheuer mittelst einer geschickt gehandhabten Harpune, nachdem das Schiff längere Zeit erfolglos auf dasselbe Jagd gemacht hatte. Ein gestern hier angekommener Kapitän eines englischen Schiffes will auf dem Wege von Liverpool nach Hamburg zwei den erlegten Hai an Länge noch überragende Haifische in den Nordsee und zwar auf halbem Wege zwischen der Einfahrt in die Elbe und der Einfahrt in den Kanal, gesehen haben.

Eine durch den Stadtrath verordnete Zählung der Häuser in Jerusalem hat ergeben, daß gegen 1500 bewohnte und gegen 70 unbewohnte Häuser, mehr als 30 Klöster und Kirchen, gegen 20 Moscheen und Moscheeschulen, 11 Synagogen, 5 Spitäler und mehr als 1000 Verkaufslokale sich dort befinden.

[Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.] Der Opernsänger Th. Wachtel hat die schöne Blomberg'sche Villa am Hainerberg bei Wiesbaden für 50,000 fl. angekauft.

Auflösung der Charade in Nr. 174:

I.

Dem „Faulthier", das die Fremde zeugt,
Auch in Europa Mancher gleicht.

Es gleichen ihm in unserm Land
Nicht Wenige aus jedem Stand.

Viel Aehnlichkeit mit ihm auch hat —
So Mancher selbst in uns'rer Stadt;

Das Schlimmste aber ist zum Schluß:
Daß ich ihm selber gleichen muß.

M. M.

II.

Wär' mancher Erdensohn nicht „faul",
Er käm' vom Esel auf den Gaul!
Schau in die Luft, schau in die Fluth,
Schau hin auf Flur und Hain:
Die Zweite steht zu wohlgemuth
Als „Thier" in bunten Reih'n!
Das Ganze, auch ein friedlich Thier,
Lebt fast nur auf den Bäumen,
Ihm gleichen manche Menschen hier,
Die auch die Zeit verträumen;
Doch nützt das „Faulthier" mehr als sie,
Ist ebbar und gibt Leder,
Sie aber scheuen jede Müh',
Schrei'n bei der Arbeit Zeter!

K. in Hammelburg.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Aſchaffenburger Zeitung.

Nr. 193 Donnerstag, 20. Auguſt 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortſetzung.)

Ohne irgend eine Bemerkung hörte Mark Hetham der Erzählung über die Verhältniſſe ſeines Schwiegerſohnes zu, deſſen Abreiſe, wie er äußerte, kein Hinderniß im Wege ſtünde.

„Und Ihre arme Tochter. Sie, glaube ich —“ bemerkte ſchüchtern der Pfarrer.

„Muß das Loos ihres Mannes theilen, deſſen Liebe ſie den Vorzug vor —“

Seine Lippen zitterten und er bedeckte das Geſicht mit den Händen.

Nach einer Weile fuhr er mit erzwungener Ruhe fort:

„Cliſton, ich bin nicht im Stande, über die traurige Angelegenheit zu ſprechen, ich weiß, was Ihr gutes Herz dagegen einwenden will, aber es kann nicht ſein. Mein tiefer Schmerz hat jedes zärtliche Gefühl verzehrt, und wie ſchrecklich es auch iſt, es zu ſagen: ich fühle, daß es eine Erleichterung für mich ſein wird, wenn das Kind — einſt die Wonne und der Stolz meines Lebens — dies Haus verlaſſen haben wird. Sie wieder zu ſehen, würde mich vernichten, deshalb thun Sie, wie ich es wünſche.“

Er hielt inne und ſeufzte tief.

„Die Heirath muß natürlich feierlich vollzogen werden, ehe ſie abreiſen“, fuhr er wieder fort, „und dann ſagen Sie ihm — Mr. Carlton — daß alle geſchäftlichen Beziehungen nur durch meinen Advokaten abgemacht werden ſollen. Beſorgen Sie Alles, mein theurer Freund, und erſparen Sie mir jedes fernere Geſpräch darüber, nennen Sie mir nicht wieder ihren Namen, damit ich“ — fuhr er heftig fort, „damit ich nicht verflucht werde, ihn zu verfluchen. Gott vergieb mir! O Mary, mein ſüßes, einziges Weib — mein Schatz — mein Engel“, rief er in überwältigendem Schmerz aus, „vergieb auch Du mir! Wenn ich an Deine Liebe für ſie denke, ſo tritt der Schritt eigenwilligen Ungehorſams, der Dein koſtbares Leben zerſtört, in ſeiner ſchwarzen Undankbarkeit vor meine Seele. O Mary, mein geliebtes — mein gemordetes Weib!“

Mit ſchwerem Herzen begab ſich Mr. Cliſton in Harriett's Zimmer, um ſie auf den nahen Abſchied von ihrer Heimath vorzubereiten und zugleich darauf, daß vorher ihre Trauung in aller Form ſtattfinden müſſe. Sie hörte ihm mit dem ruhigen Blicke gänzlicher Hoffnungsloſigkeit zu, der nur zu deutlich ſagte, daß keine äußere Einwirkung ihr Elend vergrößern könne. Es machte nicht den geringſten Eindruck auf ſie, als er von ihrer Schweſter, ihrem Vater oder Gatten ſprach, nur bei des Letzteren Namen ſchien es, als ob ein Schauer ſie überrieſle, der des guten Mannes Herz mit Kummer erfüllte; denn ſollte ſie wohl um einer eingebildeten Liebe willen ihr beſtes Lebensglück geopfert haben? Von dieſem Gedanken erfüllt, ging er vorſichtig auf das heilige Gelübde über, das ſie noch einmal vor dem Altare wiederholen ſolle, und mit warmem Herzen zeigte er ihr, wie ſie als verzügliche Gattin den Schritt wieder gut machen könne, den ſie im Irrthume als Tochter gethan.

Wie der väterliche Freund ſo ſprach, leuchtete faſt ein Hoffnungsſtrahl in ihrem Auge auf, ſie bedeckte das Geſicht mit den Händen und murmelte: „o Fred, Fred!“ und durch dieſen Ton klang eine ſo tiefe Zärtlichkeit und Rührung, daß Mr. Cliſton mit Befriedigung ihre wahre und heiße Liebe darin erkannte.

Der zweite traurige Tag war vorüber gegangen. Mr. Cliſton hatte alle Vorbereitungen getroffen, und kehrte gegen Abend in das Schloß zurück; er begegnete Anny, die ihn bat, ſogleich zu ihrer Herrin zu gehen, die ſchon mehrmals nach ihm gefragt habe.

Mit Erſtaunen fand er ſie aufgeſtanden und in einem großen altherthümlichen Lehnſtuhl ſitzend; ihre Hände waren gefaltet, und kein Lebenszeichen war ſichtbar als die durch ihr tiefes Athemholen hervorgebrachte Bewegung ihres weißen Morgenkleides, in das ſie eingehüllt war.

Als ſie die milde Stimme des Pfarrers hörte, fuhr ſie auf, legte ihre Hand auf ſeinen Arm, ſah ihn mit ihren großen Augen feſt an, und ſagte mit leiſer erſtickter Stimme, aber beſtimmt:

„Mr. Cliſton, ich muß ſie ſehen!“

Er antwortete nicht gleich, er fürchtete die Erſchütterung bei einem ſolchen Anblicke; allein konnte der Zuſtand des armen Weſens ſchlimmer werden, als er

Digitized by Google

war? Keine einzige Thräne hatte noch bis jetzt ihr gepreßtes Herz erleichtert. Möchte nicht vielleicht der Blick auf das ruhige Antlitz, auf dem der selige Ausdruck himmlischen Friedens lag, ihren brennenden Schmerz lindern, und die Quelle der dadurch zurückgehaltenen Thränen öffnen?

„Mein liebes Kind," sagte er endlich, während er mit Angst ihren schwachen Zustand betrachtete, denn als sie aufstehen wollte, sank sie entkräftet in den Sessel zurück, ohne aber ihre Augen von ihm abzuwenden, „fühlen sie sich stark genug, den Tod, wenn auch in seiner schönsten Form, zum Erstenmale zu schauen?"

„Ich fühle es, ich bin es," antwortete sie erschöpft. „Mr. Clifton, ich habe eine unaussprechliche Sehnsucht, das geliebte Angesicht noch einmal zu sehen, und wenn es mich auch tödten sollte, so will und muß ich es sehen. O, halten Sie mich nicht zurück!" rief sie, ihre Hände bittend emporhebend, „unwürdig, wie ich auch immer sein mag! Bald und schnell soll ich fort von hier, um sie nie — nie wiederzusehen! O, so lassen Sie mich denn bei ihr bleiben, so lang ich noch da bin. Ich will ruhig sein, ach ja, bei ihr werde ich ruhig sein. Theurer, gütigster, bester der Freunde, der mich im tiefsten Elende nicht verlassen hat, vollenden Sie das Werk der Barmherzigkeit und führen Sie mich — o führen Sie mich zu ihr!"

Mit von Rührung erstickter Stimme versprach er es, und bald darauf trat sie auf seinen Arm gelehnt, in das Todtenzimmer. Sie kniete am Sarge nieder, beugte ihr Haupt, und bat leise, sie allein zu lassen, allein mit der Todten.

Wer könnte die Gefühle der unglücklichen Tochter beschreiben, oder wer möchte den Schleier von der heiligen, geweihten Stunde wegziehen, — sei es genug zu sagen, daß sie nicht umsonst vorübergegangen, daß sie den herben Schmerz gestillt hatte, während der verklärten Mutter Geist tröstend und schützend ihr gebeugtes Kind umschwebt hatte.

Mr. Clifton war im Boudoir, wo Miß Higgins ein Lager für Harriett einrichtete, weil sie, während ihres noch kurzen Daseins, sich nicht von der Mutter trennen wollte. Er dachte eben darüber nach, ob es rathsam sei, sie noch länger allein zu lassen, als er einen leisen Fußtritt hörte und durch die angelehnte Thüre ein junges Gesicht erblickte, in welchem er, von dem Lichte, das sie trug, beleuchtet, tiefe Traurigkeit, gemischt mit ruhiger Ergebung las. Es war Rosa; sie trat so leise in das Todtenzimmer, als ob sie einen sanft Schlummernden nicht stören wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Gefecht bei Uettingen, Roßbrunn und Hettstadt.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866.)

(Fortsetzung.)

Unter dem Schutze der Artillerie und der im Thalgrunde fechtenden Plänkler hatte sich die Brigade Hanser allmählich durch Roßbrunn und östlich an dieser Ortschaft vorüber gegen den Himmelreich-Wald gezogen, woselbst Generalmajor Schumacher mit dem 1. Bataillon (Ostwald) des 3. und den beiden Bataillonen (Hugenpoet und Hauptmann Müller) des 12. Regiments zu ihrer Aufnahme bereit stand. Die Plänkler dieser Brigade hielten den Waldsaum bis in die Höhe von Mädelhofen besetzt, und betheiligten sich, sobald ihre Front frei war, successive am Feuergefecht. Die Preußen versuchten zwar mehrfach, ins Thal, namentlich gegen Roßbrunn, herabzudrücken, wichen aber stets wieder zurück. Als in der Folge feindliche Abtheilungen auf Mädelhofen vorgingen und die bayerische Tirailleurlinie in der Flanke zu fassen suchten, wurde die Besatzung von Roßbrunn durch die 11. Kompagnie des 9. Regiments verstärkt. Der Gegner machte auch in dieser Richtung vorerst keine Fortschritte mehr. Ueberblickt man im Allgemeinen die Stellung der bayerischen Heerestheile zu Ende des eben beschriebenen Gefechtsmomentes (kurz vor 9 Uhr), so ergibt sich Folgendes: Auf dem äußersten rechten Flügel ist die Brigade Bitzl im Rückzuge gegen Hettstadt, das 8. Jägerbataillon bildet deren Arrieregarde, und links von diesem retirirt das 6. Jägerbataillon in der gleichen Richtung. Auf der Höhe östlich des Posthauses sind die Batterien Sirl, Gramich und Minges in Aktion. Im Anschlusse an diese hat die Reserve-Infanteriebrigade Stellung genommen, und die Plänkler derselben, à cheval der Straße sich ausdehnend, hatten mit den am Saume des Himmelreichwaldes postirten Tirailleurs der 3. Brigade Verbindung. In der vorderen Linie stehen noch 2 Bataillone vom 12. Regiment unter Kommando des Generalmajors Calla zwischen Posthaus und Dorf Roßbrunn. Letzteres ist überdies mit Abtheilungen der Brigade Hanser besetzt, deren Gros sich jetzt hinter die 3. Brigade zurückzieht. Alle übrigen im Laufe des Morgens zur Verwendung gekommenen Truppenabtheilungen sind theils bei Hettstadt konzentrirt, theils dorthin im Marsch. Die 3. Division und die Reservekavallerie stehen in Bereitschaft bei Waldbüttelbrunn. Die 1. Division, welche Befehl hat, den Wald östlich von letztgenannter Ortschaft zu besetzen, um gegen Höchberg mit dem 8. Korps Verbindung zu erreichen, hat Morgens 6 Uhr ihren Bivouak zwischen Eißingen und Waldbrunn verlassen, und ist eben im Begriff, die bezeichnete Stellung einzunehmen. Schließlich muß noch der Batterie Kriebel (gezogene Gpfünder) Erwähnung geschehen, welche sich um die fraglichen Zeit in einer sehr exponirten Lage

Digitized by Google

befand. Diese Batterie, in der Reserve eingetheilt, hatte schon am Abende des 25. Befehl erhalten, zur 1. Infanterie abzurücken, und war am 26. Morgens 2 Uhr nach Waldbrunn gelangt. Von hier ist das Thal bis Mädelhofen hinaus seiner ganzen Länge nach eingesehen und beherrscht, es bietet sich also für gezogene Geschütze eine vortreffliche Position. Hauptmann Kriebel beschloß, dieselbe wo möglich auszunützen, erbat sich von dem zunächst stehenden 4. Jägerbataillon einen Zug als Particularbedeckung, und blieb stehen, nachdem die 1. Division bereits abmarschirt war. In der That gelang es ihm, zu verschiedenen Malen mit Erfolg anzugreifen. Zuerst feuerte er gegen rekognoszirende feindliche Offiziere, die sich südwestlich auf der Höhe zeigten, dann beschoß er preußische Kolonnen, welche auf Mädelhofen rückten, und bezweckte so jedenfalls, daß der Gegner in der Richtung gegen Waldbrunn behutsam zu Werke ging. Gegen halb 10 Uhr endlich zog er halbbatteriesweise auf den zum Erbachhofe führenden Sträßchen ab. Der zugetheilte Jägerzug, welcher vorher durch zahlreiche Patrouillen die nahegelegene Waldung beobachtet hatte, besorgte während des Marsches die Flankenbedeckung, ein Unteroffizier der Batterie hingegen sollte nach Kist reiten, dort zu rekognosziren. Noch vor dieser Ortschaft von feindlichen Schützen überfallen (Spitzen der Division Göben) wurde demselben das Pferd getödtet, er selbst gefangen. Die Batterie jedoch erreichte ohne Unfall die Chaussée, und fand bei Höchberg Aufnahme durch die Truppen der 1. Division.

Dritter Moment. Durch das bei Roßbrunn engazirte Gefecht sollte die Konzentrirung der gesammten bayerischen Armee auf dem Plateau bei Waldbüttelbrunn und von hier aus der Anschluß an das 8. Korps gedeckt werden, was auch gelang. Die 1. und 3. Division hatten ihre Positionen eingenommen; die 4. war bei Hettstadt konzentrirt; demgemäß erhielten um 9 Uhr die sechzehn Truppen den Befehl, sich allmälig auf das Gros zurückzuziehen. Generalmajor v. Seckendorff, welcher erst kurz vorher seine Brigade unter sehr heftigem feindlichen Feuer aus ihrer Reservestellung bis in die Höhe der östlich des Posthauses gelegenen Kapelle vorgeführt hatte, begann nunmehr treffenweise den Rückmarsch, in dessen weiterem Verlaufe er das 3. Bataillon des 14. Regiments zum Flankenschutze auf die Greussenheimer Höhe detachirte. Diesem schloß sich dort das 8. Jägerbataillon an, und Beide gelangten (fast gleichzeitig mit der Reservebrigade) nach Hettstadt. Die Preußen hatten inzwischen Mädelhofen besetzt und feuerten aus den dortigen Deckungen gegen den Hemmelreithwald. Ferner waren von Uettingen her feindliche Kolonnen im Anmarsch, welche sich, nachdem die bayerische Artillerie gleichfalls ihre Positionen geräumt hatte, dem Posthaus näherten. Nun ordnete auch Generalmajor Stella den Rückzug des beiden unter seinem Kommando vereinigten Bataillone an, während zu gleicher Zeit Hauptmann v. Lacher das Dorf Roßbrunn verließ. Der Feind rückte derselben jedoch nicht weiter nach, sondern beschränkte sich darauf, mit Artillerie gegen die geordnet abziehenden bayerischen Abtheilungen zu feuern. Südlich von Hettstadt war mittlerweile die 7. Brigade, verstärkt durch die reitenden Batterien Lepel und Hellingrath, und links von diesen die 4. Brigade in Gefechtsform aufmarschirt. Nachdem endlich die Reservebrigade ebenfalls bei der genannten Ortschaft eingetroffen war, begann General Schumacher seine Bataillone aus dem Himmelreichwalde, den die Preußen zuletzt mit Granaten bewoffen hatten, zurückzunehmen. Seine Plänkler vermochten sich nur allmälig aus dem Feuergefechte loszumachen, die Kolonnen jedoch zogen gänzlich unbelästigt vom Gegner an der 4. Brigade vorüber, um links rückwärts derselben im sogenannten Gehege-Walde wiederholt aufzumarschiren. Das Infanteriefeuer war um diese Zeit (halb 11 Uhr) beinahe völlig verstummt, hingegen hatten feindliche Geschütze ungefähr an jener Stelle, an welcher vorher die Batterie Girl gestanden, Posto gefaßt, und beschossen die Brigade Hanser, so wie die zunächst derselben befindlichen reitenden Batterien. Dieses übrigens erfolglose Feuer wurde bayerischer Seits so lange erwidert, bis ein Befehl des Oberkommando's die 3. und 4. Brigade anwies, über Waldbüttelbrunn an die Hettstädter Höhe zurückzugehen. In Folge dessen mußte auch die Artillerie ihr Feuer einstellen und abfahren. Gegen 11 Uhr war das Gefecht für einige Zeit, faktisch erloschen, und nur dann und wann fielen noch einzelne Kanonenschüsse. Die letzten bayerischen Abtheilungen waren eben im Begriff, in die der Armee angewiesene konzentrirte Stellung einzurücken, deren rechter Flügel sich bei den Hettstädter Höfen hart an den Höhenrand lehnte, während die Frontlinie in einem Bogen südwärts gegen Höchberg zog, um dort an die Verbündeten anzuschließen. Allein noch war dieser Aufmarsch nicht vollendet, als den Marschall die Nachricht traf, das 8. Korps habe nun auch die Position auf dem Nikolausberge verlassen und sei im Marsch hinter den Main begriffen. Nähst den Rücksichten auf Verpflegung, war es insbesondere der Mangel an geeigneten Verbindungen zwischen dem Nikolausberg und dem Mainthal gewesen, welcher den Prinzen Alexander bestimmt hatte, nach Würzburg abzuziehen. Nun blieb auch der bayerischen Armee keine Wahl mehr übrig. Mit vollkommen bloßgestellter linker Flanke konnte sie, zumal dicht vor den Main-Defilées, einen erneuten Kampf gegen den übergelegenen Feind nicht wagen. Prinz Karl beschloß daher, auf das rechte Ufer zurückzuziehen, und ließ die Brigade Hanser, welche des Morgens am hestigsten im Gefecht gestanden, sofort über Oberzell abrücken.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Aus Kaulbach's Atelier in München wird nächstens wieder ein Kunstwerk hinausgehen nach Amerika, um jenseits des Ozeans Zeugniß abzulegen von der siegenden Allgewalt deutscher Kunst. Es sind diesmal nicht wächtige historische Ideen, wie sie uns sonst Kaulbach's geniale Kohle in ewiger Schönheit auf die Leinwand bannte, es ist diesmal keine künstlerische Wiedergeburt der Ideale unserer Dichter, wie sie der Meister in den letzten Jahren zeichnete und wie sie hinausgingen in alle Welt, um seinen Ruhm zu verkünden. Nein, es ist ein Bild so einfach und doch so groß, so anmuthig und doch wieder so gewaltig; ein Bild, das man nicht kritisiren kann, vor dem man steht und nur genießt und nur bewundert. Kaulbach nennt es selbst „Mutterglück". Wir sehen auf einer Rasenbank inmitten eines dichten Waldes eine junge glückliche Mutter. Das herrliche Weib ist lichtblond und blond sind die herzigen Kinder, die es umspielen. Zwei hängen an der Brust der Mutter und trinken aus der Quelle, die uns Alle nährte, die übrigen Größern schmiegen sich an die Mutter an. Das Ganze athmet vollste Befriedigung, reiches überquellendes Glück. Glück und Freude leuchtet aus den Blicken des schönen Weibes, mit denen sie alle ihre Lieben umfaßt; Glück und Freude spricht das Gesicht des herrlichen Buben, das so herzig aus den blonden Ringellöckchen herausschaut, von denen es eingerahmt wird. Lebenslust und Kraft spricht sogar die kleine Faust des andern, welche die große Traube frisch zerquetscht. Da ist kein Ton, der uns diese wonnigliche Harmonie störte, keine Linie, die nicht mitspräche in dem reinen Akkord. Der duftige Wald mit seinen tiefen grüngoldigen Schatten ist der einzige Hintergrund, von dem ein solches Bild sich abheben konnte. Wie zeichnen sich aber da auch die süßen rosigen Leiber der Kinder, wie gewinnen da die kräftigeren Töne des unvergleichlich schönen Körpers der Mutter! — — Lange Zeit hat der bekanntlich unermüdlich thätige Künstler keine Palette in die Hand genommen und seine unsterblichen Schöpfungen nur mit der Kohle gezeichnet. Um so freudiger muß daher dieses jetzt vollendete Oelgemälde alle seine Freunde überraschen und um so mehr wird es die Neider des großen Meisters beschämen, die seine siegende Gewalt in der Zeichnung zwar anerkennen müssen, aber immer und immer wieder versuchten, in der Farbe die verwundbare Ferse dieses Achilles zu finden.

Ein geheimnißvoller Vorfall, der sich dieser Tage an einer Vorstadtbühne in Wien ereignete, wird von der „Presse" also erzählt: Es pflegt an jenem Theater nicht selten vorzukommen, daß bei den Proben Bekannte von einzelnen Darstellern oder Figuranten sich einfinden, und so war es auch nichts Ungewöhnliches, daß bei einer Vormittagsprobe ein fremder Herr im eifrigen Gespräch mit einigen Ballerinen des Theaters gesehen ward. Ein Fräulein vom „Chor der Rache" trug einen Blumenstrauß am Busen und der Fremde hat einen Augenblick um die Blumen, die ihm die Ballerine auch überließ. „Leiden Sie manchmal an Schnupfen?" fragte der Herr im galanten Tone. — „O ja, wenn das Unglück es will", war die geistreiche Antwort. — „Dem soll augenblicklich abgeholfen sein", meinte der Fremde, nahm ein Papierchen aus der Tasche und streute aus demselben ein Pulver auf die Blumen der Tänzerin. „Riechen Sie doch daran", bat er, eine Aufforderung, der das Fräulein sowohl wie noch drei Kolleginnen Folge leisteten. Bald darauf entfernte sich der Fremde, und während eine Ballerine die andere nach dem Namen des Herrn fragte und keine von ihnen Auskunft zu geben vermochte, gab sich eine seltsame Konsequenz der so eben berichteten Galanterie bei allen Vieren kund. Sie verspürten heftigen Schwindel, gefolgt von einem eigenthümlichen Unbehagen, das den ganzen Körper ergriff, und alsbald stürzten zwei der Tänzerinnen ohnmächtig nieder, während die dritte sich mühsam an einer Koulissenwand festhielt. Auch ein männlicher Darsteller dieser Bühne, der an jenem so geheimnißvoll präparirten Blumenstrauße gerochen hatte, fühlte sich unwohl. Herzliche Hilfe brachte den Betäubten bald Erholung von dem seltsamen Attentate, dem sie zum Opfer gefallen, und dessen Urheber zu eruiren bis jetzt leider nicht gelungen ist. Man erschöpft sich in Vermuthungen über die Motive, die den Fremden bei seiner mysteriösen Handlungsweise geleitet haben mögen. War einfach Muthwille im Spiele, war es auf die Generalprobe zu einer prosaischen Diebstahls-Affaire abgesehen, oder sollte es gar die exaltirte Rache eines verschmähten Liebhabers gewesen sein, der durch einen willigen Emissär so elegante Revanche nahm?

Räthsel.

Zwei Sylben bringen dir den holden Frieden,
Und trock'nen sanft dir von der Stirn den Schweiß;
Sie laden freundlich dich, den Arbeitsmüden,
Zur süßen Ruhe in den Lieben Kreis.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 194 Freitag, 21. August 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Mr. Clifton und Miß Higgins sahen sich einander an, der erstere ängstlich, worauf die alte Haushälterin sagte: „Sie brauchen Nichts für Rosa zu fürchten, sie ist nicht zum Erstenmale hier. Nein, stundenlang hat der liebe sanfte Engel schon bei der Leiche gesessen. Es ist sehr gut," fuhr sie fort, „daß sich die Schwestern auf diese Weise noch einmal sehen, mir bricht das Herz, wenn ich das arme ausgestoßene Kind allein muß trauern sehen, während sich die Anderen doch gegenseitig trösten können. Ihr bloßer Name macht sie schaudern, als ob sie wirklich die Mörderin ihrer seligen Mutter wäre."

Die Zusammenkunft der Schwestern, obgleich im Anfange sehr schmerzlich, war doch höchst segensreich in ihren Folgen.

Als Rosa die gesunkene Gestalt ihrer Schwester über den Sarg gelehnt erblickte, stand sie einen Augenblick bewegungslos still und das Blut strömte ihr kalt zum Herzen.

Harriett bedeckte ihr eingefallenes Gesicht mit den Händen und bebte zurück, als ob sie sich vor dem ernsten Blick, der sie aus den milden kummervollen Augen traf, und der mit Vorwurf und Abscheu auf ihr zu ruhen schien, verbergen müsse.

Aber welch' andere Gefühle als Kummer und Liebe können in der Nähe eines geliebten Todten walten? Alle Anderen werden niedergehalten durch dessen ernste Ruhe.

Im nächsten Momente lagen die Schwestern einander in den Armen und ihre Thränen vermischten sich. Es waren die ersten heilenden Tropfen, die Harriett's Augen entfielen. Beide knieten am Sarge nieder und beteten, wie die Mutter sie es von Kindheit an gelehrt hatte, und es schien, als ob die ruhig Schlummernde ihnen zulächle.

Als Mr. Clifton ins Zimmer trat, lehnten beide Schwestern sich stützend an einander, gleich zwei vom Sturm gebeugten Lilien.

Die alte Frau hatte Recht. Eine wohlthätige Veränderung war bei Harriett sichtbar, aber die verhältnißmäßige Ruhe, die in ihre Seele eingezogen war, wurde bald durch eine Scene gestört, wie sie sie bis jetzt noch nicht erlebt hatte.

* * *

Die Nacht war vorüber. Harriett hatte nur in Zwischenräumen geschlafen, ihre Augen wandrten die meiste Zeit über die geliebten Gegenstände des jetzt so traurigen Zimmers. Sie hielt fest von ihrer Hand umfaßt einen Brief von Fred, den sie selbst im Schlafe nicht ließ.

Mr. Higgins wachte bei ihr, doch sobald der Morgen graute, kam Mr. Clifton, und auch Rosa hatte sich zu ihr gestohlen und saß jetzt bei der Schwester, von der sie sich so bald trennen sollte.

Plötzlich öffnete sich die Thüre, die Trauernden wandten ihre Blicke dahin, dann hörte man einen unterdrückten Schrei von Harriett's Lippen — denn es war ihr Vater, der eintrat. — Ja, es war ihr Vater, obgleich sie in den abgemagerten, von Kummer durchfurchten Zügen, das heitere, lächelnde, fast jugendliche Gesicht, mit dem er gewöhnlich dieses Zimmer sonst betreten hatte, kaum wieder erkennen konnte. Hier hatte seiner stets das zärtlichste Willkommen von derjenigen geharrt, die er so eben kalt, regungslos, nicht mehr empfänglich für seine treue Liebe verlassen hatte. Der Schmerz, als er jetzt all diese Gegenstände sah, die sie täglich umgeben hatten, verwirrte und blendete ihn fast. Aber bald bemerkte er, daß er nicht allein war. Seine Augen gingen von einer Gruppe zur anderen. Da plötzlich veränderten sich seine Züge. Er wendete sich schnell um, und wollte gehen; aber ehe er die Thüre erreichen konnte, wurden seine Schritte gehemmt, seine Knie krampfhaft erfaßt. Harriett lag zu seinen Füßen. Sie erhob ihr Gesicht zu dem seinigen, und mit schmerzlicher Anstrengung stieß sie die Worte hervor:

„Vater! Vater! Ein Wort, ein einziges Wort in Barmherzigkeit, o mein Vater!"

Er machte eine ungeduldige, heftige Bewegung, um sich von ihren umklammernden Händen loszumachen, dann sah er auf sie nieder, und sprach mit heiserer undeutlicher Stimme:

„Und was für ein Wort soll das sein? — Ein Segenswort? Soll ich das Kind segnen, das die

Digitized by Google

Schlange gewesen ist, die den Engel meines Herzens bis zum Tode verwundet hat? Die Mutter, die dieses Kind geliebt hat, wie nur Engel lieben können? Da liegt sie starr und kalt vor mir, die geliebten Augen für mich auf ewig geschlossen. Ich habe den letzten Kuß auf ihre kalte Stirn gedrückt," und er warf einen flehenden Blick auf Mr. Clifton — „diese bittet mich, sie zu segnen — sie die Mörderin! Warum hält sie mich?" rief er fast wahnsinnig, „wünscht sie, daß ich ihr fluche? Sie wird mich noch wahnsinnig machen!"

Und noch einmal suchte er ihre Arme loszumachen, aber als er auf das zu ihm erhobene schmerzzerfallte Antlitz sah, schien er sich ein wenig zu besänftigen, und wandte sich wie bittend zu Mr. Clifton, als solle dieser es thun.

(Fortsetzung folgt.)

Gefecht bei Uettingen, Roßbrunn und Hettstadt.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866.)

(Schluß.)

Vor Allem lag aber die Befürchtung nahe, die bei Kist stehende preußische Division Goeben, degagirt durch den Abzug des 8. Korps, werde sich gegen den bayerischen linken Flügel wenden, und so das Zurückgehen der Armee bedenklich erschweren. Es wurde demnach an die 1. Division Befehl ertheilt, alle Vorkehrungen gegen einen derartigen Angriff zu treffen, allein Generalmajor Stephan konnte seine ohnehin sehr weitläufige Stellung unmöglich bis an die Bischofsheim-Würzburger Chaussée hin ausdehnen, sondern mußte sich begnügen, die Südlisière des Zellerwaldes durch eine Brigade besetzt zu halten, und auf diese Weise die feindliche Annäherungslinie gegen Höchberg wenigstens mittelbar zu verlegen. Im Uebrigen waren die bayerischen Truppen im gegenwärtigen Moment wie folgt placirt: Nördlich der Hettstädter Höfe, als äußerster rechter Flügel der Armee, stunden unter Kommando des Generallieutenants v. Feder die 3. Brigade in Gefechtsformation und hinter dieser die Reservebrigade in Bereitschaftsstellung. Das Zentrum war durch die längs des Waldbrunner Verbindungsweges entwickelte 3. Division gebildet, vor deren erstem Treffen die gezogene Batterie Lottersberg und die 12pfünder Batterie Stauffer und Minges, nebst der reitenden Batterie Wassenbach, aufgefahren waren. Auf dem linken Flügel stund, wie oben erwähnt, die 1. Division. Außerdem war an Artillerie verfügbar und in einer Entfernung von 800—1000 Schritt vor der eben bezeichneten Frontlinie postirt: die Batterie Zeller an dem von den Höfen nach Margetshöchheim führenden Weg; weiter links durch eine Höhenkuppe, von Ersterer getrennt, die Batterie Girl, und etwa 1000 Schritt südlich von dieser die Batterien Mehn, Königer (nebst den beiden Geschützen der Batterie Hang, unter Lieutenant Haag) und Hellingrath. Die 4. Division hatte sich als allgemeine Reserve nördlich der Hauptstraße, zunächst den Hettstädter Höfen, gesammelt, und entsendete den Generalmajor Cella mit 2 Bataillonen des 4. Regiments und 4 Zwölfpfündern (Batterie Hang) zum Schutz des Brückenschlages nach Veitshöchheim. Zur Linken der Division Hartmann, südlich der Hauptstraße, stunden, unter Kommando des Obersten von Schubart, die 3 Kürassierregimenter und das 3. Uhlanenregiment. Endlich waren noch eine gezogene Batterie (Rebenbacher) und drei 12pfünder Batterien (Schropp, Gramich und Lepel) zunächst der Hettstädter Höfe in Reserve gestellt.

Vierter Moment. Schon gegen halb 11 Uhr waren in der rechten Flanke der Batterie Rebenbacher, welche sich damals in einer Aufnahmsstellung, nordwestlich von Hettstadt, befand, feindliche Reiter aufgetaucht. Jetzt traf die Meldung ein, daß größere Kavallerieabtheilungen aus der Richtung von Greußenheim im Anmarsche seien. Sofort wurde die Reserveskavallerie auf die Nordseite der Chaussée gezogen (1. und 2. Kürassierregiment im ersten, 3. Uhlanenregiment und 3. Kürassierregiment im zweiten Treffen), und Generallieutenant v. d. Tann ritt persönlich vor zur Batterie Girl, von deren Standpunkt aus man bereits einzelne rekognoszirende Patrouillen am Saume des Waldes wahrnehmen konnte. Das 6. Chevauxlegers-Regiment, unter Major Baumüller, war inzwischen zur Bedeckung dieser Batterie herbeigeholt worden, und mit je 2 Eskadronen auf beiden Seiten derselben aufmarschirt. Da die ausgeschickten Eclaireurs bald auf übergroße feindliche Reiterei gestoßen waren, vereinigte Major Baumüller sein Regiment auf dem linken Flügel der Batterie, und ließ, um sich Gewißheit über Stellung des Gegners zu verschaffen, eine Eskadron vorgehen. Diese setzte sich halbeskadronenweise in Bewegung und war nur eine kurze Strecke weit geritten, als sie auf eine starke Husarenabtheilung traf. Der bayerische Rittmeister hatte gerade noch Zeit, seine Truppe zu railliren, — dann erfolgt der Zusammenstoß und es kommt zum Handgemenge. Indeß erscheinen alsbald neue preußische Abtheilungen in der linken Flanke der Eskadron, so daß diese zurück muß. Der Regimentskommandant führt nun seine 2. Eskadron selbst vor. Anfangs zwingt ihn der Feind zu weichen, und bei den ihm folge den Eskadronen Aufnahme zu suchen; doch sobald er mit diesen vereinigt ist, gibt er das Kommando zur Attakr. Abermals kommt es zum Handgemenge, und abermals erhalten die Preußen auf ihrem rechten Flügel Verstärkung, welche sich gegen die Flanke der bayerischen Chevauxlegers wendet. Da erscheinen plötzlich auf dem Kamm der Höhe die bayerischen Kürassiere, diese waren bisher, in einer Terrainfalte stehend, dem Auge des Gegners verdeckt gewesen, hatten in dem Momente, in

Digitized by Google

welchem die 4. Eskadron des 6. Chevauxlegers-Regiments geworfen wurde, den Befehl zum Vorrücken erhalten, und Generallieutenant v. d. Tann führte sie jetzt selbst zum Angriff. Zwar führte die ursprüngliche Direktive etwas zu weit links; es gelang jedoch noch während des Anreitens, die rechten Flügel-Eskadronen so an den Feind zu bringen, daß sie auf dessen Flanke stießen. Die preußischen Husaren waren bereits geworfen, als ihnen auf dem rechten Flügel Dragoner zu Hilfe eilten. Rasch schwenkten die 3. und 4. Eskadron des 2. Kürassierregiments halb links, und stürzten sich den Dragonern entgegen. Diese Dragoner warten aber den Zusammenstoß nicht ab, sondern eilen sammt den Husaren, und hitzig verfolgt durch die bayerische Kavallerie, gegen den Wald zurück. Nachdem das Terrain vom Feinde völlig frei war, wurde Appell geblasen und in Eskadronskolonnen gesammelt. Das 3. Kürassier-Regiment war auf circa 600 Schritt hinter dem linken Flügel der attakirenden Linie gefolgt, und hatte sich dann gegen eine nordöstlich von Hettstadt postirte feindliche Batterie gewendet, die jedoch alsbald aufprotzte und im Tännig verschwand. Das 3. Ulanenregiment, welches ursprünglich dem rechten Flügel als Reserve dienen sollte, hatte sich beim Erscheinen der preußischen Dragoner etwas links gegen das 2. Kürassier-Regiment gezogen und verlor bei dieser Bewegung seinen Kommandanten, Oberstlieutenant Hertlein, der durch ein Granatstück tödtlich getroffen wurde.

Fünfter Moment. Die 4. Division marschirte über Veitshöchheim nach Bersbach, die 3., an welche sich Generalmajor v. Seckendorff mit einem Bataillon, einer Eskadron und einer Batterie anschloß, passirte den Main bei Zell und rückte nach Rottendorf, die 2. (nur mehr 2 Bataillone der Brigade Schumacher nebst Kavallerie und Artillerie) zog sich nach Veitshöchheim, die Reserve-Kavallerie (schwere Brigade und 3. Ulanenregiment) rückte über Zell in ein Bivouak nach Estenfeld, und die Reserve-Batterien marschirten mit jenen Divisionen, welchen sie während des letzten Gefechts-Moments zugewiesen waren. Dieser in größter Ruhe und ohne die geringste Störung ausgeführte Rückmarsch wurde an der Hauptstraße durch die herangezogene 1. Division, in der Richtung gegen Greußenheim aber von den im Margetshöchheimer Walde postirten Bataillonen gedeckt. Erst als die letzten Abtheilungen des Gros der Armee im Mainthale angelangt waren, ließ Generallieutenant v. d. Tann, der sich persönlich bei der Arrièregarde aufhielt, auch diese successive dorthin abrücken. Die Division Stephan ging theils über den Herxenbruch, theils auf der Zeller Straße nach Würzburg. Die Besatzung des Margetshöchheimer Waldes hingegen passirte den Main bei Veitshöchheim, um sich jenseits ihrer Brigade wieder anzuschließen. Hier stund noch Generalmajor Tella, welchem, wie früher erwähnt, die Bewachung des Veitshöchheimer Defilés, so wie der dortigen Kriegsbrücke übertragen war, und der sich inzwischen durch die von Gemünden eintreffende Kolonne unter Oberst Hößlinger (2. und 3. Bataillon des 3. Regiments, 7. Jägerbataillon, 12pfünder Batterie Kirchhoffer) verstärkt hatte. Um 7 Uhr Abends zog auch er zu seiner Division ab. Die Kriegsbrücken wurden, nachdem die Armee den Fluß passirt hatte, zerstört.

Die bayerischen Verluste betrugen: 10 Offiziere (Oberstlieutenant Hertlein, Kommandant des 3. Uhlanen-Regiments; die Hauptleute Murr vom 10. und Bornschlegel vom 13.; die Oberlieutenants Dorn, Strößel und Ottowitz vom 7.; Weber vom 9. und Herzog vom 13.; die Unterlieutenants Zibelin vom 5. und Brenneisen vom 7. Infanterie-Regiment); 84 Mann, 17 Pferde todt; 34 Offiziere (die Majore Schrott vom 9., Tredaur (tödtlich) vom 10, Infanterie-Regiment und Rudolf vom 8. Jägerbataillon; die Hauptleute Frhr. v. Esloffstein vom 5., Sonntag, Geiger (tödtlich) und Schoch vom 7. Infanterie-Regiment, dann Hofmann vom 8. Jägerbataillon; die Oberlieutenants Günther, Drexel, Heinrich Mayer und Silber vom 5., v. Winkler, de Sachi-Palestrini und Maurer vom 7., Pfeiffer vom 9., Degen vom 12., Hetterich vom 13., Feder (tödtlich) vom 14. Infanterie-Regiment, Max Frhr. v. Gumppenberg (tödtlich) und Flinsch vom 8. Jägerbataillon, dann Graf v. Reigersberg vom 6. Chevauxlegers-Regiment; die Unterlieutenants Fröhlich (tödtlich), Hilpert und Thomas vom 5., Leichtenstern vom 7., Moralt vom 10., Weber vom 13. Infanterie-Regiment, Hoppe, L. Frhr. v. Gumppenberg und Frhr. v. Fraunberg vom 3., Herzen (tödtlich) und Ritter v. Thierecf (tödtlich) vom 8. Jägerbataillon, dann Lienhardt vom 6. Chevauxlegers-Regiment; 598 Mann, 8 Pferde verwundet; 3 Offiziere (Hauptmann Frhr. v. Reitzenstein und Oberlieutenant Sattler vom 13. Infanterie-Regiment, Oberlieutenant Frhr. v. Aufseß vom 6. Chevauxlegers-Regiment) 189 Mann, 28 Pferde vermißt; im Ganzen also: 47 Offiziere, 871 Mann, 53 Pferde.

Geschichte der Entstehung des Credit Mobiliers.

Das gegen die Pereire gefällte Urtheil beschäftigt die politische wie die finanzielle Welt noch immer in hohem Grade; und bei dieser Gelegenheit wird wieder hervorgeholt, was Hr. Dr. Louis Veron über die Geschichte der Entstehung des Credit Mobiliers zu erzählen weiß: „Während einer der Abwesenheiten des Kaisers sehte Hr. v. Persigny, der Minister des Innern, seinen Kollegen im vollen Ministerrathe den ganzen Plan der Gesellschaft des Credit Mobiliers auseinander. Die Uneigennützigkeit, die Klarheit der Grundsätze, die alte Ergebenheit dieses treuen Gefährten in der Verbannung sind bekannt. Er sprach sich mit Begeisterung für die

Digitized by Google

neue finanzielle Kombination aus, die nach ihm das Monopol der Anleihen, jene Diktatur, welche ein solides, ehrliches, aber durch seine Beziehungen mit den Feinden der Regierung gefährliches Bankhaus auf die fremden Märkte wie auf die Börse von Paris ausübte, beseitigen soll. In der Gesellschaft des Credit Mobiliers erblickte Herr v. Persigny eine für jenes, mit Unrecht von ihm gefürchtete Bankhaus gefährliche Konkurrenz, er sah darin einen mächtigen Hebel für das Eigenthum der Industrie und des Handels, für die Sicherheit der Kurse der Pariser Börse, mit einem Worte: Ein gouvernementales Bankgeschäft. Hr. Achille Fould bekämpfte eine jede dieser Hoffnungen und Täuschungen des Ministers des Innern und mit Ausnahme dieses Letzteren stellten sich alle Minister auf seine Seite. Der Kaiser kommt zurück, studirt und erörtert. Herr Fould vertritt mit Talent und Festigkeit seine Ueberzeugungen. Er sagt voraus, wie diese neue anonyme Gesellschaft die Zeiten des Wohlstandes zu seinem eigenen Nutzen ausbeuten und in den Zeiten der Noth abfallen werde. Er sagt voraus, daß dieses Bankhaus sich die verschiedenartigsten Monopole aneignen werde: Das Monopol der Eisenbahnen in Frankreich und im Auslande, das Monopol der industriellen Angelegenheiten, das Monopol von Kreditgesellschaften in ganz Europa. Er sagt voraus, daß diese Anstalt durch alle neuen Werthe, die sie mit vollen Händen auf die Börse werfen wird, weniger zum Frommen des öffentlichen Wohles, als im Interesse der Verlockung durch Börsenspiel gesteigerter Prämien, einen schlechten Einfluß auf die Kurse der Staatspapiere üben muß, um eine Krise herbeizuführen an dem Tage, wo das Gleichgewicht zwischen dem Betrage der Geschäfte und des in Frankreich zirkulirenden baaren Geldes unterbrochen ist. Alle Minister blieben standhaft gegen die Meinung des Hrn. v. Persigny, aber die Ideen dieses Letzteren griffen durch, und die Gesellschaft der Kredit-Mobiliers wurde genehmigt." Die Opposition des Ministers Fould verhinderte seinen Bruder nicht, für Rechnung des Hauses B. L. Fould und Fould-Oppenheim bei der Gründung der Gesellschaft mit 11,445 Aktien sich zu betheiligen. Diese al pari zu 500 Fr. ausgegebenen Aktien wurden sofort an der Börse als Promessen von den Winkelspekulanten verhandelt, und erreichten schon in den nächsten vier Wochen den Kurs von 2110 Frs. Der erste offizielle Kurs war 1100 Frs.

Kunst und Literatur.

Das Augustheft von „Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften" ist vorzugsweise reich an interessanten naturwissenschaftlichen Abhandlungen, unter denen der Artikel des berühmten Astronomen Mädler, der sich auf die Sonnenfinsterniß im August bezieht, besonders wichtig ist. Der Aufsatz des thierkundigen Naturforschers Brehm über „schlafende Thiere" muß gleichfalls hervorgehoben werden; namentlich auch der schönen Leutemann'schen Illustrationen wegen. Die große Erzählung von Julius Grosse „Unter uns Mitleidige" ist zum Schlusse gekommen, während der holländische Roman „In der Fremde" von Adolf Glaser erst im September zu Ende geht. Andere Beiträge in literarischer, literar-historischer und ethnographischer Richtung ergänzen den Inhalt.

Mannigfaltigkeiten.

Es ist bekannt, daß der alte Operndichter Auber der jüngst erst einen glücklichen Erfolg mit seinem letzten Werke: „Un premier jour du bonheur" errang, unerschöpflich an glücklichen Einfällen über das Alter ist, das er einmal mit schalkhafter Wehmuth „das einzige Mittel, lange zu leben", nannte. Den letzten guten Einfall in diesem Sinne hatte Auber bei einem Feste, welches vor wenigen Tagen bei ihm stattfand. Es war dabei vom Haupte des liebenswürdigen Komponisteurs ein silberweißes Haar in seinen Weinpokal gefallen. Auber erhob den Becher, nahm das schimmernde Haar zwischen die Finger, und indem er es seinen Genossen beim Gelage zeigte, sagte er: „Sie werden zu jeden, daß mein Wein alt ist, er hat schon weiße Haare."

Schöne Leserin, nimm keinen Chemiker zum Mann! Zum warnenden Exempel folgende Geschichte: Frau Anna sucht ihren Herrn und Gebieter durch Thränen zu rühren, daß er ihr Geld zu einem Schmucke gibt. Was antwortet der Entsetzliche? — „Liebe Anna, Thränen sind Nichts nütz. Ich habe sie untersucht und gefunden, daß sie nur aus ein wenig phosphorsaurem Kalk, etwas phosphorsaurem Salz und Wasser bestehen. — Wenn Du also willst, daß sie nicht auch noch ein Scheidewasser für uns werden sollen, so höre auf zu weinen!"

Räthsel.

O weh' dem armen Haus, in dem man mich nicht fände,
Doch dreimal wehe dem, das selber in mir stände:
Im Ersten sei gewiß, wohnt Mangel drückend schwer;
Im Andern sei gewiß, wohnt morgen Niemand mehr.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 195 Samstag, 22. August **1868.**

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

„Mr. Hetham," sagte Mr. Clifton im Tone milden Vorwurfs, „vergessen Sie nicht, von welcher Hand der Schlag genommen ist, der sie getroffen, zertreten Sie nicht in Schmerz und Zorn das schon geknickte Rohr, das zu ihren Füßen liegt. Wahr ist es, sie hat sich schwer vergangen, dennoch vergeben Sie ihr, ehe sie scheidet. Vergeben Sie ihr, wie Sie hoffen, daß Ihnen einst vergeben werden wird, wie Sie hoffen, die Verklärte einst wieder zu sehen."

„Vater, Vater!" fiel auch Rosa ein, indem sie vor ihm niederkniete. „Das Herz meiner Schwester wird brechen, wenn Du sie so verläßt. Sprich, ich beschwöre Dich, ein gütiges Wort. O Vater, denke, was die geliebte Todte fühlen würde, sähe sie ihre Tochter so. O, erinnere Dich, wie sie sie mit ihrem letzten sterbenden Athemzuge segnete."

„Sie — sie war ein Engel," rief der Vater leidenschaftlich, „und ich — ich bin nur ein sündiger Mensch, unfähig mich dem Schlage zu beugen, der mich getroffen, und die Hand zu segnen, die ihn geführt hat, aber noch viel weniger das Werkzeug dieser Heimsuchung anzusehen. Gibt es denn ein verletzenderes Mittel, um einen trauenden Menschen zu strafen, als ein ungehorsames, undankbares Kind?"

Harriett stöhnte tief, er aber fuhr in großer Aufregung fort:

„Ich habe diese Strafe wohl verdient, und hätte ihre Undankbarkeit mich allein getroffen, ich hätte nicht gemurrt, ich hätte es ertragen, denn ich habe die Keime zum Eigenwillen in ihrem Charakter genährt, ich habe sie nicht unterdrückt, hin ihren Fehlern nicht entgegengetreten; ich habe sie wachsen lassen mit ihrem körperlichen Wachsthum und sich kräftigen lassen mit ihrer zunehmenden Kraft; und ich verdiene es jetzt, die Früchte meiner selbstsüchtigen Nachsicht zu ernten. Ja, aber ich sagte ihr, daß ich viel an ihr übersehen, viel ertragen könnte, ja Alles, so lange sie ihre Mutter nicht kränke, nicht beleidige. — Ruhig, Rosa — laß mich! Sie hat mich gezwungen, zu sprechen. — Dies sind die letzten Vorwürfe, sie wird nie wieder ein Wort von meinen Lippen hören. Ich hätte gern diese Scene vermieden, ich wußte, daß ich mich bei ihrem Anblick vergessen würde. Sie hat meine Warnung nicht beachtet, sie kränkte ihre Mutter, sie brach ihr liebendes Herz! und warum? Um ihr Schicksal an einen Heuchler, einen Ehrlosen, einen Verräther zu knüpfen."

„Vater, halt ein, o halt ein!" rief Rosa, indem sie jetzt seine Knie umschlang, denn Harriett hatte sie längst losgelassen und lag hingesunken zu seinen Füßen. „Kannst Du sie so sehen und kein Mitleid fühlen? Hebe sie auf, ich beschwöre Dich, Vater; sie wird Dich so bald verlassen, vielleicht siehst Du sie nie wieder; bedenke dies Vater! Ach, daß solche bittere Worte in der Nähe der geliebten Todten müssen gesprochen werden, die im Leben die arme Harriett so zärtlich liebte!"

„Rosa, Rosa!" rief der geschlagene Mann, „bist Du auch gegen mich? War ich nicht elend genug, muß ich auch dieses noch erdulden? Ja, Du hast Recht! Sie liebte sie, und darum will ich dem unglücklichen Kinde nicht fluchen. Ich will sogar ihm nicht fluchen, dem Räuber meines Glückes, dem Verräther. Um ihretwillen, denn sie liebte auch ihn, will ich mich überwinden, und ich will beten, Du armes Kind," sagte er mit sanfterem Tone hinzu, und bei diesem Tone erhob Harriett, die in den Armen ihrer Schwester lag, mit leiser sehnsüchtiger Hoffnung ihre Augen zu seinem Gesichte. „Ja, ich will beten, daß Du, wenn es zu spät ist, nicht entdecken magst, daß das Herz, für welches Du Alles geopfert hast, Dir nicht ein größerer Fluch werde, als wie ich ihn jemals auf Dein Haupt legen konnte. Magst Du niemals erfahren, daß Dein Gatte die Liebe zurückstößt, die Du ihm so allvergessend geschenkt hast. Mögen Deine Kinder kein solches Unglück über dich bringen, wie eins von meinen Kindern über mich gebracht hat, das Kind, von dem nur Gott weiß, wie ich es geliebt habe. Und sie, die Heimgegangene, ach Gott, wie sie sie anbetete, das arme unglückliche Kind!"

Mark Hetham sprach die letzten Worte mit milder unterdrückter Stimme; dann wie von der Erinnerung übermannt, nahm er die halb ohnmächtige Harriett aus der Schwester Arm an sein Herz und betrachtete sie einige Sekunden mit tiefer Zärtlichkeit, während ihr Kopf auf seiner Schulter lag. O wie gern wäre

Digitized by Google

sie in diesem seligen Augenblicke gestorben! Rosa taumelte dankend ihre Hände und weinte. Aber das dauerte nicht lange; in der nächsten Minute durchbebte den Vater ein Schauder; er wandte den Kopf ab, denn eine kleine weiße Hand hatte die seine erfaßt, und er den Trauring, das Zeichen ihres Ungehorsams, erblickt, Er fuhr wie von einer Schlange gestochen zurück.

„Was thue ich?“ rief er schwer athmend. „Ich halte in meinen Armen die Mutermörderin! Führt sie weg? Führt sie zu dem, dem sie von nun an allein gehört! Hört ihr! Führt sie weg, damit ich sie nicht zu Boden schmettere und den Fluch des Himmels auf sie lade!“

Erschöpft durch diesen Ausbruch seiner Heftigkeit sank er zusammen. Mr. Clifton, der, als sich Vater und Tochter zu versöhnen schienen, das Zimmer verlassen hatte, wurde durch den Angstschrei Rosa's zurückgerufen, und fand Mr. Hetham ohnmächtig auf dem Sopha und Harriett zu dessen Füßen liegend. Er nahm die leblose Gestalt in seine Arme und trug sie fort, während er sagte: „Gott stehe Dir bei, Du armes Weib! Mag er Deine Stütze sein, da Dich Dein irdischer Vater verlassen hat.

Das erste Wort, das Harriett sprach, als sie wieder zu sich kam, war, um den Wunsch auszudrücken, zu Fred gebracht zu werden.

„Welches Recht habe ich noch hier zu bleiben? Fragt er nicht nach mir? Wünscht er nicht, seine unglückliche Harriett zu sehen? Wenn nicht, so bin ich in der That von Allen auf Erden verlassen!“

Mr. Clifton beruhigte sie über diesen Punkt, und es wurde beschlossen, daß Alles für die Abreise am nächsten Tage bereit sein solle.

Der Morgen brach an. Harriett besuchte sehr früh und allein noch ihre Mutter, und trat mit eben so eisig kalten Zügen aus dem Sterbezimmer, wie diejenigen waren, auf die sie so eben zum letztenmale geschaut hatte. Aus den sie krampfhaft umschlingenden Armen ihrer schmerzgebeugten Schwester sich losmachend, bedeutete sie Mr. Clifton, daß sie bereit sei, zu gehen.

Unbewußt, was um sie her geschah, ging sie an den weinenden Dienstboten vorüber, die sich in der Vorhalle versammelt hatten, und begleitet von Miß Higgins und Anny bestieg sie den Wagen, der sie in die Dorfkirche fuhr.

An der Kirchenthüre stand Fred Carlton in höchster Aufregung. Er sprang an den Wagen, fing seine Braut in den Armen auf, und drückte sie einen Moment fest an sein Herz. Ein dichter Schleier verbarg ihr Gesicht.

„Ich kann gehen, Fred,“ sagte eine Stimme so ruhig, daß er dadurch einigermaßen seine eigene Fassung wieder erhielt, und sie sanft auf dem Boden gleiten ließ.

Arm in Arm traten sie zum Altar, wo sie der Pfarrer schon erwartete, Miß Higgins und Anny standen hinter ihnen.

Die Trauung war vorüber, und unterstützt von ihrem Gatten und Clifton verließ die Braut die Kirche, um den Reisewagen zu besteigen.

Niemand war in der Nähe. Nur die alte Jubith saß auf dem Grabsteine der geöffneten Gruft scheu und neugierig zugleich beachtend, was vorging. Beim Vorübergehen des Brautpaares warf sie demselben einen Strauß Lohdenblumen nach, der Harriett's Hand berührte, so daß diese erschauerte. Fred stand plötzlich still und wandte sich ärgerlich um.

„Ich gebe Ihrer Braut nur einen Hochzeitsstrauß, lassen Sie ihn aber hier, denn sie wird ihn brauchen, wenn sie wieder kommt, und dann kann es sein, daß sie wenig darnach frägt, was ihr zugeworfen wird, Rosen oder Disteln.“

Dies waren die letzten Abschiedsworte, die ihnen in den Wagen nachklangen.

(Fortsetzung folgt.)

Beschießung der Veste Marienberg.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866.)

Das einzige Hinderniß, welches den Preußen gegenüber auf dem linken Ufer des Mains bei Würzburg noch vorhanden war, bestand in der Bergveste Marienberg. Gegen sie richtete sich auch der nächste und letzte Angriff des Feindes. Der Marienberg stund unter dem Kommando des Generalmajors von Steinsdorf, und war mit dem 4., dem Reserve- (5.) Bataillon und der Depôtkompagnie des 9., dem 4. Bataillon des 2. Infanterie-Regiments, dann mit einer Fuß- und einer Depôt-Batterie des 2. Artillerie-Regiments besetzt. Einschließig des am 27. Juli, Mittags, zur Verstärkung in das Main-Viertel beorderten 2. Bataillons des 5. Regiments, und eines kleinen Chevauxlegers-Pikets hatte die Besatzung eine beiläufige Stärke von 3700 Mann, worunter 1100 unerzogene Soldaten. Die Instandsetzung der Veste war im kritischen Momente soweit vorgeschritten, daß alle Linien vertheidigt werden, und von den 158 verfügbaren Geschützen 86 in Aktion treten konnten; hingegen waren die auf dem Nikolausberge projektirten Schanzen nicht zum völligen Ausbau gelangt, und jene auf dem „Herenbruch“ (Berg auf der Westseite der Veste) wurden wegen mangelnder Zeit und Arbeitskräfte, so wie auch aus technischem Boden gar nicht in Angriff genommen. Schon in der Nach von 26. zum 27. Juli ward von der auf dem Herenbruch etablirten Wache die Annäherung des Feindes gemeldet, am folgenden Morgen konnte man denselben von der Veste selbst aus wahrnehmen, und bis halb 7 Uhr waren die preußischen Plänkler schon so weit gegen die Höhe des Nikolausberges vorgedrungen, daß die noch an

den dortigen Erdwerken beschäftigten Schanzarbeiter vor ihrem Feuer zurückweichen mußten. Der Feind rückte in zwei Kolonnen theils nach dem Herenbruch, theils auf dem Nikolausberge vor, verschwand aber, als gegen halb 10 Uhr von den Wällen der Festung einige Schüsse auf ihn abgefeuert wurden, gänzlich aus dem Gesichtskreise. Zwei Stunden später eröffnete eine auf dem Nikolausberge postirte Plänkler-Abtheilung ihr Feuer gegen die Festung, was von dort erwidert wurde, und um 11½ Uhr begann die Beschießung durch Artillerie. Die Preußen hatten ohne jegliches künstliches Deckungsmittel, aber vollkommen geschützt durch die Gestaltung des Terrains, ihre Batterie postirt, circa 4 Geschütze stunden in einer Mulde auf der östlichen Kuppe des Herenbruchs, 2200 Schritt weit von der Festung 14 Geschütze weiter rückwärts, am südlichen Abhange derselben, anfänglich 2700, später über 3000 Schritt entfernt, 2 Batterien waren auf dem westlichen Theile des Plateau's vom Nikolausberge auf 1700 Schritt, und eine oldenburgische Batterie östlich von diesen auf 1250 Schritt von der Veste aufgefahren. Gleich die ersten feindlichen Geschosse trafen in das Dach des Zeughausgebäudes und zündeten das Gebälke, so daß der ganze Dachstuhl mit großer Schnelligkeit dort aufgespeicherte Vorräthe ein Raub der Flammen wurden. Indeß war der Brand bald gelöscht, ohne daß hiedurch eine Störung in der Vertheidigung des Platzes eingetreten wäre. Das Feuer der Preußen war außer gegen den vorliegenden Festungswall hauptsächlich auf die östlich des Zeughauses befindlichen Gebäude gerichtet (auch nach Würzburg selbst und auf die Mainbrücke flogen einige Granaten) und wurden von der Festung aus nach Maßgabe der auf den Angriffsfronten stehenden Geschütze erwidert. Gegen die oldenburgische Batterie trat vom jenseitigen Ufer aus Artillerie des 8. Korps in Aktion; die auf dem Herenbruche stehenden 4 feindlichen Geschütze aber wurden sowohl von der Veste, als auch aus der beim Schenkenthurm (gebräuchliche Benennung der Schenkenschloß-Ruine) aufgefahrenen gezogenen Batterie Köniter beschossen, so daß sie bald ihre Stellung räumen und 500 Schritt zurückfahren mußten, woselbst sie dann abermals zu feuern begannen. Eine preußische Kolonne, welche von Heidingsfeld her anrückte, wurde durch zwei vom Werke am Burkharder Thor aus abgegebenen Schüsse verscheucht. Die Beschießung dauerte volle 3 Stunden; dann (gegen 3 Uhr Nachmittags) zogen die Preußen in der Richtung auf Höchberg ab. Ein zur Rekognoszirung nachgesendeter Ausfallkrupp (1½ Züge des 9. Regiments) engagirte, am Hang des Nikolausberges, ein kurzes Plänklergefecht, mit der feindlichen Nachhut und brachte 5 Gefangene in die Veste zurück. Der Verlust auf bayerischer Seite betrug an Verwundeten 10 Offiziere (Hauptmann Böheim des 9. Regiments, welcher seinen Wunden erlag) und 8 Mann, wovon 6 von der Infanterie und 2 von der Artillerie.

Mannigfaltigkeiten.

— Professor Dr. Zacher an der Universität zu Halle hat mit bewährten Fachgenossen seit einiger Zeit ein Unternehmen vorbereitet, das zum Zwecke hat, eine germanistische Handbibliothek herzustellen, welche erstens kommentirte Ausgaben altdeutscher Sprachdenkmäler und zweitens Hand- und Hilfsbücher für die einzelnen germanistischen Disziplinen enthalten soll. Zur Ergänzung dieser beiden Theile des Planes soll eine Zeitschrift für deutsche Philologie dienen, von der bereits das erste Heft im Verlag der Buchhandlung des Hall'schen Waisenhauses erschienen ist. Der Kultusminister hat nun unter Hinweisung darauf, daß die deutsche Philologie mehr und mehr die ihrer wissenschaftlichen und nationalen Bedeutung entsprechende Aufmerksamkeit auch im Kreise der Gymnasien gefunden und bei der Vorbereitung für das Lehramt an denselben angemessen berücksichtigt wird, und daß daher eine Vermehrung der Hilfsmittel, durch welche die Ergebnisse der Wissenschaft nach dieser Seite verwerthet und allgemein nutzbar gemacht werden könne, als wünschenswerth erscheint, die Provinzial-Schulkollegien veranlaßt, die Gymnasien ihres Verwaltungsbezirks auf jenes Unternehmen aufmerksam zu machen und ihnen die Anschaffung der mit demselben verbundenen Zeitschrift für die Lehrer-Bibliotheken zu empfehlen.

[Olla putrida.] Manche, die diesen Ausdruck kennen, und in dem Sinne gebrauchen, daß sie darunter so viel wie Mischmasch, Allerlei, Miscellen u. dgl. verstehen, mögen doch nicht seine ursprüngliche Bedeutung, so wie seinen eigentlichen Ursprung kennen. Olla putrida ist ein spanischer Ausdruck und stammt aus dem Lateinischen: olla putrida, das ist: fauler Topf. In Spanien bezeichnet man damit ein Lieblingsgericht des dortigen Volks, das — nach der gewöhnlichen Angabe — aus verschiedenen Fleischsorten und Gemüse besteht. Nach der Mittheilung eines Reisenden ist es dort eines der trefflichsten und köstlichsten Gerichte, die je seinem Gaumen geschmeichelt haben, und Fremde pflegen es sich häufig zu bestellen, um „den Geschmack und die Liebhaberei der Spanier“ kennen zu lernen. Es ist ein Gemenge verschiedenen Fleisches, trefflicher Würste und Hachées, schmackhaften Kohls und anderer Gemüsegattungen, unter denen sich auch Zwiebel und Knoblauch befinden, und dies Alles wird durch Oel zu einem Ganzen verbunden, das zugleich der Natur der Sache nach eine außerordentlich nahrhafte Speise abgibt. Bekanntlich spielt dies Gericht auch in dem berühmten Romane des Cervantes eine Rolle, indem dort Don Quixote und andere spanische Ritter, bei der bloßen Aussicht, ein solches Gericht in irgend einem Orte anzutreffen, die rührendste Freude empfinden. Die Grund-

Digitized by Google

lage der Olla potrida bildet Fleischbrühe. Uebrigens reden andere Reisende auch von einer „lustigen Olla potrida des italienischen Salats“, in welchem Pflanzenwürzen und Konserven ebenfalls ihren Platz finden.

Gegen die Kämpfer für die Rechte der Frauen richtet sich ein Zukunftsdrama, das in Boston das Licht der Welt erblickt hat. Dasselbe führt den Titel: „Der Geist des Jahres 76“ oder „das Weib der Zukunft“. Dasselbe spielt im Jahre 1876, wo nach der Ansicht vieler die soziale Revolution schon zum Durchbruch gekommen ist. Die Damen reiten, jagen und fischen, sitzen zu Gericht, ziehen die Steuern ein und machen den Männern die Kur. Die letzteren sind in der That von allem Anderen ausgeschlossen und ihre soziale Stellung ist eine vollständig passive geworden, wobei ein passendes, bescheidenes, schüchternes Wesen ihnen zur Zierde angerechnet wird. Ein hervorragender weiblicher Archäologe macht die Entdeckung, daß Shakespeare ein Weib gewesen. Die ganze Poesie der Vergangenheit wird für die veränderten sozialen Beziehungen der Geschlechter umgearbeitet und Julie lockt ihren Romeo durch eine abendliche Serenade vom Altane herab in den Garten. Das Stück wird in Boston nur in Privatkreisen aufgeführt, findet aber so viel Beifall, daß sein Erscheinen auf der Bühne wohl bald zu erwarten ist.

Im schwedischen Lappland ist ein einziges Kirchspiel oft so groß, wie manches Königreich. Das Kirchspiel Gellivare z. B. enthält 352 Quadratmeilen. Viele Lappen wohnen in einer solchen Entfernung von ihrer Kirche, daß sie sich schon am Donnerstage auf den Weg begeben müssen, um am Sonntage dem Gottesdienste beiwohnen zu können. Deßhalb wird auch nur an jedem zweiten und dritten Sonntag vollständiger Gottesdienst gehalten. Die Gemeinde findet sich dann auch stets zahlreich ein. Bei dieser Gelegenheit werden zugleich weltliche Dinge abgemacht, Verabredungen getroffen, Käufe geschlossen, ja, förmliche Jahrmärkte abgehalten.

Die Alpen genügen den englischen Kletterern aus Passion nicht mehr. Eine Anzahl englischer Touristen hat sich vor Kurzem nach dem Kaukasus begeben und unter anderen Höhen auch den 16,500' über dem Meeresspiegel liegenden Kasbeck erklommen. Die Nacht zuvor hatten sie in einer Höhe von 11,200 Fuß im Biwouak zugebracht. Sie waren von Süden gekommen und stiegen an der Nordseite herab, ohne daß ihnen ein Anfall zugestoßen wäre. Dies galt als der erste, wenigstens ausgeführte Versuch zur Ersteigung jenes Bergriesen, welcher die Könige unter den Schweizer Bergen weit überragt.

Freiligrath hat sich in Cannstadt niedergelassen. Sein Aufenthalt im Bade Rippoldsau gab ihm Anlaß zu einem neuen Gedichte; er schrieb für die Rippoldsauer Sommerbühne einen Theater-Prolog. Auf den Wunsch des dem Dichter befreundeten Herausgebers der hier erscheinenden humoristischen Wochenschrift „Kölnische Funken“ hat der Verfasser diesen Prolog als Beitrag gegeben, und so ist das erste wieder auf dem deutschen Boden entstandene Gedicht Freiligrath's in der nächsten Nummer der genannten Wochenschrift erschienen.

[Sklavenhandel.] Die uns vorliegenden Journale von den spanischen Antillen bringen Anzeigen über Sklaven-Ein- und Verkäufe von wahrhaft empörendem Cynismus. Man urtheile beispielsweise über die beiden folgenden: „Zu verkaufen ist eine kleine 6jährige Mulattin, weiß, aus vierter Kreuzung, welche etwas nähen kann, sehr gewandt, gesund und ohne Mängel ist und sich besonders zu einem Geschenk eignet. Adressen Cubastraße 106.“ „Zu verkaufen ist eine Neger-Wäscherin und Plätterin, entweder mit ihrem 6jährigen Sohne oder ohne denselben.“

Die Polizei von Albany in Nordamerika glaubte vor einiger Zeit einen guten Fang gemacht zu haben; sie brachte einen Herrn in sehr eleganter Kleidung ein, welcher einer Dame längerer Zeit gefolgt war, zweifelsohne, um sie zu bestehlen. Vor dem Richter führte der Verhaftete aus, daß der Mann ein Recht habe, eine schöne Frau zu bewundern, treffe er sie, wo er wolle. Da die keineswegs schöne Dame mit dieser Ansicht einverstanden war, war es der Gerichtshof auch, und der „Bewunderer der Schönen“ wurde wieder in Freiheit gesetzt.

Aus Cöslin, 14. August, meldet die dortige Zeitung: „Gestern verspätete sich der Nachmittagszug (von Stettin) um eine Stunde, weil sich in dieser wahrhaft afrikanischen Höhe bei Trampke (Station jenseits Stargard) die Eisenbahnschienen ausgedehnt und geworfen hatten.“ (Gleiches war unlängst auch bei Calcum jenseits Düsseldorf vorgekommen.)

Logogryph.

Ihr könnt' recht guten Käse von mir essen,
Doch kehrt mich um, so werd' ich selbst ihn fressen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 196 Montag, 24. August **1868**

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

XXII.

Am offenen Fenster eines der ersten Hotels in Homburg saß an einem schwülen Augustabend eine in tiefe Trauer gekleidete Dame, wie von Ermüdung ausruhend, auf dem Sopha.

Jung und schön, zeigte dennoch ihr Gesicht, daß ihr der Kummer nicht fremd war. Bei näherer Betrachtung würde man indessen zweifelhaft geblieben sein, ob Schwermuth oder Glück ihr Herz bewege, denn obgleich zuweilen ihr Gesicht eine tiefe Blässe überzog und ihr starrer, bleischwerer Blick sich, wie es schien, in schmerzlicher Erinnerung verlor, so zogen die dunklen Gedankenwolken doch bald vorbei. Licht und Leben spiegelte sich wieder in den Augen, ein stolzes Lächeln umschwebte ihre Lippen und ihr Busen hob sich, wie wenn er eine tiefe innerliche Freude kaum bergen könne.

Es war Harriett Carlton, die wir vor ungefähr drei Monaten in betäubendem Schmerz, in hoffnungslosem Unglück verlassen haben. Die traurige Erinnerung daran war nicht geschwunden; nein, sie hatte sich in ihrem Herzen festgewurzelt, aber sie wurde gemildert durch neue Freuden und Hoffnungen. Es war das Glück der Gattin, das die Angst der Tochter besänftigte.

Drei Monate hatte das junge Ehepaar an den malerischen Ufern des Rheins verlebt, aber selbst diese herrlichen Naturschönheiten waren nicht im Stande gewesen, die traurige junge Frau aufzurichten oder zu erfreuen, und mancher mitleidsvolle Blick, gemischt mit Neugierde und Bewunderung, wurde von den Mitreisenden auf sie gerichtet, verwundert, warum wohl das schöne Weib so niedergeschlagen war, da sie ihr Gatte mit der hingebendsten und aufmerksamsten Zärtlichkeit umgab. Trafen sie aber mit Personen zusammen, die Fred Carlton persönlich oder gerüchtweise kannten, so erregten sie doppeltes Interesse, denn die Entführungsgeschichte nebst allen dazugekommenen Umständen hatte sich nah und fern verbreitet.

Auch die besten Menschen, weit entfernt, bösartig oder hartherzig zu sein, lieben weniger oder mehr, um uns eines zwar unfeinen aber bezeichnenden Ausdrucks zu bedienen, den Klatsch. Er belebt auch die phlegmatischsten Gleichgiltigen. Uebergläcklich waren diejenigen, die nach Londoon mit der Nachricht zurückkehren konnten, sie hätten die jungen Carltons gesehen.

Sie sei das reizendste Weib, das man sehen könnte, scheine aber unendlich unglücklich zu sein, und kein Wunder, da sie nicht einen Schilling mitbekommen habe; aber Fred Carlton habe sich als Ehemann aus einem Don Juan in einen Benedictiner verwandelt, so ergeben sei er seiner Frau. So sprachen Einige, Andere wollten dagegen wissen, daß die arme Frau den raschen Schritt schon bereue, daß sie schon jetzt in den Flitterwochen von ihrem Manne herzlos und nachlässig behandelt werde.

Und was war das Wahre an der Sache?

Die geknickte Blume erholte sich, und erhob nach und nach ihr Haupt unter der aufmerksamsten Sorgfalt der hingebendsten Liebe.

Selbst der argwöhnischste Mensch wie auch der größte Menschenkenner würden Fred Carlton für den vollkommensten Exemplar erklärt haben, wären sie Zeuge gewesen von seiner zärtlichen Liebe.

Es war erst nur das Gefühl der Dankbarkeit gegen ihren Mann, welches Harriett bewog, sich aus ihrer Apathie herauszureißen und heiterer zu erscheinen, aber nach und nach wurde sie in der That belebter und glücklicher.

Unbemerkt kam indeß bald die Reihe an sie, die Veränderung seines Gesichtes zu beobachten und ihn zu beruhigen, wenn tiefe Niedergeschlagenheit ihr oft sein stets so heiteres Auge umschleierte.

Um seinetwillen ertrug sie mit Geduld die für sie höchst unangenehme Gesellschaft von zwei oder drei jungen Männern aus Fred's früherer Bekanntschaft, denen sie auf der Rheinreise begegnet waren, und die, um die Zeit zu tödten, bald diesen, bald jenen Ort besuchten. Sie waren nur zu glücklich, einem so „lieben Kerl" wie Fred Carlton zu begegnen, und fanden darin hinreichende Ursache ihr zweckloses Umherschweifen aufzugeben und sich eine Zeitlang in Homburg niederzulassen, wo Carlton den Herbst zudringen wollte.

Die Londoner Jünglinge schmeichelten sich hier einen Akt der Barmherzigkeit zu vollbringen, indem

Digitized by Google

sie die Verbannung eines armen Teufels, dessen Tasche leer, und der noch dazu verheirathet war, zu erleichtern suchten. Auch Harriett, obgleich sie zuerst mit Abscheu und Furcht vor den Fremden zurückschreckte, wurde zuletzt fast dankbar, als sie unter dem Einflusse jener heiteren und angenehmen Unterhaltung Fred's schöne Augen, die in der letzten Zeit so schwer und melancholisch geblickt hatten, sich wieder beleben und sein schelmisch süßes Lächeln wie in früheren Tagen zurückkehren sah.

Ueberdies konnte sie sich kein rücksichtsvolleres, angenehmeres Betragen wünschen, als sie es von den Freunden ihres Mannes erfuhr.

Seine Manieren, obgleich sie oft auch der Schlechteste besitzt, haben einen großen Reiz, und es ist nicht zu leugnen, daß sie für sich einnehmen.

Die Schönheit von Mrs. Carlton, die durch ihre stille Melancholie noch erhöht wurde, flößte ihnen besonders Interesse ein, und das gänzliche Aufgehen ihres Wesens in der Liebe zu ihrem Gatten, völlig selbst diesen Weltmenschen Hochachtung ab, denn in der weiblichen Gesellschaft, welche sie besuchten, war ein solcher Charakter etwas Neues.

So finden wir sie denn auch eines Abends in Gesellschaft der Freunde ihres Mannes um den Tisch in ihrem Salon sitzen, als Fred, welcher in die Lektüre verschiedener Briefe nicht gerade angenehmen Inhalts vertieft war, plötzlich ausrief: „Apropos Harriett, ich bitte Dich tausendmal um Verzeihung, aber beim Zeus, die verwünschten Briefe haben mich es vergessen lassen," und damit zog er einen Brief aus der Tasche und warf ihn auf ihren Schoß.

(Fortsetzung folgt.)

Besatzung von Mainz.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866.)

Nachdem durch die Gefechte von Laufach und Aschaffenburg der preußischen Main-Armee der Weg nach Frankfurt am Main geöffnet und das 8. Bundes-Armeekorps gegen den Odenwald abgezogen war, befand sich auch die Festung Mainz im unmittelbaren Bereiche der feindlichen Operationen. Die Besatzung war dazumal aus bayerischen (1. Bataillon (Eckart) des Infanterieleib-, 1. Bataillon (Daffenreither) des 1. Infanterie-Regiments, 1 Fußbatterie des 2., 2 des 4. Artillerie-Regiments, 1½ Geniekompagnie), württembergischen, kurfürstlich und großherzoglich hessischen, badischen, meiningen'schen und nassauischen Truppen gemischt, und zählte in runden Summen 16,000 Mann Infanterie und 1000 Pferde. Mit der Funktion eines Gouverneurs war der Generaladjutant Sr. Majestät des Königs von Bayern, Generalmajor Graf v. Rechberg und Rothenlöwen, betraut, die Stelle des Festungskommandanten versah der herzoglich meiningen'sche Oberst v. Buch.

Am 16. Juli erhielt das Gouvernement die Kunde vom Einrücken der Preußen in Frankfurt, und gleichzeitig trafen auch Nachrichten über die Annäherung der in der preußischen Rheinprovinz stehenden Reserve-Abtheilungen ein. Am 18. näherten sich feindliche Patrouillen den Kasteler Festungswerken. Folgenden Tags wurde der bei Budenheim stationirte Avisodampfer durch Infanterie beschossen, während gleichzeitig 1 Bataillon von Biebrich gegen Mainz vorging. Der Kommandant des Petersauer-Thurmes ließ gegen die Avantgarde dieses Bataillons einen Schuß abfeuern, worauf dasselbe wieder abzog. Später zeigten sich Patrouillen des Gegners am Rhein, und es entspann sich zwischen ihnen und der Thurmbesatzung ein kurzes Scharmützel. Diese Vorgänge bestimmten den Gouverneur, unterm 20. den Belagerungszustand zu proklamiren, und zugleich die gänzliche Einstellung des Verkehrs auf der Bahn und auf dem Rhein anzuordnen. Im Laufe des letztgenannten Tages näherte sich abermals ein preußisches Bataillon der Festung, und zwar aus der Richtung von Wiesbaden. Das Fort Großherzog von Hessen brachte dasselbe durch einige Granatschüsse zum Weichen, dagegen fuhr der Feind Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr mehrere Geschütze an der Erbenheimer-Warte auf, und feuerte einige Zeit lang, jedoch ohne Schaden zu verursachen, gegen Kastel. Von den dortigen Werken wurde dieses Feuer erwidert. Die preußischen Truppen hatten mittlerweile auf der Linie Biebrich-Erbenheim-Delkenheim Vorposten bezogen, und fuhren, nachdem am 21. vom Petersauer-Thurme aus einige Male auf Militär-Bahnzüge geschossen worden war, bei Biebrich und zunächst der Kurfürsten-Mühle Feldgeschütze auf. Da sie jedoch nicht feuerten, schwieg auch die Artillerie der Festung. Am 22. Juli setzten sich etwa 200 Mann von Biebrich gegen die Glasfabrik in Bewegung, augenscheinlich in der Absicht, eine Schanze aufzuwerfen, zogen sich jedoch, als von der Hartmühle und vom Petersauer-Thurm aus, das Feuer gegen sie eröffnet wurde, wieder zurück. Einige Zeit später erschienen auf dem Petersberge 4 gezogene Sechspfünder, und begannen gegen 5 Uhr Abends die Beschießung des Petersauer-Thurmes. Die dort postirte badische Artillerie, sekundirt durch die Inundationsschanze und das Fort Großherzog von Hessen, antwortete kräftig, und zwang die feindlichen Geschütze nach etwa einer Stunde, mit Verlust abzuziehen. — Hiemit war die kriegerische Thätigkeit der Festung geschlossen. —

Digitized by Google

Der Lohn einer edlen That.

(Aus der „Neuen Freien Presse“.)

Paris, 31. Juli 1868.

Wohl selten zeigten sich Undank und Verworfenheit in schwärzerer Gestalt, als in dem Falle, in welchem die Geschworenen des Departements de l'Ain vor einigen Tagen ihr Verdikt abzugeben hatten. Die Anklage, um welche es sich dabei handelte, war an sich schon schwer genug. Sie lautete auf meuchlerischen Raubmord, begangen von dem Ziehsohne an seiner Ziehmutter.

Die Erwordete war Frau Aimée Ferrand, die Gattin des in wissenschaftlichen wie in künstlerischen Kreisen gleich hochgeachteten Herrn Humbert Ferrand. Frau Ferrand lebte seit nahe vierzig Jahren an der Seite ihres Gatten im Schlosse Cozieu, einem Besitzthume in der Nähe von Belley, und theilte ihre Zeit in der Sorge um die Bewirthschaftung dieses nicht sehr bedeutenden Gutes und Werken der Mildthätigkeit. Zumeist ein solches war es, daß sie, die Kinderlose, sich mit Zustimmung ihres Gatten entschloß, einer armen Frau, welche ihre Kinder nicht zu ernähren vermochte, die Mutterpflicht ab- und einen Sohn derselben in ihr Haus aufzunehmen.

Als Madame Ferrand diesen Beschluß auch zur Ausführung brachte und den zweijährigen Jean Blanc-Gonnet aus dem Armenhause in das Schloß Cozieu nahm, ahnte sie wohl nicht, daß diese edle That die Quelle tausend bitterer Stunden für sie werden sollte.

Anfangs hatte sie auch keinen Grund dazu, im Gegentheile, es schien, als ob der Knabe „Joanny“, wie er genannt wurde, die Hoffnungen seiner Ziehleitern verwirklichen werde. Diese trugen es darum auch ruhig, als Joanny der wissenschaftlichen Laufbahn, für welche ihn Herr Ferrand bestimmte, entsagte, um sich dem Soldatenstande zuzuwenden; ja, als der junge Mann im Krimfeldzuge sich auszeichnete, söhnten sie sich mit der von ihm ergriffenen Carrière sogar aus.

Bald jedoch verrieth der junge Mann eine traurige Fülle von Untugenden. Er zeigte sich als Raufer, Säufer und Taugenichts. Anstatt sich von dem ihrer Wohlthaten Unwürdigen abzuwenden, umfaßten ihn beide Gatten mit doppelter Zärtlichkeit. Liebe und Güte, so dachten sie, sollten den Verirrten auf den besseren Weg zurückführen.

Einen Moment lang schien es, als ob ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt sein würden. Das Gefühl der eigenen Schande — der 20jährige junge Mann war wegen Diebstahls verurtheilt worden — die Erkenntniß der unbeschreiblichen Großmuth seiner Ziehleitern, welche seine Verurtheilung geheimhielten und Alles thaten, um seine Lage zu erleichtern, diktirten dem Gefallenen eine Reihe von Briefen, in welchen er, sich auf das Heftigste anklagend, in rührenden Ausdrücken Besserungen zusagte. In diese Zeit fällt denn auch die Abfassung eines Testamentes, in welchem Frau Ferrand, ihren Gatten übergehend, ihr theures Adoptivkind zum Universal-Erben einsetzt und diesem nur empfiehlt, „daß er all' die Liebe, die Hochachtung und Ergebenheit, welche sie für ihren Gatten fühlte, durch sein Betragen ersetze, und daß er durch die Sorgfalt, die Rücksicht, die Ehre und die Verehrung, welche ein guter Sohn dem besten der Väter schuldet, diesem die Mühe seiner Erziehung vergelte.“

Von diesem Testamente hatte Blanc-Gonnet Kenntniß. Und wie lohnte er es? Durch ein neues Verbrechen, eine neue Verurtheilung, und daß er, wieder und wieder erbarmungsvoll aufgenommen, sich dessen durch die Wiederholung der Verurtheilung abermals unwürdig machte. So kam es, daß „Joanny“ bis zum Jahre 1866, damals 30 Jahre alt, vier Verurtheilungen wegen gemeiner Verbrechen zu überstehen gehabt hatte. Die Langmuth seiner Ziehleitern war noch nicht erschöpft. Auf's Neue öffnete sich ihm ihr Haus, in dem er nach dem Wunsche der Madame Ferrand die Aufsicht über das Wirthschaftspersonal führen sollte.

Aber Blanc-Gonnet war bereits ein vollständig Verlorener. Statt das Wirthschaftspersonale zu überwachen, führte er die Arbeiter in die Schenken, betrauschte sich mit ihnen, nachdem er von seiner Ziehmutter das Geld, welches er vertrank, oft mit Gewalt erpreßt hatte. Die Zeugen, welche darüber aussagen, erzählen haarsträubende Scenen. „Du hast mir in meiner Jugend Geld gegeben; du mußt es jetzt wieder!“ rief er einmal; und ein zweitesmal drohte er ihr: „Wenn du mir kein Geld gibst, elende Lügnerin, so wird dir ein großes Unglück widerfahren;“ ja ein anderesmal ging er in seinem Zorne so weit, daß er einen Sessel nach Frau Ferrand geschleudert hätte, wenn die Zeugen dieser Scenen ihn nicht zurückgehalten haben würden. Frau Ferrand trug diese Leiden mit himmlischer Geduld.

Zu diesen alten Qualen gesellten sich noch neue. Blanc-Gonnet hatte mit einem bei Frau Ferrand bediensteten, sechzehnjährigen Mädchen ein Verhältniß angeknüpft, und verlangte nun, daß seine Ziehleitern ihre Einwilligung zu einer Heirath mit diesem Mädchen geben. Sie verweigerten diese, ließen jedoch aus Rücksicht für Blanc-Gonnet das Mädchen im Hause, gestatteten sogar, daß seine „Braut“, wie er das Mädchen nannte, an ihrem Tische speise.

Blanc-Gonnet lohnte ihnen diese Rücksichtnahme damit, daß er mit seiner „Braut“ sich acht Tage in Lyon herumtrieb. Auf diesen neuen, ihrem Hause zugefügten Affront verlangte Frau Ferrand, daß das Mädchen das Haus verlasse, und beharrte bei diesem Verlangen trotz der heftigsten Scenen mit Joanny.

Letzterer erklärte, daß er denn auch dem Hause der Eltern den Rücken kehren und nach Genf auswandern werde. Als er diesen Beschluß auch zur Ausführung brachte, war es Frau Ferrand, welche ihn mit Briefen und Empfehlungen versah, die es ihm möglich machen sollten, in Genf sein Fortkommen zu finden.

Digitized by Google

So war der 25. Mai d. J. herangekommen. Am Morgen des folgenden Tages fand man Frau Ferrand in ihrem Zimmer ermordet. Ihre Kasten waren erbrochen, ihre Habseligkeiten von Werth geraubt, ihr Ehering mit Anwendung von Gewalt ihr vom Finger gerissen.

Die allgemeine Stimme bezeichnete den nach Genf ausgewanderten Joanny als Mörder. Die Leiche der Ermordeten ruhte noch nicht im Grabe, als er bereits verhaftet und auch der Unthat geständig war. Er sei nochmals nach Cojeu, so sagte er, zurückgekommen, um von Frau Ferrand die Einwilligung zu der Ehe mit seiner Geliebten zu erwirken. Sie habe sie ihm verweigert. Wahnsinnig vor Zorn und getäuschter Hoffnung, habe er Hand an seine Ziehmutter gelegt; als er wieder Herr seines Verstandes wurde, hätte er nur mehr eine Leiche in seinen Händen gehabt. Zwei Stunden sei er an dem Bette der Ermordeten gesessen, und in diesen zwei Stunden habe er das „Vorgefühl der Hölle" gehabt. Dann sei ihm der Gedanke der Flucht gekommen, und am diesen auszuführen, habe er die Habseligkeiten der Ermordeten geraubt.

Diese Erzählung wiederholt er vor den Geschornen, nicht, wie er sagt, um seinen Kopf zu retten, da er nicht mehr leben wolle, sondern um sich gegen die Anklage zu vertheidigen, daß er den Mord mit kaltem Blute und mit Vorbedacht begangen habe.

Sein Vertheidiger, der sich ihm mit Gewalt aufdrängen mußte, da der Angeklagte nicht vertheidigt sein wollte, machte alle Anstrengungen, um diese Darstellung glaublich hinzustellen; doch ohne Erfolg. Fast alle Umstände sprachen dafür, daß der Mord im voraus beschlossen, nach einem wohlüberlegten Plane ausgeführt war.

Die Geschwornen erkannten auch in diesem Sinne und verweigerten mildernde Umstände.

Der Gerichtshof erkannte somit auf die Todesstrafe. Der Angeklagte hörte diesen Spruch ruhig an, der Vertheidiger aber konnte seiner Bewegung nicht Herr werden. Man saß den ehrenwerthen Advokaten sein Gesicht mit den Händen bedecken und reiche Thränen vergießen.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Riga'sche Ztg." meldete dieser Tage aus St. Petersburg die Ankunft des Herzogs Nikolaus von Leuchtenberg in jener Stadt, um dem Hinzufügen, Se. kgl. Hoh. habe sich sofort nach Ebau begeben, um die dortigen Bäder zu gebrauchen. Jetzt will man wissen, oder vielmehr man weiß, daß der Prinz seine Umgebung zu täuschen verstand, und ein englisches Schiff bestieg. Das Ziel seiner Reise kennt man hier zwar nicht, aber man ahnt es; da die Dame, um derentwillen der Prinz nun seit etwa einem Jahre schon so manches Abenteuer bestanden, in einem Badeorte an der französischen Nordküste weilt. Die Maßregeln, um die Reise des Prinzen nach dem Auslande zu verhindern, sollen mit vielem Geschick kombinirt gewesen sein, — aber Amor hat sie hintertrieben. Die Dame ihrerseits hatte lange Zeit keinen Paß für's Ausland erlangen können, weil man eben besorgte, das junge Paar möchte sich dort treffen und heirathen. Erst kurz vor der Abreise des Monarchen und auf die Verwendung eines der höchsten Staatsmänner des Reiches, ihres Onkels, erhielt die Dame die Erlaubniß zur Reise in das Ausland, nachdem gedachter Onkel gewissermaßen das Versprechen gegeben, daß keine Intrigue bezüglich des Prinzen im Spiele sei. Das Versprechen wurde natürlich de bonne foi gegeben, aber die Frau Nichte (sie ist verheirathet!) wird sich wohl über die Verlegenheiten ihres Onkels hinaussetzen, da ihr jugendlicher Anbeter darauf beharrt, sie ehelichen zu wollen. Dieses Ereigniß und der Tschter Unfall, welcher die geachtete Fürstlich Gagarin'sche Familie so hart betroffen, bilden fast das ausschließliche Tagesgespräch in unserer überaus stillen Hauptstadt.

[Eine cause celèbre.] Seit gestern, schreibt der „P. L." aus Pesth vom 18. d. M., zirkulirt das Gerücht, daß in Debrezin ein Agitator der äußersten Linken, Namens Wesselenyi, wegen Fälschung von Urkunden verhaftet worden sei. Wie wir aber aus glaubwürdiger Quelle erfahren, ist dies nur ein kleiner Theil einer interessanten Geschichte, welche im Jahre 1848 beginnt und deren Schlußscenen sich vor dem Großwardeiner Strafgerichte abspielen werden. Bisher hat sich so viel herausgestellt, daß dieser Wesselenyi Niemand Anderer als der ehemalige Husar Gregor Balla ist, welcher 1852 als ein auf frischer That ertappter Räuber vom Makoer Gericht zu sechsjähriger Kerkerstrafe verurtheilt, später aber flüchtig wurde, und bald unter dem Namen Baiaghi, bald wieder unter dem Namen Berseghi allerlei Veruntreuungen verübt hat.

Ein englisches Blatt zählt die reichsten Leute der Erde auf; an der Spitze steht weder ein König, noch ein Kaiser, auch Niemand aus Europa, sondern ein Bürger aus der neuen Welt, ein Gewerbsmann in Nordamerika, dessen jährliche Renten 49 Millionen Francs betragen; dann folgt ein russischer Bojar, der dritte ist ein Engländer, der in Ostindien begütert ist; Rothschild, den man gewöhnlich für den Krösus der Menschheit hält, kommt erst in der elften Reihe.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 197 Dienstag, 25. August **1868**

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Harriett ergriff den Brief hastig, und als sie Rosa's Hand sah, erröthete sie tief und die Thränen traten ihr in die Augen, während sie im Tone milden Vorwurfs fragte: „Nein Fred, hattest Du ihn wirklich vergessen?“

„Nein, Mrs. Carlton, glauben Sie ihm nicht. Aber wir haben ihm dafür zu danken, daß er ihn nicht gleich abzog, denn sonst hätten wir nicht so lange das Vergnügen ihrer Gesellschaft genossen,“ sagte einer der Herren höflich, als Harriett aufstand, und mit ihrem Briefe in ein anderes Zimmer ging.

„Ja so machen es die Frauen stets, wenn sie Briefe erhalten,“ sagte Carlton, während er, als ob er sich wärmen wollte, am kalten Ofen stand. „Komm Harriett! Du mußt uns erst etwas singen, denn wenn Du einmal mit diesem Briefe beschäftigt bist, sehen wir Dich nicht wieder. Komm, bleib, lies den Brief hier! Die guten Leutchen versprechen, Dich nicht zu stören.“

Harriett stand still, und wandte ihr schönes Gesicht ihrem Manne zu, wie überlegend, ob sie ihrem Willen oder, der Laune ihres Gatten folgen sollte. Die Augen Freds ruhten freundlich auf ihrer schönen Gestalt; sie verstand den Blick und zögerte nicht länger, sondern setzte sich in dieselbe stille Ecke, wo er vorhin gesessen, las, und war bald in dem Inhalte verloren.

Das war nicht der erste Brief, den Harriett von zu Hause empfing, nein, Rosa hatte bald nach ihrer Trennung an sie geschrieben, aber seit dieser Zeit hatte sie nur durch Mr. Cliston Nachricht erhalten.

Zuerst konnte sie den Inhalt kaum entziffern, denn Alles schwamm vor ihren Augen, ihr Herz pochte schmerzlich, und ihre zitternden Hände konnten kaum den Brief halten. Aber endlich wurde sie ruhiger und las nun, daß ihre Familie eine Reise nach Schottland gemacht habe, was zugleich ihr langes Stillschweigen erklärte. Rosa versprach aber von jetzt an regelmäßig zu schreiben.

Den Brief benetzten Thränen, die aus verschiedenen Quellen entsprangen. Die treue Schwesterliebe, die aus jeder Zeile sprach, rührte sie tief, aber dennoch fehlte dem Briefe jenes Interesse, das die Familie an einer jung verheiratheten Frau nimmt; in Bezug darauf war die strengste Zurückhaltung beobachtet. Sie kannte die Ursache, und es verletzte sie tief. Wie konnte man derjenigen volles Vertrauen, rückhaltlose Liebe schenken, die an einen Mann gebunden war, dessen Name ein verbotenes Wort, den selbst die sanfte verzeihende Rosa vermieden hatte, mit einer Sylbe zu berühren?

Und doch war dieser verabscheute Mann ein Theil ihres Ichs geworden, an dem sie mit tiefer, unaussprechlicher Liebe hing, — daher traf sie auch jedes unfreundliche Wort, jedes Leid, das ihm galt, ebenso schmerzlich; denn er war ihr Alles in Allem.

Dieses bittere unwillige Gefühl trocknete einige Momente ihre Thränen und wurde nicht einmal durch eine unterstrichene Phrase in Parenthese gemildert, obgleich diese war: „Der Vater, liebe Harriett, läßt Dich grüßen.“

Sie stellte sich vor, wie die gute Rosa ihn um Erlaubniß gebeten, die paar kalten Worte schreiben zu dürfen und wie er endlich, um der Bittenden zu Willen zu sein, seine Einwilligung gegeben hatte.

Was konnte das Wort von ihm, der sie eine Mörderin, eine Schlange genannt hatte, anders sein, als eine leere Form?

Ein dunkles, trauriges Gefühl überkam sie, der Brief entfiel ihr, und sie versank einige Zeit in dumpfes Hinbrüten. Endlich wurde sie ruhiger, preßte den Brief an ihre Lippen, steckte ihn in den Busen, trocknete die Thränen, die über ihre Wangen rieselten, und wandte sich um, um ihn zu suchen, der durch ein freundliches Lächeln, all ihre Düsterheit verscheuchen konnte.

Nicht eher als bis zu diesem Augenblicke hatte sie wahrgenommen, was um sie her vorging, denn sie hatte sich abgewandt und ganz vertieft in ihren Brief dagesessen.

Sie hörte jetzt, etwas ganz Neues für ihre Ohren, einen zeitweisen schnellen rasselnden Lärm, gefolgt von lauten aufgeregten Ausdrücken, die das Ohr einer Dame keineswegs angenehm berühren konnten, und erblickte am äußersten Ende des ungewöhnlich langen Zimmers einen runden Tisch an dem zwei der Herren mit Würfeln beschäftigt waren, während die zwei anderen hinter ihnen stehend sie durch Wetten anfeuerten

Digitized by Google

Harriett starrte eine Weile hin und sah, daß einer der Spieler ihr Mann war, dessen sonst so musikalische Stimme am lautesten unter dem verworrenen unharmonischen Geschrei hervorklang.

Kurz Harriett sah ihren geliebten Fred zum Erstenmale auf die von ihr so sehr gefürchtete Weise, die ihn zu Grunde gerichtet hatte, beschäftigt. Sie dachte in dem Augenblicke nicht an den Ruin im weltlichen Sinne, sondern nur an den in der Achtung ihrer Eltern.

Sie ahnte nicht, daß dies nur kindische Spielerei im Vergleich mit dem Spieltische war, aber es flößte ihr denselben Schrecken ein.

Ein paar Augenblicke blieb sie unbeweglich auf ihrem Platze stehen, dann glitt sie unbemerkt leise über das Zimmer und stand gerade hinter ihres Mannes Stuhl, als dieser den Würfelbecher, begleitet von einem ganzen Strom von Flüchen auf den Tisch stampfte, worüber seine Mitspieler in schallendes Gelächter ausbrachen.

Sanft legte sie ihre Hand auf seine Schulter und flüsterte in zitterndem mit Unruhe und Bitte gemischten Tone:

„Fred!“ Er drehte sich schnell um, und die Herren, welche nicht spielten, betrachteten mit Erstaunen das bleiche Gesicht der jungen Frau, deren Augen sich mit unverhülltem Entsetzen von Carlton's erhitztem Gesichte dem Würfelbecher zuwandten.

Alle entschuldigten sich sehr wegen der Störung, die sie ihr verursacht hatten. Ihres Mannes Miene aber drückte Ungeduld aus, und sie wurde hochroth, als er im nachlässigen Tone sagte: „Geh nur, geh! wir werden gleich kommen, schöne Dame.“ Er warf noch einmal, fluchte und dann flogen Brett, Würfel und Becher an das andere Ende des Zimmers, während die Anderen ihm zuredeten und seine erschrockene Frau vorwurfsvoll sagte: „Aber, lieber Fred!“

„Bei Gott, gegen solch' dämonisch Glück läßt sich nicht spielen.“

„Ja, Mrs. Carlton, er ist schlimm!“ sagte Lord Harry, indem er sich bückte, die gefallenen Sachen aufzuheben. „Er kann in die höchste Wuth gerathen, wenn er verliert.“

„Ich danke Ihnen Mylord, Sie würden mich aber sehr verbinden, wenn Sie schellen wollten, damit man diese Dinge,“ indem sie auf das Würfelbrett deutete, „hinaustrüge, damit ich es nie wieder in meinem Zimmer sehe.“

Lord Harry entschuldigte sich wiederholt, obgleich er nicht recht wußte warum, es mußte denn sein, weil sie in ihrer Gegenwart gespielt hatten, und doch konnte er wieder nicht begreifen, wie dieses harmlose Würfelspiel die Frau eines so notorischen Spielers beleidigen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Ereignisse im Bereiche der zum Schutze der Nordostgrenze Bayerns verwendeten Truppen.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866.)

Als die bayerische mobile Armee ihren Vormarsch gegen Meiningen antrat und deshalb das in Oberfranken stehende Reserve-Kavalleriekorps abrief, blieb zum Schutze gegen etwaige feindliche Einfälle aus den sächsischen Ländern nur das 4. Bataillon (Wirthmann) des 13. Regiments in der Stärke von 5 Kompagnien, wovon 2 in Schwarzenbach bei Hof, 3 in Bayreuth standen, und das am 26. Juni von München nach letzterer Stadt beorderte 3. Bataillon (Pechmann) des 14. Regiments übrig. Der Feldmarschall hatte sich jedoch umgehend an das Kriegsministerium gewendet, Vorkehrungen in dieser Richtung erbeten, und die Eröffnung erhalten, daß eine Reserve-Infanterie-Division in der Stärke von 8 Bataillonen, 2 Eskadronen und 2 Batterien bei Bamberg gebildet und mit dem Schutze der Provinz Oberfranken beauftragt werde. Außer dem obengenannten 3. Bataillon des 14. Regiments sollten das 3. des 3., das 1. des 4., die 2. Bataillone des 6. und 10., das 1. des 11., und die 3. Bataillone des 12. und 13. Regiments, nach Maßgabe ihrer Ablösung in den festen Plätzen durch 4. Bataillone, in diese Division eintreten. Oberst Bijot vom 5. Infanterie-Regiment, welcher als Kommandant der 1. Brigade dieser Division designirt war, traf am 1. Juli in Bamberg ein und übernahm vorläufig das Kommando über die bereits im Lager bei Oberhaid angekommenen Bataillone des 3., 4., 6., 11. und 12. Regiments, zu welchen im Laufe des genannten und des nächsten Tages auch jene des 10. und 12. stießen. Die dem funktionirenden Brigadier ertheilte Instruktion lautete dahin, daß derselbe die Grenzen Oberfrankens und gleichzeitig die Operationslinie des Heeres decken, deshalb sein Gros in der Umgegend von Lichtenfels-Seßlach zu konzentriren, Coburg so lange als thunlich besetzt zu halten, und mit zwei detachirten Bataillonen, welche ihren Standpunkt häufig wechseln sollten, gegen die Werra zu rekognosziren, so wie mit Meiningenstadt Verbindung zu unterhalten habe. Oberst Bijot verlegte daher sein Stabsquartier am 3. Juli nach Unter-Siemau, ließ nur 2 Kompagnien im Oberhaider Lager, und ordnete für seine Brigade eine den erhaltenen Befehlen entsprechende Dislokirung an. Am 9. Juli trat der zum Kommandanten der Reserve-Division ernannte Feldzeugmeister Prinz Luitpold seine Stelle an. Da inzwischen durch die Gefechte von Roßdorf und Zella die Situation total verändert war, ließ er Coburg jetzt räumen, gab Befehl, die Bahn zwischen dieser Stadt und Lichtenfels zu zerstören, und dislozirte die Bataillone in der Art, daß die Thäler der Baunach, der Itz und des Mains beobachtet waren. Diese Verfügungen waren jedoch kaum erlassen, als ein Telegramm des Oberkommandos ihn

Digitized by Google

mit der Hälfte der Division nach Schweinfurt abrief. Bei Bamberg verblieben als fliegende Kolonne das 1. Bataillon des 4., nebst dem 2. des 10. Regiments und eine der beiden Eskadronen des 1. Chevaurlegers-Regiments. Zuerst führte Oberst Bijot das Kommando über dieselbe; als jedoch dieser am 22. Juli an die Spitze der 7. Brigade zum Gros der Armee berufen wurde, fiel der Oberbefehl dem im Range Aelteren der beiden Bataillons-Kommandanten, Major Höfler vom 4. Regiment zu. Die beiden unter Major Wirthmann stehenden Bataillone des 13. und 14. Regiments hatten vom 28. Juni an eine aus ihrer gänzlich isolirten Lage entspringende selbstständige, mit den Operationen des Heeres direkt nicht zusammenhängende Thätigkeit entwickelt. Die Instruktion, welche der Kommandant vom Major v. Orff übernommen hatte, besagte, daß die Grenze scharf beobachtet, bei einem übermächtigen Angriffe des Feindes die vorbereitete Zerstörung der Eisenbahn bei Hof ausgeführt, und nach Thunlichkeit das sämmtliche Fahrmaterial rechtzeitig weggeschafft werden sollte. In der Folge ward ihm noch weiters befohlen, die Gegend bei Hof vor den Neckereien feindlicher Streifkommando's sicher zu stellen, und Erkundigungen über die Bewegungen des Feindes einzuziehen. Diese Aufgabe war bei der geringen Stärke des Detachements, ohne Geschütz und Reiter, eine schwer zu erfüllende. Gleichwohl gelang es, sich von dem Zusammeln eines preußischen Truppenkorps im Königreiche Sachsen Kenntniß zu verschaffen, und am 7. Juli konnte Major Wirthmann die verbürgte Nachricht ins Hauptquartier melden, daß bei Reichenbach 1900 Mann Infanterie und 1 Kavallerie-Regiment konzentrirt seien, so wie daß zahlreiche, andere feindliche Abtheilungen sich der Grenze näherten. Am Morgen des 8. Juli wurden die auf der Hof-Oelsnitzer Straße zwischen Hof und Neu-Gattendorf stehenden Vedetten des 3. Bataillons vom 14. Regiment plötzlich durch preußische Reiter überrascht, welche jedoch alsbald in dem nahen Walde, aus dem sie gekommen, wieder verschwanden. Dem in Hof befindlichen Bataillons-Kommandanten kam gleichzeitig mit der Meldung hierüber auch die Kunde zu, daß eine starke Kolonne von Plauen im Anmarsche sei. Er disponirte daher seine Kompagnien unverzüglich in der Art, daß er nach Möglichkeit dem beiderseitigen Angriffe Front bieten konnte. Als jedoch in Erfahrung gebracht wurde, daß der Feind noch aus einer dritten Richtung, nämlich von Asch gegen Rehau vorrücke, von wo derselbe entweder auf Hof marschirend gleichfalls angreifen, oder durch die Besetzung von Schwarzenbach dem Bataillon den Rückzug abschneiden konnte, beschloß Major von Pechmann, seine Truppe mittelst eines zu diesem Zwecke bereit gehaltenen Extrazuges nach Schwarzenbach zu führen. Indeß traf hier zu gleicher Zeit mit diesem auch die Nachricht ein, daß die feindlichen Kolonnen wiederum abzögen. Major Wirthmann verlegte nun das durch den anstrengenden Vorpostendienst äußerst erschöpfte Bataillon nach Neuenmarkt, während er selbst mit dem seinigen Schwarzenbach besetzte. Folgenden Tags (9. Juli) zog er das Bataillon Pechmann wieder an sich, ordnete eine Rekognoszirung auf Rehau an, und rückte unter Zurücklassung von 2 Kompagnien in Schwarzenbach nach Hof. Gegen Abend zeigte sich ein aus Infanterie und Kavallerie gemischtes Detachement auf der aus dem Reußischen herüberführenden Straße. Major Wirthmann ging demselben mit 2 Kompagnien seines Bataillons, gefolgt von zwei des 14. Regiments, entgegen; allein der Feind ließ es nicht zum Gefecht kommen, sondern zog in derselben Richtung ab, in welcher er vorgerückt war.

(Fortsetzung folgt.)

Thebais.

Es ist die Zeit, da zu den Wellen
Der Ibis sich an's Ufer setzt,
Die Heerde durstiger Gazellen
Der Gluthwind durch die Wüste hetzt.

Mit vollen Segeln fährt die Barke
Entgegen, Nilstrom, deinem Lauf,
Hinan zu deiner Quellen Marke,
Zu Nubiens blauen Bergen auf.

Schon glüht empor des Südens Sphäre,
Und ihre Sternenpracht beglänzt
Den Tempelbau, der hier die Aehre,
Und dort die Wüstenei begränzt.

Akaziengrün und Rank' um Ranke
Umgibt die Säule, die noch kaum
Entstrebt dem Felsen, ein Gedanke,
Der noch in Dämm'rung liegt und Traum.

Derselbe Sinn war's, der noch dämmernd
Hier Bild und Bilderschrift erdacht,
Und Stein auf Stein aus Felsen hämmernd
Zum Säulenbau heraufgebracht.

Die Unterirdischen in Frieden,
Vertieft in ihr vergang'nes Sein,
Aus finsteren Karyatiden
Betrachten sie der Dinge Schein.

Wann ist der Raum, die Zeit entstanden?
Wann rang von Nacht das Licht sich los?
Was hält die Leidenschaft in Banden?
Was ist der Seele künftig Loos?

Hermann Lingg.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Die in Porto-Alegre (Brasilien) unter der Redaktion des Herrn Karl von Koseritz erscheinende „Deutsche Zeitung“ schreibt: „Der Güte eines Freundes verdanken wir die Lektüre einer Uebersetzung von Goethe's „Faust“ in portugiesischen Versen. Verfasser ist Agostinho d'Ornellas, Sekretär der portugiesischen Gesandtschaft in Berlin, der im Sommer 1860, als er noch eine sehr mangelhafte Kenntniß der deutschen Sprache besaß, im Theater einer Vorstellung des „Faust“ beiwohnte, die ihn so mächtig ergriff, daß er beschloß, fertig Deutsch zu lernen, um den „Faust“ zu übersetzen. Und so that er. Die uns vorliegende Uebersetzung lasen wir mit vielem Vergnügen, und wenngleich das große Werk unseres Altmeisters, der Dichtkunst in der fremden Sprache einen gar verschiedenen Eindruck macht, so können wir doch nicht umhin anzuerkennen, daß d'Ornellas mit Lust und Fleiß gearbeitet und mehr geleistet hat, als zu erwarten stand. Seine Uebersetzung steht unzweifelhaft höher, als die französischen Uebersetzungen des „Faust“, die wir kennen; sie hat vor Allem einen Vortheil, nämlich, daß sie so wortgetreu wie möglich; der Uebersetzer hat sich fast keine Freiheiten erlaubt, und sich so viel wie möglich an den Text gehalten, was einerseits ein großer Vortheil ist, während es andererseits manchmal zu seltsam klingenden Phrasen führt. Wäre der Geist der deutschen Sprache dem Uebersetzer bekannter und zugänglicher gewesen, würde er wohl noch Besseres geleistet haben. Immerhin aber ist es dankenswerth, daß Goethe durch diesen ersten Versuch nun auch dem portugiesischen Publikum zugänglich wird. Möge d'Ornellas fortfahren und auch Nachahmer finden, welche die Werke von Deutschlands größtem Dichter in die Sprache von Camoens übertragen.“

[Vilmar's Bibliothek.] Die hinterlassene Bibliothek des Literatur-Historikers Dr. A. F. C. Vilmar in Marburg, bekanntermaßen eine der werthvollsten Bibliotheken im Gebiete der deutschen Literatur, kommt demnächst in Frankfurt am Main durch die Buch- und Antiquariats-Handlung von K. Theodor Völcker zur öffentlichen Versteigerung. Der berühmte Verfasser der Literatur-Geschichte hat jahrelang an der Bibliothek gesammelt, die im Fache der gesammten deutschen Literatur alles Bessere aufzuweisen hat. Es befindet sich in der Bibliothek neben werthvollen Manuskripten, Autographen und literarischen Seltenheiten eine vollständige Literatur über Hessen, und eine solche Sammlung Hassiaca dürfte nicht leicht wieder in dieser Reichhaltigkeit vorkommen. Der Katalog wird demnächst versendet und die Literaturfreunde werden im voraus darauf aufmerksam gemacht.

Das „Odessaer Journal“ meldet einen Vorfall, welcher beweist, daß der Glaube an Vampyre noch immer bei gewissen Bevölkerungen in Kraft ist. Zu Anfang Juni's starb in Karasubazar ein Tartar von 60 Jahren. Wenige Tage nach seinem Begräbniß verbreitete sich im Orte das Gerücht, daß der Verstorbene nächtlicher Weise sein Grab verlasse und die Häuser besuche, um den Schlafenden das Blut auszusaugen; kurz, daß er ein Vampyr geworden sei. Die Wittwe des Betreffenden zeigte dies selbst der Behörde an und bat um Abhilfe. Letztere berief denn auch aus der Nachbarschaft einen Tartaren, der im Rufe der Beschwörungskunst stand, und beauftragte denselben, den Vampyr zur Ruhe zu bringen und in sein Grab einzuschließen. Dafür sollte er die Summe von 80 Rubeln erhalten. Der Beschwörer machte sich an's Werk und traf allerlei mysteriöse Zurüstungen. Unter andern mußten 40 Einwohner mit Fackeln das Grab umstehen; der Leichnam ward ausgegraben, der Kopf ihm abgeschnitten, das Herz herausgenommen und verbrannt. Seitdem ist der Vampyr-Schrecken allgemein.

In Venedig wurde ein neues Originalgemälde Tizian's entdeckt: Christus, auf das Kreuz gestützt, die Hände segnend über den Erdball haltend. Das Gemälde befand sich in einer alten Gemäldesammlung der gräflichen Familie Mocenigo und sollte aufgefrischt werden, bei welcher Gelegenheit man den Meister desselben entdeckte. Das Bild ist vorläufig in der Akademie der schönen Künste zur Besichtigung ausgestellt und wird dann wahrscheinlich dem Museum einverleibt werden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 193:

Nach des Tages Schwüle,
Spendest sanfte Kühle,
Holder „Abend“ du!
Allen Müd' und Matten
Bringst dein düst'rer Schatten
Die ersehnte Ruh'.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 198 Mittwoch, 26. August **1868.**

Kaspar Hauser.

(Aus der „Frankfurter Zeitung".*)

I.

„Räthselhafte Menschen", d. h. solche, deren Ursprung und Schicksal mysteriös ist, haben zu allen Zeiten die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Nun wissen wir aber, wenigstens seit „der eisernen Maske", von keinem Menschen, dessen Ursprung, Leben und Tod so räthselhaft wie die Kaspar Hauser's gewesen wären.

In der Zeit, in welcher Kaspar Hauser in Nürnberg auftauchte, und noch lange nach seinem Tode war die Enthüllung der Wahrheit durch äußere Umstände und Verhältnisse sehr erschwert. Heute, wo von den Betheiligten bei dem präsumirten Verbrechen auch nicht einer mehr lebt, heute bestehen die früheren Rücksichten nicht mehr. Es ist zunächst ein historisches und psychologisches Interesse, das in den Vordergrund tritt.

So versuche ich es denn, einige Hauptmomente, wenn auch mitunter in aphoristischer Form zusammen zu stellen.

Es war am 26. Mai 1828, dem zweiten Pfingsttage, als Kaspar Hauser in der Stadt Nürnberg zum Vorschein kam. Er war ein Mensch von etwa 16 oder 17 Jahren, in seinem ganzen Wesen aber so seltsam, daß sofort die widersprechendsten Vermuthungen auftauchten. Die vollständigste Unkenntniß der gewöhnlichen Lebensverhältnisse bei dem Fremdling mußte die Vermuthung erwecken, daß hier ein unerhörtes Verbrechen an dem Geistesleben eines Menschen verübt, daß der Unglückliche seit seiner Kindheit streng verborgen gehalten worden sei. Dieser Ansicht gegenüber trat die sehr begreifliche Meinung hervor, der Findling treibe Verstellung, er suche seine Umgebung zu täuschen, sei es um sich der Strafe für irgend ein begangenes Vergehen zu entziehen, oder sei es auch nur um sich wichtig zu machen.

In Wirklichkeit stiegen solche Gedanken bei den Meisten auf, welche in der ersten Zeit Kenntniß von der ungewöhnlichen Erscheinung erlangten; — schien eine derartige Enträthselung doch weit einfacher als die Unterstellung eines so gefährlichen Verbrechens. Dennoch war das Ergebniß der näheren Untersuchung gerade bei jenen Zweiflern aus der ersten Zeit, und zwar so viel bekannt ausnahmslos, daß sie sich zu dem Theile der Alternative gedrängt sahen, den sie Anfangs für den unwahrscheinlichsten gehalten hatten.

Die nächste Widerlegung jenes Verdachtes hatte sich gleichsam schon von selbst ergeben. Der Bursche, obwohl ganz erschöpft, konnte weder Fleisch noch Bier vertragen; gleich den ersten Bissen Fleisch, den er an die Lippen brachte, spie er unter heftigen Zuckungen der Gesichtsmuskeln von sich, und die nämliche Erscheinung wiederholte sich beim Genusse einiger Tropfen des bezeichneten Getränkes. Dagegen verschlang er Wasser und Brod mit wahrem Heißhunger. Wenn später geäußert ward: die Wichtigmacherei und Affektation sei Hauser erst eingeredet worden, so konnte dies doch jetzt, gleichsam im ersten Momente, noch nicht geschehen sein. — Aber auch die körperliche Untersuchung bewies die Grundlosigkeit des erwähnten Verdachtes. Die Füße ließen erkennen, daß sie früher niemals durch einen Schuh beengt, noch zum gewöhnlichen Gehen verwendet worden waren; die Fußsohlen erwiesen sich so weich wie das Innere einer Hand, aber sie waren vom letzten Gange über und über mit Blutblasen bedeckt. Seine gleichfalls ganz weichen Hände und Finger wußte der Junge beinahe gar nicht zu gebrauchen. Auf dem kurzen Wege von der Polizei nach dem Vagabundengefängniß sank er fast bei jedem Schritte nieder. Dies Alles schloß eine bloße Verstellung aus, und zeigte die völlige Unhaltbarkeit der späteren Behauptung des Ritters Lang: Hauser sei wohl ein Landstreicher gewesen.

Die Art der Erziehung, welche hierauf eintrat, war eine wesentlich verkehrte, ganz geeignet, den Charakter des jungen Menschen, der sich nun bilden sollte, auf Irrwege zu leiten, und dies um so mehr, je größer man die natürlichen Anlagen und Fähigkeiten des Unglücklichen Anfangs hielt, und je geringer sie sich später in Wirklichkeit erwiesen. Unter diesen Verhältnissen entwickelte er namentlich Züge von Eitelkeit und Unwahrheit.

*) Wir haben die Genehmigung zum Abdrucke dieser höchst werthvollen Forschungen von der verehrlichen Redaktion der „Frankf. Ztg." ausdrücklich eingeholt, und fühlen uns an dieser Stelle verpflichtet, derselben für ihre freundliche Ueberlassung unseren verbindlichsten Dank auszusprechen.

Die Red. der „Erheiterungen".

Digitized by Google

Es ist überflüssig, in weitere Einzelheiten über die Erziehung Hauser's einzugehen, um so mehr, als zahllose Zeitungsartikel und Broschüren in jener Zeit umfassende Mittheilungen darüber machten. Für unsern Zweck genügt es im Uebrigen zu erwähnen, daß am 17. Oktober 1829 ein Mordversuch auf den jungen Menschen stattfand, daß er zwei Jahre später (Dezember 1831) von Nürnberg nach Ansbach versetzt ward, und daß am 14. Dezember 1833 ein neuer Mordversuch erfolgte, welcher am 17. des nämlichen Monats den Tod des Verwundeten nach sich zog. Selbstverständlich fanden alsbald nach dem Erscheinen Hauser's Nachforschungen zur Ermittlung seines Ursprungs statt. In ganz Deutschland waren Neugierde und Interesse geweckt. Bereits unterm 7. Juli 1828 hatte der Bürgermeister der Stadt Nürnberg, Binder, eine sehr umfassende Bekanntmachung zu jenem Behufe erlassen. Etwas später sah der berühmte Kriminalist Feuerbach, Präsident des Appellationsgerichts des damaligen bayerischen Rezatkreises, also desjenigen Gerichtssprengels, in welchem Hauser sich befand, denselben zum Erstenmale. Er interessirte sich mit Wärme für die Sache, und gab sich alle Mühe, die Untersuchung zum rechten Ziele zu führen. Auch verdankt man ihm einige Veröffentlichungen, in deren einer er unverblümt andeutete, daß die Nachforschungen an einem gewissen Punkte immer auf unübersteigbare Schwierigkeiten stießen; gelangten sie auch bis vor das wie verzaubert dargestellte Schloß, so wehrten Keulenträger und Wappenthiere den Eingang. Die in allegorischer Form gegebene Andeutung erregte Aufsehen; vielfach verstand man sie indeß nicht, oder wollte sie nicht verstehen. Anderwärts nannte man im Publikum einen Hof, dem Hauser entstamme sei. Nun ließ es sich zwar begreifen, daß eine derartige Beschuldigung an der Stelle, um die es sich handelte, jedenfalls sehr unangenehm berühren mußte; es ließ sich selbst erklären, daß man, auch wenn die Anklage eine falsche war, Zeitungsartikel und Flugschriften unterdrückte, welche die Angabe in die Oeffentlichkeit trugen. Was sich dagegen nicht begreifen ließ, das war, daß einer ihrer Natur nach nicht einmal öffentlich geführten Untersuchung irgend welche Schwierigkeiten bereitet wurden, während man, einer falschen Ausstreuung gegenüber, das dringendste Interesse zur Herstellung der Wahrheit haben mußte.

Wenn nun aber auch Feuerbach unter den damaligen Verhältnissen sich in Druckschriften nur mit großer Zurückhaltung äußerte, weil der Schriftsteller vorerst sich nicht erlauben dürfe, Dasjenige auszusprechen, „was vor der Hand nur noch dem Staatsbeamten zu wissen oder zu vermuthen erlaubt sei," so trug er doch kein Bedenken, das Ergebniß seiner Forschungen an einem andern Orte offen und ohne Rückhalt darzulegen. So heikler Natur die Angelegenheit gerade an der Stelle, an welche Feuerbach sich richtete, erscheinen mußte, so wendete er sich gleichwohl geradezu an die verwittwete Königin Karoline von Bayern, geborne Prinzeß von Baden, — um ihr erst leise anzudeuten, dann umfassend darzuthun, daß er in ihr die leibliche Tante des Unglücklichen erblicke, indem er Hauser für den rechtmäßigen Erbprinzen des Großherzogthums Baden ansehe.

Das erste Schreiben Feuerbach's datirt vom 27. Januar 1832 und ist an die Königin Wittwe unmittelbar gerichtet; das zweite vom Februar des nämlichen Jahres ging an ihren Hofprediger Schmidt zu München, offenbar mit der Bestimmung für die Königin. Dann folgte, wohl durch die in ihren innersten Gefühlen ergriffene Fürstin selbst veranlaßt, ein „Memorie über Kaspar Hauser". Dasselbe gelangte im Jahre 1852 erstmals in die Oeffentlichkeit, indem der Sohn des Verstorbenen, der bekannte Philosoph Ludwig Feuerbach, das Aktenstück wörtlich abdrucken ließ in dem Werke: „Anselm Ritter von Feuerbach's, weil. königl. bayer. wirklichen Staatsraths und Appellationsgerichts-Präsidenten, Leben und Wirken" (Leipzig bei Otto Wigand).

Wir haben nun zunächst bei dieser merkwürdigen Denkschrift etwas zu verweilen. Dieselbe findet sich im zweiten Bande des genannten Werkes S. 319—333 wörtlich abgedruckt; ebenso in der 1859 zu Zürich erschienenen Broschüre: „Kaspar Hauser; von F. K. Broch" (pseudonym). Im zweiten Artikel soll eine Analyse dieser Denkschrift gegeben werden, während wir in einem dritten Artikel verschiedene Aufschlüsse und Enthüllungen werden folgen lassen, welche bis jetzt noch wenig oder gar nicht bekannt sind.

II.

Selbstverständlich erwartete wohl Niemand, daß in einem Falle der vorliegenden Art von einem aprioristischen Beweise auch nur die Rede sein könne. Etwas anderes als ein Indicienbeweis blieb aus naheliegenden Gründen unbedingt ausgeschlossen. Die Anzeichen mußten aber sehr zahlreich und noch mehr unbedingt gewichtig sein, um einen so ängstlich vorsichtigen Mann, einen so erfahrenen und scharfsinnigen Criminalisten wie Feuerbach in seinem Gewissen dahin zu drängen, der von ihm hochverehrten Königin den Schmerz der Erkenntniß zu bereiten, daß und welches unerhörte Verbrechen an — ihrem Neffen begangen worden sei.

Die Denkschrift selbst ist nun mit seiner Beobachtungsgabe und ungewöhnlichem Scharfsinn abgefaßt. Ein Glied ihrer Argumente reiht sich an das andere. Gleichwohl wird man herausfühlen, daß das Memoire nicht die Wahrheit sagt, indem es offenbar absichtlich Lücken läßt in allen jenen Punkten, in denen Feuerbach als Ankläger gegen bestimmte Personen aus der wirklichen Verwandtschaft der Königin hätte auftreten müssen: die Gräfin Hochberg dagegen, die dem Großvater der bayerischen Fürstin blos morganatisch angetraute Gemahlin, rechnet er offenbar

Digitized by Google

nicht in diese Klasse der Verwandten. Ebenso vermeidet er es, an diesem Orte von den anderwärts doch scharf betonten Schwierigkeiten zu reden, welche die Untersuchung gerade da fand, wo Aufschlüsse in einer oder der anderen Richtung zu suchen waren.

Das „Memoire“ ist zu umfangreich, um in einem Zeitungsartikel vollständig abgedruckt zu werden. Ich beschränke mich daher auf Hervorheben der Hauptmomente, die Begründung wesentlich abkürzend; an einigen Stellen füge ich, um nicht auf Spezialitäten später zurückkommen zu müssen, sofort Bemerkungen bei.

Die lange Kette des auf „dem Zusammentreffen der Umstände“ beruhenden, „eine sehr starke moralische Vermuthung, wo nicht **moralische Gewißheit** begründenden Beweises“ wird in drei Abtheilungen zur Vorlage gebracht.

Erste Abtheilung. Hinsichtlich des Standes des Kaspar Hauser's im Allgemeinen ergibt sich „aus den zu den gerichtlichen Akten gekommenen *) oder sonst bewahrheiteten Umständen“ Folgendes:

1) „Kaspar Hauser ist kein uneheliches, sondern ein **eheliches** Kind.“ Wäre es blos darauf angekommen, die Maternität oder Paternität zu verbergen, so gab es weit ungefährlichere, leichtere und weniger grausame Mittel als 16- oder 17jährige Einsperrung des Kindes. Je vornehmer die Eltern, desto leichter konnten sie ihr uneheliches Kind verheimlichen.

2) „Bei den an K. Hauser begangenen Verbrechen sind Personen betheiligt, welche über **große, außergewöhnliche Mittel** zu gebieten haben.“ Die Aussetzung in Nürnberg, der Mordversuch, die Vergeblichkeit des Ausschreibens großer Belohnungen für Enthüllung beweisen, „daß mächtige und sehr reiche Personen dabei betheiligt sind, welche über gemeine Hindernisse kühn hinwegzuschreiten die Mittel haben, welche durch Furcht, außerordentliche Vortheile und große Hoffnungen willige Werkzeuge in Bewegung zu setzen, Zungen zu fesseln und goldene Schlösser vor mehr als Einen Mund zu legen, die Macht besitzen.“

3) „Kaspar muß eine Person sein, an deren **Leben oder Tod sich große Interessen knüpfen**.“ Dies beweist der Mordversuch. Wegen eines armen, von fremder Barmherzigkeit lebenden Findlings wagt Niemand das Leben auf dem Schaffote. „Er muß eine Person sein, deren Leben, selbst bei der entfernten Gefahr es könne einmal ihr Stand und wahrer Name entdeckt werden, die Existenz anderer und zwar so hoch bedeutender Personen bedrohte, daß er um jeden Preis, auf jede Gefahr hin, aus dem Wege geräumt werden mußte, und daß zugleich Menschen gefunden werden konnten, die solch' Wagstück unternahmen.“

4) „Nicht Rache, nicht Haß konnten Motive zur Einkerkerung, dann zur versuchten Ermordung dieses unschuldigen, harmlosen Menschen gewesen sein. Es bleibt kein anderer Beweggrund denkbar, als der Eigennutz. Er wurde entfernt, damit Andern Vortheile zugewendet und für immer geschert würden, welche von Rechtswegen nur ihm gebührten; er mußte verschwinden, damit Andere ihn beerben, er sollte ermordet werden, damit Jene in der Erbschaft sich behaupten konnten.“

5) „Er muß eine Person **hoher Geburt, fürstlichen** Standes sein.“ Dafür sprechen, seltsam genug, doch in überzeugendster Weise, die merkwürdigen Träume, welche Hauser schon in der ersten Zeit zu Nürnberg hatte. Feuerbach ließ Hausern seinen Traum vom 15. August 1828 aufschreiben. Ein darin geschildertes großes Haus ist offenbar ein Schloß, ein Palast, der nach seiner äußern Beschaffenheit und innern Einrichtung so genau beschrieben ist, daß ein Baumeister einen Riß davon entwerfen könnte. In der Reihe der erwähnten Zimmer ist besonders das, welches die Bibliothek enthielt, und jenes welches die Silberkammer bildete, bemerkenswerth. Auch ist es bezeichnend, daß Löwen und Löwenköpfe in jenem Traumbild häufig vorkamen. Nun hatte Hauser bis dahin ein solches Schloß zu Nürnberg gar nicht sehen **können**. Träume aber sind nicht im Stande, wirklich vorhandene Dinge vorzuführen, von denen gerade der Träumende **nie eine Ahnung hatte**. (Wir wollen dies etwas schärfer ausführen als Feuerbach gethan.) Solche Bilder wie die Hauser'schen beruhen auf **Erinnerungen**, die noch so wirr durch einander gemengt sein mögen. Einrichtungen, welche in Wirklichkeit vorhanden sind, die man jedoch nie gekannt, erscheinen nicht im Traume. Der Traum reproduzirt nur: entweder rein und richtig, oder in phantastischer Aneinanderreihung und Vermengung, nicht aber reale Dinge, die der Kenntniß des Träumenden stets völlig entrückt gewesen. Es waren jenes nichts anders als **wiedererwachte Erinnerungen** aus Hauser's früherer Jugend. „Das Schloß mit diesen Zimmern existirt daher gewiß irgendwo.“

Feuerbach schließt diesen Abschnitt mit den Worten: „Aus der Verbindung aller übrigen Umstände geht nun zuvörderst die dringende Vermuthung, ja die moralische Gewißheit hervor: Kaspar Hauser ist das **eheliche Kind fürstlicher Eltern**, welches hinwege-

*) Die „gerichtlichen Akten“ werden wohl mehr enthalten haben, als in dieser ersten Abtheilung angeführt ist. Fast Alles was hier erscheint, konnte auch ohne jedliche Akten aufgestellt werden. Feuerbach hat wohl nicht ohne Grund gleichwohl in erster Linie sich auf diese Akten berufen. Hier ist nun der Ort zu erinnern an das Schicksal eben dieser Akten. Erfahren hat man, daß der bayerische Bundestagsgesandte v. Mieg in dieser Angelegenheit eigens nach Wien berufen worden sei, daß er die Akten dahin gebracht habe, „daß diese aber nicht wieder nach Ansbach gekommen seien.“ In dieser Zeit schied gerade Feuerbach aus dem Leben. — Jene Papiere werden sich wohl noch zu Wien finden.

Digitized by Google

geschafft worden ist, um Andern, denen er im Wege stand, die Succession zu eröffnen."

In der zweiten Abtheilung bespricht der Verfasser die Gefangenhaltung Hauser's, Zunächst erscheine Derjenige, welcher den Jungen gefangen hielt und ernährte, als ein Böswicht, als Hauptverbrecher. Man habe aber auch Beispiele von Menschen, die gefangen gehalten wurden, nicht in verbrecherischer Absicht, sondern im Gegentheil, um sie zu retten. Dies sei hier der Fall. „Der Mann, der unsern Kaspar gefangen hielt (und für den Hauser immer Zuneigung bewahrte), war sein Wohlthäter, sein Retter; er hielt ihn gefangen, um ihn vor seinen Verfolgern, vor Denen, die ihm nach dem Leben trachteten, zu verbergen." (Hier wird — bei Feuerbach's Schonung der unmittelbaren Verwandten der Königin, — höchst wahrscheinlich absichtlich die Eventualität übergangen, daß zwar das Eine der Betheiligten den Tod des Unglücklichen wünschen mußte, das Andere dieser Betheiligten dagegen ein dringendes Interesse haben konnte, den Beiseitegeschafften für gewisse Fälle, und zwar als unfehlbares Pressionsmittel gegen den Ersten, am Leben zu erhalten. Wir glauben, daß dieser Fall, gerade bei den übrigen Annahmen Feuerbach's, hier wirklich vorgelegen habe, und werden später darauf zurückkommen.)

Unser Verfasser schließt seinen zweiten Abschnitt mit folgenden Bemerkungen: „Wenn in Kaspar's Person, aus irgend einer hohen, oder nur aus einer vornehmen, angesehenen Familie ein Kind verschwunden wäre, ohne daß man über dessen Tod oder Leben, und wie es hinweggekommen, etwas in Erfahrung bringen könnte: so müßte längst bekannt sein, in welcher Familie dieses Unglück sich ereignet habe. Denn das Verschwinden eines Kindes ist eine oft kundbare, Aufsehen erregende Thatsache. Da nun aber seit Jahren, und unerachtet Kaspar's Schicksal weltbekannt geworden, nicht das Mindeste von einer Familie bekannt geworden, aus welcher vor ungefähr 17—20 Jahren ein Kind heimlicher Weise abhanden gekommen und verschwunden sei: so ist Kaspar nur unter den Todten zu suchen: ein Kind wurde für todt ausgegeben, wird noch jetzt für todt gehalten; lebt aber noch in der Person des armen Kaspar

Dieser Umstand, mit den vorhergehenden zusammengereiht, kombinirt sich zu folgender muthmaßlichen Geschichte:

Das Kind, in dessen Person der nächste Erbe, oder der ganze Mannesstamm seiner Familie erlöschen sollte, wurde heimlich bei Seite geschafft, um nie wieder zu erscheinen. Um aber den Verdacht eines Verbrechens zu entfernen, wurde diesem Kinde, welches vielleicht, als es beseitigt wurde, gerade krank zu Bette gelegen hatte, ein anderes bereits verstorbenes oder sterbendes Kind untergeschoben, dieses alsdann als todt ausgestellt und begraben, und so Kaspar anzeblich in die Todtenliste gebracht.*)

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Einst und Jetzt.] Vor hundertundvier Jahren (1764) erlebte Wien eine beträchtliche ringförmige Sonnenfinsterniß, der, nach dem Zeugnisse eines Zeitgenossen, von einem bedeutenden Theile der Bevölkerung mit mehr Bangen als Interesse entgegengesehen wurde. Viele glaubensstarke Seelen prognosticirten den bevorstehenden Untergang der Welt, Viele fasteten, Andere blieben in den Häusern und verschlossen Thüren und Fenster, die Hausfrauen versahen sich mit Lebensmitteln für die vermeintlich bevorstehende Hungersnoth. Unter dem niederen Volke liefen lästere Gerüchte und die unsinnigsten Vorstellungen über das zu erwartende Naturereigniß um; es hieß, wegen der wachsenden Schlechtigkeit der Menschen habe der Böse Macht über die Gestirne des Himmels erhalten, nach der Prophezeiung eines hundertjährigen blinden Mönches, werde unmittelbar nach der Verfinsterung der Sonne ein Feuerregen niederfallen. Einzelne wieder wollten drohende Zeichen am nächtlichen Himmel gesehen haben und sprachen von dem Wiederausbruch des kaum beendigten österreichischen Erbfolgekrieges. Der Magistrat ließ hierauf in der Stadt und in den Vorstädten unter Trommelschlag ein Publicandum verlesen gegen diese Gerüchte, „so Unverstand und Böswilligkeit zu Schaden der armen L.u.' erfunden." Nichtsdestoweniger waren die Gemüther kaum beruhigt, viele Weiber beichteten, einige verschenkten ihr Eigenthum und opferten in den Kirchen. Das war zu derselben Zeit, als Sonnenfels als Professor der Staatswissenschaften an der Wiener Universität lehrte. Die Sonnenfinsterniß traf am 22. Juni ein, und es fanden sich viele Personen von Stand, welche von den Wällen das seltene Naturschauspiel beobachteten.

Aus New-York schreibt man: Lotta, die schöne Schauspielerin, ließ vor einiger Zeit ihren Papa im Westen verhaften, weil er mit ihren Ersparnissen im Betrage von über zwanzigtausend Dollars durchgebrannt sei. Die Tochter zog dann ihre Klage zurück, und es stellte sich hervous, daß die ganze Sache nur ein von ihrem Vater ersonnener „Puff" war, um die Aufmerksamkeit des Publikums wieder auf Lotta zu lenken, da sie demnächst wieder in New-York auftreten wird.

*) Hier spricht Feuerbach offenbar nicht Alles aus, was er wußte; er hatte bestimmte Indizien „in den Akten", wollte sich aber nicht darauf berufen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 199 Donnerstag, 27. August 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

„Und nun," sagte Harriett heiter zu ihrem Manne, „will ich Dir etwas singen."

Aber Harriett's Heiterkeit war nur Schein, denn Fred hatte ihr einen ärgerlichen Blick zugeworfen, und dabei gesagt: „Unsinn, liebe Frau!" Es war der erste mißbilligende Blick und Ton, den sie von ihm vernahm und daher zitterte ihre Stimme, als sie, ihre Augen auf ihn gerichtet, eines seiner Lieblingslieder sang.

Eine zeitlang schien Carlton so vertieft im Lesen, daß er nicht einmal bemerkte, wie sie ein zweites Lied begann, aber endlich suchte sie seinen Blick und die Zornesröthe schwand aus seinem Gesichte. Ihre Augen begegneten sich, er lächelte, sie wurde wieder heiter und sang nun seelenvoll das schöne Lied zu Ende.

„Du, böser Fred!" sagte Harriett schmeichelnd, als er sie nach dem Schlafzimmer begleitete und das Licht anzündete. „Wie konntest Du wagen, mir heute Abend eine solche Scene zu bereiten? Versprich mir, daß dies nie wieder geschehen soll!"

„Niemals, meine einzig Geliebte, wenn es Dir unangenehm ist."

Er kehrte zu seinen Gästen zurück und Harriett, völlig beruhigt über diesen Punkt, hatte nicht die geringste schlimme Ahnung, daß, als sie, nachdem Fred die Thüre kaum geschlossen, laut schellen hörte, dies wegen des Befehls geschah, sogleich einen Spieltisch zu arrangiren.

XXIII.

„Meine geliebte Harriett, Du würdest mir einen großen Gefallen thun, wenn Du die Abneigung zu überwinden suchen wolltest, die Du gegen den Umgang mit Lady Sligo empfindest. Obgleich es für Dich Anfangs etwas Unangenehmes haben mag, so bin ich doch überzeugt, daß Du ihre Gesellschaft später für einen Gewinn halten wirst. Ich meine, es müßte für Dich ein wahres Glück sein, eine Freundin zu bekommen."

„Ich brauche Niemand, als Dich Fred! Ich bin nicht aufgelegt, in Gesellschaft zu gehen und habe besonders solche Weltdamen immer verabscheut, aber wenn Du es wünschest, natürlich."

„Danke, danke, mein süßes Weib! Ich wußte, daß Du es thun würdest. Ja, ich wünsche es wirklich! Sligo ist ein vortrefflicher Kerl, einer meiner besten Freunde, und die Bekanntschaft seiner Frau wird großen Vortheil für Dich haben, besonders wenn wir später nach England zurückkehren. Ich bin überzeugt, meine schöne Harriett braucht eine Weltdame nicht zu fürchten, sie wird unter Allen immer die erste sein."

„Fürchten? O nein, Fred! Nicht fürchten!" sagte sie stolz. „Aber", fügte sie mit einem Seufzer hinzu, indem sie sich im Spiegel sah —, „ich bin jetzt gerade nicht ausgezeichnet schön!" und sie verließ das Zimmer, um sich zu einem Spatziergange mit ihrem Manne umzukleiden.

Den folgenden Tag nach dieser Unterredung kam die Familie Sligo an, welche Carlton wie alte Freunde begrüßte und dabei namentlich eine Dame bevorzugte.

„War das die Gräfin, mit der Du längere Zeit sprachst?" fragte Harriett, welche die Begrüßungsscene vom Fenster aus betrachtet hatte.

„O, bewahre, die Gräfin ist von der Reise ganz erschöpft. Da ist Jemina Moncommery, eine Cousine von Lady Sligo, die sie mitgebracht haben, um ihnen bei einem allfallsigen tête à tête, das sie für die schwerste Last halten, die Langeweile zu vertreiben. Jemina ist ein gutmüthiges Mädchen, mit der man sich einen ganz angenehmen Zeitvertreib verschaffen kann, stets lustig, wie Du hörst."

Versteht meine schöne Leserin, was bei einem Herrn heißt: Sich einen angenehmen Zeitvertreib mit einem Mädchen verschaffen? Es klingt nicht gut und bedeutet eine Dame, die den Herrn in ihrer Gegenwart Scherze erlaubt, vor denen ein reines junges Mädchen zurückschrecken würde.

„Wie schön Du bist, meine Geliebte!" sagte bald darauf Fred zu seiner Frau, „ich glaube, daß weder Miß Jemina, noch Lady Sligo so etwas aufweisen können," und er strich mit den Fingern bewundernd durch Harriett's wundervolle Locken.

Harriett sah in der That wunderschön aus, als sie an ihres Mannes Arme in das Zimmer trat, wo man sich vor dem Diner versammelte, und hier der der Lady Sligo und ihrer Cousine vorgestellt wurde,

Digitized by Google

Der Lord, welcher mit einem Herrn in der Fensternische stand, steckte sein Glas in's Auge und hielt eine lange Schau, ehe er sich anstrengte, über das Zimmer zu schreiten.

„Meiner Seele!“ sagte er endlich im halblauten Tone, „sie sieht ziemlich hübsch aus — ausgezeichnet in der That für eine Erbin! Wahrhaftig fast wie die Herzogin — die einzige Frau, von der ich glaube, daß es der Mühe werth ist, sie zu betrachten.“

„Was würde Lady Sligo sagen, wenn sie das hörte?“ sagte Lord Harry.

„Verdammt schönes Haar — wundervolle Augen!“ fuhr der Lord, ohne die Unterbrechung zu beachten, fort.

„Ja, Carlton hatte die Augen offen!“ bemerkte Lord Harry.

„O — ah — lief mit ihr davon? War's nicht so? Nun sie sieht gerade darnach aus! Ungeheuer schönes Mädchen, das ist wahr!“ fügte Lord Sligo hinzu, indem er das Augenglas fallen ließ, auf Mrs. Carlton zuging und da der Kellner eben das Anrichten meldete, ihr mit einem Blick vollkommener Sorglosigkeit den Arm bot.

(Fortsetzung folgt.)

Kaspar Hauser.

(Aus der „Frankfurter Zeitung“.)

(Fortsetzung.)

War der Arzt des Kindes mit im Spiel, hatte er den Auftrag das Kind umzubringen, fand er jedoch entweder in seinem Gewissen oder in seiner Klugheit Gründe, den Auftrag scheinbar zu vollziehen, aber das Kind heimlich beim Leben zu erhalten, so konnte dieser fromme Betrug auf das Leichteste vollzogen werden.

Zwischen dem Zeitpunkte des vorgespiegelten Todes und der Einkerkerung Kaspar's liegt übrigens, wie sehr wahrscheinlich, ein nicht unbeträchtlicher Zwischenraum. Mancherlei führt nämlich auf die dringende Vermuthung, daß Kaspar, nachdem er zum Schein in Deutschland gestorben war, nach Ungarn geschafft worden ist, dort die ersten Kinderjahre in der Freiheit verlebt hat, und erst alsdann, um ihn vor wahrer Todesgefahr zu retten, eingekerkert worden ist.

Wir kommen zur letzten Abtheilung des Feuerbach'schen Memoire. Dieselbe ist tief eingreifend, daß wir sie ohne Abkürzung wort-wörtlich folgen lassen.

„Was nun endlich die Frage betrifft, in welche hohe Familie Kaspar gehören möge, so ist nur Ein Haus bekannt, auf welches nicht nur mehrere zusammentreffen e allgemeine Verdachtsgründe hinweisen, sondern welches auch durch einen ganz besondern Umstand speziell bezeichnet ist, nämlich — die Feder sträubt sich, diesen Gedanken niederzuschreiben — das Haus Baden.

„Auf höchst auffallende Weise, gegen alle menschliche Vermuthung, erlosch auf einmal in seinem Mannesstamme das alte Haus der Zähringer, um einem blos aus morganatischer Ehe entsprossenen Nebenzweige Platz zu machen!

„Dieses Absterben des Mannesstammes ereignete sich nicht etwa in einer kinderlosen, sondern seltsam genug! — in einer mit Kindern wohlgesegneten Familie.

„Was noch verdächtiger; — zwei Söhne waren geboren; aber diese, beiden Söhne starben, und nur sie starben, während die Kinder weiblichen Geschlechts insgesammt bis auf den heutigen Tag noch in frischer Gesundheit blühen. Die Frau Großherzogin Stephanie ist eine wahrhaft zweite Niobe, nur mit dem Unterschiede, daß Apollo's tödtendes Geschoß ohne Unterschied Söhne und Töchter traf, dort aber der Würgengel an allen Töchtern vorüberging und nur die Söhne erschlug.

„Und nicht blos seltsam, sondern einem Wunder ähnlich ist es, daß der Würgengel schon gleichsam an der Wiege beider Knaben steht, und diese mitten aus der Reihe seiner Schwestern herausreißt. Zwischen den beiden Prinzessinnen Louise und Josephine stirbt der erstgeborne R. N. am 16. Oktober 1812, zwischen den Prinzessinnen Josephine und Marie stirbt am 8. Mai 1817 der Prinz A. Diese Sterbefälle widerstreiten fürwahr jeder physiologischen Wahrscheinlichkeit. Wie wäre es erklärbar, daß eine Mutter demselben Vater lauter gesunde Töchter, und als Söhne nur Sterblinge gebiert? In dieser ganzen Begebenheit scheint so viel System, so viel Berechnung hindurch, wie sie nicht dem Zufalle, sondern nur menschlichen Absichten und Plänen zuzutrauen ist. Oder man müßte glauben, die Vorsehung selbst habe einmal in den gewöhnlichen Lauf der Natur eingegriffen und außerordentliches gethan, um einen coup de politique auszuführen.

„Wer bei dem Absterben des Mannesstammes in der Linie des Großherzogs Carl das nächste, das unmittelbarste Interesse hatte, war unstreitig die Mutter des Herrn Grafen Hochberg mit ihren Söhnen. Denn waren ihre Kinder aus morganatischer Ehe für successionsfähig anerkannt, und war der Mannesstamm im Hause des Großherzogs Carl untergegangen; so mußte wohl nach kurzer Zeit die Succession an die Hochberg'sche Familie kommen.

„Die Gräfin H. wird überdies als eine Dame bezeichnet, welche gegen die Gemahlin des Großherzogs Carl tiefen Haß getragen, welche dabei von unbegrenztem Ehrgeiz und eines solchen Charakters sei, der sie um die Mittel zu ihren Zwecken wenig verlegen mache.

„Nun aber komme ich zu einem Umstande, der an sich selbst so klein und unbedeutend ist, daß er sich lange der Aufmerksamkeit entzog, bis er durch Zusammenhaltung mit einigen genealogischen Thatsachen, nach welchen

der Verfasser dieser Schrift lange vergebens gestrebt hatte *) — sie sind ihm erst vor einigen Wochen aus Frankfurt mitgetheilt worden — seinen Verdacht bis zur moralischen Gewißheit steigerte.

„In dem Briefe, welcher dem armen Kaspar bei seiner Aussetzung in die Hand gegeben worden ist, in Verbindung mit der Einlage zu jenem Briefe sind unter andern folgende Angaben enthalten: es sei

1) Kaspar geboren am 30. April 1812;

2) er sei dem Unbekannten gelegt worden am 7. Oktober 1812.

„Hiernit treffen nun, bis auf unbedeutende, leicht erklärbare Abweichungen, die verhängnißvollen Epochen der Geburt und des Todes beider Prinzen, besonders aber des erstgebornen N. N., wunderbar zusammen. Nämlich:

1) Der Prinz N. N. ist geboren im Jahre 1812, gestorben im Jahre 1812. In demselben Jahre 1812 ist, nach jener Angabe, Kaspar geboren, und auch in demselben Jahre 1812 angeblich als Findelkind dem Unbekannten gelegt worden (d. h. aus seiner Familie verschwunden und in die Gewalt des Unbekannten gekommen).

2) Selbst der Monat des Todes des Prinzen N. N. trifft mit dem Monat der angeblichen Aussetzung des Kindes Kaspar bei jenem Unbekannten überein. Der Oktober ist für Beide verhängnißvoll; in diesem Monat desselben Jahres stirbt Prinz N. N. und wird Kaspar ausgesetzt. Nun ist zwar

3) nicht nur eine kleine Differenz in dem Monatstag — dort der 16. Oktober, hier der 7. Oktober — sondern auch eine Abweichung in den Geburtstagen, indem der Prinz am 29. September geboren wurde, Kaspar aber am 30. April zur Welt gekommen sein soll. Allein jene Differenz zwischen dem 7. und 16. Oktober ist an sich höchst unbedeutend und leicht erklärbar, dagegen ist wieder

4) der 30. April, welcher dem Kaspar als Geburtstag beigelegt wird, von höchster Bedeutung. Dieser ist nämlich gerade der Geburtstag des zweiten Prinzen A.

„Die Ursachen dieser Uebereinstimmungen und Abweichungen sind nicht schwer zu erklären. Es ist leicht möglich, daß der Unbekannte, der von dem Geburts- und angeblichen Todesjahr Kaspar's im Allgemeinen gute Kenntniß hatte, in den einzelnen Daten sich im Irrthum befand, den Geburtstag des zweiten Prinzen (30. April) mit dem des ersten verwechselte und sich, während ihm der Oktober als Sterbmonat noch im treuen Gedächtniß lag, nur in dem Monatstag vergriff (statt des 16. Oktober der 7. — ein unbedeutender Unterschied von 8 — 9 Tagen). Indessen scheint mir die Abweichung ganz absichtlich aus guten Gründen geschehen zu sein.

„Derjenige, der unsern Kaspar in Gewahrsam hatte, ihn nach Nürnberg brachte oder schaffte, und den Brief nebst Beilage schrieb oder schreiben ließ, war höchst wahrscheinlich ein katholischer Geistlicher, vielleicht ein Klostergeistlicher, Diesem, der auch, wie die demselben mitgegebenen geistlichen Büchlein bekunden, für Kaspar's Seelenheil besorgt war, mußte es eine große Verruchtheit dünken, den Unglücklichen ohne allen Ausweis über seine Geburt in die Welt zu stoßen. Wäre aber dieser Mann dem rechten Datum in Allem vollkommen treu geblieben, so mußte er mit Recht eine nur zu schnelle Entdeckung befürchten. Um daher in der Hauptsache bei der Wahrheit zu bleiben, ohne das Geheimniß zu verrathen, mußte der Wahrheit eine Lüge beigemischt werden, und so wurde denn, um auch so noch von der Wahrheit so wenig als möglich abzuweichen, bloß ein Datum im richtig angegebenen Monat (Oktober) um einige Tage zurückgeschoben, und ihm nebenbei der 30. April aus dem Leben seines jüngern Bruders beigelegt.

„Nicht unbedeutend ist es, daß nicht lange nach dem Erscheinen Kaspar's zu Nürnberg sich das Gerücht — und zwar von Baden her verbreitete: Kaspar sei ein für todt ausgegebener Prinz des badischen Hauses und zwar ein Sohn der Großherzogin Stephanie; daß dieses Gerücht von Zeit zu Zeit wieder laut geworden ist, am lautesten aber in der neuesten Zeit; daß neuerlich unter der Form einer angeblichen Geistererscheinung, von welcher öffentliche Blätter erzählten, die Behauptung angedeutet wurde, die Familie H. besitze durch Usurpation den Thron, es sei noch ein ächter Prinz am Leben; daß sogar erst vor einigen Tagen, aus einer Stuttgarter Zeitung, in einem Augsburger Blatt die Behauptung zu lesen war: „Kaspar Hauser sei der muthmaßliche Prätendent von B—". Gerüchte sind freilich nur Gerüchte, sind aber darum nicht zu verachten; sie fließen oft aus sehr echten Quellen; sie haben, wo es geheimen Verbrechen gilt, häufig darin ihre Entstehung, daß der eine oder der andere Mitwissende geplaudert hat, mit seinem

*) Diese Bemerkung wird auffallen; sie ist gleichwohl richtig; denn Verfasser ist es ähnlich wie Feuerbach ergangen. Er hat das 1826 zu Karlsruhe herausgekommene „Genealogische Taschenbuch von Heunisch" vor sich liegen. Darin findet sich die Genealogie des badischen Regentenhauses nach offizieller Aufstellung voran gedruckt. Diese Aufstellung ist sehr ausführlich. Von Carl Friedrich an finden sich alle Angehörigen der Familie einzeln aufgezählt; die Personalien aller Prinzen (auch der nicht zur Regierung gelangten) sind angegeben, ja selbst im vorigen Jahrhundert verstorbene Frauen wurden nicht übergangen. Daß der Verstorbene Großherzog Carl und dessen Gemahlin Stephanie nicht fehlen, versteht sich von selbst; auch deren drei Töchter mangeln nicht. Nur jener beiden Prinzen geschieht nicht mit einer Silbe Erwähnung. Was veranlaßte, zwei präsumtive Thronfolger zu übergehen, deren Tod doch ebenso wie jener der andern Familienglieder erwähnt werden sollte, und zwar um so mehr, weil gerade der Verstorbene Großherzog der Krone auf das Haupt des damaligen Großherzogs Ludwig in richtiger Reihenfolge hergestellt und erklärt ward, und weil eben dieser regierende Fürst ohne diese Sterbhülle nicht zum Throne gelangen konnte? War ein solches Uebergehen absichtlich oder zufällig?

Digitized by Google

Vertrauen zu freigebig gewesen, oder sonst eine verrätherische Unvorsichtigkeit begangen hat, oder weil ein Mitschuldiger, um sein Gewissen zu erleichtern, oder um sich wegen getäuschter Hoffnungen zu rächen u. dgl., im Stillen die Entdeckung der Wahrheit herbeizuführen sucht, ohne an sich selbst zum Verräther werden zu müssen u. s. w.

Aus diesen Gründen zählen die Rechtsgelehrten auch Gerüchte (die famam publicam) zu den Anzeigungen (Indizien) von Verbrechen und deren Urhebern oder Theilnehmern."

Dies die Deduktion, welche Feuerbach seiner Königin, und zwar gerade als badischer Prinzeß, überreichte. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die ersten Nachrichten über eine gelungene Beobachtung der Sonnenfinsterniß vom 18. kommen aus Paris. Dort nämlich ist am 21. ein Telegramm des Herrn Janssen angekommen, der von Seite des französischen Längenbureaus und der Akademie der Wissenschaften in Paris nach englisch Indien gesendet worden ist, um das großartige Phänomen zu beobachten. In seinem Telegramm meldet Herr Janssen, daß es ihm gelungen sei, die röthlichen Protuberanzen (dies bekannte, von Arago bei der Sonnenfinsterniß vom 8. Juli 1842 beobachtete Phänomen röthlicher Flammen, die von verschiedenen Punkten der Peripherie der dunklen Mondscheibe während der Verfinsterung hervorspringen) mit seinem Spectroscope, dessen Führung er so meisterlich versteht, genau zu beobachten. Er hat den Beweis gefunden, daß diese Körper großartiger Natur sind. „Die durch das Spectrum der Sonne gewonnenen Streifen", sagt das Telegramm, „sind von sehr großer Wichtigkeit und unerwartet" (inattendues). Soll nun dieser Ausdruck heißen: über alle Erwartung den bisherigen Annahmen der Wissenschaft günstig oder gegen die gehegten Erwartungen, das müssen erst spätere Berichte aufklären. Jedenfalls wird die diesjährige Expedition viel dazu beitragen, den Weg genauer zu bezeichnen, welchen die Beobachtungen in den beiden nächsten totalen Sonnenfinsternissen einzuschlagen haben werden, die im Jahre 1869 stattfinden werden. Neben der Mission des Herrn Janssen fand noch eine zweite von Paris aus Statt, welche Herr Stephens leitet, und die im chinesischen Indien auf dem Territorium des Kaisers von Siam stationirt war. Dieser Monarch hegte gegen die Expedition Anfangs gerechtes Mißtrauen, denn irgend ein weißer, als Orakel benutzter Elephant mochte wohl durch Ohrenschlitteln ihm gesagt haben: „Warum beobachten denn diese Barbaren die Sonnenfinsterniß nicht bei sich zu Hause? wenn sie sich solche Reisekosten machen, muß wohl was anders dahinter stecken." Schließlich aber schätzte doch der Monarch mit den goldenen Füßen eine Liebe zur Wissenschaft vor, wie sie mehr als einem gekrönten Haupte Europa's Ehre gemacht hätte, und sprach, von Neugier bewogen, den Wunsch aus, den Beobachtungen beizuwohnen. Bisher hatten ihm seine Hofastrologen nur immer den Mond gezeigt und zwar durch eine mit Wasser angefüllte Flasche; jetzt wollte er wenigstens die Gelegenheit benutzen, auch einmal die Sonne genauer anzusehen. Nur auf diese Weise wurden die Schwierigkeiten, welche der Expedition des Herrn Stephens sich entgegengestellt, überwunden.

Herr Dr. Hilgers in Würzburg hat im Monat Juni die Würzburger Biere sowie die fremden Lagerbiere, die dort geschenkt werden, einer Prüfung unterzogen, durch welche er jedoch nur den Prozentgehalt an Alkohol, Extrakt und Asche feststellte. Sämmtliche Biere wurden direkt von der Schenke aus genommen, um dieselbe in dem Zustande untersuchen zu können, in welchem sie dem Publikum gereicht werden. Zu Folgendem theilen wir nach der „N. W. Z." die Ergebnisse der Untersuchung von mehreren Bieren mit. Das beigesetzte Datum bezeichnet den Tag, an welchem das Bier zur Prüfung geholt wurde.

	In Gewichtsprozenten. Alkohol.	Extrakt.	Asche.
Erlangen (Brauerei Bußbacher), 4. Juni	3,60	4,26	0,28
München (Sedlmeyer), 8. Juni	3,83	6,10	0,20
Ansbach (v. Crailsheim), 3. Juni	3,8	5,6	0,19
Aschaffenburger Aktienbier, 4. Juni	4,32	6,1	0,26
Lichtenfelser Aktienbier, 17. Juni	4,42	5,38	0,25
Erlangen (Erich), 9. Juni	4,60	5,69	0,25
Nürnberg (Henninger), 8. Juni	4,72	5,64	0,23

(Es ist zu beachten, daß ein Prozent Alkohol mehr oder minder die narkotische Wirkung des Bieres nicht unerheblich zu steigern oder zu verringern vermag. Nach den obigen Angaben läßt sich übrigens die Qualität der genannten Biere nicht feststellen, da die Bestandtheile des Extrakts nicht angegeben sind und derselbe sowohl Nahrungswerthe als auch mehr oder minder gesundheitswidrige Surrogate enthalten kann. Der Aschengehalt läßt auf die mineralischen Bestandtheile der Biere schließen.)

Der gediegene schwäbische Dichter J. G. Fischer hat ein Trauerspiel in 5 Akten: „Kaiser Maximilian von Mexiko," soeben erscheinen lassen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Waitandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 200 Freitag, 28. August 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Arme Harriett! Wie unangenehm fühlte sie sich von dem Lärm und dem leichten Tone dieser Tischgesellschaft berührt, denn bis jetzt hatten sie noch nie table d'hôte gespeist. Das laute Sprechen und Lachen, meistens von Miß Jemina ausgehend, schlug fast schmerzlich an ihr Ohr und hätte sie nicht zuweilen ein bedeutsamer Blick ihres Mannes aufgerichtet, so wäre sie in gänzliches Stillschweigen versunken.

Aber der Lord schien die Anstrengung, die sie um Fred's willen machte, sich mit ihm zu unterhalten, nicht zu schätzen, er war nur damit beschäftigt, zu schmecken, zu tadeln und mit einem Ausdrucke von Ekel die meisten Schüsseln die ihm aufgewartet wurden, fortzuschicken. Alle Bemerkungen, die er machte, bezogen sich nur auf einen Gegenstand — die Gastronomie — und wurden nur an die Herren gerichtet. Nur in den Zwischenräumen, wo er den Zahnstocher gebrauchte, beehrte er Harriett mit einem langen Anstarren, einem leisen Gebrumm, untermischt mit einem Kapital-Spaß, vollkommen unverständlich für Harriett, obgleich er mit glänzendem Beifall von Miß Moncommery aufgenommen wurde, die dadurch zugleich ihre Befähigung für das Doppelsinnige zeigte, das in Lord Sligo's Zirkel der gewöhnliche Ton war.

Die einzige Aufmerksamkeit aber, die der Lord seiner Frau bewies, bestand in einem verächtlichen Blicke, wenn er ihr auf eine an ihn gerichtete Frage Antwort geben mußte.

Harriett fühlte zuerst Mitleid mit Lady Sligo, doch dies schwand bald, als sie die gänzliche Gleichgiltigkeit der Dame gegen diese Behandlung sah. Sie war ungefähr dreißig Jahre alt, und bildete sowohl durch ihre einfache, aber höchst elegante Toilette, sowie auch durch ihre monotone Nonchalance, einen auffallenden Contrast zu Miß Moncommery.

Der Lord ließ sich nach Tisch, zu Harriett's großem Mißvergnügen, ruhig neben ihr auf das Sopha gleiten in dessen Ecke sie eben gerückt war, um Fred Platz zu machen, der auf sie zukam, sich aber nun zu Lady Sligo wandte. Und dahin richteten sich auch jetzt allein Harriett's Gedanken und Augen, obgleich sich der Lord die Mühe nahm, wie er dachte, angenehm zu sein.

Bald indessen stand Fred auf, und schien, zu Miß Jemina gehend, derselben einen Vorschlag zu machen, der ihr sehr zu gefallen schien. Hierauf kam er zu Harriett und sagte, daß er Musik bestellt habe, um diesen Abend ein wenig zu tanzen.

Sie konnte natürlich gegen den mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen Plan Nichts einwenden. Aber als die Musik einen fröhlichen Walzer spielte, und sie Fred mit Lady Sligo und Lord Howard mit Miß Moncommery walzen sah, da überkam sie ein solches Weh, daß sie ihren Kopf neigen mußte, um die Thränen zu verbergen.

Lord Sligo saß noch neben ihr, aber die Unterhaltung stockte gänzlich. Plötzlich jedoch rief er in etwas herablassendem Tone: „Ich habe seit Jahren nicht mehr getanzt und es kostet mich ungeheure Ueberwindung, aber heute möchte ich dennoch eine Tour mit Ihnen tanzen, Mrs. Carlton, der Walzer ist schön!“ Seine Herrlichkeit erhob sich und bot Harriett den Arm, als könne es gar nicht in Frage kommen, ob sie wolle oder nicht.

Harriett bog sich zurück und schüttelte den Kopf.

„Was, nicht walzen?“

„Ich muß danken!“ antwortete sie schnell. „Ich sehe, Miß Moncommery hat alle Herren müde getanzt, sie wäre gewiß sehr erfreut, wenn Sie sie engagirten.“

„Ich glaube wohl“, sagte er spöttisch, „aber Miß Jemina ist so dick, und tanzt so abscheulich schwer, daß es für mich ein wenig zu viel wäre. Sie dagegen haben gerade die passende Figur“, und er ließ seinen Blick bewundernd über ihre schöne Gestalt gleiten.

„O!“ rief Harriett, „da tanzt Fred soeben mit Miß Moncommery, da müssen Sie mit Lady Sligo tanzen, sie walzt so wunderschön!“

„Was?“ rief er ganz starr vor Erstaunen „was, mit meiner Frau tanzen? Beim Himmel — ha— ha — ha— das wäre wirklich ein wenig — in der That Mrs. Carlton, Sie sind schlimm. — Sie spotten, welche Satyre!“ — und er sah höchst belustigt aus.

„Und warum denn nicht?“ sagte Mr. Carlton mit flammenden Augen. „Liegt denn darin so etwas Außerordentliches, wenn ein Mann mit seiner Frau tanzt?“

Digitized by Google

Lady Sligo hatte ihren Namen und die Heiterkeit ihres Mannes bemerkt, daher fragte sie im Vorbeigehen mit scheinbar gleichgiltigem Lächeln: „Bitte, von was unterhielt man sich denn über mich?“

Der Lord erwiderte mit demselben spöttischen Lachen, das Harriett so sehr verletzte: „O Julia! Mrs. Carlton machte mir eben den Vorschlag, daß wir einen Walzer tanzen sollten — ein Ehepaar! — das amüsirt mich — Es ist wirklich schon lange her, daß wir eine solche That gethan haben — aber als etwas ganz Neues, laß es uns einmal versuchen.“

Harriett bemerkte auf dem Gesichte der Lady ein schnelles Erröthen und ein leises Zittern der Lippe, wie vom bewegten Gefühl hervorgerufen, das sie ihr gar nicht zugetraut hatte; auch zog die Lady schnell und eifrig ihren Arm aus dem Lord Howard's und legte ihn in den ihres Mannes, indem sie eine graziöse Verbeugung machte und mit spöttischem Ernst sagte: „Mylord, es wird mir eine Ehre sein!“

Der Lord legte seinen Arm nachlässig um ihre Taille, und hielt ihre Fingerspitzen, als fürchtete er seinen Glacehandschuh zu beschmutzen. Lady Sligo's Augen schimmerten und ein freudiger Ausdruck belebte ihr Gesicht, als sie beide einen Augenblick nach einer Tour stillstanden. Im nächsten aber sank der Lord erschöpft auf's Sopha, indem er murmelte: „Bei meiner Seele, Julia, es geht nicht, Du mußt mich entschuldigen, wirklich!“

Julia stand allein — Harriett's Augen flammten und sie konnte sich nicht enthalten, einen Blick der tiefsten Verachtung auf den Lord zu werfen.

Lady Sligo's Lächeln verschwand nicht, aber es wurde künstlich und als sie Harriett's verächtlichen Blick bemerkte, sagte sie in gezwungen leichtem Tone:

„Sehen Sie, Mrs. Carlton, was Sie zu erwarten haben, wenn Sie fünf Jahre verheirathet sein werden.“

Ein Schauer überfuhr Harriett bei diesen Worten, aber sie sah auf, als sie Fred sagen hörte: „Komm Sligo; warum sitzt Du so schläfrig da, Du fauler Mensch?“ Er stand mit Jemina am Arme, die roth und erhitzt aussah, vor ihr, liebevoll ihre Wangen klopfend. Sie sah in sein schönes Gesicht, und ihr Herz schlug wieder vertrauensvoll.

Der Lord erklärte, er stürbe fast vor Sehnsucht, mit Mrs. Carlton zu tanzen, aber sie wäre so grausam, es durchaus nicht zu thun.

„O Mrs. Carlton!“ rief Mrs. Moncommery, „Sie müssen mit Lord Sligo tanzen, er walzt so wunderschön!“

(Fortsetzung folgt.)

Kaspar Hauser.

(Aus der „Frankfurter Zeitung“.)

(Fortsetzung.)

III.

Es sei nun gestattet, eine Anzahl Notizen anzufügen, welche zur besseren Aufklärung verschiedener Punkte beitragen können. Es wird sine ira et studio, blos im Interesse der historischen Wahrheit, so weit nöthig allerdings ohne Bemäntelung geschehen. Da es sich nur um Notizen handelt, so ergibt sich die aphoristische Form von selbst.

1) Ich habe im vorigen Artikel bereits angedeutet, daß Feuerbach, der Königin Caroline gegenüber, eine sorgsame Schonung ihrer unmittelbaren Verwandten beobachtet. Demnach spricht er sich zwar sehr bestimmt über die vermuthete Schuld der Gräfin Hochberg aus, vermeidet dagegen jede Bezugnahme auf irgend ein Glied der älteren, nun ausgestorbenen Linie der Familie. So ist es namentlich zu verstehen, wenn unser Verfasser sagt: „Wer bei dem Aussterben des Mannesstammes in der Linie des Großherzogs Carl das nächste, das unmittelbarste Interesse hatte, war unstreitig die Mutter des Grafen Hochberg mit ihren Söhnen.“ Dies ist, wörtlich genommen, positiv unrichtig. Die gedachte Gräfin hatte allerdings ein sehr nahes, ein sehr unmittelbares Interesse, aber ein noch näheres, noch unmittelbareres besaß (gerade bei der Feuerbach'schen Annahme) der jüngste männliche Angehörige der alten Linie, — besaß der Markgraf Ludwig.

Zum Verständniß sei Folgendes bemerkt.

Der Markgraf und nachmalige Großherzog Carl Friedrich von Baden vermählte sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin am 24. November 1787 „zur Linken“ (morganatisch) mit einem Hoffräulein Geyer v. Geiersberg, welche in der Folge zu einer Gräfin Hochberg erhoben wurde. Zwischen beiden Ehelenten bestand eine Altersverschiedenheit von 35 Jahren. Der jüngste der Söhne des Markgrafen aus erster Ehe, der genannte Prinz Ludwig, war einige Monate älter als seine Stiefmutter. Zwischen Beiden soll, wie allgemein bekannt, eine intime Verbindung bestanden haben.

Wie dem sei: ehe die Erbfolge der Hochberg'schen Linie beginnen konnte, mußte die Thronfolge an den genannten Markgrafen gelangen. Allein schon dazu bedurfte es nicht weniger als fünf mehr oder minder ungewöhnliche Todesfälle. Es waren zwei ältere Brüder Ludwigs vorhanden. Der Erste starb durch einen Sturz aus dem Wagen in Schweden. Er hatte einen Sohn, den nachmaligen Großherzog Carl (Gemahl der Stephanie und Bruder der Königin Caroline von Bayern); dieser ward durch ungeordnete Lebensweise, die von gewissen Seiten sorgsam genährt wurde, dahin gebracht, daß er schon mit 32 Jahren an Erschöpfung und Ent-

Digitized by Google

kräftung starb. Aus dessen Ehe waren jedoch, neben 3 Töchtern, zwei Prinzen hervorgegangen; es sind diejenigen, von denen Feuerbach redet, und in deren einem er den Kaspar Hauser erblickt. Außerdem war noch ein zweiter Bruder Ludwigs, Namens Friedrich, vorhanden, der unvermählt geblieben. Bei seinem Tode konnten nur etwa das ganz plötzlich und völlig unerwartete Eintreten, und sodann der Zeitpunkt desselben auffallend sein. Der erste Prinz des regierenden Großherzogs Carl war nämlich nicht mehr vorhanden; der zweite starb am 8. Mai 1818, der Markgraf Friedrich am 28. des nämlichen Monats, und mit dem Großherzog Carl ging es sichtlich gleichfalls zur Neige; er endete am 8. Dezember des gleichen Jahres; — sohin Sterbfälle Schlag auf Schlag.

Nun war zwar Ludwig zur Succession gelangt. Sollte aber die jüngere Linie ebenfalls dazu kommen, so durfte dieser körperlich kräftige, zur Zeit des Ablebens jenes ersten Prinzen in den besten Jahren stehende und dem weiblichen Geschlecht auch in der Folge nichts weniger als abgeneigte Fürst weder vor noch nach seiner Thronbesteigung eine ebenbürtige Ehe eingehen.

In erster Linie hatte also — nach Feuerbach'scher Anschauung — Markgraf Ludwig, blos in zweiter Stelle die Gräfin Hochberg ein „Interesse" am Ableben jener Prinzen, und die Letzte überhaupt nur, wenn Ludwig unvermählt blieb. Die Interessen konnten — um im nämlichen Gedankengange zu verbleiben — sich verschmelzen, und zu einer Vereinbarung beider Betheiligten führen; war doch der neugeborne Erbprinz für Beide ein Hinderniß. Will man indeß den von Feuerbach angeregten Gedanken konsequent weiter verfolgen, so müßte man dazu gelangen: Die Entfernung des Prinzen entsprach dem erwähnten gemeinsamen Interesse; dem Nächstbetheiligten mußte dann aber das Ableben desselben zusagen; der Zweitbetheiligten (Alles unter Annahme der Feuerbach'schen Behauptung) wäre dagegen der blos scheinbare Tod nützlicher gewesen, indem sie in der heimlichen Erhaltung des Prinzen eine Garantie gegen die drohende Vermählung gehabt hätte; eine Bürgschaft, wie ein bloßes Versprechen, unverehelicht zu bleiben, sie nicht gewähren konnte; — ein Preßlosmittel, dessen Wirksamkeit sich nicht verkennen ließ. Selbstverständlich brauchte aber nur der eine Prinz, also der ältere, erhalten zu werden. Die Mühe, welche man mit dessen Beseitigung hatte, mußte um so mehr abwahnen, das Experiment auch mit dem zweiten zu versuchen. — Wie dem sei, Thatsache ist, daß Ludwig zur allgemeinen Verwunderung in keine ebenbürtige Ehe trat, obwohl namentlich auch wichtige politische Gründe ihn dazu aufforderten (man braucht nur an den damaligen Anspruch Bayerns auf badische Gebietstheile zu erinnern, sofern die erste Linie der Dynastie aussterbe). — Thatsache ist es ferner, daß Hauser erst in einer Zeit zum Vorscheine kam, in welcher die rasch hinsinkenden Kräfte des 65jährigen Großherzogs jeden Gedanken an eine nunmehrige standesmäßige Ehe und an desfallsige Gefährdung ausschlossen.

2) Wir versuchen es, einige Daten über den Tod der beiden Prinzen zusammenzustellen.

Der erste derselben war in der offiziellen Bekanntmachung über seine Geburt ausdrücklich als „gesund" bezeichnet worden. Auch in den spätern Bulletins gab der Leibarzt stets an, daß „der Erbprinz fortdauernd der besten Gesundheit genieße." Ganz unerwartet brachte ein Supplement zur „Karlsruher Zeitung" unterm 17. Oktober 1812 die Anzeige: „Gestern Abends nach 8 Uhr wurde unsere Stadt durch die Nachricht, daß der neugeborne Erbgroßherzog verschieden sei, in allgemeine Bestürzung und Trauer versetzt."

Auch der zweite Prinz ward von den Aerzten, namentlich Dr. Kramer, als „sehr gesund" bezeichnet. Am 7. Mai 1817 stellte sich bei ihm ein heftiges Fieber mit Zucken ein, so daß er in der Mittagsstunde des nächsten Tages starb, und zwar, wie es in der offiziellen Bekanntmachung hieß: „an den Folgen eines sehr beschwerlichen Zahnausbruchs."

Zu beiden Entbindungen war u. A. der geschätzte Geburtshelfer Beldmann von Mainz beigezogen worden. Als nach dem Tode der beiden Prinzen allerlei Gerüchte auftauchten, sprach sich dieser Arzt in vertrauten Freundeskreisen, namentlich in der Familie des Regierungs- späteren Oberregierungsrathes Schlemmer, dahin aus, daß beide Prinzen vollkommen gesund zur Welt gekommen und daß die Sterbfälle auch ihn in hohem Grade überrascht hätten.

Die Gemahlin des Grafen Venzel-Sternau (früheren Ministers des Fürsten Primas) hatte sich in der kritischen Zeit am badischen Hofe befunden, wenn ich nicht irre, als Hofdame. Sie versicherte dem in weiteren Kreisen bekannten, noch jetzt in der Schweiz lebenden Dr. Georg Fein, bestimmt zu wissen, daß der Mutter, Großherzogin Stephanie, nicht gestattet worden sei, den ältesten Prinzen weder krank noch todt zu sehen, angeblich weil sie selbst krank, durch diesen Anblick zu sehr alterirt werden würde.

Die Gräfin Venzel-Sternau erzählte demselben Gewährsmanne weiter: Als der zweite Prinz erkrankte, verlangte der großherzogliche Leibarzt, daß man ihm die Behandlung allein überlasse, und namentlich den Arzt des Markgrafen Ludwig nicht wieder beiziehe, wie bei dem ersten Prinzen geschehen war; sonst lehne er die Behandlung ab. Gleichwohl ward jener Arzt wieder zugelassen, der eigentliche Leibarzt somit bei Seite gedrängt. Der Tod erfolgte.

Als im Anfang der 1830er Jahre das Gerücht sich verbreitete, Kaspar Hauser sei der ältere jener beiden Prinzen, ergriff einer der hervorragenden badischen Abgeordneten eine sich ihm darbietende Gelegenheit, um die ehemalige Amme des Prinzen, eine in jeder Beziehung achtbare Bürgersfrau, über die Umstände des Todesfalls zu befragen. Dieser Abgeordnete, ein Mann von

Digitized by Google

der unzweifelhaftesten Wahrheitsliebe und der entschiedensten monarchischen Gesinnung, machte darüber in Gegenwart dreier Zeugen, von denen zwar seitdem einer gestorben, dagegen zwei noch am Leben sind, folgende Mittheilung: Die Frau war noch nach so vielen Jahren auf's Tiefste ergriffen als sie von diesem Vorfall redete. Mit allen Anzeigen der vollständigsten Glaubwürdigkeit erzählte sie: Ich durfte mich jeden Tag zu einer bestimmten Zeit aus dem Schlosse nach Hause begeben. So auch am entscheidenden Tage. Ich hatte, ehe ich wegging, den Prinzen gestillt. Er war gesund wie immer. Als ich jedoch zurückkam, durfte ich nicht mehr zu dem Kinde. Man sagte, es sei schwer erkrankt. All' mein Bitten und Flehen half nichts, ich wurde immer zurückgewiesen. Vergebens sagte ich, daß man einem kranken Kinde die Brust reichen müsse. In Verzweiflung wollte ich mich zur Mutter, zur Großherzogin, begeben. Aber auch dies ward verhindert; es hieß, die Großherzogin sei krank; Niemand dürfe zu ihr. Endlich gelang es mir, Jemanden aus der nächsten Bedienung der Fürstin aufzufinden. Mein verzweifeltes Flehen erweckte, daß man mich auf einer geheimen Treppe und durch eine geheime Thür zu ihr führte. Als mich die Großherzogin ansichtig wurde, verlangte sie, fast außer sich, Nachricht von ihrem Kinde, das man sie nicht sehen lasse, weil der Anblick sie zu sehr angreifen könnte. Ich erzählte, daß man mich durchaus zurückweise. Sie gab mir Jemanden mit, damit ich zu dem Kinde gelassen würde. Als wir aber gegen die betreffenden Gemächer kamen, hieß es: der Prinz sei todt. Ich verlangte nun wenigstens jetzt zu sehen; aber auch dies ließ man nicht zu, ich durfte ihn nicht einmal todt mehr sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ueber einen Mord aus Liebeswahnsinn] wird der „Posener Zeitung“ unterm 16. August aus Rawicz berichtet: Ein Mädchen jüdischer Konfession, von angenehmem Aeußern, die Tochter achtbarer Eltern in Oels, hatte die Bekanntschaft eines Glaubensgenossen gemacht, als dieser im genannten Ort beim Militär stand. Es hatte sich unter den jungen Leuten ein Verhältniß entsponnen, welches andauerte, als bereits der erwähnte Soldat vom Militär entlassen war und sich in Breslau ansässig gemacht hatte. Allein die Eltern des Mädchens wollten in eine Verbindung mit dem jungen Menschen nicht willigen. Der sie bestimmende Grund war vorzüglich die divergirende Anschauung in religiösen Dingen, indem sie an den zukünftigen Mann ihrer Tochter den Anspruch stellten, er solle, wie sie, dem orthodoxen Glauben angehören. Der Geliebte ihrer Tochter aber machte aus seiner Freisinnigkeit so wenig Hehl und äußerte dieselbe vor den Eltern seiner Braut in einer Weise, daß diese sich verletzt fühlten. Als er so merkte, daß seine Bemühungen um die Hand des Mädchens resultatlos bleiben würden, reiste er unlängst hierher und bat die hiesigen Verwandten des Letzteren, ihm ihre Vermittlung angedeihen zu lassen. Dabei äußerte er, er würde das Mädchen erschießen, wenn er sie nicht zur Frau bekäme; ja er soll sogar zu einem hiesigen Bürger die Bemerkung gemacht haben, er würde binnen kurzer Zeit zur Beerdigung des Mädchens gehen können. Die Verwandten am hiesigen Orte hatten diese Drohungen für Redensarten gehalten, die sie zwar an die Eltern des Mädchens berichteten, auf welche sie aber im Uebrigen kein Gewicht legten. Wie wurden sie aber durch die gestern empfangene Depesche erschüttert, welche nur die Worte enthielt: „Jenny erschossen! Kommt zur Beerdigung!“ Was aus dem jungen Mann geworden, ist bis jetzt hier nicht bekannt.

Man schreibt aus München, 14. Aug.: Gestern wurde unweit der neuen Braunauer Eisenbahnbrücke von den bei dem Bahnbau beschäftigten Leuten der Kopf eines antediluvianischen Riesenthieres gefunden. Es scheint, daß dasselbe zu den „Mastodons“ zu zählen ist. Der Unterkiefer ist sammt den Sandschichten, die sich versteinert an die unteren Wände gelegt haben, sehr gut erhalten und die Backenzähne liegen in faustgroßen Exemplaren aneinander. Das Petrefakt mag ein Gewicht von circa 2 Zentnern halten. In einer der Bauhütten ist dasselbe, bis es einen Ruf in irgend ein Museum erhalten wird, aufbewahrt.

[Zuweilen doch!] In der Nachfolgerin der Lanterne, La Cloche, erzählt Ferrayus (L. Ulbach), daß ein Arbeiter, nachdem er am Thore der Tuilerien mit großen Buchstaben die Inschrift gelesen hatte: „Das Publikum hat hier keinen Zutritt“, ein Stück Kreide nahm und darunter schrieb: „Zuweilen doch!“

Charade.

Die Erste preßt der Schmerz dem Dulder aus;
Geht man zum Zweiten, geht der Weg nach Haus.
Das Ganze ist den Kindern wohl bekannt,
Nennt ihr es so, ist es mit euch verwandt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 201 Samstag, 29. August 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

„Komm, komm Harriett!“ sagte Fred, nachdem sie sich wiederholt geweigert hatte, „nur ein Paarmal herumtanzen,“ und dann flüsterte er: „Alles, nur keine Tierderei!“

Harriett sah ihn bittend an, als wollte sie sagen: „Dann mit Dir und nicht mit diesem Mann!“ Aber der Lärm regte sie auf und verwirrte sie, und als Fred flüsterte: „Um meinetwillen!“ stand sie verzweifelt auf und wirbelte im nächsten Augenblicke mit Lord Sligo unter dem Beifall der zuschauenden Freunde durchs Zimmer.

Sie tanzten beide wunderschön und der Lord walzte unermüdet fort und beachtete den Widerwillen und die Aufregung seiner Tänzerin nicht, die fast nur mechanisch folgte. Denn wann und wo hatte sie zum letztenmale getanzt? Welche Augen hatten da auf ihr geruht?

Es wurde ihr schwindlich und sie rief aus: „O hören Sie auf, bitte, hören sie auf!“ Sie waren gerade an der Thür, als der Lord auf ihr Bitten stillstand, sein Taschentuch nahm, um sein erhitztes Gesicht abzukühlen. Als er sich nach seiner Tänzerin umsah, war sie verschwunden.

In ihrem stillen Zimmer, wohin sie geflohen war, lag sie auf den Knien und weinte bitterlich und da auch hierher die Töne der Musik drangen, rief sie schmerzlich aus: „Ach gibt es denn kein ruhiges Plätzchen für mich, wo ich weinen und beten könnte? Was habe ich mit Musik und Lust zu schaffen? O Rosa, wärst Du bei mir! Könnte ich mich in Deinen Armen ausweinen! Du würdest meinen Schmerz verstehen!“

Und wirklich schlossen sich in diesem Augenblicke ein Paar liebende Arme um sie und sie vom Boden aufhebend und an sein Herz schließend machte ihr Fred sanfte Vorwürfe, daß sie sich nach jemand Anderem sehnen könne, als nach ihm. Er sagte ihr, es sei ihm gerade so unangenehm, sich gezwungen diesem Wirbel von Vergnügen hinzugeben zu müssen, aber was ihn zwang, das verschwieg er.

Seine Liebkosungen und schmeichelnden Worte beruhigten sie allmälig, sie trocknete ihre Thränen, seufzte und lächelte abwechselnd, an seine Brust gelehnt, wie ein kleines Kind, das sich müde geweint hat.

Nun erklärte er ihr, daß er nur deshalb das Tanzen vorgeschlagen habe, um etwas Anderes zu verhindern, was sie, wie er wisse, noch mehr hasse; denn Lady Sligo könne keinen Abend ohne Tanz oder Kartenspiel verbringen.

Mit dem ihm eigenen Takt und Redefluß zeigte er ihr, wie nothwendig es sei, daß sie ihre Abneigung gegen harmloses Kartenspiel überwinden müsse, eine Abneigung, die nur von ihrer Unkenntniß des Unterschiedes zwischen einem Erholungs- und Hazardspiel herrühre. Dann warf er geschickt hin, daß wenn sie fortführe, diese Abneigung gegen ein Gesellschaftsspiel zu zeigen, sie sich nur lächerlich machen würde, und beschwor sie, so lange die Familie Sligo da sei, sich zu gewöhnen, dasselbe mit Ruhe zu betrachten, aber obgleich er alle ihre Einwürfe niederdrückte, konnte sie sich doch nicht enthalten zu sagen: „Ist das die Gesellschaft, um deren Umgang für mich Du so ängstlich bemüht warst, und die später einen so günstigen Einfluß auf meine Stellung in der Welt haben soll? Ein solcher Mann, wie Lord Sligo? O Fred, wie kann er überhaupt ein Freund von Dir sein, da er Dir doch so wenig gleicht? Er behandelt seine Frau mit augenscheinlicher Verachtung, und sie selbst, wie Du eingehest, gibt sich dem gedankenlosesten Leichtsinn hin. Ach Fred, geliebter Fred! Laß uns eins von jenen stillen Plätzchen aufsuchen, welche wir besucht haben, und wo Du mir sagtest, daß Du mit mir zu leben, mit mir allein, die höchste Seligkeit für Dich sein würde.“

Bei aller seiner Beredsamkeit konnte ihr Fred Nichts darauf erwidern, und sie fuhr fort: „Sage mir, Fred, hat die Welt, die Du am Besten kennst, der Du Dich hingegeben, und deren Freuden Du durch und durch geschmeckt hast, hat sie mit aller ihrer Anziehungskraft etwas wahrhaft Beglückendes? Kann sie dem Herzen Frieden geben? Nein! O darum laß uns aus ihr fliehen, mein Geliebter!“

Carlton umarmte seine süße Enthusiastin, wie er sie nannte, versprach ihr an jeden Ort, wohin sie

wollte, zu folgen, aber im Augenblicke fühle er, daß es gut für ihn sei, ein wenig geselligen Umgang zu haben, es erheitere ihn und das komme auch ihr zu Gute. Dann zog er sie an sein Herz und schloß mit den Worten: „Wenn Du mich wirklich so liebtest, wie Du sagst, so würdest Du volles Vertrauen in Deinen Mann setzen, und versichert sein, daß jede seiner Handlungen nun aus dem innigen Wunsche hervorgeht, sein geliebtes Weib stets recht glücklich zu machen."

XXIV.

Andere Gäste aus dem Kreise Sligo's kamen in Homburg an, das diesen Spätsommer außerordentlich besucht war, und die schöne Mrs. Carlton wurde trotz ihrer stillen Melancholie die Gefeiert: und der Liebling des ganzen Zirkels, obgleich sie selten an den rauschenden Vergnügungen desselben theilnahm. Harriett bemerkte freilich bald, daß wenn sie das Glück der Zurückgezogenheit genießen wollte, sie auf die Gesellschaft ihres Mannes häufig Verzicht leisten müsse. Er versicherte sie, daß er sich seinen Freunden, die, wie sie ja wußte, ohne ihn fast kein Vergnügen fänden, unmöglich entziehen könne. Dann aber kehrte er mit desto größerer Liebe und Zärtlichkeit zu ihr zurück, schmerzlich darüber klagend, daß Neigung und Verhältnisse diese Trennungen so oft herbeiführen.

Auf den oft wiederholten Wunsch ihres Mannes hatte sich Harriett endlich an den Anblick des Kartenspiels gewöhnt, und duldete dasselbe jetzt sogar in ihrem Zimmer.

Trotz der Verschiedenheit der gegenseitigen Charaktere und der Neigungen, sprach doch etwas in Harriett's Herzen für Lady Sligo, vielleicht, weil sie ihr ganz anders begegnete, als den übrigen Personen. Eine kleine Rücksicht oder Gefälligkeit, ein Blick oder manchmal ein Wort, obgleich Alles in der kalten weltlichen Weise geschah, zeigte dennoch ihr echt weibliches Gefühl, das die Welt und die Verhältnisse in denen sie jetzt lebte, zerstört zu haben schienen. —

Die Zeit verging und die Saison in Homburg näherte sich ihrem Ende. Die Sommervögel der Mode zogen einer nach dem andern der heißen Atmosphäre der Pariser und Londoner Salons zu, so im ewigen Wirbelwinde aufregenden, Seele und Leib zerstörenden Leidenschaften und Vergnügungen nachgehend, bis sie dann wohl nach einer Reihe von Jahren die Quellen nicht mehr wegen des Vergnügens, sondern zur Heilung ihrer zerstörten Gesundheit aufsuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Kaspar Hauser.

(Aus der „Frankfurter Zeitung".)

(Fortsetzung.)

3) Nach Hauser's Ermordung im Februar 1834 machte ein Artikel die Runde durch die deutschen Zeitungen, des Inhalts: In der Berliner „Vossischen Zeitung vom November 1816 sei folgende Korrespondenz abgedruckt:

„Paris, 6. November 1815. Ein Schiffer aus Groß-Kemps fand am 23. Oktober auf dem Rhein eine schwimmende Flasche, welche nachstehenden lateinischen Zettel enthielt: Cuicunque, qui hanc epistolam inveniet: Sum captivus in carcere apud Lauffenburg juxta Rheni flumen: meum carcer est subterraneum, nec novit locum ille, qui nunc solio meo politus est. Non plus possum scribere, quia sedulo et crudeliter custoditus sum.

S. Hanes Sprancio.

„Das heißt: An den, welcher diesen Brief findet: Ich liege in einem Kerker bei Lauffenburg neben dem Rhein, mein unterirdischer Kerker ist dem unbekannt, der gegenwärtig auf meinem Throne sitzt. Mehr kann ich nicht schreiben, da ich streng und grausam bewacht werde."

Der ganze Zeitungsartikel von 1834 schien dem Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes eine nachträglich erfundene und in das Jahr 1816 zurückversetzte Mystifikation zu sein. Nur schwer konnte er sich entschließen, Nachforschungen nach dem Inhalte der vielleicht gar nicht mehr vorhandenen „Vossischen Zeitung" von damals anzustellen. Um so mehr ward er überrascht, als nicht nur der bezeichnete Jahrgang des Blattes auf der Expedition desselben zu Berlin, sondern als auch der gesuchte Artikel in dem Blatte vom 16. November 1816, Nr. 138, wirklich aufgefunden wurde. Es war dem Artikel die Bemerkung in Parenthese beigefügt: „Ein Gegenstück zur eisernen Maske. Beide schrieben Unsinniges und versäumten das Wesentliche. Wer wirklich Zeit gefunden hätte, einige Zeilen zu schreiben und in die Welt zu schicken, würde seinen wahren Namen und den entrissenen Thron genannt, nicht aber gesagt haben: Ich habe nicht Zeit, sie zu nennen."

Der Zettel rührte wahrscheinlich von einem katholischen Geistlichen, vielleicht von einem Mönche, her. Der Name „Groß-Kemps", welcher mir Anfangs unbekannt war und darum verdächtig vorkam, ist, wie ich mich später überzeugte, nicht fingirt, sondern es existirt ein solches Dörfchen nahe bei Hüningen (Oberelsaß). Gleichwohl dürfte die angebliche Flasche mit dem Zettel nie auf dem Rheine geschwommen sein: wäre es gewesen, so würde der Finder einen schlechten Scherz darin erblickt, und es würde Niemand von Paris aus einen Zeitungsartikel darüber verfaßt haben. Wahrscheinlich

Digitized by Google

wurde das mysteriöse Verhältniß nicht vermittelst einer Flasche auf dem Rheinstrome, sondern sogleich unmittelbar durch einen Zeitungsartikel bekannt zu machen gesucht, und es erscheint sehr auffallend, daß dies — der wirkliche Abdruck einer so seltsamen Mittheilung — auch bewirkt werden konnte. Der Urheber hatte offenbar die Absicht, Wahres und Falsches zu mengen, wie man namentlich bei Mädchen diese Gewohnheit in heilen Dingen sehr oft wahrgenommen hat. Die anscheinend Zweifel ausdrückende Hinweisung auf die „Eiserne Maske“ erscheint besonders auffallend, und läßt, die Sache schärfer ins Auge gefaßt, annehmen, daß sie wesentlich beigefügt ward, um unter unbedenklichem Scheine auf die Wichtigkeit der Sache besonders aufmerksam zu machen. — Noch ist zu erinnern, daß die angebliche Unterschrift beinahe vollständig aus denselben, nur versetzten Buchstaben besteht, welche in dem Namen Kaspar Hauser enthalten sind, ja, daß selbst die wenigen Abweichungen sich als Abschrift- oder Druckfehler erklären lassen, indem das Uanes Sprancio sehr wohl Hares Sprauka geschrieben sein konnte. Solche Spielereien mit Buchstabenversetzungen sind bei Leuten der vorhin bezeichneten Klasse bekanntlich ebenfalls sehr gewöhnlich *).

Ein gewisser Garnier, gebürtig zu Muggensturm, der nach Aufhebung seines Klosters zu Rastatt in das Oberland versetzt und im Jahre 1817, also bald nach Veröffentlichung des Zettels, auf der Landstraße ermordet aber nicht beraubt worden sei, wobei man — der einzige damals in Baden bekannte Fall dieser Art — den Thäter nicht entdeckt habe.

4) Als Hauptwerkzeug der Gewaltthat gegen Kaspar Hauser ward sehr allgemein, sowohl durch die öffentliche Meinung (die Fama), als in Druckschriften und sogar in Volksversammlungen unmittelbar vor der Wohnung des Beschuldigten, der Major Hennenhofer bezeichnet (in zweiter Linie ein erst vor einigen Monaten verstorbener gewisser Pfarrer Engelser), ursprünglich Buchhändlergehilfe, † 1813 Feldjäger des Großherzogs Carl, dann unter dem Großherzog Ludwig dessen entschiedener Günstling und Leiter des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, war ein Mann dem alles Uebele zugetraut wurde.

Es ist hier der Ort, Demjenigen was Feuerbach über den Werth allgemeiner Gerüchte sagt, noch eine Bemerkung beizufügen. Solche Gerüchte bilden sich gleichsam von selbst, durch die Eindrücke, welche bei unbetheiligten, ruhigen Beobachtern erzeugt werden, und zwar einerseits durch die Wahrnehmung der speziell in Frage gebrachten, allgemein bekannten, gleichsam als offiziell zu bezeichnenden Thatsachen, anderseits durch die Beobachtung sonstiger, zufälliger, meist irrelevanter oder unbedeutender Umstände, erfaßt in ihrer Totalität, und in Verbindung gebracht mit dem den Beobachtern näher bekannten Charakter, den Bestrebungen, den Leidenschaften und der Befähigung der Betheiligten. So bildet sich „die Fama“, ähnlich wie beim Schwurgerichte, eine moralische Ueberzeugung, und so kommt es auch, daß der öffentliche Ruf in derartigen Fällen nicht selten eine größere Bedeutung besitzt, als in der Regel irgend ein einzelnes formales Aktenstück.

Wichtig ist nun, wie sich Hennenhofer jenen Anschuldigungen gegenüber persönlich verhielt.

Die Angabe, Hauser sei der badische Erbprinz und Hennenhofer dessen Mörder, wurde (auf die bloßen Gerüchte hin) zuerst durch den oben genannten Garnier, einen im Elsaß lebenden Flüchtling, in die Presse gebracht. Alsbald erfolgten von Karlsruhe aus Versuche zum Aufkaufen der Exemplare und Schritte bei der französischen Regierung, sie möge die Unterdrückung der Broschüre und die polizeiliche Ausweisung Garnier's verfügen; Anmuthungen, die so weit gingen und so dringend geworden zu sein scheinen, daß der französische Minister des Auswärtigen, Herzog von Broglie, sie förmlich ablehnte und die badische Regierung an die Gerichte verwies, an welche dieselbe sich jedoch nicht wendete, und daß Broglie diese Ablehnung sogar in einem offiziösen Organe bekannt machte (dem Journal du Haut- et Bas-Rhin).

In Baden selbst trat man der Flugschrift nicht in der gewöhnlichen Weise entgegen. Es erging zwar an die Behörden eine geheime Weisung zu deren strenger Verfolgung, die vorgeschriebene Bekanntmachung des Verbots erfolgte dagegen nicht.

(Schluß folgt).

*) Man stößt überhaupt in dieser Geschichte auf so viele, ähnlich sehende Dinge, daß die Aufmerksamkeit darauf fallen muß. Bekanntlich wird vermuthet, daß Hauser, ehe er in die Nähe von Lauffenburg (man will wissen nach dem Dörfchen Hohsal im Oberamt Waldshut) gebracht wurde, nach Ungarn geschickt worden sei. Er verstand eine Reihe ungarischer Worte. Als ihm der bekannte Dr. Saphir verschiedene ungarische Vornamen nannte, schwieg er, als Sophir jedoch Istan aussprach, sprang Hauser voller Freude auf, rufend: „Das ist mein Name, man hat mich immer so gebeißen.“ Istan bedeutet aber Stephan, während der Name der (angeblichen oder wirklichen) Mutter Stephanie war.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Engl. Korresp.“ schreibt: Neben ungarischen Zigeunern zeigen sich in England auch andere fremde

Digitized by Google

Gäste, die die Hitze herangezogen. So erschien in den letzten Tagen vor einem der Londoner Polizeigerichte ein seltsamer Zug. Zwei Bären und ein zottiger großer Wolfshund nebst Gefolge von vier Franzosen, unter Escorte von mehreren Polisisten. Die Beschwerde lautete dahin, daß die Gesellschaft das Publikum in Angst und Schrecken setze. Namentlich habe der eine der Bären einen Vorübergehenden ohne dessen Zustimmung umarmt und dem sich Sträubenden den Rock zerrissen. Auch der Hund, der vor Gericht ein Bild der Sanftmuth war, solle außerhalb eher alles Andere als Schlächternatur beweisen. Der Richter machte die der Landessprache unkundigen Bärenführer auf das Unpassende aufmerksam, daß ein anständiger Hund zu dieser Zeit ohne Maulkorb umherlaufe, und ließ sie dann unbehelligt ziehen; aber die dankbaren Franzosen ließen es sich nicht nehmen, nach der Sitzung dem Richter und der Polizei im Hofe gratis eine Extra-Vorstellung mit ihren Thieren zu geben.

[Tödtung durch einen Hahn.] Ein Kind wurde in London unlängst von einem Hahn getödtet. Dasselbe, ein 23 Monate altes Mädchen, ging auf die Straße, um zu spielen, und hatte dabei ein Stück Brod in der Hand. Der Hahn eines Nachbars, durch das Brod angezogen, griff das Kind an, warf es nieder und verwundete es mit dem Schnabel derart auf dem Hinterhaupte und auf der Brust, daß es einige Tage darauf starb. Die Leichen-Jury gab folgendes Gutachten ab: „Gestorben an Koʃwunden, die ihm von einem Hahne beigebracht wurden, während es auf der Straße spielte."

[Englisch.] Ein genialer Engländer in Florenz hat eine neue Methode erfunden, ſich die Hitze vom Leibe zu halten. Sein Studirzimmer iſt mit Zink ausgeſchlagen, wie ein rieſiger Keſſel, und in Bruſthöhe mit Waſſer gefüllt. Ein Schreibtiſch, einige Stühle und ein wohlbeſetztes Bücherbrett erheben ſich auf eiſernen Geſtellen über dem Waſſer. In dieſem Aquarium bringt der Mann die heißen Stunden des Tages zu, empfängt Freunde, ſtudirt und taucht von Zeit zu Zeit unter. Die Bücher, die er gerade braucht, liegen aufgeſchlagen auf verſchiedenen Bänken, und es ſoll einen ſehr intereſſanten Anblick gewähren, wie er zwiſchen ſeinen Grammatiken und Wörterbüchern umherſchwimmt, um zugleich den Körper und den Geiſt zu erfriſchen.

Die „Karlsruher Zeitung" enthält eine Bekanntmachung der Direktion des großherz. Hoftheaters in Karlsruhe, wonach „um eine empfindliche Störung der künſtleriſchen Täuſchung und des Fortganges der dramatiſchen Handlung ferner zu vermeiden," es den Mitgliedern des großherzoglichen Hoftheaters nicht mehr geſtattet iſt, einem Hervorruf bei offener Scene Folge zu leiſten. Das Publikum wird deßhalb von der Direktion erſucht, die Ehre des Hervorrufens den Mitgliedern nur angedeihen zu laſſen, ſobald der Haupt- oder Zwiſchenvorhang gefallen iſt. (Nachahmenswerth.)

(Eine originelle Annonce) findet ſich wiederholt in der „N. fr. Pr." Ein Herr Hugo v. Pachelbl-Gehap, Privatier, erklärt nämlich: Da ich in Erfahrung gebracht habe, daß ich allenthalben in den deutſchen Ländern Oeſterreichs, wie im größten Theile von Deutſchland für einen Weiberfeind, einen ausſchweifenden Menſchen ꝛc. ꝛc. ausgegeben bin, ſo ſehe ich mich gezwungen, öffentlich zu erklären, daß ich nie ein Weiberfeind geweſen bin und dies mehr wie einmal bewieſen habe; daß ich ferner durchaus nicht ausſchweifend, ſondern ſehr ſtill und zurückgezogen lebe, und daß dieſe Gerüchte nur zum Zwecke haben, mich meinen Mitmenſchen verhaßt zu machen, mich gänzlich zu iſoliren, meine Geſundheit zu untergraben und mir meine Lebensexiſtenz zu erſchweren.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 194:

I.

Wohl ſind die Armen tief und herzlich zu bellagen,
Die ängſtlich nach dem Preis des Holzes müſſen fragen;
Nicht lobert luſtig im Kamin das traute „Feuer",
Die kalte Stube zeigt: „Das Holz iſt uns zu theuer!"
Doch dreimal weh' dem Haus, das ſteht in lichten Flammen,
Raſch ſtürzt es durch des Feu'rs Gewalt in ſich zuſammen;
Und war noch heut' ſein Herr vergnügt in ſeinen Mauern,
Schon morgen wird gewiß er ſein Geſchick bedauern.

K. in Hammelburg.

II.

O weh' dem armen Haus, d'rin man kein „Feuer" fände,
Doch dreimal weh' dem, das ſelber in ihm ſtände.

M. M.

Gleich richtig gelöſt von A. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 202 Montag, 31. August 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Mitte Oktober, am Vorabende von Sligo's Abreise nach Paris saß Harriett nach dem Diner bei Lady Sligo im Salon. Jemina Moncommery befand sich in ihrem Zimmer, um das Einpacken zu überwachen.

Lady Sligo lehnte im Sopha und blätterte in einem französischen Roman.

Daß Harriett's Gedanken wo anders weilten, konnte man an dem Wechsel ihrer Farbe und ihrem gespannten Aufhorchen sehen, sobald sich ein Wagen näherte, wie zugleich an der Täuschung, die sich in ihrem Gesichte zeigte, wenn er vorbeifuhr.

Al sie endlich einen wie zur Theilnahme auffordernden Blick auf die Lady richtete, bemerkte sie, daß deren Augen wie neugierig auf ihr ruhten, und Harriett's Blick beantwortend, sagte jene gutmüthig lächelnd:

„Meine liebe Mrs. Carlton, wie lange wollen Sie der veralteten Gewohnheit noch anhängen, daß Sie nur in der Gegenwart Ihres Mannes eigentlich leben könnten?"

Harriett erröthete und murmelte eine Entschuldigung wegen ihrer Zerstreutheit.

„O ich entschuldige Sie gern und kann Sie nur beneiden, daß Sie einen so liebenswürdigen Ehemann zu erwarten haben, der es nicht unter seiner Würde hält, seine Frau mit einem schmeichelhaften Wort zu beehren," fuhr die Dame in leichtem Tone mit einem spöttischen Zuge um den Mund fort.

Harriett wußte, wem diese Anspielung galt, aber sie fühlte sich nicht geneigt, die höhnenden Bemerkungen einer verabschiedigten Ehefrau anzuhören.

„Aber Sie müssen mir meine Frage beantworten!" fuhr Lady Sligo in demselben Tone fort, „oder soll ich, die ich aus Erfahrung sprechen kann, es thun?"

Harriett sah sie mit ihren traurigen schönen Augen groß an.

„Sie werden in dieser ungewöhnlichen Weise fortfahren, so lange Sie ihrem Manne gefallen — vielleicht ein wenig länger, bis Sie endlich müde werden, und auch weil es Ihre Selbstachtung gebietet, eine Liebe zu verschwenden, die wenig oder keine Erwiderung findet, dann werden auch Sie in jene Gleichgiltigkeit verfallen, die im Allgemeinen zwischen Eheleuten herrscht. Nein, sehen Sie mich mit Ihren schönen Augen nicht so böse an!" fügte sie lachend hinzu. „Kein Wunder, daß sich Lord Sligo so angezogen fühlt! Ich wünschte, ich hätte solche Augen, dann hätte ich ihn vielleicht länger gefesselt. O," seufzte Lady Sligo, und fuhr fort: „Aber sagen Sie mir, Mrs. Carlton, was würden Sie thun, wenn ein solches Verhältniß zwischen Ihnen und Mr. Carlton eintrete, wie es, wie Sie ja sehen, bei uns besteht?"

„Sterben!" war Harriett's schnelle und entschiedene Antwort. Sie erhob ihren Kopf und sah die Lady mit einem Ausdrucke an, als ob sie schon eine solche Voraussetzung mit unaussprechlichem Entsetzen erfülle. Dann stieg ihr das Blut bei dem Gedanken in's Gesicht, daß sie ein so heiliges Gefühl der Beobachtung — vielmehr dem Spotte eines so herzlosen weltlichen Wesens bloßgestellt hatte. Sie senkte die Augen und war still.

Aber da war Nichts von Spott in dem Tone, in welchem die Lady nach einer kurzen Pause fortfuhr: „Und welche Meinung haben Sie denn eigentlich von mir, Mrs. Carlton? Wie glauben Sie denn, daß ich dem Tode entgangen bin?"

Harriett wußte Nichts zu erwidern, denn die großen lichtblauen Augen der Lady standen voll Thränen.

„Sie werden es vielleicht für unmöglich halten", fuhr Sie fort, die Thränen schnell wegwischend, „daß auch ich einst das Gefühl gekannt habe, das Sie jetzt für ihren Mann hegen. Ich habe Lord Sligo geliebt, tief geliebt. Ja in den ersten sechs Monaten unserer Ehe glaubte ich mich in eine andere Welt versetzt, in eine reinere — eine bessere. — Ich will nicht sagen, daß wir in dem Grade in einander verliebt waren, wie Sie und Mr. Carlton, aber mein Mann war sehr aufmerksam, sehr gut gegen mich — " und wieder traten ihr die Thränen in die Augen — „und ich fühlte mich unaussprechlich glücklich. Denn aufmerksam und gütig von einem Manne mit so kalter Natur, wie Lord Sligo, behandelt zu werden, ist viel schmeichelhafter, als von Mr. Carlton, der lauter Herz ist. Aber bald, nur zu bald stand ich allein in einer neuen Welt! Ja," fuhr sie mit ihrem leichten bitteren Lachen

fort: „allein, wie Sie mich am ersten Abend nach unserer Ankunft hier sahen, als es Mylrob's Launen beliebte, einmal mit mir zu tanzen, die aber schnell wechselten, denn er ließ mich nach einer einzigen Tour stehen, — allein stehen — im Gefühl schmerzlicher Demüthigung. Ein Gefühl, das jetzt beinahe jeden Funken von Liebe erstickt hat, der in meinem schwachen Herzen glomm, und der bei der kleinsten liebevollen Anwandlung auflodern könnte. O ich bin überzeugt, einst hat er mich geliebt!"

Die Lady war ganz überwältigt von diesen bitteren Erinnerungen und schloß die Augen, aus denen Thränen still hervorrieselten. Endlich fuhr sie im Tone angeheuchelten Gefühles fort: „Vergangenes Jahr um diese Zeit war ich" — sie schwieg und erhob ihre Augen, wie wenn sie sich die Umstände recht lebhaft zurückrufen wollte — "war ich gefährlich krank, und William saß drei Tage an meinem Bette, reichte mir Alles und war so gut, so ängstlich um mich besorgt. Manchmal nahm er meine Hand und drückte sie liebevoll und einmal, als ich mit geschlossenen Augen dalag, fühlte ich den Druck seiner Lippen auf meiner klopfenden Stirne. O seliger Augenblick! Wäre ich damals gestorben! O Mrs. Carlton, wie ich mich sehnte, zu sterben, denn ich wußte, daß wenn ich genaß, der glückliche Traum verschwinden würde. Und ich hatte leider Recht! Jetzt denke ich manchmal — " und Lady Sligo brach wieder in ihr bitteres Lachen aus — „daß mein Mann nur so gut war, weil er dachte, seine Frau stürbe — dann wäre er der Fesseln entledigt gewesen, die ihn an sie binden."

Lady Sligo war in Aufregung aufgestanden und stand einen Augenblick vor ihrer fast erschrockenen Zuhörerin, dann ließ sie sich neben ihr auf das Sopha nieder.

Harriett hatte ihre Hand genommen, und ihre Augen voll Mitleid auf sie gerichtet, allein bei den letzten Worten ließ sie diese fast unbewußt mit einem Schauder los.

Wohl mögen Sie schaudern, Mrs. Carlton, aber dennoch ist es die Wahrheit! Allein ich bin nicht das einzige Weib in der Welt, die das Schicksal hat, von ihrem Gatten vernachlässigt zu werden und dessen Liebe zu verlieren, obgleich ich glaube, daß wenige es so tief und so lange fühlen wie ich."

Harriett war still, denn sie wußte nicht, was sie sagen sollte.

„Der Tod ist also," — fuhr Lady Sligo fort, — „Ihrer Idee nach der einzige Zufluchtsort, wohin ein Weib aus dem Elende verstoßner Liebe fliehen kann, und der meinige, als ich fand, daß das Glück, das mich bethört hatte, nur ein Traum gewesen, war dieselbe Welt, der ich nur kurz vorher entrückt worden war, und in die ich mich nun tiefer und tiefer stürzte. Ich kokettirte, mehr der schwachen Hoffnung wollen meines Mannes Eifersucht zu erwecken, als daß es etwa zu meinem Vergnügen geschehen wäre — und ich erhielt dafür die gerechte Belohnung."

Harriett saß starr vor Erstaunen. Sie hörte mit einigem Interesse der außerordentlich vertraulichen Mittheilung der Lady zu.

(Fortsetzung folgt.)

Kaspar Hauser.

(Aus der „Frankfurter Zeitung".)

(Schluß.)

Garnier ließ sich beigehen, das badische Gebiet zu betreten. Er wurde sofort verhaftet, jedoch nicht vor Gericht gestellt. Darauf nahmen sich hervorragende badische Abgeordnete der Sache an, indem sie den Minister Winter mit einem öffentlichen Angriff in der Kammer bedrohten, wenn der Verhaftete nicht entweder vor Gericht gestellt, und ihm dabei vollkommen freie Vertheidigung gewährt, oder wenn er nicht alsbald in Freiheit gesetzt würde. Nach anfänglichem heftigem Sträuben des Ministers gegen Beides, — ward Garnier freigelassen, jedoch über die Grenze geschafft.

Unter Denen, durch deren Vermittlung Garnier seine Flugschrift von Straßburg nach Baden brachte, befand sich ein Apothekergehilfe Sailer aus Württemberg, damals in Kondition zu Kippenheim. Als Hennenhofer von dieser Broschürenverbreitung hörte, begab er sich selbst zum Apothekerprinzipal, veranlaßte denselben Sailer's Koffer zu öffnen, las die Schrift „zitternd am ganzen Leibe," versprach aber gleichwohl dem Verbreiter Sailer nicht nur Straflosigkeit, sondern Verwendung, damit er eine Apothekerkonzession bekomme, wenn er die weitere Verbreitung der ersten und das angedrohte Erscheinen einer zweiten Flugschrift, welche Einzelheiten enthalten sollte, verhindere, die Wege der Verbreitung, wie sie bis dahin benützt wurden, ausmittle, vor Allem jedoch erforsche „wer dem Garnier die Thatsachen mitgetheilt habe." Wiederholt kommt diese seltsame Wendung vor, während man den Beweis erwartet, daß es sich um Lügen, also eben nicht um „Thatsachen" handle. (Ueber diese Dinge siehe die Schrift von Brock: „Kaspar Hauser, Zürich 1859." Ein Manuskript über die hier kurz erwähnten Vorgänge von Garnier befindet sich in den Händen des Dr. Fein.)

Garnier selbst, durch die Polizei doch noch aus Straßburg vertrieben, flüchtete nach London und begann dort die Herausgabe einer Zeitschrift unter dem Titel: „Deutsches Leben", worin er namentlich weitere Enthüllungen in der Hauser'schen Angelegenheit versprach.

Digitized by Google

In dieser Zeit kam der badische Abgeordnete Professor Welcker nach London. Garnier zeigte ihm einen Brief von Hennenhofer (dessen Handschrift dem Lesenden sehr wohl bekannt war), worin derselbe den Adressaten ermahnte, seine Talente besser als bis dahin zu verwenden; in dieser Voraussetzung wolle er ihn sofort mit 20 Pfd. Sterling unterstützen, welche in einem bestimmt bezeichneten Hause zu erheben seien, — offenbar gegen Uebernahme gewisser bindender Verpflichtungen. Welcker rief sofort nach Durchlesung des Schreibens: „Nun, da haben Sie ja den Beweis gegen Hennenhofer; lassen Sie nur sofort den Brief drucken.“ Aber da fuhr Garnier zusammen, — er hatte augenscheinlich das Geld angenommen, und war die Verpflichtung des Schweigens eingegangen. Nichts erschien mehr von dieser Seite.

Das Verhehmen Hennenhofer's, denen gegenüber, welche ihn der schwersten Verbrechen angeklagt und mit weitern Enthüllungen gedroht hatten, war jedenfalls ein schwer zu begreifendes, falls er unschuldig gewesen sein sollte. Daß die Angaben über jenes Verhalten aber vollkommen richtig waren, sollte auch noch in Folge eines unerwarteten Ereignisses, gerichtlich konstatirt werden.

In der Nacht vom 3. zum 4. November 1835 wurde bei Zürich ein preußischer Spion, Student Ludwig Lessing, offenbar von Denen, die er verrathen hatte, ermordet. Die von der auswärtigen Diplomatie auf's Aeußerste gedrängte Züricher Polizei und Justiz ließen eine Menge von Verhaftungen vornehmen, darunter auch die — des oben genannten Sailer, Man fand bei ihm eine Menge Hennenhofer'scher Briefe — 16 aus einem Zeitraum von wenig mehr als einem Jahre. Alle Aeußerungen darin sind auf Schrauben gestellt, und mit größter Vorsicht abgefaßt. Gleichwohl ersieht man daraus, daß es sich nicht etwa um Anstellung eines Spions wegen künftiger politischer Umtriebe handelt, sondern daß Hennenhofer sich vor neuen Broschüren über die „Vergangenheit“ fürchtete; daß er den Verbreiter von schweren Angriffen auf ihn, nur damit er nicht fortfahre auf diesem Wege, in jeder Weise unterstützte, selbst fortwährend mit Geld, woran H. doch selbst keinen Ueberfluß besaß; daß er sich nicht blos in Baden für diesen Menschen verwendete, sondern auch in dessen Geburtsland Württemberg, wo derselbe wegen politischer Umtriebe verfolgt worden war. Man ersieht aus diesen Hennenhofer'schen Briefen weiter, daß der Major mit Sailer einmal (im Elsaß) „in einer Hütte“ eine geheime Unterredung gehabt; ferner daß, als Sailer in Kehl (Baden) wegen Verbreitung jener Druckschriften verhaftet worden, Hennenhofer seine Freilassung, gleichfalls ohne Prozeß erwirkte. — Ob in einem solchen Verhalten Indizien für Schuld oder Unschuld zu finden sind, mag hier unerörtert bleiben; ebenso ob Hennenhofer im ersten Falle blos für sich oder auf anderweite Anregung gehandelt haben dürfte.

5) Zum Schlusse nur noch ein paar einzelne Notizen.

Markgraf Ludwig war nach der Zeit des Todes des zweiten Prinzen vom Hofe verwiesen, gleichsam verbannt. Aus welcher Veranlassung dies geschehen, kann freilich nicht angegeben werden.

Von mehreren Seiten ist versichert worden, nach dem Erscheinen Kaspar Hauser's habe die verwittwete Großherzogin Stephanie sich Mühe gegeben, den Grund der ihr nicht unwahrscheinlich däuchenden Gerüchte zu erfahren; sie habe deßhalb sowohl mit Garnier als mit Sailer heimliche Zusammenkünfte gehabt (einmal zwischen Weißenburg und Landau). Dies, so wird gefolgert, wäre gewiß nicht geschehen, wenn die Fürstin von dem wirklichen natürlichen Tod ihrer beiden Knaben Kenntniß gehabt hätte, sie würde vielmehr jede Behauptung der bezeichneten Art mit Unwillen von sich gewiesen haben.

Noch entsteht die Frage, warum Hauser gerade nach Bayern gebracht worden sei. Bei Annahme der Feuerbach'schen Ansicht ergibt sich die Antwort sehr leicht: Bayern erhob in jener Zeit mit allem Nachdruck die bekannten Ansprüche auf badische Gebietstheile für den Fall des Aussterbens der älteren großherzoglichen Linie. Bayern hatte also wenigstens kein Interesse darzuthun und zu enthüllen, daß noch ein Sproß jener älteren Linie vorhanden sei; vielmehr das Gegentheil. Hierin mochte man also selbst eine Garantie gegen die Enthüllungen suchen.

Ich schließe. Ich habe die wichtigsten der mir in der Sache bekannt gewordenen Thatsachen gegeben, wie sie mir eben vorliegen. Nur Einiges habe ich, theils um den Aufsatz nicht allzu sehr auszudehnen, theils auch aus andern Gründen, wenigstens vorerst, übergangen; im Uebrigen jedem Leser anheimgebend, sich aus dem gesammelten Materiale selbst ein Urtheil zu bilden.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Frankfurt wird vom 27. Aug. gemeldet: Heute Vormittags verschied in dem hohen Alter von 82 Jahren und 4 Monaten der ausgezeichnete Komponist und Tonkünstler Schnyder v. Wartensee. Der Verstorbene, in der Schweiz geboren, lebte seit 1817 ununterbrochen in unserer Stadt und widmete seine anerkannten Talente sowohl dem musikalischen Unterricht als dem Erziehungswesen nach Pestalozzi'schen Grundsätzen. Er war es, der den Pädagogen Fröbel veranlaßte, eine weit berühmte Erziehungsanstalt auf seinem Stammschlosse Wartensee am Sempacher See zu gründen. Sein Aufenthalt in Frankfurt und seine Reisen in Deutschland brachten ihn in engere Verbindungen mit Goethe, Jean Paul, Ludwig Spohr, Döbereiner und Ludwig Börne. Auch als

Digitized by Google

Dichter (humoristischer Lieder) und als kenntnißreicher Musikkritiker hat der Verstorbene seinen Namen in den weitesten Kreisen bekannt gemacht, und seine zahlreichen Kompositionen, namentlich seine vierstimmigen Männergesänge, sein Oratorium „Zeit und Ewigkeit“ und seine Schweizeroper („Heimweh und Heimkehr“) sichern ihm in der Geschichte der Musik eine anerkannte Stellung. Als Contrapunktist gilt er selbst den neueren Schulen als Autorität.

Auch Italien hat nun seinen Schneider von Ulm, der bekanntlich fliegen wollte, aber dabei kläglich in die Donau fiel. Der italienische Vogelmensch hat sich der Welt in der Person eines Genie-Offiziers in Alessandria enthüllt. Nach langen Studien ließ sich derselbe einen Mechanismus anfertigen, welcher aus zwei langen Flügeln besteht, die an den Schultern angebracht sind, und durch ein Gestänge, welches von den Fußsersen ausgeht, in schnelle Bewegung gesetzt werden. Das mit diesem Mechanismus versehene Individuum beginnt einfach auf dem Boden fortzulaufen; die dadurch in Bewegung gesetzten Flügel beschleunigen anfänglich seinen Lauf, erheben ihn hierauf einige Zoll über den Boden, bis er bei beschleunigterer Fußbewegung sich wirklich in die Luft schwingt und — fliegt. Obgleich versichert wird, daß sowohl von dem Erfinder als von einigen seiner vertrauten Freunde ausgeführte Privatflugproben von gutem Erfolg begleitet waren, so sollte doch ein größeres Probefliegen, zu welchem er seine Kollegen, die Offiziere der Garnison Alessandria, eingeladen hatte, ein weniger günstiges Ergebnis liefern. Es handelte sich darum, die in dieser Jahreszeit höchst seichte und fast wasserlose, aber ziemlich breite Bormida zu überfliegen. Unter dem Hurrah der Offiziere schwang sich der muthige Flieger von dem Wall der Festung in das Reich der Lüfte, und es wollte anfänglich scheinen, als ob er darin zu Hause wäre. Aber plötzlich — sei es, daß der Bewegende außer Schritt gerieth oder an dem Mechanismus etwas stockte — hatte die Illusion ein Ende, und der neue Dädalus lag mit einem gebrochenen Bein und einem gleichfalls gebrochenen Arm auf einer Kiesinsel des Flusses. Bereits wieder auf dem Wege der Besserung, spricht der Erfinder von Nichts als von neuen Versuchen bei etwas abgeändertem Mechanismus, und ist seines bestimmten Erfolgs sicherer als vorher.

[Honorar für Auerbach's neuen Roman.] Die Redaktion der „Presse“ zeigt an, daß sie das jüngste Werk des Schriftstellers Berthold Auerbach, einen Roman in 5 Bänden mit dem Titel: „Das Landhaus am Rhein“, angekauft hat, und nächstens mit dem Abdruck desselben beginnen werde. Für dieses Werk soll der Autor das Honorar von 12,000, sage zwölftausend Thaler Courant, erhalten. Unseres Wissens das höchste Honorar, das jemals einem deutschen Schriftsteller, in welchem Fache immer, zugestanden wurde. Wenn man annimmt, daß das Werk ein ganzes Jahr hindurch das Feuilleton ausfüllen werde, also 300 Nummern, so entfällt auf die Nummer 40 Thaler. Wenn jedes Feuilleton circa 300 Zeilen umfaßt, so ist die Zeile mit 4 Silbergroschen oder 20 Neukreuzer klingend bezahlt. Man kann hieraus zugleich entnehmen, welche Aenderung in der Spekulation mit Zeitungen vorgegangen ist. Kein Journal Deutschlands, vielleicht mit Ausnahme der „Kölnischen Zeitung,“ gewährt Honorare, wie sie seit den letzten Jahren in Wien z. dem Budget der großen Blätter gehören. Alles aber wird von diesem neuesten übertroffen, wobei zugleich der Verfasser das Recht hat, sofort nach der Vollendung des Abdruckes in der Zeitung den Roman als Buch erscheinen zu lassen. Die Cotta'sche Verlagshandlung übernimmt laut bestehendem Kontrakt den Verlag und bezahlt dafür dem Autor natürlich abermals ein auf keinen Fall geringes Honorar.

Der Professor Eberhardt wurde einmal von der Herzogin von Curland (Schwester der Freifrau v. d. Recke) veranlaßt, auf die Worte, welche mit „Amen“ endigten, ein Impromtu zu entwerfen. Er dichtete sogleich:

Kennt ihr, Freunde wohl den Samen
Alles Bösen? Woher kamen
Alle Uebel, deren Namen
Jetzt nicht Zeit ist, aufzukramen?
Kennt ihr ihn, der Herrn und Damen,
So die Wilden, wie die Zahmen,
Selbst die Blinden und die Lahmen
Fängt mit Angel und mit Namen?
Seht ihn unter Glas und Rahmen;
Auf des Weltaus Panoramen,
In Komödien und Dramen,
Sucht man seine ganz infamen
Kleinen Künste nachzuahmen. —
Und wie heißt er? Amor! — Amen.

Logogryph.

Die ersten Drei sind von den letzten Beiden
Im Ganzen just das Gegentheil;
Denn jener Gang ist sanft, langsam, bescheiden,
Der Letztern Gang hat Kraft, ist laut, hat meistens Eil',
Gleichviel, wer vorn, wer hinten steht von Beiden;
Das Ganze kann dadurch nicht leiden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 203 Dienstag, 1. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Lady Sligo fuhr fort: „Aber nicht mit jenen Erlebnissen will ich Sie belästigen. Nun — — — schließlich wandte ich mich dem Spiele zu, und fand darin eine viel angenehmere und belebendere Zerstreuung, so daß ich jetzt ohne dasselbe gar nicht leben kann. — Aber ich muß Sie wirklich um Entschuldigung bitten, meine liebe Mrs. Carlton, daß ich Sie mit meinem geheimen Kummer und meinen Klagen so gequält habe. Sie müssen mich für unsinnig halten und Sie sehen so bleich aus. Aber am Ende ist es doch nur Wohlwollen, daß ich Sie in die geheime Politik dieser tugendhaften Welt einweihe, in die Sie gezogen worden sind und für die Sie in Wahrheit so wenig passen, denn Sie sind viel zu gut für uns."

„Gut? O, Lady Sligo, sagen Sie nicht so," murmelte Harriett in tief aufgeregtem Tone, „sagen Sie das nicht, ich kann es nicht ertragen, daß Sie mich gut nennen. Wenn Sie nur meine Sünde, die Schwere meiner Schuld, die auf meiner Seele liegt, kennten!"

„Sie sündhaft, meine gute Mrs. Carlton? Sie, die Sie ein Engel an Reinheit sind?"

„O Lady Sligo, leicht mögen wohl die Menschen über die Sünde sprechen, die niemals die Angst der Reue und quälende Gewissensbisse empfunden haben; aber wenn sie diese Qual nur eine Stunde lang wahrhaft gefühlt haben, so wird selbst das längste Leben dies Leiden nicht aus ihrem Gedächtnisse verwischen."

Dann als sie bemerkte, daß sie Lady Sligo mit dem Blicke der größten Ueberraschung ansah, fuhr sie gefaßter fort:

„Ich verdiene gewiß jede Strafe, wie groß sie hienieden auch immer sein mag. Aber ich fürchte, daß ich niemals den Verlust der Liebe meines Gatten mit Ergebung ertragen könnte. Seine Liebe, seine gütige, rücksichtsvolle Aufmerksamkeit, Alles was mir auf dieser Erde noch geblieben ist, für was ich noch zu leben habe!" sagte Harriett leise."

„Dann möge Ihnen Gott beistehen, arme Frau! rief eine Stimme hinter ihr, und obgleich Harriett, indem sie sich schnell umwandte, gewahr wurde, daß diese Worte von den scherzenden Lippen der gedankenlosen Miß Jemima kamen, deren Eintreten vor wenigen Minuten sie in ihrer Aufregung nicht bemerkt hatte, so fielen sie doch wie eine traurige Prophezeiung auf ihre Seele, und sie brach in einen Strom von Thränen aus.

Miß Moncommery, die große Erregtheit Harriett's nicht verstehend, fuhr fort: „Gott sei jeder armen Frau gnädig, die sich auf nichts Anderes verlassen kann, als auf die Beständigkeit eines liebenswürdigen Mannes „von der rechten Sorte," wie Mrs. Carlton's entzückender Gemahl — obgleich ich demohngeachtet wünschte, daß er mein wäre," und die junge Dame fing an, ein lustiges Liebesliedchen zu singen.

Sei keine Närrin, Jemina!" rief Lady Sligo unruhig. „Schelle, Mrs. Carlton ist unwohl. Nein, gehe in mein Zimmer, schnell und hole mein Flacon. Meine liebe gute Mrs. Carlton! Ach Gott, da sind die Herren!"

Harriett, die Dame mit den Flacon's bei Seite schiebend, sprang auf und entfernte sich durch eine Thüre, während Lord Sligo und Fred durch die andere hereintraten.

„Ich dachte," rief der Letztere, nachdem er seinen Blick über das Zimmer und sich selbst in einen Sessel hatte gleiten lassen, „ich würde meine schöne Frau hier finden, wohin ist sie entflohen?"

„Sie ist nicht ganz wohl, sie —" und Lady Sligo hielt ein wenig inne. „O, werden Sie nur nicht unruhig," fügte sie hinzu, als Sie Carlton's erschrockenen Blick sah, „nur ein leichter Krampfanfall." Sie sank mit einem leichten Seufzer auf das Sopha, als sie ihn davoneilen sah.

Harriett's Thränen trockneten bald bei dem Anblick des ängstlichen Gesichts ihres Gatten, schneller aber noch, als er über die Ursache derselben lachte.

„Welche Idee von Lady Sligo, sentimental sein zu wollen. Es ist lauter Wind, wenn sie thut, als ob sie Herz und Gefühl hätte. Ich werde ihr sehr dankbar sein, wenn sie es künftig unterläßt, Dir solche Dinge in den Kopf zu setzen und solche Scenen herbeizuführen. Sie soll an ihrem Whistitische bleiben, der paßt besser für sie."

Digitized by Google

Demohngeachtet riefen die bittern Worte Jemina's: „Dann möge Ihnen Gott beistehen, arme Frau!“ eine Niedergeschlagenheit in ihr hervor, von der sie sich keine Rechenschaft geben konnte. Sie schwand auch nicht eher als im nächsten Monate, den sie still in der ausschließlichen Gesellschaft ihres Mannes verlebte, während sie eine angenehme, wenig ermüdende Reise nach Belgien machten, auf der sie sich nach Bequemlichkeit ein paar Tage, bald an diesem, bald an jenem Orte aufhielten, je nach dem Interesse, das derselbe bot.

Der schöne Traum verschwand für Harriett indessen gänzlich, als sie in die Residenzstadt kamen, wo sie sich bald wieder in einem nur nach Vergnügen jagenden Kreise befanden, dem ihr Mann sich gar zu gerne anschloß, während sie dadurch viel von seiner Aufmerksamkeit und seiner Gesellschaft, die ihr so theuer war, verlor. Dennoch zwang sie sich, ihm zu Gefallen in Gesellschaft zu lächeln und eine scheinbare Heiterkeit zu zeigen, die sie nicht fühlte.

Welche übermüthige, verächtliche Miene würde wohl Harriett Hetham's Gesicht gezeigt haben, wenn man ihr gesagt hätte, daß eine Zeit kommen würde, wo sie jede Laune, jede erlaubte Neigung, ja selbst jedes Gefühl — dem Blicke, dem Worte, dem bestimmten Wunsche eines Andern unterordnen würde.

Und doch war es so!

Selbst Carlton wunderte sich, als er von Tag zu Tag mehr wahrnahm, daß er anstatt der Mann eines selbstsüchtigen, launischen Weibes geworden zu sein, dessen herrischer, widersetzlicher Charakter wie er hoffte, eine angenehme Abwechselung in den monotonen Ehestand bringen würde, mit einer Frau verbunden war, die keinen anderen Willen kannte, als den seinen, die schon bei dem Gedanken, sein Mißvergnügen zu erregen, wenn sie auf einen seiner launenhaften Wünsche nicht einginge, zitterte.

Und Carlton? Er wußte kaum — so ist die Eigenheit des menschlichen Charakters, — ob er sich über diese Verwandlung getäuscht fühlen oder darüber befriedigt triumphiren sollte.

Ja, Harriett Carlton war wie umgewandelt. — In das Herz eines wahrhaft Reuigen zieht eine höhere Macht ein, die ihm Demuth einflößt. Am Sarge ihrer Mutter war die Binde von ihren Augen gefallen, die ihr ihre Leidenschaften verhüllt hatten, und von dieser Stunde an wurde sie demüthig.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Kaspar Hauser'schen Angelegenheit.

Nachträgliches.

(Aus der „Frankfurter Zeitung“.)

Dem Verfasser der neulich in diesem Blatte veröffentlichten Abhandlung ist von Seiten der Redaktion der „Frankf. Ztg.“ ein an diese gerichtetes Schreiben aus dem Badischen mitgetheilt worden. Der Verfasser des Briefes bezweckt, den Major v. Hennenhofer gegen die Beschuldigung, daß Er der Mörder des Kaspar Hauser gewesen sei, in Schutz zu nehmen. Er führt an:

„Von 1847 — 1850 bewohnte ich Freiburg, wo Major v. Hennenhofer seine letzten Jahre verlebte. In der Museumsgesellschaft wurden auch seine früheren Verhältnisse besprochen. Seine intimen Bekannten äußerten öfters, daß er doch Nichts um's Geld gethan; es seien ihm von der bayerischen Regierung große Summen angeboten worden, um den Vertrag auszuliefern, der die Pfalz an Baden gebracht (?), — er habe es zurückgewiesen. Ferner war es bekannt, daß er Alles den Armen schenkte und zuletzt seine Bibliothek verkaufen mußte, um seine Schulden zu bezahlen.

„Dann galt es für eine grundlose Verleumdung, was man ihm wegen Kaspar Hauser aufwärmte, weil er gleich bei Abgang des Großherzogs Ludwig in Karlsruhe nicht mehr bleiben konnte und pensionirt wurde, also keinen Grund hatte, eine solche Handlung mehr zu begehen.

„Das galt so im Allgemeinen von ihm. Als der März 1848 kam, mußte er als stark Angeklagter flüchten. Auf der Station Mühlheim wurde er sogar vom Pöbel im Eisenbahnwaggon bestürmt, so daß er sich über seine Vergangenheit zu rechtfertigen suchte.“

Der Briefschreiber bemerkt zum Schlusse noch, „daß Hennenhofer, bei seinem genial übersprudelnden Wesen, Genosse des liederlichen L., wohl manchen Streich ausgeführt, und nicht immer so gewesen, wie in seinen letzten Tagen, wo er immer mehr die erlittenen Kränkungen und Beleidigungen zu Herzen nahm.“ Aber gewiß würden hervorragende Männer, Zivil- und Militärbeamte, seinen Umgang mit ihm gepflogen haben, wenn sie ihn für den Mörder Kaspar Hauser's gehalten hätten. Auch habe Hennenhofer die ersten Orden der Großmächte gehabt, und er habe mit Metternich und anderen hervorragenden Staatsmännern in Paris, London, Berlin, Petersburg u. s. f. in Korrespondenz gestanden. „Ein moralischer Mensch war er freilich nicht, aber Hennenhofer und ein gemeiner gedungener Bravo liegen himmelweit auseinander.“

So weit die, zur Vertheidigung Hennenhofer's angeführten thatsächlichen Momente.

Meinerseits ist zunächst nur dies zu bemerken: Bemüht, die mir vorliegenden Fakta rein objektiv zu geben, und gewiß nichts weniger als von der Absicht geleitet, einen mir persönlich ganz fremden und längst todten Mann in einen falschen Verdacht zu bringen, habe ich es auch in der Hennenhofer'schen Episode vermieden, meine eigene Ansicht irgendwie geltend zu machen. Gleichwohl kann ich versichern, auch die hier berührten Stellen nicht leichtfertig niedergeschrieben zu haben. Daß die öffentliche Stimme, die Fama, der ich nach meinen

Digitized by Google

Erörterungen als Indicium allerdings eine Bedeutung beilege, die Schuld Hennenhofer's annahm, iſt unbeſtritten. Der Briefſchreiber ſelbſt führt einen Vorfall in Mühlheim an; ich könnte einen anderen, noch ſtärkeren, der ſich 1848 gerade in Freiburg zutrug, anfügen. Dazu kamen indeß noch weitere Momente. Ein mir bekannter Mann, Schweizer von Geburt, welcher Ende der 1840er Jahre ebenfalls zu Freiburg lebte, verſicherte mich, daß das Verhalten Hennenhofer's gegenüber jenen Anſchuldigungen auf ihn den ſchlimmſten Eindruck hervorgebracht, und Alles zu beſtätigen geſchienen hätte. Ebenſo äußerte ein anderer Mann, der in den 1830er Jahren badiſcher Abgeordneter geweſen war, und welcher der beregten Angelegenheit die möglichſt ſorgſamſte Aufmerkſamkeit gewidmet hatte, in Gegenwart von vertrauten Zeugen gegen mich: daß er nach allen Umſtänden annehmen müſſe, Hennenhofer habe die That ſogar perſönlich vollführt. Dieſe beiden Angaben ſind nicht erſt jetzt, ſondern ſchon vor länger als einem Jahrzehnt von mir erhoben (die letzterwähnte nach meiner damals ſofort gemachten Aufzeichnung am 31. Auguſt 1857); beide rühren von Männern her, deren Glaubwürdigkeit ich jedem Zweifel entrückt erachten darf. Doch wie es ſich auch mit ſolchen ſubjektiven Anſichten verhalte, mag die That auch nicht durch Hennenhofer's eigene Hand geſchehen ſein, was ich in meiner Darſtellung auch nicht einmal geſagt habe, — daß Hennenhofer der Sache im Uebrigen nicht fremd war, beweiſt ſein Verhalten allen Denjenigen gegenüber, welche ihn in der Hauſer'ſchen Angelegenheit öffentlich angegriffen: nicht Einen hat er zur Verantwortung gezogen, ſondern Alle hat er durch Geld und Verwendung zum Schweigen zu bringen geſucht, ja ſich mitunter von ſolcher Seite anhaltend ausſaugen laſſen. Ich verweiſe in dieſer Beziehung auf die nach der Ermordung des preußiſchen Spions Leſſing in Zürich ſo unerwartet zu den Züricheriſchen Gerichtsakten gekommene Korreſpondenz Hennenhofer's mit dem Flüchtling Sailer. — Der Beſitz von Orden, ſo wie der Umgang hochgeſtellter Männer mit dem früheren Miniſter, endlich ſeine fortgeſetzte Korreſpondenz mit Metternich und anderen Diplomaten, beweiſen hier wohl ſehr wenig. Was die Entfernung Hennenhofer's von ſeiner Stellung betrifft, ſo muß ich, die Reklamation berichtigend bemerken, daß dieſe nicht „gleich bei Abgang des Großherzogs Ludwig“ erfolgte. Schon Broch („Kaſpar Hauſer, Zürich 1859, bei Meyer und Zeller) hebt S. 61 ſeiner Schrift hervor: Nach dem Tode des Großherzogs Ludwig habe man in Baden allgemein geglaubt, Hennenhofer und ein anderer Günſtling, Engeſſer, würden ſofort in Ungnade von ihren Stellen entlaſſen; dies ſei jedoch zunächſt nicht geſchehen, ſondern erſt in der Folge, als Beiden, nach der Julirevolution, in öffentlichen Blättern ſchmähliche Handlungen zum Vorwurfe gemacht worden waren, welche jedoch mit der Hauſer'ſchen Sache in keinem Zuſammenhang ſtanden, ſondern ſich auf perſönliche Ausſchweifungen bezogen. — Daß Hennenhofer zur Zeit der Ermordung Hauſer's bei Seite geſchoben war, würde in keinem Fall etwas beweiſen. Das Hinwegſchaffen des Unglücklichen erfolgte, weil damit eine frühere Handlung gegen Enthüllung geſichert werden ſollte.

Der Herr Reklamant führt übrigens noch eine Thatſache zur Rechtfertigung Hennenhofer's an, die ich, da ſie gewiß eine ganz andere Bedeutung hat als die vorhin aufgezählten Momente, hier geſondert wiedergebe. Er ſchreibt nämlich:

„Sei dem nun wie ihm wolle, — Thatſache iſt Folgendes: Aus dem Munde ſeiner zwei intimſten Bekannten, des damaligen Stadtdirektors und eines andern Freiburger Bürgers, habe ich mehrmals vernommen, daß Hennenhofer ihnen ſeine Memoiren, in rothen Saffian eingebunden, gezeigt, einen Band, den er immer unter dem Kopfkiſſen hatte, damit, wenn er ſtürbe, man ſeine Rechtfertigung finde. In dieſer Hoffnung ward er getäuſcht; die Rechtfertigung iſt nicht an die beabſichtigte Adreſſe des Publikums gelangt, ſondern kaum war er verſchieden, 2. Januar 1850, ſo erſchien Hofmarſchall v. Röder und nahm ſeine ſämmtlichen Privatſchreiben und alſo auch die Memoiren, auf die man ſo geſpannt geweſen, in Beſchlag und brachte ſie nach Karlsruhe. Es machte dieſes Ereigniß ein ſo großes Aufſehen als der Tod ſelbſt... Es ſind gewiß noch Viele in Freiburg, die ſich deſſen erinnern.“ — Der Herr Reklamant folgert daraus, daß nicht Hennenhofer es geweſen, der ein böſes Gewiſſen gehabt habe.

Es fragt ſich zunächſt: Iſt die Angabe erweisbar? (vielleicht könnte einer oder der andere unſerer Freiburger Leſer Auskunft darüber ertheilen.) Und dann weiter: Was enthielten dieſe Memoiren? Eine Widerlegung der beſprochenen Angabe über Kaſpar Hauſer wohl ſchwerlich; möglicher Weiſe Data, welche die Perſon Hennenhofer's als nichtbetheiligt bei der unheilvollen Aktion erſcheinen laſſen. Aber wer erſchien dann als ſchuldig?

Unter den mancherlei Notizen, welche ich im Laufe der Zeit in der Kaſpar Hauſer'ſchen Geſchichte geſammelt, um Anhaltspunkte zur Feſtſtellung der Wahrheit zu finden, iſt u. A. noch eine, die ich, da ſie ſehr kurz iſt, und von höchſt loyaler und unverdächtiger Seite kommt, bei dieſer Gelegenheit anregen will. Der bekannte Wolfgang Menzel beſprach in ſeinem „Literaturblatt“ vom 15. Dezember 1858, Nro. 100, die (mehrerwähnte) Broch'ſche Schrift. Er hob dabei Folgendes hervor:

„Es iſt merkwürdig, daß weder Feuerbach noch auch der Verfaſſer der vorliegenden Schrift die Familienähnlichkeit in den Phyſiognomien zu Rathe gezogen hat. Uns fiel ſchon vor zwanzig Jahren in einem Portrait Hauſer's, welches für das beſte galt, eine gewiſſe Aehnlichkeit auf.“

Digitized by Google

Wolfgang Menzel wird kaum als verdächtiger Zeuge angesehen werden; insbesondere kann ihm Niemand vorwerfen, antiphnastische — sei es demokratische oder ultramontane — Tendenzen zu verfolgen.

Die Erziehung Kaspar Hauser's.

Die in Nr. 198 u. ff. enthaltenen Artikel „Kaspar Hauser", welche wohl geeignet sind, ein großes Interesse von Neuem für diese räthselhafte Erscheinung zu erwecken, enthalten eine Bemerkung, welche sich auf die dem Kaspar Hauser zu Theil gewordene Erziehung bezieht, jedoch der Berichtigung bedarf.

Der Unterzeichnete, auf Veranlassung des verstorbenen Präsidenten von Feuerbach in Ansbach gerichtlich als Vormund bestellt, machte es sich zur Pflicht, alle, die Erziehung des wunderbaren, außerordentlichen Menschen betreffenden Maßnahmen mit dem damals quieszirenden Professor G. Fr. Daumer, welcher aus den Händen der Polizei denselben zuerst etwa ein Jahr lang in Verpflegung genommen hat, sodann mit dem als Philologen und Pädagogen gleich verehrungswürdigen, damaligen Gymnasial-Rektor, erst kürzlich in Tübingen verstorbenen Prälaten Dr. Roth zu berathen und von allen Hierauf bezüglichen Umständen den Präsidenten von Feuerbach theils mündlich, theils schriftlich in Kenntniß zu setzen. Zu diesen Maßnahmen gehörte namentlich auch der Umstand, daß man Haasern, nachdem er in der deutschen Sprache so weit gefördert war, wie ein Knabe bevor er die lateinische Schule betritt, auch Unterricht im Lateinischen ertheilen ließ, jedoch nicht, weil man „die natürlichen Anlagen und Fähigkeiten des Unglücklichen Anfangs für so groß hielt," sondern als ein formales Bildungsmittel. Man mag nun eine Ansicht über dieses formale Bildungsmittel haben, welche man will, so wird man denn doch unter allen Umständen eine Erziehung, welche sich auch dessen bedient, nicht als eine „verkehrte" bezeichnen wollen. Präsident von Feuerbach hat dieses in seiner ersten über Hauser erschienenen Schrift gethan, was den Unterzeichneten allerdings in das höchste Erstaunen setzen mußte, da derselbe sich gegen ihn weder im Briefwechsel, noch auch mündlich mißbilligend hierüber ausgesprochen hat.

Wenn nun der Verfasser jener Artikel diese Erziehung eine „wesentlich verkehrte" nennt, „ganz geeignet, den Charakter des jungen Menschen, der sich nun bilden sollte, auf Irrwege zu leiten, und dies um so mehr, je größer man die natürlichen Anlagen und Fähigkeiten anfangs hielt und je geringer sie sich später in Wirklichkeit erwiesen, und sagt: Unter diesen Verhältnissen entwickelte er namentlich Züge von Eitelkeit und Unwahrheit" — so muß gegen diese unmotivirten Unterstellungen im Namen Aller, welche, so lange Hauser in Nürnberg war, zur Erziehung desselben in irgend welcher Beziehung standen, auf vollkommen begründete Weise protestirt werden.

Sollte sich aber dieses harte Urtheil etwa auf den Umstand beziehen, daß Hauser Religionsunterricht von einem von ganzem Herzen frommen, gläubigen Geistlichen, Pfarrer Hering, einem Manne ohne die mindeste Härte oder sonst den Gläubigen zugeschriebene Strenge der Parteirichtung empfing, so findet sich keine Veranlassung, hierauf etwas zu erwidern und soll nur auch hier Protestation dagegen eingelegt werden, daß dieser Unterricht irgend geeignet gewesen wäre, die von Natur mehr oder weniger jedem Menschen angeborne Eitelkeit und Unwahrheit zu unterstützen, wobei noch die Bemerkung nicht unterlassen werden kann, daß des Unterzeichneten hauptsächlichste Aufmerksamkeit gerade auf Bekämpfung dieser Untugenden gerichtet war, welche durch einen vom ersten Anfange an Jahre lang fortdauernden und nicht zu bewältigenden Sturm neugieriger Menschen von nahe und fern groß gezogen wurden; indem hierdurch in dem Unglücklichen nothwendig das Bewußtsein seiner Merkwürdigkeit und des durch ihn angeregten großen Interesses erzeugt und erhalten werden mußte.

Von „zahllosen Zeitungsartikeln und Broschüren in einer Zeit," welche „umfassende Mittheilungen" über diese „wesentliche Verkehrtheit der Erziehung" gebracht haben sollten, ist dem Unterzeichneten Nichts bekannt geworden, wie denn auch nach denselben zu Ohren gekommenen unverwerflichen Zeugnissen zu jener ganzen Zeit, da Hauser sich in Nürnberg befand und als „das Kind der Stadt" unausgesetzt der Gegenstand der Aufmerksamkeit aller Gebildeten war, die Erziehungsmethode nach Entlassung desselben aus den Händen der Polizei als die vollkommen richtige und geeignete anerkannt wurde. (gez.) Frhr. v. Tucher, Ober-Appellations-Gerichtsrath.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 195:

I.

In „Edam" gibt es guten Käse,
Er ist für gutes Geld auch feil;
Doch bis ich ihn dort hol' und esse,
Frißt ihn die „Made" auf derweil.

M. M.

II.

Am Zuyder See liegt „Edam", eine Stadt,
Die längst schon wicht'gen Käsehandel hat,
Wo aber Käs' gemacht wird und verladen,
Da finden sich wohl auch mitunter „Maden".

K. in Hammelburg.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckes und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 204 Mittwoch, 2. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

XXV.

Ein paar Wochen nach ihrer Ankunft in Brüssel gab der König einen Hofball, wozu Carlton eine Einladung erhielt.

„Da Harriett!“ rief Fred in heiterem Tone, während er die Einladungskarte in ihren Schoß warf. „Das wird Dir angenehm sein!“ Und er beobachtete lächelnd ihr Gesicht, als dieses beim Durchlesen einen ganz anderen Ausdruck annahm, als er gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten zu sein pflegt.

Zu gleicher Zeit legte Carlton ein Packet auf den Tisch, welches mehrere der kostbarsten Ballkleider und Schmucksachen enthielt, wobei er sagte: „Nun wähle mein Herz, damit ich Dich morgen als Königin auf dem Balle sehen kann!“

In diesem Augenblicke wurde er abberufen, und den ganzen Tag fand sich keine Gelegenheit wieder, ferner über den Gegenstand zu sprechen.

Carlton kehrte erst spät in der Nacht, oder besser gesagt zeitig den nächsten Morgen zurück, schlief deshalb bis tief in den Tag hinein. Erst zum Mittagseffen fand Carlton wieder Zeit, mit seiner Frau zu sprechen, welche ziemlich blaß und traurig aussah, so daß Fred sagte: „Du siehst ja ungeheuer fröhlich aus, liebes Schätzchen! Warum sehen Ihro Gnaden heute so trübe aus? Wir müssen uns für das glänzende Fest heute Abend ein wenig aufheitern. Wir werden in unseren Diamanten und Brüsseler Spitzen sehr glänzen.“

Er hielt inne, denn er bemerkte ein nervöses Zittern der Lippe Harriett's und eine Thräne in ihren Augen. Sie stand vom Tische auf, näherte sich ihm, lehnte ihre Stirne auf seinen Arm und sagte mit bewegter Stimme: „Halte mich nicht für undankbar, Fred, aber ich fühle einen schrecklichen Widerwillen, in diesem glänzenden Anzuge heute Abend zu erscheinen, besonders wenn ich dies ansehe — und sie hielt ihm einen schwarzgeränderten Brief hin, den sie diesen Morgen empfangen hatte. „Ach Fred, es ist so kurze Zeit her, was würden sie von der denken, die, vor allen Anderen, am tiefsten trauern sollte? Ich sehe, daß sie schon gehört haben, mit welcher Gesellschaft wir in Homburg umgegangen sind, und daß sie daraus schließen, daß wir ein sehr lustiges Leben führen.“

„Und ich möchte gerne wissen, wer sich darum zu bekümmern hätte, in welche Gesellschaft ich meine Frau einführe?“ unterbrach sie Fred im schnelleren ärgerlichen Tone. „Ich werde Deiner Schwester dankbar sein, wenn sie ihre Bemerkungen für sich behält.“

„Fred, Fred!“ rief Harriett, ihre Hand auf seinen Mund legend, „ich hoffe, Du wirst Nichts über meine gute, liebe Rosa sagen? Hier, lies ihren Brief, er enthält nicht eine Sylbe davon.“

„Nun, wer setzt Dir denn dann solches Zeug in den Kopf?“ fuhr er fort, indem er den ihm vorgehaltenen Brief ungnädig bei Seite schob, und nach dem griff, der auf dem Tische lag. Er überblickte schnell den Inhalt, während Harriett sein Gesicht beobachtend, still neben ihm stand.

Der Brief war von Mr. Clifton, welcher in beredten Worten vor den Gefahren des Pfades warnt, den seine geliebte Schülerin an der Seite ihres Gatten betreten hatte.

Bald sah die ängstlich beobachtende Harriett, daß das Gesicht ihres Gatten anstatt einen sanfteren Ausdruck anzunehmen, sich tiefer röthete, während seine Augenlieder sich schnell bewegten, was stets ein Zeichen seines Mißfallens war. Und als er geendet hatte, zerknitterte er den Brief, und trat ohne ein Wort zu sagen, an's Fenster. Dann brach er in die Worte aus:

„Harriett! Das muß aufhören!“

„Was Fred?“

„Ich kann nicht dulden, daß Du eine Kopfhängerin wirst, und diese Art frömmelnde Productionen, die Du fortwährend erhältst, sind ganz dazu geeignet, Dich dazu zu machen. Du hast Dich, seit wir verheirathet sind, total verändert. Bei Gott! ich erkenne Dich gar nicht mehr! Du warst die Fröhlichkeit und Lebhaftigkeit selbst, und nun“ —

Harriett zog ihre Hand, die auf seiner Schulter lag, zurück.

„Es thut mir leid, Fred, daß Du eine so schlimme Veränderung an mir wahrnimmst,“ sagte sie, während ihr tiefverletztes Herz fast vor Weh zersprang, „aber Du solltest berücksichtigen“ —

Digitized by Google

„So? Ich denke, ich habe bisher genug Rücksicht genommen, erwiderte er, sie unterbrechend, „vielmehr als Du auf mich nimmst, Harriett. Es ist nicht sehr dankbar und verletzt den Geber, wenn Alles, was er thut, um Jemand Vergnügen zu bereiten, aufgenommen wird, als wäre es die größte Unannehmlichkeit oder gar Sünde. Du solltest bedacht haben, ehe Du heirathest, daß Du keinen Pfarrer, oder — — Was? Thränen? Wahrlich Harriett, ich gäbe lieber Alles darum, Dich einmal zornig, als dieses immerwährende Weinen zu sehen. Du mußt suchen, Dir das abzugewöhnen, wirklich, Liebe. Thränen mögen für manche Männer passen, mich reizen sie. Da, wirf die wohlgemeinte, aber alkerne Epistel in's Feuer. Mr. Clifton sollte etwas Besseres thun, als eine Frau, mit der Stellung, die ihr Mann einnimmt, unzufrieden zu machen, da es doch unstreitig ihre Pflicht ist, sich ohne Murren in dieselbe zu fügen. Komm, wirf sie weg, ich will unserem würdigen Freund antworten, und ihm meine Meinung darüber sagen," und damit warf er den Brief in's Feuer.

Harriett machte einen nutzlosen Versuch, ihn zu retten, dann aber schossen ihre Augen Feuer, wie sie es in vergangenen Tagen so oft gethan. Sie zog sich von ihrem Manne zurück und setzte sich an ein entferntes Fenster..

Fred's Worte hatten sie auf's Tiefste verletzt, und als er nach einer kurzen Pause, während welcher er sie mit schelmischen Blicken betrachtet hatte, zu seiner jungen Frau trat und ihre Wangen klopfend sagte: „Na, wie befindet sich Mrs. Clifton jetzt?" so erhob Harriett ihren Kopf, den sie in die Hand gestützt hatte nicht, noch beachtete sie seine Frage.

„Was schmollen? rief er ärgerlich aus, „nun, das ist das Letzte, was für mich paßt. Wenn ich irgend etwas in der Welt hasse, so ist es das Schmollen. Eine schmollende Frau! — Fürchterlich! — Aber ich will Dich nicht länger belästigen" — fuhr er schnell fort, „ich gehe augenblicklich. Wahrlich, hätte ich ahnen können, daß mein unglückliches Geschenk so etwas herbeiführen würde. Indessen kannst Du es heute Abend machen, wie es Dir beliebt !Meinetwegen lege Deiner Neigung ja keinen Zwang an. Kleide Dich wie Du willst, oder wenn es Deinem Wunsche entspricht, so bleibe lieber zu Hause; es ist sehr leicht, eine Entschuldigung zu finden. — Uebrigens ein schlimmer Anfang, Deinen Mann stets allein gehen zu lassen. — Aber merke wohl, ich gebe Dir vollständige Freiheit, handle ganz nach Deinem Belieben!" Rasch verließ er das Zimmer, und sie hörte, wie er die äußere Thüre heftig zuschlug.

(Fortsetzung folgt.)

Nochmals zur Kaspar Hauser'schen Angelegenheit.

(Aus der „Frankfurter Zeitung".)

Eine gelegentliche Bemerkung über die Erziehung des unglücklichen Menschen in Nr. 198 dieses Blattes hat eine Reklamation von Seiten des Herrn Oberappellationsgerichtsraths v. Tucher zur Folge gehabt. Es ist mir immer unangenehm, wenn in einer solchen Angelegenheit Verhandlungen über Nebenpunkte entstehen, weil dadurch die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abgelenkt wird. Ob die bei Kaspar Hauser zur Anwendung gebrachte Erziehungsmethode eine gute oder üble war, entscheidet nicht das Geringste in der Frage: Wer war Kaspar Hauser? Meine ganze Mittheilung bezweckt aber augenscheinlich nichts Anderes, als einen Beitrag zu liefern zur Lösung dieser Frage.

Gleichwohl kann ich die Tucher'sche Reklamation nicht ganz unerwähnt lassen, weil sonst bei den Lesern die Meinung entstehen möchte, es sei eben eine leichtfertige Behandlung der Sache nachgewiesen, und weil dann unwillkürlich der üble Eindruck vom Nebenpunkt auf die Hauptsache übertragen würde.

Zunächst muß ich bemerken, daß der Herr Reklamant etwas bekämpft, was ich gar nicht gesagt habe, indem er andeutet, meine Angabe von zahllosen Zeitungsartikeln und Broschüren „über diese wesentliche Verkehrtheit der Erziehung" seien grundlos. Wenn er meine Aeußerung nochmals und unbefangen liest, so wird er sich überzeugen, daß ich auf die damaligen Publikationen verwiesen habe einzig und allein, um überhoben zu sein, in weitläufige Wiederholungen über die faktischen Verhältnisse bezüglich Hauser's, seiner Erziehung, seiner Ermordung u. s. f. einzugehen, wogegen die Bezeichnung der Erziehungsart nicht als das in früheren Broschüren und Zeitungsartikeln ausgesprochene Urtheil, sondern als meine Ansicht aufgeführt ist.

Ich habe aber auch dabei — obwohl es sich um einen kaum sekundär zu nennenden Punkt handelt — nicht etwa eine leichtfertige Behauptung aufgestellt, für die es an jeder Begründung fehlt. Dies will ich nun allerdings zunächst durch Zitiren einer Stelle aus einer früheren Schrift belegen. Kein Geringerer als Feuerbach, der die ganze Entwicklung des jungen Menschen so sorgfam beobachtete, ist es, welcher folgende Worte geschrieben hat:

„Dieser arme verwahrloste Jüngling, der erst seit Kurzem den ersten Blick in die Welt gethan und noch nachzuholen hatte, was unsere Kinder schon an der Mutter Brust, im Schoß ihrer Wärterinnen lernen, tauchte auf einmal mit der lateinischen Grammatik, mit lateinischen Exerzitien, mit Cornelius Nepos und endlich gar mit Caesar de bello gallico seinen Kopf zermartern. In lateinische Schulschrauben eingezwängt, erlitt nunmehr

sein Geist eine zweite Gefangenschaft .... Statt nützlicher Dinge gab man ihm Worte und Phrasen, deren Sinn und Beziehung zu begreifen er nicht fähig war."

Die hier erwähnten Thatsachen sprechen so sehr für sich selbst, daß mir jeder Kommentar höchst überflüssig scheint. Man braucht gar nicht auf den Streit zurückzukommen, in wiefern die lateinische Sprache zweckmäßig angewendet wird, als „formales Bildungsmittel" bei Knaben in gewöhnlichen Verhältnissen, — hier, bei einem Jungen, der so unendlich viele Dinge erst kennen lernen mußte, mit welchen unsere Jugend vom nämlichen Alter gleichsam spielend längst bekannt geworden, — hier wenigstens wird es erlaubt sein, diese Erziehungsart als eine sehr unzweckmäßige, oder, wie es in meinem früheren Artikel hieß, als eine „wesentlich verkehrte" zu bezeichnen.

— — Es fällt mir übrigens heute gerade ebenso wenig wie beim Niederschreiben meines ersten Artikels ein, an der guten Absicht aller der mit Hauser's Erziehung Betrauten irgendwie zu zweifeln. Nicht diese gute Absicht habe ich bestritten, wohl aber die wünschenswerthe Befähigung der Betheiligten. — Man hat mich zu einer näheren Erklärung provozirt. Da hat man sie ohne Rückhalt.

— Weil ich nun doch die Feder in der Hauser'schen Angelegenheit noch einmal ergreifen mußte, so will ich ein paar Notizen über den in dieser Geschichte eine höchst unheimliche Rolle spielenden Lord Stanhope noch beifügen.

Der Lord und Graf Stanhope, Bruder der lange Zeit im Libanon abenteuernd lebenden Lady Esther Stanhope, erschien im Mai des Jahres 1831 in Nürnberg, und zeigte ein außergewöhnliches Interesse für den jungen Menschen; ja er nahm ihn förmlich an Kindesstatt an, er „adoptirte" ihn. Darin liegt in sofern etwas Auffallendes, als der Lord schon früher und zwar namentlich zur Zeit des ersten Mordversuches (17. October 1829) in der Nähe von Nürnberg und in der Stadt selbst sich aufgehalten haben soll, ohne sich scheinbar im Geringsten um Hauser zu bekümmern. Die nunmehrige glühende Theilnahme an den Geschicken des Findlings fällt aber um so mehr auf, da Stanhope nach glaubhaften Versicherungen sich gar nicht in so glänzenden Verhältnissen befand, wie man bei einem englischen Lord vorauszusetzen pflegt. Er hatte selbst Frau und Kinder, und nichts weniger als ein bedeutendes Vermögen. Als er zu Nürnberg auftrat, geschah es unter starker Oftentation mit seinen Kreditbriefen. Unter diesen Kreditbriefen befand sich jedoch, so viel ermittelt werden konnte, nicht einer von einem englischen Hause, alle waren vielmehr von deutschen Häusern ausgestellt, und Stanhope bestritt seine sämmtlichen Ausgaben zu Nürnberg mit Vorschüssen, die er gegen Abgabe dieser deutschen Kreditbriefe erhob. Bei seiner Anwesenheit in der genannten Stadt soll der Lord auch eine falsche Angabe über die Art gemacht haben, woher er eben gekommen war. In der zu Stanhope's Lebzeiten erschienenen und trotz der Heftigkeit des Angriffs ohne jede Widerlegung gelassenen Schrift: „Kaspar Hauser oder die richtige Enthüllung der Geheimnisse über Hauser's Herkunft ... endlich die von Lord Stanhope im Verlaufe der Zeit gespielten Intriguen. Von W. C. Gr. v. A." (angeblich einer 73jährigen Engländerin) München 1839, bei Fleischmann, heißt es u. A.: „Die großen Kreditbriefe waren nicht sein Eigenthum, sondern ihm von Jenen anvertraut, denen er den Kaspar in die Hände liefern sollte" (soll wohl besagen: die Papiere seien ihm von jenen Personen verschafft worden). Es sei vom Lord darauf abgesehen gewesen, aber er habe zu eifrig darauf gedrungen, daß Hauser ihm vollständig und unbedingt überantwortet würde, um recht bald eine Reise nach Italien mit ihm anzutreten. „Dort," fuhr die Engländerin in ihrer nicht widerlegten und nicht gerichtlich verfolgten Druckschrift fort, „dort wäre es ihm ein Leichtes gewesen, durch gedungene Hand sich des Kaspar in der Stille zu entledigen." — Wie dem sei: nach allen vorliegenden Notizen übte nun Stanhope einen entschieden nachtheiligen Einfluß auf den Charakter des jungen Menschen, dergestalt, daß u. A. der Vormund desselben, Herr v. Tucher, nachdem er sich mehrmals beschwert, schon im November 1831 die Entlhebung von seiner Funktion und das Versehen Hauser's in eine andere Familie verlangt haben soll. (Vergl. die Schrift von Daumer: „Enthüllungen über Kaspar Hauser ... Eine wider Escherich und Stanhope gerichtete historische, psychologische und physiologische Beweisführung. Frankfurt 1859." — eine Schrift, welche übrigens in der Hauptsache eine erweisbar unhaltbare Hypothese über Hauser selbst aufstellt.)

Es muß hier noch ein Umstand erwähnt werden, der — wieder nach dem Großherzogthum Baden zeigt, nämlich daß Stanhope in regem Verkehr mit Personen im badischen Lande stand. Aus seiner eigenen Korrespondenz, so weit dieselbe bekannt geworden, ergibt sich jedenfalls Folgendes. Unterm 16. April 1833 schrieb er aus Chewing: Er gedenke in 14 Tagen nach dem Kontinent abzureisen; man möge ihm deshalb Briefe nicht mehr nach England senden, seine Adresse sei vielmehr „Baden bei Rastatt." Der Lord, welcher ein so glühendes Interesse für Hauser zur Schau trug, beeilte sich jetzt gleichwohl gar nicht, denselben zu sehen oder zu sich zu nehmen; er trieb sich vielmehr Monate lang anderwärts auf dem Kontinente umher. Im October 1833 erneuerte er sein Versprechen, Hauser abzuholen, und ließ sich sogar eine Wohnung zu Ansbach miethen. Dennoch kam er nicht. In der zweiten Hälfte des Dezember gelangte er endlich bis Regensburg; — am 14. des genannten Monats war der Unglückliche wieder verwundet worden, und am 17. raffte der Tod denselben hinweg. Nun endlich reiste Stanhope nach Ansbach. Er soll den auf die Entdeckung des Mörders ausgesetzten Preis um 5000 Gulden zu vermehren er-

Digitized by Google

klärt, gleichwohl nicht einmal die Auslagen des Armenpflegschaftsraths ersetzt haben, so daß dieser dem prahlenden Lord mit gerichtlicher Klage habe drohen müssen. Auffallender Weise begann er nun aber auch den Todten zu schimpfen. Nach kurzem Verweilen in der fränkischen Stadt reiste Stanhope nach München, wo er auf Requisition der Ansbacher Behörden gerichtlich verhört ward; hierauf wieder nach dem Großherzogthum Baden; namentlich ist sein Aufenthalt zu Mannheim, Heidelberg und Karlsruhe erweisbar (insbesondere trägt ein Brief an Schullehrer Mayer die Datirung: „Karlsruhe, 27. März 1834.“) Er wendete sich indeß bald, jedenfalls noch im Laufe des nämlichen Jahres (1834) wieder nach England, erschien aber 1838 neuerdings in dem Großherzogthume, und zwar, so viel bekannt, zuerst in Baden-Baden. Die Korrespondenz des Mannes, so weit sie mir bekannt geworden, ist höchst eigenthümlich. Sie beweist, daß hier ein einfaches und natürliches Verhältniß nicht vorlag. Ueberall schaut eine seltsame Berechnung heraus, — Berechnung auf Dinge, die nicht erklärt sind.

Hier will ich zum Schlusse noch eines Umstandes erwähnen. Nachdem der neue Mordversuch geschehen war, hätte man denken sollen, daß augenblicklich nach dem Mörder geforscht, und diesem in jeder Weise nachgestellt würde. Solches geschah jedoch nicht, vielmehr trat in dieser Beziehung eine ganz auffallende Verzögerung und Vernachlässigung ein. War es Zufall oder lag Berechnung mit zu Grunde, genug, als die That geschah, war der Gendarmerie-Oberlieutenant Hikel gerade am nämlichen Tage (14. Dezember) in Geschäften verreist. Er kam nicht früher als am 18. zurück, und nun erst erging an die Gendarmeriemannschaft der Befehl, nach allen Seiten auszurücken und zu rekognosziren. Der betreffende Gendarmerie-Offizier erscheint schon in der Schrift der Engländerin, noch mehr aber in der Dauer's, in zweideutigem Lichte. Wie dem sei, hätte Feuerbach noch gelebt, so wäre die Angelegenheit jedenfalls rascher, überhaupt anders betrieben worden.

Die Leser werden auch aus meinen heutigen Mittheilungen (und ich könnte deren noch mehr geben) ersehen, daß die Nachforschung in der Hauser'schen Sache bei jedem Schritt auf neue Schwierigkeiten und Räthsel stößt, auf Schwierigkeiten, die nicht zufällig sich ergeben, sondern, wenigstens der Mehrzahl nach, offenbar mit Absicht und systematisch geschaffen sind. — Bei dieser Sachlage hat die neulich von anderer Seite gekommene Mittheilung einen besonderen Werth, daß Memoiren von Hennenhofer existiren sollen, von dem Verfasser eigens bestimmt zur Veröffentlichung, um sein Andenken von schweren Beschuldigungen zu reinigen, daß dieselben jedoch unmittelbar nach seinem Tode durch einen Ministerialkommissär beschlagnahmt und nach Karlsruhe gebracht worden seien. Ist diese Angabe richtig, dann sollte wenigstens jetzt, nach so langer Zeit, die versuchte Ehrenrettung des Todten nicht länger mehr der Oeffentlichkeit vorenthalten werden. — Ebenso dürfte, wenn wirklich die gerichtlichen Untersuchungsakten nach Hauser's Ermordung durch den bayerischen Bundestagsgesandten v. Mieg nach Wien abgeliefert wurden, die bayerische Regierung nach Auflösung des Bundesverhältnisses die Rücklieferung dieser Akten verlangen, und sie der historischen und psychologischen Forschung nicht verschließen.

Nachschrift. Nachdem der vorstehende Artikel bereits abgefaßt war, kamen mir verschiedene neue Mittheilungen zu, zum Theil solche, welche zunächst in die Redaktion der „Frankf. Ztg.“ gerichtet waren. Einige derselben erfordern nähere Erhebungen. In der Absicht, diese soweit mir möglich demnächst zu versuchen, verschiebe ich den Abdruck der weiteren Notizen bis dahin, indem ich diejenigen Einsender, welche erst vorläufige Ankündigungen gemacht haben (wie N. N. aus Mannheim und M. in G.) um nähere Angaben durch Vermittlung der Redaktion der „Frankf. Ztg.“ bitte.

Für heute mögen blos noch zwei Notizen beigefügt werden:

1) Von einer Seite wird bestätigt, daß Hennenhofer's Papiere nach dessen Tode durch die badische Regierung beschlagnahmt worden seien. Es wird beigefügt: die Regierung habe dann mit den Erben des Todten verhandelt, und sich schließlich durch Zahlung von 20,000 fl. mit ihnen abgefunden.

2) Nach einer mir aus Baden von verlässiger Seite zugekommenen Nachricht, ist der vielgenannte Major von Hennenhofer, ursprünglich Protestant, längere Zeit vor seinem Tode zur katholischen Kirche übergetreten und gehörte zu den ganz entschieden Devoten, wie er denn namentlich sehr häufig beichtete. Viele Leute in Freiburg i. B. rühmten sich dessen noch erinnern. Es wird weiter beigefügt: nach dem ganzen früheren Leben Hennenhofer's müsse man psychologisch zu der Ansicht kommen, daß das drückende Bewußtsein über Handlungen gerade eine Natur wie die seinige zur Bekehrung gedrängt habe. Diese sei offenbar nicht eine erheuchelte, sondern eine tief innere gewesen. Wer die Vergangenheit des Mannes im Allgemeinen gekannt und ihn nach dieser Metamorphose beobachtet, werde wohl zu der Annahme geneigt sein, daß die Beschuldigungen Hennenhofer's auch wegen Kaspar Hausers sehr wohl begründet sein könnten.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Belletristisches

Nr. 205 Donnerstag, 3. September

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Fred verließ Harriett im Trauerkleide mit blassen Wangen und krampfhaft gefalteten Händen am Fenster stehend, während Thränen ihre schönen Augen verschleierten, die sie sich bemühte, zurückzuhalten. — — Er kehrte zurück und fand auf demselben Platze stehend, eine feenhafte Erscheinung, strahlend in Schönheit und Freundlichkeit. Herrlich funkelten die Diamanten in ihrem dunkelseidenen Haare, gleich einer griechischen Statue umschloß sie das elegante Spitzenkleid. Halb selbstbewußt, halb verzagt stand sie da in stolzer Haltung, als sie den wohlbekannten Schritt hörte, mit glänzenden Augen, halbgeöffneten Lippen und der feinen Röthe süßer Erwartung.

Und wirklich verdunkelte Harriett diesen Abend Alles: Allgemein war die Bewunderung, die man der „englischen Schönheit“ zollte. Und der Zauber folgte ihr noch nach, als sie die lichten Hallen verließ und an ihres Mannes Arm in die kalte Nachtluft trat, denn — er war bei ihr.

Fred hob Harriett in den Wagen und wollte ihr folgen, als Jemand im Gedränge mit ihm sprach, worauf er dem Kutscher befahl, vorwärts zu fahren und bei den anderen Wagen in einiger Entfernung zu halten, da er in einigen Augenblicken nachkommen werde. Unweit des Platzes, wo der Wagen hielt, standen zwei Herren, deren Unterhaltung ergab, daß sie Ballgäste waren. Die Cigarre des Einen parfümirte die Luft und der Geruch, sowie die Worte drangen in Harriett's Wagen. Erst beachtete sie dieselben nicht, bald aber erregte deren Bedeutung ihre Aufmerksamkeit.

Sie wurde von den Engländern die Königin des Balles genannt, wozu der Andere, seinem Anreden nach ein Deutscher, nach einigem Zögern seine Zustimmung gab, hinzufügend, daß er Mr. Carlton in Homburg oft gesehen habe, das überhaupt dieses Jahr von vielen Engländern besucht gewesen sei.

„Gute Gesellschaft?“ fragte der Engländer.

„Das kommt darauf an, wie Sie in ihrem Lande „gute Gesellschaft“ nennen,“ erwiderte der Andere. „Sie bestand aus vielen schönen feinen Frauen nebst ihren Männern, deren einige von, doch blieben sie meistens unter sich, aus. Table d'hôte. Rouge et noire wurde von ihnen frequentirt. Ihre Landsleute schienen das Spiel zu lieben. Der Mann jener sch. Frau z. B. ist Spieler von Profession.“

„O, Carlton?“ sagte der Engländer. „Gewiß! Wo er ist, muß auch der Spieltisch sein. Er gehört zu jener Clique meiner würdigen Landsleute, die nachdem sie sowohl ihr eigenes Vermögen als auch das anderer Leute durchgebracht haben nach Deutschland kommen, um wie sie sagen, zu sparen.“

„Und ein Leben zu führen, das man in Ihrem eignen Lande Schwindeln nennen würde,“ erwiderte der Deutsche.

„Ich muß es zugeben, Sie haben Recht!“ sagte der Andere, „denn wie könnte sonst z. B. ein gänzlich ruinirter Mann wie Carlton, der bis über die Ohren in Schulden steckt, seine Frau in Diamanten und Spitzen kleiden? Spielte er hoch in Homburg?“

„Sehr hoch, und er spielte mit Leib und Seele, wenn er sich einmal von seiner schönen Frau getrennt hatte. Ich muß sagen, er scheint ein viel aufmerksamerer Ehemann zu sein, als es gewöhnlich ihre fashionablen Landsleute sind.“

„Ach, das arme Weib! Er wird es wahrscheinlich nicht lange bleiben, denn nie kann dauerndes Glück der Frau eines Spielers folgen.“

„Meine geliebte Harriett, fahre zu Hause, ich werde gleich nachkommen!“ waren die nächsten Worte, die an Harriett's Ohr schlugen. Und sofort rollte der Wagen ihrem Hause zu. Sie war allein!

Mit einem Herzen voller Angst und Sorge verblieb sie eine Zeitlang wie erstarrt, betäubt.

„Eines Spielers Weib!“ murmelte sie endlich und preßte ihre Hand gegen die Stirne. Die kalten Juwelen berührten sie. Sie schauderte, ihre Hand fiel herab, und es war ihr, als ob eine giftige Schlange ihr Haupt umringte, aber trotz des Entsetzens konnte sie sich nicht bewegen.

Welchen Contrast bildete die unglückliche Harriett jetzt gegen die bewunderte, gefeierte Schönheit des Balles, die von so vielen beneidet worden war.

Sie saß in ihrem Zimmer vor dem niedergebrannten Feuer, den Blick in tiefen Gedanken starr auf die

Digitized by Google

erlöschenden Kohlen geheftet. Die Lampe flackerte trüber und trüber, und als die Thurmuhr vier schlug, schrack sie auf, und horchte einen Augenblick und fiel dann in ihre Erschöpfung zurück.

Es war bereits fünf Uhr, als sich Fred Carlton mit eingefallenen Wangen und sorgenvoller gedrückter Miene, leise hinauf in sein Ankleidezimmer stahl. Bei seinem Eintritt stand die gegenüberliegende Thür offen und eine weiße Gestalt plötzlich vor ihm. — Es war sein junges Weib! Ein unwilliger Ausruf kam von seinen Lippen.

„Sei nicht böse", sagte Harriett, sich ihm nähernd, mit traurigem aber festem Tone, ernst seine verfallenen Gesichtszüge betrachtend. „Ich konnte nicht zu Bette gehen. Die Furcht, Fred, daß Du an einem Orte warst, wo Leib und Seele zu Grunde gehen müssen, ließ mich nicht schlafen." Sie richtete ihre großen dunkeln Augen mit einem durchdringenden Blicke auf ihn, überwältigend für den Mann, den das böse Gewissen schlug wegen der Milde, die daraus hervorleuchtete. Kein Unwille zeigte sich in ihrem Gesichte, als sie fortfuhr, ihn anzusehen, mehr um die Bestätigung ihres Verdachtes, aus seinen Zügen zu entnehmen, als aus seinen Worten, denn leider begann es der armen jungen Frau klar zu werden, daß diese nicht immer echte Münze waren. Und sie urtheilte richtig.

Einen Augenblick wand sich Fred Carlton unter der Macht ihres durchdringenden Blickes, dann wandte er schnell die Augen ab, die sonst in dem Bewußtsein ihrer Macht, die sie über die vor ihnen Stehende hatten, so sieggewöhnt zu blicken pflegten. Dann stammelte er in ärgerlichem Tone einige schnelle verworrene Worte, indem er vollständig läugnete, daß er sie verstehe.

Zum ersten Male mischte sich ein Tropfen Galle in den Becher der reinen Liebe zu ihrem Gatten. Ihre Lippe kräuselte sich und ihre Augen sprühten von Unwillen und Verachtung.

Zum ersten Male in ihrem Leben besudelte Jemand, den sie liebte, seine Lippen mit einer Unwahrheit. Aber im nächsten Augenblicke war der Tropfen von dem mächtigen Strome sanfter Gefühle verschlungen, in den er floß.

„Still, Fred, still!" sagte sie im Tone zärtlichen Ernstes. „Warum willst Du vor mir — einem so irrenden Geschöpfe — einen Fehler verbergen? Ich habe mir selbst Vorwürfe genug zu machen, als daß Du welche von mir zu fürchten brauchtest."

Fred, gerührt durch die Worte und Blicke seiner Frau, bat sie, ihn zu verlassen und zu Bette zu gehen. Aber Harriett mußte reden.

Fred, geliebter, Fred! höre mir zu!" und sie faßte seine Hand. „Setze Dich, und ich will mich neben Dich setzen," und sie drückte ihn sanft auf das Sopha.

„Liebe, gute Frau, zu was soll dies Alles führen?" sagte er, ihr unwillig nachgebend. „Du wirst Dich durch diese Narrheiten krank machen und mich dazu," fuhr er fort, die Hand über die Stirne streichend.

(Fortsetzung folgt.)

Ereignisse im Bereiche der zum Schutze der Nordostgrenze Bayerns verwendeten Truppen.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866.)

(Fortsetzung.)

Von nun an blieb mehrere Tage hindurch Alles ruhig, und am 21. Juli finden wir die Kolonne des Majors Wirthmann, welchem inzwischen das zur neugebildeten Reserve-Infanteriebrigade abberufene 3. Bataillon des 14. Regiments entzogen worden war, wogegen er einige Chevauxlegers als Ordonnanzreiter zugetheilt erhalten hatte, mit 2 Kompagnien in Hof, und je 1 Kompagnie in Schwarzenbach, Münchberg und Culmbach. Bereits am 18. Juli hatte man die verbürgte Nachricht erhalten, daß ein unter dem Großherzog von Meklenburg in Sachsen sich bildendes, circa 10,000 Mann starkes Reservekorps echelonnirt an der Bahn zwischen Leipzig und Werdau aufgestellt werde. Major Wirthmann, der sich mit seinen 5 Kompagnien auf eine Vertheidigung von Hof nicht mehr einlassen durfte, hatte für die Eventualität eines Angriffes aus Sachsen, die Konzentrirung in Schwarzenbach angeordnet, wo er ein Gefecht mit der Avantgarde aufnehmen, und — wenn die Staats-Eisenbahn nicht mehr zu benützen war — über Kirchenlamitz entweder auf Bayreuth oder an die Ostbahn retiriren konnte. Für den Fall, daß der Feind jedoch von Coburg her vorgehen sollte, bestimmte er Culmbach, von wo aus er den Anschluß an die Truppen in der Umgegend von Bamberg zu gewinnen hoffte als Sammelplatz des Bataillons.

Am 22. Juli Abends erhielt Major Wirthmann aus München die offizielle Kunde, daß eine fünftägige Waffenruhe vereinbart sei (ein Mißverständniß, hervorgerufen durch den um jene Zeit erfolgten Abschluß einer Waffenruhe zwischen Oesterreich und Preußen). Gleichwohl rückte am folgenden Morgen von Plauen her eine feindliche Kolonne gegen Hof an, und auf die Vorstellungen des dort kommandirenden bayerischen Hauptmanns Mägelen erwiderte deren Chef, man wisse jenseits Nichts von Einstellung der Feindseligkeiten, werde auch keine Minute im Vormarsch einhalten, sondern mache nur darauf aufmerksam, daß die Bewegung gegen Hof aus 3 Richtungen zugleich, und zwar in unverhältnißmäßiger Ueberzahl stattfinde. In der That drang der Feind von Plauen her in der Stärke von 4 Ba-

Digitized by Google

taillonen, 2 Eskadronen und 6 Geschützen so rasch vor, daß Hauptmann Mägelen nur noch eben Zeit fand, seinen Vorposten einen Halbzug zur Aufnahme entgegen zu schicken, und mit den übrigen in Hof stehenden Abtheilungen hinter dem Eisenbahndamm die Schwarzenbacher Straße zu gewinnen, wobei ihm Granaten nachgesendet wurden. Auch Infanterie gab auf die sich Zurückziehenden Feuer, dann folgte Reiterei und machte mehrmals Miene anzugreifen, bis sie endlich durch den erwähnten, jetzt aus der Stadt nacheilenden Halbzug abgelenkt wurde. Dieser ward alsbald abgeschnitten, umzingelt und gefangen. Major Wirthmann hatte auf die telegraphische Nachricht von dem Anrücken der Preußen mit der in Münchberg stehenden Kompagnie per Eisenbahn nach Hof eilen wollen; allein eben im Begriff einzusteigen, sah er schon die flüchtenden Maschinen herankommen. Er ertheilte daher der Kompagnie Befehl, so schnell wie möglich an den Vereinigungspunkt des Bataillons nach Schwarzenbach zu gehen, und ritt dorthin voraus. Nachdem er die von Hof zurückkommende Kompagnie aufgenommen hatte, bezog er eine gedeckte Stellung auf der waldigen Anhöhe hinter Stobersreut, aus welcher er erst nach längerem Verweilen den Rückmarsch antrat. Die inzwischen von Münchberg herbeigeeilte Kompagnie bildete die Arrièregarde, und so gelangte das Bataillon, nur von Reiterpatrouillen verfolgt, nach Münchberg zurück, woselbst es auf einer den Bahndamm beherrschenden Anhöhe den Bivouak bezog, und sich der Anmarschlinien von Sparneck, Schwarzenbach, Conradsreut und Schauenstein versicherte. Hier schloß sich die in Culmbach detachirt gewesene Kompagnie gleichfalls an.

In der Nacht vom 23. zum 24. Juli wurde der Bivouak nicht beunruhigt, am folgenden Tag aber, um halb 11 Uhr, meldete eine Kavalleriepatrouille die Annäherung des Feindes, und schon kurz darauf konnte man dessen Spitzen auf der Schauensteiner und Hofer Straße wahrnehmen. Der bayerische Kommandant überzeugte sich, daß mehrere Bataillone mit Kavallerie und Geschützen anrückten, und führte deshalb sein Bataillon auf eine Anhöhe südlich von Münchberg zurück. Hier hielt er, bis die feindliche Kavallerie in das nördliche Stadtthor einritt, während man anderseits einer über Helmbrechts dirigirten Kolonne ansichtig wurde, welche seine linke Flanke gefährlich bedrohte. Jetzt erst beschloß er die Eisenbahnlinie aufzugeben, und die Route nach Gefrees einzuschlagen. Durch diesen Flankenmarsch gewann er beträchtlichen Vorsprung vor dem Gegner und befreite sich somit vorerst aus einer sehr bedenklichen Situation.

(Schluß folgt.)

Christoph v. Schmid.

Zur hundertjährigen Geburtsfeier. Geboren am 15. August 1768.

Augsburg, Karmelitergasse, vor dem Hause des Verfassers der Ostereier.

Herbei aus Nah' und Weite,
Der Kinder große Schaar!
Herbei zum Festgeleite,
Auch jedes Elternpaar!
Herbei! wir wollen singen
Ein Lied im lauten Chor;
Es soll zum Himmel dringen
Als Gruß und Dank empor!

Es schaaren sich zum Feste
Viel Tausende zusamm';
Da gibt's der lieben Gäste
Aus jedem deutschen Stamm;
Ja, käme diese Masse
Nicht geistig allumal,
Die Karmelitergasse
Wär' viel zu kurz und schmal.

Ja, wär' der Liebe Ranke
Ein grünes Epheublatt,
Das sich zum ew'gen Danke
Um's Haus geschlungen hat:
Es stünd' im Riesenkranze
Der Name Christoph Schmid,
Nicht nur im gold'nen Glanze,
Wie jetzt das Aug' ihn sieht.

O theurer, lieber Namen!
Du bist ein Losungswort
Für Alle, welche kamen
An diesen trauten Ort.
Sie wollen freudig rufen
In sel'ger Kinderlust
Vor dieses Hauses Stufen
Ein „Hoch!" aus voller Brust.

Denn hier in diesen Räumen
Hat unser Freund gelebt,
In seinen stillen Träumen
Die Bilder hold verwebt,
Bis all' sein sinnig Dichten
In Form sich prägte aus,
Die lieblichen Geschichten
Dann zogen weit hinaus.

Und ihnen zog entgegen
Der ganze Kindertreis;
Auf allen ihren Wegen
Erschollen Lob und Preis.
Es zog die Lust und Wonne
Mit ihnen munter ein,
Als ob beschien' die Sonne
Das Herzenskämmerlein.

Digitized by Google

Verstummt sind Lärm und Lust,
Gleichwie sich legt ein Wind;
Das Buch zum Aug' erhoben,
Liest eifrig jedes Kind.
Die rosigen Wangen leuchten,
Das Herz pocht inniglich,
Die Wimpern aber feuchten
Vom Mitleidsthaue sich.

Wie Sonn' und Regen walten
Im weichen Lenzeshauch
Und Trieblein sich entfalten,
So geht's dem Herzen auch:
Gedankenkeime schwellen,
Und brechen sich die Bahn
Aus ihrem kleinen Zellen
Zum Geisteslicht hinan.

Wir Alle hier verbunden,
Vor seinem Haus gereiht,
Gedenken jener Stunden
In süßer Jugendzeit;
Wir tragen tief im Herzen
Von ihm noch manches Wort;
Es klang in Lust und Schmerzen
Gleich Aeolsharfen fort,

D'rum rufen uns're Seelen
Gerührt ein dankend „Hoch!"
Ihr lust'gen Kinderlehren,
Ruft's laut und lauter noch!
Denn seine schönen Gaben
Sind euer Eigenthum;
Sie mögen euch erlaben
Im nächsten Säculum!

Isabella Braun.

Mannigfaltigkeiten.

[Das Ende des Orients.] Korrespondenzen aus Konstantinopel erzählen von einer Soiree, welche der Vizekönig von Aegypten in seinem Sommersitze am Bosporus veranstaltet hat und die als epochemachend für die türkische Gesellschaft bezeichnet wird. „Es war Bankett," schreibt eine Korrespondenz, „im Palaste und Fest im Harem. Auf der einen Seite saßen die Männer, die Minister und Würdenträger des Reichs, auf der andern Seite die Frauen dieser Herren. Es wurde exquisite französische Küche aufgetragen und trotz Koran ganz etwas Anderes getrunken als klares Quellwasser. Die feinsten Bordeaux- und Champagnerweine machten die Runde. Nach dem Souper erhoben sich die Damen und Herren und versammelten sich in einem Salon, und die Damen waren nicht etwa vermummt, sondern sie trugen die neuesten Pariser Toiletten. Die Soiree des Vizekönigs von Egypten erregt fast ebensoviel Aufsehen, wie seiner Zeit die Niedermetzelung der Janitscharen. In den Annalen der muselmännischen Gesellschaft ist dieses Fest etwas Unerhörtes, eine soziale Revolution. Mit dem alten Orient geht es definitiv auf die Neige."

Der Berliner Korrespondent der Londoner „Daily News" berichtet folgende niedliche Geschichte: Der Kronprinz von Preußen hat bei seinen Kindern eingeführt, daß die jungen Prinzen und Prinzessinnen jeden Morgen eine Douche nehmen. So angenehm eine Douche für Erwachsene sein mag, ein kindliches Gemüth betrachtet sie nicht immer mit gleich günstigem Auge, und Prinz Heinrich, ein junger Herr von etwa sechs Jahren, pflegte gewöhnlich den energischesten Widerstand zu leisten, sobald der für ihn peinvolle Moment nahte. Der Kronprinz erfuhr dies durch die Diener und gab Befehl, daß, wenn Prinz Heinrich das nächste Mal wieder sich weigere, eine Douche zu nehmen, man ihm seinen Willen lasse. Demzufolge entging der junge Prinz am nächsten Morgen glücklich dem gefürchteten Bade; doch als er nachher in den Garten kam, um mit seinen Geschwistern zu spielen, merkte er zu seinem Erstaunen, daß die Schildwache, welche, wie gewöhnlich, vor den Andern präsentirte, von ihm selbst gar keine Notiz nahm. Empört darüber, stürzte er sogleich zu seinem Papa, um sich über die große Schändlichkeit zu beklagen, die man so eben gegen ihn ausgeübt habe. „Das ist ganz recht," sagte der Kronprinz, „du kannst doch natürlich nicht erwarten, daß die Schildwache vor einem ungewaschenen Prinzen präsentirt." Am nächsten Morgen hatte Prinz Heinrich gegen die Douche nichts mehr einzuwenden.

Der letzte Sprößling der alten venetianischen Dogenfamilie Foscari befindet sich in so traurigen Umständen, daß er sich um die Portierstelle in dem nun als Handelsschule dienenden Palast seiner Urahnen bewarb; König Viktor Emanuel machte ihm ein Geschenk von 500 Fr.

Räthselfrage.

Welche Aehnlichkeit hat ein Bruder Liederlich mit einem Flacker?

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 206 Freitag, 4. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Harriett erzählte nun Fred die Unterhaltung der beiden Herren, und seine ärgerlichen bitteren Ausdrücke, welche die Erzählung bei ihm hervorrief, nicht beachtend, fuhr sie fort:

„Wie wenig, Fred, weißt Du, was ich aus Furcht um Deinetwillen leide, wie mich das Laster schreckt, dem Du Dich gänzlich hingegeben hast. Keine Nacht vergeht, ohne daß ich von entsetzlichen Scenen träume, die durch das Spiel hervorgerufen sind. Erinnerst Du Dich jenes Sonntags, wo wir mit Sligo's spazieren gingen und ich mich auf einmal an dem schrecklichen Orte befand, den man die Spielhölle nennt. Hölle! —" Sie schauderte, und schwieg einige Sekunden still. Dann fuhr sie fort: „Und mit Recht mag man es so nennen, wenn man die Verfallenheit, den verzweifelten Kampf in den Gesichtern der Gestalten erblickt, die das Geld auf den Tisch werfen. Und unter ihnen saßen Bekannte von uns. Von dieser Stunde an, ich versichere Dich, habe ich auch stets einen Schauder und Ekel in deren Gesellschaft empfunden. Ich kann heute noch nicht sagen, wie mir war, ich stand da, wie versteinert, und Du erinnerst Dich wohl, Fred, wie böse Du warst, daß man mich dahingeführt, als wir Dir bei'm Herauskommen begegneten."

„Ja, ja, ich erinnere mich sehr gut, aber noch einmal frage ich Dich, was das Alles bedeuten soll?"

Die Unterbrechung nicht beachtend, fuhr sie fort: „Zum ersten Male spreche ich heute Nacht davon, was ich damals empfand. Ich habe versucht die Erinnerung daran zu verscheuchen, aber ich kann nicht. Ich sehe Dich Fred, beständig in Scenen des Entsetzens mit angstvollem Gesichte, mit veränderten, verfallenen Zügen."

Harriett hielt inne, sie sank zu seinen Füßen und sah mit fast wildem Blicke der Angst zu ihrem Gatten auf.

„Fred!" begann sie von Neuem. „Heute Nacht hörte ich mich — eines Spielers Weib nennen. Sieh mich nicht so böse an, mein geliebter, mein theurer Gatte! Die Vergangenheit kann nicht zurückgerufen werden. Aber jetzt! — eh', ehe es zu spät ist! O Fred! Werde Du nicht das Werkzeug meiner Strafe! Immer wird Elend dem Spiele folgen und die Frau eines Spielers darf nie auf Glück hoffen. Aber ich bitte Dich nicht um meinetwillen allein! O Fred, denke an Dich, an Deine unsterbliche Seele! Denke an unsere theuere dahingeschiedene Mutter, um die Du so heiße Thränen vergossen hast, deren Geiste Du gelobtest, Diesem Laster zu entsagen, das sie um ihres Kindes willen so sehr fürchtete! Du wendest Dich weg! Noch einen Augenblick, dann bin ich fertig. Ich beschwöre Dich," und ihre Stimme sank zum Flüstern herab, „um unseres ungebornen Kindes willen! Laß mich nicht dem Kinde eines Spielers das Leben geben!"

Er war still. Seine sonst so beredte Zunge fand keine Worte; sein Herz war erschüttert, als er auf das geliebte Weib, das er aus einer glücklichen Heimath gelockt hatte, um sein unsicheres Loos zu theilen, niedersah. Noch waren nicht alle besseren Gefühle im Herzen des Spielers erstickt; er liebte sein schönes junges Weib wahrhaft, obgleich er ihr Nichts bieten konnte, als diese befleckte Liebe.

Als sie so bittend zu ihm aufblickte, so enthusiastisch ihn beschwor, da drängte es ihn sie in seine Arme zu schließen, und wie es seine Art war, wiederholte Gelübde der Besserung abzulegen, die er, er wußte es wohl, nicht halten würde und konnte. Aber da war etwas in seinem Gewissen, das ihn davon zurückhielt. Etwas wie Ehrfurcht überkam ihn, als das liebliche schöne Weib in der Majestät der Jugend und Unschuld mit ihren klaren Augen zu ihm aufsah und ihre sanfte ernste Stimme zu ihm sprach. Er fühlte, daß sie, wie ein höheres Wesen über ihm stand. Aber bald erinnerte er sich, daß sie nur ein Weib war, ein demüthiges, liebendes Weib, und im Moment faßte er seine Maßregeln, damit keine solche Scene wiederkehre.

Er stand auf, ging einige Mals mit gesenktem Blicke und schnellen Schritten durch's Zimmer und blieb dann vor Harriett stehen, die mit ängstlich fragendem Blicke auf seinem Gesichte weilte.

„Harriett", hob er im sanftesten traurigsten Tone an. „Du hast mir wirklich in voller Klarheit meine Fehler — meine verwerfliche Selbstsucht vorgeführt.

Digitized by Google

Könnten Reue oder Schmerz sie gut machen, so würde diese Stunde voll tiefen Seelenleidens es thun, wo ich fühle, daß ich in meiner selbstsüchtigen Liebe gewagt habe, Dein Schicksal mit dem eines Mannes zu verbinden, der Deiner ganz unwürdig ist, dessen Natur, Anlagen und Neigungen in sich schließt, die Du nicht verstehen kannst. Du kennst das Herz der Männer nicht. Wie wäre dies auch möglich? Deßhalb kannst Du auch ihre Fehler nicht entschuldigen. Du erwartest ein Wunder, wenn Du glaubst, daß ich auf einmal und für immer allen meinen eingewurzelten Gewohnheiten und Fehlern entsagen soll. Das ist ganz unmöglich."

Harriett starrte ihren Mann an.

„Ich hatte wohl gehofft, daß unsere tiefe gegenseitige Liebe, die sich bis jetzt von Tag zu Tag gesteigert hat, daß das neue zu erwartende Band, das uns nur noch fester verbindet, wir allmälig dazu helfen würde, meine Fehler abzulegen und ganz so zu werden, wie Du es wünschest. Aber ach! Was läßt sich gegen die Schwäche der menschlichen Natur ausrichten? Etwas dient allerdings zu meiner Entschuldigung: Ich habe Dir, als ich um Dich warb, meine Fehler nicht verheimlicht. Nicht von der Welt allein, sondern auch von meinen eigenen Lippen hast Du gehört, daß ich ein Spieler bin. Ja, jetzt schaudert Du, aber damals nicht! Da gelobtest Du, Du wolltest mir durch Sturm und Sonnenschein, durch Glück und Wehe folgen, ob auch das Schicksal mich düster umhülle, Du wolltest mir zulächeln, mich lieben, selbst meine Fehler lieben, weil es die meinigen wären! Kannst Du das läugen, Harriett?

Carlton's Stimme war laut und energisch geworden; er schöpfte Athem, aber ehe Harriett antworten konnte, fuhr er fort: „Aber denke nicht, daß ich Dir Vorwürfe machen will, meine Geliebte, denn geliebt wirst Du ewig werden, was auch kommen mag," und Carlton seufzte tief. „Nein, ich verdamme nur mich allein — ich will vor dem Schmerze nicht zurückbeben," und er preßte seine Hand fest gegen die Stirn — „nicht vor der Qual, die mich dabei foltert, Dir um Deinetwillen einen Ausweg vorzuschlagen. Harriett," fuhr er feierlich fort, „der Schleier ist von Deinen Augen gefallen, Du bist weiser, vielleicht auch besser geworden, als damals, wo Du mir unveränderliche Liebe gelobtest. Du findest, daß Du jetzt das nicht ertragen kannst, was Dir damals nur undeutlich vorschwebte. Du fängst schon an, mich zu verachten. — Wird sich diese Verachtung mit der Zeit nicht steigern?"

(Fortsetzung folgt.)

Ereignisse im Bereiche der zum Schutze der Nordostgrenze Bayerns verwendeten Truppen.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866.)

(Schluß.)

Immerhin konnten die dem Major Wirthmann auf dem Fuße folgenden feindlichen Reiter nur durch die größte Aufmerksamkeit der Nachhut vom heftigeren Nachdrängen abgehalten werden. Zwischen den Dörfern Mussen und Schweinsbach aber zeigten dieselben die Absicht ernstlich anzugreifen. Rasch bringt nun Major Wirthmann sein Bataillon auf den freien Raum zwischen der erhöht ziehenden Straße und einem nahe befindlichen Gehölze, formirt das Carré, und erwartet mit so geschützten beiden Flanken die Attake. Der Feind hält mit der einen Eskadron und schickt die andere ins Gehölz; allein der bayerische Kommandant, der sich im Rücken durch einen sumpfigen, für Reiter nicht passirbaren Wiesengrund gesichert weiß, läßt sich nicht beirren, sondern zwingt sogar die ihm frontal entgegenstehende Schwadron durch das Feuer seiner im Holz befindlichen Plänkler, etwas zurückzugehen. Jetzt aber erscheinen in der Ferne auch die Spitzen der von Münchberg nachrückenden Infanterie. Es zeigt sich klar, daß die Dragoner nur hinhalten wollen, bis diese herankommen, und der Bataillonskommandant erachtet es deßhalb für unerläßlich, seinen unterbrochenen Rückzug fortzusetzen, wobei er übrigens häufig gezwungen ist, einen Moment stehen zu bleiben, und sich die verfolgenden Reiter durch Schüsse vom Leibe zu halten. Nun jedoch kam dem bedrängten Bataillon die Witterung zu Hilfe; es trat plötzlich ein so heftiger Regen ein, daß dasselbe den Augen des Gegners entgegen, und somit auch die Verfolgung eine mäßigere wurde.

In Gefrees angelangt, erfuhr der Major, daß auch von Kirchenlamitz und Weißenstadt der Feind anrücke. Er mußte sich also abermals zum Weitermarsch entschließen und wählte jetzt Berneck als Ziel desselben, weil er sich durch ein nach Bayreuth gerichtetes Telegramm dorthin Succurs erbeten hatte. (Von dem fast ausschließlich aus Rekruten bestehenden Bataillon war auf diesem äußerst beschwerlichen, durch den unverhältnißmäßig überlegenen Gegner fast ununterbrochen gestörten Marsche, außer den bei Hof Gefangenen, kein Mann zurückgeblieben, und kein Ausrüstungsgegenstand verloren worden). Hier traf er den vom Kriegsminister mit besonderer Vollmacht in die bedrohte Provinz entsendeten Generalstabs-Major Fries nebst 2 Kompagnien vom 4. Bataillon des 14. Regiments und einem Zuge Chevauxlegers. Diesen Abtheilungen folgten binnen Kurzem 2 weitere Kompagnien des Bataillons unter dessen Chef, Major v. Michels, welcher mit demselben und der eben bezeichneten Kavallerie schon am 6. Juli nach Schwandorf verlegt worden war, um von hier aus

Digitized by Google

das Land gegen die böhmische Grenze hin vor feindlichen Streifparteien zu sichern, eventuell Bahnsperrungen nördlich von Weiden und Furth auszuführen, und nach Thunlichkeit Verbindung mit Wirthmann herzustellen, nun aber von Major Fries die Weisung erhalten hatte, zur Aufnahme des bedrohten Detachements nach Baireuth und Berneck zu eilen.

Die 2 Bataillone des 13. und 14. Regiments mit dem Zuge Chevauxlegers blieben in der Nacht vom 23. auf den 24. Juli in und bei Berneck, nehmen aber auf erhaltene Mittheilung über feindliche Detachirungen nach Bischofsgrün und gegen Goldkronach, so wie anderseits gegen Markt-Schorgast, während über Münchberg Verstärkungen nach Gefrees folgten, Stellung bei Benk, südwestlich von Berneck. Indessen legten jene Nachrichten auch die Möglichkeit nahe, daß der Feind über Weidenberg unmittelbar in den Besitz der Eisenbahnstationen Seubottenreuth oder Kirchenlaibach gelange, wodurch die nördlich hieran stehenden Truppen von der Bahnlinie und den nachrückenden Verstärkungen, völlig dem Hauptzwecke entgegen, abgedrängt, das Gelingen entsprechender Vereinigung des Korps überhaupt zweifelhaft werden konnte. In Erwägung dieser Verhältnisse, welche für alle Fälle rasches Handeln bedingten, ging das inzwischen von München in Weiden eingetroffene und nach Baireuth vorgezogene 4. Bataillon des Leibregiments von dort sogleich zur ersten Sicherung der genannten Punkte auf der Bahn zurück. Hierauf, und namentlich da aus weiteren Nachrichten auch die unmittelbare Gefährdung des unter den obwaltenden Umständen wesentlichen Stationspunktes Kemnat auf der direkten Hauptstraße von Kirchenlamnitz und Wunsiedel zu folgern war, wurden die Truppen bei Benk, Nachmittags 3 Uhr, aus ihrer bis um diese Zeit dort innegehabten Position zuerst nach Baireuth zurückgenommen, dann auf der Bahn das Bataillon des 13. Regiments nach Neustadt am Culm, jenes vom 14. nach (Stadt) Kemnat gebracht, während das Bataillon des Leibregiments zum größten Theile wieder vereinigt wurde, und (mit Ausnahme einer Kompagnie in der Bahnstation Kemnat) in Kirchenlaibach vorgeschoben blieb.

Den 26. Morgens ging das Kommando an den von München eingetroffenen Oberstlieutenant Roth über. Im Laufe dieses Tages rückten die Abtheilungen, welche am 25. Juli theils vorläufig an dem Bahnknotenpunkte Weiden zurückgehalten, theils noch im Transporte dahin begriffen waren, in die Dislokation des Korps, deren Fronte die Linie Windisch-Eschenbach-Kemnat bezeichnete, allmälig ein. Der Feind indessen wurde durch die an der Staatsbahn nothwendigen Herstellungsarbeiten in Heranziehung seiner Truppen so sehr aufgehalten, daß er am 27. Juli erst bei Markt-Schorgast und Culmbach stand; auch unterblieb das erwartete Vorgehen desselben auf Kemnat. Am Abende des gleichen Tages traf der definitiv mit der Kommandoführung über das Ostkorps betraute Generalmajor Fuchs in Kemnat ein und übernahm den Oberbefehl. Aber schon am 28. Juli, früh 6 Uhr, erhielt er ein Telegramm des als Landeskommissär für Oberfranken fungirenden Regierungsraths Bucher, welcher ihm in offizieller Weise Mittheilung über den Eintritt eines Waffenstillstandes machte, und zugleich den Befehl des Oberkommando's eröffnete, so viel Land zu decken, als nur immer möglich. Die Kolonne Höfler rückte deshalb nach Höchstadt und Hollfeld vor. Baireuth sei, so viel man wisse, noch von den Preußen frei. Mit Beziehung auf diese unzweifelhaft als authentisch zu betrachtende Nachricht verfügte Generalmajor Fuchs, daß das 4. Bataillon (Wirthmann) des 13. Regiments nach Waldeck und Umgegend, jenes des 7. (Sickel) nach Waldsassen, Mitterteich, Erbendorf und Eschenbach, jenes des 14. (Michels) nach Kulmain und Kemnat, das Reserve-Bataillon (Lautsch) des 11. nach Weiden, die beiden Jägerkompagnien nach Furth, das 4. Bataillon (Joner) des Leibregiments aber mit der halben Batterie an den nun vor Allem wichtigen Punkt, nach Baireuth, eilen solle. In Folge dieser Dislokation ging nun das letztgenannte Bataillon gegen Baireuth, fand dieses jedoch schon besetzt, und zog sich daher, da alle Verhandlungen wegen Waffenruhe scheiterten, gegen Seubottenreuth zurück, wo die schon früher gemeldete Affaire am 29. Juli sich entwickelte. Der Großherzog von Mecklenburg rückte am 31. Juli mit seiner Avantegarde in Nürnberg ein, und erklärte sich nun zu Unterhandlungen mit dem General Fuchs bereit, Das Kriegsministerium bevollmächtigte zu diesem Zwecke den Oberstlieutenant Roth, und am 4. August wurde eine Demarkationslinie vereinbart, wodurch die feindliche Kantonirungsgrenze durch die Ortschaften Waidhaus, Amberg, Altdorf und Schwabach, dann durch die Flußthäler der Rednitz, Regnitz, des Mains und der Itz bezeichnet sein sollte. Das bayerische Ostkorps bezog ausgedehnte Kantonirungen mit dem Stabssitze Schwandorf.

Schließlich wäre noch der Thätigkeit der fliegenden Kolonne bei Bamberg zu erwähnen. Am 23. Juli, als dem Kommandanten derselben, Major Höfler, die ersten Nachrichten über das Vordringen des Feindes gegen Hof zukamen, war die Dislokation folgende:

Stab mit $1^1/_2$ Kompagnie des 4. Regiments in Hallstadt, eine halbe Kompagnie in Dörfleins, 1 Kompagnie in Ellmann, 1 Kompagnie in Bischberg, ein Pikett auf dem Kreuzberge, 1 Kompagnie in Baunach zur Bewachung des Itz- und Baunach-Grundes, 1 Kompagnie in Breiten-Güßbach, Zapfendorf und Ebensfeld. Vom Bataillon des 10. Regiments standen 2 Kompagnien mit Stab in Lichtenfels, 2 Kompagnien in Staffelstein, 1 Kompagnie in Seubelsdorf, 1 Kompagnie in Zeuln. Die Kavallerie endlich lag getheilt in Bamberg und Scheßlitz. Beim Ostkorps war nach Besetzung Kemnats der Plan gefaßt worden, eventuell in Verbindung mit der fliegenden Kolonne des Majors Höfler eine Diversion gegen direkte Bewegungen des Feindes

Digitized by Google

auf Bayreuth auszuführen — soferne die nach der Aufgabe des Korps in erster Reihe erforderliche Behauptung der Ostbahnlinie es gestatte. Auf eine in diesem Sinne am 26. Morgens eingetroffene Requisition des Majors Fries gingen daher 2 Kompagnien des 10. Regiments auf Wägen zunächst nach Hollfeld vor. Indessen trafen die Voraussetzungen für jenen Plan nicht ein, namentlich verzögerte sich die Ankunft der noch zum Ostkorps bestimmten, zur Deckung von Weiden und Kemnat unentbehrlicher Truppen. Die beiden Kompagnien wurden deshalb vorerst wieder nach Scheßlitz gezogen. Am nächsten Tage (27.) erhielt Major Höfler aus dem Hauptquartier die Mittheilung über den Abschluß einer fünftägigen Waffenruhe mit darauffolgendem Waffenstillstand und zugleich (wie General Fuchs) die Weisung, so viel Land zu decken, als ohne Kampf möglich sei. Es wurden sofort die diesem Befehle entsprechenden Verfügungen getroffen, und sollte durch Wiederbesetzung Hollfeld's auch Verbindung mit dem Ostkorps hergestellt werden. Allein schon am 28. kam die Nachricht, daß Bayreuth vom Gegner besetzt, auch Weismain in dessen Händen sei, und am 29. gewann man die Gewißheit, daß der Großherzog von Mecklenburg die Waffenruhe nicht anerkenne. Am 31. Juli endlich erfuhr Major Höfler das Einrücken des Feindes in Nürnberg. In Folge dessen wurden die beiden Bataillone, welche auf die beunruhigenden Nachrichten der letzten Tage hin schon successive auf einen kleineren Raum zusammengezogen waren, völlig in Bamberg konzentrirt, und Major Höfler nahm nun mit den ihm unterstellten Truppen, welche im Laufe des Tages durch 2 Kompagnien des 12. Regiments aus Forchheim, durch die in Haßfurt und Schweinfurt belassenen Kompagnien des 8. und 15. Regiments, die dort stehen gebliebene Division des 5. Chevauxlegersregiments, so wie durch das 2. Bataillon des 14. Regiments und des 5. Jägerbataillons verstärkt wurden, Position in und vor der Stadt. Am späten Abend des 1. August aber übergab er das Kommando dem mit dem 1. Bataillon des 14. Regiments anlangenden Oberſten Schiber, welcher von Kitzingen entsendet worden war, um über die in und bei Bamberg versammelten Streitkräfte den Oberbefehl zu übernehmen. Die Mitternachtsſtunde brachte den Waffenstillstand. In Folge dessen wurden am 2. August Früh die Vorposten eingezogen, und die Truppen in Kantonirungen verlegt.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein vielseitiger Mann.] Man liest im „Westf. Anz." folgende Anzeige: „Von meiner Reise nach Mecklenburg und Pommern, wo ich mich nebenbei als Deklamator und Improvisator mit Anerkennung nützlich und angenehm zu machen gesucht habe, zurückgekehrt, werde ich wiederum von Morgens 9 Uhr bis Abends 9 Uhr mit nöthigen Pausen in verschiedenen Sprachen, in der Mathematik, im Zeichnen ꝛc. unterrichten und Abends von 9 bis 11 Uhr deklamiren und improvisiren, Letzteres als Dilettant. Die Sonn- und Festtage denke ich zum Kirchenbesuch und zum Verkauf gedruckter, von mir selbst verfaßter Gedichte, theils hier, theils in der Umgegend zu benutzen. Honorar für Alles mäßig. Hamm, den 17. August 1868. August Wolff, geprüfter Kandidat des höheren Schulamts."

In der Rue de Roquette zu Paris wurde am 27. früh ein Mann von 70 Jahren erhängt gefunden. In einem Schreiben, das er hinterlassen, erklärt derselbe seinen Selbstmord, wie folgt: „Man klage Niemanden wegen meines Todes an. Ich hänge mich freiwillig auf, weil ich nicht anders kann. In unserer Familie ist der Selbstmord erblich. Mein Großvater hat sich den Hals mit einem Rasirmesser abgeschnitten; mein Vater hat sich eine Kugel durch den Kopf gejagt und mein ältester Sohn ebenfalls. Meine Tochter hat sich vor zwei Jahren in's Wasser gestürzt, und ich muß mich dem Schicksale fügen, das schon seit mehr als einem Jahrhunderte unsere Familie heimsucht."

Die New-Yorker Zeitungen melden, daß kürzlich eine einfache aber scharfsinnige Maschine construirt worden sei, durch welche man die Gaslampen in dieser Stadt anzünden wolle. Man verwendet hiezu die Elektrizität und kann hiedurch augenblicklich die ganze Stadt beleuchten. Die Kosten des Apparats für New-York werden auf 38,000 Dollars geschätzt, die, wie man behauptet, an Arbeit und Gas in einem Jahre mehr als erspart sein werden.

Am 28. August sprach das Pariser Zolltribunal sein Urtheil in dem Prozesse, welchen Blaze de Bury gegen die Erben Meyerbeer's eingeleitet. Blaze de Bury verlangt nämlich von den Erben die Partitur der Oper: „La jeunesse de Goethe." Das Tribunal, welches sich auf das Testament Meyerbeer's stützte, wies diesen aber mit seiner Klage ab.

Auflösung der Charade in Nr. 200:
Oheim.
Richtig gelöst von M. M. und K. in Hammelburg.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 207 Samstag, 5. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Harriett wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihr, und Fred fuhr fort, indem er im Zimmer mit schnellen Schritten auf und ab ging:

„Was mich betrifft, so muß ich gestehen, wie sehr ich Dich auch anbete, daß ich die Folgen solcher Scenen fürchte. Der Mann kann es nicht ertragen, sich stets bewacht, verdächtigt zu sehen. Ich zittere vor dem Einfluß, den das auf meine Liebe zu Dir haben könnte. Ich fürchte, daß eine Zeit kommen könnte, wo Du und ich, Harriett, zu derselben Gleichgiltigkeit und Kälte herabsinken könnten, wie wir es bei Anderen, z. B. Gigo's sehen — und beherzige wohl — ein solcher Zustand der Dinge wird mindestens durch die Frau, die von ihrem Manne zu viel erwartet, herbeigeführt. Ich ahne sogar noch Schlimmeres als Gleichgiltigkeit. Eine solche Liebe, wie die unsere, kennt keine Mittelmäßigkeit, sie würde sich in Haß verkehren. Ich gestehe Dir offen, Harriett, daß ich dies Alles befürchte und deshalb würde ich vorziehen, daß ehe ein solches Unglück, das mich zum Wahnsinn treiben könnte, eintritt, daß wir uns jetzt, obgleich unsere Verbindung erst so kurz ist, trennten. Ja, es ist viel besser, uns jetzt in Liebe und Freundschaft zu trennen, als — als —"

Fred Carlton hatte erwartet, ja sogar beabsichtigt, daß seine Worte ihre Wirkung nicht verfehlen, sondern einen tiefen Eindruck machen würden. Jetzt fürchtete er aber über sein Ziel hinausgegangen zu sein.

Vor ihm, am Boden kniete Harriett noch immer, aber sie war zu Stein geworden; sie schien leblos, wie eine Marmorstatue, ihr Haupt war auf ihren Busen gesunken. Sie war nicht ohnmächtig, kein Schrei entrang sich ihren Lippen; aber als er sie in seinen Armen emporzog, war starres Entsetzen über ihre Züge verbreitet. Der wirre verglaste Blick ihrer weitgeöffneten Augen erfüllte ihn mit Schrecken, und in reuiger Angst rief er sie, beschwor er sie, mit ihm zu sprechen, und goß eine Fluth von zärtlichen Namen und heißen Versicherungen seiner Liebe nebst bitteren Selbstanklagen über sie aus, welche die gebeugte Blume ebenso schnell belebten, wie sie der vorhergehende Sturm fast geknickt hätte.

„Fred! Fred! Du warst grausam!" wisperte sie, als die Farbe in ihre Wangen und das Leben in ihre Augen zurückkehrte. „Aber Du weißt nicht, was ich für Dich fühle, oder Du könntest solche entsetzliche Worte nicht gesprochen haben. O, laß sie mich niemals wieder hören, Fred!"

„Meine einzige, meine süße Geliebte, ich war grausam! Aber gewiß wirst Du das vorübergehende Leiden, das ich Dir verursacht habe, nicht bereuen, denn es hat mir gezeigt, daß Du mich wirklich liebst, in dem Augenblicke, als ein fürchterlicher schrecklicher Zweifel daran in mir aufstieg — ein Zweifel, der, wenn er nicht gelöst worden wäre, mein Herz beständig bedrückt und mich mit der Zeit getödtet haben würde."

„Nein, Harriett," fuhr er ernst fort, „Du sollst, ich verspreche es Dir, nie wieder ein solches Wort von meinen Lippen hören, wenn —"

„O Fred, halt ein! Sage nichts mehr! rief Harriett, während ein kalter Schauer sie überlief und die Farbe noch einmal von ihren Wangen floh.

Und Carlton sagte Nichts mehr; er sah, daß es nicht nöthig war, daß er sich durch seine geschickte Rede von allen künftigen Unannehmlichkeiten der Art befreit hatte, deshalb gehorchte er und schwieg.

XXVI.

Erst zu Ende Juli ließ sich Mark Helham mit seiner Tochter, nachdem sie die schönsten Gegenden Schottlands besucht hatten, in seinem reizenden Besitzthume Broaddale nieder, das viele Jahre vereinsamt gewesen, weil das Klima seiner verstorbenen Frau nicht zugesagt hatte.

Arthur Monrose, wie oft Mark Helham ihn auch gebeten hatte, seinetwegen nicht länger zu bleiben, war noch immer bei ihnen, denn wenn der Letztere auch fühlte, daß ein tiefes Stillleben jetzt das Beste für ihn sei, so glaubte er doch, daß ein thätiges, heiteres Leben auf Arthur, dessen Lage so ganz verschieden von der seinigen war, viel heilsamer einwirken müsse; überdies hielt er dessen Wiedereintritt in die Welt auch deshalb für nothwendig, damit die umlaufenden Gerüchte über Arthur und seine unglückliche Tochter, die

Digitized by Google

dem Ersteren vielleicht Nachtheil bringen könnten, endlich zum Schweigen gebracht würden.

Aber Arthur wollte Nichts davon hören; er fühlte, welche Annehmlichkeit seine Gesellschaft der kleinen Familie bereitete, und daß sein guter Onkel nur aus Rücksicht für ihn seine Entfernung wünschte, denn als er bestimmt erklärte, daß, wenn er nicht absolut fortgetrieben werde, er wenigstens noch so lange bleiben wolle, bis er mit Rosa in botanischen Streifereien die reiche Flora erschöpft und die Moore und Haiden von etwas Wild befreit habe, so leuchtete ein Strahl der Freude in Mark Hetham's Gesichte auf. Er schüttelte ihm in stiller Rührung die Hand, denn diesem jungen edlen Herzen war die tiefste Wunde von dem Kinde geschlagen worden, das er mit zu großer Nachsicht erzogen hatte.

Der September war herbeigekommen und damit die Eröffnung der Jagd.

Arthur war meistens um seinen Urlaub zu verlängern, einige Male auf kurze Zeit zu seinem Regimente geflogen, denn in der Welt fortzuleben, war ihm noch ganz unmöglich. Mark Hetham hatte aufgehört, ihn dazu bewegen zu wollen, schlug ihm aber vor, sich jetzt einige Jagdfreunde einzuladen, und obgleich der Erstere wenig Lust hatte, das stille schöne Familienleben zu unterbrechen, so gab er doch nach, und lud seinen Cousin Horace, von dem er wußte, daß er Rosa nicht mit gleichgiltigen Augen ansah, auf ein paar Wochen ein, der auch bald darauf antwortete, daß er die Einladung mit großem Vergnügen annehme und in einigen Tagen eintreffen werde.

Die Familie war gerade beim Frühstück, als die Antwort ankam. Mark Hetham freute sich über den baldigen Besuch, und sprach sich über den jungen Mann im warmen Lobe aus, dem Arthur sich umsomehr anschloß, als er innerlich über die günstigen Aussichten, die sich daraus für seines Freundes Hoffnungen entnehmen ließen, hoch erfreut war, zugleich Rosa fixirend, welchen Eindruck es auf sie mache. Diese hatte bei der Meldung seines Besuch's nur einen leichten Seufzer ausgestoßen, und nun saß sie ernst und ohne das geringste Interesse an der Unterhaltung zu nehmen da.

Das war nicht viel versprechend und er wurde seines Freundes wegen ganz ärgerlich darüber. Er sah deutlich daraus, daß derselbe gar keinen Eindruck auf Rosa's Herz gemacht hatte, dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, denn bis jetzt, so schloß er, war dasselbe nur von der Liebe zu ihrer Familie ausgefüllt gewesen und hatte darum keinen Raum für eine andere gehabt.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Daniel Ernst Müller.

(Nekrolog.)

Dr. Daniel Ernst Müller, tit. k. b. Forstmeister, Ritter des Zivilverdienstordens 1. Klasse vom hl. Michael, wurde geboren zu Mainz den 3. April 1797, wo sein Vater in kurfürstlichen Diensten war. Nachdem die Eltern später nach Aschaffenburg gezogen waren, bildete er sich daselbst zuerst für die Forstwissenschaft, praktizirte an der Regierung zu Würzburg und in Aschaffenburg, und bekam seine erste Anstellung 1820 als Revierförster zu Aschaffenburg. Schon vor seiner Anstellung schrieb er mit Glück über mehrere seinem Fache angehörende Gegenstände. Nachdem er den Doktor-Titel der Philosophie sich erworben hatte, ernannte ihn die philosophisch-medizinische Gesellschaft zu Würzburg im Jahre 1827 wegen seines wissenschaftlichen Eifers und seiner vorzüglichen Kenntnisse — wie es im Diplome heißt — zum korrespondirenden Mitgliede, und kurz darauf wurde er mit eben derselben Anerkennung Mitglied der damaligen herzoglich-meining'schen und sächsisch-gothaischen Sozietät der Forst- und Jagdkunde.

Im Jahre 1828 trat ihm seine Mutter — welche unterdessen Wittwe geworden war — ein kleines Geschäft ab, das sich in nächster Nähe von Aschaffenburg, zu Damm, befand und in welchem gewöhnliche Fayence-Waaren fabrizirt wurden, und von dieser Zeit beginnt seine Thätigkeit auf dem industriellen Gebiete, indem er den Grund zu einer Steingutfabrik legte, welche er trotz erschwerender Umstände durch fortwährend angestrengte Thätigkeit zu einem blühenden in der ganzen Gegend renommirten Geschäfte brachte. Auch war in diesen seinen Bestrebungen die Regierung von Unterfranken sehr zuvorkommend, da sie eine neue Quelle des Wohlstandes für die umliegenden Gemeinden in der Gründung der Fabrik erwarten durfte. Obgleich er nun ein bedeutendes Feld für seine Thätigkeit hatte, so blieb er dennoch einige Zeit im Staatsdienste.

Im Jahre 1832 verehelichte er sich mit einer Tochter des geheimen Staatsraths v. Hefner aus Aschaffenburg, aus welcher Ehe er mehrere Kinder bekam, und trat 1833 aus dem Staatsdienste mit dem Titel eines Forstmeisters; seine Anhänglichkeit jedoch an das Fach, das er sich zuerst als Ziel seiner Thätigkeit gesetzt hatte, blieb, und er veröffentlichte, obwohl schon Fabrikbesitzer, ein forstwissenschaftliches Werk. Nachdem er nach Kräften und mit Anerkennung bei mehreren Industrieausstellungen sein Geschäft ausgedehnt und zur Blüthe gebracht hatte, so betrat er 1840 zum Erstenmale das Feld der politischen Thätigkeit, indem er in diesem Jahre von der Landgemeinde in die II. Kammer der Stände des Reichs gewählt wurde. Von diesem Momente an war er beinahe fortwährend auf dem politischen Gebiete thätig. Bei seinem unermüdlichen Wissensdrang suchte

Digitized by Google

er sich hier eingehende Kenntnisse in der Administration und in der Gesetzgebung zu verschaffen, um seinem Vaterlande und den Gemeinden, die er vertrat, auch wirklich nützlich sein zu können. Seine Bemühungen blieben auch nicht unbelohnt; er wurde beständig bis zum Jahre 1850 während der Sitzungsperioden zum Mitglied des III. Ausschusses für die innere Verwaltung gewählt.

Als die stürmischen Jahre 1848 und 1849 heranzogen, beseelte auch den Verstorbenen ein erhöhtes Gefühl für die Bedürfnisse der Zeit und zeigte deshalb auch er eine gesteigerte Thätigkeit im politischen Leben.

Bei Eröffnung der Session von 1848 wurde er II. Sekretär und nach einigen Sitzungen, als die Ernennung des l. Präsidenten H. v. Heintz zum Minister und Dr. Kirchgeßner's zu seinem Nachfolger erfolgte, zum II. Präsidenten durch König Maximilian II. ernannt, der eben erst den Thron bestiegen, den Verstorbenen aber schon als Kronprinz kennen gelernt und wohlwollende Gesinnungen für ihn hegte, deren sich der Verstorbene auch noch später erfreute; und als der damalige l. Präsident bald darauf beurlaubt wurde, führte er während eines Theiles der Session das Präsidium, und wie aus vielen Stellen in den Protokollen der damaligen Verhandlungen zu ersehen ist, wohl zur Zufriedenheit aller Mitglieder der hohen Kammer.

Seine Gesundheit wurde aber in der That durch große Anstrengung etwas angegriffen; auch erfolgte bald seine Wahl in die deutsche Nationalversammlung, die sich kurz vorher zu Frankfurt konstituirt hatte.

Er ließ sich daher von der Kammer der Abgeordneten beurlauben und nahm am 7. Juni 1848 seinen Sitz in dem deutschen Parlament und blieb in dieser Versammlung bis zum 16. Juni folgenden Jahres. Von dem Jahre 1849 bis zu der Session von 1865/66 blieb die Thätigkeit in der Abgeordnetenkammer unterbrochen, dagegen tagte der Verstorbene während dieser Zeit in dem Landrathe von Unterfranken. Unberührt dürfen wir auch nicht seine mitunter erfolgreichen Bemühungen für die Hebung der landwirthschaftlichen Interessen lassen. Von den Jahren 1850—1860 war er lange Vorstand des landwirthschaftlichen Bezirksvereins Aschaffenburg, so wie Vorstand des Distriktsausschusses.

Am ersten Jahrestag 1858 bekam er eine Anerkennung seiner Verdienste durch das ihm verliehene Ritterkreuz I. Klasse des Verdienstordens vom heil. Michael. In die Kammer der Abgeordneten im Jahre 1855 wiedergewählt, blieb er in derselben bis 1861.

Im Jahre 1861 hat der Verstorbene sein ziemlich ausgedehntes Geschäft verkauft, da es ihm wohl bei herannahendem Alter, bei schwerer Leitung, welche durch die Zunahme industrieller Entwicklung sich unfehlbar ergab, lästig geworden war; auch wollte er sich nun ganz einigen bereits seit mehreren Jahren begonnenen philosophisch-mathematischen und sozialen Arbeiten hingeben.

Er machte nach Beendigung der Kammersitzungen von 1865/66 eine Reise nach Belgien und nahm daselbst einen längeren Aufenthalt, den er zur Einsichtnahme der sozialen Verhältnisse nicht unbenutzt ließ, ebenso diente ihm eine spätere Reise durch Frankreich und Oberitalien.

In den letzten Jahren seines Lebens arbeitete er ohne Rast und mit einer Anstrengung, die vielleicht eine schnellere Abnahme der körperlichen Kräfte zur Folge hatte. Sein Ziel war ein großartiges; er wollte ein einheitliches Hauptgesetz durch die ganze Schöpfung entdecken und nach diesem dann die staatlichen Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft begründen. Darauf bezieht sich besonders seine „Monokratie". Wenn auch der Erfolg den Erwartungen nicht entsprochen hat, so ist doch immer das Streben darnach ehrenvoll: „In magnis voluisse sat est."

Sein letztes, erst im vorigen Jahre erschienenes Werk betitelt: „Die durch die freie Arbeit zu erringende Vergesellschaftung des Menschen" behandelt besonders die Frage, wie in der menschlichen Gesellschaft die Freiheit des Individuums mit dem Begriffe des Staates zur Einheit gebracht werden soll, und enthält nach dem Urtheile Sachverständiger sehr beachtenswerthe durch Studium und Erfahrung gereifte Urtheile und Rechtsanschauungen. Es ist im Kommissions-Verlag bei C. Krebs in Aschaffenburg erschienen. Kurz nach dem Erscheinen dieses Werkes nahmen die körperlichen und geistigen Kräfte rasch ab; er starb am 28. Juli 1868 in seinem 72. Lebensjahre zu Aschaffenburg.

Mannigfaltigkeiten.

Frau Charlotte Birch-Pfeiffer, die allbekannte Schauspielerin und dramatische Schriftstellerin, deren am 25. August in Berlin erfolgten Tod uns der Telegraph gemeldet hat, war am 23. Juni 1800 in Stuttgart geboren, als Tochter des dortigen Domänenraths Pfeiffer, der später in bayerische Dienste übertrat. Schon in früher Jugend folgte sie, gegen den Willen ihrer Familie, dem Drange zur Bühnenkunst, und im Jahre 1825 verheirathete sie sich mit Dr. Birch aus Kopenhagen, der bei der Münchener Hoftheater-Intendantur angestellt war; daher ihr zweiter Name. Ihre Laufbahn als dramatische Künstlerin, noch mehr aber ihre Fruchtbarkeit als Bühnendichterin — „Pfefferröschen", „Hinko", „die Günstlinge" ꝛc. bis zur „Grille"; im Ganzen mehr als 70 Stücke — haben viel von sich reden gemacht; und wie oft ihr auch alle „höhere Kunstweihe" abgesprochen und ihre „Mache" verhöhnt wurde, u. a. von Leuten, welche, wie z. B. Heine, auf dramatischem Felde gar Nichts zu schaffen vermochten: jeden-

Digitized by Google

falls kannte sie die Bühne, und beherrschte lange Zeit den Geschmack eines mittleren Publikums. Seit 1844 war sie, nach mancherlei Kreuz- und Querfahrten, und nachdem sie längere Zeit die Theaterdirektion in Zürich geleitet, in Berlin für ältere Rollenfächer angestellt. Zugleich war sie Verfasserin mehrerer dramatischen Sujets hat sie bekanntlich zumeist aus zeitgenössischen Romanen und Novellen geschöpft, wobei sie einmal mit Auerbach in gerichtliche Kollision gerieth.

Das bei Paris stattgehabte Duell zwischen den beiden Redakteuren und Vettern Paul Granier aus Cassagnac und dem Republikaner Lissagaray aus Auch hat nicht nur Erbitterung gegen den jungen Granier, sondern noch mehr gegen die Polizei erregt, welche es nicht verstand, das Duell zu verhindern, oder es nicht verhindern wollte, obwohl die beiden Duellanten gedruckt in ihren Blättern angezeigt hatten, daß sie auf Tod und Leben kämpfen würden. Paul von Cassagnac kam bekanntlich mit heiler Haut davon. Lissagaray, der schon gleich beim Beginn des Kampfes einen kleinen Ritz an der Hand erhalten, wurde schließlich müde und sein Gegner suchte ihn abzumatten; die verletzte Hand schwoll allmälig mehr an, so daß er nur mit Anstrengung den Degen halten konnte. Zweimal entglitt denn auch das Fleuret den Händen Lissagaray's und zweimal wurde der Kampf unterbrochen. Endlich versetzte Cassagnac seinem Gegner einen Stich unterhalb der rechten Brust, nachdem der Kampf 20 Minuten gedauert. Noch setzte Lissagaray den Kampf eine Minute fort, bis er fast ohnmächtig seinen Sekundanten in die Arme fiel. Der Arzt lehnte ihn an die Mauer. Cassagnac trat an ihn heran, um ihm ob seiner Tapferkeit die Hand zu drücken, der Verwundete wies sie mit Entrüstung zurück. Obgleich man einen Schröpfkopf auf die Wunde setzte, kam kein Tropfen Blut aus ihr heraus. Kaum wieder zu sich gekommen, verlangte Lissagaray mit Ungestüm, den Kampf fortzusetzen. Nur durch die eindringlichsten Vorstellungen seiner Freunde und das ausdrückliche Verbot des Arztes konnte er von diesem unter den vorliegenden Umständen unmöglichen Verlangen abgebracht werden. Das Eisen war 10 Centimeter tief in die Brust gedrungen. Nach zwei Stunden schon ließ er sich von seinen Freunden nach dem Bahnhofe führen, um nach Paris zurückzukehren. Die Wunde Lissagaray's soll nicht so gefährlicher Art sein, wie man Anfangs befürchtete. — Bereits hat er, wie der „Figaro" meldet, an Paul de Cassagnac einen Brief gelangen lassen, worin er denselben zur Wiederaufnahme des Kampfes herausfordert, so wie er wiederhergestellt ist. Man hofft jedoch die Sache beilegen zu können.

[Gaumenreize großer Männer.] Napoleon I. war kein Feinschmecker, nur ein Huhn, Gotelettes und Kaffee mußten immer und überall für ihn in Bereitschaft sein. Namentlich für den Kaffee schwärmte er so, daß er manchen Tag bis zwanzig Tassen trank. — Schiller aß beinahe täglich Schinken, trank aber dabei wenig. — Lessing schwärmte für Linsen. — Lord Byron pflegte weder Frühstück noch Abend zu essen. Mittagsbrod nannte er es, wenn er rothen Kopfsalat und Gurken, hauptsächlich aber Chesterkäse verzehrte, der so alt und schimmelig sein konnte, wie er wollte. Dann feuchtete er ihn mit Ale oder Fruchtwein. Nach Tisch trank er Wein oder Liqueur; Thee trank er in Massen. — Wieland naschte wie Kinder gern Süßigkeiten. — Klopstock war ein Feinschmecker im strengeren Sinne des Worts. Trüffelpasteten, Lachsforellen, Bordeaux, Rheinwein hatten für ihn eine mächtige Anziehungskraft. — Einfach dagegen waren die Bedürfnisse Kant's. Rüben mit Speck, Linsenbrei, Erbsen mit Schweinsköpfen, Backobst genügten ihm. Doch pflegte er drei volle Stunden beim Mittagstisch zuzubringen.

[Chinesische Courtoisie.] Der englische Gelehrte Cooper, welcher sich auf einer Entdeckungsreise behufs Erforschung eines geeigneten Landweges zwischen Europa und Indien befindet, erzählt in einem vom 28. März aus Kiu-tsan-fi in China gerichteten Briefe, daß der Chinese in der Unterhaltung die schmeichelhaftesten Komplimente an seinen Mitsprecher richtet, die dieser mit der größtmöglichsten Selbsterniederung beantworten muß. Herr Cooper gibt nachstehende Probe eines derartigen Dialogs: „Wie befindet sich der berühmte und glorreiche Khan? — Mein verächtlicher Balg befindet sich durchaus nicht schlecht. — Wo liegt Ihr kostbarer Palast? — Mein unwürdiges Hundeloch liegt in Luchan. — Ist Ihre edle Familie zahlreich? — Ich habe nur fünf elende Mißgeburten. — Ist die kostbare Gesundheit Ihrer ausgezeichneten Frau Gemahlin zufriedenstellend? — Das scheußliche alte Weib platzt vor Gesundheit." Man muß zugeben, daß sich die Bescheidenheit nicht weiter treiben läßt.

Der neue Jahrgang von „Berthold Auerbach's Deutschem Volkskalender" bringt nach langer Zeit einmal wieder zwei neue Dorfgeschichten vom Begründer dieser Gattung, die von Paul Meyerheim, einem Künstler, der sich binnen kurzer Zeit den Rang eines der ersten Maler der Gegenwart errungen, mit ebenso schönen als eigreifenden Original-Zeichnungen geschmückt sind.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 208 Montag, 7. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Aber ach, dies schöne Band war gelöst. Die Mutter — die Schwester — waren geschieden und Arthur, nicht belehrt durch eigene Erfahrung, nahm als sicher an, daß Horace an deren Stelle treten müsse, und mit mehr Eifer als Klugheit benutzte er den Einfluß, den er, wie er fühlte, auf Rosa hatte, um seinem Freunde den Weg zu bereiten, indem er ihn als den vortrefflichsten aller Männer pries. Er schilderte das Glück derjenigen, die ihn besitzen würde, so groß und malte das Bild oft so schön, daß Rosa in ein scheinisches heiteres Lachen ausbrach, und beide Freunde mit Orestes und Pylades verglich, dessenohngeachtet hörte sie mit lächelnden Augen und stiller Aufmerksamkeit zu, so daß Arthur sich zur Erreichung seines Planes im Stillen Glück wünschte.

Deshalb war er höchlich von der Gleichgiltigkeit Rosa's bei der Meldung von Horace's Ankunft überrascht, und als sie nach dem Frühstück zusammen ausritten, wandte er sich plötzlich mit der Frage an sie, ob sie sich nicht freue, daß Lord Horace nach Broadbale käme?

„Durchaus nicht!“ war die schnelle Antwort, an deren Aufrichtigkeit er nicht zweifeln konnte.

Arthur, obgleich ärgerlich darüber, konnte sich des Lachens nicht enthalten, als er fragte:

„Warum? Er wird Ihnen einen viel angenehmeren Umgang gewähren, als ich, Rosa, und Sie müssen ihn um meinetwillen lieben.“

„O ja, ich habe Lord Horace immer gern gehabt,“ erwiderte sie, „und nach Ihren beredten Lobeserhebungen muß ich ihn noch mehr schätzen; aber wir haben so still, so friedlich gelebt!“, sagte sie mit einem Seufzer, und fügte zögernd und errötend hinzu: „Für Sie wird es gewiß viel angenehmer sein, aber was wird aus unserem Vorlesen, unseren Studien werden? Ich fürchte, Orestes und Pylades werden so ineinander aufgehen, daß sie für niemand Anderes mehr da sind“, sagte sie neckend.

„O, ich denke, hier wird sich Miß Rosa irren“, erwiderte Arthur in trockenem bezüglichem Tone, während er sie schelmisch anblickte, „ich bezweifle sehr, daß sich Orestes, wie Sie spottweise den Lord nennen, so sehr nach dieser Seite wenden wird, oder will mich meine schöne Cousine glauben machen, daß sie den eigentlichen Anziehungspunkt für Lord Horace in Broadbale gar nicht kenne und mich ganz allein dafür hält?“

Rosa errötete, sie konnte diese Anspielung nicht mehr mißverstehen, aber ihr Gesicht zeigte nicht den Ausdruck der geschmeichelten Befriedigung, als sie ihrem Pferde einen leichten Schlag gab, und es in kurzen Trab setzte.

Als sie einen Hügel hinauf und wieder langsam ritten, begegnete ihnen ein Trupp junger Burschen und Mädchen aus den benachbarten Ortschaften, für welche die Herrschaft in Broadbale wegen ihrer ganzlichen Zurückgezogenheit viel Interesse hatte. Erst wurden Rosa und Arthur für Bruder und Schwester gehalten, so wie man aber erfuhr, daß sie blos Verwandte seien, steigerte sich jenes wiehernde, denn wie ja die Menschen so gerne Anderer Verhältnisse einrichten, so waren auch der junge Herr und die schöne junge Dame allem Anscheine nach Verlobte. Schon vor einiger Zeit war dies Gerücht zu Arthur's Ohren gedrungen und wurde ihm jetzt durch die neugierigen Blicke, womit sie von jenen Leuten betrachtet worden waren, in's Gedächtniß zurückgerufen. Auch sogar Lord Horace hatte seinen Brief folgendermaßen geschlossen: „Kurz, lieber Arthur, ich denke, es ist Zeit, daß ich meine eigene Sache betreibe, denn ein Ou dit will wissen, daß Du mit einer für mich sehr interessanten Dame, in deren Herzen Du mich, wie Du schreibst, so großmüthig zu befestigen suchst, verlobt seiest.“

„Ach,“ dachte Arthur, und ein scharfer Stich ging ihm durch's Herz, „es wird lange dauern, vielleicht nie — ehe eine andere Liebe diese tiefe Wunde heilen wird.“

Lange indeß gab sich Arthur solch traurigen Erinnerungen nicht hin, und um sie zu verscheuchen, wandte er sich wieder zu seiner Begleiterin, um das Gespräch abermals auf seinen Freund zu lenken.

„Wissen Sie, Rosa, was mir Lord Horace in dem Briefe von diesem Morgen bemerkte?“ Er hielt inne. Die klare frische Luft, verbunden mit dem

Digitized by Google

Ritt, hatte die fast immer blasse Wange Rosa's mit dem schönsten Karmin gefärbt, und als sie ihre lächelnden klaren Augen fragend auf ihm ruhen ließ, traf es ihn wie ein plötzlicher Schlag; er glaubte Harriett an seiner Seite zu sehen, so groß war die Aehnlichkeit. Im nächsten Augenblick hatte er seine Fassung wieder gewonnen und er fuhr im traurigen Tone fort:

„Man sagt, Rosa, daß Sie und ich verlobt sind."

Ein schneller Wechsel zeigte sich in dem Blick, der auf ihm ruhte, ja Arthur würde denselben im ganzen Gesichte gesehen haben, hätte er Zeit gehabt, sie zu beobachten, aber durch einen leichten Schlag mit der Gerte machte das Pferd einen Satz, flog vorwärts, und er hörte nur, lautes, spöttisches Lachen, das ihm ganz unnatürlich vorkam.

Rosa's Lachen erstarb indessen bald: ernst und in Gedanken verloren, legten sie den Rest ihres Rittes zurück.

XXVII.

Nichts macht einen freundlicheren, gemüthlicheren Eindruck, als an einem Winterabende eine Familie in einem hübschen, hellerleuchteten, warmen Zimmer um den Theetisch versammelt zu sehen.

Ein solches Bild bot sich dem Beschauer allabendlich in Broadvale dar, dessen Kreis sich um Lord Horace und seine Schwester Lady Ellen vermehrt hatte. Arthur und die liebenswürdige junge Dame hatten sich nach dem Thee zu einer Partie Schach zusammengesetzt, und während der Erstere über einen wichtigen Zug nachdachte, saß die Andere mit einem schelmischen Ausdruck in den munteren Augen zurückgelehnt, und schielte dann und wann verstohlen nach zwei anderen Personen — ihrem Bruder und Rosa Hetham. In der Haltung der Letzteren, wie sie still am Arbeitstische über den Stickrahmen gebeugt, da saß, war nichts Ungewöhnliches zu bemerken, aber Horace schien nicht so ruhig zu sein. Schon den ganzen Tag hatte er etwas Ruheloses, Aufgeregtes gehabt. Dann und wann trat er an den Arbeitstisch und heftete seine Augen auf die zarten weißen Finger, die so emsig über die Blumen flogen, welche unter ihnen standen; sobald aber die Stickerin ihn ansah, oder eine Unterhaltung anfangen wollte, so antwortete er kurz, zu fast ungeduldig, so daß sie dieselbe bald wieder aufgab und schwieg. Dann stand er plötzlich auf, trat an's Schachbrett, und schien mit dem größten Interesse dem Spiele zu folgen, wandte sich aber bald wieder ab, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, setzte sich dann mit einem Buche in der entferntesten Ecke nieder, um auch dies bald wieder wegzulegen.

„Wissen Sie, Rosa, ob ein Buch über das Schachspiel in der Bibliothek ist?" fragte Arthur. „Lady Ellen und ich haben verschiedene Ansichten über eine Regel."

„Ja, ich glaube," erwiderte sie, „kann aber kaum sagen, wo es steht. Warten Sie, ich will es suchen, ich glaube, ich kann es eher finden, als Sie," und ein Licht anzündend, ging sie in gefälliger Eile nach der Thüre, die sie öffnen wollte, als dies von Jemand Anderem geschah, während die Worte: „Erlauben Sie, daß ich Ihnen helfe?" mit etwas zitternder Stimme, in ihr Ohr klangen — und sie wurde in das Bibliothekzimmer begleitet.

(Fortsetzung folgt.)

Goethe über das zukünftige Deutschland.

Da man sich in der letzten Zeit öfters auf Goethe's politische Meinungen berufen und dieselben besonders mit unseren gegenwärtigen Verhältnissen zusammengestellt hat, so wird es gewiß nicht ohne Interesse sein, auf eine Stelle hinzuweisen, wo man seine Ansichten über Fragen, die die Gegenwart lebhaft bewegen, im Zusammenhang ausgedrückt findet. Dieselbe steht in dem, im Jahre 1848 erschienenen, dritten Theil der Eckermann'schen Gespräche mit Goethe, Seite 270, unter dem Datum: „Donnerstag, den 23. Oktober 1828."

Eckermann erzählt:

Wir sprachen sodann über die Einheit Deutschlands, und in welchem Sinne sie möglich und wünschenswerth.

„Mir ist nicht bange," sagte Goethe, „daß Deutschland nicht Eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige thun. Vor Allem sei es Eins in Liebe unter einander! und immer sei es Eins gegen den auswärtigen Feind. Es sei Eins, daß der deutsche Thaler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Werth habe; Eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsundreißig Staaten ungeöffnet passiren könne. Es sei Eins, daß der städtische Reisepaß eines weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglicher gehalten werde, als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner Eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel, und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag.

Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, und daß diese eine große Residenz, wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrthum.

Man hat einen Staat wohl einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen und so ließe sich wohl

Digitized by Google

die Residenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlsein in die einzelnen nahen und fernen Glieder strömt. Sind aber die Glieder sehr ferne vom Herzen, so wird das zuströmende Leben schwach und immer schwächer empfunden werden. Ein geistreicher Franzose, ich glaube Dupin, hat eine Karte über den Kulturzustand Frankreichs entworfen, und die größere oder geringere Aufklärung der verschiedenen Departements mit helleren oder dunkleren Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun, besonders im südlichen, einzelne Departements, die in ganz schwarzen Farben dalagen, als Zeichen einer dort herrschenden großen Finsterniß. Würde das aber wohl sein, wenn das schöne Frankreich, statt des einen großen Mittelpunktes, zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge?

Wodurch anders ist Deutschland groß als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Theile des Reiches gleichmäßig durchdrungen hat? Sind es aber nicht die einzelnen Fürstenthe, von denen sie ausgeht, und welche ihre Träger und Pfleger sind? Gesetzt, wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Kultur stände! ja auch um einen überall verbreiteten Wohlstand, der mit der Kultur Hand in Hand geht!

Deutschland hat über zwanzig im ganzen Reiche vertheilte Universitäten, und über hundert ebenso verbreitete öffentliche Bibliotheken, an Kunstsammlungen und Sammlungen von Gegenständen aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl; denn jeder Fürst hat dafür gesorgt, dergleichen Schönes und Gutes in seine Nähe heranzuziehen. Gymnasien und Schulen für Technik und Industrie sind im Ueberfluß da. Ja, es ist kaum ein deutsches Dorf, das nicht seine Schule hätte. Wie steht es aber um diesen letzten Punkt in Frankreich!

Und wiederum die Menge deutscher Theater, deren Zahl über siebenzig hinausgeht, und die doch als Träger und Beförderer höherer Volksbildung keineswegs zu verachten. Der Sinn für Musik und Gesang und ihre Ausübung ist in keinem Lande so verbreitet, wie in Deutschland, und das ist auch Etwas.

Nun denken Sie aber an Städte wie Dresden, München, Stuttgart, Kassel, Braunschweig, Hannover und ähnliche; denken Sie an die großen Lebenselemente, die diese Städte in sich selber tragen; denken Sie an die Wirkungen, die von ihnen auf die benachbarten Provinzen ausgehen, und fragen Sie sich, ob das Alles sein würde, wenn sie nicht seit langen Zeiten die Sitze der Fürsten gewesen?

Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck sind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlstand von Deutschland gar nicht zu berechnen. Würden sie aber wohl bleiben, was sie sind, wenn sie ihre eigene Souveränität verlieren und irgend einem großen deutschen Reiche als Provinzialstädte einverleibt werden sollten? Ich habe Ursache, daran zu zweifeln."

Mannigfaltigkeiten.

Von dem spanischen Kronprinzen entwirft ein Korrespondent der „Köln. Ztg." folgendes Bild: Daß der Kronprinz, Prinz von Asturien genannt, mit dem Prinz-Gemahle keinen Zug von Aehnlichkeit aufzuweisen hat, ist bekannt. Der Sohn der Königin, der im November sein elftes Jahr erreicht, ist bleich, immer kränkelnd, und was noch überraschender ist, aller Scharfsinn der Höflings-Schmeichelei hat weder in seinen Kindeszügen noch in seinen Neigungen irgend einen Zug aufzufinden vermocht, der zur Prophezeiung berechtigte, er werde ein bedeutender König werden. Man denke sich das bevorzugteste Wesen elf Jahre lang in den Wänden eines Palastes und den vier Seiten einer Kutsche eingeschlossen, von einer künstlichen Welt umgeben, ohne irgend welchen Verkehr mit der wirklichen, und es wird ihm gehen, wie allen Denen, welche am spanischen Hofe erzogen sind. Am Hofe gibt es eine jener Puppen, welche, auch nur leise in Bewegung gesetzt, mit dem Kopfe hin- und herwackeln und grüßen, bis sie ihren Schwerpunkt wieder gefunden haben. Die Nachahmung dieser Kopfbewegung, als das Muster eines majestätischen Grußes ist das Erste, was die spanischen Prinzen lernen. Ein Geistlicher übernimmt es, sie nach seinen Ideen zu erziehen, und nebenbei auch in der Kunst des Regierens zu unterrichten; einige Augenblicke nur überträgt er das Amt einem Soldaten, damit dieser ihm einige Routine im Soldatenthume gebe, das nur zur Spielerei bei den spanischen Prinzen dient, die schon in der Wiege nach Ordensbändern greifen, in kurzer Zeit Hauptleute und Generale werden, aber seit Philipp V. bis auf unsere Zeiten weder nah noch fern einer Schlacht beigewohnt haben. Man hat dem jungen Alphons einen Spielkameraden gegeben. Es ist dies der Sohn eines jener zahlreichen spanischen Generale, die nie eine Kugel haben pfeifen hören. Man führte eines Abends, wie gewöhnlich, Alphons von Bourbon mit seinem Kameraden in den für ihn besonders reservirten Theil des Retiro. Der Prinz forderte seinen Freund auf, ein Spiel vorzuschlagen. Dieser schlug ein solches in folgenden Ausdrücken vor: „Nehmen wir an, ich sei König und Sie General" . . . „Dieses Spiel mag ich nicht," erwiderte Alphons naiv, weil er selbst im Scherze noch König sein will.

[Totale Sonnenfinsterniß am 18. August.] Bruchstückweise laufen die Nachrichten über die Beobach

lungen der großen Sonnenfinsterniß ein und vorerst nur telegraphisch, indem ausführliche briefliche Berichte schwerlich vor Mitte Septembers hier anlangen werden. Ein neues Telegramm ist jetzt von dem Ingenieur-Lieutenant Herschel eingetroffen, der von der königlichen Gesellschaft nach Belgaum, im Süden der Präsidentschaft Bombay, zur spektroskopischen Beobachtung der Hervorragungen ausgesendet war. In Bombay selbst hat bekanntlich der Regen dem Wer'e der Astronomen Eintrag; auch in Belgaum war es nicht ungefährt, wie aus der Depesche hervorgeht: „Häufige Wolken, eine Flamme gefaßt, die heuen Linien gesehen, keine von der Corona; die Polarisation ergibt Ursprung von der Sonne.“ (Der Wortlaut ist: **Frequent clouds, one flame caught, the bright lines seen, mone of coaona** [wahrscheinlich zu lesen: **none of corona**]; **polarization solar.**) Wir verstehen die Mittheilung dahin, daß Lieutenant Herschel eine der Hervorragungen (Protuberanzen) spektroskopisch beobachten konnte, und in ihr, die er als der Sonne angehörig erkannte, die hellen Linien aufgefunden hat, deren Anwesenheit eine gasförmige Lichtquelle darthut. Dies stimmt mit der von Dr. Janssen auf der Ostküste Vorder-Indiens gemachten Wahrnehmung überein. Schon die bis jetzt eingetroffenen spärlichen Telegramme genügen zum Beweise, wie großen Gewinn die Wissenschaft aus der Beobachtung dieser Sonnenfinsterniß ziehen wird.

[Moralische Zwangsmittel.] Vom Achensee wird uns geschrieben: In Pertisau besitzt das Benediktinerstift Fiecht ein Gasthaus, welches das Fürstenhaus genannt wird. Die liebliche Lage des Hauses, dicht an den Ufern des Sees, lockt so manchen Fremden aus Nah und Fern herbei, und man verweilt gern einige Tage dort. Um aber für sein Geld geduldet zu werden, muß man sich hübsch der Hausordnung fügen, und namentlich der Köchin, welche zugleich Wirthschafterin ist, zu Gesicht stehen, sonst läuft man Gefahr, ausgewiesen zu werden, wie ein Beispiel neuester Zeit beweist. Die Frau eines Wiener Fabrikanten war vor einigen Tagen hier und traf sechs Herren aus Wien, Bekannte der Familie. Die Dame ließ sich einige Male beifallen, mit den Freunden ihres Mannes spazieren zu gehen. Dieses Benehmen fand die Köchin unanständig und unsittlich, kündete der Dame die Wohnung und schrieb gleichzeitig dem abwesenden Abt nach Fiecht. Dieser eilte allsogleich selbst nach Pertisau und kündete der Dame schriftlich die Wohnung mit dem Beisatze, daß er sie nöthigenfalls moralisch zur Abreise zwingen werde. Die übrige Gesellschaft, von diesem Vorgange empört, stellte den Herrn Abt zur Rede und forderte ihn, so wie die Köchin auf, zu erklären, was sie an der Dame Unanständes oder Unsittliches bemerkt haben; Beide jedoch wußten keine Thatsachen anzugeben. Schon hatte sich ein ebenfalls fremder Gast, ein Hofrath aus Wien, der Dame angenommen, und wollte gegen den Abt eine Ehrenbeleidigungsklage beim Gerichte Schwatz einbringen, als sich endlich der Abt bewogen fand, seine Kündigung zurückzuziehen. Auf die weitere Frage, wie er denn den moralischen Zwang durchführen wolle, erklärte der Herr Abt, er werde ihr die Wohnung um ersten Tage mit 5 fl., am zweiten mit 10 fl., am dritten mit 20 fl. und so fort berechnen. Also das nennt Herr Abt Firmin von Fiecht moralisch zwingen!

Bei der zehnten Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure, die neulich in Düsseldorf abgehalten wurde, war auch die Poesie durch einige Lieder vertreten, von denen das letzte, nach der Melodie des Müller'schen Trinkliedes „Grad aus dem Wirthshaus“ zu singende, so allerliebst ist, daß wir ihm hier eine Stelle gönnen müssen. Dasselbe lautet:

Mädchen, vor Einem Wort hüte dich sehr:
Daß ich nicht trinken soll, sage nicht mehr.
Blicke doch rings um Dich in der Natur,
Funkelnden Sonnenstrahl bietet die Flur!
Brunnen und Quellen trinkt durstig die Au,
Und in dem Blumenkelch blinket der Thau.
Trinken die Lüfte nicht würzigen Duft?
Schau, und der Falter trinkt wieder die Luft.
Fliegen die Bienen doch durstig ins Feld,
Und um die Sonne schwebt trunken die Welt.
Ja, selbst die Sonne trinkt kühlende Fluth,
Wenn sie im Meeresgrund rastet und ruht.
Mädchen, d'rum sag' mir nicht: „Trinke nicht mehr!“
Trinkt doch die ganze Welt rings um mich her.
Reiche den Becher mir, schenke mir ein,
Bin ja auf Erden sonst nüchtern allein!

Der „Etendard“ bringt Folgendes: „Am Donnerstag, 27. August wurde auf der Linie Chalons-Mourmelon ein interessanter Versuch gemacht. Man setzte nämlich einen Zug durch eine mit Petroleum geheizte Lokomotive in Bewegung. Das Resultat war äußerst befriedigend: Alle Steigungen der Linie wurden mit der größten Leichtigkeit überwunden. Der Erfinder dieses neuen Verfahrens ist Dieudonné, Lehrer der Obernormalschule.

Räthsel.

Hell erquickt's,
Trübe drückt's,
Dicht erstickt's,
Es flügelt das Holz, und gibt uns Brod,
Es flügelt das Blei, und gibt uns Tod.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 209 Mittwoch, 9. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung)

Die Thüre schloß sich, und einen Augenblick stand Rosa in der Mitte der schwach erleuchteten Bibliothek, wie sich besinnend, wo sie das Buch finden könne; aber im nächsten Moment waren alle Gedanken daran verschwunden, denn Lord Horace hatte ihre Hand ergriffen und sie hörte von seinen Lippen, wie sie nur allein über das Glück oder Unglück seines Lebens entscheiden könne.

Obgleich auf zarte Weise und mit Thränen in den Augen, schlug Rosa doch fest und entschieden seine Hand aus.

Rosa begleitete Lord Horace nicht in's Zimmer zurück und als Lady Ellen nach ungefähr einer Stunde an ihre Thüre klopfte, und mit bedeutungsvollem Lächeln eintretend fragte, wo das Schachbuch und warum sie so lange geblieben sei, sah sie auf den ersten Blick, daß nicht Alles war, wie es sein sollte,

Das Mädchen, das noch kurz vorher so still und ruhig am Stickrahmen gesessen, stand jetzt mit glühenden Wangen und zitternden Lippen da, verlegen, welche Auslegung sie der Sache geben sollte.

Lady Ellen hörte auf zu scherzen und zog sich bald zurück.

Mark Hetham kam kurz darauf in seiner Tochter Zimmer, schloß sie in seine Arme, und schalt sie scherzend, daß sie den Gutenachtkuß vergessen habe, und jetzt flüsterte Rosa:

„Papa, Lord Horace hat heute Abend um mich angehalten."

„Und Du willst Deinen alten Vater nicht verlassen?" antwortete er.

Sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und war still.

„Nun, ich habe schon erklärt, daß sich Niemand auf meinen Beistand verlassen soll, und kam nur, um meinen Liebling aufmerksam zu machen, sich morgen früh in Acht zu nehmen.

Rosa sah ihren Vater so erschrocken an, daß er sich des Lachens nicht enthalten konnte, aber da eben die Kammerfrau in's Zimmer trat, so küßte er sie und ging.

Beim Frühstück am nächsten Morgen wagte Rosa kaum die Augen aufzuschlagen und sobald es vorüber war, eilte sie auf ihr Zimmer, ganz vergessend, daß Lady Ellen heute abreiste und daher die Höflichkeit ihre Anwesenheit erfordere.

Und warum war sie so furchtsam? Selbst wenn Lord Horace seinen Antrag erneuern sollte, konnte sie ihn nicht nochmals ausschlagen?

Wahr, das konnte sie thun, aber konnte sie es ertragen, die Frage, die in ihr Ohr geflüstert worden war, noch einmal zu hören? Eine Frage, die ihr Herz mit tiefem Weh beantwortet, obschon sich die Lippen geweigert hatten.

Sie fühlte sich ganz erleichtert, als sie ihren Vater mit Lady Ellen nach den Ställen gehen sah, um eine schöne Stute zu besichtigen; das füllte wenigstens noch einen Theil der Zeit vor der Abreise aus, und sie konnte allein bleiben; dennoch schrack sie bei jedem Tritte auf, so daß sie es endlich nicht länger aushalten konnte. Sie beschloß zu ihrem Vater zu gehen und nicht von seiner Seite zu weichen, bis die Gäste fort wären.

Schnell warf sie etwas um, und verstohlen die Stiege hinuntergleitend, stand sie in der Vorhalle; hier grüßte sie plötzlich eine Stimme. Sie wandte sich um und floh dann wie ein gehetzter Hase; ein schneller Fußtritt folgte ihr und durch den großen Corridor huschend, stürzte sie in's Bibliothekzimmer. Hier stand sie athemlos still und horcht. Ihre Flucht hatte Nichts genützt, denn ein fester Tritt näherte sich der Thüre.

Sie war in Verzweiflung. Das Fenster, nur ein paar Schuhe über dem Fußboden, stand offen, sie sprang darauf zu und würde glücklich entkommen sein, wenn ihre Locken sich nicht am Vorhang gefangen hätten; sie wollte sich schnell losmachen — es war zu spät — ein Arm umschloß sie und hielt sie mit Gewalt zurück.

War es Lord Horace?

Sprachlos vor Unwillen, mit brennenden Wangen und sprühenden Augen wandte sie sich um und erblickte — Arthur.

„Vergebung, meine theuere Cousine!" sagte Arthur

Digitized by Google

Monrose lachend, als er seine widerstandslose Gefangene zu einem Sessel geleitete, in den sie erschöpft und halb beschämt niedersank. „Aber Rosa, das erinnert mich an die Tage unserer Kindheit, wo wir uns einander nachliefen," sagte er mit einem Seufzer, „nur zitterten Sie damals nicht so wie jetzt."

„Ich dachte, — ich dachte, es wäre Lord Horace. In der That, Arthur, ich wünsche nicht länger belästigt zu werden, und wenn er Sie abgesandt hat, so sagen Sie ihm, daß ich gestern Abend meine letzte Antwort gegeben habe. Ich wollte gerade zu Lady Ellen gehen, als Sie mich aufhielten. Sie ist schon so lange allein —." Sie wollte aufstehen, wurde aber von Arthur zurückgehalten, der im milden aber ernsten Tone, dem Rosa nicht widerstehen konnte, sagte:

„Sie haben es erraten, Rosa. Ich komme als Abgesandter von dem armen Horace; aber nicht etwa um Ihre Barmherzigkeit anzurufen — sondern nur Ihre Gerechtigkeit. Gerechtigkeit, die, ich bin es überzeugt, meine sonst stets so liebe gute Cousine bei ruhiger Ueberlegung Lord Horace gewiß angedeihen lassen wird, obgleich sie ihm im ersten Impuls dieselbe gestern Abend in einer so herben Weise verfagte. Das Recht seinen Antrag zurückzuweisen, steht Ihnen vollkommen zu, nun läßt er sie durch mich bitten, ihm nicht alle Hoffnung zu benehmen. Rosa!" fuhr Arthur mit bewegter Stimme fort: „wenn Sie wüßten, was es heißt — ernst und tief zu lieben, so daß das eigene Sein und Leben in dem geliebten Gegenstande völlig aufgeht — und dann den Schmerz gefühlt hätten, diese Liebe plötzlich zurückgestoßen, mit Füßen getreten, alle Hoffnungen geknickt zu sehen, um sich nie wieder zu erheben" — er war einen Augenblick still, und wandte das Gesicht vor innerer Erregung ab — „hätten Sie diese Qual gefühlt," fuhr er fort, — „Sie würden sich besonnen haben, ehe der letzte Schlag gefallen wäre. Gottlob, meine theure Cousine, bis jetzt haben Sie den bitteren Kelch nicht gekostet und mag es Ihnen auch für alle Zukunft erspart bleiben."

Arthur war mit seinen eigenen Gedanken und Gefühlen so sehr beschäftigt, daß er die tödtliche Blässe, die das Gesicht seiner Zuhörerin nach und nach überzog, gar nicht bemerkte und er fuhr daher fort:

„Wir wollen zur Sache kommen. Da Sie Lord Horace gestern Abend versichert haben, daß Sie wahre Freundschaft und Hochachtung für ihn hegen, so bittet er nur die Hoffnung behalten zu dürfen, daß die Zeit nähere Bekanntschaft und seine unveränderliche Liebe, wärmere Gefühle zu seinen Gunsten bei Ihnen erwecken werde. Er hätte Ihnen gern Alles das selbst gesagt, aber Ihr bestimmt ausgesprochener Wunsch, nie wieder mit Ihnen über diesen Gegenstand zu sprechen, hat ihm Schweigen auferlegt."

Rosa unterbrach diese Rede durch keine Silbe, sie war ganz still und er sprach weiter:

„Obschon Ihr Vater sich nicht bestimmen ließ, den Antrag bei Ihnen zu befürworten, so nahm er doch tiefen Antheil an dem Kummer des jungen Mannes und die Hochachtung, mit der er demselben begegnete, linderte einigermaßen dessen verwundetes Gefühl. Er versicherte ihm, daß er keinen Mann wüßte, dem er sein geliebtes Kind lieber anvertrauen möchte, als ihm, daß er sich aber seines Einflusses auf Sie bei dieser Gelegenheit gänzlich zu enthalten wünsche, und darf ich hoffen —," er faßte Rosa's Hand und drückte sie innig — „daß Sie die Worte von mir, der einmal die frohe Hoffnung hatte" — und seine Stimme zitterte — „Sie Schwester zu nennen und der stets Brudergefühle für Sie hegen wird, beherzigen werden? — Aber ich wollte Sie nicht betrüben, meine theure, meine geliebte Schwester," fuhr er nach einer Pause fort, als er sah, daß die Thränen über ihre Wangen strömten, „Ihre Güte, Ihre Theilnahme ist mir in den Tagen meines tiefsten Kummers eine unaussprechliche Wohlthat gewesen, und aus tiefer Dankbarkeit wie aus brüderlicher Zuneigung geht das innige Interesse hervor, das ich an Ihrem künftigen Glücke nehme. — Ich fürchte fast, daß ich Sie belästige —" denn Rosa zog ihre Hand aus der seinen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Lokomotivführers.

(Erzählt von dem Betheiligten bei der heurigen Versammlung deutscher Lokomotivführer in Nürnberg.)

„Es war im Monat Mai des Jahres 1856, als als ich einen Schnellzug von L. nach Z. zu fahren hatte. Als ich in die Nähe der Zuckerfabrik Y. kam, überzeugte ich mich von der richtigen Stellung der hier befindlichen Weiche; da aber die beiden Weichen-Signallaternen dicht hintereinander und auch in ganz gleicher Höhe standen, so konnte ich nur die Erstere sehen, da die Zweite, von der Ersteren verdeckt, meinem Gesichtskreis vollständig entzogen war. Es beunruhigte mich dieser Umstand auch nicht im Geringsten, denn da die zweite Weiche in einen todten Strang führte, so sollte dieselbe nach der mir bekannten Instruktion für die Weichenwärter stets verschlossen sein, und nur behufs Einsetzens resp. Herausziehens von Wagen geöffnet werden. Wie groß aber war der Schreck, als ich in größere Nähe gekommen, die Wahrnehmung machte, daß die linke Weichenzunge (denn nur hiernach konnte ich die Stellung dieser Weiche beurtheilen) nicht anliege und die Weiche daher geöffnet sei. Bei der großen Schnelligkeit, mit welcher sich der Zug bewegte, und der geringen Entfernung von der Maschine bis zur Weiche war an ein Halten des Zuges nicht mehr zu denken, und mußte derselbe den 20—30' hohen Damm hinab-

Digitized by Google

stürzen, wenn es mir nicht gelang, den Wärter auf die unrichtige Stellung der Weiche und der damit verbundenen Gefahr aufmerksam zu machen. So schnell als möglich nahm ich den Steuerungshebel bei geöffnetem Regulator nach rückwärts, griff zur Dampfpfeife, um einestheils den Weichenwärter, anderntheils das Zugpersonal durch schnell aufeinanderfolgende Töne auf die so nahe bevorstehende große Gefahr aufmerksam zu machen. Der Wärter, welcher das Pfeifen hörte, meinte, es sei dem Zuge Etwas passirt, und wendete, ohne die unrichtige Stellung seiner Weiche zu bemerken, demselben seine ganze Aufmerksamkeit zu. Immer näher kam der Zug, und nur noch einen Moment, und Alles, was sich im Zuge befand, war rettungslos verloren. Da, in der größten Verzweiflung, sprang ich auf den auf dem Führerstande befindlichen Radkasten, riß meine Mütze vom Kopfe, winkte mit derselben dem Wärter zu und rief in der Verzweiflung so laut es meine Stimme erlaubte: „Weiche herum, Weiche herum!“ Alles vergebens, der Wärter machte zwar eine Bewegung, wurde aber, da ich auf der rechten Seite der Maschine, der Wärter hingegen zur linken Seite des Geleises stand, durch die Maschine selbst meinem Gesichtes entzogen, und als die Pufferbohle auch die Enden der Weichenzungen verdeckte und diese noch immer offen stand, faßte ich den Entschluß, sobald die vordere Maschinenachse die Schienen verlassen würde, mein Leben durch einen Sprung nach dem Hauptgeleise hin zu retten. Wie groß aber war meine Ueberraschung, als ich den Moment gekommen wähnte, und nun wahrnahm, daß der Zug nicht in das erwähnte Nebengeleise gegangen, sondern auf dem Hauptgeleise geblieben war! Es war dem Weichenwärter gelungen, die Weiche noch umzustellen, ehe die Vorderachse der Maschine in dieselbe hineingelaufen war, und so das Hinabstürzen des Zuges zu verhindern. Alles hier Beschriebene war das Werk einiger Sekunden, und Niemand wird im Stande sein, sich einen Begriff von dieser Situation zu machen. Der Schreck, die Angst, welche sich im vorliegenden Falle bis zur höchsten Verzweiflung steigerte, dann wieder die plötzliche Freude (wenn diese Bezeichnung eine richtige ist) über die glückliche Rettung des Zuges und so vieler Menschenleben brachten in mir einen unbeschreiblichen Gemüthszustand hervor. Nur so viel sei gesagt: ich brach zusammen, gab dem noch immer nach rückwärts liegenden Steuerungshebel einen Stoß, daß derselbe nach vorn flog, setzte mich auf den Radkasten, und ein Strom von Thränen entquoll meinen Augen. Das Bewußtsein, viele Menschenleben gerettet zu haben, war meine Belohnung; von der Bahnverwaltung erhielt ich nicht die geringste Anerkennung. — Trotz meiner kräftigen Körperkonstitution konnte ich den ganzen Tag hindurch einer gewissen Aufregung nicht Herr werden. Selbst als ich mich in mein Bett gelegt hatte, vor welchem ein kleines Tischchen mit Lampe stand, und mich mit Lesen beschäftigte, saß ich im Geiste die schrecklichsten Bilder an mir vorüberziehen; ich sah die vom Damme hinuntergestürzte Lokomotive und die über dieselbe hinweg geschleuderten und zertrümmerten Personenwagen, ich sah Todte und Verwundete in großer Anzahl herumliegen, ich hörte das Wehklagen der Letzteren, — kurz, ich konnte trotz allen Bemühungen nicht zur Ruhe gelangen. Nachdem ich die Lampe ausgelöscht und noch eine geraume Zeit wach im Bette gelegen hatte, überwältigte mich die Müdigkeit und ich schlief ein. Plötzlich aber erwachte ich wieder, hörte um mich herum einen Höllenlärm, und als ich vollständig zur Besinnung gekommen war, sah ich, daß ich mich nicht mehr in meinem Bett befand, sondern mitten im Zimmer lag und ringsum die Trümmer des zerbrochenen Nachttischchens und der Lampe. Ich hatte geträumt, ich befände mich auf der Maschine, der Zug ging den Damm hinunter, und meinem Vorsatze getreu, hatte ich mein Leben durch einen Sprung nach dem Hauptgeleise zu retten versucht!...“

Heimkehr.

In meine Heimath kam ich wieder,
Es war die alte Heimath noch,
Dieselbe Luft, dieselben Lieder,
Und Alles war ein and'res doch.

Die Welle rauschte wie vor Zeiten,
Am Waldweg sprang wie sonst das Reh,
Von fern erklang ein Abendläuten,
Die Berge glänzten aus dem See.

Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremde Menschen fremd gebahren;
Wie weh, wie weh mir da geschah!

Mir war, als rief es aus den Wogen:
Flieh', flieh', und ohne Wiederkehr!
Die du geliebt, sind fortgezogen,
Und kehren nimmer, nimmermehr.

Hermann Lingg.

Mannigfaltigkeiten.

Der Chignon-Pilz, welcher vor einiger Zeit den haarbenteltragenden Damen so großen Schreck eingejagt hat, ist durch den unermüdlichen Pilzforscher, Professor Hallier in Jena, auf einfache Weise enträtselt worden. Dr. Hallier erhielt die davon befallenen Haare aus der ersten Quelle von dem Dr.

Digitized by Google

Beigel in London, dem zu Ehren diese an den Chignonhaaren haftenden kleinen Knöllchen von Naturforschern den Namen „Pleurococcus Beigelii“ erhalten haben. Er kultivirte diese Haare in den von ihm zu solchen Zwecken erfundenen Isolir- und Kultivirapparaten, und erzog daraus unsern gemeinsten Schimmel, den bläulichen Pinselschimmel (den Penicillius). Als Kontrol- und Gegenversuch säete Dr. Hallier auf gesunde Haare einen anderen leicht erkennbaren Schimmelpilz, den Weißwedel-Schimmel (Aspergillus) und erzog daraus in denselben Kulturapparaten ganz ähnliche Knöllchen, aus denen der echte (Aspergillus) hervorwuchs. Die Entstehung dieser Gebilde in den Chignons ist ganz einfach erklärbar. Allenthalben in der Luft schweben Pilzsamen (Sporen) als sogenannte Sonnenstäubchen umher, am massenhaftesten in Wohnzimmern. In gleicher Weise setzen sich die schwärmenden Pilzsporen in die Haare, sowohl in die lebenden (wo sie dann verschiedene Formen der Kopfausschläge nach sich ziehen), als auch in die todten. In den Chignons, wo sie durch Kämmen und Reinigen nicht gestört werden, und sich aus dem Schweißdunst, gelegentlich auch wohl aus atmosphärischer Feuchtigkeit (Nebel, Regen ꝛc.) nähren können, wachsen sie mit dichtgedrängten Sporen zu dichten Knöllchen (sogenannten Sklerotien) aus. In ganz ähnlicher Weise wachsen und gedeihen verschiedene Schimmelformen in den so sorgfältig vor Kamm und Bürste gehüteten Wichtelzöpfen (ällschlich Weichselzöpfe genannt) der Polen. Es ist charakteristisch, daß man ganz ähnliche Knöllchen in den Haaren der aus Amerika in die Museen gelangten Faulthiere findet! Also meine Damen, eine Unreinlichkeit ist der Chignonpilz jedenfalls, und er kann auch Kopf-, Gesichts- und Nackenausschläge erzeugen. Und so lange Sie kein Mittel haben, den es hoffentlich alle Tage mit Ihrem eigenen wallenden Haupthaar zu thun pflegen, so lange wäre es wohl hübscher, wenn Sie sich blos mit dem Letzteren begnügten.

Die Appleton'sche Verlagsbuchhandlung in New-York benutzt jetzt die Alden'sche Schriftsetzmaschine, die durch eine Menge neu erfundener Verbesserungen so vervollkommnet sein soll, daß sie allen Anforderungen entspricht. Ein junges Mädchen handhabt sie und setzt damit 4000 m in der Stunde. — Die Vertheilung der Schrift, wie sie aus der Gießerei kommt, in die verschiedenen Kästchen erfolgt durch die Maschine mit vollkommener Sicherheit, und ein Versehen ist dabei nicht möglich, da die Typen für die Maschine mit verschiedenen Kerben gegossen werden, in welche die mit den verschiedenen Kästen in Verbindung stehenden Schlüssel passen, so daß jeder Schlüssel nur diejenige Type fassen kann, die in seinen Kasten gehört. Vor dem Hand wird die Maschine nur zum Buch-, nicht zum Zeitungsdruck verwendet.

Am 28. August fand in Weimar die Generalversammlung der deutschen Goethe-Stiftung statt, um über den Erfolg des Preisausschreibens vom Jahr 1865 zu beschließen. Auf Grund des von den berufenen Sachverständigen, Drake aus Berlin, Preller von Weimar, Schilling aus Dresden, Wittich aus Düsseldorf und Zitek aus Prag, abgegebenen Gutachtens war die Generalversammlung nicht in der Lage, einem der beiden Reliefs, welche konkurrirten, den Preis zu ertheilen. Man beschloß deshalb den Preis von 1000 Thalern am Goethe-Geburtstag 1869 dem besten „Entwurf einer Ausmalung des Treppenhauses im neuen Museum zu Weimar“ zu ertheilen, und die Ausschreibung der Konkurrenz an alle Künstler deutscher Nationalität wird in den nächsten Tagen erfolgen.

[Ein Beefsteak in der Sonne gebraten.] Die „Scientific Review“ schreibt, daß es am 22. Juli d. Js. an der Südseite der Westminsterbrücke in London möglich war, ein Beefsteak vermöge der Hitze der Sonnenstrahlen zu rösten. Der dazu verwendete Apparat war von äußerst einfacher Beschaffenheit; er bestand in einer leeren Cigarrenkiste, deren innere Seite schwarz angestrichen, und deren Oeffnung durch 3 Zoll lange Glasscheiben verschlossen war. Im Verlaufe von 20 Minuten war das Beefsteak auf beiden Seiten vollständig durchgebraten, und gleichzeitig auch einige Kartoffeln um dasselbe herum geröstet worden.

[Frauenmuth.] „Ich habe,“ sagt ein boshafter Schriftsteller, „Frauen gekannt, welche nicht den Muth hatten, zu reiten, weil sie fürchteten, das Pferd könne mit ihnen durchgehen; andere die sich scheuten, eine Wasserfahrt mitzumachen, weil sie fürchteten, das Boot könne umschlagen, und andere, die Abends nicht spazieren gehen wollten, weil sie glaubten, der Thau könne fallen; niemals aber habe ich eine gesehen, welche nicht den Muth gehabt hätte zu heirathen, obschon dies ein weit gewagterer Schritt ist, als alle anderen zusammengenommen.“

Räthsel.

Wer Alles hat, der hat mich nicht,
Dem bin ich unbekannt;
Ich male in dem schönsten Licht,
Und blick' in's ferne Land.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 210 Donnerstag, 10. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

„Ach Gott, ach Gott!“ seufzte Rosa innerlich, „wie ist es möglich, dies zu ertragen. Arthur, verlassen Sie mich!“ rief sie fast verzweifelt, und winkte ihm mit der Hand hinweg. „Arthur, verlassen Sie mich, ich beschwöre Sie!“

In Arthur's durchdringendem Blicke, der auf ihrem zu ihm erhobenen Gesichte ruhte, malte sich Erstaunen. Sie sank nochmals in den Sessel zurück, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und murmelte:

„O, was wollen Sie denn von mir? Warum machen Sie sich meinetwegen so viel Sorge? Wenn Sie, wenn Lord Horace wünschen! — Ach, ich kann nicht — ich kann Ihren Wünschen nicht willfahren! — Sie haben mich ganz außer Fassung gebracht — ich weiß gar nicht, was ich sage!“ rief sie verdrießlich.

Eine Pause trat ein. Arthur fühlte Etwas wie Ungeduld, Mißbilligung, wie sie ein Bruder gegen eine Schwester empfindet, wenn er glaubt, daß sie eine Thorheit begehen will. Ihre Weigerung erschien ihm mehr wie launenhafter Eigensinn, wie eine Schwäche ihres stets milden, aber festen Charakters, die er mit Schmerz an der bemerkte, die er so aufrichtig hochachtete und liebte, und er drückte dies in seinem Tone aus, als er sagte: „Ich glaube Nichts gesagt zu haben, was Sie außer Fassung bringen könnte, ich kann gar nicht begreifen, liebe Rosa, was Sie so auftregt. Wir müssen uns einander zu verstehen suchen, sagen Sie mir ruhig und gefaßt, was ich Lord Horace antworten soll. Soll ich ihm sagen, daß Sie seine Bitte bestimmt abschlagen?“

Der ruhige kalte Ton, in dem er so sprach, und der Gedanke, daß die für sie so peinliche Unterredung nun schnell sich endigen werde, gab Rosa einen Theil ihrer Fassung wieder, und mit sichtbarer Erleichterung stand sie auf und sagte, indem sie Arthur schüchtern ansah: „Es thut mir leid, ihm Schmerz zu bereiten, aber ich muß aufrichtig sein. Ich kann meinen Vater nie verlassen, selbst wenn —“ und abermals wurde sie aufgeregt und verwirrt.

„Und das“, hob Arthur an, „soll ich Lord Horace sagen, ist dies die Ursache, daß Sie seine Hand ausschlagen? Wissen Sie auch Rosa, daß, wenn ich ihm nicht das Gegentheil versichert hätte — vielleicht war dies indessen sehr anmaßend von mir — denn wer“, und Arthur lächelte bitter, und zuckte die Achseln, „wer kann ein Frauenherz ergründen? Hätte ich ihn, wie gesagt, nicht vom Gegentheil überzeugt, so wäre er, nach der Art und Weise, wie Sie gestern Abend seinen Antrag zurückgewiesen, wohl mit dem Eindrucke geschieden, daß Ihr Herz schon vergabt sei. Das war gewiß unnöthige Grausamkeit, schöne Dame! Ich glaube über diesen Punkt darf ich ihn beruhigen? Rosa wie? Sie sehen ja ganz schuldbewußt aus!“ rief Arthur. „Aber wer kann das sein?“

Was war es, was ihm das Wort im Munde stocken und das Blut rasch in's Gesicht steigen ließ, als seine Augen durchdringend auf dem ausdrucksvollen Gesichte des schönen Mädchens vor ihm ruhten, sich aber plötzlich senkten, während Trauer und Verwirrung sein Herz beschlich. Und warum saß Rosa so bleich da und zitterte wie eine Schuldige, während ihre Augen sich tief und tiefer zu Boden senkten?

Ein paar Augenblicke herrschte Todtenstille, aber sie hatten viel verändert, viel entschleiert!

Arthur unterbrach die Stille zuerst, indem er verlegen und zurückhaltend etwas, wie, er wolle sich nicht länger aufhalten, murmelte und an's Fenster trat. Wieder wurde es still, endlich sagte Rosa leise:

„Arthur!“

Er ging langsam zu ihr; sie hatte sich erhoben und stand ihm bleich und sich wie zur Stütze auf den Stuhl lehnend gegenüber, sprach aber mit klarer, fester, obgleich leiser Stimme:

„Arthur, sagen Sie Lord Horace, daß ich seinem Wunsche entsprechen will! Aber es muß Zeit darüber hingehen — lange Zeit — ehe er sich wieder mit der Frage an mich wenden kann, die er gestern Abend gethan hat. Sie können ihm sagen, daß ich es aus Rücksicht für meine Schwester — Sie können —“ und ihre Stimme erstarb.

Und welche Veränderung hatten die wenigen Augenblicke in den Herzen der beiden Verwandten bewirkt?

In Rosa war die Hoffnung, die eine ihr selbst

Digitized by Google

unbewußte Liebe genährt hatte, verschwunden. Sie erkannte an der warmen Fürsprache Arthur's für die Bewerbung eines Anderen, seine gänzliche Gleichgiltigkeit gegen sie, und diese Entdeckung, indem sie den Stolz des Weibes anfachte, trieb sie zu dem Entschlusse zu versuchen, ob sie eine so warme Liebe, wie sie Lord Horace ihr entgegenbrachte, vielleicht mit der Zeit belohnen könne.

Aber wie stand es mit Arthur? Es war ihm, als seien wie durch einen Zauberschlag die Schuppen von seinen Augen gefallen, Rosa's Herz hatte sich ihm enthüllt, und die Gewißheit von diesem lieblichen, unschuldigen Mädchen geliebt zu sein, goß eine Fluth von süßen wonnigen Gefühlen in sein Herz, daß es nach langer Zeit zum Erstenmale wieder etwas wie Glück empfand.

Aber nur einen Augenblick dauerte diese Freude, er dachte an seinen Freund und seufzte.

„Stets unglücklich!“ rief es in ihm, und nachdem er sich etwas gefaßt hatte, sagte er mit unsicherer Stimme.

„Rosa, Sie handeln weise, aber dennoch — aber dennoch hoffe ich, daß Sie sich nicht durch irgend Jemand haben bestimmen lassen, Sie allein müssen entscheiden!“

„Sie haben meine Antwort!“ sagte Rosa zwar leise, aber mit Stolz. „Da kommt der Wagen, ich muß zu Lady Ellen gehen.“

Lord Horace verlangte keine weitere Unterredung, und als er ungefähr eine Viertelstunde allein mit Arthur gesprochen hatte und in die Halle trat, wo Rosa mit ihrem Vater und seiner Schwester stand, die auf den Bruder wartete, so verrieth kein Blick die Liebe, die er am vergangenen Abend so warm dargelegt hatte, aber als sie ihm mit gesenkten Augen und gezwungenem Lächeln die Hand zum Abschied reichte, da war, indem er diese sanft und achtungsvoll drückte, ein Ausdruck in seinem edlen Gesicht, der mehr für ihn sprach, als hätte er zu ihren Füßen gelegen. Und wie er die Hoffnung aussprach, daß sie mit ihrem Vater wohl den nächsten Frühling nach London kommen werde, da Arthur's Regiment zu dieser Zeit dort in Garnison sei, so lächelte sie zustimmend.

In ungefähr vierzehn Tagen war Arthur's Urlaub abgelaufen und er mußte zu seinem Regimente stoßen. Während dieser Zeit war in Beider Benehmen kein Unterschied zu bemerken, nur ritten oder gingen sie nicht mehr allein zusammen aus, sondern wurden entweder von Mark Hetham oder der Gesellschafterin begleitet.

Der Morgen der Abreise war gekommen. Rosa sprach die letzten Worte mit thränenvollen Augen, doch ruhig, aber Arthur's Stimme zitterte und er war bleicher als sie.

„Wie sehr werde ich Sie vermissen, mein theurer Bruder!“ sagte sie mit ihrem süßen offenen Lächeln, „aber wir werden uns ja bald wiedersehen! Vergessen Sie unterdessen Ihre Schwester nicht!“

„Sie vergessen?“ murmelte er mit schwankender Stimme, lehnte sich zurück und fort war er.

Rosa sah ihm mit strömenden Augen nach, aber kurz darauf umflog ihren Mund ein bedeutungsvolles Lächeln, das mit Bitterkeit, ja selbst mit Schmerz gemischt schien, aber Niemand hätte es wohl so leicht verstehen können.

In Wahrheit aber war es ein Lächeln des Triumphs. Rosa hatte einen herrlichen Sieg errungen, den schwersten, den es hienieden zu erringen gibt, den Sieg über das eigene Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Eine merkwürdige neue Erfindung

hat ein Berliner gemacht, nämlich einen Briefkasten, der nicht blos Sendungen aller Art entgegennimmt und dies sofort dem Eigenthümer anmeldet, sondern auch unfrankirte Briefe bei der Annahme augenblicklich bezahlt, und über den Empfang rekommandirter Schreiben, so wie Depeschen quittirt, Alles unter sofortiger Meldung. Die Sache, welche sich wunderlich genug anhört, ist, wie bei den meisten Erfindungen, höchst einfach, und verhält sich folgendermaßen: Der selbstthätige Briefkasten besteht aus zwei Theilen, einem äußeren mechanischen, und einem inneren, bloßen Aufnahmeraum. Ersterer, mit einer Messingplatte verkleidet, mißt etwa 8 Zoll im Geviert, und hat unten eine horizontale Klappe mit der Firma des Besitzers, die sich in einem Charnier bewegen läßt, aber durch Federn geschlossen gehalten wird; sobald man nun dieselbe zurückdrückt, um einen Brief hineinzuwerfen, setzt sie ein Schlagwerk in Thätigkeit, welches entweder unmittelbar an die Thür oder auch in einem entfernter liegenden Zimmer wirken kann, wenn es mit diesem durch einen pneumatischen oder elektrischen Klingelzug in Verbindung gesetzt worden ist. Soll der Kasten eine unfrankirte Sendung bezahlen, dann steckt der Briefträger den ihm gegebenen Schlüssel (eine passe-partout für alle Kasten seines Reviers!) in das Schlüsselloch unten rechts, dreht ihn um, und es rollt unter Anschlagen der Glocke eine metallene Groschenmarke in ein vorspringendes Schälchen. So oft der Schlüssel gedreht wird, fällt eine solche Marke unter einmaligem Glockensignal heraus. Sollen Sechser erhoben werden, dann wird dieselbe Manipulation mit dem links unten befindlichen Schlüsselloche vorgenommen, und es rollen Sechsermarken hervor. Diese Marken tragen die laufende Nummer des Briefkastens, die ihm von der Postbehörde ertheilt wird, und sie müssen gleich anderen Marken vom Besitzer des Kastens bei der Post gekauft

Digitized by Google

werden; sie haben nur Werth für ihren legalen Besitzer und die Postanstalt, da ihre Entwendung durch Nachschlüssel oder ihre Unterschlagung für den Betreffenden gar keinen Nutzen hätte. Das Quittiren für rekommandirte Briefe wird dadurch bewirkt, daß der Briefträger mit seinem Schlüssel das oben links befindliche Schlüsselloch benützt, worauf sich unter Glockenschlag eine von außen (hinter Glas) sichtbare Papierrolle umdreht, und ihm einen gummirten Abschnitt in die Finger schiebt, den er vollends abreißt und der Post abliefert, die ihn in ein dazu bestimmtes Buch klebt. Dieser Abschnitt zeigt in jeder seiner vier Ecken die laufende Nummer der Kastenquittung. Der Besitzer kann, wie angedeutet, stets von außen sehen, ob eine Nummer, z. B. während seiner Abwesenheit, einkommen ist oder nicht, wofern er sich die zuletzt sichtbare gemerkt hat. Dieselbe Manipulation wie der Briefträger macht der Telegraphenbote, wenn er eine Depesche abzuliefern hat, nur daß er sich hierzu des Schlüsselloches rechts oben bedient, und außerdem das oben am Kasten befindliche Uhrwerk auf die Stunde stellt, in der er die Sendung ablieferte. Das Zifferblatt zählt von 1—24, um die Angabe von Vor- und Nachmittag zu ersparen, und jeder Punkt zwischen den Stundenzahlen bedeutet 5 Minuten. Mit Hilfe dieses Kastens ist die Ablieferung von Depeschen oder expressen Briefen auch während der Nachtzeit möglich, ohne daß der Adressat deshalb gestört zu werden braucht. Die Erfindung ist in sämmtlichen bedeutenden Staaten patentirt, soll aber durch Errichtung einer Fabrik hier am Orte ausgebeutet werden. Die in diesem Sommer in Wien versammelt gewesene Telegraphen-Konferenz hat sich lobend über diesen Briefkasten ausgesprochen, und die norddeutsche Telegraphen-Behörde ist für die (natürlich vom freien Willen des Publikums abhängig bleibende) Einführung dieser Vorkehrung innerhalb ihres Gebietes sehr günstig gestimmt, die norddeutsche Postbehörde bis jetzt jedoch noch nicht, wahrscheinlich wegen der für sie damit verbundenen ersten Herstellungs-Unkosten der metallenen Marken und der Weiterungen, welche die Ausgabe der laufenden Kastennummern veranlassen muß. Für die Briefträger dürfte die Einführung der selbstthätigen Kasten indessen große Vortheile haben, da man ja an ihre postalische Anerkennung die Bedingung knüpfen könnte, dieselben stets zur ebenen Erde, im Hausflur, anzubringen, wodurch die geplagten Boten nicht blos Zeit, sondern auch Treppenstriegen ersparten.

Mannigfaltigkeiten.

* [Eine Nachtwandlerin.] Die verwittwete Madame F..., welche in der Rue St. Denis zu Paris ein Kinderspielzeug-Geschäft besitzt, bemerkte seit geraumer Zeit zahlreiche Defizits in ihrer Einnahmekasse. Sie konnte sich diese Manquos um so weniger erklären, als sie des Abends ihre Kasse stets richtig befand, sie dann sorgsam mit in ihr Wohnzimmer nahm und in ihren Sekretär einschloß. Der etwaige Diebstahl konnte also nur in der Nacht geschehen. Dagegen aber sprach wieder der ganz unta delhafte Zustand des Möbels, das keine Spur von Einbruch zeigte. Die Wittwe hat Niemand um sich, als ihren elfjährigen Sohn und ein Dienstmädchen, das in einem andern Theile des Hauses schläft. — So war die sorgsamste Aufmerksamkeit bisher ganz ohne Erfolg gewesen, als der Knabe bemerkte, daß seine Mutter häufig des Nachts das Zimmer verließ, und nach einer halben Stunde zurückkehrte und sich wieder niederlegte. Das Alles geschah ohne Licht mitzunehmen. Das Kind wurde neugierig, wohin die Mutter wohl gehen möge, und gab sich mehrere Nächte hindurch Mühe, aufzubleiben. — In der vorletzten Nacht endlich bemerkte er, daß seine Mutter aufstehe; er stand auch leise auf und zündete einen Wachsstock an, um zu sehen, was sie vornehme. — Der Schein des Lichtes schien gar keinen Einbruck auf die Dame zu machen, welche die Augen geschlossen hielt. Sie ging ins Vorzimmer, öffnete vorsichtig den Sekretär, nahm aus einem Schubkasten zwei Goldstücke, schloß zu und legte den Schlüssel wieder auf ihren Nachttisch, dann ging sie hinab nach dem Keller, der Knabe folgte ihr, und sah mit Erstaunen, wie sie aus einem Versteckte einen Sack hervorholte, der mit Goldmünzen gefüllt war, und die zwei Stücke dazu that. — Am Morgen erzählte er seiner Mutter, was geschehen war. Sie wollte es nicht glauben, aber ihr Sohn führte sie nach dem Keller hinab, zeigte ihr den Versteck, und sie fand das ganze Geld, welches sie für ihr gestohlen gehalten hatte. — Nun sah sie wohl ein, daß sie Nachtwandlerin sei, und entschloß sich, einen Arzt zu Rathe zu ziehen.

Karl Heinzen in Boston, der kein Blatt vor's Maul zu nehmen pflegt, eifert im „Pionier“ gegen die Verleihung politischer Rechte an Frauen und hält dabei folgende Strafpredigt: „Die unbedenkliche, gewissenhafte, sklavische Fügsamkeit, ja, der kultusartige Eifer, womit das weibliche Geschlecht jeder Mode huldigt und sich auch für die abscheulichste Verunstaltung begeistert, die ihm von Paris aus oder anderswoher diktirt wird, zeugt von einer Gedankenlosigkeit, Unselbstständigkeit und kindischen Gesinnung, die in der That an Kinder oder an Wilde erinnert und wohl im Stande ist, die Frage hervorzurufen, wie solche Wesen fähig und berufen sein können, in ernsten Fragen des Staatslebens und öffentlichen Wohles eine Stimme abzugeben. Wenn nicht blos die halbkindische Negerin, oder die flitterstolze Stubenmagd, nein, wenn die feine Lady, die auf der Akademie Aesthetik und Astronomie studirt, und die Klasse

ker gelesen hat, nicht leben kann, ohne sich jeden Fetzen umzuhängen, den sie an einer Anderen gesehen, und sich durch einen auf das halbe Gesicht gelebten Deckel und einen auf den Hinterkopf gepflasterten Haarberg für einen Maskenball unter Hottentotten zuzubereiten, so ist man versucht, Alles für Traum zu halten, was man je von weiblicher Anmuth, weiblichem Geist und weiblichem Geschmack gehört hat, und Den für wahnsinnig zu halten, der solche Maskenballfiguren in das Staatsleben einführen will.

„Wollt ihr wissen, was sich schickt,
So fraget nur bei edlen Frauen an!“ (Göthe.)

Wo sind denn die „edlen Frauen“, die euch sagen, es schicke sich nicht, daß sie sich durch solchen Spitzbubendeckel auf den Augen und solchen Beischelzopf auf dem Kopfe entstellen, daß sie halbe Tage lang einem Stoff für einen Unterrock nachrennen und ein halbes Vermögen für Spinnengewebe (Spitzen) verschleudern, daß sie stundenlang in einem Stuhle gedankenlos spazieren, schaukeln und mehr Zuckerwerk essen, als Fleisch und Gemüse? „Schickt sich“ für Frauen nicht Alles und Jedes, was unsinnig und verderblich, geschmacklos und abscheulich, aber — Mode ist? Und dennoch Emanzipation? Dennoch Gleichberechtigung? Dennoch Stimmrecht?“

Das Trinklied, welches wir auf Seite 832 der „Erheiterungen“ mitgetheilt haben, macht jetzt die Runde durch die deutschen Blätter. Beinahe sollte man nun glauben, das sinnige Lied sei aus Anlaß der Versammlung deutscher Ingenieure, die jüngst in Düsseldorf gelagt haben, oder auf dieser Versammlung selbst entstanden. Dem ist aber nicht so; das Lied ist aus dem Schenkenbuch des begabten Fr. Hornfeck, und hat mit mehreren anderen volksthümlichen Liedern desselben Verfassers nicht nur Aufnahme in den Lahrer und Leipziger Kommersbüchern, sondern auch einen ausgezeichneten Komponisten in Vinzenz Lachner von Mannheim gefunden. Lachner hat dieses und noch vier andere Lieder von Hornfeck bei B. Schott's Söhnen in Mainz unter dem Titel „Ernst und Scherz, Männergesänge mit Pianofortebegleitung“ veröffentlicht. Das schöne Lied ist in Düsseldorf mit ungeeigneten Varianten in der zweiten Strophe abgedruckt worden und so in die „Köln. Ztg.“ übergegangen, der wir es entnommen haben. Ein Vergleich mit der Originallesart bestätigte nämlich unsere Vermuthung, daß die zweite Strophe nicht wie früher mitgetheilt, sondern so lauten müsse:

Blicke doch rings um Dich in die Natur,
Funkelnden Sonnenstrahl trinket die Flur!

Alles Uebrige stimmt genau mit dem verglichenen Urtext.

[Statistik der Hitze.] Die Hitze des diesjährigen Sommers war noch keineswegs das Aeußerste, wie in diesem Punkt aus früheren Jahren berichtet wird. Im Jahre 638 vertrockneten alle Quellen; 879 sanken die Arbeiter bei Worms auf den Feldern vor Hitze todt hin; 993 waren Getreide und Früchte verbrannt; 1000 versiegten in Frankreich alle Flüsse und Quellen, so daß die Fische verwesten und eine wahre Pest verursachten; 1022 starb Mensch und Thier in Folge der ungeheuren Hitze; 1132 spaltete sich der Erdboden, Flüsse und Quellen versiegten und der Rhein war im Elsaß trocken gelegt; 1276 und 1277 gab es in Folge der Hitze gar kein Futter; 1303 und 1304 war die Loire, der Rhein ꝛc. ausgetrocknet; 1393 und 1474 war die Donau in Ungarn fast wasserlos; 1718 wurden wegen der Hitze alle Theater in Paris geschlossen, durch fünf Monate fiel kein Tropfen Regen, das Thermometer zeigte im Schatten 36 Grad, die Wiesen waren fast verbrannt, die Obstbäume blühten mehrere Male; 1802 war in Paris die größte Hitze, die man seit der Erfindung der Thermometer dort beobachtet hatte.

Unter Sir Robert Murchison, Sir J. Herschel und Sir H. James hat sich in London ein Verein zur Erforschung und Vermessung der Halbinsel Sinai, so wie zur genaueren Bestimmung des Zuges der Kinder Israels durch's rothe Meer und der Lage des Berges, von welchem das Gesetz verkündet worden, gebildet.

In dem Archiv des Marburger Kreisgerichts ist ein interessanter literarischer Fund gemacht worden: nämlich verschiedene selber unbekannte Briefe Luther's und Götz v. Berlichingen's, so wie auch einige Ablaßbriefe von 1517.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 202:

„Piano“ heißt soviel wie langsam, sanft, bescheiden,
Und wird oft angewandt vom Spieler von Gefühl;
Sein Gegentheil ist „Forte“, und geben diese Beiden
Die Hauptfaktoren für ein seelenvolles Spiel;
Von ihnen trägt den Namen ein Musikinstrument,
Auf dem man nach Belieben sie schafft durch das Pedal;
Aus welchem Grund es denn fürwahr auch gang egal,
Ob man's „Pianoforte“, ob „Fortepiano“ nennt.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 211 Freitag, 11. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

XXVIII.

Anderthalb Jahr sind seit der Abreise des Lord's vergangen.

In einem Salon in Portland-Place finden wir zwei Personen von Broaddale wieder. Rosa Hetham und Lord Horace, der jetzt ungehindert seine langgenährte treue Liebe vor ihr ausgießt. Seine Beständigkeit ist belohnt, denn das so langgeliebte theuere Mädchen hat jetzt ruhig und gern eingewilligt, in einiger Zeit sein Weib zu werden.

Aber hat er nicht lange genug schon gewartet? Soll er noch einmal sieben Jahre dienen? Denn so nannte und verglich er die Zeit seines abermaligen ungewissen Wartens.

Ach, dann mußten ihre Gefühle wohl nicht den seinigen gleichen, oder sie konnte nicht so ruhig von einiger Zeit sprechen.

Aber Rosa gab nicht nach. Nein, sie sprach sogar nicht nur von Zeit, sondern auch von Abwesenheit, denn obgleich der vortreffliche Mann ihre Hochachtung, ja sogar ihre Liebe gewonnen hatte, so hing sie doch jetzt noch gar sehr an dem Vater.

Mark Hetham wollte bald nach Hethamschloß zurückkehren, er war entschlossen, die Schwäche zu überwinden, die ihn bis jetzt von seinem Wohnsitze entfernt gehalten hatte; und während dieser schweren Zeit sich ihrem theueren Vater mit Leib und Seele hinzugeben, ihn zu trösten und zu erheitern, hielt Rosa für ihre Pflicht und daher war es auch ihr Herzenswunsch.

„Und wie kann ich das," sagte sie mit ihrem eigenthümlichen schönen Lächeln, „wenn Du stets an meiner Seite bist, stets Anspruch auf meine Aufmerksamkeit machst."

Eine Wolke schien plötzlich die Heiterkeit in Horace's Gesicht zu verdunkeln, als ob ihm eine schmerzliche Erinnerung in's Gedächtniß zurückgekommen wäre. Einen Augenblick war er still, im nächsten erhob er seine wieder lächelnden Augen zu ihr und sagte in freimüthiger herzlicher Weise:

„Du wirst mir, ich bin es überzeugt, es jetzt nicht verweigern die Frage zu beantworten, die ich einst in meiner Verzweiflung wagte, an Dich zu richten. Willst Du mir ohne Zurückhaltung, wahr und offen sagen, ob Dein Vater allein die Ursache Deiner neuen Grausamkeit ist?"

Er sah, wie sich Rosa's Wangen mit tiefem Roth überzogen, obgleich ihre Lippen lächelten, als sie mit gesenkten Augen wie in Gedanken verloren dastand. Erst war er blos verwundert, aber plötzlich durchschoß ihn ein schrecklicher Gedanke, dem Eifersucht und Selbstvorwürfe folgten, daß er ihr eine solche Niedrigkeit zutrauen konnte. „Aber ihre Schwester," dachte er, hat sie nicht auch die treue Liebe, das hingebende Vertrauen ihres Verlobten verrathen?" Mit vor Bewegung zitternder Stimme sagte er: „Rosa, Du wirst mir beistimmen, daß es besser ist, wenn wir ganz offen gegen einander sind."

„Gewiß, Horace!" antwortete sie mit fester Stimme. „Es ist ganz besonders deshalb nöthig" — und ihr Ton war mit leisem Vorwurf gemischt — „da ich sehe, daß all die Liebe, die Du, wie Du mich versicherst, für mich fühlst, nicht im Stande ist, Dir Vertrauen einzuflößen. Nein," fuhr sie fort, als er lächelnd und erröthend, sie unterbrechen wollte, „ich weiß wohl, Du denkst an meine auffallende Verlegenheit in Broaddale, als Du mich plötzlich fragtest, ob mein Herz noch frei sei. Wie peinlich es auch für mich ist, so will ich Dir dennoch gestehen, daß dies damals nicht der Fall war."

Sie wandte ihren Kopf weg.

„Und mein Nebenbuhler, meine einzige süße Rosa? Schenke mir Dein ganzes Vertrauen, ich danke Dir schon innig dafür, aber —"

„Oh," antwortete sie mit abgewandtem Blicke, „das kannst Du mir gütlich ersparen, denn wer — wer anders hätte es sein können?" sagte sie in ihrer naiven Weise.

Lord Horace zog ihre Hand an seine Lippen und bat sie nichts weiter zu sagen.

Aber sie gehorchte nicht, sondern faßte Muth und theilte ihm wahr und offen die Geschichte ihres jungen Herzens mit.

„Und nun Lord Horace," fügte sie schelmisch am Schlusse hinzu, „da ich nun meine Beichte abgelegt

Digitized by Google

habe, so müssten Sie dafür die Buße übernehmen. Jedenfalls verdienst Du Strafe, erstens wegen des Verdachtes, den Du, wie ich recht gut sah, gegen mich hegtest, und zweitens für die Kühnheit, mit der Du mir gewisse Fragen vorlegtest, zu denen Du eigentlich nicht berechtigt warst; denn ich glaube, daß es bei Verlobten unserer Tage nicht mehr Sitte ist, die vergangene Geschichte ihrer Herzen zu erschließen. Ich werde übrigens nicht so streng sein, wie Du es verdienst. Darum kein Murren, keine Bitten! Gehorche meinen Befehlen und dann verspreche ich, daß mit meines Vaters Bewilligung Deinem Wunsche genügt werden soll."

„Und wohin wirst Du mich verbannen?" sagte Lord Horace mit trauriger Ergebung. „Wenn es so sein muß, nenne den Ort und wenn es in Sibirien ist! — Du hast es befohlen, und das wird mich's tragen lassen."

„Nun, soweit will ich Dich nicht fortschicken", sagte Rosa lachend, „aber es steht allerdings in Deiner Macht", fügte sie in verändertem traurigem Tone hinzu, „mir einen großen wesentlichen Dienst zu leisten. Geh' nach Deutschland und besuche meine arme liebe Schwester und ihr Kind!"

Bald nach dieser Unterredung reiste Lord Horace nach Deutschland ab.

* * *

Auf einem Balle in Baden begegnete Lord Horace zum ersten Male der reizenden Frau, die er, wäre sie nicht die Schwester seiner inniggeliebten Rosa gewesen, mit Kälte und Verachtung, wegen der tiefen Beleidigung und des Schmerzes, die sie seinem edlen Freunde zugefügt hatte, behandelt haben würde.

„Blendend schön!" rief er innerlich, als er sie erblickte, denn sie stand gerade mit dem zauberischen Lächeln und dem glänzenden hinreißenden Blicke vergangener Tage mitten in einer Gruppe von Bewunderern.

„Armer Arthur!" dachte er, „es ist gut, daß Du sie nicht siehst!" Er sah abermals hin. Das Lächeln war verschwunden und ängstliche Sorge an dessen Stelle getreten, die Augen glänzten noch stärker, aber sie drückten, als sie ihre Umgebung vergessend mit rastloser Aufregung über das Gedränge blickten, angstvolles Suchen aus.

„Schrecklich schön!" trat auf seine Lippen und er gedachte der weichen Züge seiner sanften Rosa, von denen jede Sorge fern zu halten, die Aufgabe seines Lebens werden sollte.

„Und das würde Arthur auch für Dich gethan haben, du falsche verrätherische Schönheit!" philosophirte er weiter, suchte aber bald darauf seine Gefühle, die durchaus nicht günstig für die schöne Frau gestimmt waren, zu bemeistern, und bahnte sich den Weg durch das Gedränge zu ihrem Platze.

Ihre Augen begegneten den seinigen; er verbeugte sich und als er einen Ausdruck von Ungewißheit in ihrem Gesichte bemerkte, trat er zu ihr und sagte:

„Ich hoffe, Sie haben mich nicht ganz vergessen, Mrs. Carlton, einen alten Freund von England.

„Lord Horace!" rief sie bewegt aus, indem sie ihre beiden Hände entgegenstreckte. Ihre Lippen zitterten, ihr Busen wogte und große glänzende Tropfen verschleierten ihre Augen. Sie hielt einen Augenblick inne und wandte sich ab, dann wischte sie die Thränen weg, suchte sich zu fassen und sah ihn wieder an.

(Fortsetzung folgt.)

Zur totalen Sonnenfinsterniß.

Berlin, 7. September.

Die Kommission der astronomischen Gesellschaft veröffentlicht folgenden Bericht über die zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß entsandten deutschen Expeditionen:

„Wir sind nunmehr im Besitz eines ausführlichen Berichtes über die von unserer Expedition in Aden erlangten Resultate. Im Allgemeinen sind dieselben durchaus erfreulich. Es ist gelungen, durch einen Wolkenriß, welcher sich gerade während der drei Minuten dauernden Totalität geöffnet hatte, sechs Photographien der Protuberanzen aufzunehmen, von denen nur zwei durch Wolkenstreifen gestört sind. Man kann erwarten, daß diese Bilder durch Vergleichung mit den von Engländern und Franzosen aufgenommenen eine hohe Wichtigkeit erlangen und zur Erkenntniß der Natur der Protuberanzen höchst Wesentliches beitragen werden. Insbesondere erhalten die ersten beiden Platten das Bild einer Protuberanz von beträchtlichen Dimensionen und auffallender Form, deren Gestalt- und Ortsveränderung sich nun aus den etwa 40 Minuten später in Indien aufgenommenen Photographien mit bisher unerreichter Sicherheit ermitteln lassen wird. Unsere Beobachter sind erfüllt von dem Eindruck der merkwürdigen Beleuchtungen und der tiefen Dunkelheit während der Totalität. Der Anblick der glänzenden Corona wurde leider durch die Wolken beeinträchtigt. Von Indien sind noch keine näheren Nachrichten angelangt. Die letzten Briefe enthalten wiederum die wärmsten Schilderungen der Aufnahme, welche unsere Astronomen gefunden haben. Wir behalten uns vor, darüber im Zusammenhange zu berichten."

Eine eingehendere interessante Beschreibung entnimmt die „Volksztg." einem Briefe des Dr. H. Vogel, von hier, des bekannten Lehrers der Photographie an der Gewerbeakademie, geschrieben an Bord des Dampfers, welcher die Expedition nach Suez zurückführt, d. d. 23. August. Es heißt in demselben:

Digitized by Google

„Am 18. August verließen wir Früh um 4 Uhr unser Lager (in Aden, wo die Expedition ihre Beobachtungen anstellte). Etwa neun Zehntheile des Himmels waren bewölkt. Resignirt machten wir uns an die Arbeit . . . Unsere Aufgabe war es, innerhalb der drei Minuten eine möglichst große Zahl von Bildern des Phänomens zu erhalten. Für diesen Zweck hatten wir uns förmlich an dem photographischen Fernrohr einexerzirt, gerade wie Artilleristen vor ihren Kanonen. Dr. Fritsche machte die Platte in dem ersten Zelt, Dr. Zenker schob die Kassette in das Fernrohr, Dr. Thiele exponirte und ich entwickelte in dem zweiten Zelt. Wir hatten festgestellt, daß es in dieser Weise möglich sei, in drei Minuten 6 Bilder zu machen. Der entscheidende Moment kam immer näher, der mit banger Sorge von uns betrachtete Wolkenhimmel zeigte zu unserer Freude jetzt einige Lücken, durch welche die breite, theilweise vom Monde bedeckt als Sichel erscheinende Sonnenscheibe sichtbar wurde. Die Landschaft erschien in dem seltsamsten Lichte, beinahe ein Mittelding zwischen Sonnen- und Mondlicht. Die chemische Lichtstärke erwies sich auffallend schwach. Eine Probeplatte gab mit einer Steinheil'schen Aplanatlinse-Mittelblende erst in 15 Sekunden ein auszerponirtes Bild der Wolken. Immer kleiner wurde die Sonnensichel, und die Wolkenlücke schien sich noch mehr zu öffnen — wir schöpften Hoffnung! Die letzte Minute vor der Totalität der Sonnenfinsterniß (völlige Verfinsterung), welche um 6 Uhr 20 Minuten eintrat, verging im Fluge. Dr. Fritsche und ich krochen eiligst in unser Zelt und blieben daselbst; von der Totalität haben wir leider unter diesen Umständen Nichts gesehen. Unsere Arbeit begann. Die erste Platte wurde probeweise 5 und 10 Sekunden belichtet, um zu sehen, welche Zeit ungefähr die richtige sei. Muhamed, unser schwarzer Diener, brachte mir die erste Kassette ins Zelt. Ich goß den Eisenentwickler klar über die Platte, gespannt der Dinge harrend, die da kommen sollten. — Da erlosch meine Lampe. — Licht! Licht! rief ich — Licht! Aber Niemand hörte; Alle hatten vollauf zu thun. Da griff ich selbst zum Zelt mit der Hand hinaus — in der Linken die Platte haltend — fand glücklich eine kleine Oellampe, die ich mir für alle Fälle brennend bereit gestellt hatte, und jetzt sah ich das Sonnenbildchen auf meiner Platte erscheinen: die dunkle Sonnenwand war umgeben mit einer Reihe eigenthümlicher Erhebungen auf der einen Seite, auf der anderen zeigte sich ein seltsames Horn. Beide Erscheinungen vollkommen analog in beiden Bildern. — Meine Freude war nicht gering. — Doch es war keine Zeit zum Freuen. Bald war die zweite, und eine Minute später, auch die dritte Platte in meinem Zelt. „Die Sonne kommt" rief Zenker; die Totalität war vorüber. Alles erschien aber als das Werk eines Augenblicks, so rasch war uns die Zeit verflossen. — Die zweite Platte zeigte bei der Entwicklung sonderbarer Weise nur ganz schwache Spuren eines Bildes. Vorüberziehende Wolkenschleier hatten im Augenblicke der Exposition die photographische Wirkung fast gänzlich verhindert. Die dritte Platte zeigte wieder zwei gelungene Bilder mit Protuberanzen am untern Rande. Froh des Erreichten, wurden die Platten gewaschen, fixirt, lackirt und sofort — freilich mit sehr unvollkommenen Hilfsmitteln, einige Kopien auf Glas genommen, die, um Verlusten zu begegnen, separat nach Europa geschickt werden sollen."

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Geschichte der Intervention in Mexiko.] Das Keratry'sche Buch über Mexiko hat viel Aufsehen erregt. Ganz anderes Aufsehen aber wird, wie wir jetzt schon glauben versichern zu können, ein Werk machen, das binnen etwa fünf Monaten gleichzeitig in spanischer, französischer, englischer und deutscher Sprache veröffentlicht werden wird, unter dem Titel „Geschichte der Intervention in Mexiko", von E. Lefèvre. Der Verfasser, von Geburt Franzose, hat sich seit Jahren in Mexiko aufgehalten, ist dort Redakteur der in der Hauptstadt des Landes erscheinenden „Tribüne" gewesen, und hat der Sache seines Adoptiv-Vaterlandes während der bedrängnißreichen Zeit der monarchischen Invasion auch im Auslande gute Dienste erwiesen. Er befindet sich gegenwärtig in London. Sein Werk, welches er hier ausarbeitet, erscheint unter der Sanktion des Kongresses der Vereinigten Staaten von Mexiko, wie ein betreffendes vorliegendes Dekret beweist. Es stehen ihm mehrere tausend Dokumente zu Gebote, von denen weitaus der größte Theil noch nicht bekannt ist, und die ein scharfes Schlaglicht auf das Getriebe am Hofe Maximilian's, auf die Beziehungen zur französischen Regierung und ihren Werkzeugen, auf die Thätigkeit Charlotten's von Belgien, auf die Beeinflussung der auswärtigen Presse vermittelst Bestechung u. s. w. werfen. Der Schreiber dieser Zeilen hat die Dokumente selbst gesehen, und eine Anzahl derselben näher geprüft. Ein eigenthümliches Gefühl beschlich ihn, als er das Original des berüchtigten Erschießungsdekretes in die Hand nahm, das, mit der sonderbar geformten Unterschrift Maximilian's versehen, die Ursache des Todes so zahlreicher Opfer geworden ist. Auch höchst interessante Schriftstücke bezüglich der angeblichen Abstimmungen zu zu Gunsten des Kaiserreiches sind in der Dokumentensammlung enthalten, die von regierungswegen zur Verfügung des Herrn Lefèvre gestellt ist. Sie werden die vorgekommenen kolossalen Fälschungen außerordentlich klar machen. Das Faszikel, das sich auf die Verhandlungen mit Rom bezieht, hat ebenfalls hohen Werth. Eine Reihe von Dokumenten ist, wie mir gesagt wird, etwas skandalöser Natur. Im Interesse der Geschichte werden dieselben jedoch ebenfalls in dem Werke Platz

Digitized by Google

finden müssen; nur dadurch könnten die vorgekommenen Ungeheuerlichkeiten in ihrem vollen Umfange begriffen werden. Der Verfasser hat sich vorgenommen, nach einer einleitenden Schilderung der Politik, wie sie von Frankreich, Spanien und England seit einer Reise von Jahren gegen Mexiko verfolgt worden ist, zur eigentlichen Geschichte der Intervention und Invasion überzugehen, und dabei alle Angaben, von denen viele nicht geringes Erstaunen erregen werden, Schritt für Schritt durch die Beweise zu belegen. Da außer der mexikanischen Regierung auch Privaten in Mexiko werthvolle Schriftstücke mitgetheilt haben, so darf man eine außergewöhnlich interessante Arbeit erwarten. Es wird die erste eigentliche und vollständige Geschichte der Intervention sein. (N. Fr. Pr.)

[Eine Frauenzeitung.] In New-York erscheint seit Anfangs Juli eine Wochenschrift „The Revolution", welche es sich zur Aufgabe stellt, die Rechte der Frauen zu verfechten; sie trägt das Motto: „Grundsätze sind kein System, den Männern ihr Recht und nicht mehr, den Frauen ihr Recht und nicht minder". Die Zeitung plaidirt für allgemeines Stimmrecht, gleiche Bezahlung der Frauen für gleiche Arbeit, Abschaffung der Armee, und des Despotismus der Parteien, für Wissenschaft gegen Aberglauben, für praktische Erziehung und Enthaltung von Spiritosen; sie ist über alle diese Fragen wenigstens mit sich im Klaren und weiß genau, was sie erstrebt; in Finanzfragen äußert sie sich aber ziemlich verworren; sie will, daß Gold künftig nur eine Waare, und Noten allein Geld sein sollen, der atlantische und stille Ocean sollen nur der amerikanischen Schifffahrt offen stehen, und amerikanische Produkte nur in amerikanischen Schiffen verladen werden dürfen; New-York soll der finanzielle Mittelpunkt der Welt und das Credit-Mobilier-System überall eingeführt werden. Dazu wird die Mitwirkung der Frauen versprochen, sobald ihre bisherige, durch eine mangelhafte Erziehung vorbereitete Zurücksetzung aufhört, in welcher Beziehung die Frauenassociation bereits namhafte Resultate erzielt habe mittelst der Conventionen, die sie in mehreren Staaten berufen hatten; so würden Frauen nun in Harlem bei Berathung von Kirchenangelegenheiten zugelassen; in mehreren größeren Städten hätten sie Raisirsalons eröffnet und fungirten als Fiakerkutscher, während die Telegraphenbureaux immer mehr in ihre Hände kämen, und sie dabei eine solche Gewandtheit zeigten, daß 10 Mädchen in einem New-Yorker Bureau an einem Tage 2,135 Telegramme spedirt hätten. Bei den bevorstehenden Wahlen wollen die Frauen nur für die Arbeiter Partei nehmen und keiner der politischen Parteien Vorschub leisten, dann aber bei dem neuen Congreß um Verleihung gleicher politischer Rechte mit den Männern petitioniren.

Das Testament des Thaddeus Stevens setzt nach Abzug mehrerer Legate den Neffen des Verstorbenen, Thaddeus Stevens, zum Universalerben ein, mit der Bedingung jedoch, daß derselbe, wenn er sich 5 Jahre hindurch aller geistigen Getränke enthalten hat, ein Viertel, nach einem weiteren Lustrum der Abstinenz das zweite Viertel und erst nach einem dritten gleichlangen Zeitraum (also im Ganzen nach 15 Jahren) das ganze Vermögen erhalten soll.

Im Mainzer Dom haben Untersuchungen im Ostchore ergeben, daß einzelne Theile desselben mit Malereien geschmückt gewesen. So ist links unter der Treppe eine größere Gruppe zu Tage getreten. Ueber den Zusammenhang der einzelnen Theile, die Idee des Ganzen, so wie das Alter der Darstellung läßt sich etwas Bestimmtes noch nicht angeben.

Unlängst fand ein Arbeiter, der beim Graben eines Kellers auf den Herrengängern in Augsburg beschäftigt war, eine ganz gut erhaltene römische Goldmünze im Goldwerthe von zwei Dukaten. Die Münze hat die Umschrift „Domitianus Caes. Aug." und das Bild des Domitianus, der von 81—96 nach Christus römischer Kaiser war. Diese seltene Münze wurde für das Maximilians-Museum erworben.

Bei dem Herannahen des Jahrestages der Schlacht bei Leipzig ist es nicht ohne Interesse, zu vernehmen, daß Dr. Johannes Minkwitz dieselbe in einem Epos zu besingen unternommen, von welchem die ersten 18 Gesänge, die Tage bis zum 16. Oktober umfassend, allein einen Band von 370 Druckseiten bilden. Das „L. Tagbl." rühmt den von Dr. Minkwitz dabei in Anwendung gebrachten gereimten deutschen Hexameter.

Räthsel.

Ich leb' auf großem Fuß,
Doch hab' ich nur den Einen;
In meinem großen Kopf
Verberg' ich meine Kleinen;
Mein Kind ist auch der Schlaf,
Doch müßt ihr ja nicht meinen,
Ich sei in ihn verliebt:
Ich selber habe keinen.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 212 Samstag, 12. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

„Darf ich Ihnen den Arm bieten?“ sagte Lord Horace gütig, „wir können uns im Nebenzimmer ruhiger unterhalten,“ und während er sie durch das Gedränge dahin führte, fragte sie eifrig, obgleich schüchtern, ob er nicht kürzlich ihren Vater und ihre Schwester gesehen habe.

Da war etwas so Freudiges und Bedeutungsvolles in seiner Antwort und dem Lächeln, das diese begleitete, daß es Harriett's Aufmerksamkeit erregte. Plötzlich sah sie ihn fragend an und bat, ihr Alles über ihre geliebte Schwester zu erzählen.

Er war nur zu glücklich, ihr sein Glück mittheilen zu können und bald wußte sie alle näheren Umstände, worauf er sie als künftige Schwester um ihren Glückwunsch zu seinen nahen frohen Aussichten bat. Sie gab ihn höflich, doch nicht mit der wahren Herzlichkeit, wie er erwarten konnte.

Darauf sprach sie in tiefer Bewegung von ihrem Vater und als Lord Horace zart und rücksichtsvoll bemerkte, daß er noch immer sehr niedergeschlagen, und erst jetzt, nachdem er lange gekämpft, auf Schloß Hetham zurückgekehrt sei, so unterbrach sie ihn schnell und aufgeregt, indem sie sagte: „Ach erzählen Sie mir das ein ander Mal, nicht jetzt!“ und Thränen standen in ihren Augen, dann fuhr sie in gezwungen heiterem Tone fort: „Sie müssen mich während Ihres Aufenthaltes oft besuchen, und mir alle Details erzählen, denn leider“ — und das verwundete Gefühl wurde sichtbar — „sind die Nachrichten, die ich aus England erhalte, in der letzten Zeit wenige und selten,“ und bei den letzten Worten strömten ihre Thränen trotz aller Anstrengung unaufhaltsam über ihre Wangen herab.

Lord Horace wurde tief gerührt bei dem Anblicke des Schmerzes der jungen Frau, die er bis jetzt blos als eine selbstsüchtige gefühllose Schönheit gefunden hatte.

„Wunderbar,“ dachte er, „daß dieses Weib erst ihr Herz in dieser Welt gefunden hat,“ und als sie sich wegen ihrer Schwäche entschuldigte, bat er sie, ihn nicht als einen Fremden, sondern als einen Bruder zu betrachten, der ihre Gefühle bei der Erinnerung an ihre so weit entfernten Lieben, verstehen und würdigen könne.

Nach einer Pause fragte Lord Horace: „Ist Mr. Carlton, hier?“

„Ja,“ antwortete sie schnell, indem sie erröthend nach der entgegengesetzten Thüre blickte. „Er wird wahrscheinlich gleich kommen, und gewiß höchst erfreut sein, Sie zu sehen.“

Lord Horace verbeugte sich höflich aber kalt.

„Wie lange gedenken Sie in Baden zu bleiben?“

„Nicht allzulange, glaube ich,“ sagte Harriett mit bedeutungsvollem Lächeln.

„Sechs Monate bin ich von Ihrer grausamen Schwester verbannt worden und einen Theil dieser Zeit werde ich mich wahrscheinlich hier aufhalten.“

„Was? Ist meine sanfte Rosa eine solche Tyrannin geworden?“ rief Harriett und fügte dann mit leiser, schüchterner Stimme hinzu: „Wußte sie, daß Sie mich besuchen würden?“

Lord Horace erzählte ihr nun, daß er von Rosa nur darum nach Deutschland geschickt worden sei, um dieser Nachricht von ihrer Schwester und ihrem Kinde zu bringen.

Die Augen der armen Harriett wurden feucht, aber diesmal waren es Freudenthränen.

„Gute, liebe Rosa! Ich wünschte, sie könnte meinen prächtigen Kleinen sehen!“ rief sie mit Mutterstolz. „Aber Sie sollen ihn sehen, Lord Horace, und ihr sagen, welch kleiner Engel er ist!“ Und nun verweilte sie mit großem Eifer bei allen Vorzügen desselben, dem Lord Horace, um die Mutter zu erfreuen, mit gutmüthigem Interesse zuhörte.

So saßen sie lange in traulichem Plaudern beisammen, bis endlich eine bekannte Stimme gehört wurde, die Harriett zur Wirklichkeit zurückrief; ihre Wangen erröthelten sich und ihre Augen wandten sich schnell und ängstlich dahin, woher sie kam.

„Das ist Mr. Carlton!“ sagte sie aufstehend „Wollen wir ihm entgegengehen?“

Carlton aus dem Spielsaale kommend, näherte sich langsam.

Digitized by Google

An seinem Arme hing eine Dame, die, obgleich sie die erste Jugend hinter sich hatte, und nicht gerade zu schön war, durch ihre auffallende Toilette und ihre sehr belebten Gesichtszüge, Aller Aufmerksamkeit erregte. Ihr Gesicht strahlte von Fröhlichkeit, als sie es lachend und sprechend ihrem Begleiter zuwandte, der sich lächelnd und flüsternd zu ihr herabbeugte.

Sie wollten vorübergehen, als Harriett vortrat und seinen Namen aussprach, worauf er stillstand; sie wurde von der Dame mit dem holdseligsten Lächeln begrüßt, das sie zwar mit tödtlichem Neigen des Kopfes aber der größten Kälte erwiederte, während sie ihren Mann ansehend sagte:

„Fred, ich bringe Dir einen alten Freund aus England, Lord Horace!“

Ein augenblicklicher Schatten von Verlegenheit überflog Fred's Gesicht, als er so plötzlich mit dem vertrauten Freunde eines Mannes in Berührung kam, den er so schwer beleidigt hatte, und an der eiskalten Begrüßung Lord Horace's bemerkte, daß auch dieser jenes Unrecht keineswegs vergessen hatte.

Aber im nächsten Moment hatte Fred seine Fassung wieder gewonnen und sprach in seiner ihm eigenthümlichen herzlichen Weise sein Vergnügen aus, ihn hier zu sehen und dann seine Stimme bis fast zum Flüstern mäßigend erkundigte er sich nach den Freunden in England.

„Und wie finden Sie meine Frau?“ rief er endlich sich zu Harriett wendend, die an seiner Seite ihm liebevoll zulächelnd stand. „Der Continent hat ihr nicht geschadet, denke ich? Aber ich sehe, Sie will mich los sein, damit sie mit Ihnen fortplaudern kann. Ich gehe schon, denn ich habe der Gräfin den nächsten Walzer versprochen. O schauderhaftes Vergnügen!“ fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, indem er nach der Dame blickte, die nicht weit entfernt in einem Kreise von Anbetern stand. „Ich wünsche, Sie könnten meine Frau überreden zu tanzen, aber sie ist schrecklich faul geworden.“

„Lieber Fred, ich möchte gerne nach Hause gehen,“ sagte Harriett, als sie sah, daß er sich entfernen wollte, „ich fühle mich ziemlich müde,“ und Horace sah, wie sie einen ernsten bittenden Blick auf ihn richtete. Was derselbe auch immer zu bedeuten hatte, jetzt veranlaßte er Fred, stehen zu bleiben und in freundlichem Tone zu sagen: „Ganz wie Du willst, Liebe, ich glaube, der Wagen ist da;“ und Harriett, Lord Horace's Anerbieten nachzusehen annehmend, legte ihren Arm in den ihres Mannes und so verließen sie zusammen den Ballsaal.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Rochefort's Laterne.

Der geistreiche Herausgeber der „Laterne“ ist auf den originellen Gedanken gekommen, zur Würdigung der gegenwärtigen Lage Frankreichs die zu verschiedenen Zeiten von dem Kaiser gemachten Aeußerungen zusammenzustellen, und die französische Polizei in den Fall zu bringen, eine Broschüre, deren eigentlicher Verfasser der Kaiser selbst ist, entweder — zu konfisziren, „weil sie die Bürger gegeneinander hetzt,“ und den Gerichten Gelegenheit zu geben, mit derselben Energie wie gegen ihn selbst, gegen den Verfasser aufzutreten, der zum Aufruhr aufforderte; oder aber — die Broschüre passiren zu lassen, womit dann konstatirt sein würde, „daß die französische Justiz nachsichtig gegen Diejenigen ist, welche ihre Gehalte bezahlen.“ — „Mein Souverän hat nun das Wort,“ sagt Henri Rochefort.

„Wenn der Sieger sich für seinen Sieg wie für eine Niederlage rächt, und Lüge und Verleumdung zu Hilfe ruft, diese Waffen der Schwäche und der Furcht, dann wird Widerstand zur Pflicht und Schweigen zur Schwäche. Ueberzeugt, daß die gegenwärtige Regierung Frankreich ins Unglück gestürzt, weil Korruption und Freiheit einer Nation noch verderblicher werden als Tyrannei, bin ich entschlossen, zu ihrem Sturze Alles aufzubieten. Der Handel leidet, die Industrie stockt; im Volk herrscht Elend, in den höheren Ständen Korruption; Gewinn- und Beutesucht sind das einzige Streben. Zu den ersten Bedürfnissen jedes Landes gehören Unabhängigkeit, Freiheit, Stabilität, Geltung des Verdienstes und allgemeiner Wohlstand. Die beste Regierung ist daher diejenige, unter welcher jedem Mißbrauch der Gewalt entgegengetreten werden kann, und wo ohne Umsturz und Blutvergießen die Gesetze und das Staatsoberhaupt geändert werden können, denn eine Generation kann durch ihre Gesetze nicht alle künftigen binden; ein Volk hat jederzeit das Recht, seine Verfassungen zu revidiren und zu ändern. Ein Minister darf weder Banquier sein, noch an der Börse spielen. Ohne absolutes Vertrauen kann keine Autorität bestehen, denn was auch eine Regierung Gutes thun möge, sie muß fallen, wenn man ihren Handlungen strafbare Absichten unterschiebt. Eine Regierung muß einen guten Ruf haben, hat sie ihn verloren, so wird sie machtlos und muß zurücktreten. Die Völker dürfen nie den Fürsten vertrauen, welche, um auf den Thron zu gelangen, die Gemüther durch Erklärungen und Versprechungen beruhigen müssen, womit sie nur bewiesen, daß ihre Person Befürchtungen einflößt, welche ihre Worte nicht zu beschwichtigen vermögen. Ungestraft wird Niemand gegen die Logik sündigen können, indem man den Frieden durch kriegerische Symbole zu sichern sucht, und alle Kräfte anspannt, ohne dadurch die Ruhe garantiren zu können. Jetzt haben wir weder Frieden noch Krieg und verschwenden alle Mittel des Staats an unnützen Unternehmungen.

Digitized by Google

Das Ausland sagt: Trotz aller Revolutionen erfreuen sich die Franzosen weder der Freiheit noch des Wohlstandes; die Privilegien sind nur in andere Hände übergegangen. Jeder Polizeiagent kann einen Franzosen verhaften und ihn in Präventivhaft halten, und er wird dann seinen natürlichen Richtern entzogen. Vereine von über 20 Personen sind ihnen nicht gestattet und in keinem Lande sind die Straßen schlechter! darum sollten wir unser Vertrauen nicht in Individuen setzen; nicht ihre Versprechungen, sondern ihre Antecedenzien brachten, den Thatsachen und nicht den Worten glauben, und entweder den Krieg mit seinen Chancen oder den Frieden mit seinen Wohlthaten haben. Nichts ist mehr dazu geeignet eine Lage zu verschlimmern, als eine Politik ohne Konsequenz, die nicht weiß, was sie will. Frankreich fordert Rechnung für das ohne Nothwendigkeit, in sterilen Expeditionen vergossene Blut. Die Menschheit verdammt jene unnützen Kriege, die keinen andern Zweck haben, als die öffentliche Meinung zu beeinflußen und eine schwankende Regierung aus ihren Verlegenheiten zu ziehen. —

Die Konskription ist ein Eingriff in die persönliche Freiheit, denn sie verhindert einen Jeden, seinem Berufe zu folgen und zwingt ihn, seine besten Jugendjahre dem Waffenhandwerk zu opfern. Die Regierung hat Verminderung der Abgaben versprochen und alles Gold des Landes fällt nicht ihre Habgier; statt einer ehrlichen Verwaltung herrscht Korruption, statt der Freiheit Willkür.

Frankreich steht da isolirt in Europa, und erschöpft sich durch kriegerische Vorbereitungen, die nicht einmal den Krieg zum Zwecke haben; das ganze Ausland ist von Mißtrauen und Haß gegen uns beseelt; Jedermann starrt mit Besorgniß in die Zukunft. In allen Ländern und auf allen Meeren sucht die Regierung kleine militärische Erfolge zu erreichen und die Franzosen durch Ruhm zu blenden; Staaten stürzen durch übermäßigen Stolz, wie durch übermäßige Feigheit.

Nie darf Frankreich zur Apanage eines Mannes oder einer Familie werden; ich — d. h. Derjenige der gegenwärtig Kaiser ist — wünsche daher das Fortbestehen einer weisen und großen Republik; mein Verfahren wird beweisen, daß Keiner mehr als ich entschlossen ist, die Ordnung und die Republik zu erhalten. Die Verwaltung muß eine sparsame sein, damit Abgaben erlassen werden können; die Stellen, welche die Regierung zu vergeben hat, müssen vermindert werden, damit aus einem freien kein Volk von Solliciatanten werde. Der Staat darf nicht unternehmen, was Privaten besser zu thun vermögen. Jedermann ist befugt, sich gegen Handlungen der Willkür zur Wehre zu setzen. Das in Europa herrschende Unbehagen verdankt seinen Ursprung dem Mißtrauen der Völker gegen ihre Regierungen; eine jede hat Versprechungen gemacht, und keine sie gehalten."

In seinem Aufruf von Boulogne sagte der spätere Kaiser: Ich habe mächtige Freunde im In- und Auslande, die mir ihre Unterstützung versprochen; bald werden Frankreich und Paris sich zum Sturz zehnjähriger Lüge und Schmach erheben und für ihre verrathenen Interessen Rechenschaft verlangen. Der Ruf wird erschallen: „Verschwindet Verräther!"

Mit diesen Worten schließt auch Henri Rochefort seine 15. Laterne.

Mannigfaltigkeiten.

[A. v. Sternberg †.] Der fruchtbare und eine Zeitlang viel gelesene Schriftsteller Alexander Freiherr v. Ungern-Sternberg ist am 24. August in Dannenwalde, einem Gut in Mecklenburg-Strelitz, gestorben. Er war im Jahr 1806 auf dem Landsitz Nolsifer bei Reval in Estland geboren, studirte in Dorpat, hielt sich dann in St. Petersburg auf, kam 1830 nach Deutschland und lebte in Dresden und Mannheim, bereiste Italien und die Schweiz, und wohnte dann wieder in Weimar und Berlin. Eine lange Reihe Novellen und Erzählungen rührt von ihm her. Am bekanntesten darunter sind „Die Zerrissenen", „Kallenfels", „Diane". Im „Paul" versuchte er eine Regeneration des Adels. Höchst gesucht waren zu ihrer Zeit wegen der darin niedergelegten Beobachtung der vornehmsten Gesellschaft „Ein Fasching in Wien" (1851) und „Ein Karneval in Berlin" (1852).

[J. G. Meyer †.] Die „Fränkische Zeitung" („Ansbacher Morgenblatt") hat am 8. September ihren langjährigen Redakteur, Hrn. J. G. Meyer, im 68. Lebensjahre durch den Tod verloren. Der Verstorbene, welcher sein Blatt mit Talent, früher in einer mehr zwischen den Parteien balancirenden Haltung, in der letzten Zeit mit ausgesprochener nationalliberaler Tendenz redigirte, war zugleich Kirchner (vordem Lehrer). Er war der Erzieher Kaspar Hauser's zur Zeit, als dieser in Ansbach lebte.

[Duell mit Lokomotiven.] In Tennessee sollte jüngst zwischen Mr. Clark, einem Engländer, und Mr. Wood, einem Amerikaner, nachdem sie schon auf andere Weise ihren Handel mit tödtlichem Ausgang auszufechten vergeblich versucht hatten, ein Duell mit Lokomotiven stattfinden. Die Bedingungen waren folgende: Die beiden Gegner sollten mit ihren nach Belieben von ihnen geheizten Lokomotiven je an einem Ende der Bahn stehen. Auf einem kleinen Hügel, den Beide sehen konnten, sollte ein Signalschuß abgefeuert werden, dessen Rauch, falls er nicht gehört würde, als Zeichen gelten

Digitized by Google

sollte, daß sich die Kämpfer bereit halten möchten. Der zweite Schuß, resp. der in die Höhe steigende Rauch sollte das Zeichen zum Losgehen sein. Die beiden Duellanten stehen auf ihren Posten hinter der geheizten Lokomotive, die Hand am Ventil, die Augen nach dem Hügel gerichtet, von woher das Signal kommen soll. Der erste Schuß geht ab, eine weiße Wolke erhebt sich in die Luft. Fünf Minuten vergehen — fünf Ewigkeiten. Endlich steigt die zweite weiße Wolke als Signal auf; die beiden Lokomotiven gehen ab, ihre Schnelligkeit, die Anfangs mäßig ist, wird in wenigen Sekunden außerordentlich, schwindelhaft, elektrisch! Wood's Lokomotive geht schneller; er ist bereits über den Pfahl hinaus, der die Mitte des Weges bezeichnet . . . aber etwa acht Klafter weiter begegnen sich die beiden feuersprühenden Ungeheuer und der Zusammenstoß ist schreckenerregend. Wood's Maschine überschlägt sich bei dem Anprelle nach hinten, fällt auf ihren Führer, zerquetscht, verbrennt, verunstaltet ihn zu einem unkenntlichen Fleischklumpen. Die andere, Clark gehörige, zerbricht vorne, läßt einen riesigen Strom von Dampf heraus, läuft aber noch eine Weile weiter, bis sie endlich steht. Der Führer aber ist verschwunden. In Folge des Zusammenstoßes ist er zehn Schritte vom Wege ab in den Wald geschleudert worden, wo man ihn endlich findet zwar ohnmächtig, zerstoßen, das Gesicht von Dampf verbrannt und mit einem gebrochenen Beine. Nichtsdestoweniger hat der Arzt erklärt, daß alle Wunden, die er empfangen, nicht tödlich seien, und er werde geheilt werden. So erzählen — amerikanische Blätter.

Aus Wien schreibt man: Am Fuße einer Christusstatue auf der Straße von Rudolphsheim gegen Penzing fand neulich ein Andächtiger folgendes Schreiben an unseren Herrgott, welches unter einem Steine verborgen lag: „Schon seit 14 Tagen komme ich täglich zweimal zu Dir, um Dich auf den Knieen zu bitten, mir dazu behilflich zu sein, daß ich endlich einmal meinen Franz heirathen kann, da er mir schon so oft das Heirathen versprochen hat und er mich seit zwei Fasching für'n Narr'n hält und ich ihn doch so gern hab. Wenn Du, lieber Herrgott, mir nicht helfen willst, so thu ich mir was an, denn ich kann ohne den Franz nicht mehr leben, ich hab ihn zu gern und kann ihn einmal nicht mehr lassen. Er braucht ja nur 400 fl., daß er sein Geschäft anfangen kann, und ich hab nur 238 fl. in der Sparkasse, die ich mir in sechs Jahren zusammengespart habe; also lieber Gott, erhöre meine Bitte und helfe mir, Du weißt schon wie, es ist mir alles eins, wenn ich nur den Franz heirathen kann. Ich werde Dir ewig dankbar sein und Früh und Abend recht fleißig beten und mich tausendmal bei Dir bedanken. Also vergiß mich nicht und wende dein Franz sein Herz und sein Gemüth, daß er mich nicht verläßt und mich ewig lieben muß, denn sonst bin ich verloren. Deine Margarethe Schollmann."

[Abnahme der Gletscher.] Von Professor Simony, welcher gegenwärtig mit Untersuchungen der Seen und der alten Gletscherspuren des Traungebietes beschäftigt ist, wird uns mitgetheilt, daß heuer an den Gletschern des Dachsteingebirges eine so starke Abnahme stattgefunden habe, wie er sie seit drei Decennien nicht beobachtet hatte. Er ladet alle Alpenfreunde, welche Gelegenheit haben, über den diesjährigen Stand der ihnen bekannten Gletscher Beobachtungen anzustellen, oder sichere Nachrichten einzuziehen, ein, ihre Wahrnehmungen an den österreichischen Alpenverein in Wien freundlichst einzusenden, da eine Zusammenstellung der gleichzeitigen Beobachtungen über diesen Gegenstand jedenfalls von Interesse wäre.

Die im Bildhauer-Atelier der Villa Malta in Rom in Marmor ausgeführte kolossale Büste August's v. Platen ist, nach sachverständigem Urtheil, recht wohl gerathen. Der Künstler wand um das Haupt des Dichters den wohlverdienten Lorbeerkranz, ein Mantelüberwurf deckt die Brust. Das vom Direktor Cavaliert in Palermo reich gearbeitete Postament wird mit der Büste über dem Grabe Platen's, im Garten des Grafen Landolina zu Syracus, demnächst seine Stelle finden.

[Ein neuer Industriezweig.] Jüngst erschien ein junger Mensch in Paris vor dem Polizeigericht unter der Anklage des Vagabundirens. Auf die Frage nach seiner Profession erklärte er sich als Ausbürster von dürren Zweitschgen. — Der Präsident (in tiefes Erstaunen versunken): Aber mein Gott! Was ist denn das für ein Gewerbe? — Herr Präsident, das ist ganz einfach. Die Zwetschgen sind mit einer weißen Kruste bedeckt, worin sich eine Menge kleiner Thierchen aufhalten. Ich bürste sie ab und verkaufe den Stoff an die Professoren zu ihren mikroskopischen Untersuchungen.

Auflösung der Räthselfrage in Nr. 205:

„Sie fahren Beide ab":
Der Erste mit Blamage,
Der Letzt' mit Equipage.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 213 Montag, 14. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Harriett stand mit ihrem Manne in der Garderobe, als Horace zurückkehrte und bei seinem Eintritt die letzten Worte Fred's hörte: „Unsinn, Geliebte!“ worauf er dann seiner Frau eilig in den Wagen half.

Lord Horace steckte seinen Kopf einen Augenblick zum Wagenfenster herein, um ihr gute Nacht zu sagen und seinen Besuch für den nächsten Morgen anzukündigen, da bemerkte er bei dem Lichte der Lampe, daß ihre Augen voll Thränen standen und ihre Wangen so bleich waren, daß er fast erschrak, als er einen Schritt zurücktrat, um ihren Mann wie er dachte einsteigen zu lassen. Aber dieser war verschwunden.

Ja und als Horace in den Ballsaal zurückkehrte, da fand er Fred tanzend und den Damen die Cour machend, wie er es in seinen Junggesellentagen gethan, ja selbst noch eifriger, weil es für ihn gegen seine gewöhnliche Beschäftigung eine Erholung zu sein schien.

Als Horace dann später mit einem Freunde, den er in Baden getroffen, durch den Spielsaal schlenderte, fand er Fred neben einer Dame am Spieltische sitzend.

Und wer war die auffallende Dame, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schien. Sie war die Frau eines ungeheuer reichen Juden, dessen Reichthum hinreichte, ein Weib in allem Luxus zu unterhalten, und die so sehr das Spiel liebte, daß sie jeden anderen Mann ruinirt haben würde.

Diese Einzelheiten erzählte ihm der Freund und er fragte nicht weiter. Er hatte genug gesehen und gehört, um zu wissen, daß verrathene Treue ihren Lohn gefunden hatte.

Aber sie hatte es so gewollt. Sie war aus freiem Willen das Weib eines Spielers geworden, und als solches wurde ihr das unvermeidliche Loos zu Theil. Dennoch blutete sein Herz für die Schwester Rosa's. Den nächsten Morgen suchte Horace die Wohnung Carlton's auf.

Harriett war allein und sah in ihrem einfachen Morgenkleide fast schöner aus, als in der gestrigen gewählten Toilette; nur bemerkte er bei Tageslicht, daß sie dünner und blässer geworden war.

Lord Horace hatte in früheren Tagen oft gedacht, daß ihre Schönheit zu blendend, der Glanz ihrer Augen zu brillant und ihre Farben und Zähne zu schön waren, nun aber ein leiser Schatten über dem Ganzen lag, obgleich es der Schatten der Sorge war, hielt er sie für eine makellose Schönheit, die wohl im Stande wäre, einen ausschweifenden Gatten von seinem Irrwege zurückzuführen.

Sie hatte am Piano gesessen und er hatte auf der Stiege ihre schöne Stimme gehört, die ihm noch von Hathamschloß her in Erinnerung geblieben war, obgleich jetzt etwas Melancholisches daraus hervorklang.

Er fragte sie, ob sie noch eben so viel singe wie ehedem, und sie antwortete mit einem Seufzer:

„Nicht ganz so viel! Mr. Carlton hört wohl zuweilen gern ein Lied, aber er ist nicht musikalisch, deshalb —“ Sie hielt inne und erröthete. Er dachte: „vielleicht denkt sie an Jemand, der musikalisch war,“ und neugierig, welche Wirkung wohl Arthur's Name hervorbringen würde, fuhr er fort:

„Ich bin leider auch nicht musikalisch.“

„Singt Rosa noch viel?“ fragte Harriett schnell.

„Sie singt noch immer recht oft, und schlägt mir es nie ab, wenn ich sie um ein Lied bitte, aber der Vater scheint sich nicht viel mehr aus der Musik zu machen.“

Harriett senkte den Kopf, um die aufsteigenden Thränen abzuwischen. „Wie sehr liebte er sie einst!“ dachte sie.

„Und Arthur,“ fuhr Horace fort, „ist in der letzten Zeit so wenig bei ihnen gewesen, daß Rosa, wie Sie, ich glaube aus Mangel an Aufmunterung in ihrem Fleiße, nachgelassen hat, aber wenn ich ein wenig Autorität über sie besitzen werde, so will ich sie schon wieder antreiben.“

Eine kleine Pause trat ein, dann sah ihn Harriett an und fragte mit ruhiger leiser Stimme:

„Ich hoffe, Arthur befindet sich ganz wohl?“

„Ganz wohl!“ erwiderte Horace. Er steht jetzt mit seinem Regiment in Irland, indessen hofft Ihr Vater, daß er den nächsten Winter bei ihm zubringen wird, aber er ist ein so guter Soldat und liebt seinen

Digitized by Google

Stand so sehr, daß es ihm schwer wird, sich, wenn auch nur auf kurze Zeit, seinen Pflichten zu entziehen."

Und damit fiel der Gegenstand, denn Harriett wurde so blaß, daß er sich beeilte, eine Unterhaltung abzubrechen, die eine so schmerzliche Bewegung hervorrief.

Die Farbe aber kam schnell in ihre Wangen zurück, und ihre Augen strahlten in Freude, wie er es bis jetzt nicht an ihr gesehen, als die Stimme eines Kindes auf der Stiege hörbar wurde und sie ausrief: „Ah, da singt mein Vögelchen!"

Bei diesen Worten sprang sie nach der Thüre, und kehrte mit einem Engel zurück, wie man sich nur ein Kind von Harriett Carlton denken konnte. Das waren die schönen Farben, das goldene Haar ihrer Kindheit, aber die Züge und den Ausdruck hatte er von seinem schönen Vater geerbt.

Der Kleine wurde von Horace hinreichend bewundert, um das stolzeste und zärtlichste Mutterherz zu befriedigen, und sie lächelte schelmisch, als er mit dem Kleinen schäckerte, und eine ungemeine Aehnlichkeit mit seiner Tante Rosa herausfand.

Endlich hörte man Stimmen und Carlton von einigen anderen Herren begleitet trat in's Zimmer.

„O, du bist hier, kleiner Spitzbub!" rief Carlton, nahm, nachdem er Lord Horace freundlich begrüßt hatte, das Kind, welches bei seinem Eintritt die Aermchen ausgestreckt und gerufen hatte: „Papa, Papa!" und liebkoste es zärtlich, während Harriett's Augen glückselig an beiden hingen.

Ihre Gäste schienen ihre schwache Seite zu kennen, denn keiner versehlte das Kind zu bewundern oder laut seinen Beifall bei den Kunststückchen zu bezeugen, die ihm Fred gelehrt und die das kleine gescheidte Kerlchen zu des Vaters größter Lust auf das Drolligste nachmachte.

Auf einmal erscholl ein allgemeines lautes Lachen, denn der kleine Knabe, nachdem er lange mit seinen Fingerchen nach einer Richtung gewiesen hatte, sprach die unarticulirten Laute: Ka — ka — aus. Carlton höchlich amüsirt rief: „Wißt ihr, was der kleine Spitzbub will? Na, Ihr sollt einen prächtigen Spaß sehen! — Komm Harriett, wo hast Du Deines Sohnes Lieblingsspielzeug hingestellt?"

Und trotz ihrem mißbilligenden Stirnrunzeln und den Worten: „Ich habe es weggethan, lieber Fred," bestand er darauf, die Karten herbeizubringen, bei deren Anblick der Kleine mit den Händchen klatschte und krähte. Fred gab ihm zwei Karten in das linke Händchen, worauf er das Köpfchen auf die Seite legte und dann mit dem rechten eine davon auf den Tisch warf; der Ausdruck im Gesichtchen, jede Bewegung war seinem Vater so nachgeahmt, daß selbst Harriett sich eines Lächelns nicht erwehren konnte, obgleich, als einer der Herren bemerkte: „Da kann kein Zweifel mehr walten, Mrs. Carlton, wessen Sohn er ist; ein ächter Sproß des alten Stammes!" das Lächeln verschwand und einem sorgevollen Ausdrucke Platz machte, während ein tiefer Seufzer sich ihrer Brust entstahl.

„Ah, Mrs. Carlton seufzt über die Aehnlichkeit ihres Sohnes mit seinem Vater," sagte ein Herr lachend. „Was sagst Du dazu, Carlton?"

„O! ich glaub's," erwiderte Carlton, Harriett schnell ansehend. „Natürlich, die Frauen betrachten selten ihre Männer als Muster zur Nachahmung. Ich kann nicht erwarten, eine Ausnahme zu machen."

„Dann würde ich Mrs. Carlton rathen, ihren Sohn Deiner Leitung zu entziehen; denn er verspricht in jeder Hinsicht Dein Ebenbild zu werden," neckte ein Anderer.

„O, in diesem Punkt braucht sie meine Einmischung nicht zu fürchten. Ich stimme ganz mit dem Grundsatze von meiner Frau überein, ihren Sohn seinem Vater so unähnlich wie möglich zu machen."

Wie leicht und offenherzig nach Carltons Art diese Worte auch hingeworfen wurden, so waren sie doch mit einiger Bitterkeit gemischt, die Lord Horace nicht entging. Er sah auch, wie Harriett roth wurde und ihn verlegen ansah.

Der Eintritt der Kinderfrau, um das Kind zu holen, änderte die Unterhaltung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Restauration des Ulmer Münsters.

Es war im Jahr 1844, am 21. August, als man in Ulm sich anschickte, den herrlichen Dom zu restauriren, der unvollendet und durch die Zeit an vielen Stellen schwer beschädigt dastand. Für die Stadt Ulm wäre dies, aller reichen Mittel ungeachtet, über welche ihre öffentlichen Kassen verfügten, eine Aufgabe gewesen, deren Beendigung nicht abzusehen war. Wie in der ersten Zeit des Baues, war es denn zunächst die Bevölkerung der Stadt, welche durch freiwillige Beiträge, den sogenannten Münsterkreuzer, dem Werk unter die Arme griff; die württembergische Kammer verwilligte einen regelmäßigen Staatsbeitrag, der hochselige König Wilhelm stellte eine namhafte Summe aus seiner Privatkasse mehrere Jahre lang zur Verfügung, Kirchencollekten und Kirchenkonzerte wurden veranstaltet, und den rastlosen Bemühungen des Landeskonservators, Dr. Haßler, gelang es, die auswärtigen Monarchen ebenfalls zu werkthätigem Interesse zu bewegen. Nicht also als wäre nichts geschehen um das erhabene Denkmal zu erhalten und der Vollendung entgegen zu führen; aber

Digitized by Google

was auch geschah, das genügte nicht für die Größe des Unternehmens. Sei uns eine möglichst gedrängte Schilderung des Baues gestattet. Sie wird vielleicht Manchen, der bisher von dem Dom und seiner Restauration wohl gehört, aber an die mit ihr zusammenhängenden Bedürfnisse nicht gedacht hat, ermuntern, daß auch er sein Scherflein beitrage für dieses kolossale Monument nicht der einzigen Stadt blos, sondern der deutschen Nation.

Die Hauptdimensionen des Baues sind: 1) Höhe des Thurms, soweit derselbe ausgebaut ist, vom Ottogon bis auf das Straßenpflaster: 260 württemb. Fuß — 237′ 3″ 11‴ rheinisch; 2) Länge der Kirche innen: 429,8 w. F. — 392′ 3″ 11‴ rh.; 3) Breite der Kirche innen: 170,05 w. F. — 155′ 2″ 8‴ rh.; 4) Länge der Vorhalle: 60,5 w. F.; 5) Länge des Mittelschiffs:*) 261,3 w. F.; 6) Länge des Chors: 108 w. F.; 7) Höhe des Mittelschiffs vom Boden bis zum Gewölbscheitel: 146,2 w. F. — 133′ 5″ 5‴ rh.; 8) Höhe des Seitenschiffs vom Boden bis zum Gewölbscheitel: 73,25 w. F. — 66′ 10″ 4‴ rh.; 9) Höhe des Chors vom Boden bis zum Gewölbscheitel: 92,85 w. F. — 84′ 9″ rh.; 10) Quadratgehalt der Bodenflächen, welche das ganze Gebäude bedeckt, sammt vorspringenden Pfeilern und Seckeln: 85,770 □′; 11) Quadratgehalt des innern Raums nach Abzug aller Pfeiler, Säulen ꝛc. 57,590 □′ württ. Rechnet man auf einen Menschen jeden Geschlechts und Alters 2 □′, so hat die Kirche, um gedrängt voll zu sein, für 28,750 Menschen Raum. Die Grundzahl, aus welcher alle Verhältnisse des Baues entspringen, ist die Zahl 10. So wird das Mittelschiff von 10 Spitzbogen getragen, hat 10 Fenster; der Chorschluß ist fünfseitig, der Thurm, wenn ausgebaut, wäre fünfmal so hoch als breit geworden, auf jede Seite des Mittelschiffes kommen je 10 Strebebogen; so geht die Zahl 10 auch durch das architektonische Detail des Bauwerks durch.

Der Grundstein ward am 30. Juni 1377 gelegt. Von 1377 bis 1494 bauten neun Meister daran: Hainrich der ältere, Michel, Hainrich der jüngere (diese drei noch vor 1390). Auf sie folgten: Ulrich Enfinger (1390 — 1429), Kaspar Enfinger (1431), Kaspar Kuen (1446), Matthäus Enfinger (1463), Moriz Enfinger (1480), Matthäus Böblinger (1494). Im Innern der Kirche arbeitete Burkhard Ellenberger mit seinen beiden Balieren Leonh. Aeltlin und Leonh. Winkler.

Es verflossen 337 Jahre, bis (1844) von dem jetzigen Dombaumeister Ferdinand Thrän wieder eine Steinmetz- und Bauhütte gegründet wurde, die heute noch mit verhältnißmäßig wenigen Kräften und ungenügenden Mitteln, aber mit rastlosem Fleiße so Schönes und Großes zu Tage fördert, daß auch die Kritik der Gegner dem, was bisher geschehen, ihre Anerkennung nicht versagen kann. Die Freunde aber sehen von Jahr zu Jahr in langsamem, aber sicherem Fortgange das Werk wachsen und gedeihen. Blicken wir auf das was bis jetzt gethan worden.

Es ist eine große Schuld, welche auf der Verwaltung vor 1844 lastet. Man hatte die schönste Kathedrale Deutschlands in einer Weise verkommen lassen, daß ihr baulicher Zustand die ernstesten Bedenken einflößte. Endlich am 21. August 1844 wurde die Restauration der Thurmgallerie (des sog. Kranzes) in Angriff genommen, für dieselbe der Entwurf Böblingers zu Grunde gelegt, und eine Zeit von 4 Jahren, 10 Monaten und 10 Tagen darauf verwendet. Die Gallerie umfaßt 2,089,048 Quadratfuß, (?) und die Baukosten betrugen 30,461 fl. 39 kr. In ihrer jetzigen Vollendung hat sie 8 kolossale Wasserspeier, 16 (früher nicht vorhandene) Pyramiden und zwei durchbrochene Treppenbaldachine. Im Plane des Dombaumeisters lag es, vom Thurm abwärts die Restauration fortzusetzen. Da plötzlich zeigte sich der tief ruinöse Zustand des Gebäudes: klaffende Mauerrisse wurden überall entdeckt; das Mittelschiff hatte sich um 11 Zoll von Süden gegen Norden geneigt, und schwankte; die Gewölbe hatten sich von der Sargmauer bis zu einer Spaltung von 5 Zoll auf eine Länge von 170 Fuß abgetrennt. Massen von Mörtel lösten sich und fielen in die Kirche nieder, so daß man sich genöthigt sah ganze Abtheilungen von Kirchenfühlen abzusperren!

Es gab gegen alle Gefahr, die unter solchen Verhältnissen ernstlich drohte, nur ein Mittel: die ursprünglich angelegten zwanzig Strebebogen, welche von der Süd- und Nordseite her das Mittelschiff stützen sollten, mußten hergestellt werden. In dem Augenblick, wo wir dies schreiben, wird der siebenzehnte angebracht; sechzehn andere stehen schon, und gestatten durch die Großartigkeit der Konzeption, wie durch die bis ins kleinste Detail hinaus vollendet schöne Ausführung, einen Schluß auf die wunderbare Herrlichkeit in welcher der Dom, ist erst die Restauration fertig, dasteben wird. Diese Strebebogen sind größer als alle, welche die Baudenkmale anderer Länder aufzuweisen haben: jeder einzelne Boaen hat 66 Fuß freie Spannung; zwölf Pyramiden, 70 Fuß hoch, bekrönen von Nord und Süd die Sargwände der Seitenschiffe mit einer durchlaufenden Gallerie, welche den Umgang auf dem ganzen Bau gestattet; von diesen Pfeilern aus steigen jene Strebebogen, um das Mittelschiff zu stützen. Sobald dieser Theil der Aufgabe vollendet ist, wird die — theilweise jetzt schon in Angriff genommene — Restauration des Chors ausgeführt werden. Dieser Chor ist 90′ hoch, neun Fenster mit prächtigen Glasmalereien umgeben die im Zehneck angelegte Absis, und für die Restauration dieser sowohl als des weltberühmten, von Jörg Syrlins Meisterhand geschnitzten Chorgestühls ist bis jetzt schon sehr viel geschehen. Auch der Chor wird mit den von Anfang an vorgesehenen Pfeilern ausgebaut werden; die Entwürfe,

*) Das Schiff der Kirche ist das größte in Deutschland, und der Thurm wird, wenn ausgebaut, noch höher als die Thürme von Köln, Straßburg ꝛc.

Digitized by Google

unvergleichlich schöne Zeichnungen, harren ihrer Ausführung.

Was im Innern der Kirche früher unendlich störte, war die alte, plumpe, das Mittelschiff durch ihren großen Unterbau dem Blick theilweise absperrende Orgel. Dieser Innbau ist nun geschwunden; wer jetzt durch das Hauptportal in den Dom eintritt, hat, sogleich den ganzen Raum, der mit Einschluß des Chors 432' lang ist, vor sich. Die neue Orgel, das größte Werk, welches Walcker in Ludwigsburg geschaffen, hat hundert Register. Mit außerordentlich pünktlicher Benützung des zwischen zwei Pfeilern des Mittelschiffes gegebenen Raums ist dieses Riesenwerk aufgestellt, so daß, wer von unten an sich die Orgel betrachtet, kaum an ihre wirkliche Größe glaubt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Zweiter deutscher Frauentag.] Unter Erinnerung an den im Oktober 1865 in Leipzig abgehaltenen ersten deutschen Frauentag, als dessen Wirkung — nach Ansicht der Stuttgarter „Allg. Frauen-Zeitung" — die Ausdehnung der Gewerbefreiheit auf das weibliche Geschlecht im norddeutschen Bunde, die Anstellungsfähigkeit der Frauen zu mehreren Branchen des Staatsdienstes in Sachsen, Württemberg und Baden, die Aufhebung der gesetzlichen Hindernisse bei Heranziehung der Frauen zu politischen Versammlungen in Oesterreich ꝛc. wenigstens theilweise bezeichnet werden können, ladet das genannte Blatt zu einer zweiten deutschen Frauen-Konferenz auf 17. Oktober d. Js. nach Stuttgart ein. Als Vorlagen für diese Konferenz bezeichnet dasselbe: 1) Die Ausfindigmachung der Mittel und Wege, wie jungen Müttern die Anleitung zu geben sei, die physische Erziehung ihrer Kinder mit Verständniß leiten zu können. 2) Die Errichtung von kleinen Frauen-Museen für Literatur, Kunst und Industrie. (Sonntagsschulen zur Fortbildung für das weibliche Geschlecht aller Klassen; Sparkassen für Frauen und Mädchen; Konsum-Vereine für Hausfrauen; Auskunfts-Bureaux für Frauenbeschäftigung, Angebot und Ausgebot.) 3) Die Anbahnung einer Kleiderreform gegen die Bizarrerien der Mode und Ausfindigmachung der Mittel und Wege, um dieselbe mit Erfolg durchzusetzen. (Basis: A. Nichts für altmodisch oder unfashionabel zu erklären, was sich durch die Zeit als schön und zweckmäßig bewährt hat. B. Nichts Neues aufzunehmen, was den Anforderungen der Zweckmäßigkeit und des kunstrichterlichen Geschmacks nicht entspricht. C. Alle die Gesundheit benachtheiligenden Körperbekleidungen und Toilettengegenstände: ferne zu halten. D. Darauf zu sehen, daß durch die Toilette der Frau der Haushaltsetat nicht überschritten wird. Endlich E. daß den Zeitverhältnissen Rechnung getragen würde, ob man theuere Stoffe und kostspielige Toilettesachen anschaffen kann, oder ob man sich mit billigen Stoffen und Toilettensachen begnügen müsse.) 4) Die Agitation für Umwandlung der Frauen-Wohlthätigkeitsvereine in Frauen-Erwerbvereine. 5) Ueber die Errichtung von Mädchen-Gymnasien und weiblichen Hochschulen. — Weitere Vorlagen müßten bis längstens 1. Oktober d. Js. der Redaktion der „Allgem. Frauen-Zeitung" zugesandt werden. — Die zweite deutsche Frauenkonferenz wird von einem dem Herrenvorstand beigeordneten Damenkomite geleitet, bestehend aus: Frau Mathilde v. Fischer in Karlsruhe, Frau Professor Ottilie v. Kapp-Rapard in Zürich, Frau Hauptmann Mathilde Korn in Stuttgart, Frau Hedwig Amalie v. Arndt, ebendaselbst, Frau Rentiere Henriette Luft in Frankfurt a. M., Frau Oberst Elise v. Alzalaslo in Hamburg, Fräulein Eufemia v. Kudriaffsky in Wien, Frau Fabrikant Elise Neubauer in Neustadt am Hardt, Frau Meta Düvell in Landau, Fräulein Emilie Rey in Nürnberg. Die Vorberathungen finden im Hause der Frau Hauptmann Mathilde Korn in Cannstadt am 15. und 16. Oktober statt. Nach den bereits eingegangenen Anmeldungen zum Besuch der Konferenz werden 40 Städte vertreten sein.

[Zur deutschen Aussprache.] In einem Kränzchen war von Löwen, Tigern ꝛc. die Rede. — „Warum nennt man diese nur reißende Thiere?" fragte eine junge Dame. — Schnell antwortete eine andere, die sehr geehrt sein wollte: „Ei nun, weil sie in Menagerien ihr ganzes Leben auf Reisen zubringen."

Räthsel.

Nach einer alten frommen Sage,
Legt' ich, doch schuldlos, einst den Grund
Zu allem Elend, aller Plage,
Auf diesem weiten Erdenrund.

Laut pries mich der Verführung Stimme,
Mich schleuderte der Zwietracht Hand,
Unsterbliche reizt' ich zum Grimme,
Das stolze Troja fiel durch Brand.

Ein Spielzeug in Tyrannen Händen,
Durchbohrte glücklich mich ein Pfeil,
Der feigen Knechtschaft Schmach zu enden,
Und ich gebar der Freiheit Heil.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 214 Dienstag, 15. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

XXIX.

Lord Horace war während seines Aufenthaltes in Baden viel in der Gesellschaft der Familie Carlton und hatte genug Gelegenheit zu sehen, wie die Sachen standen, aber er fühlte sich nicht genelgt, deren Privatangelegenheiten in seinen Briefen an Rosa zu hinterbringen, und beschränkte sich darauf, von dem lieblichen Kinde, von der Schönheit und Liebenswürdigkeit Harriett's und deren tiefer Liebe und Anhänglichkeit an ihren Vater und ihre Schwester zu sprechen.

Die oft wiederholte ängstliche Frage Rosa's: „Ist sie glücklich?“ vermied er zu beantworten, denn jeder neue Tag überzeugte ihn vom Gegentheil.

Ein kurzer Rückblick auf die vergangenen achtzehn Monate wird die Frage erläutern.

Der Leser wird sich erinnern, mit welchem Entsetzen die arme unglückliche Harriett nach den Vorstellungen, die sie ihrem Gatten in jener Nacht in Brüssel gemacht hatte, durch seine letzten entscheidenden Worte erfüllt wurde. Nie hatte sie ihn seit dieser Zeit wieder mit einem Worte belästigt, nur in ihren Gebeten flehte sie Gott um Kraft zu seiner Besserung an, die sie einst in ihrem Uebermuthe für ein so leichtes Werk gehalten hatte. Als er aber immer tiefer und tiefer sank, so wurde die Hoffnung allmälig zu stiller Ergebung. Allein wenn sie in den dunkeln Stunden der Nacht einsam auf ihrem Lager lag, da traten im schauerlicher Erinnerung die Worte ihres Vaters klar vor ihre Seele:

„Gott verhüte, daß eines von meinen Lieben den Versuch machen oder sein Lebensglück daran wagen sollte, einen Wüstling von dem Wege seiner Thorheiten und Laster abzulenken und noch dazu einen Spieler. Ihre Liebe und ihr Glück würden bald weniger Werth in seinen Augen haben, als die Zahl eines Würfels oder der Triumph einer Karte.“

Um ihre Herzensangst zu stillen, rief sie dann wohl aus: „Aber er liebt mich noch, er liebt mich allein!“ und flehte inbrünstig:

„O mein himmlischer Vater, aus Barmherzigkeit erhalte mir diese Liebe, wie wenig ich sie auch aus Deiner Hand verdiene!“

Und als die Zeit ihrer Niederkunft herannahte, wo sie keine Gesellschaft mehr besuchte, ja nicht einmal mehr viel ausging, so verhöhnte sie sich fast mit den langen trüben Stunden, die sie allein zubrachte, um der sich steigernden Zärtlichkeit Fred's willen, der es so wohl verstand, ihr seine kleine Aufmerksamkeiten und Liebesbezeugungen, wenn er bei ihr war, doppelt angenehm zu machen. Trotzdem vermißte sie in dieser schweren Zeit die tröstende Stütze einer Mutter, der sie ihr Herz erschließen, an der sie ihren gebeugten Geist aufrichten könnte. Aber dann schickt oft die Vorsehung in der höchsten Noth einen Freund.

Ein paar Wochen vor dem erwarteten Zeitpunkte sprach Fred den Wunsch aus, von Brüssel nach Ems überzusiedeln, da einige seiner Freunde sich dort aufhielten, und so trafen sie im April daselbst ein und bezogen eine stillgelegene Wohnung.

Harriett ging eines Abends im Hausgarten spazieren, um die erste milde Frühlingsluft zu genießen. Sie war allein; denn Carlton war, sehr gegen seinen Willen, wie er sagte, überredet worden, mit einigen Freunden eine kleine Reise von ein paar Tagen zu machen. Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich ihrer. „Letztes Jahr um diese Zeit!“ sagte sie zu sich selbst, und wie Stacheln drangen diese Worte in ihr Herz. Sie setzte sich und weinte, die Augen mit der Hand bedeckend, bitterlich.

„Fürchten Sie sich nicht, sich zu verkälten? Sie sind leicht gekleidet und die Luft ist feucht.“ Diese Worte weckten sie aus ihrer Traurigkeit, denn der gütige Ton und die Laute ihrer Muttersprache klangen wie Musik in ihren Ohren. Sie erkannte die Sprecherin augenblicklich.

Eine Dame hatte im selben Hause vor Kurzem mehrere Zimmer bezogen, deren eins in den Garten führte, und Anny hatte schon vor zwei Tagen zu ihrer Herrin gesagt:

„Wie gut wäre es für Sie Madame, da Sie so oft allein sind, wenn Mrs. Lampert Ihnen zuweilen ein Paar Stunden Gesellschaft leistete, Sie hängen zu sehr Ihren trüben Gedanken nach, und wie könnte sie Ihnen in der schweren Stunde beistehen.“

Digitized by Google

Allein Harriett fühlte sich nicht geneigt, diesem Rathe zu folgen.

Mit echt englischer Steifheit war sie stets sehr zurückhaltend gegen Fremde und alle Diejenigen, denen sie auf dem Continent begegnet war, hatten nicht dazu beigetragen, ihre Abneigung zu verringern.

Aber als sich ihr Mrs. Lampert auf diese Weise näherte, fühlte sie sogleich, daß Anny Recht hatte. Es war ihr, als ob eine Mutter zu ihr spräche, sie lächelte, dankte ihr herzlich und die Bekanntschaft war gemacht.

Die Stunde der Entbindung kam und fand Fred noch abwesend, da Harriett ihrer schweren Stunde für später entgegen gesehen hatte. Mrs. Lampert verpflegte sie wie die zärtlichste Mutter, und Fred, der schnell nach Ems zurückgerufen worden war, fand sein geliebtes Weib außer Gefahr und zu seinem Erstaunen an ihrem Bette eine vornehm aussehende Frau sitzend, von der er, obgleich sie weder Jugend noch Schönheit besaß, später ganz entzückt war.

Er war ganz Dankbarkeit für ihre Güte gegen sie und bat sie, ihre angenehme Gesellschaft der theueren Kranken wegen seiner Rückkehr ja nicht zu entziehen, kurz, Fred verschuchte nie eine Dame, und beide waren bald die besten Freunde.

Mrs. Lamperts Biographie war einfach. Sie war die Wittwe eines hohen Offiziers und hatte einen einzigen Sohn, der in Göttingen studirte und um dessentwillen sie Deutschland gegen ihr Vaterland vertauscht hatte. Ihr Einkommen war nämlich nicht hinreichend, um wie bei Lebzeiten ihres Mannes in der großen Welt fortzuleben. Ihre angenehme belebende Unterhaltung fesselte Fred gar manche Stunde an das Bett seiner Frau, während diese selbst noch zu schwach, um daran Theil nehmen zu können, desto glücklicher aber als Zuhörerin war, ihr innig dankte, daß sie ihn von dem schwarzen Ungeheuer, das ihre Gedanken während seiner Abwesenheit stets heimsuchte, dem Spieltische fern hielt.

Mrs. Lampert hatte zu viel Menschenkenntniß, um nicht den wahren Charakter Fred's hinter der äußeren einnehmenden Liebenswürdigkeit zu erkennen, besonders als sie die Klasse von Leuten mit denen er umging, näher beobachtete. Sie wunderte sich nicht mehr über die stille heimliche Sorge, die sich stets in Blick und Wort mit der inbrünstigen Liebe Harriett's zu ihrem Gatten mischte.

Eines Abends, als die Letztere mit ihrem schlafenden Kinde im Arme auf dem Sopha lag, saß Mrs. Lampert neben ihr, und erzählte mit mütterlichem Stolze und all der Liebe, die ihr Herz erfüllte, von ihrem Sohne, wie schön und talentvoll er sei, welch treffliches Herz er besitze und mit wie kindlicher Liebe er an ihr hänge. „O Mrs. Carlton," endigte sie, „mag Ihnen der Segen zu Theil werden, einst einen so gehorsamen und dankbaren Sohn zu besitzen, wie ich," sie faßte liebevoll Harriett's Hand und sagte gerührt: „Möge Ihnen der liebe kleine Knabe das werden, was mir mein Sohn ist, und was, ich bin es überzeugt, Sie, meine liebe junge Freundin, Ihrer Mutter gewesen sind.

Ein Ausruf des Entsetzens, ja fast ein Schrei brach von Harriett's Lippen und mit weit geöffneten Augen Mrs. Lampert anstarrend, rief sie: „Ich habe das Herz meiner Mutter gebrochen und meines Vaters bittere Worte werden in meinem Herzen fortklingen, so lange ich lebe. Ich wurde Allen, die mich liebten, zum Fluch! Mein Kind," fuhr sie leiser fort, indem sie den Kleinen, der durch ihre Aufregung unruhig geworden war, fester an ihre Brust drückte und zu beschwichtigen suchte, „wirst Du Deiner Mutter zum Segen gedeihen? O wie darf ich auf eine solche Gnade Gottes hoffen? O Mrs. Lampert, wenn Sie Alles wüßten, so wunderten Sie sich nicht, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich bei dem Gedanken zittern kann, mich von dem Liebling meines Herzens einst Mutter nennen zu hören! Wie darf ich Anspruch auf ein solches Glück machen!"

Und nun ließ sie ihr übervolles Herz in einem offenen Bekenntniß ihrer Verirrungen der mütterlichen Freundin gegenüber ausströmen. Dabei vermied sie aber streng, den leisesten Schatten eines Tadels auf ihren Mann zu werfen, obwohl Mrs. Lampert denselben um so tiefer sah.

(Fortsetzung folgt.)

Die Restauration des Ulmer Münsters.

(Schluß.)

Sei uns noch ein kurzes Wort über das berühmte Gelüste des Ulmer Doms gestattet, dessen Melodie das musikalische Ohr des Königs Friedrich I. von Württemberg so sehr entzückte, daß er Lust bekam, es nach Stuttgart überzusiedeln, und sich, als er die Unmöglichkeit eingesehen, wenigstens damit begnügte, daß, so oft er Ulm besuchte, von seiner Abfahrt in der etwa vier Stunden entfernten Poststation Luizhausen an bis zu seiner Ankunft dasselbe erklingen mußte. In den vier Ecken, wo das Sterngewölbe des Glockenhauses auffitzt (man kommt an demselben beim Besteigen des Thurmes vorbei), waren Capitäle mit Hautreliefsiguren, wobei jedoch — sonderbarer Humor! — nur noch eines gut erhalten ist: es stellt die Scene dar aus 1. Buch Mose, Kap. 9, V. 21 u. 22 — den betrunkenen Vater Noah mit seinen Söhnen. In diesem Glockenhause hängen sechs Glocken:

1) Die Predigtglocke. Sie trägt die Umschrift:

Digitized by Google

†††† Lucas, † Marcus, † Matthaeus, † Johannes. Anno Dommini millessio (sic!) MCCCCLIII. (Sie hat drei würdige Schwestern, welche sie an Größe noch übertreffen: die alte „Tossanne“ in Weingarten (bei Ravensburg in Württemberg); die Monstreglocke in Erfurt und das Unthier in Moskau.

2) Die Betstundglocke. Umschrift: aus obrigkeitlichem Befehl eines allhiesigen Wohl Edlen und Hochweisen Magistrats an dessen verordnete Herrn Städtrechner, Herrn Hanß Conrad Krafften, Herrn Servatius Schaden, Herrn Hanß Matthaeus Neubronnern, gossen mich in Ulm 1678: Leonhard und Peter Ernst von Linden.

Basrelief: Christus mit der Weltkugel, die Rechte zum Schwur erhoben; darunter die Inschrift: Salvator mundi.

3) Die Sturmglocke, auch „Schwörglocke“ genannt. Mit ihr wurde alljährlich der Schwörtag eingeläutet, an dem die Bürgerschaft dem neuen Bürgermeister huldigen mußte. Bilder hat sie nicht, wohl aber die Inschrift: Flos ego campana, numquam denuncio vana: Bellum vel festum, Flammam vel funus honestum. (Ich Glocke bin eine Blume, nie verkündige ich Eitles: Krieg oder Feste, Feuersbrunst oder ehrbar Begräbniß.) Jetzt wird sie, wenn nicht als Feuerzeichen, nur bei besondern Veranlassungen noch geläutet.

4) Die Betglocke, welche Mittags um 11 Uhr geläutet wird. Sie hat auf jeder Seite ein Crucifix mit der Aufschrift „Asabthani“ (vollständig: Eli, Eli, lama asabthani).

5) Die Frühglocke, mit welcher der Tag angeläutet wird, aus dem Jahr 1420, wurde 1644 umgegossen.

6) Die Weinglocke, welche Nachts 10 Uhr geläutet wird zum Zeichen, daß man nun aus dem Wirthshaus fort und heimgehen soll. Sie trägt die Namen der vier Evangelisten, und darunter die Worte „ave Maria“. Diese sechs Glocken haben ein Gewicht von 248 Zentnern 75 Pfund. Einen vollen Akkord hat das Geläute nicht: es bilden je zwei Glocken eine Terze, so daß also drei Terzen klingen.

Bis zum Anfang des Jahrs 1868 waren für die Restauration an Quadersteinen abgeliefert worden: 98,495,916 Kubikfuß, an Platten 449,477 Quadratfuß. Vom 21. August 1844 bis 31. Dezember 1867 betrugen die Baukosten:

a)	an Thurm und Kirche	320,804 fl.	3 kr.
b)	an den Dächern	9,703 „	59 „
c)	Inventar	8,597 „	3 „
d)	allgemeine Kosten	8,793 „	33 „
e)	die Orgel mit ihrem Unterbau	60,668 „	48 „
	Summe:	408,567 fl.	26 kr.

Was noch zu thun übrig ist, haben wir gezeigt. Sollte nun aber die Vollendung des Werks nicht ins Stocken gerathen, oder doch ungebührlich lang sich verzögern, so mußte Sorge getragen werden, daß Hülfsmittel beschafft wurden, reichlich genug, um nicht blos den Verfall abzuwehren, sondern auch um die künstlerische Ausführung zu ermöglichen. So war es denn ein glücklicher Gedanke des Dombaumeisters Thrän, daß er sich jener Dombaulotterie erinnerte, welche in Köln organisirt ist, und ein gleiches Unternehmen auch für das Ulmer Münster in Anregung brachte. Mit Freuden gingen Magistrat und Bürgerschaft auf den Vorschlag ein, und mit Bereitwilligkeit ertheilte die k. Staatsregierung die Genehmigung dazu.

Die sehr einfachen Bestimmungen des Unternehmens sind in Kurzem folgende: Es werden 300,000 Loose ausgegeben; das einzelne Loos kostet 35 kr. (10 Silbergroschen, 1¼ Francs), Prämien sind 2205 festgesetzt. Darunter befindet sich 1 Gewinn à 20,000 fl., 1 à 10,000 fl., 1 à 5000 fl., 2 à 1000 fl. 10 à 500 fl., 40 à 250 fl., 50 à 100 fl., 100 à 25 fl., 1000 à 5 fl. und 1000 Gewinne in Kunstwerken mit einem Gesammtwerth von 7500 fl. Wir unterlassen nicht beizufügen, daß Ihre königl. Majestäten diese Kunstsammlung mit werthvollen Beiträgen aus ihrem Privatbesitz unterstützt haben.

Die Anfangs auf den 15. August d. Js. festgesetzte Auslooosung mußte bis aufs Spätjahr verschoben werden. Daran tragen weder die für das Unternehmen niedergesetzten Kommissionen, noch die Unternehmer — die HH. Kaufmann Klemm und Kaufmann Rueff — eine Schuld; der Verschluß der Loose wurde durch den Umstand, daß in einzelnen Staaten, wie in Württemberg selbst, die Gesetzgebung überhaupt jeder Lotterie im Wege steht, wesentlich gehemmt. Außer Württemberg und Bayern ist dies namentlich im größten protestantischen Staate Deutschlands, in Preußen, der Fall, woselbst ein Betrieb der Loose unmöglich ist. Wir schließen deshalb unsern Bericht mit der dringenden Einladung zu zahlreichster Betheiligung an der Lotterie. Möge den Einen die Aussicht auf den möglichen Gewinn locken, der Andere sich durch das rein künstlerische oder historische Interesse bewegen lassen, der Dritte durch den Drang seines religiösen Gefühls sich getrieben fühlen: Alle aber, vom Hohen bis herab zum Niedrigen, vom Reichsten bis zum Aermsten sollen nicht bloß — sie können auch ohne Mühe beisteuern, damit, ehe viele Jahre um sind, der Dom von Ulm dastehe als ein die fernste Zukunft überdauerndes Denkmal echten deutschen Bruderſinns!

Mannigfaltigkeiten.

[Ulk.] In einem süddeutschen Blatte finden wir folgenden „Heirath-Antrag“: Ein Mann von 36 Jahren, körperlich wohlgeformt, geistig wohlgebildet, heiteren Humors, lebenslustig, im Besitz einer jährlichen

Digitized by Google

Rente von 25,000 fl. aus Grundbesitz, wünscht, nachdem er 10 Jahre lang alle Länder der Welt bereist hat, ein eigenes Hauswesen zu gründen und sich deshalb mit einer Gattin zu versehen. Dieselbe muß körperlich wohlgeformt und abgerundet sein, ein ovales Gesicht besitzen, welches durch Stirne, Nase, Lippen und Kinn in drei gleiche Theile getheilt ist, die Nase darf nicht wagrecht im Gesicht liegen, sondern muß womöglich mit der Stirn eine Linie bilden, und darf nicht nach Innen, sondern muß nach Außen gebogen sein. Falsche Zähne oder Haare werden nicht angenommen. Ist sie noch sehr jung, so werden keine Ansprüche auf vollendete Bildung gemacht. Hat sie Zwanzig passirt, so muß sie einer feinen Gesellschaft mit Geist und Gewandtheit präsidiren und mit jeder Dame der Stadt in jeder Beziehung konkurriren können. Vermögen darf sie gar keines besitzen. Museums- oder andere Bälle darf sie nicht besucht haben. Theater und Konzerte müssen ihr ein Gräuel sein. Sie muß richtig deutsch und französisch sprechen, das Letztere ohne deutschen Accent. Als künftige Hausfrau erhält sie für ihre Person 5000 fl. Nadelgeld, die nöthige Dienerschaft, eine eigene Equipage, ein Reitpferd und eigene Wohnzimmer im Hause. Jedes Jahr eine größere Reise mit Gefolge und Winter-Aufenthalt in den Hauptstädten Süddeutschlands. Der Zukünftige ist auf diesen gewöhnlichen oder ungewöhnlichen Weg angewiesen, weil er sich zur Hervorbringung jener Fadheiten nicht entschließen kann, womit Damenbekanntschaften gewöhnlich angeknüpft werden müssen.

[Ein englisches Urtheil über die deutsche Nordpol-Expedition.] Der „Daily Tel." bemerkt, vor 20 Jahren seien die Deutschen als Literaten in England geachtet worden, und man habe sich dieselben als Leute gedacht, welche in Allem, was mit der Pfeife im Mund gethan werden könne, anderen Nationen den Vorsprung abgewönnen, auf der See aber Nichts zu suchen hätten und dort Nichts vermöchten; nun seien dieselben Deutschen auf dem besten Wege, eine Aufgabe zu lösen, welche den drei Seemächten nicht zu lösen gelungen. Während in Frankreich Lambert sich vergeblich bemühe, auch nur ein Schiff zu finden, sei die „Germania" unter deutscher Flagge im Eismeer bis zum 80,50 Grad vorgedrungen. Parry habe vor 41 Jahren nur unter entsetzlichen Mühseligkeiten den 82,40 Grad erreicht und dann sein Unternehmen aufgeben müssen. Wenn das Glück den kühnen deutschen Seemann nicht im Stich läßt, sagt der „Tel.", so wird er erreichen, was die besten englischen Kapitäne seit 300 Jahren vergeblich versuchten. Für die Wissenschaft wäre dies ein großer Gewinn und wir würden Nichts dabei verlieren; weder unsere Einfuhr noch unsere Ausfuhr würde darunter leiden, und wir können darum unseren deutschen Vettern nur dazu Glück wünschen, daß sie an Energie die maritimen Nationen der Welt übertroffen haben.

[Eine Anzahl „Blaustrümpfe"] versammelten sich in Chicago (Amerika) am 5. August auf einem Meeting und nach einer halbstündigen Berathung gelangten dieselben zu dem Beschlusse, „daß die Männer ihre Unfähigkeiten zu herrschen, und das Regiment zu führen, an den Tag gelegt hätten (!), und daß die Zügel der Regierung den Frauen überlassen werden müßten." Eine weibliche Ligue wurde gebildet, und jedes Mitglied mußte den folgenden Eid ablegen: „Wir, das Volk und die Einwohner von Amerika, sind bereit, sich zusammen zu schaaren, und zu unterstützen eine neue und göttliche Regierung von Staat und Kirche — eine vereinigte theokratische und demokratische Regierung — die Männer den Staat und die Frauen die Kirche repräsentirend — die Kirche den Staat controllirend." — Die Hitze muß sehr groß gewesen sein!

Gegen Ungeziefer wird Petroleum empfohlen, welches Mäuse und Ratten verjagen soll. Wasser mit etwas Petroleum schlechtester Art vermischt, soll, wenn es zum Gießen angewandt wird, Schnecken und Engerlinge vertreiben, alle Insekten in den Gärten wie in den Häusern vertilgen, wenn man es in deren Schlupfwinkel gießt. Das billigste und schlechteste Petroleum soll das wirksamste Mittel zu diesen Zwecken sein.

Den Abiturienten in Hersfeld (Hessen) wurde für ihren Examenaufsatz folgendes Thema aufgegeben: „Inwiefern kann die Geschichte Deutschlands seit dem dreißigjährigen Kriege eine Geschichte Preußens genannt werden?" Empfindet man in Hessen das Bedürfniß neuer Hochverrathsanklagen oder soll aus dem Munde der Unmündigen ein Lob bereitet werden?

Charade.

Was euch beseligt hier und ewig bleibt,
Das höret von den beiden Ersten hier.
Das Dritte lügt und trügt,
Wenn's Klugheit nicht besiegt.
Das Ganze schreibt,
Doch nicht aus eig'nem Trieb,
Nur was ein And'rer schrieb.

• • •

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nr. 215 Mittwoch, 16. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Von dieser Stunde an wurde Mrs. Lampert und Harriett vertraute Freundinnen. Die tiefe Religiosität von Mrs. Lampert, durch die sie in der gebeugten Frau heiteres Gottvertrauen zu erwecken suchte, sowie ihre reiche Welterfahrung wurden Harriett zum größten Segen, und diese vergalt es durch warme Dankbarkeit.

Als Harriett wieder gesund war, und sich gänzlich den wonnevollen Beschäftigungen mit ihrem Kleinen — den Mutterfreuden hingab und ihrem Manne dankbar war, daß er sie gewähren ließ und nicht mehr verlangte, ihn in Gesellschaft oder das öffentliche Leben zu begleiten, so bemerkte ihr Mrs. Lampert freundschaftlich, obgleich auf die zarteste Weise, sie sei der Ansicht, daß eine Frau ihren Mann der mütterlichen Pflichten wegen nie hintenansetzen dürfe, sowohl in wie außer dem Hause eine angenehme Gesellschafterin und treue Gefährtin bleiben müsse.

Diese Unterredung fand kurze Zeit vorher statt, ehe die Familie Carlton Ems verließ, um nach Baden zu gehen.

Harriett beherzigte diesen mütterlichen Rath und trat an ihres Gatten Seite wieder in das Weltleben ein, glänzend und gefeiert wie zuvor. Aber ach, nach und nach mußte sie mit einem Schmerze, den keine Worte ausdrücken können, wahrnehmen, daß Fred ihr nicht mehr ausschließlich — nicht mehr allein gehöre.

Sie kämpfte noch mit dieser neuen schrecklichen Entdeckung, als sie von ihrer würdigen Freundin Abschied nehmen mußte.

Bald nach ihrer Ankunft in Baden, fiel eine ähnliche Scene wie in Brüssel zwischen ihnen vor; — denn in einem Augenblick unerträglichen Wehes, wagte sie ihrem Manne Vorwürfe über diese neue Quelle ihrer Leiden zu machen, wurde aber bald zum Schweigen gebracht. Er sagte ihr offen, schnell und energisch, daß, wenn ihn ihre tolle Eifersucht überallhin verfolge und es ihr solche Qual verursache, wenn er ein Paar albernen dummen Frauenzimmern ein Bischen die Cour mache, so treibe sie ihn, was ihr ja noch entsetzlicher sei, gänzlich an den Spieltisch. — Sein Herz gehöre ihr — ihr allein, werde ewig an das ihre gefesselt bleiben, bis freilich — solche Scenen voll Mißtrauen und Verdacht das Band wohl allmälig lösen könnten.

An diese Versicherung mußte sich die arme Harriett anklammern, wie Jemand, dessen Hoffnung, dessen Leben von einer schwachen Stütze abhängt. Trost und Frieden konnte sie ihrem Herzen nicht geben, auch blieb sie von jenen Unannehmlichkeiten nicht befreit, die eine vernachlässigte Frau zuweilen zu erdulden hat.

Wenn sich schon Harriett Helham mit Gleichgiltigkeit und Würde von den faden Schmeicheleien gewöhnlicher Anbeter abgewandt hatte, um so vielmehr ekelte sie als Frau und Mutter die leichtsinnige Courmacherei an. Sie wich mit wahrem Entsetzen vor einem zudringlichen Blicke oder Worte zurück; doch stand ihr Mann ihr hier zur Seite, der, obgleich er sich selbst Alles verzieh, doch einen sehr scharfen Blick für das Betragen Anderer gegen seine Frau hatte.

Fred Carlton lebte wie Hunderte seiner Klasse leben, d. h. er verbrauchte so viel, als ihm angenehm war, und versagte sich weder Luxus noch Vergnügen. Die Gläubiger drängten allerdings! Wie er sie befriedigte? Harriett wußte es nicht, sie wurde nie mit pecuniären Sachen behelligt. „Was konnte sie auch von Geldangelegenheiten verstehen!“ So beschwichtigte er sie, wenn sie von schlimmen Ahnungen getrieben, mit ihm darüber sprechen wollte.

Mark Hetham hatte Harriett jährlich 800 Pfund Sterling ausgesetzt, eine Summe, mit der sie sich jeden Comfort auf dem Continent verschaffen konnte, obgleich ihre Mitgift viel geringer war als die Rosa's, denn er wollte den Mann ihrer Wahl verhindern, goldene Früchte für sein ehrloses Betragen zu ernten und auch ihr dadurch seine Mißbilligung mit ihrem Betragen zu erkennen geben.

Indessen häuften sich die Schulden und nun mußte sie helfen, doch auch ihre Hilfe reichte nicht aus, um seine Ehrenschulden zu decken. Jetzt nöthigte er sie, an ihren Vater um Geld zu schreiben; sie that es, aber mit welchem Widerwillen kann man sich denken, besonders da es der erste Brief an ihn seit ihrer Verheirathung war, und in welcher Angelegenheit! Aber Fred hatte ihr gesagt, daß seine Ehre auf dem Spiele

Digitized by Google

stehe, und für ihn that Harriett auch Etwas, dem sie, wenn sie es hätte für sich thun sollen, den Tod vorgezogen haben würde.

„Auf Mark Hetham's Befehl," lautete die Antwort, die durch den Advokaten erfolgte, „sende ich die verlangte Summe mit der Weisung, daß Mark Hetham mit solchen Forderungen in Zukunft wünsche verschont zu bleiben, da er durchaus abgeneigt sei, die Spielschulden Mr. Carlton's zu bezahlen."

Wir Alle wissen, daß die Quelle, welche die bittersten Gefühle erzeugt, welche die eng verbundensten Herzen trennt, meistens das Geld ist; wie viel weiter wird aber dadurch der Bruch, wenn dieselben schon vorher getrennt waren!

Fred Carlton fühlte sich durch die Art und Weise, wie ihm das Geld gewährt wurde, tief beleidigt, und da ihm die jüdische Gräfin mit Bereitwilligkeit die Summe vorschoß, so schickte er dieselbe im ersten Aerger Mark Hetham zurück.

Harriett erfuhr jetzt den neuen Schmerz, daß ihr Mann seit dieser Zeit noch tiefer in der Achtung ihres Vaters gesunken sei. Sie verlor alle Freude an der Correspondenz mit ihrer Schwester, sie bildete sich ein, daß deren Briefe voll Kälte und Zurückhaltung seien, was übrigens keineswegs der Fall war, denn je mehr Schlimmes Rose über ihren Schwager hörte, desto mehr fühlte sie sich zu Liebe und Mitleid zu der Schwester, der lieblichen Gefährtin ihrer Kindheit, gezogen und mit tieferem Kummer, selbst als der Harriett's, nahm sie die seltene und kalte Correspondenz wahr, und ließ sie fast gänzlich fallen, da sie nicht mehr zu dem Vergnügen Beider beitragen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Union-Pacific-Eisenbahn.

Ueber die größte Eisenbahn der Welt, welche den atlantischen mit dem stillen Ozean verbinden soll, bringt die „New-Yorker Handels-Zeitung" folgende spezielle Mittheilungen:

Die Union-Pacific-Eisenbahn rückt sehr rasch durch die sogenannte große „amerikanische Wüste" westlich von Omaha vor. Die Schnelligkeit und zugleich die Solidität, womit der Bau dieser Bahn ausgeführt wird, sind Staunen erregend; eine Beschreibung des dabei in Anwendung gebrachten Arbeiter-Systems dürfte daher nicht ohne Interesse sein.

Die Erdarbeiter mit Hacke und Schaufel bilden den Vortrab und bereiten auf Meilen weit das Bahnbett vor, dann folgen die mit Gradirung und Legung des Geleises beschäftigten Arbeiter, die Konstruktions-, Schlaf- und Verpflegungszüge. Die Waggons der Letzteren sind 80 Fuß lang, einige mit Betten versehen, andere als Speisezimmer, Küchen, Vorrathskammern und Bureaux eingerichtet. Zur Essenszeit werden die Waggons bis zum Ende des gelegten Geleises geschoben und die Arbeiter nehmen ihr Mahl in ihnen ein, Abends wiederum so weit, wie das Geleise gelegt ist, so daß der Arbeiter am anderen Morgen sich gleich am Anfangspunkte seiner Arbeit befindet. Die Unter-Kontraheuten arbeiten in Sektionen von je 2 Meilen und beinahe fünfhundert Mann werden an jeder Sektion beschäftigt, um die Bahn für die Legung des Geleises vorzubereiten. Die Konstruktionszüge sind mit Schienen, Verbindungsstücken, Schwellen, Bolzen, Schienenstühlen und allen sonstigen zur Arbeit nöthigen Materialien beladen. Mehrere Konstruktionszüge stehen fortwährend hinter den Verpflegungs- und Schlafwaggons, welch' Letztere beim Beginn der Arbeit auf ein Nebengeleise geschoben werden. Die Schwellen werden durch von Maulthieren gezogene Wagen längs der Bahnstrecke vorausgeschickt, die Schienen und deren Eisen-Materialien auf kleineren Packwagen bis zum Ende des Geleises transportirt. An jeder Seite des Geleises stehen zehn Männer. Einer derselben wirft eine Schiene vom Wagen herab auf Rollen, drei Andere ziehen sie an die Stelle, wo sie befestigt werden soll. Unterdessen sind die „Stühle" unter die vorher gelegte Schiene plazirt worden. Zwei Männer passen die Schiene in den Stuhl der zuletzt gelegten ein, während des Kopfende derselben von den andern gehalten wird. Auf den Ruf des Aufsehers „Nieder" (down) lassen die Arbeiter die Schiene fallen, und so ist auf jeder Seite eine Schiene gelegt, welche dann mit Bolzen auf den Schwellen befestigt wird; der Schienenkarren rückt sogleich weiter vor und die Operation beginnt von Neuem. Die Bahn wird dann zwischen und neben den Schienen mit Kies befahren und ist zu Benutzung fertig. Ist der Schienenkarren leer, so wird er vom Geleise geschafft und der nächstfolgende beladene nachgeschoben; auf diese Weise geht es Stunde für Stunde, Tag für Tag fort, alle 30 Sekunden wird auf beiden Seiten des Geleises eine Schiene gelegt, einerlei, ob Regen oder Sonnenschein. Die Arbeiter sind wohlgemuth und die Kontrahenten stets thätig. Gegenwärtig werden innerhalb 24 Stunden zwei und eine halbe Meile Bahnstrecke vollendet; man hofft aber durch neue Einrichtungen von jetzt an vier Meilen den Tag fertig zu bringen und erwartet mit Sicherheit, daß die Bahn um Weihnachten bis zur Salzseestadt, 1051 Meilen von Omaha und etwa 330 Meilen vom jetzigen Endpunkte der Bahn, vorgerückt sein wird. Die Werkstätten der Bahn in Omaha bedecken ein Areal von 8 Acres am Missouri-Ufer und sind aus Backsteinen gebaut. Sie bestehen aus Maschinen- und Reparatur-Werkstätten, Eisengießereien, Waggon-Fabriken, kurz, allen Etablissements zur Herstellung der beim Eisenbahnbetriebe gebrauchten Artikel. Fast alle von der Bahn benutzten Waggons — Fracht-, Konstruktions-

Digitized by Google

und Passagierwagen — werden dort gebaut und sind denen anderer Bahnen völlig gleich. Hier werden Locomotiven und Maschinen reparirt und alle zugehörenden Artikel angefertigt. So vollständig sind die Werkstätten, daß von der Handkarre bis zur Locomotive Alles dort construirt werden kann. Die Compagnie hat bis jetzt noch keine Locomotiven für sich gebaut, wird dies aber in zwei Jahren thun. Die kärglich in der Nähe der Bahn entdeckten „Iron Mountains“ liefern das nöthige Eisen. Die bewegende Kraft wird durch eine Dampfmaschine von 45 Pferdekraft erzeugt. Vierhundert Arbeiter, deren Tagelohn zwischen 3 Doll. 25 Cent, bis 4 Doll. 50 Cent. variirt, werden in diesen Werkstätten beschäftigt. Außerdem besitzt die Compagnie bedeutende Werkstätten längs ihrer Linie in Grand Island, North Platte, Sidney, Cheyenne und Lamarie. Kohlen wurden am Endpunkte der Bahn vor Kurzem durch einen armen Irländer entdeckt, welcher seinen Anspruch an einen Spekulanten in Omaha für nur 200 Dollars verkaufte. Dieser schloß mit der Compagnie sofort einen Kontrakt auf mehrer Tausend Tonnen ab und öffnete die am Abhange eines Berges liegenden Kohlenadern.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die sog. Traubenkur, deren Zeit jetzt beginnt, etwas Näheres zu erfahren, dürfte für unsere Leser von Interesse sein. Die Weintraube hat sich durch ihre sanften, gelind wirkenden Säfte, die den Salzen sehr nahe kommen, bei diätetischem Gebrauch stets als ein mildes, die Ernährung umstimmendes und die Blutbereitung verbesserndes Mittel bewährt. Mancher, der die Kur richtig angewandt, hat sich von hartnäckigen Unterleibs-, Milz-, Magen- und andern beschwerlichen Leiden befreit oder solche wenigstens dadurch bedeutend gemildert. Die beim Beginn der Kur, die man sich der Süße der Trauben wegen sehr angenehm denkt, namentlich bei sehr reizbaren Personen bald sich einstellenden Beschwerden, als Hitze, Blutandrang nach dem Kopfe, ungewöhnliche Aufgeregtheit des Geistes, unruhiger Schlaf u. s. w., sind nur vorübergehend und Folgen der bereits gesteigerten Verdauung. Man genießt gewöhnlich nur die dünnschaligen, den meisten Saft enthaltenden Trauben und wechselt nur dann und wann, um den Genuß zu erhöhen, mit anderen Sorten ab. Die Beeren werden nur ausgesogen, nie verschluckt, da die genossenen Schalen und Körner den Zweck der Kur stören würden. Der Patient beginnt die Kur mit täglich 1½ Pfund guter, nicht zu kalter Trauben und steigt je nach drei Tagen um ½ bis 1, bis zur Höhe von 6 Pfund in Mittel der Kur und geht ebenso wieder abwärts. Den größten Theil nimmt man Vormittags zu sich, den Rest des Abends und fährt 4—6 Wochen damit fort. Dabei ist die einfachste Diät erforderlich, denn nur sie befördert den möglichst reinen Uebergang des Traubensaftes in das Blut und somit den alleinigen Hauptzweck der Kur. Deshalb genießt man des Morgens nur Weißbrod und Wasser. Des Mittags ißt man ebenfalls möglichst sparsam und einfach, nur die leichtesten Fleischspeisen. Man hat daher gesagt, die Traubenkur wäre einer Hungerkur sehr ähnlich. — Da der Körper nach Beendigung der Kur durch die Aufregungen, die stets ihre unmittelbaren Folgen sind, sehr empfindlich bleibt, so haben sich besonders schwächliche Personen jedem schroffen Temperaturwechsel fernzuhalten und Reisen aus einem milden in ein kälteres Klima möglichst zu vermeiden.

[Zur schwedischen Nordpolexpedition.] Der Kommandeur des Dampfschiffes „Sophia“, Kapitän v. Otter, hat nach der offiziellen „Post-Tidning“ unterm 3. August vor der Advent-Bay auf Spitzbergen rapportirt. Am 19. Juli war er von Tromsö abgegangen und am 22. Juli Abends bei der Insel eingetroffen. Nachdem die meisten Gelehrten bei dem sogenannten Südhafen der Insel ans Land gesetzt worden waren, begab sich Kapitän v. Otter ostwärts, um Peilungen vorzunehmen; allein da er dies stürmischen Wetters halber nicht fortsetzen konnte, kehrte das Fahrzeug nach der Bären-Insel zurück und ankerte auf der Ostseite, wo man Wasser einnahm und zugleich verschiedene Vermessungen ausführte. An derselben Stelle entdeckte man ein ziemlich mächtiges Kohlenlager, wovon man circa an 40 Kubikfuß an Bord nahm. Die Kohlen erwiesen sich als recht brauchbar, wenn man sie mit englischen Kohlen vermischte. Die Mitnahme einer größeren Partie Kohlen erlaubten Zeit und Umstände nicht, da jeder einzelne Sack durch die Brandung ins Boot gebracht werden mußte. Am 25. Juli Vormittags segelte das Schiff nach dem sog. Nordhafen, und in derselben Nacht zurück nach dem sog. Südhafen, nachdem man den Nordhafen vermessen hatte. Am 26. und 27. Juli herrschte ein schwerer Südweststurm, die Gelandeten gingen an Bord und das Schiff segelte am 27. Juli Abends nach Spitzbergen, am 29. Juli Morgens stieß man auf das erste Eis und kurz darauf erhielt man das Südkap Spitzbergen's in Sicht. Da der Wind ausdauernd westlich war, segelte man im Kurs nach den Tausend-Inseln, welche südlich von „Staus Förland“ liegen; allein Abends traf man 40 Meilen von dort Treibeis, welches so gewaltig war, daß auf die Erreichung der Tausend-Inseln verzichtet werden mußte. Es wurde darauf wieder nach dem Südkap gesteuert und am 31. Juli ankerte das Schiff am Jissfjord in der sog. „Green-Harbour“. „Nachdem wir dort drei Tage zugebracht“ — heißt es in dem Rapport, — „liegen wir jetzt in der Advent-Bai. Auf dem ganzen Wege von Norwegen nach Spitzbergen und in allen Richtungen,

Digitized by Google

die wir gesegelt, sind Tiefenmessungen ausgeführt. Die Besatzung erfreut sich der besten Gesundheit."

(40,000 Theaterzettel.) Die braunschweigische Stadtbibliothek ist, wie die „Hamb. Nachr." erzählen, durch Vermächtniß eines vor mehreren Jahren verstorbenen hochbetagten Majors in den Besitz einer höchst originellen Sammlung gekommen. Der Verstorbene, Major Häusler, besaß nämlich eine Sammlung von Theaterzetteln, deren Zahl auf 40,000 angegeben wird und die aus der gesammten theatralischen Welt herrühren. Selbst Australien ist mit Theaterzetteln darin vertreten, und es soll keine Bühne in Deutschland geben, die nicht ihr Kontingent zu dieser Sammlung gestellt hätte; ja, selbst wandernde Bühnen haben mehr oder weniger Berücksichtigung gefunden. Am vollständigsten und fast ohne Lücken sind die Theaterzettel von Braunschweig vorhanden, und zwar seit Beginn dieses Jahrhunderts, letztere sogar nach Jahrgängen gebunden.

[Eine Wasseruhr], welche als sehr einfach und zuverlässig empfohlen wird, hat P. Embrico in Rom konstruirt. Das Speisewasser für die Uhr geht durch einen Trichter oder Rumpf und hält diesen beständig voll, während der Ueberschuß wieder fortgeht. Das eigentliche Betriebswasser fließt daher in immer gleicher Menge aus einer kleinen Oeffnung in der Spitze des Trichters und fällt hier aus geringer Höhe in ein wie ein Schiffchen gestaltetes Gefäß, welches durch eine Scheidewand in zwei ganz gleiche Abtheilungen getrennt ist. Das Schiffchen ist quer auf die Welle befestigt, an welcher die gewöhnliche Gabel sitzt, die den Pendel treibt. Der Gang aber wird dadurch unterhalten, daß das sich abwechselnd nach der einen oder anderen Seite neigende Schiffchen bald die eine, bald die andere Abtheilung dem einfließenden Wasserstrahl darbietet, und so immer eine Seite steigt und sich füllt, während die andere sinkt und leer wird. Gleich unter diesem Schaukelsysteme befindet sich ein ganz ähnliches zweites, welches sich in gleichem Tempo mit dem oberen bewegt, weil die oberen Behälter ihren ganzen Inhalt in die unteren ausgießen. Von der schwingenden unteren Welle greift ein Hebel in das Zeigerwerk und treibt das erste Rad, welches die Sekunde angibt, von diesem wird die Bewegung auf das Minutenrad und von hier weiter auf das Stundenrad übertragen. Alle Bewegungen pflanzen sich ohne Zahngetriebe durch einfache Hebel fort.

In London wurde von dem Franzosen Godard (Sohn des berühmten Aeronauten) ein Riesenluftballon mit einem Kostenaufwand von 28,000 Pfd. St. gebaut, der einen Durchmesser von 90 Fuß und eine Tragfähigkeit von 22,000 Pfd. hat; ein Schirm von 80 Fuß Höhe und 270 Fuß Durchmesser umgibt die Maschinerie; der Ballon wird beim Aufsteigen von einem Seile von 2000 Fuß Länge und ungemeiner Festigkeit gehalten; das Schiff nimmt 30 Passagiere auf und ist von einer Gallerie umgeben; vom 14. September an beginnen die täglichen „Reisen in's Blaue."

[Angenehme Aussicht.] Wie die „Sout London Preß" mittheilt, lassen mehrere große Londoner Brauer Experimente mit Strychnin anstellen, um zu erfahren, in wie weit dasselbe bei der Zubereitung von Bitter-Ale verwendet werden könnte. Es wird nämlich behauptet, daß das Gift, wenn in unendlich kleinen Dosen gebraucht, eine große Ersparniß an Hopfen bewirkt, und gleichzeitig eine „bewundernswerthe Tonik" abgibt.

Ein neuer Diamant ist in dem Flusse Vaal, am Kap der guten Hoffnung, in der Nähe der evangelischen Mission Peniel, gefunden worden. Der Stein ist vom reinsten Wasser und steht den schönsten indischen Diamanten in keiner Weise nach. Er wiegt 15 1/2 Karat und sein Werth wird auf 10,000 Francs geschätzt. Er ist nach England geschickt worden, um dort genauer geprüft zu werden.

Jene Sorte Inserate, wodurch getrennte Ehegatten einander den Kredit abschneiden, ist auch in Nordamerika nicht unbekannt, nur erinnert schon die Fassung derselben an Holzart und Messer. So enthält ein Chicagoer Blatt folgende Anzeige wörtlich: „Meine Frau Barbara Ritschen, geborne Rößler ist entweder durchgebrannt oder gestohlen worden. Ich werde demjenigen, der sie mir zurückbringt, den Hirnkasten einschlagen. Da ich meine eigenen Schulden nicht bezahle, bezahle ich selbstverständlich auch die ihrigen nicht.

Louis Ritschen."

Auflösung des Räthsels in Nr. 208:

Bläuliche Luft, du Odem der Welt!
Der Alles erzeugt, durchdringt und erhält;
All' lebenden Wesen, Gewächse und Pflanzen,
In dir schwimmt das Ganze im endlosen Ganzen.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nr. 216 Donnerstag, 17. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

XXX.

Drei Monate von der Verbannungszeit von Lord Horace waren vorüber, und er gedachte Baden, das meistens nur für Leute, die sich dem lauten Vergnügen oder dem Spielteufel hingeben, Interesse hat, zu verlassen und nach Paris zu gehen.

Einige Abende vor seiner Abreise machte er bei Mrs. Carlton seinen Abschiedsbesuch und traf sie in Vorbereitungen zu ihrer Abreise nach Ems.

Harriett war allein, aber sie sagte, daß sie ihren Mann erwarte und bat ihn, so lange da zu bleiben. Längere Zeit sprach er von seinen frohen Aussichten und Plänen, aber das griff sie so an, daß sie die Unterhaltung auf ihre Abreise lenkte und hinzufügte:

„Fred liebt Ems vorzugsweise wegen der trefflichen Rothwildjagd in mehreren Bezirken von Nassau, die er mit einigen Freunden gepachtet hat."

Lord Horace hatte seine Zweifel darüber, während er fragte: „Und Sie, Mrs. Carlton, lieben Sie auch Ems?"

„O ja, mehr als irgend einen Ort dieser Art, denn dort wurde mein Kind geboren, und ich fand dort eine würdige theuere Freundin. Obgleich ich diese nun diesmal nicht dort antreffen werde, so habe ich doch dort die Erinnerungen an ihre Güte für mich und überdies ist Ems um diese Zeit sehr still."

„Dann sind Sie der Zerstreuung Badens müde?" fuhr der Lord fort.

„O, Jedes muß derselben müde werden", seufzte sie, „Sie halten mich doch nicht für vergnügungssüchtig? Nein, Lord Horace," fuhr sie im veränderten traurigen Tone fort, „erzählen Sie zu Hause, daß ich nicht die herzlose Weltfrau geworden bin, für die man mich hält. Ich weiß es, Sie können nicht sehr hoch von mir denken. Wie wäre dies auch möglich! Aber Sie werden sich dennoch bemühen, die Herzen, auf die Sie Einfluß haben, derjenigen zuzuwenden, die, wie selbstsüchtig, widerspenstig, undankbar und Alles was sündhaft ist, sie auch gemessen sein mag, doch ein demüthiges Herz hat" — und sie preßte ihre Hände darauf, als wolle sie seine Schläge stillen „ein Herz, das von Reue, Kummer und Liebe — ach welch' sehnender Liebe für meinen einzigen theueren Vater und meine geliebte Schwester erfüllt ist. Ach wie möchte ich sie so gern noch einmal sehen, doch vielleicht —" ihre Stimme schwankte und sie hielt inne, „Entschuldigen Sie, Lord Horace," fuhr sie fort, „entschuldigen Sie mich, daß ich Sie so mit meinem Kummer belästige", und sie wischte die Thränen von ihren Wangen, „als ich Sie hier das erste Mal sah, war ich gerade so schwach wie heute. Der Gedanke, daß Sie Die bald sehen werden, an denen meine Seele hängt, macht mich so", und sie versuchte zu lächeln. „Wie beneide ich Sie, denn wenige Monate trennen Sie jetzt nur noch von vielen Jahren ungetrübten Glückes."

„Ich hoffe es mit Ihnen, Mrs. Carlton, und gebe Ihnen die Versicherung, daß ich in meinem eigenen Glücke das Ihrige nicht vergessen will, daß es eine der größten Freuden für mich sein wird, Ihnen die Schwester zuzuführen, daher" fügte er mit gütigem Lächeln hinzu — „können Sie nicht sehr tief in meiner Achtung stehen."

Er wurde von Harriett unterbrochen, die verklärt von Freude ausrief: „Gott segne Sie, Lord Horace für diese Worte. Wollen Sie mich wirklich mit Rosa besuchen? Ach wie groß ist meine Sehnsucht, wieder in diese lieben milden Augen zu schauen. Geben Sie mir in der That das Versprechen?" Sie sah ihn liebevoll bittend an, und was hätte er diesem Blicke wohl versagen können?

Dann fuhr sie fort:

„Ich muß Ihnen bekennen, daß ich, als Sie mir Ihre Verlobung mit Rosa anzeigten, getäuscht war, denn ich hegte die stille Hoffnung" — und sie senkte die Augen, „daß mein leichtsinniges Betragen gegen den Mann, dessen Namen ich mich nicht getraue, zu nennen, durch einen viel größeren Ersatz wieder gut gemacht werden würde, kurz, daß Rosa — werden Sie nicht böse, Lord Horace," — als sie das starke Erröthen des jungen Mannes sah.

„Arthur sagte mir, als ich ihn das letzte Mal sah, daß er nie heirathen werde," war Alles, was der Lord darauf antwortete.

„Und hätte er meine Schwester geheirathet, so

Digitized by Google

hätte ich nie auf das Glück hoffen dürfen, das Sie mir in Aussicht gestellt haben. Wie würde er, in dessen Augen ich so unwürdig dastehe, seiner Frau erlaubt haben —"

„Sie irren, Mrs. Carlton, wenn Sie glauben, daß Arthur den leisesten Groll gegen Sie hegt," unterbrach Sie Lord Horace, „ganz das Gegentheil, ich versichere Sie, er denkt Ihrer nur mit Mitleid."

Die letzten Worte entschlüpften seinen Lippen unwillkührlich.

„Mitleid, nur Mitleid!" rief sie aus und ihre Gestalt richtete sich hoch auf, während ihre Wangen und Stirne wie mit Blut übergossen waren und ihre Augen Feuer schossen, aber im nächsten Augenblicke hatte sie sich beherrscht, und ehe Lord Horace sich näher erklären konnte, sagte sie ruhig und traurig: „Was darf ich auch anderes erwarten, ich muß noch dankbar sein, daß es nicht Haß ist, und verdiene ich denn nicht auch wirklich Mitleid? Mischt sich nicht in alle meine Freuden bittere Erinnerung!"

Nach einer kleinen Pause fuhr sie mit nervösem Lächeln fort:

„Aber Lord Horace, Sie dürfen nicht glauben, daß ich so elend wäre, um nicht das Glück anzuerkennen, das ich besitze, mein geliebter Mann — mein Engelskind!" sagte sie mit frohem Lächeln. Dann aber preßte sie ihre Hände auf ihre Brust und seufzte: „Wenn nur die Erinnerung nicht wäre!"

Lord Horace war tief gerührt und sagte mit ernster Theilnahme:

„Gute, liebe Mrs. Carlton! Geben Sie sich ihrem Schmerze nicht so hin, denn Rosa wird trostlos sein, wenn ich ihr nicht sagen kann, daß ich Sie wohl und glücklich verlassen habe. Und Ihr Vater, denken Sie ja nicht, daß er kein Interesse mehr an Ihnen nimmt. Ich glaube, daß Sie ganz glücklich sind, bis auf den Schmerz, den nur die Zeit heilen kann."

„O ja!" antwortete sie schnell, „ich bin glücklich und wohl, obschon mir das genußvolle Leben nicht so gut bekommt, Sie müssen mich nicht nach heute Abend beurtheilen, der Gedanke, daß Sie — doch ich darf nicht wieder auf diesen Gegenstand kommen, denn Fred wird gleich hier sein und er liebt es nicht, mich traurig zu sehen," dabei warf sie schnell einen Blick in den Spiegel, „ich wünschte, Sie könnten den Kleinen noch einmal sehen, aber ich fürchte, er schläft schon."

„Ja, ich muß mir sein Bild tief einprägen oder seine Tante wird mich schelten", sagte er freundlich und Harriett verließ lächelnd das Zimmer. Sie kehrte bald zurück und sagte, daß er schlafe, aber wunderschön aussehe.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Zeitungs-Druckmaschine.

Der Druck der Zeitungen erfordert eine immer größere Schnelligkeit. Das steigende Interesse des Publikums an den Tagesereignissen und den öffentlichen Angelegenheiten, die Benutzung der Telegraphie und der häufige Verkehr der Posten zwingen uns, auf Mittel zu sinnen, welche es möglich machen, den Bedürfnissen der Zeit durch fortwährend beschleunigte Herstellung der Zeitungen nachzukommen.

Diesen Zwecken entsprachen bisheran den hiesigen Verhältnissen nach die sogenannten vierfachen Maschinen mit drei Druckcylindern, welche in der Stunde ungefähr 5200 Abdrücke liefern und von denen für den Druck der „Kölnischen Zeitung" drei in Thätigkeit sind. Bei aller Vortrefflichkeit ihrer Bauart hatten dieselben doch manche Mängel. Ihre Höhe machte die Bedienung und Beaufsichtigung schwierig. Die zwar sehr sinnreich, aber äußerst subtil konstruirte Auflösung ließ eine außergewöhnliche Anspannung nicht zu, denn die Maschine konnte ohne Gefahr nicht über 22 Umdrehungen in der Minute gemacht werden, und namentlich war es die vielseitige und weite Bänderleitung der Bogen, welche den Druck erschwerte und durch häufiges Reißen der Bänder denselben in oft empfindlicher Weise aufhielt.

Der Maschinenmeister meiner Zeitungs-Druckerei, Hr. E. Bragard, der jahrelang diese Maschinen unter seiner Aufsicht hatte, ihre Bedienung schon früher durch Selbstauflieger sehr vereinfachte, suchte auch andere Mängel derselben zu beseitigen und konstruirte endlich im Jahre 1865 eine ganz neue Maschine, welche den gewünschten Zwecken im weitesten Maße entspricht. Sie beruht auf dem Prinzip derjenigen Schnellpressen, in denen sich ein oder mehrere Druckcylinder gegen eine ebene, hin und her laufende Schriftform abwälzen. Diese neue Zeitungs-Maschine hat deren zwei, welche vor dem jedesmaligen Hin- und Hergange des Karrens je einen Bogen aufnehmen, ihn über die Form leiten und auf dem kürzesten Wege auf einer Seite bedruckt wieder ausführen, so daß die Presse beim einmaligen Rundgange des Kreis-Rades vier Abdrücke liefert. Die Färbung der Form geschieht durch Farbtische und zwischen, so wie vor den Cylindern liegende Farbwalzen. Das größte Format, welches auf dieser zweizylindrigen Maschine gedruckt werden kann, beträgt 23 zu 35 Zoll. Die Presse ist 13 Fuß, mit der Selbstauflegern aber 17 Fuß lang, mit den Stehbänken und dem Triebwerke 8 Fuß 6 Zoll breit und 5 Fuß 2½ Zoll hoch, während die obenerwähnte vierfache Maschine älterer Konstruktion 18 Fuß Länge, 8 Fuß 6 Zoll Breite und 9 Fuß 10 Zoll Höhe hat.

Dieser Unterschied in der Höhe erleichtert die Bedienung ungemein, jeder einzelne Theil ist schnell und leicht zu bereichen, der Gang der Maschine ist regelmäßig und ruhig, es bedarf nicht, wie bei den ältern

Digitized by Google

Pressen, der jedesmaligen Auflösung eines Zylinders, und endlich zieht die bedeutend geringere Menge und die Vereinfachung der Bänder keine Störungen mehr nach sich. Die Brückenbänder laufen ganz unabhängig von den Zylindern und sollte einmal ein Band reißen — was jedoch bis jetzt nicht vorgekommen ist —, so fällt es nicht in den Gang der Maschine, sondern muß sich sofort nach Außen aufwickeln. Die Zahl derselben ist von 144 auf 74 und ihre Gesammtlänge von 1250 Fuß auf 720 Fuß vermindert.

Die neue Maschine des Herrn Bragard ist von C. Hummel in Berlin in vortrefflicher Weise ausgeführt, sie ist jetzt ein volles Jahr bei mir im Betriebe und liefert ohne alle Schwierigkeit 6000 Abdrücke in der Stunde.

Nachdem ich deren Tüchtigkeit so lange erprobt habe, wünsche ich auch weitere Kreise darauf aufmerksam zu machen und glaube, sie größeren Zeitungsdruckereien sowohl ihrer Vollkommenheit, als auch ihrer Billigkeit wegen anempfehlen zu können.

Herr Bragard hat außer dieser vierfachen auch noch eine Doppeldruckpresse mit einem Zylinder konstruirt, welche, auf demselben vereinfachten Prinzip beruhend, durch die Möglichkeit einer vielseitigen Verwendung sich gewiß sehr bald Eingang verschaffen wird.

Ueber beide Maschinen werden die Herren C. Hummel in Berlin und Eugène Bragard in Köln nähere Auskunft ertheilen.

Köln, 13. September 1868.

M. DuMont-Schauberg,
Verleger der „Kölnischen Zeitung."

Mannigfaltigkeiten.

[Der Lachs auf Reisen.] In der letzten Versammlung des naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen theilte Dr. Focke einige interessante Einzelheiten über die Verpflanzung des Lachses und verwandter Fische nach Neuseeland mit. Zufolge der Erfahrungen, welche in den modernen Aquarien und durch die sogenannte künstliche Fischzucht gewonnen worden sind, vermag man die Entwickelung von Fischeiern durch niedrige Temperatur für lange Zeit zu unterbrechen. Diese Erfahrung hat man bei der Ueberführung der Lachseier benutzt. Durch Vermittelung des Herrn Prof. v. Siebold in München und des Hofmarschallamtes daselbst ist es gelungen, frische Eier vom Saibling zu erlangen. Nachdem im vorigen Herbste der Schliersee zugefroren war, wurden durch einen Fischzug unter dem Eise 1200 Stück Saiblinge gefangen, von denen 200 noch nicht gelaicht hatten. Von den frischen Eiern, welche sie lieferten, sind reichlich 10,000 Stück mit Stroh und Holzkohlenpulver in keine Kistchen verpackt worden, welche dann in einer gemeinsamen größeren Kiste durch Eisstücke kühl gehalten wurden. Die Eier haben in fester Konservirung über Bremen und Bremerhafen London erreicht und sind von dort mit einer größeren Menge von Eiern des Lachses, der Lachsforelle und Steinforelle aus Schottland auf dem Schiffe „Celest Virgin" eingeschifft worden, welches am 18. Januar d. Js. nach Neuseeland gesegelt ist. Natürlich wurde die Sendung von einem erfahrenen Manne begleitet, welcher die Eier unterwegs beständig mit frischem Eis zu versorgen und sonst zu beaufsichtigen hat.

Ein jüngst erschienenes Büchlein: „Der Frühling von Meran", von Heinrich Ros, erzählt bei Gelegenheit eines Streifzuges in das Thal von Ulten, eine Liebesgeschichte, deren Held vor nahezu 30 Jahren Niemand Anderes war, als Graf v. Bismarck-Schönhausen. Nach Aussage vieler Zeitgenossen in Ulten ist der Sachverhalt kurz folgender: Zu Anfang der vierziger Jahre hatte der damalige Besitzer des „Mitterbades", Holzner, eine Tochter Josepha, die schönste und sittsamste Jungfrau des Ortes. Mehrere Jahre hindurch fand sich unter den Badegästen auch ein norddeutscher Edelmann ein, der seine Wohnung in Obermais nahm und dem Mitterbade regelmäßige Besuche abstattete. Er nannte sich Otto v. Bismarck-Schönhausen und war bei seinen kaum dreißig Jahren ein schöner, ritterlicher Mann. Allmählich entspann sich zwischen ihm und Josepha ein herzliches Verhältniß und ein sehr lebhafter, durch den (heute noch lebenden) „Badhiesl" vermittelter Briefwechsel. Endlich kam es zu einem förmlichen Heirathsantrage; der „märkische" Junker warb, allen Standesvorurtheilen zum Trotz, um die Hand Josepha's. Aber Holzner lehnte den Schwiegersohn ab, weil derselbe nicht katholisch war. Das ist der einfache Hergang der Liebesgeschichte, an welcher auch nicht der geringste Umstand ist, der nicht den dabei betheiligt gewesenen Leuten zur Ehre gereichte. Josepha wurde bald darnach von Alois Schmid, einem Beamten der landesfürstlichen Stiftung in Salzburg, heimgeführt; jetzt ist sie schon seit vielen Jahren heimgegangen, dorthin, wo es keine Glaubensunterschiede gibt. Die ganze Erzählung wird der Bestätigung bedürfen.

In Amberg fand kürzlich eine Feier eigener Art statt. Die irdischen Reste von fünf französischen Kriegern wurden zu Grabe getragen. Bei den Erdarbeiten zum Hofe der neuen Infanterie-Kaserne förderte man nämlich nach und nach fünf menschliche Skelette zu Tag, bei welchem man Uniformreste, deren Knöpfe mit den Insignien der ersten französischen Republik geschmückt waren, auffand. Da auch alle Schädel starke Hiebwunden zeigten, steht es wohl außer Zweifel, daß hier Reste französischer Soldaten vorlagen, welche bei den in nächster Nähe der Stadt im Jahre 1796 zwischen Erzherzog Karl und General Jourdan stattgefundenen Gefechten gefallen und dort verscharrt worden waren.

Digitized by Google

[Ein ritterlicher armer Teufel.] Man erinnert sich der kürzlich in den Blättern mitgetheilten Nachricht, daß eine Dame ihrem und ihres Sohnes Lebensretter als Dank 15 Kreuzer verabreicht; mit Bezug auf diesen Akt der Großmuth wird die „Wiener Vorstadt-Zeitung“ von dem Lebensretter um die Veröffentlichung nachstehender Zeilen ersucht: „Ich ersuche Sie höflich, der Dame, welcher ich sammt ihrem Kinde vor einigen Tagen auf der Pferdebahn mit eigener Lebensgefahr das Leben rettete, meine öffentliche Danksagung für den Empfang des erhaltenen Rettungslohnes im Betrage von 15 Neukreuzern abzustatten, mit dem Bedeuten, daß, wenn wieder einmal ein solcher Unglücksfall eintritt, ich wieder mit Vergnügen zu Gebote stehe, jedoch wird nur diese Dame gebeten, das eintretende Ereigniß früher zu telegraphiren, damit ich mich pünktlich einfinden kann, um für 15 Kreuzer Menschenleben zu retten. Einstweilen lasse ich einige Messen lesen für die glückliche Rettung zweier — Seelen.“ Folgt der Name, die Adresse und dann: „Lebensretter, alter Mann und blutarmer Teufel.“

[Französisches Volksschulwesen.] Wie gründlich die französische Volksschulbildung betrieben wird, mag man wieder ersehen aus einer „Geographie für Volksschulen“, welche von einem Inspektor des Volksschulwesens und Delegirten an der Zentralschul-Verwaltung, Herrn Pinet, herausgegeben und von dem Unterrichtsministerium empfohlen worden ist. In derselben heißt es Seite 139: „Das heutzutage so berühmte Kalifornien gehört zu Mexiko, seine Hauptstadt heißt San Francisco.“ Auf derselben Seite steht: „Leon an dem Ufer des Niagara-See's, dessen Wasserfall berühmt ist.“ Seite 137 liest man: „Der La Plata entspringt in Brasilien und mündet in den Meerbusen von Mexiko.“ Auch in den eingestreuten geschichtlichen Bemerkungen ist dieses Schulbuch dritter Auflage sehr gediegen. So heißt es: Franz I. fügte durch seine Heirath mit Anna von Bretagne (Mutter seiner Frau Claudia) die Bretagne zu Frankreich.

[Das deutsche Alphabet.] Man hat berechnet, daß die 24 Buchstaben unseres deutsche Alphabets sich mehr als 600,000 Trillionen mal versetzen lassen, oder genau genommen, 620,448,401,733,239,430,360,000 mal. Um sich einen Begriff von dieser Zahl zu machen, fügen wir hinzu, daß nach einem bloßen Ueberschlag alle Bewohner des Erdballes, wenn jedes einzelne Individuum täglich vierzig verschiedene Versetzungen der Buchstaben vornähme, in tausend Millionen Jahren mit diesem Versetzungswerke nicht zu Stande kommen würden.

Unsere reichen Damen, welche echte Spitzen tragen, ahnen wohl selten, wie mühsam und mit wie vielen Opfern dergleichen Schmuck hergestellt wird. Noch heute, wie vor Jahrhunderten, gehört fast ein ganzes Menschenleben dazu, um eine kleine Quantität echter Alenconnen oder Valenciennes Spitzen, etwa 800 Zoll im Ganzen, herzustellen. Der Flachs zu diesen Spitzen, ganz eigenthümlich präparirt, wird in dunklen Kellern versponnen, weil Licht und Wärme einen nachtheiligen Einfluß auf dessen Gleichmäßigkeit äußern sollen; nur auf den Faden, an der Stelle, wo er weiter gesponnen wird, darf ein schwaches Licht fallen. Der feine mit bloßem Auge kaum erkennbare Faden wird fortwährend von Zoll zu Zoll mit dem Finger berührt und bei der geringsten Unebenheit muß das Spinnrad angehalten werden. Früher gehörten 18 Arbeiterinnen zum Fertigmachen der Spitzen, jetzt 12. Ein englisches Pfund echter Spitzen von Handgespinnt kostet 240 Pf. St. oder 1500 Thaler, ja bis 3500 Thaler kann der Preis steigen! Wie viel Menschenleben gehen bei der mühsamen Keller-Arbeit zu Grunde!

Aus Elchstätt schreibt man: Unsere Gegend ist wieder um eine Naturseltenheit reicher. In dem Marmorbruche am Schwarzberg oder Solnhofen wurde jüngst eine natürliche Grotte entdeckt, worin mehrere Menschen bequem aufrecht stehen können. Die eine Wand dieser Grotte besteht aus einer großen Platte Bergkrystall, was bei Beleuchtung durch Licht oder durch die Nachmittagssonne einen zauberischen Effekt macht. Freunde der Natur, die in die Nähe kommen, sollten nicht versäumen, diesen durch seine schöne Aussicht ohnehin berühmten Punkt zu besuchen.

Charade.

Die ersten Beiden
Sind fern von Freuden,
Erdrücken Herz und Brust.
Froh weilt die Dritte
In ew'rer Mitte,
Erfüllt das Herz mit Lust.
In großen Städten
Siehst du oft tödten
So Manchen ohne Scheu;
Und dieses Streben
Nach Menschenleben
Erlaubt die Polizei.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Aſchaffenburger Zeitung.

Nr. 217 Freitag, 18. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortſetzung.)

Lord Horace errieth ihren Wunſch und bat ſie, ſie in das Kinderzimmer begleiten zu dürfen. Er liebte die Kinder, doch wenn dies auch nicht geweſen wäre, ſo hätte er von der unbeſchreiblichen Schönheit dieſes ſchlafenden Knäbchens entzückt ſein müſſen. Die langen dunkelſeidenen Wimpern lagen wie feine Franſen auf den Roſenknospen der Wangen, während die Korallenlippchen halbgeöffnet jenes Engelslächeln umzog, wie es nur die erſte Kindheit hat. Er beugte ſich nieder und küßte den Kleinen, da flüſterte die Mutter: „Iſt dieſer Schatz nicht groß genug, um mich glücklich zu machen? Sie müſſen das Roſa mitnehmen —“ und ſie ſchnitt ein Löckchen ab, als Andenken von dem Kinde ihrer Schweſter, ſolle ſie es auch nie zu ſehen bekommen.“

Als ſie in das Vorzimmer zurückgekehret waren, und Harriett die Locke, wozu ſie auf Horace's Verlangen eine von ſich hinzugefügt hatte, zuſammenband, ſchellte es an der Hausthüre.

„Das wird mein Mann ſein,“ ſagte ſie, und warf einen eiligen Blick in den Spiegel und dann auf die Thüre, aber anſtatt Mr. Carlton's trat ein Mr. Black ein. Harriett neigte gegen den Unbekannten mit ſtolzer Kälte den Kopf. Es war ein grober, gemein ausſehender Menſch, hatte aber das nachläſſige wichtigthuende Auftreten, das bei dieſer Klaſſe von Menſchen ſo ekelhaft iſt.

„Störe vielleicht Mrs. Carlton?“ ſagte er, indem er unverſchämt lächelnd Lord Horace von der Seite anſah, „aber ich dachte, ich würde Ihren Mann zu Hauſe finden, da er nicht im Spielſaale war, vielleicht bei der Gräfin —?“

„Ich erwarte Mr. Carlton mit jedem Augenblick,“ erwiderte Harriett mit ſtolzer Würde, während ihrem erſt ſtarken Erröthen die tödtlichſte Bläſſe gefolgt war.

„Nun ich kann ein Bischen warten, denn wir haben viel Geſchäfte mit einander abzumachen, da ich höre, daß Mr. Carlton morgen nach Ems geht, obgleich das Nichts zu bedeuten hat, da ich in ein Paar Tagen auch folge. Sie werden wohl die Nachrichten von Doncester gehört haben, Sir? Die Favorite hat verloren, ich ſagte es Carlton vorher; gut, daß er mir Alles überlaſſen hat, oder er würde ſich ſchön eingeritten haben.“

„Mrs. Carlton intereſſirt ſich nicht für ſolche Dinge“, ſagte Lord Horace kalt und ſtolz und hätte ihm gerne die Thüre gewieſen, denn er erkannte in dieſer Perſönlichkeit einen Menſchen, der die Schmutzgeſchichten der Spieler beſorgt, und nur von den Thorheiten und Laſtern derſelben lebt. „Und“, dachte der Lord, „darf ſolch ein Menſch es wagen, ſich in Gegenwart der Schweſter meiner Roſa zu ſetzen, und ſich's bequem zu machen, als ſei er im Pferdeſtall?“

Er ſah wie Harriett's Wangen bläſſer und bläſſer wurden, wie ſie ſich mit Eckel von dem Menſchen abwandte, und ſagte daher laut: „Bitte, bleiben Sie meinetwegen ja nicht hier, Mrs. Carlton! Sie ſind wohl ſo gütig, Mr. Carlton mein Lebewohl zu bringen, wenn ich ihn nicht mehr ſehen ſollte.“

Harriett war froh und wollte ſich eben entfernen, als Fred eintrat.

Er ſah etwas verlegen aus, als er den unpaſſenden Beſuch bemerkte, und ſchien über den familiären Gruß beſtellen geärgert, entließ ihn aber ſofort, indem er ihm ſagte, daß mehrere Herren, und er nannte deren Namen ungeduldig, im Kurſaal auf ihn warteten.

„Was in der Welt kann dieſen verdammten Kerl dazu vermocht haben, hier einzudringen?“ ſagte Carlton, als Black den Salon verlaſſen hatte, wie zur Entſchuldigung, „aber er iſt eben vollgeſoffen mit Neuigkeiten vom Wettrennen gekommen, und hält ſich deßhalb für privilegirt.“

Lord Horace verabſchiedete ſich bald, denn zwiſchen den beiden Herren war zu wenig Uebereinſtimmung, als daß die Unterhaltung hätte in Fluß kommen können. Fred wußte zwar um die Verlobung ſeiner Schwägerin, aber wie die Sachen ſtanden, ſo berührte er dieſelben nur leicht und Beide ſchieden ohne Bedauern.

Anders war es mit Harriett. Lord Horace fühlte ſich im Herzen gedrückt, als er von der ſchönen blaſſen Frau Abſchied nahm, deren tiefe Bewegung er ſehr

Digitized by Google

wohl ahnte, obgleich sie ruhig sagte: „Wie glücklich sind Sie, daß Sie alle Leben sobald wiedersehen werden. Und wenn wir uns wieder begegnen, mögen Sie dann noch glücklicher sein!“

XXXI.

Am Tage nach ihrer Ankunft in Ems bei der Table d'hôte zog ein junger Mann durch seine Schönheit und sein liebenswürdiges Betragen die Aufmerksamkeit Freds und Harriett's auf sich.

Obgleich man auf den ersten Blick sah, daß er ein Engländer war, so zeichnete er sich durch seine lebhafte angenehme Unterhaltung mit seinen Nachbarn vor seinen gewöhnlich so scheuen und steifen Landsleuten vortheilhaft aus. Aufmerksam gegen die nahesitzenden Damen wurde er stets doch ein wenig verlegen, wenn er Harriett, die er gleich bei seinem Eintritt mit achtungsvoller Bewunderung angeblickt hatte, etwas anbot, und sie ihm mit ihrem einnehmenden Lächeln dankte.

Da viele Freunde der Familie Carlton zugegen waren, so wurde deren Name oft genannt, wodurch sich das Interesse des jungen Mannes für Beide außerordentlich zu steigern schien. Nach aufgehobener Tafel trat er zu ihnen, und um Entschuldigung bittend fragte er mit bescheidener Offenheit, ob er das Vergnügen habe, in ihnen jene Freunde seiner Mutter zu begrüßen, deren Bekanntschaft sie so glücklich gewesen sei, bei ihrem Aufenthalte in Ems letztes Jahr zu machen.

Mit freudigem Erstaunen gaben sie sich zu erkennen, und Harriett erkundigte sich sogleich, ob seine Mutter hier sei. Leider war sie es nicht, wichtige Geschäfte hatten sie für einige Zeit nach England gerufen und zwar allein, fügte er hinzu; „Ich wünschte sie zu begleiten, aber sie fürchtete meine Studien zu unterbrechen, und ließ mich zurück, damit ich eifrig darin fortführe.“

„Was Sie ohne Zweifel jetzt in hohem Grade thun“, erwiderte Fred schalkhaft.

„Ja, ich verschere Sie, ich habe bis heute so anhaltend gearbeitet, daß ich zu der kleinen Erholungsreise nach Ems genöthigt war, damit mein Kopf ein wenig ausruhen kann.“

„Nun, da helfen Sie mir etliche Rehe und Hasen schießen“, sagte Fred, als sie der junge Lampert auf ihre Einladung nach dem Kurgarten begleitete, wo eben die Musik eine Rossinni'sche Ouvertüre spielte. „Kurz, ich hoffe“, fügte Fred hinzu, „daß Sie recht oft zu uns kommen werden. Wie ähnlich er seiner Mutter ist, Harriett, ihre Stimme, ihr Lächeln. Ich wundere mich, daß wir ihn nicht gleich erkannt haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimniß der eisernen Maske

ist auf's Neue untersucht worden von J. Loiseleur, Bibliothekar der Stadt Orleans, in der „Revue contemporaine“. Die Resultate seiner Untersuchung geben wir in Folgendem. Man hat unter der eisernen Maske nach und nach folgende Persönlichkeiten entdecken wollen: den Patriarchen Arwediks, den Grafen von Vermandois, Bastard Ludwigs XIV., den Herzog von Beaufort, den Herzog von Monmouth, den zweiten Sohn Cromwells, Fouquet, den Grafen Mattioli, Agenten des Herzogs von Mantua, endlich einen Bruder Ludwigs XIV. Der Verfasser hält sich nur an die beiden Letzten, weil für sie die größte Wahrscheinlichkeit spricht, die aber auch bei einer genaueren Prüfung schwindet. Mattioli's Gefangenschaft war kein Geheimniß; er starb im Fort Exiles, spätestens im Januar 1687. Was die zweite Hypothese betrifft, so ist es gewiß, daß die Mutter Ludwigs XIV. im Jahre 1631 heimlich von einem Kinde entbunden wurde; gewiß ist es auch, daß sie nach dem Tode ihres Gemahls noch mehrere Kinder geboren. Niemand weiß jedoch, was aus dem 1631 geborenen Kinde geworden, und was die nach 1643 gebornen Kinder betrifft, so gestalten sie nur vage Vermuthungen. Der einzige Grund, in dem Gefangenen eine Person von hohem Range zu vermuthen, liegt in der Uebergabe von dem tiefen Respekt, den ihm seine Wächter bewiesen haben sollen. Allein bei genauer Untersuchung schwindet auch die Ueberlieferung in Nichts. Das einzig sichere Resultat ist folgendes: Saint-Mars, Kommandant des Donjon von Pignerol, hatte daselbst die Ueberwachung von Fouquet und Lauzun, und außer anderen Gefangenen befand sich auch der Graf Mattioli in der Festung. Als Saint-Mars später zum Gouverneur des Forts Exiles ernannt wurde, führte er Mattioli mit dahin, der daselbst starb. In Exiles empfing Saint-Mars einen neuen Gefangenen, dessen Namen man nie erfahren hat. Er folgte Saint-Mars nach Sainte-Marguerite, und weil seine Person unerkannt bleiben sollte, transportirte man ihn in einer Sänfte, welche dicht mit Wachsleinwand verschlossen war, so daß der Mangel an Luft dem Gefangenen eine Krankheit zuzog. Im Jahre 1698 erhielt Saint-Mars den Posten eines Gouverneurs der Bastille, wohin er auch seinen Gefangenen mitnahm. Statt ihn wieder in einer festverschlossenen Sänfte zu transportiren, ließ er ihn aus Menschlichkeit in einer offenen reisen, doch mit einer Sammetmaske vor dem Gesicht. Ueber seinen Aufenthalt in der Bastille besitzen wir ein direktes Zeugniß des königlichen Lieutenants du Jonka, der eine Art von Tagebuch geschrieben hat. Nach diesem wurde der immer noch maskirte Gefangene in dem Thurm La Bertaudière und zwar im dritten Stockwerke eingesperrt, wo er im Jahre 1703 starb. Man beerdigte ihn auf dem benachbarten Begräbnißplatze von St. Paul unter dem Namen Marchiali, wie der noch existirende Todtenschein beweist. Das Gerücht von dem Luxus, den man

Digitized by Google

ihm gestattet, und dem Respekt, den man ihm erwiesen haben soll, wiederlegt sein Aufenthalt in dem Thurm La Bertaudière. Hier wurden gewöhnlich nur Spione eingesperrt; Zimmer, die für Personen höheren Standes bestimmt waren, befanden sich in dem Thurme nicht. Die Sammetmaske erklärt sich daraus, daß man seine Person nicht bekannt werden lassen wollte. In der Regel durften Gefangene seiner Art weder mit andern Personen verkehren, noch das Zimmer verlassen. Aus Rücksicht auf die Kränklichkeit des Gefangenen erlaubte man ihm zuweilen, die frische Luft zu genießen, nur mußte er, damit das Geheimniß bewahrt bleibe, die Sammetmaske anlegen. Diese Vorsicht war in Benedig bei allen Staatsgefangenen gebräuchlich; in Frankreich war es etwas Neues, und erregte daher die Verwunderung und die Neugierde des Volkes. Man vermuthete in dem Gefangenen irgend eine vornehme Person, während er wahrscheinlich nur ein politischer Spion von der Art des Grafen Matthioli war. Die Sammetmaske verwandelte sich in der Phantasie der Leute in eine eiserne Maske, und das geheimnißvolle Dunkel, womit die damalige Regierung ihr Verfahren gegen politische Verbrecher zu umhüllen pflegte, förderte die Entstehung der verschiedenen Mythen von dem Manne mit der eisernen Maske, der nach allem eine ziemlich unbedeutende Persönlichkeit gewesen zu sein scheint.

Mannigfaltigkeiten.

Der internationale Kongreß für Alterthumskunde und Geschichte tagt seit Anfang dieser Woche in Bonn und ist etwa durch 220—230 Männer aus Deutschland und dem benachbarten Ausland vertreten. Es ist dies zwar eine kleine Zahl, aber meist ausgezeichnete und berühmte Namen. Die Verhandlungen der Sektion für Urgeschichte begannen am 15. September um 9 Uhr mit einem Vortrage des Herrn Dr. Geiger aus Frankfurt a. M. über den „Urzustand der Menschheit im Lichte der Sprache", indem er auszuführen suchte, daß die Sprache der Erfindung der ersten Werkzeuge vorausgegangen sein müsse, weil die Worte, welche Werkzeuge bezeichnen, ursprünglich eine einfache von dem Menschen ohne Werkzeuge ausgeführte Handlung ausdrückten. Der Vortrag führte zu einer lebhaften Diskussion, an der sich außer dem Präsidenten der Sektion, Prof. Schaaffhausen, auch der Konservator v. Quast betheiligte, welcher die Anschauung vertrat, daß die Menschheit doch nicht aus einem niedern Zustande entwickelt, sondern vielmehr von einem höhern herabgekommen sei. Der zweite Vortrag des Professors Zestermann aus Leipzig betraf Mittheilungen der alten Schriftsteller über den Urzustand der Menschen, insbesondere über ihre älteste Nahrung, Kleidung und Wohnung, wozu gleichfalls v. Quast und Professor Schaaffhausen verschiedene ergänzende und berichtigende Bemerkungen machten. Herr Staatsrath v. Eichwald aus St. Petersburg bemerkte, daß der Name „Samogeten", Menschenfresser, und unter den Ostjaken noch vor wenig Jahren Fälle von Kannibalismus vorgekommen seien. Die Sektion für Alterthumswissenschaft beschäftigte sich vorzugsweise mit Erörterungen über die Anlage der Römerstraßen in Gallien und am Niederrhein, worüber Hr. de Caumont, Prof. Schneider, Oberst v. Cohausen, Dr. Better aus Karlsruhe u. A. höchst interessante Mittheilungen auf Grund ihrer eingehenden Studien machten. Den Schluß der heutigen Verhandlungen machte die Sektion für Geschichte und christliche Kunst, indem sie die durch Hrn. v. Quast aufgeworfene Frage in Behandlung nahm: welche Anstalten es in den verschiedenen Ländern gebe, die Denkmäler der Vorzeit vor Zerstörung zu bewahren. Nachdem v. Quast erwähnt hatte, wie die Idee eigener Konservatoren für die Alterthümer in Frankreich unter Guizot in Aufnahme gekommen, 1843 in Preußen verwirklicht worden sei, folgten interessante Mittheilungen der HH. Dognée über Belgien, de Caumont über Frankreich, an welche sich eine Diskussion knüpfte, an der außer dem Präsidenten der Sektion, Oberstudienrath Dr. Hasler, die HH. Dr. Kraus aus Pfalzel bei Trier, Dr. Lessing aus Berlin, Dr. Lwelsberg aus Aachen und v. Quast sich betheiligten. Ein auf den Gegenstand bezüglicher Antrag wird in der nächstfolgenden Sitzung zur Abstimmung kommen. (Allg. Z.)

[Ein Mord in Konstantinopel.] Vor einigen Tagen wurde in Konstantinopel ein griechischer Advokat, Nikolaus Anthonokopulo, ermordet. Der Advokat hatte mit dem Mörder kürzlich prozessirt und den Prozeß gewonnen. Es handelte sich hierbei um 1000 Pfd. Sterl., welche der Mörder, wie man sagt, einem Türken schuldete. Der Mörder lud nun den Advokaten zu sich ins Haus, unter dem Vorwande, daß er mit ihm über die streitige Angelegenheit sprechen wolle. Der Unglückliche begab sich dahin, fand daselbst seinen Prozeßgegner, Stephano Dimo, und noch einen Bruder desselben, und wurde während seiner Unterredung mit den beiden Brüdern durch einen Pistolenschuß ermordet, welchen Stephano von hinten auf den Kopf des Advokaten abfeuerte, als dieser im Begriffe war, den Akt des Kompromisses aufzusetzen. Der Mörder versuchte hierauf, den Cadaver in einen Koffer einzupacken, und da dieser zu klein war, so schnitt er mit einem Rasirmesser den Kopf ab. Hierauf suchte er mit einem Schwamm die Blutspuren abzuwaschen, und verließ dann mit seinem Bruder das Haus. Die Hausbesitzthümerin aber, welche im Erdgeschoß wohnte, schöpfte Argwohn, als sie die zwei Brüder ohne den Advokaten fortgehen sah. Die Polizei wurde rasch informirt und nach einer Stunde waren beide Brüder in dem Gewahrsam des

Digitized by Google

Polizeimeisters von Konstantinopel, des Grand zaptié. Da das Opfer und die Schuldigen griechische Unterthanen sind, so wurden die beiden Brüder Dimo zur weitern Haft dem griechischen Konsulat übergeben, und es ist wahrscheinlich, daß die Sache vor einen griechischen Assisenhof kommt. Die Angelegenheit macht in Konstantinopel ungeheures Aufsehen, da die Brüder Dimo sehr reiche Leute sind und der Advokat Anthonokopulos im ganzen europäischen Viertel zu den ehrenwerthesten und beliebtesten Persönlichkeiten zählt.

Die Geschenke, welche Seitens des Königs von Preußen zur Absendung an den Sultan von Burnu in Zentral-Afrika bestimmt sind, haben eine Vermehrung erfahren. Sie werden bestehen in einem Thron von Sammet mit Goldverzierungen, einer schönen Schlag-Uhr, einem Dutzend goldener und silberner Taschenuhren, einem halben Dutzend Zündnadelgewehre, einem halben Dutzend Burnus mit Gold gestickt, einem halben Dutzend weißer Burnus, mehreren Dutzend Fez's, ächten Korallenschnüren, Essenzen. Der Sultan hatte den Wunsch zu erkennen gegeben, einen Wagen zu erhalten. Es ist Abstand genommen worden, diesen Wunsch zu erfüllen, da ein solcher Wagen auf Kameelen von der Küste des mittelländischen Meeres durch die Sahara befördert werden muß, was große Schwierigkeiten verursachen würde. Dazu kommt noch, daß ein Sachkundiger zu seiner Zusammensetzung mitgesendet werden müßte. Uebrigens ist das ein Luxusstück, welches der Sultan schon als ein Geschenk der Königin Viktoria besitzt und nicht zu verwenden versteht. Bei feierlichen Gelegenheiten läßt er das Gefährt wohl in dem Aufzuge erscheinen, er besteigt dasselbe jedoch nicht, sondern er geht nebenher.

[Freiherr v. Beust als Galanthomme.] Den Dresdener Nachrichten entnehmen wir Folgendes: „Von der bekannten Liebenswürdigkeit des österreichischen Reichskanzlers v. Beust wird uns ein neuer Zug berichtet. Eine hiesige Dienst- und Scheuerfrau, L., welche lange Jahre in dem Beust'schen Hause in Dresden gedient hatte, feierte ihren siebenzigsten Geburtstag. Sie hatte dieses Ereigniß ihrem früheren Dienstherrn nach Wien gemeldet, wohl in der stillen Hoffnung, eine kleine Unterstützung zu erhalten. Wie erstaunte sie aber, als sie außer einer entsprechenden Geldspende ein paar eigenhändige Zeilen des vielbeschäftigten Staatsmannes erhielt, der nicht verschmähte, ihr selbst zu ihrem Ehrentage zu gratuliren, und mit der ihm eigenen unvergleichlichen Galanterie gegen das schöne Geschlecht humoristisch hinzugefügt hatte: er hätte immer die Frau L. für viel jünger gehalten und geglaubt, sie würde erst ihren sechzigsten Geburtstag feiern.

Bei dem in Brüssel stattgehabten internationalen Konkurs für Kirchenmusik haben zwei sächsische Tonkünstler die beiden ersten Preise erhalten. Die Aufgabe bestand in einer dreistimmigen Messe (im strengen Stile) für Männerchor mit obligater Orgel, und waren zur Preisbewerbung 100 Messen aus Belgien, Holland, Deutschland, England, Frankreich, Italien, Spanien und Nordamerika eingegangen. Den ersten Preis, bestehend in einer goldenen Medaille und 700 Franks, empfing der bereits beim Dresdener Sängerfest mit einem Preise ausgezeichnete Hoforganist Edmund Kretschmer in Dresden, den zweiten der Kantor Joseph Löbmann in Ostritz bei Zittau. Der dritte Preis wurde dem Komponisteur Summers in Paris zuerkannt.

Eine neue Art Schwindel ist kürzlich in Philadelphia versucht worden. Ein fein gekleideter Herr kommt in das beste Hotel, läßt sich's an der Table d'hôte vortrefflich schmecken, vergißt nicht, tüchtig Champagner zu trinken und schenkt, als er satt ist, einigen heimlich mitgebrachten lebenden Ratten die Freiheit. Darauf selbstverständlich Erschrecken, Gekreisch und Aufspringen der Gäste, welches so überhand nimmt, daß auch der Fremde nervös wird, weggeht und — zu zahlen vergißt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 209:

„Hoffnung" wird im Menschenleben
Viel gehegt und viel gepflegt,
Keinen Menschen wird es geben
Der sie nicht im Busen trägt.

Reich und Arm, und Hoch und Nieder,
Geben sich der Hoffnung hin;
Schwindet eine, blüht schon wieder
Eine and're frisch und grün.

Und ob meistens, ja fast immer,
Bitt're Täuschung folgt darauf, —
Taucht ein neuer Hoffnungsschimmer
Stets im Hintergrunde auf.

Was ich je — ich sag' es offen!
Hoffte von des Glückes Gunst,
Das ist niemals eingetroffen,
Und erwies sich stets als Dunst.

Hoffnung! scheer' dich deiner Wege!
Ich entsagte längst schon dir!
Wenn ich keine Hoffnung hege,
Wird auch keine Täuschung mir.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 218 Samstag, 19. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

„Mir kam das Gesicht so sehr bekannt vor," erwiderte Harriett mit freundlichem Lächeln; „wie dumm von mir, die ich doch eine so deutliche Beschreibung von Ihnen hatte, und täglich die Photographie von Richard Lampert gesehen habe, die freilich nur einen hübschen Knaben von zehn Jahren darstellte."

„Und da ich nun ein häßlicher Mensch von zwanzig Jahren bin," erwiderte er lachend, „so konnte dies, wie auch die parteiische Beschreibung meiner Mutter, nicht wohl dazu beitragen, mich wieder zu erkennen."

„Wie Sie sie lieb haben müssen!" sagte Harriett, als sie mit ihm allein war, da Fred mit einigen Herren, gegen die sie sich äußerst kalt verbeugt hatte, fortgegangen war.

„Lieb haben!" und er sah sie mit seinen großen, dunkeln Augen ernst und forschend an: „Ich müßte ein Ungeheuer von Undankbarkeit sein, wenn ich es nicht thäte. Sie können sich nicht denken, was für eine Mutter sie mir ist, welche Opfer sie mir bringt."

„Und ich bin noch Allem, was sie mir von Ihnen erzählt hat, überzeugt, daß Sie ihr ihre Liebe vergelten."

„Ich schmeichle mir, daß ich einigermaßen zu ihrem Glücke beitrage; aber ich habe auch meine Fehler, Mrs. Carlton. Ich fürchte, ich koste ihr zu viel, obschon sie mir nicht ein Wort darüber sagt. Das Universitätsleben ist kostspielig, selbst in Deutschland; aber jetzt ist ein alter reicher Onkel gestorben, der mir wahrscheinlich etwas Hübsches hinterlassen hat, und eben deßhalb ist die Mutter nach England gegangen. Wenn es sich so herausstellt, dann ist sie aller pekuniären Sorgen enthoben, und welche Erleichterung wird das sein! Entschuldigen Sie, Mrs. Carlton, daß ich Sie mit diesen Dingen belästige, aber ich habe so viel von Ihnen gehört, daß mir ist, als kenne ich Sie schon lange."

„Entschuldigen? Hat Ihre liebe Mutter nicht gegen mich, wie eine Mutter gegen ihre Tochter gehandelt? Seien Sie überzeugt, daß ich das tiefste Interesse an Allen nehme, die sie liebt, und jetzt wünsche ich ihr von ganzem Herzen den glücklichsten Erfolg."

Lampert war sehr erstaunt, als Harriett in diesem Augenblicke vertraulich von einem Manne gegrüßt wurde, dessen äußere Erscheinung ihm keineswegs das Recht zu einem solchen Gruße zu geben schien, auch erwiderte sie denselben kaum und wandte ihren Kopf verächtlich ab. Lampert wurde von ihm frech gemustert, doch als dieser sich umwandte, um die Impertinenz zu erwidern, sah er ihn zu Carlton und seinen Freunden treten, die ihn ganz freundschaftlich begrüßten. Es war Black.

„Wer ist denn der junge Mann, Carlton, der mit Ihrer Frau geht?" fragte Sir Charles Burton, ein langer hagerer Mann von etlichen vierzig Jahren.

„Er heißt Lampert", erwiderte dieser, „sein Vater war General und ist vor einigen Jahren gestorben; sie sind von guter Familie. Seine Mutter hat meiner Frau, als der Kleine geboren wurde, viel Güte erzeigt, und wir fühlen uns daher verpflichtet, ihm jede Aufmerksamkeit zu erweisen."

„Lampert? O ja," unterbrach sie Black mit bedeutungsvollem Augenzwinkern. „Ich kenne Alles. Der alte Ravenmont, der neulich gestorben ist, ist sein Onkel. Ich habe einmal Geschäfte mit ihm gehabt."

„Hat der junge Mensch dort Aussichten? Ich meine, —" fragte Sir Charles Burton, während seine grünen Schlangenaugen dem Jüngling folgten.

„Ich meine, Sir Charles!" erwiderte Black mit einer bezeichnenden Miene, als er sich mit dem ehrenwerthen Baronet zurückzog.

Einige Minuten später stand Lampert lachend und lebhaft sprechend bei Carlton und dessen Freunden, denen er vorgestellt worden war. Harriett war mit dem kleinen Fred, dem sie auf dem Spaziergange begegnet war, in's Hotel zurückgekehrt.

Sir Charles Burton ließ sich Mrs. Lampert besonders vorstellen und dieser, arglos, pries sich glücklich und war stolz auf so schmeichelhafte Weise in einen so angenehmen und hocharistokratischen Kreis seiner Landsleute gezogen zu werden, bei denen sein angeborner Witz und seine Unterhaltung so viel Anklang fand. Der geschmeichelte unerfahrene Jüngling übersah

Digitized by Google

gänzlich, daß auch Black zu dem Kreise und zwar als intimes Mitglied gehörte, und daß da über Dinge verhandelt wurde, die er von Kindheit auf gelehrt worden war, zu vermeiden und sie als Sünde zu betrachten. Seine Mutter hatte ihm den tiefsten Abscheu vor dem Spiel einzuprägen gesucht, da sie an dem eben erst verstorbenen Onkel die unglücklichen Folgen desselben gesehen hatte. Dieser hatte beinahe seine ganzen Domänen verspielt, war dadurch in's tiefste Elend gerathen, das mit seinem Wahn geendigt hatte. Und als er endlich nach langen Jahren wieder in die Nutznießung seiner Güte gelangte, so konnte er sein Vermögen, von dem jetzt ein Theil, wie sie hoffte, auf ihren Sohn übergehen sollte, nicht mehr genießen.

Erinnerte er sich wohl jetzt der Warnung der Mutter, daß er sich vor dem einnehmenden und scheinbar so offenen Fred Carlton am meisten hüten solle? Nein, Richard sah in ihm nur den gütigen und äußerst seinen Mr. Carlton, der ihn unmöglich zu etwas Bösen verführen könne.

Und wir müssen Carlton die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihm ein so niedriger Gedanke, wie ihn seine würdigen Freunde wohl hegen mochten, gar nicht in den Sinn kam. Von seinen Leidenschaften hingerissen, arbeitete er stets auf seinen eigenen Ruin, aber nie auf den seiner Freunde hin und wie viel weniger noch dachte er daran, das Unglück des jungen Lampert herbeizuführen.

Wenn die Spielfälle von der vornehmen Welt in Ems nicht so frequentirt werden wie in anderen Bädern, so wird dieß mehr Bank in den Privatwohnungen der Gentlemen gehalten, wo der kalt berechnende Spieler von Profession den Neuling gewöhnlich tüchtig rupft.

Es fiel daher dem jungen Lampert durchaus nicht auf, als er zu einem oder dem anderen Herrn eingeladen, daselbst eine Spielgesellschaft fand, und eben so wenig, daß Black da war. Freilich hätte er zu Folge dem Versprechen, das er seiner Mutter gegeben, gerade diese Einladungen abschlagen müssen, aber die meisten und besonders Sir Bruton schienen so seine Gentlemen zu sein, daß er sich nicht getraute, die Lippen in dieser unheiligen Atmosphäre zu öffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue „Wegdampfer".

Der praktischen Benutzung der Straßen-Lokomotive hat sich bisher ein so ansehnliches Hinderniß in den Weg gestellt, daß es fast unausführbar schien, die Dampfkraft zur Beförderung von Lasten auf gewöhnlichen Verkehrsstraßen nutzbar zu machen. Es ist dieß die gegenseitige Abnutzung von Straße und Maschine. Ein rauhes Pflaster oder die spitzigen Steine eines makadamisirten Weges machten eine beständige und äußerst kostspielige Reparatur der Maschine nothwendig, während andererseits, sobald man suchte, dieses Uebel durch große und schwere Maschinen zu heben, der Fahrweg bedeutend litt. Diese beiden Mißstände gleichzeitig zu beseitigen, war schon seit längerer Zeit die Aufgabe des Ingenieurs; doch noch zu Anfang dieses Jahres schien es, als sei der Lastwagen nicht so leicht von Straße und Chaussée zu verdrängen, als die Postchaise seligen Andenkens, bis Herr Thomson, ein Ingenieur aus Edinburgh, eine Vorrichtung erfunden hat, welche beide angeführten Uebelstände gleichzeitig und völlig beseitigt. Die Erfindung besteht darin, daß der eiserne Spurkranz der Lokomotivräder von einem zweiten, aus Kautschuk gefertigten umgeben ist. Die bisher in den vielen und vielseitigen Experimenten erzielten Resultate lassen den neuen „Wegdampfer" — wie Thomson seine Lokomotive nennt — eine gute Zukunft prophezeien. Dieselben sind in der That zum Theil überraschend. Die erste dieser Maschinen, auf Bestellung für eine Zuckerraffinerie in Java angefertigt, zeigte bei einer Nominalkraft von drei Pferden eine solche Leichtigkeit in den Bewegungen, daß sie mit gleicher Sicherheit über einen gewöhnlichen Weg und eine weiche Grasfläche, über eine mit Chausseekies belegte Straße und eine mit 2 Fuß hohem Sande bedeckte Fläche geführt werden konnte. Nachdem die Experimente zur vollen Befriedigung ausgefallen, wurden noch drei andere „Wegdampfer" nach demselben Prinzip konstruirt und in Gegenwart einer großen Anzahl von Fachmännern in Edinburgh und Leith geprüft. Einer derselben, zum Kohlentransport auf einer sehr abschüssigen, 9 Meilen langen Strecke in Derbyshire bestimmt, wiegt, bei einer Nominalkraft von 10 Pferden, 8 Tonnen und hat Spurkränze von 15" Breite und 5" Dicke. Bei der mit dieser Lokomotive in der Nähe von Edingburgh vorgenommenen Probefahrt hatten wir zuerst Veranlassung genommen, die neuere Erfindung kurz zu erwähnen. Mit großer Leichtigkeit machte dieselbe nebst den vier angehängten geladenen Kohlenwaggons (im Ganzen 40 Tonnen schwer) eine Reise von 12 Meilen nach der Stadt und wand sich hier geschickt durch das Gewirre der Droschken und Omnibusse, bog um die schärfsten Straßenecken — in einigen Fällen waren die Kurven so nahe bei einander, daß der 90 Fuß lange Zug die Form eines S bildete — und passirte in Sicherheit enge und abschüssige Gassen. Zu wie weit die oben erwähnten Uebelstände der gegenseitigen Abnutzung vermieden sind, läßt sich daraus beurtheilen, daß eine Kartoffel und eine Rübe, welche man u. A. auf den Weg gelegt hatte, von dem Wegedampfer nicht aus ihrer Lage gebracht, nicht einmal beschädigt wurden, und daß andererseits die Spurkränze nicht die geringste Beschädigung erlitten hatten, obwohl sie über holperiges Pflaster und frisch gelegten Chausseekies hin-

Digitized by Google

weggegangen waren. Wie weit die neue Erfindung sich verwerthen lassen wird, kann man augenblicklich noch nicht absehen. Die Landwirthschaft dürfte zweifelsohne große Erwartungen an dieselbe knüpfen, und auf militärischem Gebiete verspricht sie gleiche Zweckmäßigkeit. Wie z. B. hätten sich die Verhältnisse in dem jüngsten Kriege in Abessinien gestalten mögen, wenn anstatt der vielen Elephanten zwei bis drei dieser „Wegedampfer" verwendet worden wären?

Mannigfaltigkeiten.

Das Programm der am 30. September bis zum 3. Oktober bevorstehenden Philologen-Versammlung in Würzburg ist vorläufig folgendermaßen festgesetzt. Vorträge werden halten die HH. Professoren: Ahrens aus Koburg über Sophokles Oed. Rex V. 215 u. ff.; Brunn aus München über Apollo von Belvedere; Christ aus München über das Idyll; Herzog aus Tübingen über das System der attischen Formenlehre; Ihne aus Heidelbera über Sallusts künstlerischen und historischen Werth; Jülg aus Innsbruck über die griechische Heldensage im Wiederscheln bei den Mongolen; Köchly aus Heidelberg über einen noch zu bestimmenden Gegenstand; Schanz aus Würzburg über Horatius, Epist. I, 15; Stark aus Heidelberg über Bäckts Bildungsgang; Studemund aus Würzburg über den antiquarischen Gewinn aus einer neuen Kollation des Gajus; Wattenbach aus Heidelberg über die früheste Erscheinung des Humanismus an der Universität Heidelberg. In der pädagogischen Sektion sind bis jetzt angemeldet: Vorträge des Professors Lechner in Hof über Anschauung als Mittel des Unterrichts in Mittelschulen, und des Studienlehrers Dr. Simon aus Schweinfurt über die Methode des lateinischen Unterrichts. In Angelegenheiten dieser Sektion wolle man sich an Prof. Grasberger in Würzburg wenden, bezüglich der archäologischen Sektion (zu welcher die HH. Christ, Brunn, Kekulé, Stark und Urlichs Mittheilungen angemeldet haben) an Prof. Brunn in München, der orientalistischen an Professor Spiegel in Erlangen, der germanistischen Sektion einstweilen an Hofrath Urlichs in Würzburg. Die Bildung noch anderer Sektionen bleibt vorbehalten.

Die Folgende Eisenbahndirektionen haben bis heute freie Rückfahrt oder ermäßigte Taxen gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte bewilligt: die Berlin-Anhaltische, Berlin-Hamburger, Berlin-Stettiner, Frankfurt-Hanauer, Holsteinischen Bahnen, Leipzig-Dresdener, Main-Neckarbahn, Taunusbahn, kgl. sächs. Staatsbahnen, Breslau-Schweidnitz-Freiburger, Mecklenburger Bahnen, Pfälzer Bahnen; in Oesterreich: Ferdinands-Nordbahn, Elisabeth-Westbahn, Südbahn, Staatsbahn; Süd-Norddeutsche Verbindungsbahn, Magdeburg-Köthen-Halle-Leipziger Bahn. Andere Bewilligungen werden an die Besteller sofort überschickt. Quartierbestellungen nimmt das unterzeichnete Präsidium an. Würzburg, den 15. Sept. 1868. Urlichs. Grasberger.

Am 16. September traten in Bonn die drei Sektionen des archäologischen Kongresses abermals zu Separat-Sitzungen zusammen; die Verhandlungen desselben waren sehr anziehend und belehrend, da viele neue Mittheilungen gemacht wurden. In der ersten Sektion hielten Vorträge der Geh. Staatsrath v. Bichwaldt über schudische Alterthümer in Sibirien und Professor Petersen über das Bronce-Alter. Beide gaben zu lebhaften Diskussionen Veranlassung. In der zweiten Sektion sprach Hr. Parker über Ausgrabungen in Rom. Nachdem sodann die Debatten über zwei Fragen des Programms eröffnet worden, sprach Herr Vetter aus Karlsruhe über sein System römischer Telegraphen und Befestigungsweisen, woran sich ein Meinungsaustausch zwischen ihm und Hrn. v. Quast knüpfte. Hr. Esselen hat überall Spuren des Römerthums auf dem rechten Rheinufer gefunden, und darüber Debatte zwischen ihm und Hrn. v. Quast, indem Letzterer die gemachten Funde nicht als römische gelten lassen will. Dr. Eberz macht Erwähnung von ähnlichen Funden, welche an der Düna in Rußland gemacht worden seien. Ein anderer Redner sprach über die Lage einzelner Baudenkmäler in Rom. Auch in der dritten Sektion sollen die Vorträge ein gleiches Interesse geboten haben. Nachmittags machte der Kongreß seinen Ausflug nach der Ruine Heisterbach, wo ein Abendessen eingenommen wurde.

Der „N. Pr. Ztg." gehen nachstehende Mittheilungen zu über ein merkwürdiges Meteor, beobachtet in Suhl am 11. September, Abends halb 11 Uhr. Um den Durchgang des dritten Jupitersbrabanten vor der Scheibe des Jupiter zu beobachten, musterte ich eben mit dem Fernrohr einen Theil der Milchstraße in Perseus durch, als eine sehr lebhafte Sternschnuppe mit blendend weißem Licht die Gegend überguß. Sie nahm ihren mäßig geschwinden Lauf unter dem Pol hin zwischen dem Kopf des großen Bären, dem Schwanz des Drachen und dem Halse des Kameleopard und verschwand in der Brust des Letzteren, ohne lebhaftere Sterne zu berühren, im Allgemeinen also der Richtung der täglichen Bewegung der Gestirne folgend und von West nach Ost streichend. Weit merkwürdiger aber, als das Meteor selbst, war seine Spur, welche dasselbe am Himmel zurückließ. Sie strahlte eine Zeit lang im Lichte weißglühenden Eisens, ging dann über in hellen Lichtschein und fing mit dem Abnehmen des Lichtes zugleich an, die ursprüngliche Stellung am Himmel zu verändern.

Digitized by Google

Das östliche Ende dieser leuchtenden Bahn krümmte sich nämlich nach dem Pole zu, so daß die Erscheinung Aehnlichkeit mit einem hellen Kometenschweife erhielt. Als ich mein Fernrohr auf das Meteor richtete, fand sich nicht etwa ein schlechtbegrenzter, verschwimmender Lichtschimmer, wie bei Kometenschweifen, sondern eine langgestreckte Gruppe gutbegrenzter, kleiner, weißer Wölkchen, wie solche sich beim Verbrennen und Verdampfen mancher Chemikalien bilden, theilweise dicht genug, um Sterne bis 8. Größe zu decken, theilweise auch noch Sterne 9. und 10. Größe durchschimmern lassend, durchbrochen und untermischt mit Stellen tiefblauen Himmels. Die Fortbewegung dieser einzelnen Wölkchen war übrigens im Fernrohr weniger merklich, als die Gestaltungsveränderung der ganzen Erscheinung am Himmel hätte erwarten lassen. Das Lichtgewölk, sich allmälich von Osten her auf seinem festen westlichen Anfangspunkte aufrichtend und rückwärts neigend, verschwand erst etwa 8 Minuten nach dem Meteor, das hier um 10 h 39 m. mittler Berliner Zeit beobachtet wurde.

Da die vollständigeren Berichte über die gänzliche Sonnenfinsterniß lange auf sich warten lassen, ist ein Brief des Kapitäns Perrins, von dem Dampfer Carnatic, an die Direktion der peninsular-orientalischen Gesellschaft immerhin von Interesse. Perrins beobachtete, wie wir der „Köln. Z." entnehmen, das Ereigniß an Bord seines Schiffes unter 16° N. B. und 54° 15' O. L., also an der Südküste Arabiens, ehe das Meer sich in den Busen von Aden verengt. Dort war die Finsterniß nur eine partielle; doch blieb nur $^1/_{16}$ der Sonne unverdunkelt, von welchem ein ganz eigenthümliches und schwer zu beschreibendes Licht, zugleich sehr glänzend und merkwürdig bleich ausstrahlte. Die hohe See erschien gleich gewaltigen Wogen flüssigen Bleies, und die geisterhafte Blässe des über sie hinschwankenden Schimmers machte einen unauslöschlichen Eindruck. Da die Finsterniß dort keine gänzliche war, so wurde keine Corona bemerkt. Im Spektroskop zeigte der noch sichtbare Rand der Sonne mehrere dunkle Linien (der Kapitän setzt nicht hinzu, ob sie von den Linien des gewöhnlichen Sonnenspektrums verschieden waren): an den innern Bogen des Randes war eine rauhe Erhabenheit bemerkbar. Die Strahlen zwischen Roth und Grün überwogen diejenigen zwischen Grün und Violett. Ein kleiner schwarzer Fleck war auf dem Reste der Sonnenscheibe sichtbar. Die Verfinsterung war zu Ende um 16 h. 43 m. 29 s. Greenwicher Zeit. Die größte Höhe hatte sie um 7 h. 10 m. erreicht.

Um die Schnelligkeit fließenden Wassers in verschiedenen Tiefen zu messen, sind bereits Apparate vorhanden, welche aber, so viel uns bekannt, noch nicht jene Vollkommenheit und Verläßlichkeit besitzen, um die größtmöglichste Genauigkeit solcher Angaben zu erzielen. Uhrmachermeister Johann Epplen in Neudörfing, ein mit seltenem Geschicke für Leistungen auf dem Gebiete der Mechanik begabter Mann hat kürzlich auf Anregung des k. Baubeamten Hrn. Burg dortselbst einen Apparat zu obigem Zwecke konstruirt, der seinem Erfindungsgeiste alle Ehre macht, und an welchem die Mängel der bisher im Gebrauche gewesenen Instrumente um so mehr gänzlich beseitigt sind, als der Zähler der Maschine sich außer dem Wasser befindet. Wir möchten mit diesen Zeilen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die neue und originelle Erfindung lenken, und wünschen dem bescheidenen Erfinder jene Anerkennung, welche seinem regen Streben gebührt.

Am 14. Sept., als am Gedächtnißtage des Geburtsfestes Alexanders v. Humboldt wurde die mit allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät des Königs Ludwig II. durch die Stadtgemeinde Goldkronach errichtete Gedenktafel an jenem Hause, (das vormals Musikus Todtschinder'sche Haus, jetzt Gasthaus zum „Schwanen"), in welchem der berühmte Mann während seines Aufenthaltes in Goldkronach als preußischer Bergamtsassessor und Oberbergmeister amtirte (1792—95) in Gegenwart mehrerer hiezu eingeladener Mitglieder des historischen Vereines von Oberfranken, dann der Einwohner des Ortes, nachdem zuvor der k. Bezirksamtmann Schönchen von Berneck eine passende Ansprache vor dem Gedenkhause gesprochen hatte, — enthüllt. — Obiges Gasthaus hat nun die Firma: „Zum Alexander v. Humboldt" angenommen.

Ueber den Aufenthalt der Königin von England in der Schweiz wird folgende Anekdote mitgetheilt: Ihre Majestät zeigte sich entrüstet über die geringe Sonntagsfeier und namentlich über das sonntägliche Kegelspiel in den Wirthshäusern von Luzern. Sie ließ den Wirthen 2000 Fr. anbieten, wenn dieselben während ihres Aufenthaltes das Spiel unterlassen wollten, jene aber, welche wahrscheinlich den Unwillen ihrer Kunden scheuten, weigerten sich, auf den Vorschlag einzugehen.

Räthsel.

Das Erste verschwindet vor unsern Augen;
Das And're lockt Fischer und Jäger heraus.
Und sollte zum Unglück das Ganze nichts taugen,
So treibt uns das Erste zum Hause hinaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 219 Montag, 21. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung)

Als Lampert am nächsten Abende bei der Familie Carlton war, wurde eine Jagdpartie für den folgenden Tag verabredet. Sie waren allein und er spielte und schäkerte mit dem kleinen Fred, was ihm Harriett's Herz vollends gewann. Einige Herren, unter ihnen Sir Burton, kamen später, gingen jedoch bald wieder.

„Werden Sie heute Abend noch einen Spaziergang machen?“ wandte sich der Letztere an Lampert, ehe er ging, und Richard war schon auf dem Punkte ihm zu folgen, als Fred Carlton ziemlich hastig ausrief: „Was, Sie wollen schon fort, Lampert? Ich dachte, Sie wünschten Mrs. Carlton erst spielen und singen zu hören? Ich weiß, daß sie auf Ihre Gesellschaft für den Abend gerechnet hat.“

„O, wenn es Mrs. Carlton angenehm ist, so wird es mir zum höchsten Vergnügen gereichen“, erwiderte Lampert und blieb.

Harriett war im Stillen über den ängstlichen Eifer, den ihr Mann für das Dableiben Lampert's zeigte, erstaunt. Ach, wie oft erinnerte sie sich in späterer Zeit dieser Scene, die dann einen Stein von ihrem Herzen zu nehmen schien.

Wenige Tage hatten für Richard hingereicht, um sich bei der Familie Carlton wie zu Hause zu fühlen, und er war nirgends glücklicher, als in deren Gesellschaft. Er wurde ganz Harriett's dienstthuender Cavalier und schien ihren ruhigen edlen Umgang den aufregenden Zerstreuungen ihres Gatten und seiner Freunde bei Weitem vorzuziehen.

Männlich und hochherzig, wie er war, mischte sich doch damit eine natürliche Sanftmuth, Einfachheit und Reinheit des Herzens, die der stete Umgang mit einer Mutter, welche diese letzteren Eigenschaften in hohem Grade besaß, zur höchsten Ausbildung gebracht hatte, die aber auch zugleich Mutter und Sohn auf's Engste verbanden.

Richard hatte an seine Mutter von den Freunden geschrieben, die er gefunden und deren Güte und Liebenswürdigkeit er auf's Höchste pries. Wie wenig ahnte er, welchen Kummer und welche Sorge es seiner Mutter mache, daß ihr unerfahrener Sohn Fred Carlton für das Muster aller Vollkommenheit hielt.

XXXII.

Fast jeden Abend der ersten Woche nach ihrer Bekanntschaft hatte Richard Lampert mit Harriett zugebracht. Da er die Musik sehr liebte, so spielte und sang sie, dann las er ihr vor oder erzählte von seiner Mutter, so daß die Stunden, die sie außerdem im traurigen Hinbrüten verbracht hätte, denn sie wußte, daß ihr Mann in demselben Hause dem Moloch des Spiels, Glück, Gesundheit und Leben, bis der Tag graute, zum Opfer brachte, viel angenehmer vergingen.

Eines Abends war Fred länger wie gewöhnlich zu Hause geblieben und alle drei lachten zusammen, denn Richard war fast ausgelassen lustig. Er hatte am Morgen von seiner Mutter einen Brief erhalten, worin sie ihn benachrichtigte, daß ihm sein Onkel ein Vermögen hinterlassen, das ihre Erwartungen bei Weitem übertroffen habe. Das Testament war in Hinsicht der Unzurechnungsfähigkeit des Testators allerdings angefochten worden, das Gesetz habe aber zu seinen Gunsten entschieden. Fred nahm enthusiastischen Antheil an den frohen Aussichten des jungen Mannes.

„Ach, Fred, geh' noch nicht fort,“ bat Harriett, als schon zweimal nach ihm geschickt worden war, und er mit dem Ausdrucke des Widerwillens vom Sopha aufstand, um zu gehen. „In einer halben Stunde gehe ich zu Bett, bleib' so lange bei mir.“

Es lag eine so tiefe Dankbarkeit in ihrem Blicke und Tone, als er ihrer Bitte nachgab, daß es Richard auffiel und er in seiner offenen natürlichen Weise ausrief:

„Nun, Mrs. Carlton, ich kann nicht begreifen, warum Sie Mr. Carlton so sehr dankbar sind, daß er hier bleibt. Es müßte denn eine ganz besondere Macht sein, die im Stande wäre, mehr Anziehungskraft zu entwickeln, als Ihre Gesellschaft. Denken Sie nicht auch, Mr. Carlton?“

Hätte der junge Mann überlegt, ehe er sprach, so würde ihm wahrscheinlich der Takt zu Hilfe gekommen sein, denn im nächsten Momente sah er an Harriett's

Digitized by Google

Gesicht, daß er etwas Unpassendes gesagt hatte und Carlton ging mit etwas ärgerlichem Tone auf einen andern Gegenstand über.

Einem Klopfen an der Thüre folgte der Eintritt von Sir Burton mit einem anderen Herrn. Der erstere ließ sich neben Harriett nieder und sagte: „Da ist eine Frage aufgeworfen worden, die nur Carlton entscheiden kann, aber ich fürchte, es ist Ihnen unangenehm, daß wir ihn entführen."

Ja, wahrhaftig! hätte man in ihrem Gesichte lesen können, als sie ihren Mann betrachtete, wie aufgeregt er sich mit dem anderen Herrn unterhielt, der nach kurzer Zeit seinen Arm nahm und mit ihm das Zimmer verließ. Sie sagte indeß nichts, munterte aber auch Sir Burton nicht auf zu bleiben, der dennoch zögerte und den jungen Lampert so angenehm unterhielt, daß dieser im Stillen dachte, Mrs. Carlton hätte mehr herablassend und weniger kalt gegen ihren Gast sein können.

Endlich mahnte Richard, der wußte, daß die Stunde von Harriett's Schlafengehen schon vorüber war, zum Aufbruch und beide Herren sagten gute Nacht.

Ein paar Minuten darauf verließ auch Harriett das Zimmer. Ihr Schlafzimmer lag in der Mitte eines langen Ganges, an dessen äußerstem Ende sich das Versammlungszimmer der Herren befand. Harriett wußte, zu welchem Zwecke, und eilte deßhalb jedesmal so schnell sie konnte, in ihr Zimmer, damit nicht die unerträglichen Laute ihr Ohr berühren möchten. Aber heute blieb sie unwillkührlich stehen, denn nicht weit entfernt standen Sir Burton und Lampert, deren Unterhaltung ihre schwerzliche Aufmerksamkeit erregte.

(Fortsetzung folgt.)

Die österreichische Sonnenfinsterniß-Expedition.

(Aus der N. Fr. Pr.)

Die Unterstützungen, welche die europäischen Regierungen den Astronomen zu Theil werden ließen, ermöglichten, daß die diesjährige Sonnenfinsterniß an fünf verschiedenen Orten Südasiens beobachtet werden konnte. Durch die Fürsorge der hohen Staatsregierung und der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien ward nämlich das Zustandekommen einer österreichischen Expedition gesichert; außer dem Unterzeichneten gehörten derselben noch Dr. Theodor Oppolzer und Schiffslieutenant Ritha an. Die englische Regierung entsendete die Astronomen Tennant und Herschel nach Vorder-Indien, wo sich Beide in die Umgebung von Masulipatam begaben. Nachdem das Zustandekommen der österreichischen und englischen Expedition bekannt wurde, beeilten sich auch Frankreich und Preußen, solche auszurüsten. Die französischen Astronomen wählten Malakka als Beobachtungs-Station; die preußischen Astronomen begaben sich nach Bijapur, im Innern Vorder-Indiens, die Photographen der preußischen Expedition hingegen nach Aden. Für die Wahl der genannten Beobachtungsorte war natürlich die Lage der Zone der Totalität maßgebend. Meine Rechnungen hatten nämlich ergeben, daß die erste Berührung des Kernschattens mit der Erde in jenen Gegenden von Abessinien erfolgen würde, in welchen sich der blaue Nil nach Norden zu wenden beginnt. Dann wanderte der Schattenkegel über das arabische Meer nach Vorder-Indien und drang zwischen Goa und Rajapur ins Innere des Landes ein. Beim Eintritte in Vorder-Indien betrug die Dauer der Totalität 5 Minuten 10 Sekunden und nahm noch bis auf 6 Minuten 47 Sekunden zu, während der Schattenkegel durch den Meerbusen von Bengalen der Provinz Tenasserim in Hinter-Indien zueilte, worauf die Sonne im Angesichte der Gruppe der Hebriden total verfinstert ins Meer sank. Der im Vorhergehenden skizzirte Lauf des Kernschattens bei dieser Sonnenfinsterniß machte Anfangs in mir den Wunsch rege, Masulipatam als Beobachtungsort zu wählen, doch schreckten mich hievon die um diese Jahreszeit in Vorder-Indien herrschenden Monsuns zurück. Die allseits hervorgehobene Regen- und Wolkenlosigkeit Aden's — sie erwies sich leider als eine Fabel — gab endlich den Ausschlag für die Wahl dieses Ortes als Beobachtungs-Station der österreichischen Expedition. Letztere verließ in der Nacht des 18. Juli auf dem Lloyddampfer „Austria" die Rhede von Triest und langte nach einer sehr angenehmen Seefahrt am Morgen des 24. Juli in Alexandrien an; von dort setzte die Expedition am folgenden Tage ihre Reise nach Suez fort, wo sie sich nach Aden einschiffte. Die Fahrt durch das rothe Meer gehört um jene Jahreszeit für Europäer, welche früher sich noch nicht an die Tropen akklimatisirten, zu einer der qualvollsten, die sich denken läßt. Wohl ist die Temperatur nicht übermäßig hoch — sie schwankt im Allgemeinen zwischen 28—30 Grad Reaumur — allein die häufig eintretenden absoluten Windstillen, verbunden mit einem so großen Feuchtigkeitsgehalte der Luft, daß beispielsweise der aus den Poren der Haut heraustretende Schweiß selbst an unkleidelten Stellen tagelang nicht trocknet, machen die Hitze unerträglich drückend. Wie schnell man sich übrigens neuen Verhältnissen akkommodirt und wie relativ im Allgemeinen unsere Begriffe von Wärme und Kälte sind, mag wohl Folgendes beweisen. Als wir am Morgen des 29. Juli das Deck betraten, wehte uns eine schwache Nordbrise, welche während der Nacht eingesetzt hatte, scheinbar so kühl an, daß wir eiligst unsere Plaids holten, und uns in dieselben einhüllten, weil wir uns zu verkühlen fürchteten. Das Thermometer zeigte aber noch immer 24 Grad Reaumur. Am 1. August wachten wir im Angesichte der kahlen, unbeschreiblich schroffen und öden Felsenküste Aden's auf und landeten daselbst gegen 9 Uhr Morgens, wo wir uns im „Prince of

Wales", dem einzigen, von einem Parsen gehaltenen Hotel, in der Nähe des Landungsplatzes der Dampfschiffe, einquartirten. Zu dessen Charakterisirung will ich nur erwähnen, daß beim Oeffnen der uns zugewiesenen Zimmer Eidechsen lustig in denselben sich herumtummelten und sich neugierig die Eindringlinge betrachteten, die sie in ihrer Ruhe zu stören wagten. Dieser Behausung entführte uns wenige Stunden nachher der Gouverneur Aden's, General J. Russell, indem er uns einlud, uns häuslich bei ihm so lange einzurichten, bis wir einen geeigneten Punkt für unsere Beobachtungen aufgefunden hätten. Als wir dieser Aufforderung nachkamen, eröffnete er uns, daß wir uns als Gäste der englischen Regierung betrachten sollten, und er Alles in seinen Kräften Stehende thun würde, um uns die Ausführung unserer wissenschaftlichen Mission zu erleichtern und so viel als möglich Bequemlichkeit zu verschaffen. Zugleich theilte er uns mit, daß die englischen Offiziere bereits eine Rekognoszirung der Halbinsel vorgenommen und drei Punkte gefunden hätten, welche sie besonders geeignet für die Beobachtungen hielten. Diese besichtigten wir am folgenden Tage und entschieden uns für einen derselben, Marshag Hill, eine Anhöhe an der Ostseite der Halbinsel, welche einen Leuchtthurm trägt und von Aden selbst beiläufig zwei englische Meilen entfernt ist. Dort wurde binnen zwei Tagen das Punjaloo des Gouverneurs (v. h. ein Haus nach indischer Bauart, blos aus Holz und Rohrgeflecht aufgeführt, damit der Wind alle Räume desselben beständigsich durchstreichen könne) für uns vollständig eingerichtet. Zu unserer Bedienung erhielten wir drei Indier und die doppelte Anzahl Neger der Somalikküste, und es verkehrte täglich eine kleine Karawane von Dromedaren und Eseln zwischen Aden und Marshag Hill, um uns mit den nöthigen Lebensmitteln und Wasser zu versorgen. So verhältnißmäßig wohl wir uns auch auf Marshag Hill befanden, Eines stimmte uns doch traurig: es war das nahe mit Gewißheit vorauszusehende Mißlingen unserer scientifischen Mission. Der Verlauf der Witterung war nämlich mit schrecklicher Regelmäßigkeit Tag für Tag der folgende: Gegen 9 Uhr des Morgens hellte sich der unwölkte Himmel auf, und es blieb vollkommen klar, bis etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang. Da begannen Federwölchen sich zu zeigen, die sich allmälich zu Cirrus und Cirrostratus ausbildeten, den ganzen Himmel umzogen, sich bis zum Sonnenaufgang immer mehr und mehr verdichteten und hierauf langsam wieder auflösten. Auch am Tage der Finsterniß war der Himmel, als wir aufstanden, fast völlig bedeckt, und besonders im Osten lagerten dichte Wolkenbänke. Hoffnungslos gingen wir daher an die Vorbereitungen für die Beobachtungen, schöpften jedoch wieder etwas Muth, als gegen sechs Uhr Morgens in der Nähe der Sonne einige Wolkenlücken sich zeigten. Endlich erblickten wir etwa 10 Minuten vor dem Eintritte der Totalität in einer solchen die schon recht schmale Sonnensichel auf einige Augenblicke, aber erst 5 Minuten vor dem lang ersehnten Momente der totalen Finsterniß trat das Doppelgestirn in eine klarere Stelle des Himmels, in welcher es während der ganzen Dauer der Totalität verweilte und uns so die Ausführung aller Beobachtungen ermöglichte, die wir uns vorgenommen hatten. Es traten bei dieser Finsterniß außer dem schmalen hellrothen Saume, welcher stets wenige Augenblicke vor dem Beginne und Ende der Totalität den dunklen Mondrand durch weite Strecken an beiden Seiten jener Punkte umkränzt, wo der letzte Sonnenstrahl erlischt und der erste wieder hervorbricht, in Aden nur noch drei größere Protuberanzen auf. Die bemerkenswerthesten dieser Protuberanzen war eine scharfbegrenzte, im lebhaftesten Karminroth glänzende fingerförmige, deren Länge beiläufig den achten Theil des Sonnenhalbmessers betrug. Sie blieb nicht nur während der ganzen Dauer der Totalität sichtbar, sondern wurde erst eine Minute nach dem Ende derselben unseren Blicken durch vorüberziehende Wolken entzogen. Von jedem dieser drei Gebilde haben Dr. Theodor Oppolzer und ich selbst Messungen der Position und Größe angestellt, welche sehr gut miteinander harmoniren. Außerdem wendete ich auch meine Aufmerksamkeit der Corona zu, welche im Allgemeinen eine gewisse Aehnlichkeit mit jener zeigte, die bei der Sonnenfinsterniß am 18. Juli 1860 in Spanien aufgetreten war, indeß nicht so vollkommen beobachtet werden konnte, als ich wünschte, da die längeren in ihr auftretenden Strahlen größtentheils durch Wolken verdeckt waren. Die Spektralanalysen führte Schiffslieutenant Rijha aus; er bemerkte beim Eintritte der Totalität ein plötzliches Verschwinden aller dunklen (Frauenhofer'schen) Linien und es ging dadurch das Spektrum in ein allerdings blasses, aber noch vollkommen deutlich sichtbares, sogenanntes kontinuirliches über. Gegen das Ende der Totalität als ein dünner Wolkenschleier sich über die Sonne gezogen hatte, durch den die Corona verdeckt wurde, die Protuberanzen aber noch hindurchleuchteten, verschwand im Spektroskope der stärker brechbare Theil des Spektrums fast vollständig, und es blieben nur noch eine Reihe rother, durch breite dunkle Zwischenräume von einander getrennte Bänder zurück. Kurz nach dem Ende der Finsterniß hörten wir mit Vergnügen, daß auch die Bemühungen unserer lieben norddeutschen Kollegen, welche einige hundert Klafter von uns entfernt ihre photographischen Apparate aufgestellt hatten, vom besten Erfolge gekrönt worden seien, da ihnen während der Totalität mehrere treffliche Aufnahmen gelungen waren. Als wir uns nun zum gemeinschaftlichen Mahle fröhlich niedersetzten, da hoben wir freudig die Gläser, uns gegenseitig zum unerwarteten Erfolge Glück zu wünschen, und gedachten dabei auch der fernen Lieben in der theuren Heimath, deren Gedanken, wie wir wußten, heute häufig zu uns schweifen würden.

Dr. Edm. Weiß.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Mehrere Münchener Blätter bringen folgende Meldung: „Mathilde Wallinger, k. bayer. Hofopernsängerin und Otto Ferdinand Schimmelpfennig v. d. Oye, k. bayer. Hofschauspieler, beehren sich, Freunden und Bekannten ihre Verlobung anzuzeigen.“ Diese Nachricht warf in den Spalten der „Neuest. Nachr.“ schon am Tage vorher ihren Schatten voraus durch nachstehende Erklärung, zu der sich Baronin Ida von Rheinsberg-Düringsfeld veranlaßt sah: „Um endlich einmal allen unangenehmen Anfragen definitiv durch die Presse zu begegnen, erkläre ich hiermit, daß der Schauspieler Otto Ferdinand Schimmelpfennig v. d. Oye, jüngster Sohn des preußischen Generals außer Dienst dieses Namens, geboren 1838 in Wreschen, nach dreijährigen Diensten im ostpreußischen Kürassierregiment Nr. 3 als gemeiner Kürassier entlassen, 1866 zur Reserve des schlesischen Kürassierregiments Nr. 1 eingezogen und, ohne ein Gefecht mitgemacht zu haben, als Gefreiter beurlaubt, in der Zwischenzeit unter dem widerrechtlich angenommenen Namen v. Düringsfeld an verschiedenen Bühnen engagirt, zuletzt im Frühjahr 1868 vom Hoftheater zu Gotha plötzlich entfernt, nur insofern mit mir verwandt ist, als seine Mutter Natalie, geborne v. Frankenberg-Proschlitz, meine Cousine war.“ So wäre denn das Publikum durch die Gefälligkeit der Frau Baronin v. Düringsfeld über die Biographie des glücklichen Verlobten aufgeklärt.

In New-Yersey macht eine Erfindung eigenthümlicher Art Aufsehen. Ein Deutscher, Hr. Bester, hat einen „Sicherheitssarg“ erfunden, welcher ermöglicht, daß Personen, welche scheintodt begraben wurden, sich selbst aus dem Grabe befreien, oder doch vermittelst einer Klingel die Todtengräber herbeirufen können. Der Sicherheitssarg ist deßhalb mit einem kleinen Proviantmagazin und einem weiten Kamin ausgestattet, durch welch' letzteren der Begrabene vermittelst einer Leiter ins Freie gelangen kann. Der Erfinder von dem Grundsatz ausgehend, daß „Thatsachen beweisen,“ läßt sich vor den Augen einer zahlreichen Zuschauermasse, welche ein anständiges Eintrittsgeld erlegt, buchstäblich begraben. Die Szene geht in einem Biergarten vor sich, und zu den Klängen eines wehmüthigen Trauermarsches bringt das Publikum dem Seelentröster Gambrinus reichliche Opfer — wie ginge das auch anders, da Hr. Wester über zwei Stunden im Grabe bleibt, und der wehmüthige Eindruck der Trauermusik doch auf irgendeine Weise paralysirt werden muß — bis zum großen Ergötzen der aufgeheiterten Menge der Auferstandene ans Tageslicht kriecht, und sich von seinen Bekannten pflichtschuldigst umarmen läßt.

(Die Königin von Hannover und eine Bibelstelle als Antwort.) Die Königin von Preußen hat der Exkönigin von Hannover in Hietzing zu ihrer silbernen Hochzeit gratulirt, worauf ihr die Letztere einfach die Hinweisung auf die Bibelstelle: „Micha, VII. 8—10“ als Antwort sandte. Diese Stelle in der heiligen Schrift lautet: „Freue dich nicht, meine Feindin, daß ich darniederliege, ich werde wieder aufkommen. Und so ich im Finstern sitze, so ist doch der Herr mein Licht. Ich will des Herrn Zorn tragen; denn ich habe wider ihn gesündiget; bis er meine Sache ausführet und mir Recht schaffe; er wird mich an das Licht bringen, daß ich meine Lust an seiner Gnade sehe. Meine Feindin wird es sehen müssen und mit aller Schande dastehen, die jetzt zu mir sagt: wo ist der Herr, dein Gott?“ — P. L. will für die Richtigkeit dieser Mittheilung einstehen.

Ein Schullehrer hat an ein Lyoner Blatt dieses Schreiben gerichtet:

„Ich heiße Rochefort, und ich würde mir daraus eine Ehre machen, wenn der Name nicht gleichlautend mit dem wäre, den ein Elender trägt. Auf den Rath unseres guten Pfarrers habe ich mich an die Regierung um die Erlaubniß gewendet, meinen Namen abändern zu dürfen, was mir, wie der würdige Geistliche meint, nicht abgeschlagen werden wird. Diese Idee, wie einfach sie auch ist, kann vielen Rochefort's entgangen sein, und ich glaube, daß ich denselben einen Dienst leiste, indem ich sie auf den guten Gedanken bringe.

Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen.

Charles Victor Rochefort.“

[Eine brennende Frage.] Am 8. d. Mts. zeigten zwei junge Leute in der „Vossischen Zeitung“ ihre Verlobung an; am 9. erklärten die Eltern der Braut, daß die Verlobung aufgehoben sei, am 10. zeigten die Brautleute an, daß ihre Verlobung trotzdem noch zu Recht bestehe, und am 11. erklären wieder die Eltern der Braut mit dieser in Gemeinschaft, daß die Aufhebung der Verlobung nun unwiderruflich feststehe. Große Spannung, ob sie sich „kriegen“, oder nicht?

[Aus der Praxis eines Armenarztes.] Arzt: Hier habe ich Ihnen nun Etwas verschrieben, davon nehmen Sie alle Stunden einen Eßlöffel voll, aber halten Sie genau das Maß und die Zeit ein. Kranker: Dann bitte ich Sie, mir zugleich eine Uhr und einen Eßlöffel zu verschreiben.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 220 Dienstag, 22. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

„Was, lieber Freund, fürchten Sie sich vor uns,“ sagte Sir Charles im leichten schleppenden Tone. „Nun, ich muß sagen, Sie handeln weise, allein ich denke, daß Sie ebenso große Gefahr laufen, wenn Sie stets bei der schönen Frau sitzen.“

Harriett konnte kaum die Worte Lampert's verstehen, so empört war ihr Herz gegen diese Niederträchtigkeit, und Sir Charles fuhr in demselben schleichenden und belehrenden Tone, aber ohne Spott fort:

„O nein, ich bewundere Ihre Vorsicht und Ihren Gehorsam ungemein. Glauben Sie ja nicht, daß ich Sie gegen Ihr Gewissen zum Spiel verleiten will. Nein, dazu habe ich zu viel Achtung vor Ihnen! Ich dachte nur, es werde Sie amüsiren, uns ein Weilchen zuzusehen, anstatt so früh zu Bett zu gehen, aber —“

In diesem Augenblicke öffnete sich das Spielzimmer, da ein Diener Wein hineintrug, und ein Meer von Licht strömte daraus hervor, gemischt mit Tönen, die einem uneingeweihten Ohr wie Fröhlichkeit klangen, aber dem Weibe eines der darin Anwesenden klangen sie wie ausgelassene Trunkenheit. Harriett's Ohr traf schrill nur eine Stimme, die ihres Gatten.

Sie vergaß Alles, nur nicht ihn!

Im ersten Impuls wollte sie hineinstürzen — wollte Allem trotzen — der Schande — dem Spott — und selbst seinem Zorn — wollte ihn noch einmal beschwören, diesen Pfuhl des Lasters und diese verderbte Gesellschaft zu verlassen. — Aber das dauerte nur einen Augenblick, der nächste sagte ihr, daß Alles umsonst sein würde. Ihr Herz sank ihr unter dem Bewußtsein, daß sie das Weib eines Spielers sei. Sie wollte sich ruhig wegschleichen, aber ein Blick auf die beiden Männer erinnerte sie an die Ursache ihres Stillstehens.

Das verhängnißvolle Oeffnen jener Thüre hatte einen wunderbaren Eindruck auf den jungen Lampert gemacht. Nichts hätte die Absicht des Verführers mehr befördern können.

Eine unbeschreibliche Sehnsucht nach der heiteren fröhlichen Gesellschaft bemächtigte sich seines jungen Herzens und Harriett sah, wie er an der Seite Sir Burtons in — wie es ahnungsvoll in ihr flüsterte — sein Verderben eilte.

In diesem Augenblicke nahte sich ein Kellner, sie eilte ihm entgegen, und trug ihm auf, er möge hineingehen und Mrs. Lampert bitten, einige Minuten in ihr Zimmer zu kommen, da sie nothwendig mit ihm zu sprechen habe. Aber Minute um Minute verging, er kam nicht und mit tiefer Herzensangst ging sie endlich zu Bett, und bat Gott, daß er den einzigen Sohn der Wittwe nicht in die Schlingen der Spieler fallen lassen möge.

„Fred, spielte Richard Lampert gestern Abend?“ fragte Harriett den andern Morgen ängstlich ihren Mann.

„Spielte? Gewiß, und mit ungeheuerem Glück, wie alle Anfänger.“

„Fred, das darf nicht wieder geschehen, um seiner Mutter willen, rette ihn.“

„Ich, Harriett? Was kann ich thun? Ich kann doch nicht den Cerberus für alle dummen Jungen machen, die mir in den Weg kommen?“

„Aber Du kannst ihm doch gewiß Vorstellungen machen um Gotteswillen, zeige ihm die Gefahr, die er läuft!“

„Ich soll sie ihm zeigen? Nun, ich bin gerade die geeignete Person dazu. Das würde sehr viel fruchten, wahrhaftig!“

Ein tiefer Seufzer war Harriett's Antwort.

„Nein“, fuhr Fred ernster fort, „aber ich wünschte, Du gäbst Deinem Schützling einen Wink, daß er der Sache aus dem Wege geht. Du kannst das leicht thun, mir ist's unmöglich. Und selbst Du wirst Deinen ganzen Takt dazu nöthig haben: Warne ihn, sich nicht zu sehr mit Sir Charles Burton und einigen Andern einzulassen, aber besonders Burton ist eine Schlinge, in der sich ein junger Mann leicht fangen kann.“

„Ich soll ihn vor den Freunden meines Mannes warnen? So schlecht sind sie, und doch muß ich oft ihre Gegenwart dulden!“ rief Harriett mit unwillkührlich bitterem Vorwurf. „O Gott! ist mein armes geliebtes Kind dazu bestimmt, unter solchen Menschen aufzuwachsen?“

Doch jetzt bemerkte sie das gefürchtete Stirnrunzeln

an ihrem, trotz allen Fehlern dennoch heißgeliebten Manne, den bösen Blick seiner Augen und sie versteckte ihr Gesicht an seiner Brust und flüsterte: „Verzeihe — ach verzeihe mir!“

*

Im Laufe des Tages kam Richard in der fröhlichsten Laune und brachte dem kleinen Fred ein wunderschönes und theueres Spielzeug, das aber zu seinem Erstaunen von der Mutter mit Kälte oder vielmehr mit Traurigkeit zurückgewiesen wurde.

„Meine liebe Mrs. Carlton, Sie kränken mich wirklich tief. Ich habe mir nur darum diese Freiheit genommen, um den Kleinen für mich zu gewinnen.“

„Sie sind sehr gütig —“ zögerte Harriett, „aber —“

„Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ich mich ruinire“, sagte er lachend und erröthend, „ich bin plötzlich ungeheuer reich geworden.“

„Mr. Lampert!“ sagte Harriett, „ich bitte vorher um Entschuldigung, wenn ich über eine Sache mit Ihnen sprechen muß, die, wie Sie vielleicht meinen, mich nichts angeht. Aber um Ihrer Mutter willen, sage ich Ihnen offen und ohne Hehl, daß ich eine abergläubische Furcht, einen tiefen Abscheu vor Allem und wäre es die unbedeutendste Kleinigkeit, besitze, was mit dem Preis der Sünde erkauft ist. Und, wenn ich nicht irre, so ist dies Spielzeug von jenem so schnell erworbenen Reichthum erkauft, auf den Sie stolz sind.“

„Sünde? Mrs. Carlton!“ rief der junge Mann ganz erstarrt unter dieser Rede, und ihrem auf ihn gerichteten durchdringenden Blicke, „Sünde, das ist ein etwas starker Ausdruck, ich muß sagen für — für —“

„Mr. Lampert,“ schloß sie, „schlug ihnen gestern Abend nicht das Gewissen und flüsterte es Ihnen nicht zu: Hätte Dich! Glauben Sie, daß Ihre Mutter damit zufrieden gewesen wäre? Schlug keine zärtliche Warnung von ihren Lippen geheimnißvoll an Ihr Ohr? Und wenn Alles dies geschah, was war es denn anders als Sünde?

„Sie haben Recht, Mrs. Carlton!“ erwiderte er. „Ich dachte an meine Mutter, als mich Sir Charles in das Zimmer nöthigte und erinnerte mich an ihr Entsetzen vor Allem, was Spiel heißt, und das hätte mich abhalten sollen. Aber ich weiß nicht, wie es kam, Alles kam mir so heiter und einladend vor, daß ich nicht Lust hatte zu Bett zu gehen, sondern eintrat und da fand ich Mr. Carlton.“

„Ja — Ja!“ unterbrach ihn Harriett schnell und erblaßte, „doch warum kamen Sie nicht, als ich Sie rufen ließ.“

„Sie mich rufen? — Davon habe ich Nichts erfahren?“

„Ich schickte einen Kellner, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie zu sprechen wünsche.“

„Ja, ich sah auch einen hereinkommen, der mich ansah, dann aber mit Sir Burton, der ihn aufhielt, sprach, worauf ich weiter nicht achtete.“

Harriett hielt einen Augenblick nach diesen Worten inne, während ein Schauder durch ihren Körper rieselte.

„Mr. Lampert“, fing Sie darauf mit zitterndem Tone an, „es widersteht mir außerordentlich, gegen irgend Jemand etwas Böses zu sagen oder Verdacht zu erregen, aber ich beschwöre Sie, seien Sie vorsichtig im Umgange mit Sir Charles Burton, ja, vermeiden Sie ihn lieber ganz, denn er könnte Ihnen gefährlich werden. Sie werden denken, daß ich mich sehr unberufen in Ihre Angelegenheiten mische“, fuhr Sie mit einem Seufzer fort und lächelte, „aber wenn Sie meinem Rathe, oder besser gesagt, meiner ernstlichen Bitte folgen, so verlassen Sie Ems augenblicklich und kehren nach Göttingen zurück.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Perle der Garonne.

Von Dr. Richard Andree.

Wie viel Käufer von nah und fern würden wohl zusammenströmen, wenn heute die Zeitungen uns meldeten, Fürst Metternich beabsichtige den Johannisberg, diese Perle des Rheingaues, zu verkaufen? Gewiß wäre das durch ein solches Ausgebot veranlaßte Aufsehen kein geringes, denn wie viele Erinnerungen knüpfen sich an das hell vom Rebenhügel auf den Rhein herabschauende Schloß, wie viel berühmter ist sein Name als derjenige mancher großen Stadt, einzig und allein wegen des dort gedeihenden, das Herz erfreuenden Weines! Klein ist Johannisberg, aber groß ist sein Ruf.

So wie wir hier in der Phantasie eine allgemeine Aufregung unter den Weintrinkern Deutschlands entstehen sehen, weil der köstlichste Fleck Erde am alten Vater Rhein unter den Hammer kommt, so hat unser weinreiches Nachbarland Frankreich in der That diesen Sommer wochenlang voller Erwartung der Stunde geharrt, in welcher Château Lafitte das Eigenthum eines neuen glücklichen Besitzers werden sollte. Wer las diesen Namen noch nicht auf Weinkarten und Etiketten, oder erfreute sich an diesen Weines belebender Gluth und Kraft, an der Milde und Herbe, die vereint ihm innewohnen? Und wer ihn nicht getrunken, diesen edlen Wein, der hörte wenigstens seinen Namen, der wird, gleich dem Glücklichen, der ihn genoß, wohl mit Interesse Einiges von dem Ort erzählen hören, an dem er gedeiht, er wird uns aber auch dahin folgen, wo verrätherischer Weise mit schwarzen Zauberkünsten ein

Digitized by Google

chemisches Getränk gebraut wird, das betrügerisch die Etikette gleich dem echten Chateau Lafitte trägt und gar manchen harmlosen Zecher schon täuschte.

Wie viel aber am echten Chateau Lafitte gelegen, mag man daraus erkennen, daß, wie die Zeitungen vor Kurzem berichteten, die berühmten Weinberge für 4 Millionen 450,000 Franken definitiv verkauft worden sind. Abgesehen von dem herrlichen Wein und der Ehre, Besitzer des Guts zu sein, lockte hier auch der Gewinn, und wahrlich, der Handel mit Chateau Lafitte ist kein schlechtes Geschäft. So wurde die Ernte des Jahres 1865 von sechs großen Weinhändlern in Bordeaux um 5600 Francs das Tonneau (zu 912 Liter) erstanden. Am folgenden Tage verkauften diese Händler das Tonneau schon zu 6500 Francs und heute gilt das Tonneau desselben 65er Gewächses bereits 8000 Francs. Nun rechne man!

Stolz klingt der Name Chateau Lafitte, und der Leser, der es nicht sah, der nicht in den Weingärten von Bordeaux umhergewandelt, wird gewiß an ein prächtiges Schloß denken, das kühn an den Ufern der Garonne sich erhebt und hinabschaut in den Strom. Doch welche Enttäuschung wird ihn überkommen, wenn er die bescheidene Villa im Style Ludwigs XIII. erblickt, über deren Architektur wir weiter Nichts zu sagen wissen, als daß sie ganz jener der zahlreichen Landhäuser in der Umgebung von Paris gleicht! Da finden wir keine Prachtsalons mit schönen Gemälden und luxuriösen Möbeln, wohl aber eine Flaschensammlung der letzten 70 Jahrgänge und diese könnten uns Manches erzählen. Doch auch über die Zeit der Revolution reicht die Geschichte von Chateau Lafitte hinaus. Weiß man doch, daß Ludwig XV. zu den größten Lobrednern seines Weines gehörte, und daß die Pompadour es liebte, ihre Lippen mit diesem herrlichsten aller französischen Weine zu netzen.

Doch lassen wir die Vergangenheit und sehen wir uns lieber an Ort und Stelle um. Der Castellan ist ein gefälliger Mann, er führt uns über die Rasenplätze, die dicht am Gebäude stehen, nach dem Rebengelände hin und theilt uns unterwegs noch einige statistische Daten mit, die zu erfahren uns nicht unwesentlich dünkt. „Einhundert und vierunddreißig Hektaren des bezeichnenswerthen Bodens umfaßt unser Gut. Für gewöhnlich bewohnen nur zwanzig Menschen die Villa; rückt aber die Ernte heran und verspricht das Jahr gut zu werden, so wie heuer, dann brauchen wir 200 Winzer, um die Fülle des Segens einzuheimsen. In minder guten Jahrgängen bringen wir es bis zu 520 Barriques (jedes zu 225 Liter), diesmal aber dürfen wir wohl auf 560 bis 570 rechnen. Und nun, mein Herr, sehen Sie sich nach Belieben um. Die ganze Strecke bis dort drüben hin gehört zum Gut; da wächst die beste Sorte, der echte, wahre, einzige Chateau Lafitte, den man gern mit 10 bis 20 Francs die Flasche bezahlt. Unsere Nachbarn zur Rechten und Linken verkaufen zwar auch unter unserer Firma, aber gegen uns kommen sie doch nicht auf!“

Ist aber der Anblick der Weingärten selbst in Uebereinstimmung mit dem berühmten Gewächs, welches dem Boden entquillt? Wir wollen ihn zu schildern versuchen. Ohne von Gittern eingeschlossen zu sein, ziehen sich weite Flächen mit den kleinen, kümmerlich aussehenden Rebstöcken hin, die in Reihen gepflanzt und mit vieler Sorgfalt an niedere Spaliere aus Wallnußzweigen mit Bast- oder Weidenruthen festgebunden sind. In ununterbrochener Reihe ziehen diese Spaliere von einem Ende des ungeheuren Weinfeldes zum andern. Merkwürdig ist die Sorgfalt, mit der jedes Rebzweiglein befestigt ist und wie man das Ganze so anzuordnete, daß jede Traube den vollen Strahlen der Sonne ausgesetzt ist. So ist der allgemeine Anblick der Weingärten beschaffen, doch ist er keineswegs einförmig; denn hier und da findet man Stellen, an welchen die Reben nicht gestützt sind, sondern ihre Ranken gleich Schlangen über einen großen Raum senden, oder man trifft auf eine größere Sorte, einen wahren Grenadier von Weinstock, der mindestens sechs Fuß hoch ist und an einen entsprechenden Stützpfahl sich anlehnt. Aber die kleinen, zwei Fuß hohen, zwerghaften Reben sind durchweg diejenigen, welche das edelste Naß liefern. Wenn ihr je eine Predigt wider den Schein sehen, nicht hören wollt, dann geht nach Chateau Lafitte und erblickt sie da in diesen Gewächsen. Da, wo die schönsten, zwerghaftesten, am meisten verkrüppelten, an den Spalieren schief und krumm auf- und abgebundenen Büsche stehen, wo man die krausten, hungrigsten, mit dünnem Laub bedeckten Reben erblickt, gedeiht die prächtigste Sorte, drängen sich an den magersten Stämmchen die herrlichsten Trauben aneinander. Die herrlichsten Trauben! Aber auch dieses ist nur von dem Inhalt zu verstehen, denn die Beeren erscheinen so wenig einladend, daß ihr beim Obsthändler sie unbedingt liegen lassen würdet, um nach einer weniger edlen, aber einladenderen Sorte zu greifen. Kein Bildhauer würde es wagen, diese Trauben einer Bacchantin in die Hände zu geben, keine Frucht- und Blumenmalerin sie zum Vorwurfe nehmen. Gewiß, sie predigen Vorsicht und rufen uns zu, mit dem Urtheil über Menschen und Dinge zurückzuhalten, bis wir den Kern derselben erkannt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Zur Sonnenfinsterniß vom 18. August.] Professor Kirchhof in Heidelberg hat bekanntlich nach Entdeckung der Spektral-Analyse den kühnen Gedanken ausgesprochen, daß das Sonnenlicht, welches uns leuch-

Digitized by Google

tel, ein Gemisch sei von zwei Lichtern; das eine rühre vom Kern der Sonne her und das zweite von der Hülle der Sonne, in welcher viele verschiedene chemische Stoffe mit leuchtender Flamme verbrennen. Kirchhof wies nach, daß auch viele uns bekannte chemische Stoffe, namentlich Eisen und Natrium in diesem Verbrennungsprozesse auf der Oberfläche der Sonne vorgriffen sind, und erklärte hieraus, daß die vielen schwarzen Linien, welche man im Sonnenspektrum sieht, ihren Grund haben in der Trübung des Kernlichts der Sonne, das durch das viel weniger helle Licht der brennenden chemischen Stoffe der Hülle hindurchscheint. Obwohl die Lehre Kirchhofs sich in fast allen Beziehungen bestätigte, erkannte man doch sofort, daß es nur eine einzige Möglichkeit geben könne, die Theorie direkt zu beweisen: nämlich eine große Sonnenfinsterniß, welche das Kernlicht der Sonne uns entzieht und eine Protuberanz, ein Stück der hervorragenden Sonnenhülle zeigt, deren Licht man dann gesondert im Spektrum untersuchen kann. Die letzte Sonnenfinsterniß hat nun diese Möglichkeit zur Lösung des genannten Problems geboten. Das Telegramm des Hrn. Janssen von der Sonnenfinsterniß-Expedition war zwar nur kurz und lautete: „Das Spektrum war sehr merkwürdig und überraschend.“ Es ist aber Herrn Janssen vollständig gelungen, das Spektrum der Sonnenhülle zu sehen, während der wenigen Minuten, wo das Licht des Sonnenkerns nicht zu ihm gelangen konnte.

[Das Prisma.] Einen Streit unter Christen von allen Konfessionen, Juden, Türken, wo jeder seine Religion für die beste erklärte, entschied ein Indier dahin: Er ergriff nämlich ein in seiner Nähe liegendes Prisma und hielt es gegen die Sonne, wo sogleich die schönsten Regenbogenfarben sichtbar wurden. Seht ihr, meine Freunde, so sprach er, hier habt ihr, durch das Reflektiren und Brechen des Sonnenlichtes, gar viele ergötzliche Farben. Ich weiß nicht, welche Farbe einem jeden die liebste ist von allen, so viel werdet ihr mir aber doch einräumen, daß alle diese Farben nur von einem Lichte — dem Sonnenlichte herkommen. Nun so ist es auch mit den Religionen, es gibt nur ein Licht, aber es erscheint dieses Licht in vielfachen Farben. Was aber erfreut euer Auge bei den prismatischen Regenbogenfarben? Es ist die Harmonie derselben, die in milder Eintracht strahlend, dem Auge eine gar liebliche Erscheinung gewährt. Nun Freunde, lasset uns auch Menschen-Harmonie bringen in die Farben des göttlichen Lichtes, und alle Religionen strahlen dann hell und freundlich nebeneinander, wie der schöne Bogen am Himmel.

[Der Leibkutscher des Kaisers Nikolaus.] Der Leibkutscher des Kaisers Nikolaus von Rußland, Namens v. Bebutoff, ist am 8. d. M. in Petersburg gestorben. Er ist berühmt geworden dadurch, daß er den Czar das letztemal in dessen Leben, als ihm die drohenden Donnerwetter in der Krim klar wurden, auf einem Schlitten von dem Winterpalaste nach dem Kriegsrathe fuhr. Unterwegs erkältete sich der furchtbar aufgeregte stolze Czar, wie man sagt, absichtlich durch Aufschlagen der Kleider worüber Bebutoff weiter keine Auskunft geben durfte, und verfiel darauf in eine schwere Krankheit, welche nach kurzer Dauer seinen Tod zur Folge hatte. Bebutoff starb als kaiserlich russischer Staatsrath (statski dowetnik), die höchste Stufe, die ein russischer Kutscher (auch diese, wenn sie bei Hofe angestellt sind, rangiren mit den Beamten) erreichen kann. Der russische Staatsrath steht im Range eines Brigade-Generals. Bis auf den ehemaligen zweiten Leibjäger Nikolaus', den Kosaken-Major v. Dawidoff, sind in den letzten 13 Jahren alle Domestiken desselben gestorben.

In Amerika ist schon wieder ein Planetoid entdeckt worden. Dr. Peters beobachtete ihn auf der Sternwarte des Hamilton College in New-York; er hatte die Lichtstärke eines Sternes 11. Größe und stand am 24. August um 3 Uhr Morgens im Sternbilde der Fische, 18° 38′, Rectascension und 19° 54′ Deklination, mit langsamer Bewegung nach Osten.

Auflösung des Räthsels in Nr. 213:

Drei Aepfel uns der Autor nennt
Im sinnigen Gedichte,
Drei Aepfel — die fast Jeder kennt
Schon aus der Weltgeschichte.

Die Sage von dem Ersten klingt
Nichts wen'ger als plausibel; —
Doch glaube ich sie unbedingt,
Denn sie steht in der Bibel.

Vom zweiten „Apfel“ hege ich
Schon andere Gedanken, —
Ich glaube nicht, daß Götter sich
Um einen Apfel zanken.

Vom Dritten — glaube ich so viel,
Als alle Schweizer glauben:
Die Freud' an ihrem Apfel will
Ich ihnen ja nicht rauben.

M. M.

Gleich richtig gelöst von K. K. in A.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 221 Mittwoch, 23. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

„Bitte, bitte Mrs. Carlton, sprechen Sie nicht einen solchen Befehl aus!“ sagte Richard halb in komischem, halb ernstem Tone, „schicken Sie mich nicht fort!“

„Es ist kein Befehl, nur eine Bitte.“

„Bitte, das ist schlimmer, denn wer kann Ihren Bitten widerstehen? Nein, thun Sie es nicht! In acht oder vierzehn Tagen kehrt die Mutter von England zurück und will mich unserer Abrede gemäß in Ems treffen. Wie herrlich wird das sein, wenn wir Alle beisammen sind! Sie sind sehr gütig, sich meiner anzunehmen, aber halten sie mich ja nicht für so schwach, daß ich Sir Charles einen Einfluß auf mich ausüben ließe. Im Umgange ist er zwar ganz angenehm, aber ich traue ihm dennoch keinen ganz ehrlichen Charakter zu, obgleich er mich keineswegs gestern Abend zum Spiele verleitete. Er gleicht nicht Mr. Carlton, dessen ganzes Wesen die personifizirte Ehre und Wahrheit ist. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich ihn verehre, und hätte ich ihn nicht gesehen, als sich die Thüre öffnete, ich wäre nicht hinein gegangen. Ich stand hinter ihm und sah zu, bis ich selbst auch ganz erregt wurde. Endlich standen die Herren auf und nahmen einige Erfrischungen. Was, Lampert, Sie sind hier, sagte Mr. Carlton, dann sind Sie es gewesen, der mir heute Abend so viel Glück gebracht hat! Dem Beispiele der Anderen folgend, trank ich etwas mehr Wein, als ich gewohnt bin, und als das Spiel von Neuem begann, so nahm ich, glaube ich, ohne Widerstreben die Partie an. Mr. Carlton sagte erst: Nein, nein, Lieber, das ist nichts für einen solch' jungen Mann, gehen Sie zu Bett! Aber als Sir Burton von einem anderen Tische her rief: Ich rathe Ihnen zu unserer Partie zu kommen, die dort spielen zu hoch, so sagte auch er: Nun denn, so setzen Sie sich, und ich freute mich, daß er mich nöthigte und spielte. Ich muß gestehen, daß das Spiel etwas höchst Anregendes hat, ich hätte gar nicht wieder aufhören mögen. Sie sehen aber Mrs. Carlton, daß Sir Burton mich nicht dazu veranlaßte.“

Er schwieg plötzlich, denn etwas wie Aechzen kam von Harriett's Lippen. Während er erzählte, hatte sie den Arm auf den Tisch und den Kopf in die Hand gestützt mit halb abgewandtem Gesichte dagesessen, und Richard ahnte nicht, daß fast jedes seiner Worte ein Dolchstoß für sie war.

Ihr Mann also war es, den zu fliehen sie den Jüngling beschworen mußte, nicht die giftige Schlange, die unter der Maske der Heuchelei das schwarze Herz verbarg. Ihr Mann war kein bösartiger schleichender Betrüger, aber dennoch — dennoch.

Aber konnte sie sagen: „Hüten Sie sich vor meinem Mann, trauen Sie seiner schönen einnehmenden Außenseite nicht, betrachten Sie ihn, was er wirklich ist, als einen Spieler von Profession!“

Konnte Sie ihm das sagen, ihn beschwören, Ems ihres Mannes wegen zu verlassen? Furchtbarer Gedanke! Dennoch war er es gewesen, der dem jungen Mann die erste Gelegenheit geboten, der ihn verführt hatte; auf sein Haupt fiel die Schuld, wenn Unglück daraus erwuchs.

Aber konnte sie ihn warnen vor dem Vater ihres Kindes? Nein, sie konnte es nicht.

Harriett stand auf, und Richard erschrack über die Todtenblässe ihres Gesichtes und die zitternden Schritte, mit denen sie zur Thüre ging, hier wandte sie sich noch einmal um und sagte:

„Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so reisen Sie ab, Mr. Lampert, und wenn nicht, so bitte, so beschwöre ich Sie, zu bedenken, daß es das Herz Ihrer Mutter brechen würde, wenn Sie sich dem Spiele ergäben. Hüten — ach hüten Sie sich vor allen Spielern!“

„Wohl würde es das Herz meiner Mutter brechen,“ dachte der Sohn, als Harriett hinaus war, „aber fürchten Sie Nichts, schöne Dame, ich bin nicht so dumm, wie Sie zu denken scheinen, ich werde mich schon hüten. Ich wundere mich nur, wie sie mit solchen Ansichten Fred Carlton hat heirathen können, denn bei all seiner Vortrefflichkeit ist er doch ein Hauptspieler.“

Am Abend des folgenden Tages kehrten die Herren von einer Jagdpartie zurück und versammelten sich dann zu einem der dort beliebten feinen Soupers im Russischen Hof.

Einer unter ihnen hielt diesen Tag für den glück-

Digitized by Google

lichsten seines Lebens. Das Gefühl, als so junger Mann in einem Kreise so vornehmer und talentvoller Männer, mit Fred Carlton an der Spitze, zu sitzen, ließ den lebhaften Richard Vorsicht und Alles vergessen.

Das Souper war vorüber. Man erhob sich und Lampert folgte Arm in Arm mit einem jungen Lord den Andern durch die geöffneten Flügelthüren und fand sich im Spielzimmer.

„Nun Lampert, welche Partie nehmen Sie?“ fragte sein Begleiter, als die Spieltische arrangirt wurden, und dieser noch immer wie festgewurzelt dastand, da sein mahnendes Gewissen ihm sagte, daß er nicht hier bleiben dürfe.

„Ich — ich?“ stammelte er, „keine — gar keine! für's Erste keine!“

„Was Teufel, fehlt Ihnen der Muth?“ erwiderte der lachende Lord sarkastisch, während er sich mit Sir Charles zum Spiele setzte. „Na, wer nimmt die Partie,“ rief er, indem er sich umblickte, „rouge et noir hat heute Abend die Oberhand scheint es. Kommen Sie Lampert, nehmen Sie an, Sie sind unser Mann!“

„Nein, nein, Unsinn!“ sagte Sir Charles mit sanftem aber aufstachelndem Tone, „Mr. Lampert hält nicht viel von diesem Vergnügen.“

„Ich fürchte, meine Ungeschicklichkeit würde Ihnen nur Mühe machen,“ antwortete dieser, „denn auf mein Wort, bis gestern habe ich nie eine Karte berührt.“

„Und Sie haben schönes Glück gehabt,“ sagte ein Dritter.

„Kommen Sie, versuchen Sie es noch einmal!“ rief Lord E. ungeduldig. „Was, fürchten Sie sich zu ruiniren?“

„Oder vielleicht uns,“ fiel ein Anderer ein. „Das kann leicht der Fall sein, wenigstens mit unglücklichen Teufeln wie ich einer bin.“

„Laßt, laßt — Mr. Lampert soll sein gewonnenes Geld in den Taschen behalten,“ sagte Sir Burton. „Mag er nicht die Erfahrung machen, wie bald das Glück den Rücken kehrt; gestern hat er gewonnen, heute möchte er verlieren. Seine Vorsicht ist lobenswerth.“

Diese Worte, obgleich im gentilsten Tone gesprochen, entschieden Richard's Schicksal. Der Gedanke, man könne glauben, daß er seinen gestrigen Gewinn zu verlieren fürchte, jagten ihm das Blut nach dem Kopfe. „Nein, so gemein, so niedrig darf man nicht von mir denken, ich will spielen, bis ich den letzten Heller davon wieder verloren habe!“

„Ich bin der vierte Mann,“ rief er, sich setzend, nahm die Karte und mischte sie nachlässig: „Was wird gespielt?“

Hazard hieß es.

Und obgleich ihm dieses Wort mit Sünde und Laster als ein Begriff gelehrt worden war, so spielte er doch bald mit gleichem, wenn nicht größerem Enthusiasmus, wie die anderen Spieler, und obschon ihm im Anfange der Gedanke kam: Was würde deine Mutter sagen, wenn sie dich sähe? Würde es ihr nicht das Herz brechen, dich als Hazardspieler zu sehen? so spielte er doch fort, denn er gewann, er gewann.

„Großer Gott, welch' beispielloses Glück!“ hörte er endlich hinter sich sagen, er fuhr auf, sah um und erblickte Fred Carlton.

(Fortsetzung folgt.)

Das sechste Mittelrheinische Musikfest.

* Darmstadt, 21. September.

Vom 26. bis 28. September währt hier das sechste Mittelrheinische Musikfest. Das Fest wird veranstaltet von den Gesang-Vereinen aus Darmstadt, Mainz, Wiesbaden, Alzei, Worms und Gießen; zusammen werden 600 bis 700 Sänger mitwirken. Das Orchester ist gebildet aus den Theater-Orchestern von Darmstadt, Mannheim, Heidelberg, und einzelnen Künstlern aus Frankfurt, Hanau u. s. w., zusammen etwa 130 Spieler. Die Konzerte wird Musik-Direktor Mangold leiten. Zur Aufführung kommen am 27. September, Morgens halb 12 Uhr, das Oratorium „Samson“ von Händel; am Montag, 28. September, Nachmittags 1 Uhr, die siebente Symphonie (A dur) von Beethoven, eine Arie aus der „Schöpfung“ von Haydn, die Motette „Lob und Ehr“ von J. S. Bach und die Ouvertüre und einzelne Scenen aus „Frithiof“ von C. A. Mangold. Sonntag am 26. September, Morgens um 8 Uhr und Nachmittags um 1 Uhr, sind die Hauptproben.

Den Samson (Tenor) wird Herr Ruff aus Köln singen (der im fünften Mittelrheinischen Musikfest zu Mainz im Judas Makkabäus mitwirkte). Den Manoah (Baß) Herr Greger aus Darmstadt, die Milah (Alt) Fräulein Hausen aus Mannheim, die Dalila (Sopran) Frau Peschka-Leutner aus Leipzig. Herr Mangold hat bei früheren Konzerten schon seine Kenntniß der Werke Händel's gezeigt, und beim vorigen Darmstadter Musikfest seine Fähigkeit zur Leitung großer Massen dargelegt; Sängern und Spielern ist Händel gleichfalls durch öftere Aufführungen bekannt geworden; das Werk wird aller Voraussicht nach gut dargestellt werden. — Von der siebenten Symphonie und dem Frithiof wird eine Schilderung nach der Aufführung folgen.

Händel's „Samson“ ist im Ganzen weniger bekannt, wie seine größeren Werke. Obgleich es leichter darzustellen ist, wie die übrigen, werden jene doch öfter aufgeführt, weil sie eine das Volk mehr begeisternde

Digitized by Google

Ton enthalten. Man thut dem Werk aber unrecht, wenn man es weit nicht den höchsten Rang einnehmend, gering schätzt. Die Geschichte Samsons (Simson), des jüdischen Recken, hat viele Momente, die bei einer künstlerischen Darstellung großes Interesse erregen. Sie enthält zwar keinen bedeutenden geistigen Zug, — wir sehen den Helden nicht aus Mitgefühl für sein Volk, sondern nur aus Haß und Rache den Feind bekriegen — sein kühnes Wagen, sein dreister Trotz erwecken aber doch unsere Bewunderung, unsere heimliche Freude, wenn wir auch die Beweggründe seiner Thaten nicht billigen können. Seine Abenteuer allein würden ihm indeß trotz aller Kühnheit nicht die Sympathie der Nachwelt erworben haben, und wenn er noch so viel Löwen zerrissen und Philister geschlagen hätte: zum gefeierten Helden wird er erst durch seinen Tod, indem er mit seinem Fall die Feinde begräbt. Den Dichter hat diesen Unterschied wohl erkannt; von den Abenteuern des Simson hat er deßhalb Nichts erzählt: er beginnt erst da, wo der Held den jugendlichen Uebermuth mit furchtbarer Strafe gebüßt hat, wo die Reue ihn erfaßt über die nutzlos vergeudete Kraft, und wo der einzige Wunsch ihn noch beseelt, mit dem Sturz seiner Feinde sein Leben zu enden.

Die Geschichte Simsons wird im Buch der Richter, 13—16. Hauptstück, erzählt; die Gefangenschaft in Gaza ist im 16. Hauptstück nur kurz geschildert. Der Dichter des Oratoriums hat diesen Moment mit allen einzelnen Zügen ausgemalt. Simson, der gewaltige Held, der einst Tausende schlug, liegt in Fesseln; tiefe Nacht ist's vor seinen Augen, denn die Philister haben ihn geblendet. In ruhiger Klage spricht er seinen Schmerz aus, und wie zum Hohne erklingen die Jubel-Gesänge der Priester Gott Dagons. Mikah, seine Mutter, (im Buch der Richter wird sie nicht erwähnt) erscheint mit der Schaar der Freunde, den Armen zu trösten. Simson ist erfreut über ihre Ankunft und zugleich voll Wehmuth; kennet fühlt nur ihre Hand, er schaut nicht mehr ihr Angesicht. „O schönes Licht! mir strahlst du nicht, mir dämmert nie der gold'ne Tag.“ Die Freunde weisen auf ein höheres Licht, das ihn und sein Volk erleuchten und zum Glück führen möge. Manoah, der Vater Simson's, mahnt an die Tage seiner Siege, wo die Jugend begeistert ihm zujauchzte; doch vergebens, der Held, der seine Kraft, sein Augenlicht verlor, ersehnt nur den Tod. Noch einmal wird er aufgeweckt zu grimmem Zorn, wie Dalila erscheint, die Verrätherin, die jetzt um Verzeihung fleht. Wüthend stößt er sie von sich, und Dalila kehrt zu den Philistern zurück. Ihren Hohn zu üben, schleppen die Philister Simson zu ihrem Fest. Noch einmal fleht er zu Gott um Stärke; dann, alle Kraft zusammenraffend, reißt er die Säulen des Palastes zusammen und begräbt in seinem Sturz sich und die Feinde. Im Trauerzug wird seine Leiche heimgebracht zu seinem Volk. Mit Klagen empfangen sie ihn; aus der Trauer aber erhebt sich das Dankgefühl, das Lob des Herrn, dessen Allmacht ihren Feind gestürzt.

Händel's Werk stammt aus dem Jahre 1742. Der Simson scheint Händel besonders gefesselt zu haben, weil er ein Schicksal erlitt, dem auch er entgegenging — die Erblindung. Die Arien des Simson haben etwas von persönlicher Mitleidenschaft des Komponisten, das man sonst nicht gewahrt. „Nacht ist's unter“, das ist so weich, wehmüthig so elegisch, sentimentaler Art, daß man nur in den großen Zügen, die hindurch gehen, den kolossalen Mann wieder erkennt. „So wollte es des Ewigen Spruch;“ „groß ist mein Leiden, doch gerecht ist es, mein ist die Schuld allein“ — das verkündet den Geist, der mit Ergebung sein Schicksal erträgt, der sich zur Höhe des objektiven Standpunktes erhebt, von dem er sein Schicksal vorurtheilsfrei betrachten kann. Wie er im Leben sich beherrscht, so blieb er auch im Tode Sieger: „Samson's Fall war Samson's werth!“ So geht in Einem durch das Elegische der große heldenhafte Zug. Im Gegensatz dazu erscheint Dalila, das verführerische Weib. Mit einschmeichelndem Sirenengesang will sie den Helden von Neuem verlocken; aber mit wüthendem Ingrimm stößt er die Falsche von sich. Die strenge Sitte, ungetrübt von jeder Leidenschaft, stellen Manoah und Mikah dar. Manoah und Mikah sind die Eltern Simson's; aber Manoah, wie Mikah, verehren in Simson so sehr den Volkshelden, daß sie ihren persönlichen Schmerz darüber vergessen. Im Volk wird der Gegensatz von Sittlichkeit und Frevelthat durch den Chor der Juden und den der Priester Dagons dargestellt.

Das Stück ist nach seiner ganzen Anlage dramatisch. Es wird nur an der Stelle erzählt, wo man auch im Drama erzählen würde, wo der Palast der Philister zusammenstürzt. Das Zusammenstürzen selber hört man noch hinter der Scene. Mit Leichtigkeit wäre das Stück zu dramatisiren (die Chöre sind selbst nicht von der sonst gewohnten Breite, welche die Handlung zu lang aufhielten); aber doch fehlt eins zum wirklichen Drama: die Entwicklung zur Katastrophe. In Simson's ganzem Leben ist kein Moment, der mit innerer Nothwendigkeit zu seinem Untergang führen muß. Die Ereignisse gehen nur wie zufällig an ihm vorüber; selbst sein Opfertod hat kaum den Schein einer patriotischen That. An der Katastrophe selber sieht man auch, daß es Händel gar nicht um dramatische Entwicklung galt; denn der großartige Moment im Zusammensturze des Palastes geht ohne bedeutenden Eindruck vorüber. Händel fügt vielmehr eine Episode an, in der des Helden Tod mit aller Ceremonie betrauert wird, und nur am Schluß erinnert der hymnenartige Aufschwung wieder an eine dramatische Absicht: „Gepriesen, sei der Herr, der ihm den Sieg verlieh!“ das ist der Preis der That, der zu neuer That begeistert. —

Heinrich Becker.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Nach einer Mittheilung des Christiania-Korrespondenten der Gothenb. „Handels-Ztg." soll Baron Rothschild aus Paris bei seiner Ankunft in Christiania in heiterster Stimmung erzählt haben, wie er auf seiner Reise durch Norwegen von den Fäusten eines Bauers durchgewalkt worden sei. Auf einem Bauernhofe in Guldbransdalen kehrte er nämlich ein, um neuen Vorspann zu erhalten, und sein Dolmetscher beeilte sich, den Bauer davon in Kenntniß zu setzen, daß er den reichsten Mann Europa's vor sich habe. Auf den Bauer, welcher einer der reichsten seines Bezirkes war, schien diese Mittheilung jedoch nicht wesentlich einzuwirken, aber indem er, wie er sich ausdrückte, sein „eigenes" Pferd vorspannen ließ, wollte er dadurch doch seinem Kollegen eine Ehre erweisen, sprach aber dabei die ernste Warnung aus, Rothschild möge sein Pferd nicht schlagen, denn es sei noch sehr jung und dulde keinen Schlag von der Peitsche. Diese Warnung wurde jedoch von dem Dolmetscher, welcher dieselbe wahrscheinlich überhört hatte, nicht übersetzt, und so gab der Baron dem Pferde bei der Abfahrt einen Schlag, wodurch dasselbe so stürmisch wurde, daß es hinten ausschlug, den Wagen zertrümmerte und das Ledergeschirr in tausend Stücke zerriß. Rothschild lag auf der Chaussee, erhob sich aber bald, ohne irgend eine Verletzung davon getragen zu haben. Nun sprang aber der Bauer erbittert auf ihn ein, faßte den reichsten Mann Europa's beim Rockkragen und schüttelte denselben gehörig durch. „Ich sagte Dir doch, daß Du das Pferd nicht schlagen sollest", schrie er. Der Baron zeigte sich bei dieser Gelegenheit als feiner Weltmann und vermuthete sofort, daß hier ein Mißverständniß obwalten müsse, weßhalb er seinen Dolmetscher zu sich rief und nun von diesem, aber leider zu spät, von der Warnung des Bauers in Kenntniß gesetzt wurde.

Die „Italia" gibt einige Zahlen aus der kürzlich veröffentlichten Uebersicht über den Verkauf der Kirchengüter während des Monats August. In diesem Monat sind 3195 Stücke verkauft worden, die auf den Preis von 13,032,670 Frcs. angesetzt waren. Da sie nun um den Preis von 16,038,826 Frcs. verkauft worden sind, so ergibt dies einen Zuwachs von 3,005,751 Frcs., welcher 23 Prozent entspricht. Die Zahl der Stücke, welche vom 26. Oktober 1867 bis zum 31. August verkauft wurden, betrug 26,658. Der Preisansatz für Alles war 142,729,390 Frcs. Der Totalpreis des Zuschlags war 190,180,916 Frcs., mithin ein Zuwachs von 47,451,526 Frcs., oder 24 Prozent. Die am 1. Juli einkassirten Summen bildeten eine Totalsumme von 61,610,797 Frcs., wovon 58,392,800 Frcs. in Obligationen. Die einkassirte Totalsumme entspricht mithin 35 Prozent des Zuschlagspreises.

Man schreibt aus Bremen, 16. Sept.: Die Grundwasserstand-Beobachtungen, auf welche nach Pettenkofer's vielgeglaubter Lehre so viel für die Entstehung moderner Epidemien wie Cholera, Typhus u. s. f. ankommt, sind seit Beginn dieses Monats nun auch hier in's Leben getreten. Der Verein für öffentliche Gesundheitspflege hat mit nicht ganz unbedeutenden Kosten, die seine Mittel ihm aber gestatten, an acht verschiedenen Punkten der Stadt Bohrlöcher in die Erde treiben und Röhren hineinstecken lassen. Zwei dieser Bohrlöcher befinden sich links der Weser in der Neustadt, sechs auf dem rechten Ufer in der Altstadt und der Vorstadt. Sie reichen bis fünf Fuß unter Null des hiesigen Weser-Pegels. Der niedrigste der gewählten Beobachtungsorte liegt drei, der höchste 24 Fuß über demselben Nullpunkt.

In Eutin hat ein Schneidermeister einen recht interessanten Beitrag zur Statistik geliefert. Er schreibt darüber: Ich begann im Jahre 1857 die Stiche zu zählen, welche ich zur Anfertigung eines Rockes für einen vollständigen Mann machen mußte; die Zahl derselben stieg auf 40,000, und als Arbeitslohn erhielt ich 8 M., also 5000 Stiche für 1 M. oder 313 Stiche für 1 S. 1868 zählte ich wieder die Stiche an der Arbeit eines Mannsrockes und erhielt die Zahl 21,000. Jetzt erhalte ich für einen solchen Rock 7 M. Arbeitslohn, also muß ich 3000 Stiche für 1 M. und 188 Stiche für 1 S. thun. Es wird jetzt also für 3000 Stiche bezahlt, was früher für 5000 bezahlt wurde, das gibt eine Steigerung des Arbeitslohnes von 66⅔ pCt.

In Ried (Ober-Oesterreich) sollte am 21. September ein schönes Fest stattfinden, nämlich die feierliche Enthüllung einer marmornen Gedenktafel an dem dortigen „Stammhause der Schwanthaler", mit den Medaillon-Porträten des Peter Schwanthaler (Ludwigs Großvater), Franz, Ludwig und Xaver Schwanthaler, meisterhaft gearbeitet von Rudolf Schwanthaler in München.

Auflösung der Charade in Nr. 214:

Wohl ihm — wenn er noch lange schreibt,
Und lange, „Kanzellist" noch bleibt. —

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 222 Donnerstag, 24. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

„Hüten Sie sich, Lieber, vertiefen Sie sich nicht allzusehr in das Spiel, ich beschwöre Sie!“ flüsterte Fred.

„Mich hüten? dachte Richard. Hatte er nicht bis jetzt schon mehr gewonnen, als was sein jährliches Einkommen betrug? Er spielte fort. Mehrere traten hinter seinen Stuhl, und der, welcher ihn soeben gewarnt, versetzte ihn jetzt durch sein beständiges Anfeuern in die höchste Aufregung. Endlich schien sich das Glück zu wenden, er verlor, wenn auch nur wenig gegen das, was er gewonnen.

Plötzlich standen seine Partner auf, sie sagten, es sei genug für heute.

Er dagegen setzte sich, denn sie machten es zu auffallend, daß es nur aus Rücksicht für ihn geschah, und fast schämte er sich das Gold einzustreichen; aber eine andere Partie in der sich Fred Carlton befand, nahm an dem Tische Platz und der Letztere flüsterte Lampert zu: „Jetzt, mein Lieber, machen Sie, daß Sie fortkommen. Ihre Mutter würde Ihr Thun und Treiben sehr mißbilligen.“

„Du bist gerade die rechte Person, mir vorzupredigen,“ dachte Richard, den der befehlende Ton ärgerte. Er blieb noch einen Augenblick stehen, und sah zu, wie sein warnender Freund in immer größerer Aufregung die Karten ausspielte, dessen Augen wie der Blitz die Trümpfe verfolgten, während er sein lockiges Haar immer und immer wieder aus der hohen Stirn warf, die der Thron der Intelligenz zu sein schien, welche aber an diese schmutzige Leidenschaft vergeudet wurde. Als er aber endlich die rohen Flüche vernahm, die dessen Lippen bei seinen häufigen Verlusten entströmten, da wandte er sich mit Schaudern ab und wandte der Thüre zu.

Aber noch fühlte er das Geld in der Tasche; er stand still und sagte zu sich selbst: „Bin ich nicht auch ein Spieler? O meine Mutter!“

Er war auf dem Punkte, das Spielgeld auf den Boden zu werfen, als eine leise geschmeidige Stimme in sein Ohr flüsterte: „Das ist Recht mein Lieber, stecken Sie den Gewinnst hübsch ein! Geben Sie uns ja nicht die Möglichkeit, Etwas davon zurückzugewinnen. Es ist ein ganzes Vermögen für einen Mann, der vorher nicht viel besaß.“

„Sir Charles! Ich wünsche weder Ihres noch irgend Jemand's lumpiges Geld zu gewinnen. Sie sprechen mit mir, als ob ich ein Bettler oder ein Kind wäre!“ und zum ersten Male stieß er einen Fluch aus.

So schnell verdirbt böse Gesellschaft gute Sitte.

Im nächsten Augenblicke stammelte er eine Entschuldigung, daß er die gewiß gut gemeinten Worte so grob erwidert habe, aber sein Stolz sei verletzt gewesen.

Sir Charles kehrte an den Tisch zurück, an dem bald ein lautes Gelächter erscholl, das wie Spott klang.

Richard trat schnell hinzu und hörte Sir Charles Nachbar sagen:

„Du hast das Vögelchen verscheucht, wie Du siehst. Ich fürchte, mein Geld ist verloren.“

Aber der arme Vogel beachtete weder, noch verstand er die Worte und im nächsten Moment bemerkten die Vogelsteller, daß das Vögelchen in die aufgestellte Schlinge zurückgeflattert war.

„Faites votre jeu,“ rief der Croupier Black und Haufen Goldes wurden auf den Tisch geworfen.

„Rouge et noir!“ klang es von allen Seiten, und wessen heisere Stimme wurde darunter gehört? Traurig, traurig, es war die des einzigen Sohnes der Wittwe, des sorgfältig und gut erzogenen Richard.

Fred's Herz war nicht so verhärtet, als daß er nicht für ihn gefürchtet, ihn nicht bemitleidet hätte, und bei aller Aufregung klangen die Worte: „Rette ihn, Fred! — rette ihn!“ in seinen Ohren und peinigten ihn. Er fühlte, daß seine Vorstellungen nichts fruchten, daß eine stärkere Hand das Opfer vom Verderben zurückhalten müsse. Ja, es würde eine größere Wohlthat für ihn sein, ihn augenblicklich zu tödten, als ihn zu einem verkommenen Spieler herabsinken zu lassen. Für einige Momente bekam Freds bessere Natur die Oberhand, er mußte und wollte ihn retten, koste es, was es wolle.

Aber ach, der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert, vorzüglich bei einem Spieler. Jemand sprach zu ihm, ein Einsatz wurde vorgeschlagen,

Digitized by Google

und Fred hatte über der Farbe einer Karte Alles vergessen.

Richard spielte, bis das blasse Tageslicht anbrach und auf die übernächtigen Gesichter schien, dann stahl er sich in sein Zimmer, warf sich auf sein Lager und suchte umsonst den ruhigen Schlaf, der sich bisher stets auf seine Augen gesenkt hatte.

Den nächsten Morgen wurde Richard gewahr, daß er nicht nur seinen ganzen früheren Gewinnst, sondern auch noch eine Summe dazu verloren hatte, die für seine Verhältnisse eine ungemein große war. Hätte ihm nicht die Erbschaft bevorgestanden, er wäre verzweifelt. Er hatte nicht den Muth, an seine Mutter zu schreiben und ihr ein Geständniß über seine Lage abzulegen. Der Tod erschien ihm weniger schrecklich, als ihr ernster mildester Vorwurf, ihr sanfter Tadel. Er konnte es nicht ertragen, ihr Kummer zu bereiten, darum wollte er noch einmal spielen, um sein Geld wieder zu gewinnen und dann jede Versuchung fliehen.

Noch einmal! Wie oft sind diese zwei Worte die Angel, an der sich der Mensch verblutet. Gleich dem Raubthiere, das, wenn es einmal Blut gekostet, nach mehr lechzt, so brennend sehnt sich der Spieler nach Befriedigung seiner Leidenschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Die Perle der Garonne.

(Schluß.)

Und nun führt uns der Weg weiter. Sind wir noch auf dem vielgepriesenen Boden von Chateau Lafitte, oder haben wir bereits den nächsten Weingarten betreten? Wir wissen es nicht, denn kein Zaun oder Graben trennt die Besitzungen von einander. Der Grund und Boden ist zu kostbar, um auf diese Weise verschwendet zu werden. Nur einfache, von einander entfernte und eingebogen in die Erde gesteckte Stäbe bezeichnen hier die Grenzmarken. Selbst gegen die Wege und Landstraßen hin findet keinerlei Absperrungssystem statt; keine Wächter oder Warnungstafeln erschrecken euch — das kostbare Gut liegt offen da, und nur zur Erntezeit streut man Dornenzweige längs den Wegen hin, um die Hunde abzuhalten, die, zwischen den Spalieren nach Rebhühnern jagend, gerne ein Maul voll der erfrischenden Beeren mit auf die Jagd nehmen. Denn es scheint ein unumstößliches Gesetz zu sein, daß Jedermann, jedes Thier, jeder Vogel, er mag von einer Gattung sein, von welcher er wolle, zwischen die Trauben gebracht, sich an ihnen gütlich thut. Vom Fuchs ist es ja ohnehin durch das Sprichwort bekannt. Was die Bauern und Winzer betrifft, so ist ihr Appetit nach denselben geradezu bewundernswürdig, und man kann sagen, die ganze Erntezeit ist für sie eine ununterbrochene Traubenkur. Ganz unähnlich dem übersättigten Kaufmannssohnling, dem der Prinzipal den Genuß von Feigen und Zucker freistellt, weil er wohl weiß, daß mit der Zeit Widerwillen gegen diese Süßigkeiten eintritt, scheint sich bei den Traubenessern die Liebe zu den saftigen Beeren von Tage zu Tage zu steigern. Zum Frühstück, Mittagsmahl und Abendessen genießt man sie; der Taglöhner gräbt auf dem Felde und beeret dabei eine Traube ab; das Kind im Mutterarme saugt mit noch zahnlosem Munde an dem Urstoffe des Weins, und der Himmel allein mag wissen, wie viel die sammelnden Winzer von Früh bis in die Nacht an Trauben verschlingen. Gewiß geht manches Orthoft Bordeaux-Wein auf diese Weise noch vor der Geburt verloren; aber auch dort gilt der biblische Spruch: „Dem Ochsen, der da drischet, sollst du das Maul nicht verbinden."

Es ist ein eigenthümlicher Zug der Bordeauxweintrinker, daß man selten, wenn überhaupt, unter ihnen einen findet, der eine ausgesprochene Vorliebe für irgend eine bestimmte Sorte zeigte. Wie anders ist es doch am Rhein, wo man bald auf diese oder jene Sorte schwört, wo man für weiß oder roth eine Lanze bricht, und nur selten eine Bestätigung des fahrenden Schülers hört, der schon vor drei Jahrhunderten sang:

Der schönste Wein, davon ich weiß, läßt sich den rothen heißen;
Und einen schönern weiß ich noch, den nennt man nur den weißen.
Der eine hilft, der and're frommt,
Wer nur zum rechten Maße kommt,
Sich beider zu befleißen.

Und mit dem Biere, ist es da etwa anders? Wie sehr gibt man bei uns bestimmten Gebräuten den Vorzug, rühmt Culmbach vor Erlangen, München vor Nürnberg! Der Londoner selbst, der größte Großstädter, steht bald auf dieser, bald auf jener „Bierseite" und so ist denn die kommerzielle Metropole der Bierwelt in zwei feindliche Lager getheilt, von denen das eine nur Ale von Allsopp, das and're von Baß und Komp. trinkt. Der Einwohner des Bordelais aber achtet alle seine Weine, wiewohl er sie genau in verschiedene Klassen theilt. Die rothen Bordeauxweine zerfallen zunächst in drei Abtheilungen: Die Erste hat vier Gewächse (crus) nämlich: Chateau Lafitte, Ch. Margaux, Ch. Latour und Ch. Haut-Brion. Das sind die erlesten Perlen, denen sich als zweite Klasse anreihen: der Rauzan, Larose, Lascombe, de Gorce, Brane-Mouton, Léoville und Pichon-Longueville. Die besten Auslesen der in den Weingärten der Gemeinden Cantenac, St. Julien, St. Laurent, St. Estèphe ꝛc. gewachsene Stoffe bilden endlich die dritte Sorte, während die weißen Bordeauxweine, wie der Graves und die von Barsac, Sauternes, Preignac und Langon, eine eigene Klasse ausmachen und bilden. Alle diese Weine zeichnet aber Geist, Körper und starker Gehalt an Gerb-

Digitized by Google

stoff aus. Ihr feiner, nachhaltiger Geschmack hat sie zu einem der bedeutendsten Exportmittel Frankreichs gemacht; allein über Bordeaux werden zu Schiffe in alle Erdtheile jährlich im Durchschnitt 1,400,000 Hektoliter ausgeführt, während 400,000 im Lande selbst vertrunken und ebensoviel zu Cognac verarbeitet werden.

Aber die edlen Bordeauxweine haben einen mächtigen Feind, der fortwährend ihren Ruf gefährdet, der nicht zu besiegen ist und im schönen Frankreich selbst seinen Sitz hat. Nur am atlantischen Ozean und an den Ufern der Garonne läßt er sich nicht blicken, er ist dort vor dem echten guten Bordeaux zurückgewichen und hat obseit davon in einem Hafenort am Mittelmeer seine unsaubere, aber höchst lukrative Existenz aufgeschlagen. In Cette existiren die größten Weinfabriken der Welt. „Ici on fabrique de vins“ könnt ihr dort schamlos offen über den Thüren gewisser Geschäftsleute lesen. Alle Weine der Welt werden dort auf Befehl hergestellt. Wollt ihr Johannisberger, echten Goldlack? Da ist er! Oder Tokaier, Falerner, Madeira, Capwein? Greifen Sie nur zu, mein Herr, Alles steht zu Ihren Diensten, billig und gut und schnell, denn Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Sie sind große Chemiker, diese Biedermänner von Cette, und Niemand thut es ihnen zuvor in der edlen Verfälschungskunst. Am meisten leiden aber die Bordeauxweine darunter, denn kaum geht von Cette weniger falscher Wein in den Handel, als echter von Bordeaux selbst. Außer der Weinverfälschung ist auch das Verschneiden der Weine in Cette sehr im Schwung, wozu es durch seine Lage ganz vorzüglich geeignet scheint. Küstenschiffe bringen von Barcelona und Valencia die Weine des südlichen Spaniens dorthin. Auch die geringeren Bordeauxsorten schwimmen von der Garonne auf dem Canal du Midi nach dem Mittelmeer, wo sie die Kollegen von der Rhone begrüßen. Mit all' diesem Rohmaterial und seinem chemischen Laboratorium, mit den Geheimnissen, die vom Vater auf den Sohn vererbt sind, braut und kocht das kluge Volk von Cette neue, edle Sorten. Da ist ein kranker, kleiner Bordeaux, gewachsen in einem Dörfchen an der Garonne, fern, fern von den edlen Sorten, die wir oben genannt. Ihn prüft mit Kennerblick der Wunderdoktor von Cette, er greift nach Büchsen und Pulvern, er färbt mit Cochenille, er verschneidet mit Sprit und dann schwört er Stein und Bein, daß jenes Höllengebräu echter Chateau Lafitte sei, Notabene Jahrgang 22.

Daß man in Cette Champagner ortshoftweise fabrizirt, so gut wie in Mainz, Würzburg, Naumburg oder Dresden darf nicht auffallen. Wünscht ihr süße italienische oder levantinische Weine? Der Künstler aus Cette mischt alten Rhonewein mit süßen Weinen aus der Nachbarschaft von Lunel und der Stoff ist fertig, nur der Preis noch zu machen. Portwein, Sherry und Madeira entstehen aus schlechten, billigen Rhoneweinen, Cognac und allerlei Droguen. Cette ist in der That die Hauptstadt und das Emporium aller Niederträchtigkeiten im Weinhandel und doch flaggen die Schiffe aller Nationen in seinem Hafen — aus meisten ist aber der geriebene Yankee hier vertreten. Natürlich! denn der Mann des Humbugs fühlt sich hier angezogen von Seinesgleichen und zieht freudiger in den Hafen von Cette als in jenen von Bordeaux.

„Merkt euch unsere Winke, ihr Alle, die ihr Bordeaux trinkt. Ueberlegt euch wohl, was ihr trinkt. Seid nicht so hochmüthig mit euren Urtheilen, so unfehlbar, so voller Kennermiene. Wie oft werdet ihr hintergangen! Mit dem Geschmack und der Kennerschaft beim Weine geht es wie mit dem Kunstgeschmack — er ist keine gemeine Gabe. Jedermann möchte gerne glauben machen, er besäße ihn, und wie klein ist in der Wirklichkeit die Zahl jener, die ihn aufrichtig besitzen. Darum ist es auch eine Sünde, wenn ihr einen Stoff ersten Ranges, wie unsern Chateau Lafitte, Solchen vorsetzt, die ihn nicht zu würdigen wissen. „Was nützt der Kuh Muskat,“ sagt wahr, aber kräftig das Sprichwort. Richtet euch darnach, spart die edlen Sorten, sie kommen einmal und nicht wieder in derselben Weise. Chateau Lafitte vom Jahre 1822 gilt als der erste, der beste. Damals blühten die Reben schon im Beginn des Junimonats; heuer aber haben sie um Bordeaux bereits im Wonnemond ihre süßduftenden kleinen Kelche geöffnet, und Alles ist erwartungsvoll ob der Ernte. Thut die liebe Sonne auch fernerhin ihre Schuldigkeit, dann kann es ein Jahr geben gleich Anno 22. Bis dahin aber spart eure Vorräthe oder setzt sie nur Kennern vor!

Mannigfaltigkeiten.

Hermann Hendrichs hat am 1. September sein Gastspiel in New-York begonnen. Die „New-Yorker Handelszeitung“ schreibt darüber: Es war ein gewagtes Unternehmen, in so heißer Jahreszeit das Gastspiel zu eröffnen; dennoch war das Haus am Dienstag Abend von einem eleganten Publikum wohl gefüllt. Als Antrittsrolle hatte Hr. Hendrichs den „Herzog Albrecht“ in dem gleichnamigen Schauspiel von Melchior Meyr gewählt. Der Künstler fand in dieser Rolle vollauf Gelegenheit, in seiner ganzen Glorie zu erscheinen. Seine imposante Gestalt, sein vollröhrendes, mächtiges Organ, sein edler Anstand, überzeugte seine alte Freunde sofort, daß er noch derselbe Künstler geblieben, den sie in der Heimath so oft bewundert. Ein donnernder, nicht enden wollender Applaus, prachtvolle Blumenkörbe und allgemeiner Enthusiasmus begrüßten Herrn Hendrichs bei seinem Erscheinen, und manifestirte sich der ungekünstelte Beifall des Publikums wiederholt bei offener Scene und nach jedem Aktschluß. Wir erwähnen hier nur der künstlerisch vollendeten Darstellung des vierten

Digitized by Google

Alles. Der Knappe Berthold erzählt seinem Gebieter den Tod der Bernauerin, und in dieser Scene dokumentirte Hendrichs unwiderruflich, daß er auf der Höhe seines Berufes steht. Der Schmerzensschrei, mit dem er zu Boden stürzt, die Verzweiflung, die sich später in seinen Zügen ausdrückt, und die gänzlich veränderte Sprache, mit der er den Knappen anredet, bis er sich später zum furchtbaren Rachefchwur ermannt. — Alles trug dazu bei, um den Zuschauer für Momente vergessen zu machen, daß das Alles nur „Spiel“ sei. In einem viermaligen Hervorruf mochte sich die Begeisterung des Auditoriums Luft.

[Vom Fleck weg geheirathet.] Als am 27. Juli d. Js. der Marseiller Zug wie gewöhnlich in einem kleinen Bahnhofe nächst Tarascon Halt machte, trat ein blutjunges Mädchen, die niedliche schwarze Spitzenhaube auf dem Kopfe, an die Waggond erster Klasse hin, um frühreife Trauben zu verkaufen, welche in Paris noch nicht zu haben waren. Ihre Erscheinung war eine derart liebliche, daß der Sohn eines der reichsten Pariser Juweliere, welcher aus Genf zurückfuhr, in Liebe für sie entbrannte. „Woher sind Sie, reizendes Kind?“ sagte er tiefbewegt zu ihr. — „Aus Arles.“ — „Möchten Sie heirathen? — Das Mädchen lächelte. Nach diesem stieg der junge Mann aus, nahm im Bahnhofe ein zweites Fahrbillet nach Paris und kehrte zur Traubenhändlerin zurück. „Geben Sie mir Ihre Trauben . . . . so! Jetzt steigen Sie ein, da ist Ihre Fahrkarte.“ — „Aber Herr! . . . .“ — „Rasch, der Zug geht ab, ich heirathe Sie in Paris.“ — In Lyon sendeten die beiden Liebenden zwei Telegramme ab. Nr. 1. An Mme. Wittwe L. Mama, ich heirathe . . . . reicher und brunetter Herr . . . . Papiere en z . . . Rue . . . in Paris zu senden. — Nr. 2. Herrn . . . . Paris. Papa, ich heirathe eine Arlesianerin. Halten Sie ein Zimmer und Ihre Einwilligung bereit. — Das wird doch eine Heirath mit Dampfgeschwindigkeit sein, bei der die ganze alte und schöne Verlobungspoesie zum Teufel geht.

[Aus der „Kayserlichen Reichs-Post-Zeitung in Frankfurt am Main“] vom 26. April 1728. „Es wird hiermit nochmals bekannt gemacht, daß den 11. und 12. instehenden Monats Mai 80 bis 90 Fuder meist Rhingauer und daherium gewachsener aufrichtiger und extra guter Wein de annis 1723, 1724, 1726 und 1727 zu Wißbaden und auf dem wegen seines vortrefflichen Wein-Wachsens genugsam bekannten so genannten Nürnberger Hof bei Schierstein, durch öffentliche Versteigerung an die Meistbietende Partzienweiß verkauft werden soll. Und weilen man dabey erbietig ist, den Herren Liebhabern die Sortir- und Vergabelung auf Begehren selbst zu überlassen, und sich ratione modi in allen Stücken derselben Gutbefinden zu accomodiren, als werden sie zugleich ersuchet, sich sowohl zu diesem Ende, als auch um die Probe von denen Weinen nach Gefälligkeit nehmen zu können, allenfalls einen Tag zuvor bei Rentherey zu Wißbaden ohnschwehr einzufinden.“

Wie verlautet, beabsichtigt die preußische Marine-Verwaltung, für den Kieler Hafen einen schwimmenden eisernen Krahn anzuschaffen. Derselbe soll Lasten bis zu 800 Centnern heben und so eingerichtet sein, daß mit ihm z. B. auch die Kessel und Maschinen der größten Panzerschiffe ein- und ausgehoben werden können. Bereits sind mehrere Maschinenfabrikanten zur Einreichung von Anschlägen in Betreff eines solchen Krahns aufgefordert worden.

Die in Nurnberg unter Redaktion des Rechts-Anwalts Riedermaier erscheinende „Zeitschrift des Anwaltvereins für Bayern“ (Verlag von E. Soldan) enthält in ihrer neuesten Nummer (Band VIII. Nr. 17) nachstehende Abhandlungen: 1) Der 8. Anwaltstag. Stenographischer Bericht über dessen Verhandlungen. (Forts.) — 2) Zur Polizeistrafpflege. (Forts.) — 3) Die Wahrung der richterlichen Würde in der Gerichtssprache. 4) Die Freigebung der Anwaltschaft in Oesterreich.

Räthsel.

Kennt ihr, vor Frost und Sonnenschein
Geschützt, ein Häuschen, zart und klein?
Kennt ihr die wundervolle Stadt,
Die tausend solcher Häuser hat?
Sie ist mit Garnison besetzt,
Die täglich ihre Waffen wetzt;
Sonst treibt sie reich Gewerb', es blühen
Weit ihre reichen Kolonien,
Und alle Zölle ein und aus
Führt sie ihr süßes Gut nach Haus. —
Sie lehret uns, daß edle Triebe,
Daß stiller Fleiß und Ordnungsliebe,
Daß Treu' und Ehrfurcht vor dem Throne
Am liebsten unterm Strohdach wohne.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 223 Freitag, 25. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Einmal noch spielte er und tiefer und tiefer watete er in den verhängnißvollen Strom, bis er, von denen vorwärts getrieben, die seinen Ruin bezweckten, den Grund verlor und — sank, um sich nie wieder zu erheben.

Nach der letzten Unterhaltung mit Richard wurde Harriett unwohl und mußte einige Tage das Bett hüten, aber sie erkundigte sich stets nach dem Treiben Richards, und wenn Fred die tiefe Sorge, den ernsten, schüchtern bittenden Blick sah, so gab er sich alle Mühe, sie in seiner beredten Weise zu beruhigen. Dennoch beschloß sie an Richards Mutter zu schreiben und sie auf die Gefahr Ihres Sohnes aufmerksam zu machen.

Es war ihr eine schmerzliche Aufgabe, da sie indirekt eine Anklage gegen ihren Mann enthielt, und als dieser den Brief durchlas, sachte er zwar lachend aber doch bitter: „Sehr vorsichtig, wirklich, ich muß gestehen — sehr schmeichelhaft für uns. — Mrs. Lampert muß denken, daß ihr Sohn unter eine Räuberbande gerathen ist.“

Ein Schauer des Entsetzens rieselte bei diesen Worten durch Harrietts Nerven.

„Du, Fred, Du hast mir zuerst gesagt, daß ich Richard vor einigen Deiner Freunde warnen sollte“, sagte sie in entschuldigendem Tone.

Wie froh war sie, daß sie geschrieben hatte, als sie den Letzteren wiedersah.

Allmächtiger Gott! War das der frische fröhliche Jüngling, den sie zuerst an der Tafel gesehen, der später so heiter und munter mit ihrem Kleinen gelacht und gespielt hatte? Wie waren die Wangen so bleich, die Stirne so runzlich, die klaren freudesprühenden Augen so schlaff und blutunterlaufen geworden. Seine zitternden Hände, sein aufgeregtes verlegenes Wesen verriethen nur zu deutlich, daß das Gift wirkte.

In Todesangst sprach sie nochmals mit ihrem Manne darüber, doch es berührte ihn unangenehm und er antwortete ihr ungeduldig, daß es nicht ihr Beruf sei, die Gesundheit oder das Betragen von Narren zu beaufsichtigen. Sie habe an seine Mutter geschrieben — was habe sie mehr thun können? Was ihn betreffe, so habe er mit seinen eigenen Angelegenheiten genug zu thun, diese aber schienen sie weit weniger zu interessiren, als jene des albernen Burschen. Ueberdies käme ja seine Mutter bald, und dann werde Alles recht werden.

Harriett wollte noch einen letzten Versuch zu seiner Rettung wagen, aber Richard ging ihr aus dem Wege, und als sie ihn bei einem Besuche, den er ihr machte, fragte, ob er von seiner Mutter gehört, wurde er todtenbleich, setzte das Kind, das er auf dem Schooße hielt, plötzlich weg und stürzte aus dem Zimmer.

Darauf war eine Woche vergangen, als sie eines Abends, auf der Rückkehr von einem Spaziergange mit ihrem Manne zwei Personen Arm in Arm aus dem Spielsaale treten sah. Der eine groß und schlank, den Hut tief in's Gesicht gedrückt, fuhr heftig bei ihrem Anblick zusammen und Harriett erkannte das bleiche Gesicht Richard's, der sich aus dem Arme seines Begleiters losmachend, davon eilte. Der andere, der sie ganz familiär grüßte, war Black.

* * *

Mrs. Lampert's Antwort an Harriett traf bald ein und ebenfalls ein Brief an Richard, voll zärtlicher aber ernster Vorwürfe. Ihm beigefügt war einer von seinem Vormunde, der streng und schonungslos seinen Tadel über seinen Umgang und seine Aufführung aussprach und damit endigte: Wenn er etwa in Aussicht auf die Erbschaft ein so extravagantes Leben führe, so baue er voraussichtlich seine Hoffnungen auf Sand, denn in einigen Tagen werde der Prozeß wahrscheinlich zu Gunsten seines Gegners entschieden werden. Jener aber habe viel gekostet, und er müsse ihm daher nur doppelt Sparsamkeit anempfehlen.

Und diese Nachrichten trafen den unglücklichen Lampert in dem schrecklichen Bewußtsein, daß er in dem einen Monate Tausende verloren hatte. Diese Summe waren natürlich nicht bezahlt, denn seine guten Freunde versicherten ihn, daß es damit keine Eile habe, er solle es ganz nach Belieben machen. — Im Hintergrunde lachte ihnen ja die Erbschaft des Onkels entgegen.

Aber dem armen verführten Jüngling war es klar, daß Schande, Ruin und mehr als alles Andere, Armuth seiner Mutter, seiner Verirrung folgen müsse, falls ihm

Digitized by Google

die Erbschaft verloren ginge. Und um die Angst während der furchtbaren Ungewißheit los zu werden, griff er nach der Aufregung des Spiels, denn er konnte ja gewinnen. Er mußte es sogar wagen.

Tag und Nacht stand er jetzt Posten am Eingang zur Hölle; ein Raub der gierigen Haifische sowohl in der niedrigen Gesellschaft an der öffentlichen Spielbank, als der aristokratischen Spieler des Hotels, manchmal durch ein kurzes Glück auf's Neue emporgehoben, um bald darauf desto tiefer in den Abgrund der Verzweiflung gestürzt zu werden.

Eines Morgens endlich, als er aus einm fieberischen unruhigen Schlafe spät erwachte, erblickte er einen Brief neben sich liegen; er war von England und entschied sein Schicksal. Mit fieberhafter Hast riß er ihn auf, seine verwirrenden Augen überflogen den Inhalt; das Zimmer — das Bett — Alles schien vor ihm zu schwimmen.

„Es ist vorüber mit mir!“ schrie er, sank zurück, und blieb in der Betäubung unaussprechlichen, hoffnungslosen Elends den größten Theil des Tages liegen. Kein Bissen kam über seine Lippen, Bilder des Entsetzens und der Verzweiflung füllten seine Phantasie, die durch die aufregenden Getränke, welche er, um seine Selbstvorwürfe zu betäuben, in letzter Zeit häufiger genossen hatte, noch mehr geschwächt war.

Als es sich in einem plötzlichen Anfalle von Todesangst im Bette aufsetzte, fielen seine Augen auf den Ehrenschild seines Vaters, den die Mutter ihm zur Erinnerung gegeben und der ihn überallhin begleitete. Die Waffe, die für den Ruhm des Vaterlandes gefochten, war jetzt in den Händen eines Elenden, der Schmach auf sich selbst gehäuft und seine Mutter in Armuth gestürzt hatte. Wie sollte, wie konnte er dieser Mutter je wieder in's Auge schauen?

(Fortsetzung folgt.)

Der Krystallpalast in Sydenham.

Das neueste (18.) Heft der Zeitschrift „Unsere Zeit“ enthält „Skizzen aus Paris und London“ von dem Herausgeber der Zeitschrift Rudolf Gottschall, aus denen wir die folgende interessante Schilderung des Krystallpalastes von Sydenham herausheben: Noch mehr als das britische Museum zeigt das neue Weltwunder, der Krystallpalast zu Sydenham, für die Neigung der Engländer, Alles in naturwüchsiger Unordnung nebeneinander hinzustellen. Dieser Glaspalast ist in Wahrheit ein in Glas und Eisen eingebundenes Konversationslexikon; er ist jedenfalls kolossal und originell, zwei Eigenschaften, die sich in England oft vereinigt finden. Im Mondenscheine, wenn er im feenhaften Glanze seiner Kronleuchter, Ampeln und Lichter schimmert, macht er in der That einen magischen Eindruck; man könnte glauben, der Krystallpalast eines Berggeistes oder einer Meerfee sei aus der Tiefe emporgehoben worden und habe sich majestätisch auf dem Hügel hingelagert. Auch bei Tage imponiren seine gewaltigen Dimensionen, gehoben durch den aufsteigenden Terrassenbau des Gartens und die in die Höhe kletternden Glaskorridore der Seitenflügel. Doch das Innere kann auf den Besucher nur einen verwirrenden Eindruck machen. Kaum hat man den Saal betreten, so wird man ethnographisch unterrichtet, indem uns unter Boskets und Blumen in verschiedenen Gruppen Nachbildungen der unschönsten Menschencacen entgegentreten, deren Körperlichkeit sich ohne den Reiz griechischer Nackheit in naturwahrer Plastik dem Auge darbietet. Noch gesättigt mit den Eindrücken, welche gebückte und kauernde Neuseeländerinnen oder sonstige Südsee-Insulanerinnen auf die Phantasie machen, wendet man sich dem Hauptschiff zu, und der Blick fällt zunächst auf eine Schirmwand mit Nischen und Bildern der englischen Könige und Königinnen, die als Kunstprodukte offenbar hinter den wilden Männern zurückstehen. Hier hat man einen imposanten Durchblick über das Hauptschiff, das mit seinem botanischen Schmuck, namentlich mit dem Wasserbecken und den prächtigen Blattpflanzen, einem riesigen Wintergarten ähnlich sieht. Noch einige ethnologische Gruppen im Gebüsch — will man sich dem Eindruck der schönen und seltenen Pflanzen hingeben, so wird man durch diese Buschmänner und Buschweiber erschreckt, die hier nicht wie die Götterbilder im Garten von Versailles, sondern wie Vogelscheuchen in dem Dickicht aufgestanzt sind. Es ist zwar gewiß sehr nützlich, daß die jungen Engländer bereits lernen, wie die wilden Stämme aussehen, deren Zivilisation Albion oft mit Feuer und Schwert befördert; aber einen ästhetischen Eindruck machen diese Gruppen nicht.

Nun beginnt die Reihe der sog. „Courts“, kultur- und kunstgeschichtlicher Nachbildungen, mit dem Pompejan Court, der in der That ein treffliches Bild eines Hauses aus Pompeji mit dem Atrium, Tablinum und Tabularium gibt, und ganz geeignet ist, in eine Stimmung zu versetzen, welche dem Geiste älterer Geschichtsepochen gerecht wird. Da tritt man in den Sheffield Court und Birmingham Court und sieht sich auf einmal, ganz abgesehen von dem Sprung aus dem Alterthum in die Neuzeit, auf einen Jahrmarkt versetzt; denn in diesen Courts werden industrielle Produkte der Städte Sheffield und Birmingham zum Verkauf ausgehoben, dazwischen befindet sich ein orientalischer Raum mit türkischen und arabischen Waaren; man handelt, man feilscht; niedliche Verkäuferinnen wenden sich mit Anruf und Frage an den Vorüberwandernden. Das archäologische Kollegium ist unterbrochen, Pompeji ganz und

Digitized by Google

gar verschüttet, zwar nicht unter der Asche des Vesuvs, doch unter dem Industrietrom der Neuzeit. Und noch eine größere Unterbrechung hemmt das Studium der Courts; da ist eine riesige Orgel, eine große Bühne auf der andern Seite aufgeschlagen. Hier wird bald Komödie gespielt, bald ertönen aus dem benachbarten Konzertsaal instrumentale und vokale Klänge, ein gewaltiges, mit Stühlen bestelltes Amphitheater nimmt einen imposanten Kreis von Zuhörern für diese verschiedenartigen Kunstgenüsse auf, denn in Bezug auf Kunst hat der Brite einen wahren Straußenmagen, und verdaut nicht nur Programme, welche die Länge von Don Juan's Liebesregister haben, sondern auch hintereinander Orgelmusik, Tanzmusik und Possenkouplets. Dieser Mittelstheil des Gebäudes gehört ganz der Musik und der Gegenwart an, und irgend ein künstlerischer Lärm versetzt stets die eisengefugten Glasscheiben dieses riesigen Guckkastens in die zitternde Bewegung Chladni'scher Klangscheiben.

Wenn wir hier die fashionable Welt studirt haben, die sich auf den Stühlen spreizt, so wird uns auf einmal der kühne Sprung in die Felsengräber von Beni-Hassan und die Säulenhalle von Karnak zugemuthet. Denn unsere Wendung führt uns jetzt in den ägyptischen Hof; statt der prüden englischen Ladies sehen wir die prüden Sphinxe von Theben und Memphis, welche vor jenen die Krallen voraushaben, mit denen sie ihre versteinerte Jungfräulichkeit vertheidigen können. Und dann geht's zu den leichtfertigen Griechengöttern und Göttinnen in dem Greek Court, die sich in der englischen Luft am Wenigsten heimisch fühlen; denn was soll ihre göttliche Nacktheit in der Atmosphäre der zimperlichen Theelisseen und in der nußigen Luft der Kohleninsel? Selbst die Elgin marbles aus dem britischen Museum, das glänzende Dokument englischer Raublust, fehlen nicht; lauter alte Bekannte aus dem Louvre, aus dem Palazzo Pitti in Florenz, aus der Villa Ludovisi in Rom. Das Ganze gemahnt wie eine Studienmappe mit steinernen Albumblättern.

Wir treten in den Roman Court — Abguß an Abguß, Kaiserbüsten, Gypsmodelle des Pantheons, des Kolosseums, ein Korkmodell des Forum Romanum, dazwischen der sterbende Fechter, der Apoll von Belvedere, die Mediceische Venus und vor Allem, ein Schreck für Englands wohlerzogene Töchter, die auf solche Greuel nicht gefaßt sind, die sündlich üppige Venus Kallipygos aus dem Museo Borbonico in Neapel.

Wenn man so die ewige Roma in nuce genossen hatte, wanderte man früher in das Zauberreich der Abencerragen, in den phantastischen Löwenhof des Alhambra Court und freute sich an der maurischen, arabeskenschimmernden Pracht. Leider hat das Feuer diesen glänzendsten Theil des Gebäudes zerstört; weder der Alhaimbra Court noch der Assyrian Court sind ganz wieder restaurirt, und beide zunächst dem Publikum abgesperrt. Hier kreuzt man das in ein Palmenhaus verwandelte Hauptschiff und begibt sich nach der andern Seite in eine Reihe kunsthistorischer Höfe: Byzantine und Romanesque Court, die mittelalterlichen Höfe mit Proben deutscher, englischer, französischer Gothik, den Renaissance Court, den Elizabethan Court, den Italian Court, in welchem Rafael und Michel Angelo die Hauptrolle spielen.

Wendet man sich aber von der Pietà dieses Meisters, von seinem Monument Lorenzo's bei Medici zu weit nach links, so geräth man in Gefahr, an einige Wagenbeichseln anzurennen, denn neben diesen Meisterwerken der Kunst befindet sich ein riesiger Saal, in welchem alle erdenklichen zwei- und vierspännigen Beförderungsmittel, Cabs und Gigs und Prachtwagen, nebst Sätteln und Zaumzeug, Reitgerten und Peitschen zum Verkauf ausgestellt sind; ein paar Schritte weiter verirrt man sich in ein photographisches Atelier, welches sich in der Nähe von Michel Angelo einquartiert hat, um die Kunst der Gegenwart zu vertreten, dann geräth man in Courts mit den schönsten Porzellan-, Majoliken- und Glaswaaren. Nimmt man hinzu, daß in den oberen Gallerien sich noch Oelbilder, Aquarelle, Photographien, ein indischer Hof mit schönen malaiischen Waffen, Modelle von Kunstbauten und Schiffen und eine Porträtgallerie mit den zahllosen Unsterblichkeiten der Weltgeschichte, daß sich Restaurationen von verschiedenem Range im Saale befinden, und unter denselben eine echt altenglische Volksrestauration, wo man für gelöste Marken Exportionen erhält und aus unzerbrechlichen Bierkannen Ale schlürft, ohne daß indeß Messer und Gabeln an Ketten gelegt sind wie in anderen Londoner Volksküchen; so kann man sich ungefähr einen Begriff machen von diesem Monstrum, das sich unter dem Namen Krystallpalast einen Weltruhm verschafft hat, und das gänzlich unbeschreibar Wintergarten, Bazar, Atelier, Theater, Konzertsaal, Kirche, natur-, kultur- und kunsthistorisches Museum und Vergnügungslokal zugleich ist, die geschmackose Komplikation der brillantesten Einzelheiten, eine gigantische Bude von Detailkram, wie sie nur britischer Fleiß, britische Macht, welche die Hilfsmittel aller Kontinente beherrscht, und die künstlerische Genielosigkeit einer in endlosen Kopien unermüdlichen Nation hervorrufen kann. Auch für Volksfeste und Volksversammlungen eignet sich dieses Monstrelokal; trotzdem, daß es wie ein Weihnachtstisch mit Prachtstücken und Kunstgaben überladen ist, hat es noch Raum für so viele Menschen, wie in einer deutschen Mittelstadt beisammen wohnen. Reizend ist die Aussicht über die geschmackvollen Terrassen des Gartens auf die duftigen Waldhügel von Kent, man vergißt darüber leicht die Tutti-frutti und Mixed-pickles von Kunst und Natur, mit denen man sich in diesem Wunderwerk der Spekulation, welches als Erbe des ersten Industriepalastes aus dessen Baumaterialien aufgeführt wurde, den Magen überladen hat, denn der Krystallpalast ist nicht bloß ein architektonischer Prachtbau mit seinem 1608 Fuß langen Mittelschiffe,

Digitized by Google

den zwei Seitenflügeln und drei Querschiffen, den beiden 184 Fuß hohen Wasserthürmen, ein hochragender Prachtbau von gewaltigen Dimensionen; er ist vor allen Dingen auch ein „Geschäft“, und das gibt ihm in der Schätzung dieses merkantilen Volkes noch einen besonderen Werth.

Mannigfaltigkeiten.

In Weinsberg (Württemberg) hat sich eine Weingärtner-Gesellschaft gebildet, welche zum Zwecke hat, ihr diesjähriges Erzeugniß gemeinschaftlich und nach rationellen Grundsätzen zu lesen, zu keltern und zu verwerthen. Die Gesellschaft besteht aus etlichen und 40 Mitgliedern mit einem muthmaßlichen Gesammterzeugnisse von 500 Eimern. Die Gemeindebehörden kamen diesem zeitgemäßen Unternehmen mit Bereitwilligkeit entgegen, sie überließen der Gesellschaft eine sich auszeichnet zu dem Zwecke eignende Kelter mit guten, theilweise neuen Pressen, den nöthigen Bütten sammt Senkböden und Deckeln, einen bedeckten verschlossenen Raum zum Aufstellen der Bütten und endlich einen unter der Kelter befindlichen Keller sammt Fässern. Ein von der Gesellschaft gewählter Ausschuß leitet die Geschäfte, und jedes Mitglied hat sich den vom Ausschuß bezüglich der Lese ꝛc. zu gebenden Bestimmungen zu fügen.

Am 7. Sept. wurde die 10,362 Fuß hohe Habichtspitze (Hagem) vom Mitgliede des österreichischen Alpenvereins Gustav Jäger aus Wien von Neustift in Stubai in 7¼ Stunde erstiegen. Die Besteigung, die erste in diesem Jahre, ist keine besonders schwierige, da schon Damen, vor etlichen Jahren sogar ein 13jähriges Mädchen, dieselbe ausführten! die Spitze bietet aber doch eine unermeßliche Rundschau dar. Die äußersten mit Sicherheit erkennbaren Objekte des Gesichtskreises sind: die bayerischen Alpen mit der Zugspitze, die Oetzthaler-Ferner, Bernina-Kette, der Ortler, Adamello mit dem Sulzberger-Zug, dem Monte Baldo, die Bedretto Marmolata im Gewirre ihrer Reben-Dolomite, Käruthens Gailthaler-Alpen bis zum Terglou, der Benediger, Dachstein, Ewige Schnee-, Wilde Kaiser- und das Karawendel-Gebirge mit dem Schlußpunkte Solstein.

Der größte Viehmarkt der Welt befindet sich bei Chicago; derselbe nimmt 315 Acres = 497 Magdeburger Morgen Land ein und ist mit einem Kostenaufwande von zwei Millionen Dollars mit Viehschuppen bebaut, von welchen aber 300 Morgen mit Holz gedielt sind. Im März des vorigen Jahres waren daselbst Ställe für 20,000 Stück Rindvieh, 75,000 Stück Schweine und 20,000 Stück Schafe vorhanden und kein Markttag (Donnerstag) ist vergangen, an dem diese Stelle nicht gefüllt waren, denn nach Chicago kommt der größte Theil des Viehes aus den Prärien, um nach den östlichen Staaten verhandelt zu werden. Die Viehstadt ist in Straßen und Gassen angelegt, welche sich rechtwinklich durchschneiden und durch Namen bezeichnet sind. Die Hauptstraße ist eine englische Meile lang und 75 Fuß breit; sie ist durch Bretterwände in 3 Wege abgetheilt, um den Verkehr zu erleichtern.

In Windischmatrei (Tyrol) haben am 5. ds. Mts. Drillingsbrüder das Licht der Welt erblickt. Sie erhielten in der Taufe die Namen: Kaspar, Melchior und Balthasar; doch dürfte es sehr schwer sein, die Namen nicht zu verwechseln, da der Kaspar dem Melchior und Melchior dem Balthasar aufs Haar gleich sehen. Die Mutter, eine junge Bäuerin, und die drei Knaben befinden sich vortrefflich wohl.

Moriz Hartmann kehrt in den nächsten Wochen in sein Vaterland zurück, und zwar wird er sich bleibend in Wien niederlassen, am hier, wie unsere Leser sicherlich mit Vergnügen vernehmen werden, an der Redaktion der „Neuen Freien Presse“ thätigen Antheil zu nehmen.

[Kleider-Ingenieur.] Mehrere Schneider in Paris messen den Leuten nicht mehr die Kleider mit ihrem Papiermaße am Leibe an; sie stellen sich viele Schritte weit von ihnen, setzen ihren Meßtisch vor sich, und nehmen so das Maß. Diese lassen sich aber auch nicht mehr Schneider nennen, sondern haben auf ihrem Schilde die Ueberschrift „Kleider-Ingenieur.“

Räthsel.

Hast du mich frei, so hält man dich
Für redlich und für offen;
Hast du mich hoch, so lässest du
Auf viel Verstand uns hoffen;
Hast du mich fallig, o dann läßt
Es auf Besorgniß schließen;
Hast du mich hart, so will man, daß
Du unverschämt sei'st, wissen.
Doch, wenn du mich von Eisen hast
Hab' ich nicht gern zu schaffen
Mit dir, denn von dir prallen ab
Wohl alle geist'gen Waffen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 224 Samstag, 26. September 1868

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Ein Pochen an der Thür riß Lampert aus diesen Gedanken und er rief mit heiserer, hohler Stimme: „Herein!“

Es war Sir Charles Burton nebst dem ausschweifenden jungen Lord E. und Black, der ihn mit scheinbarem Erstaunen anfah. Lampert warf ihnen den Brief hin und fragte sie grimmig, ob sie gekommen seien, um über seinen Untergang, den sie herbeigeführt hätten, zu frohlocken, oder vielleicht das Geld zu holen, das sie ihm erst abgeschwindelt hätten. Black fing eine Spottrede an, Sir Charles brachte ihn aber zum Schweigen, indem er mit seiner geschmeidigen Stimme und aufreizender Ruhe bat, man möge doch ja den armen, jungen Mann in Ruhe lassen, bis er fähig sei, in Vernunft Etwas anzuhören.

Der hitzblütige Lord E. jedoch verlangte Satisfaktion für die Beleidigung, und Lampert zeigte mit stolzer Bitterkeit auf die Pistolen, welche im geöffneten Kasten auf dem Tische standen, und sagte, daß er sich freue, einmal wenigstens auf gleicher Basis mit ihm zu kämpfen.

Darauf entfernte sich Lord E. mit Black, während die giftige Schlange noch zurückblieb. Er hatte seine Gründe. Er wußte, daß Richard, sobald er majorenn wurde, auf dieses Tausend als Hamilengut zu rechnen hatte. Er tadelte ihn wegen seiner, wie er es nannte, kindischen Verzweiflung über Unannehmlichkeiten, die jedem jungen Manne beim Eintritt in die Welt wieder führen, und versuchte ihn wegen seiner Thorheit zu necken, daß er um den Verlust einiger Hundert willen so rücksichtslos den Charakter seiner Freunde angegriffen habe, anstatt wie es wirklich sei, es der Laune des Glücks zuzuschreiben. „Ueberdieß,“ fügte Sir Charles hinzu, kreibt die launenhafte Göttin gar oft ein wunderbares Spiel! Wer steht dafür, daß Sie in einer einzigen Nacht, wenn Sie es darauf anlegen, Alles zurückgewinnen könnten, so daß Sie bei der Ankunft Ihrer Mutter vielleicht nur von ihr wegen ihres kindischen Betragens gegen Ihre Freunde getadelt würden.“ Indem er das sagte, legte er eine Anzahl Banknoten von beträchtlichem Werthe hin und bat Richard, diese Nacht ohne Rücksicht davon Gebrauch zu machen. Kühnheit und Muth würden seine Retter werden. „Und nun kommen Sie diesen Abend zu uns, wie ein Mann und nicht wie ein schwachsinniger Knabe, und verlassen Sie sich darauf, daß ich die Sache mit Lord E. beilegen werde. Wir sind Alle Ihre wahren Freunde.“

„Ja, ohne Zweifel, nachdem Ihr mich ins Verderben gestürzt, und mich zu einem solchen Teufel gemacht habt, wie Ihr selbst seid,“ murmelte das unglückliche Opfer, nachdem der dunkle böse Geist das Zimmer verlassen hatte, dann stand er auf und verriegelte die Thür, und mit schwindelndem Kopfe und zitternden Händen nahm er die Pistolen, lud sie und legte sie in den Kasten zurück. Darauf steckte er die Banknoten zu sich und ließ sich Wein und Essen bringen.

Als er später eine Kommode öffnete, fiel ihm das Bild seiner Mutter in die Hände, ihre großen klaren Augen blickten ihn an. Er taumelte zurück auf sein Lager, trank dann Glas auf Glas, um die Erinnerung zu verscheuchen, und blieb halb betäubt bis zu der Stunde liegen, die sein Schicksal entscheiden sollte.

Inzwischen erhielt er ein Billet, es war von Harriett und lautete:

„Mr. Lampert!

Mr. Carlton würde Sie besucht haben, aber ein leichtes Unwohlsein fesselt ihn ans Bett. Bitte, bringen Sie diesen Abend bei uns zu. Schlagen Sie es uns nicht ab, denn wir haben Ihnen einen Vorschlag zu machen, der Sie von den Sorgen, von denen Sie, wie ich fürchte, heimgesucht sind, befreien wird. Kommen Sie zeitig, der Kleine hat schon so lange nach seinem lieben Freunde verlangt.

Ihre aufrichtige

H. Carlton.“

Einen Augenblick bewegten sanftere Gefühle sein Herz und Thränen strömten über seine Wangen, aber im nächsten schellte er heftig und sandte eine mündliche Botschaft ab, daß er heute Abend Mrs. Carlton unmöglich seine Aufwartung machen könne, vielleicht morgen, stammelte er undeutlich, würde er das Vergnügen haben.

* * *

Fred Carlton war wirklich den ganzen Tag recht krank gewesen, doch schien sein Gemüth noch leidender zu sein als sein Körper.

Digitized by Google

Harriett vermuthete, daß ihn wahrscheinlich große Verluste, die er gehabt, so niederdrückten. Als sie an seinem Bette stand, auf das sie eben ihr schlafendes Kind gelegt hatte, erhob er den Kopf, um die rosige Wange des Kleinen zu küssen, und da er bemerkte, mit welch' zärtlicher Angst ihr Blick auf ihm ruhte, streckte er ihr liebevoll die Hand entgegen und zog sie zu sich.

Sie kniete am Bette nieder und an nichts Anderes mehr denkend, als nur an die Leiden des geliebten Mannes, rief sie mit überströmender Liebe, während ihr Thränen in den Augen standen: „Mein einziger, mein geliebter Fred, was soll ich thun, um Dir zu helfen?"

„Verschaffe mir einige Tausend Pfund, Geliebte," antwortete er hingeworfen, drehte sich um und verbarg das Gesicht.

Harriett sprang schnell auf, schritt durch das Zimmer, öffnete eine Kommode, und brachte ihm ihr geöffnetes Juwelenkästchen.

„Fred, sie sind Dein, nimm sie! Als ich sie Dir das erste Mal anbot, schaltest Du mich, diesmal wirst Du sie um meiner Angst willen nicht ausschlagen."

„Du bist ein Engel, Harriett, viel zu gut für mich!" rief Fred. „Aber diesmal denke ich nicht an mich. Ich kann mich im Augenblicke durchbringen, ohne Dich zu berauben, aber Harriett, mich quält die Furcht, daß, wie die Sachen stehen, der junge Lampert ruinirt ist."

Harriett schlug ihre Hände in sprachlosem Schmerze zusammen und murmelte: „Seine arme Mutter!"

„So erschrecke doch nicht so, ehe Du mich ausgehört hast," fuhr Carlton fort. „Ich meine nur, daß wenn er um die Erbschaft seines Onkels kommen könnte, so ist er halb verloren; wenn er sie aber bekommt, so wird ihm diese bittere Erfahrung eine heilsame Lehre für die Zukunft sein. Sollte indessen das Erstere eintreffen, so bin ich fest entschlossen, ihm die Summe, die er verloren hat, in einer oder der anderen Art zu ersetzen. Ich fühle, daß ich da Etwas auf dem Gewissen habe. Wo ich es aber hernehmen soll, das ist die Frage."

„Ach Fred, wir werden es nie bereuen, wenn wir unter diesen Umständen Gebrauch von den Juwelen machen. Wir wollen augenblicklich zu Richard schicken, damit er von der entsetzlichen Angst, die er gewiß leidet, befreit wird." Und ohne eine Antwort abzuwarten, flog sie an den Schreibtisch und schrieb das erwähnte Briefchen.

Fred nahm die Juwelen, denn er wußte, daß es die arme Harriett nur noch unglücklicher machen würde, wenn er sie ausschlüge. Er seufzte, als er dachte, daß, wenn sie ihm mit den Juwelen auch selbst ein Opfer gebracht hätte, das daraus gelöste Geld doch nur ein Tropfen ins Meer wäre.

Harriett war diesen Abend allein. Sie selbst hatte Fred getrieben, einen Versuch zu machen, den verirrten Jüngling der Gefahr zu entreißen, und ihn mit sich zu bringen, da seiner hier ein Trost wartete.

Aber sie wartete und wartete, Niemand kam, bis Fred gegen zwei Uhr allein und in sichtlich tiefer Verstimmung eintrat.

Alles, was er Harriett sagte, war, daß der junge Mann außerordentlich hartnäckig sei, und daß ihn Niemand dem Spielteufel zu bringen vermöge. Traurig und kummervoll machte sie sich fertig, ins Bett zu gehen, und Fred ging noch einmal fort, kehrte aber nach ein Paar Minuten zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Schiller und der Buchhändler Hempel.

(Aus der Gartenlaube.)

Schiller's Gedichte. Der Buchhändler Hempel in Berlin, der eine sogenannte „Nationalbibliothek sämmtlicher deutscher Classiker" herausgibt, kündigt auf dem Umschlag des 56. Heftes an: „es gebe mehrere Hundert Schiller'scher Gedichte, die sich in keiner Ausgabe fänden, die er aber für 2½ Silbergroschen mittheilen werde." Es ist wahr, es gibt viele Schiller'sche Gedichte, welche in allen bisherigen Ausgaben fehlen, obgleich sie bekannt genug sind. Sie fehlen eben in den Ausgaben der Schiller'schen Gedichte, weil der Dichter selbst, Schiller, sie nicht anerkannt und somit verworfen hat. Dem Dichter allein und ausschließlich muß jedenfalls das Recht zustehen: sowohl diejenigen seiner Gedichte auszuwählen, welche auch der Nachwelt vorgelegt werden sollen, als jene auszuschließen, welche er seines Namens nicht für würdig hält. Niemand wird einem Dichter dieses Recht absprechen, nur Herr Hempel thut es. Er läßt eine Sammlung von Gedichten drucken, und wählt vorzugsweise solche aus, die Schiller nach reiflicher Ueberlegung ausschied. Diese Sammlung kündigt er nicht etwa als „von Schiller verworfene Gedichte," sondern einfach als „Schillers Gedichte" an, weil — er ein gutes Geschäft damit zu machen hofft. Aber es handelt sich hier um mehr als ein Geschäft, es handelt sich um einen guten Namen, ja um einen der glänzendsten deutschen Namen. Auch Herr Hempel wird wissen, daß Schiller bisher vorzugsweise für den Dichter der Jugend galt, weil er der keuschesten und reinste war, da die Menge den Schmutz und die Rohheiten nicht kannte, womit Schiller in der Jugend, in der Zeit als er „die Räuber" schrieb, seine Feder besteckte, und die nun Herr Hempel so sorgsam gesammelt hat. Auch jener Glorienschein von Reinheit und Keuschheit mußte um des Geschäfts willen vernichtet werden! Warum nicht? Hat es doch zu jeder Zeit Herostrate gegeben! Die Tempel werden zu neu aufgebaut, und der Glorienschein wird glänzender wieder hergestellt.

Digitized by Google

Wer aber heilt nun den Schaden, der jungen Herzen angethan wurde? Hr. Hempel hat seine Spekulation darauf gebaut, daß von allen deutschen Büchern keines mehr, und mit mehr Andacht und Begeisterung, gelesen wird als Schiller's Gedichte. Wenn nun der Schmutz, den Herr Hempel unter Schiller's hochverehrtem Namen wohlfeil verkauft, auch nur in einem unschuldigen jungen Herzen unreine Gedanken weckt, so trifft die Schuld den Verleger, wie die Bibel sagt: „Wehe Dem, von welchem Aergerniß kommt." Herr Hempel gibt viel und viel Aergerniß, und den Schaden, den er anrichtet, kann er nicht gut machen, selbst wenn er der Stiftung, welche Schiller's Namen trägt, 10,000 Thaler als Buße zahlt. Seine Ausgabe von „Schiller's Gedichten" darf man der Jugend nicht in die Hand geben, und es wäre sehr zu wünschen, daß derselben der Eingang in jedes deutsche Haus, in jede deutsche Familie gewehrt werde, ja daß das ganze deutsche Volk laut und öffentlich mit Entrüstung seinen „Schiller" zurückweise, denn es ist nicht der, welchen dasselbe an seinem hundertsten Geburtstag mit Jubel gefeiert hat — „so weit die deutsche Zunge klingt."

Ich nenne die schlimmen und die schlimmsten Gedichte nicht. Hält aber Hr. Hempel meine Worte für zu stark, so lade er zehn ehrbare gebildete deutsche Frauen in sein Haus, und lege diesen die Frage zur Entscheidung vor. Einem solchen Ausspruch unterwerfe auch ich mich.

A. Diezmann.

Im Lager von Chalons.

(Aus dem Kladderadatsch.)

„Ich möchte eine Rede reden,
Recht von der Leber, frank und frei,
Die wahr empfunden und für Jeden
Einheutig und verständlich sei.

Doch wie? — Red' ich auch nur vom Wetter
Und drück' mich noch so harmlos aus,
Gleich kommen die verdammten Blätter
Und machen Kriegsskandal daraus!

Sag' ich: „Der Friede lacht uns heute,
Und keine Frage macht uns Pein" —
Gleich kommt der Presse Schnüffelmente:
„Ja, heut! Doch wie wird's morgen sein?"

Sprech' ich von Achtung der Verträge,
Gleich heißt's: „Verträge? Traut IHM nie!
Nun ganz gewiß gibt's nächstens Schläge —
Spricht ER davon, dann bricht ER sie!"

Red' ich von meinem tapfern Heere
Und von der Treue der Armee,
Gleich wittern sie die Kriegsmisère,
Die Rente fällt mit Ach und Weh!

Rühm' ich — 's ist ja nicht viel dahinter —
Nun gar 'mal meine Chassepots —
Gleich heißt's: „Wenn nicht schon diesen Winter,
Geht's doch zum Frühjahr sicher los!"

Kurz, jedes Wörtlein, das ich sage,
Wird mir verkehrt zu arger That,
Und wuchernd wächst mit jedem Tage
Des Mißtrau'ns ausgestreute Saat.

D'rum will einmal ich gar Nichts sagen:
Dann hab' ich's sicher gut gemacht! —
ER schweigt, und — Alle hört man fragen:
„Was hat ER wohl dabei gedacht?"

Mannigfaltigkeiten.

Auf der Naturforscherversammlung zu Dresden hielt Virchow eine Rede über den naturwissenschaftlichen Unterricht: „Wenn das System des bewaffneten Friedens", unter dem jetzt Alles seufze", begann Virchow, „vorüber sei, so werde man wohl vor Allem an eine Reorganisation des Unterrichts denken, denn überall hege man die Ueberzeugung, daß für denselben eine andere Form gewonnen werden müsse, wolle Europa den Standpunkt seiner Intelligenz behaupten. Dann dürfen aber auch die Naturwissenschaften nicht mehr in der passiven Stellung bleiben, welche sie bisher der positiven Organisation des Staates gegenüber eingenommen. Sie müßten in der Schule zu einer bei Weitem größeren Geltung gelangen, als bisher, nicht jedoch blos zu Gunsten niederer materieller Zwecke, sondern der allgemeinen menschlichen Bildung, in welch' letzterer Beziehung sie das nöthige Maß erziehlichen Charakters besitzen. Zwar nenne man ihr Material ein unsicheres, indessen sei alles Fortschreitende, alles Lebendige naturgemäß dem Wechsel unterworfen. Darum dürfe auch das Wissen nicht dogmatisch überliefert, sondern müsse vielmehr genetisch vorgeführt und zum Verständniß gebracht werden. Sei dann auf diese Weise ein fester Grund gelegt, so biete die jetzige von der Presse bewirkte Popularisirung der Wissenschaft das Mittel, auch ihrem Fortschritt zu folgen. Ein Vorredner habe den Regierungen gedankt, daß sie die zur Beobachtung der letzten Sonnenfinsterniß unternommenen Expeditionen gefördert haben, er müsse aber darauf hinweisen, daß es ein einfacher Journalist (Bernstein, Redakteur der Berliner Volkszeitung) gewesen, der bei uns die Expedition zuerst angeregt habe. Was nochmals die Unsicherheit der Naturwissenschaft anbelange, so fehle dieselbe auch anderwärts nicht. Selbst die Streitigkeit des

Dogma's sei dem Wandel unterworfen, und dieselbe Kirche, welche einst Galilei verdammt, habe jetzt den Astronomen Secchi, einen Jesuiten, zur Beobachtung der Sonnenflusternis gesendet, wo es doch nur um einen Schatten sich gehandelt. Nächst der Kirche aber sei Nichts für unfehlbarer gehalten worden, als die historische Wahrheit. Und welche Veränderungen habe die Auffindung neuer Dokumente ꝛc. hervorgebracht! Und diese Veränderung werde um so größer, je mehr die Geschichte Naturforschung werde (Ausgrabungen, Pfahlbauten, Geschichte des Menschen). Hoffentlich biete ein langer Friede Gelegenheit, bei den Völkern richtige Vorstellungen von Dem, was wir Welt nennen, einzuführen. Denn nicht genüge Denkfreiheit, man müsse vor Allem auch dafür sorgen, daß der Mensch frei denken könne. Dazu gehöre aber positives Wesen, eigenes Sehen, eigene Kritik. Wo Dies fehle, sei eben nachzuhelfen durch Unterrichtsmittel, durch Museen, welche nicht nur zeigen was, sondern auch wie es entstehe. Und dazu möge auch die Presse mitwirken, wie sie bisher es schon — und fast allein — gethan habe, auf daß ein Jeder werden könne, was er werden solle: ein geistig unabhängiger Mensch!

Den schönsten Stoff zu einem Roman würde die Lebensgeschichte der verwitweten Hauptmann Dreetz geben. Vor vielen Jahren war sie mit ihrem Mann nach Mexiko ausgewandert, woselbst Letzterer nach mancherlei Abenteuern endlich zum Hauptmann avancirte und im Kampfe gegen die Aufständischen fiel. Aller Mittel beraubt, kehrte die Wittwe nach Berlin zurück und gerieth bald in solche Noth, daß sie im Arbeitshause aufgenommen werden mußte. Inzwischen hatte Kaiser Maximilian den Thron bestiegen und die Frau Dreetz erhielt eines schönen Tages die Entlassung aus dem Arbeitshause mit der freudigen Nachricht, daß ihr eine Pension von jährlich 1000 Thalern, d. h. die halbe Gage eines Bataillons-Kommandanten ausgesetzt sei. Nun ernährte sie sich damit einige Jahre lang, bis die Hinrichtung des Kaisers ihrer Pension ein Ende machte. Jetzt ist sie wieder so weit heruntergekommen, daß sie am Donnerstag Abend nach dem Polizeiwarhsam gebracht wurde, weil sie in der Neuen Jakobsstraße 14 bei einem Bäcker um — einen Salzkuchen gebettelt hatte.

Viktor Hugo vollendet gegenwärtig einen vierbändigen Roman, dessen Schauplatz nach England verlegt und dessen Handlung am Schlusse des 17. und am Beginne des 18. Jahrhunderts vor sich geht. Die wenigen Eingeweihten, welche das neue Werk gesehen haben, prophezeihen demselben den nämlichen Erfolg, dessen sich „Notre Dame de Paris“ und „Les Miserables“ in so hohem Grade zu erfreuen gehabt. „Ueber den Titel des neuen Romans ist der Verfasser selbst noch nicht einig. Er schwankt zwischen zweien. Der erste ist „L'homme qui rit“ (Der Mann, welcher lacht) und der zweite ist „Par Ordre du Roi“ (Auf Befehl des Königs). Der erste Titel liefert die beste Idee des Buches, der zweite ist das beste Resume der Handlung des Romans. Der erste ist der am meisten philosophische, der zweite der dramatischste.“ So berichtet sein Sohn Francis.

Aus New-York, Ende August, wird berichtet: Die aus Deutschland nach den New-Yorker Parken importirten Sperlinge haben sich bereits ansehnlich vermehrt. Die fünf Parke der Stadt haben jetzt wohl doppelt so viele Sperlinge als im vorigen Jahre. Diese beschäftigen sich gegenwärtig mit der Vertilgung der Mückenlies, von denen die Stadt in ungewöhnlich starken Schwärmen heimgesucht worden. Jedes von den 800 Vogelhäuschen in den Parken scheint bereits von zwei Sperlingspaaren bewohnt. Die junge Nachkommenschaft findet da keinen Platz mehr, und muß, sobald sie flügge geworden, sich Unterkunft im Freien oder andere Zufluchtsstätten suchen.

Friedrich Spielhagen hat einen neuen Roman vollendet, der unter dem Titel: „Hammer und Ambos“ gleichzeitig in der „N. Fr. Pr.“ und in dem von Hans Wachenhusen herausgegebenen illustrirten Familienblatt: „Der Hausfreund“ erscheinen wird. Auerbach's neuester fünfbändiger Roman: „Das Landhaus am Rhein“ wird nächstens von der alten „Presse“ veröffentlicht werden. Der Dichter erhält dafür 12,000 Thaler Honorar und bleibt ihm das Verlagsrecht reservirt.

„Soldaten des Gedankens“ nannte dieser Tage der FML. Baron Mörtng, der Statthaltereirath in Triest, die Buchdrucker, als sich ihm der Ausschuß des dortigen Buchdruckervereins vorstellte, und vermachte dem Verein selbst 50 Gulden.

Auflösung der Charade in Nr. 216:
Trauerspiel.

Richtig gelöst von M. M.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bauernfeld.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 225 Montag, 28. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

„Harriett“, sagte er, „es muß Etwas für den jungen Menschen geschehen! Er hat wieder verloren — hat Streit angefangen und fast Alle beleidigt. Die Herren haben sich zurückgezogen, und nun sitzt er allein im Zimmer, und sieht mehr todt als lebendig aus.“

„Fred, wir wollen zu ihm gehen, gleich!“ Und sehr blaß, aber fest ging sie an ihres Mannes Arm die Stiege herunter, den langen jetzt ganz dunkeln Gang entlang, und stand bald an der Schwelle des so verabscheuten Zimmers. Die Thüre stand offen, aber jetzt bot es einen ganz anderen Anblick dar, wie an jenem Abende. Die brillante Beleuchtung war erloschen, ein einziges melancholisches Lichtflämmchen flackerte in dem großen düsteren Raume, der noch vor einer Viertelstunde äußerst belebt gewesen, jetzt aber in ernster Stille dalag. In wirrer Unordnung lagen Karten und Würfel, zwischen leeren Gläsern auf den Tischen, einige umgeworfene Stühle und Flaschen lagen umher und in der Mitte saß der arme Richard bewegungslos mit ineinandergeschlagenen Armen, den Kopf auf dem Tisch liegend. Ein zeitweises tiefes Stöhnen verrieth den Umstehenden, daß er noch lebte und seine Lage fühlte.

An welchem Orte befand sich Harriett? Jetzt erst fiel es ihrem Manne auf, so daß er plötzlich stillstand und sagte:

„Wie sinnlos von mir, Dich hierher zu führen! Komm Harriett, laß mich Dich zurückbringen, dieser Anblick paßt nicht für Dich.“

„Nein,“ sagte sie, kaum vernehmbar, indem sie ihren Arm aus dem Seinigen zog und sich an den Thürpfosten stützte, „gehe zu ihm, sage ihm, daß ich hier bin, ich will warten.“

Fred ging leise, als ob er unter diesen gräßlichen Umständen seinen Fußtritt hier zu hören fürchtete, auf Richard zu und berührte seinen Arm, dann sagte er laut und fest:

„Kommen Sie, junger Mann, lassen Sie sich nicht so gehen, das ist kindisch!“

Dieser erhob den Kopf und sah ihn mit wilden, blutunterlaufenen Augen grimmig an.

„Spieler!“ schrie er und sprang auf, kommst Du jetzt, um mich noch zu verhöhnen?“

Fred faßte seinen Arm und zog ihn nach der Thüre. „Mrs. Carlton ist da!“ sagte er streng.

Der Jüngling erschrack, und als er die weiße Gestalt Harriett's erblickte, die wie ein Engel des Lichts erschien, um den Gefallenen aus der Finsterniß des Verderbens zu leiten, schrie der arme junge Mann in so schrecklich verzweifeltem Tone, daß ihn die zwei Personen nie wieder vergaßen: „Meine Mutter! o meine Mutter!“ und fiel ohnmächtig zu Boden.

* * *

„Fasse Dich, mein theures, mein geliebtes Weib! Er ist wieder zu sich gekommen und ganz ruhig. Störe ihn jetzt nicht und morgen Früh wollen wir ihm Hilfe bringen. Der Doktor hat nur Ruhe anempfohlen und Brown wird bei ihm wachen.“

Das waren die Worte Fred's, als er ungefähr zwei Stunden nach der vorhergegangenen Scene in das Zimmer seiner Frau trat.

Richard war in sein eigenes Zimmer gebracht worden, das er in demselben Hause kurz vorher gemiethet hatte.

Kaum hatte Fred geendigt, als ein lauter durch das ganze Haus widerhallender Knall ihre Ohren traf, worauf eine kurze schauerhafte Stille folgte, die aber bald durch eiliges Hin- und Herlaufen und Zuschlagen der Thüren unterbrochen wurde.

Fred warf einen Blick auf die starren Augen, und blutlosen Wangen seiner Frau, dann schellte er heftig nach Anny, damit diese ihr beistehe, und stürzte aus dem Zimmer, um eine Scene des Schreckens und des Entsetzens zu schauen, welche die Feder sich sträubt, zu beschreiben.

Genug! Carlton stand vor dem zerschmetterten Körper Derjenigen, den er noch vor zehn Minuten lebend verlassen. Da lag er ausgestreckt am Boden, gebadet in seinem Blute, das die eigene Hand vergossen, die noch krampfhaft das tödliche Pistol umschloß.

Da lag der Sohn der heißen Gebete, der schönsten Hoffnungen, der Wittwe Ein und Alles. Ihre lichtvollste, ihre herrlichste Lebensfreude.

Und um ihn her standen mit geisterbleichen Gesichtern und starren Augen die im Laster verhärteten Herz-

Digitized by Google

losen Wüstlinge. Wohl mochten sie erzittern, wohl mochten ihre, dem Gebete lang entwöhnten Lippen zu den von Fred im tiefen Entsetzen ausgestoßenen Worten: „Herr habe Barmherzigkeit mit uns!“ — „Amen“ — sagen.

O könnte man doch sagen, daß Einer oder der Andere das schreckliche Schauspiel mit dem festen Vorsatze verlassen hätte, umzukehren von diesem verderblichen Wege und nicht mehr zu sündigen, aber ach Viele, die am nächsten Morgen Ems verließen, das ihnen dadurch unschmackhaft geworden war, eilten nur einem neuen Kreislaufe von Lastern und Ausschweifungen zu, um darin die heutige Erinnerung zu versenken.

Aber Alle waren so bodenlos nicht schlecht. Einige blieben bei dem unglücklichen Selbstmörder, um die letzten Angelegenheiten zu besorgen. Wir brauchen nicht zu sagen, daß sich Fred Carlton darunter befand. Ihm blieb die schmerzliche Aufgabe, die näheren Umstände zu erforschen, die die traurige Katastrophe herbeigeführt hatten.

Aber was nützt jetzt das Fragen nach dem „Warum?“ Da war noch ein liebendes Mutterherz auf die Nachricht, daß ihr Sohn gestorben sei, vorzubereiten. Gestorben nicht friedlich und sanft, sondern in der Finsterniß der Verzweiflung und Raserei war er dahin gegangen.

Man fand den Brief, den Richard am letzten Morgen von seiner Mutter erhalten hatte, und der in wenigen Worten lautete:

„Ich kehre zu Dir, mein inniggeliebter Sohn, mit nichts Anderem als meiner unveränderlichen Liebe zurück. Ich müßte lügnen, und es wäre auch unnatürlich, wenn ich nicht sagen wollte, daß es mich tief niederdrückt, daß wir den Prozeß verloren haben. Wie nichtig und ungewiß sind doch die Hoffnungen, die man auf irdische Güter setzt, doch laß uns darum unseren Muth nicht verlieren. Wir haben noch Ursache, dankbar zu sein, daß wir bei zweckmäßiger Eintheilung wenigstens nicht mit Armuth zu kämpfen haben. Mein lieber Sohn, laß uns, in welcher Lage wir auch sind, stets streben, zufrieden zu sein. Darin allein liegt unveränderliches Glück! Fast eben sobald wie Du den Brief erhältst, hoffe ich bei Dir zu sein.

Der Brief war nach Göttingen adressirt, weil der Vormund glaubte, daß Richard auf seinen Befehl sogleich dahin abgereist sei.

(Fortsetzung folgt.)

Admiral Farragut.

In der „Triester Zeitung“ finden wir in der Schilderung eines Besuches an Bord des „Franklin“ nachstehende lebendig geschriebene Biographie des amerikanischen Admirals D. G. Farragut: Der Admiral war 9 Jahre alt, als er in eine Seemannsschule behufs seiner Ausbildung gegeben wurde. In seinem zwölften Jahre wurde er unter dem Kommodore Porter, Vater des jetzigen Admirals Porter, zum Erstenmale auf der Fregatte „Essex“ eingeschifft. Es war im Jahre 1812, als die Vereinigten Staaten mit England im Kriege lagen, und Farragut hatte Gelegenheit, bei der Wegnahme britischer Fahrzeuge und Zerstörung des britischen Handels im stillen Ozean sich als Midshipman die ersten Sporen zu verdienen. Als vierzehnjähriger Knabe erhielt er den Auftrag, als Prisen-Kapitän ein den Engländern weggenommenes Fahrzeug in einen südamerikanischen Hafen zu fahren. Als an Bord seines Fahrzeuges unter den englischen Matrosen eine Meuterei ausbrach, hatte der im Knabenalter stehende Kapitän Gelegenheit, durch Dämpfung derselben bereits Proben jenes hohen Muthes und jener rücksichtslosen Energie abzulegen, die ihn im späteren Mannesalter so berühmt machen sollten. Auf den „Essex“ nach Beendigung seiner Mission zurückgekehrt, nahm er an dem Gefechte Theil, welches derselbe mit den beiden englischen Fregatten „Phoebe“ und „Cherub“ in der Bucht von Valparaiso zwar siegreich, aber mit Verlust von drei Vierteln der eigenen Mannschaft bestand — und hiemit war der erste Theil des seemännischen Wirkens Farraguts so ziemlich abgeschlossen, da er während der folgenden 48 Jahre kein Feld für seine Thätigkeit als Seehelden, wohl aber Gelegenheit fand, durch seinen persönlichen Einfluß bei dem Präsidenten und Diktator der Republik Buenos-Ayres unzähligen Fremden und Eingebornen das Leben zu retten und eines jener gesetzlichen Blutbäder zu verhindern, die in jenen von krankhaften politischen Zuckungen durchwühlten südamerikanischen Republiken leider auch noch in unserer Zeit vorkommen. Erst der Ausbruch des letzten amerikanischen Bürgerkrieges gab Farragut den Anlaß, dem Dienste seines Vaterlandes die volle Entfaltung seines Genies und seiner Kräfte zu widmen. Obwohl in Tennesee geboren und in Virginien seßhaft, zögerte er doch keinen Augenblick, bei Ausbruch des Krieges für die gerechte Sache, für die Sache der Freiheit und Wahrung der allgemeinen Menschenwürde durch Aufhebung der Sklaverei Partei zu ergreifen, und stellte sich dem edlen Lincoln zur Verfügung. Als es sich um den Mann handelte, der fähig wäre, die Blokade des Mississippi zu brechen und den Widerstand der Forts bei New-Orleans zu überwältigen, da war nur Eine Stimme im Lande, daß Farragut dieser Mann sei. „Können Sie New-Orleans nehmen?“ fragte der Marineminister Farragut. „Mit einer genügenden Anzahl Schiffe kann jeder Platz der Welt genommen werden,“ war die Antwort des Seehelden. Farragut segelte den Mississippi hinauf, brachte seine Flotte unter großen Schwierigkeiten über die Barre und begann den Angriff auf die zwei Forts Jackson und St. Philipp,

Digitized by Google

die durch die Flotte der Südstaaten unterstützt wurden. Das Flaggenschiff Farragut's, „Hartford", wurde durch einen Brander entzündet und gerieth auf den Grund. Nachdem der Brand gelöscht und das Schiff wieder flott war, zerstörte er 13 feindliche Schiffe, die er theils in den Grund rannte, theils verbrannte, und fuhr dann nach New-Orleans, wo er die siegreiche Nordflagge über der Flagge der Südstaaten aufhißte. Zwei Tage später kapitulirten die mittlerweile von der Armee des Generals Butler zernirten Forts Jackson und St. Philipp, während Farragut mit seiner Flotte gegen Fort Hudson, Grangulf und Vicksburg operirte. In dieser Kampagne wurde sein Flaggenschiff von 243 feindlichen Projektilen getroffen. Im August 1864 lenkte Farragut seine Operationen als Kommandant einer Flotte von achtzehn Schiffen wieder nach dem Süden und griff die beiden bei Mobile befindlichen Forts, welche von der feindlichen Flotte vertheidigt wurden, an. Der Monitor „Tecumseh" gerieth auf einen Torpedo, sank und verlor seine ganze aus 100 Mann bestehende Bemannung, von welcher nur vier gerettet wurden. Farragut rannte mit den Schiffen „Hartford", „Monongahela", „Lackawanna" und „Ossippe" gegen den feindlichen Ram „Tennessee", warf dessen Rauchfang um und zwang ihn zur Uebergabe. Der Feind, der auch über vier Panzerschiffe gebot, verlor 340 Mann. Farragut auf seinem Flaggenschiffe allein 28 Todte und 25 Verwundete. Während des ganzen Gefechtes war Admiral Farragut in der Takelage des Schiffes und dirigirte dessen Bewegungen selbst. Dem feindlichen Admiral Buchanan wurde ein Bein abgeschossen. Das dankbare Vaterland ehrte die Verdienste seines Helden dadurch, daß es ihm nach der Schlacht bei New-Orleans die Würde eine Contre-Admirals (Rear-Admiral) verlieh, welche früher in der Vereinigten-Staaten-Marine gar nicht bestand. Nach dem Treffen bei Mobile wurde er Vize-Admiral und ist jetzt Admiral der Vereinigten Staaten!

Mannigfaltigkeiten.

Die Kommission der astronomischen Gesellschaft in Berlin und Leipzig veröffentlicht unterm 23. September folgende weitere Mittheilung über die zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß am 18. August entsandten norddeutschen Expeditionen: „Auch aus Indien haben wir endlich über den Verlauf der Beobachtungen unserer Expedition Nachricht erhalten. Unsere Astronomen haben Bedenken getragen, uns in einer telegraphischen Depesche zu benachrichtigen, weil ihnen in Folge fortwährender Störungen durch Wolken nur höchst fragmentarische Beobachtungen geglückt sind, deren Werth erst nachträglich durch sorgfältige Verbindung mit den anderweitig erlangten Messungen völlig bestimmbar sein wird. Es war also bisher keine unumwundene Angabe möglich, ob die Beobachtung der Finsterniß durch unsere indische Expedition von Erfolg begleitet gewesen sei oder nicht. Unsern Beobachtern in Indien sind für die Ausbeutung der totalen Verfinsterung statt der erwarteten 6 Minuten nur etwa 5 Sekunden gewährt worden. Während der übrigen Totalitätszeit ist die Sonne von dicken Wolken umhüllt gewesen. Nur bei der theilweisen Verfinsterung hat man längere Zeit wolkenfreie Intervalle gehabt, während in Aden gerade die Totalitätszeit begünstigt war. Unter diesen Umständen muß man den Beobachtern Anerkennung zollen, daß sie während der wenigen Sekunden, in denen ihnen der volle Anblick vergönnt war, im Stande gewesen sind, einige, wie wir jetzt durch Vergleichung mit den in Aden erlangten Resultaten bestimmen können, durchaus brauchbare Messungen über Lage und Größe der sogenannten Protuberanzen zu machen. Diese unter widrigen Umständen erreichte Leistung wird neben der Geschicklichkeit der Beobachter auch der vollen Wirksamkeit der Apparate verdankt. Da wir seit einigen Tagen auch im Besitz der in Aden aufgenommenen Originalbilder sind, so konnte aus der Vergleichung derselben mit den Messungen unserer indischen Beobachter als erstes vorläufiges Resultat unserer eigenen Expeditionen das höchst bemerkenswerthe Faktum abgeleitet werden, daß eines der auffallendsten Protuberanzgebilde, welches mit überraschender Schärfe in Aden photographisch aufgenommen worden ist, 32 Minuten später in Indien nahe in derselben Gestalt und Lage erschienen ist. Die Details dieser Untersuchungen beschäftigen mit höher nicht erreichter Deutlichkeit, daß dieses Gebilde nicht zu dem schneller bewegten Monde, sondern zur Sonne gehört. Untersuchungen des Spektrums der Protuberanzen haben während des so kurzen Lichtblickes in Indien von den Unserigen nicht angestellt werden können. Sie hätten mindestens 1—2 Minuten Zeit verlangt. Dagegen haben unsere Beobachter sowohl in Arabien als in Indien während ihres längeren Aufenthaltes an Ort und Stelle mehrere Reihen wissenschaftlicher Beobachtungen und Untersuchungen angestellt, über welche später ausführlicher zu berichten ist. Natürlich werden die obenerwähnten ersichtlichen und die aus tieferer Untersuchung der gesammelten Daten noch zu erwartenden Resultate unserer Expeditionen nur als Bausteine gelten können, aus welchen in Verbindung mit den von Astronomen und Physikern der anderen Nationen erlangten Beobachtungen und photographischen Aufzeichnungen bedeutungsvolle Schlüsse über die Umhüllung des leuchtenden Sonnenkörpers hervorgehen können."

Auf der Naturforscherversammlung zu Dresden hielt Herr Professor Haller aus Dresden über die Parasiten der Infektionskrankheiten einen Vortrag, dessen Gedankengang folgender war: Schon vor 30 Jahren machte Böhm die Entdeckung kleiner Organismen

Digitized by Google

im Darme der Cholerakranken. Lange blieb jedoch diese wichtige Beobachtung fast ganz unbeachtet, weil jene Organismen zu den schon im vorigen Jahrhundert bekannten, aber erst durch Ehrenberg genau untersuchten, bald zu den Infusorien, bald zu den Pilzen und Algen gerechneten sogenannten Bacterien und Vibrionen gehörten. Erst in neuester Zeit beschäftigte man sich mehr mit ihnen, da sie in gährenden und putriden Massen, wie in pathologischen Flüssigkeiten und Materien vorkommend, immer allgemeineres Interesse erregten. Der Grund, daß diese Organismen bis vor Kurzem ihrer Herkunft nach unbekannt blieben, ist das systematische Vorurtheil jedes neu aufgefundene Wesen ohne Kenntniß seiner Herkunft in Species und Genera zu ordnen. Nach den Vorarbeiten von Pacini, Klob, Thomé, Pasteur, Davaine, Béchamp und unzähligen andern gelang es zu zeigen, daß diese Organismen nichts Selbstständiges, sondern lediglich untergeordnete Entwicklungsstufen höherer Pilzformen sind. So glückte es, für 16 Infektionskrankheiten den Nachweis des konstanten Vorkommens solcher Zellen zu führen, aus den sich jedesmal ein bestimmter für die betreffende Krankheit charakteristischer Pilz ziehen läßt, so z. B. bei Cholera, Darmtyphus, Hungertyphus, Masern, Ruhr, mehreren Krankheiten der Hausthiere u. s. w. Ob der Parasit freilich diese Krankheit verursacht, kann zur Zeit nicht beantwortet werden. Dafür spricht nur die Konstanz des Vorkommens ganz bestimmter Parasiten bei ganz bestimmten Krankheiten. . . . Lehrreich für die einzuschlagende Methode ist die Krankheit der Seidenraupe, weil bei dieser nachgewiesen werden kann: 1) daß trotz zahlreicher, zum Theil großer disponirender Momente der Parasit die einzige Ursache der Krankheit ist; 2) daß von ihm die Erblichkeit der Krankheit und 3) daß von ihm das epidemische Auftreten derselben bedingt werde.

Wie wir aus Nummer 1312 der „Illustrirten Zeitung“ ersehen, ist bei C. Luppe in Zerbst erschienen: „Das älteste Faustbuch. Wortgetreuer Abdruck der Editio princeps des Spieß'schen Faustbuchs vom Jahre 1587. Nebst den Varianten des Unicums vom Jahre 1590. Mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. August Kühne, Oberlehrer am herzoglichen Francisceum zu Zerbst.“ Dr. Kühne, schon durch frühere Untersuchungen über die Faustsage bekannt, gelangte vor einiger Zeit in den Besitz des einzigen bekannten Exemplars der ersten Ausgabe des deutschen Volksbuches von Dr. Faust, welches er von dem Buchhändler Hartung in Leipzig erworben und seinerseits der Wiener kaiserlichen Hofbibliothek abgetreten hat. Unter dem gedruckten Texte des berühmten Volksbuches, welches hiermit in seiner ursprünglichen Gestalt dem größeren Publikum wieder zugänglich gemacht wurde, gibt Dr. Kühne die Varianten der bisher noch nicht bekannten, auch nur in einem Exemplar vorhandenen Ausgabe: Berlin (im Grauen Kloster gedruckt) 1590, welche die Schulbibliothek in Zerbst besitzt.

[Amerikanische Späße.] Herr Jefferson Morry, früherer Redakteur einer eingegangenen kalifornischen Zeitung, wird — so zeigte derselbe kürzlich in einer Annonce an — „morgen Abends in Mordount's Assembly Rooms eine große wissenschaftliche, praktische Vorstellung zu geben die Ehre haben. Derselbe wird mit der rechten und linken Hand gleichzeitig zwei verschiedene Zeitungsartikel nach einem gegebenen Thema niederschreiben, ebenfalls gleichzeitig mit dem linken Fuße eine Wiege in Bewegung setzen, dem darin liegenden kleinen Bürger Kaliforniens die Melodie „Heil dir Kolumbia“ und den „Fraser Digger's song“ vorsingen, so wie mit dem rechten Fuße das Feuer unter dem Theekessel in Ordnung halten. Sollten sich freigebige Gentlemen finden, welche Herrn Morry trinken sehen wollten, so wird er sechsunddreißig Gläser Grog in fünfzehn Minuten leeren und nachher mit dem Revolver auf zwanzig Schritte in sechs Schüssen viermal das Aß aus der Karte schießen. Entrée à Person 10 Cents.“

[Katzenpech.] Auf ganz eigenthümliche Weise ist in diesen Tagen eine Katze verunglückt. Ein Mann, welcher unter Anderem auch mit Pech handelt, hatte einen ziemlich bedeutenden Vorrath der herrschenden Hitze wegen im Keller aufbewahrt. Eine Katze war zufällig in denselben gekommen und hatte sich das Pech über Nacht zu Schlummerkissen ausgesucht. Die natürliche Hitze ihres Körpers erweichte aber die klebrige Masse, so daß das Thier angefesselt blieb und sich nicht mehr erheben konnte. Auf ihr jämmerliches Geschrei eilten die Hausbewohner herbei, konnten sie aber nicht mehr befreien. Die Katze mußte daher getödtet werden, denn das Pech ließ sein arglosses Opfer ohne den Verlust des Felles nicht mehr los.

Auflösung des Räthsels in Nr. 218:

Den „Rauchfang“ lob' ich, der den Rauch
Frei in die Lüfte trägt,
Und alle hundert Jahre auch
Nur einmal wird gefegt;
Doch ist er ganz nach meinem Sinn:
Wenn Würst' und Schinken hängen d'rin.

M. M.

Gleich richtig gelöst von Th. K—r in Eisenach.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers J. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 226 Dienstag, 29. September 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Die traurige Katastrophe war diesem augenblicklich in der Hoffnung gemeldet worden, die Mutter von der Reise nach Ems abzuhalten; doch es war zu spät.

Am Nachmittage des zweiten Tages nach der traurigen Begebenheit ging Fred Carlton mit hohlen Wangen und trüber Stirne in dem verdunkelten Zimmer Harriett's auf und ab. Auf dem Sopha lag das arme junge Weib mit festgefalteten Händen und jenem verstörten Ausdrucke im Gesichte, der deutlich sagte, daß dieser Schlag ihr innerstes Leben getroffen habe.

Doch daran schien sie in diesem Augenblicke weniger zu denken, als an die Leiden ihres Mannes, dessen Schritten ihre Augen ängstlich folgten und den sie mit leiser Stimme liebevoll bat, doch ein Paar Bissen von dem Essen zu nehmen, das unberührt auf dem Tische stand, oder sich niederzulegen und ein wenig Schlaf zu suchen, den seine Augen seit zwei Nächten nicht gefunden hatten.

Alles war still. Um des Todten willen, der noch im Hause lag, schien man leiser zu sprechen und aufzutreten. Nur ein einziges frohes Stimmchen wurde gehört; es war das muntere des kleinen Fred in seiner Kinderstube, aber er schlug heute sehr schmerzlich an die Ohren der Eltern und Beide waren froh, als die Kinderfrau mit ihm auszing. Als sie ihn hereinbrachte, um die Mutter zu küssen, fühlte die Letztere einen schmerzlichen Stich im Herzen. Sie dachte an ihn, der von seiner Mutter so heiß geliebt worden, und die von nun an nie mehr den süßen Namen von seinen Lippen hören würde; mit Zittern preßte sie ihren Liebling ans Herz, und wandte sich ab.

Plötzlich rasselte ein Postwagen die Straße herunter und hielt vor dem Hotel. Carlton warf einen flüchtigen Blick neben dem herabgelassenen Rouleau auf den Wagen und wollte sich eben abwenden, als eine bekannte Stimme ihm das Blut in den Adern stillstehen machte. Wie eingewurzelt blieb er stehen, und ein Gefühl wie Ohnmacht überkam ihn. Nach ein Paar Minuten näherten sich eilige Schritte der Thüre. Ein schnelles, starkes Klopfen erfolgte und ohne das Herein abzuwarten, kam Lord George Spencer, der sich bei dem ganzen Vorfall sehr achtungswerth benommen hatte, und rief: „Um Gotteswillen, Carlton, komm schnell heraus. Die arme unglückliche Frau ist angekommen, sie fragt nach ihrem Sohne — weiß gar Nichts von Allem und ist gänzlich unvorbereitet. Was sollen wir denn machen? Keiner will zu ihr gehen — bitte, komm!"

In diesem Augenblicke hörte man die klare, frohe Stimme Mrs. Lampert's auf der Stiege bitten, daß man ihr den Weg zum Zimmer ihres Sohnes zeigen möge.

Harriett sprang auf ihre Füße, und dann stürzte sie mit einem leisen Schrei des Entsetzens auf ihre Knie und barg ihr Gesicht im Sopha.

Carlton sah Lord George mit rathloser Bestürzung an.

„Spencer", sagte er, „ich kann's nicht thun — es ist mir nicht möglich!"

„Aber großer Gott, wenn Sie sie nicht in den Saal führen, so geht sie hinauf," und beide Herren stürzten sofort aus dem Zimmer.

Harriett lag auf ihren Knien, ihr Kopf war erhoben, ihre Hände gefaltet, während ihre blutlosen Lippen Gott um Hülfe und Trost anriefen. Alles umher verschwand vor ihr, eine augenblickliche starre Betäubung folgte, da hörte sie plötzlich einen Ton — Es war nicht der gewöhnliche Ton des Schmerzes und des Schreckens, es lag etwas Uebernatürliches, Furchtbares darin.

Und wie konnte es anders sein?

Mit diesem Tone erlosch das helle Licht eines Geistes — wurde die Vernunft und die starke Intelligenz desselben zerstört.

Harriett kannte die schreckliche Thatsache noch nicht, sie hörte nicht den Fluch — den schauerlichen Fluch — den die wahnsinnige Mutter auf die Verführer ihres Sohnes herabbeschwor — aber sie hörte genug, um laut die Barmherzigkeit des Himmels anzurufen.

Die Zeit ging an dem abgestumpften Sinne Harriett's, nachdem sie diesen furchtbaren Ton gehört hatte, fast unbewußt dahin. Sie bewegte sich nicht — sie athmete kaum — sie schien es nicht zu hören, als sich die Thüre öffnete, bis sie, da sie ihren Namen aussprechen hörte, ihre Augen erhob und ihren Mann

Digitized by Google

erblickte, der in einen Stuhl sank, seine Augen mit der Hand bedeckte und stöhnte.

Harriett schwankte auf ihn zu, und mit wildem Ausdruck im Auge und hohler bittender Angst rufend: „Fred, Fred, ist das noch nicht genug?“ sank sie bewußtlos zu seinen Füßen.

XXXIII.

Wir versetzen uns jetzt auf einen der stattlichen Edelsitze Englands, auf das Schloß des Grafen von Monrose im Hampshire.

Es war Weihnachten, und daher eine große Gesellschaft dort versammelt, um der lieblichen Braut des Erben des Hauses, die zum Besuch anwesend war, die Huldigungen darzubringen.

Die Probezeit von Lord Horace war vorüber, und nur die Zusicherung seines Vaters, daß er bei seiner Rückkehr ins Elternhaus von den Lippen der Geliebten den Lohn der Ausdauer erhalten sollte, ließ ihn die letzten langweiligen Monate überstehen. So hatte er denn auch Mark Hetham und Rosa, die schon wie eine theure Tochter von seinen Eltern geliebt wurde, dort anwesend gefunden.

Einige Tage nach seiner Ankunft saßen Mark Hetham, Graf Monrose und sein Sohn im Bibliothekzimmer zusammen, denn der Erstere hatte um eine Unterredung, die Mitgift seiner Tochter betreffend, gebeten. Er wisse, sagte er, daß man allgemein glaube, daß er nach seinem Tode diese zur Erbin eingesetzt habe, und halte es daher für seine Pflicht, den Grafen aufzuklären, ehe weitere Schritte gethan würden. Das Rittergut Hetham werde unwiderruflich an eine Seitenlinie übergeben, doch werde seine Tochter eine angemessene, reiche Entschädigung und Mitgift erhalten.

Die Unterredung dauerte ziemlich lange, doch als Rosa und ihre künftige Schwägerin fertig zu einem Spaziergange zur Thüre hereinkamen, um ihren Begleiter abzuholen, so schien die Erstere trotz der Mittheilung Mark Hetham's nichts in den Augen der beiden Herren verloren zu haben, im Gegentheil wurde sie von dem etwas kalten und stolzen alten Grafen auf das Wärmste und Herzlichste empfangen.

„Mein guter Freund hier,“ sagte seine Herrlichkeit, indem er auf Mark Hetham deutete, „hat abermals einen Versuch gemacht, seine Tochter für sich zu behalten. Komm nur herein, Arthur —,“ denn es erschien noch ein Gesicht an der Thüre — „komm herein! Horace hatte entdeckt, daß die Dame seiner Wahl keine Erbin ist, und will sie deßhalb Dir überlassen.“

„Ach nein Papa! rief Lady Sara, ein munteres Mädchen von 8 Jahren, „Rosa muß unsere Schwester werden, und Cousin Arthur kann Ellen heirathen, da wird er unser Bruder!“

Alle lachten oder bemühten sich über die Reden des Vaters und der Tochter zu lachen, aber das Blut, welches in die Wangen der Einen schoß und jene des Anderen verließ, zeigte deutlich, daß die Worte obgleich unabsichtlich, dennoch nicht ganz ohne Grund gesprochen waren.

Die junge Gruppe schlenderte fort, Lady Ellen nahm erröthend den Arm ihres blassen Cousins, aber ihre Rede und ihr Lächeln wandte sie den anderen Herren der Gesellschaft zu.

Hinter ihnen ging das Brautpaar und Beide betrachteten Anfangs still und gedankenvoll die Vorangehenden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Irrenanstalten und die Vorurtheile gegen dieselben.

Von Dr. F. Wirth.

Schon aus den ältesten Zeiten finden wir Andeutungen, daß es Geisteskranke gegeben habe, und es läßt sich annehmen, daß die Geisteskrankheiten so alt, als die Krankheiten überhaupt sind. So erwähnen schon die ältesten Sagen mancherlei Fälle verderblicher Geisteszerrüttung. (Ajas, Orestes.)

Wie man bei allen abnormen Erscheinungen im menschlichen Leben, deren Entstehung man sich auf natürlichem Wege nicht erklären konnte, auf ein unmittelbares Einwirken der Götter rekurrirte, so suchte man auch den Grund für derartige Zustände in dem Zorne der Götter. Demgemäß wurde auch die Genesung als ein Geschenk der verschönten Gottheit gepriesen, wie man auch bei anderen somatischen Krankheiten zur Heilung Zufluchtsorte an geweihten und geheiligten Stätten eröffnete. Apollos, Dianas, Junos, Hygieias Tempel waren sowohl bei den Griechen, als auch bei den Römern zugleich der Verehrung der Götter und der Behandlung von Kranken gewidmet.

Diese Anschauungen erhielten sich fast ohne Modifikation, bis die Heilkunde überhaupt in das erste wissenschaftliche Stadium eintrat mit Hippokrates.

Von ihm erst wird die Psychiatrie in den Kreis der Wissenschaften eingeführt. Da er als der Erste auf naturgemäße Weise erklärte, „daß alles geistige Geschehene im Gehirne vor sich gehe“, woraus er dann auch die ersten Schlußfolgerungen für pathologische Zustände gezogen hat. Es sind „Geisteskrankheiten“, sagt er, und damit trat er den Traditionen und Anschauungen seiner Zeitgenossen entgegen, indem er bewies, daß diese Krankheiten ebensowenig, wie alle anderen, einen übersinnlichen Ursprung haben. Dadurch machte er nun aus dem Irrsinnigen ein Objekt der ärztlichen Behandlung. Von dem Augenblicke an, wo man die Geisteskrankheiten als Krankheiten überhaupt erkannt hatte, trat nun der ganze damalige schon auf einer ziemlich hohen

Digitized by Google

Stufe stehende Heilschatz auch bei der Behandlung dieser Krankheiten in seine Rechte ein. Obwohl das Bestreben der Aerzte bis auf unsere Zeit, Systeme und Hypothesen über das Wesen der Geisteskrankheiten aufzustellen, so oft gescheitert war, so finden wir doch schon nach Hippocrates Männer, wie Asclepiades, Celsus, Caelius Aurelianus, Galen und Andere, welche vollständige systematische Kuren gegen dieselbe unternommen haben.

Schon Hippocrates und nach ihm Platon erkannten die psychische Behandlung dieser Krankheiten als sehr richtig an, und Caelius Aurelianus ist eigentlich der Erste, welcher für die Verknüpfung der psychischen und somatischen Behandlung entschieden auftrat und seine therapeutischen Anleitungen versetzen durch die Umsicht, Erfahrenheit und vorzüglich Humanität, welche aus ihnen sprechen, mit Recht in Erstaunen. Alle Mittel, welche in der Neuzeit bei der Behandlung Geisteskranker als vorzüglich wirksam empfohlen werden, wie Milde, Geduld, Zerstreungen, Musik, Familienleben finden wir dort schon angepriesen, und es bleibt fast unbegreiflich, wie derartige Grundsätze, schon praktisch geübt und bewährt, im Laufe der Zeit zum entschiedenen Gegentheil umschlagen konnten.

Außer dieser psychischen Behandlung spielte aber auch die somatische Behandlung eine große Rolle; der Helleborus galt allenthalben als ein Spezifikum gegen Narrheit, namentlich auf Empfehlung von Hippocrates hin, und Dichter und Schriftsteller vereinigten sich im Lobe dieses Götterkrautes; man wallfahrtete nach Anticyra, wo dieses Mittel umgeben von einem religiösen Nimbus vertheilt wurde; es fand deßhalb namentlich vielfache Anwendung, weil es ein Laxans ist, und weil man annahm, daß viele Geisteskrankheiten, namentlich die hypochondrischen, ihre Quelle im Unterleibe hätten, und daß es dabei zur Ableitung der schädlichen Säfte vom Gehirne, wo man sich dieselben dachte, diene.

In der neueren Zeit ist man fast ganz von seiner Anwendung zurückgekommen, da man in den Narkoticis ein viel wichtigeres Heilmittel fand. In Anticyra wurde nun erst eine Kurkur vorgenommen; zu Anfang bekam der Kranke eine Woche lang gute Nahrung; sodann wurde ihm bei Abnahme des Mondes ein Brechmittel gereicht, und endlich wurde der Helleborus angewandt, dessen Wirkung man noch durch Oeleinreibungen zu unterstützen suchte.

Obgleich nun, wie wir sahen, die Therapie der Psychosen bei den Alten ungeheuer hoch stand, und sich dort Grundsätze und Anschauungen finden, die sich bis in die neueste Zeit fortgepflanzt haben, so finden wir doch eines der wichtigsten Mittel, ohne welches in den meisten derartigen Fällen nicht dem Endzwecke alles ärztlichen Wirkens, der Heilung, vollständig Genüge geschehen kann, d. h. wir sehen noch keine eigentliche Heilanstalt für Geisteskranke. Trotzdem läßt sich nicht verkennen, daß durch die Verbringung der Kranken nach Anticyra und in die Nähe der Tempel der Asclepiaden, durch die Entfernung aus ihren gewohnten Lebensverhältnissen, durch die Diät, der sie unterworfen wurden, durch den Schutz vor Unbill der Witterung gewissermaßen ein Aequivalent für unsere Anstalten geschaffen war, und daß durch die Wunderkuren, deren Zeuge die Kranken waren, ihre Sinne mit lieblichen Bildern erfüllt und dadurch eher heilsam auf ihr Uebel gewirkt worden sein mochte, als durch die Heilformen der Priester.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In dem „Moniteur de l'Armee“ gibt Oberst Ferri-Pisani ein Urtheil über die preußische Taktik ab, wie sie in der von dem preußischen Generalstab verfaßten Geschichte des Feldzuges von 1866 dargestellt wird. Als den charakteristischen Grundzug der preußischen Taktik führt Ferri-Pisani die Tendenz an, die Schlachtordnung zu zerstückeln, den Zusammenhang der Linien zu brechen, so zwar, daß auf dem Schlachtfelde nur wenig erschütterliche Spuren der Haupt-Direktionen beibehalten werden. Seit Jena, meint Ferri-Pisani, haben die Preußen unausgesetzt über die Mittel nachgedacht, wie sie allmälich die Taktik des 18. Jahrhunderts, welche ihren Ruhm geschaffen, welche sie aber als veraltet ansehen mußten, reformiren könnten. Sie haben durch Theilung ihre Manöovers gelenkiger gemacht, die Gesammt-Bewegungen auf die einer Brigade zurückgeführt und die Einheit des Bataillons durch die Bildung von Kompagnie-Kolonnen aufgehoben. Die Anwendung des unausgesetzten Feuerns (lou continu), dessen Monopol sie lange Zeit besaßen, hat sie natürlich auf dieser Bahn weiter vorwärts gedrängt. Es handelt sich nur, zu wissen, ob sie darin nicht zu weit gegangen sind.... „Viele partielle Angriffe, ausgeführt von Bataillonen, halben Bataillonen, einzelnen oder je zu zweien vereinigten Kompagnien, wenig anscheinende Einheit, was Zeit und Raum anbelangt, in den Bewegungen selten das Beispiel eines mehr als zwei Bataillone umfassenden Mannövers, Dieß ist preußischerseits der Hauptcharakter der Aktionen, die vor Sadowa stattgefunden haben. Wenn der Angriffsplan schärfer hervortritt, so besteht er meistens in der Formation mehrerer divergirender, vereinzelter Kolonnen, die von sehr weit herkommen und ohne vorhergängige Konzentration auf die verschiedenen Punkte der feindlichen Stellungen direkt losgehen. Es ist Dieß eine Gefechtstaktik, welche der der ersten Jahre der Republik sehr gleicht, und später, nachdem man ihre Uebelstände erfahren, umgebildet worden ist.“ Einen besondern Unterschied nimmt Ferri-Pisani in der Verwendung der preußischen und französischen Avantgarde wahr. Die französische Avantgarde nimmt Stellung,

Digitized by Google

wenn sie auf den Feind stößt, und tritt dann in das Hauptkorps zurück, sowie dieses in die Gefechtslinie eintritt. Die preußische Avantgarde, die mit Kavallerie und Artillerie versehen ist, behält während des Gefechts ihre abgesonderte Organisation bei und operirt als selbstständiges Korps weiter. Derartige Fälle kamen im böhmischen Feldzug zahlreich vor. Ferri-Pisani erblickt in derartigen Zügen der preußischen Taktik ein gewisses Streben nach einem komplizirten Raffinement der militärischen Wissenschaft. Die Einfachheit der Mittel, die Einheit der Aktion geht vielleicht dadurch verloren. Er bekennt sich zu dem Grundsatz: „Neue Waffen, alte Taktik.“ Uebrigens gesteht er, vielleicht vom Standpunkt der einseitigen Theorie aus die Sache nicht ganz richtig aufgefaßt zu haben, glaubt aber seinem Hauptzwecke dadurch schon zu genügen, daß er die Aufmerksamkeit der jüngeren französischen Offiziere auf eine auch für sie so lehrreiche Frage hinlenkt.

Die Schauspielerin Schriller hat, wie vor einiger Zeit gemeldet, in der Mormonenstadt ein Gastspiel begonnen. Sie setzt, wie dem New-Yorker Demokrat aus Salt Lake City, 20. Juli, geschrieben wird, ihr Gastspiel im dortigen Theater fort, wird aber während der heißen Jahreszeit nach Helena, Montana gehen, um dort ein achtwöchentliches Gastspiel am 10. August zu beginnen. Anfangs Oktober setzt sie ihr Gastspiel in Salt Lake City wiederum fort. Sie ist ein großer Liebling des dortigen Publikums geworden. Das „Aschenbrödel“ wurde zwei Wochen lang mit großartiger Ausstattung gegeben. Es sei zu staunen, dort in der Wüste, 1000 Meilen vom Missouri entfernt, in einem Theater, welches mit den schönsten dieses Kontinents rivalisirt, solche Pracht entfaltet zu sehen. Das Ballet war ungemein stark, mit längeren Kleidern als üblich ist; die Chöre waren ausgezeichnet und die scenischen Effekte großartig. Am 24. kommt zur Feier des Einzuges der Pioniere (beim Bau der Pacificbahn) der „Mutterfegen“ zur Aufführung. Nachmittags eine „Cinderella Matinee.“ Jeder Sitz in dem ungeheuren Hause ist bereits verkauft. Präsident Young findet sich regelmäßig im Theater ein und freut sich über das „Aschenbrödel“ wie ein Kind. Einige seiner Töchter tanzten im Ballet. A. Daly's „Unter dem Gaslicht“ rief große Aufregung hervor. Viele der Mormonen haben noch keine Eisenbahn gesehen, und als der Zug über die Bühne raste, erhob sich das Publikum und brach in furchtbaren Jubel aus. Der Eisenbahnzug war natürlicher Größe, 6 Wagen stark, das Rollen der Wagen auf den Schienen und die Feuerfunken aus dem Schornstein sprühend, täuschend nachgeahmt.

Da bei der Ueberfüllung der Straßen New-York's mit Fuhrwerken und Fußgängern nicht daran zu denken ist, eine schnellfahrende Eisenbahn auf dem Erdboden zu bauen, so ist man, Angesichts der beispiellosen Erfolge der unterirdischen Straßen-Eisenbahnen in London, zu der Ueberzeugung gekommen, daß es das Beste ist, eine Beförderung unter der Erde zu bewerkstelligen. Es hat sich nun auch eine Gesellschaft von Kapitalisten gebildet, welche beabsichtigt, eine unterirdische Eisenbahn in der Stadt New-York zu bauen, und die Legislatur hat ihre Bewilligung dazu gegeben. Die Kompagnie hat einen Freibrief für hundert Jahre und die Befugniß erhalten, ein Kapital von 10 Millionen Dollars durch Aktionen à 100 Dollars aufzubringen. Der Tunnel soll wo möglich stets unter den Fahrwegen der Straßen gegraben werden. Sämmtliche Hauptverkehrswege werden in das unterirdische Bahnetz gezogen werden. Sollte sich oberhalb der 33. Straße die Ausgrabung eines Tunnels als unthunlich erweisen, so soll von da bis zum Harlem-Fluß und entlang desselben eine Eisenbahn oberhalb des Erdbodens auf Pfeilern erbaut werden. Der Fahrpreis soll für eine Person für eine Entfernung, die nicht mehr als 3 Meilen beträgt, 6 Cents, für jeden Theil einer Meile oder eine volle Meile 2 Cents mehr sein. Die Kompagnie muß vor dem 1. Januar 1869 beim Emptroller des Staates New-York die Summe von 300,000 Dollars in Bundesobligationen deponiren, als Sicherheit für den rechtzeitigen Beginn (1. Januar 1869) und die Vollendung der Arbeiten binnen 5 Jahren (1. Januar 1875).

Der bekannte Occultist Professor Castorani in Turin hat die Entdeckung gemacht wie mittelst Eintreibung von Luft durch die Augen Thiere fast schmerzlos und in wenigen Sekunden — zwei bis vier — getödtet werden können. Da diese Tödtung auch auf Menschen anwendbar ist, und dieselbe nicht die mindeste Spur von einer Gewaltthat zurücklässt, so dürfte sie bei den Vertretern der gerichtlichen Medizin gewiß und mit Recht Aufsehen erregen. Bei jüngst vorgenommenen Experimenten in der königl. Thierarzneischule wurden in wenigen Minuten vier Kaninchen, drei Hunde und eine Ziege getödtet. Castorani läßt gegenwärtig eine kleine portable Dampfmaschine konstruiren, mittelst welcher auch die größten Thiere geschlachtet werden können. Diese Tödtungsart hat den Vortheil, daß das Fleisch völlig weiß bleibt.

Charade.

Das Erste seht ihr nur im Winterkleide;
Das Zweit' und Dritte liefert uns Getreide;
Das Ganze ist ein Kind der grünen Haide.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 227 | Mittwoch, 30. September | 1868.

Die Spitzen Welt.

(Fortsetzung)

„Ja, es bekümmert mich tief," antwortete Rosa auf eine Bemerkung Lord Horaces, „Arthur so unglücklich zu sehen. Ich hatte gehofft, daß die Zeit seine tiefe Wunde heilen würde, aber so niedergedrückt, wie jetzt, hat er mir noch nie geschienen. Ich habe ihn lange nicht gesehen, er kommt mir so verändert vor," und die Thränen traten ihr in die Augen. „Obgleich immer gut und anhänglich, scheint er sich doch bei uns nicht mehr wohl zu fühlen, und erst schlug er es ja wirklich ab, uns hier zu treffen."

Einen Augenblick war Lord Horace ganz still, dann aber sagte er sie fest ansehend mit ernstem Lächeln: „Bist Du fest überzeugt, liebe Rosa, daß seine Leiden von der ersten Wunde herrühren? Mag er nicht eine spätere empfangen haben?"

Rosa antwortete nicht gleich, aber sie wurde blutroth. Mit mildem Lächeln sagte sie dann ausweichend: „Ich hatte immer gehofft, daß die liebliche Ellen einen Eindruck auf sein erstarrtes Herz machen würde, ich wundere mich, daß er sich an ihrem sonnigen Lächeln nicht erwärmt hat."

„Ich würde mich gar nicht wundern, wenn mein Verdacht gegründet wäre! Sage mir, Geliebte, aufrichtig, wie kommst Du auf diese Idee?"

„Wahrhaftig, Lord Horace?"

„Lord Horace? Wann wirst Du endlich einmal diesen förmlichen Titel fallen lassen?"

„Nun denn, Horace, oder geliebter Horace, wenn Dir das besser gefällt, warum nöthigst Du mich immer über solche unangenehme Sachen zu sprechen? Einmal hast Du mich gedemüthigt, indem ich Dir gestehen mußte, daß ich hoffnungslos liebte, und jetzt willst Du, daß ich —," sie hielt inne, das Lächeln schwand und sie wurde blaß.

„Daß Du gestehen sollst, daß unglücklicherweise Du nun hoffnungslos geliebt wirst," fügte Horace bei.

Rosa schwieg und senkte die Augen zu Boden.

„Rosa, ich gäbe Alles darum, wenn es nicht so wäre!" fuhr er plötzlich fort. „Ich hoffte auf ein ungetrübtes Glück, ich dachte nicht, daß eine so dunkle Wolke es verdüstern würde."

„Du nimmst die Sache zu ernst, Horace," sagte Rosa, indem sie sich bemühte zu lächeln, „und ich glaube sogar, daß Du Dich irrst, denn es würde mich ganz unglücklich machen, wenn das edle, großmüthige Herz meinetwillen litte. Doch, wenn es so ist, so kann ich mich wenigstens keiner absichtlichen Schuld zeihen."

„Ich glaube Dir, Rosa, und Du bist gewiß nicht zu tadeln. Allein ich sehe die Sache jetzt ganz klar, auch schien es mir von allem Anfang so, und ich will Dir erzählen, Geliebte, was ich gethan habe. Du wirst mir gewiß verzeihen, wenn Du es auch für übertriebene Großmuth halten solltest — ja, jetzt zittere ich, wenn ich daran denke, was ich dadurch hätte verlieren können, dennoch hat es mich von einem Selbstvorwurfe befreit. Nachdem Du mir das offene Geständniß abgelegt hattest, daß Dir Arthur einst theuer war, kam mir plötzlich die Idee, seine Gefühle für Dich zu erforschen. Ich ging zu ihm, nein, werde nur nicht so unruhig — ich beging keinen Verrath an Dir, aber —"

„Du verpraßt ihm, auf mich zu verzichten, wenn er mich liebe," ergänzte Rosa lachend, während ihre Augen feucht wurden.

„Nicht das gerade," erwiderte Horace, „aber ich fragte ihn, wie es ihm nur möglich gewesen sei, da er so lange mit Dir in einem Hause gelebt, und folglich Deine Vorzüge genau gekannt habe, Dich nicht zu lieben? Da sagte er mir, daß er Dich liebe. Ich erstarrte — denn, fügte er hinzu, wer kann sie kennen und nicht lieben? Aber, wenn Du mich fragst, Horace, warum ich sie nicht heirathete? Erstens wollte ich ein so gebrochenes Herz, wie das meinige, keiner Frau anbieten, und am allerwenigsten ihr, zweitens wollte ich der Welt nicht das Recht geben, zu sagen: Er hat nur die Erbin geliebt, darum hat er seine Liebe so bequem von einer Schwester auf die andere übertragen. Deßhalb, Horace, sei glücklich! Bewahre den Schatz, den Du Dir erworben, und denke nicht, daß Du ihn mir geraubt hast."

Wir wissen nicht, welche Gefühle das Herz Rosa's beseelten, als sie still dahinging, noch welche innere Bewegung den Seufzer hervorrief, der dem gereizten Ohre Horace's nicht entging.

„Und nun," fuhr er schnell fort, „bist Du nicht

die erwartete Erbin, und seufzest, als ob — als ob —" seine Stimme schwankte und er hielt inne.

Rosa erhob ihre Augen mit einem forschenden Blick zu ihm.

„Lord Horace," sagte sie ernst, „muß ich denn glauben, daß ihr Vater im Scherz die Wahrheit gesprochen hat? Daß —"

„Rosa, Du kannst nicht etwas so Niedriges, so Lächerliches von mir glauben?" rief er aus.

„Nicht niedriger und lächerlicher, als wie Du es mir zutraust," erwiderte Rosa unwillig.

„Geliebte, vergib mir! Ich erschrack über den Seufzer."

„Ein schönes, glückliches Leben, das ich führen werde, wenn jeder Seufzer, den ich ausstoße, so ausgelegt wird. O, ich habe wohl Ursache zu seufzen," sagte sie mit lieblichem Lächeln, denn die tiefe Zerknirschung im Gesichte ihres Verlobten entwaffneten ihren gerechten Unwillen. „Ich fürchte, Du wirst ein sehr eifersüchtiger Mann werden. Aber wir wollen nicht länger bei diesem Gegenstande verweilen, ein- für allemal nimm' die Versicherung, theurer Horace, daß weder verletztes Gefühl noch Zwang mich bestimmt haben, die Deinige zu werden. Stolz und Scham haben mir allerdings geholfen, ein anderes Bild aus meinem Herzen zu reißen, aber, daß Du mich fesseltest, war Dein eigenes Werk, Horace. Mein ganzes Herz hängt daran, daß Ellen die Herrin von dem schönen Hetham wird."

„Aber wie?" fragte dieser erstaunt.

„Als Arthur's Gemahlin! Aber Du weißt vielleicht noch nicht, daß es mein Vater ihm vermacht hat."

„Ich hatte gedacht, es würde auf Deine Schwester übergehen?"

„Nein, nein!" fuhr Rosa fort, indem sie traurig den Kopf schüttelte. „Arthur wird einst Besitzer der Besitzung werden, und damit zugleich seinen eigentlichen Namen „Hetham" annehmen, wozu der Vater schon jetzt ein Patent auszieben läßt — und wir müssen deßhalb eine Lady Ellen Hetham haben. Eben lacht er über ihre drollige Witze, er scheint wieder einmal glücklich zu sein!"

Ehe sie zurückkehrten, bat Horace noch um die Erfüllung eines Versprechens, das ihm Rosa diesen Morgen gegeben hatte, nämlich den Hochzeitstag zu bestimmen, aber sie sagte ihm scherzend, daß er wieder für die neue Sünde büßen müsse, und daß sie große Lust habe, ihn noch einmal sechs Monate zu verbannen, indessen wolle sie diesmal Gnade für Recht ergehen lassen, und die Erfüllung ihres Versprechens bis auf morgen Abend verschieben.

„Das heißt," fügte sie hinzu, indem sie ihm mit inniger Liebe ins Gesicht blickte, „wenn Du morgen glücklich von der Jagd heimkommst, Du erhältst mich wirklich in immerwährender Furcht wegen Deines tollkühnen Reitens."

„Und wenn ich zu Dir heimkehre," erwiderte er im Tone tiefer Zärtlichkeit, indem er ihre Hand an seine Lippen zog, „willst Du dann den Tag bestimmen, wo Du mein sein willst?"

„Bis der Tod uns scheidet!" fügte Rosa in demselben Tone hinzu, ihre feuchten Augen innig zu den Geliebten erhebend.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Irrenanstalten und die Vorurtheile gegen dieselben.

(Von Dr. F. Wirth.)

(Fortsetzung.)

An die Stelle dieser meisterhaften Grundsätze der Psychiatrie bei den Alten trat aber nur zu bald mit dem Eintritte des Verfalles der Wissenschaften und der nun folgenden Finsternis des Mittelalters eine rohe Empirie zu Tage, die wir als Blutlassen, Hungerkuren, Schrecken, Geiselung, Ketten, Tortur, Verbrennung, in die Erde vergraben, Untertauchen unter das Wasser bis zur Asphyxie, Exorcismen ꝛc. bis herauf in unsere Zeit verfolgen können. Man hatte nur das Symptom im Auge und glaubte Fortschritt zu machen, wenn man Zwangsmaschinen erfand und die Agitation zum Verschwinden brachte.

Was schon das Alterthum als Krankheit erkannt und gewürdigt hatte, das vermochte jene dunkle Zeit nicht zu fassen und sie dokumentirt durch die schrecklichen Verhältnisse, in denen sie und noch die letzten Jahrhunderte die meisten jener unglücklichen Geisteskranken schmachten ließ, namentlich in ihren Hexen- und Verbrennungs-Prozessen, wie tief sie gesunken war, denn, daß dort meist Geisteskranken der Prozeß gemacht wurde, unterliegt keinem Zweifel.

In allen diesen Zeitperioden bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte man den Gedanken einer im Großen durchgeführten Irrenheilung noch nicht gekannt; man hielt, von Vorurtheil und religiöser Schwärmerei ergriffen, solche Unglückliche für sündhafte Menschen, die jetzt von der Gottheit ihre Strafe erleiden; ein Aberglaube, der bis in das vorige Jahrhundert hineindrang und den gesunden Sinn der Menschen wie ein Alp belastete; oder man glaubte, sie seien vom bösen Feinde besessen; lauter Auslegungen, wie man sie durch die ganze Geschichte der Medizin sich hinwinden sieht, da man in jenen Zeiten überhaupt, wenn man etwas nicht begreifen konnte, mit der Hinweisung auf das Göttliche oder Dämonische die ganze Sache bequem abgethan hatte; denn die Vorstellung von der Herrschaft des bösen Prinzips neben dem des Guten hat zu allen Zeiten, unter allen Völkern und in allen Konfessionen die Welt mit Dämonen bevölkert. So erzählen z. B. die alten Chronisten, daß am Ende des sechzehnten Jahrhunderts der böse Geist in Brandenburg gewüthet habe,

Digitized by Google

so daß in einer einzigen Stadt über 106 Personen besessen gewesen seien.

Churfürst Johann Georg habe darauf ein Edikt erlassen, in welchem in Folge dieser Strafen des Allmächtigen strenge Verordnungen erlassen wurden. Wenn auch noch heut zu Tage in manchen Köpfen solche Dämonen spucken, so sind doch, im Ganzen genommen, derartige Anschauungen vor dem erleuchtenden Fortschritte der naturwissenschaftlichen Kritik gefallen.

Bei dieser eigenthümlichen Geistesrichtung der damaligen Zeit konnte es nicht Wunder nehmen, daß man nicht an eine Krankheit dachte, die durch den Arzt geheilt werden muß, sondern an eine solche, bei der nur die Seele krank sei, die durch Gebete, Beschwörungen, Pilgerfahrten, Zaubereien und Teufelsaustreibungen geheilt werden könnten, und so standen namentlich Besançon, St. Maur Oheel, wo sich heut zu Tage noch auf Grund jener Anschauungen eine der großartigsten Einrichtungen für Irre nach dem Familoien-Systeme befindet, in großem Rufe als Hilfsorte. Wer dort nicht geheilt wurde, oder wer den Inquisitoren und Henkern, der Tortur und dem Scheiterhaufen entgangen war, der wanderte sodann, da man keinen anderen Ausweg sah, als die Besahren zu beseitigen, welche das freie Herumtreiben solcher Personen sowohl für sich, als auch andere mit sich brachte, wenn es gut ging, in die Spitäler, gewöhnlich aber in die schlechtesten Winkel der Zucht- und Arbeitshäuser, in feuchte Kellergeschosse, wohin nie ein mitleidiger Blick des Menschenfreundes drang, und man ließ ihn dort angeschmiedet an Ketten in seinem eigenen Unrath verfaulen. Das war das traurige Loos dieser Unglücklichen; man hatte aufgehört, sie zu den Menschen zu rechnen; und Diejenigen, hinter deren Rücken sich einmal die Pforten dieser Höllen geschlossen hatten, waren für immer als verloren zu betrachten. An ihre Behandlung als Kranke dachte man nicht, und wo es galt, sie unschädlich zu machen, da glaubte man wie zum Schutze gegen reißende Thiere nur durch Eisen, Balken und Ketten vor denen geschützt zu sein, die sich manchmal durch überlegene Kraft auszeichnen, aber diese nur vermöge ihres gehobenen Selbstbewußtseins und der Rücksichtslosigkeit ihrer Aeußerungen so unwiderstehlich erscheinen lassen.

In solcher Weise verfuhr man also gegen die Unglücklichsten der Unglücklichen, für die, aus ihrer geistigen Nacht zu entreißen, sich Niemand aufopferte.

(Fortsetzung folgt.)

Das sechste mittelrheinische Musikfest.

Darmstadt, 26. September.

I.

Man muß es gestehen, eine ganz andere Physiognomie haben diese Musikfeste, als die am Niederrhein. Reich beflaggte Straßen, festlicher Empfang und feierliche Aufzüge der Sänger und Sängerinnen, gemeinschaftliche Vergnügungen in Hülle und Fülle, und freie Gastfreundschaft für alle Mitwirkenden ohne Ausnahme. Das gibt diesen Festen einen recht wohlthuenden, volksthümlichen Anstrich, der anderwärts leider dem exklusiven Kultus der musikalischen Herren und Herrinnen gewichen ist. Aber vergessen wir auch die Schattenseite nicht. Es ist dies die beständige und wohl motivirte Furcht der festgebenden Städte vor mangelhafter Betheiligung des Publikums und dem aus dem Mißverhältnisse der Ausgaben zu den Einnahmen erwachsenden Defizit, eine Furcht, welche den Mannheimer Verein von der Betheiligung am diesjährigen Feste abgehalten hat und die Festkomite's zu bedeutenden Modifikationen und Ermäßigungen des Eintrittsgeldes zwingt. Das hat nun allerdings auch sein Gutes. Aber solche Erscheinungen dürften doch wohl zu dem Schlusse berechtigen, daß in den nördlicheren Theilen Deutschland's der Sinn für ernste und gediegene Musik in höherem Maße Gemeingut geworden ist, als jenseits der Mainlinie.

Eines aber muß der Neid den Chören der mittelrheinischen Städte lassen. Sie verdienen in vollem Maße die Auszeichnung, die ihnen zu Theil geworden ist. Solche Sicherheit und Präzision, solche Festigkeit und Ruhe bei feinster und innigster Nuancirung, solche Einmüthigkeit eines Tonkörpers von 617 Mitwirkenden war uns etwas Neues und Ueberraschendes nach allem Schönen und Guten, was wir auf unseren Pfingstkonzerten erlebt. Es ist das die reife und süße Frucht eines gewissenhaften Studiums und des hingebendsten Eifers für die Sache. So standen denn die Chöre durchaus im Vordergrunde des Interesses; sie waren der Glanzpunkt des ersten Tages und die Zierde des ganzen Festes. Eine ganz besondere Gewalt und Schönheit war den Baß- und Altstimmen verliehen; der Tenor trat etwas gegen sie zurück, und was den Sopran betrifft, so dürfen wir unseren niederrheinischen Landsmänninnen das Kompliment nicht vorenthalten, daß wir den Schmelz und den Glanz ihrer Stimmen hier nicht wiedergefunden haben. Jedenfalls sind wir weit entfernt, diesen Umstand bloß auf Rechnung der für die Tonentfaltung ungünstigen akustischen Verhältnisse des Saales im Darmstädter Zeughause zu setzen.

Recht imposante Kräfte waren zu der Aufführung von Händel's „Samson" zusammengetreten. Die Summe aller Mitwirkenden bezifferte sich auf 753, indem außer dem Dirigenten, Herrn Hof-Musikdirektor Mangold, 5 Solisten und der angegebenen Zahl der Singstimmen das Orchester mit 128 Musikern und Künstlern besetzt war.

Die Aufführung fand, nicht gerade zu Gunsten ihrer Wirkung, in den Mittagsstunden des 26. Septembers statt und war in jeder Beziehung gelungen und befriedigend. Namentlich trat in den Chören die Größe und plastische Schönheit der Händel'schen Tongebilde in voller

Digitized by Google

Schönheit zu Tage, jeder war ein Meisterstück in seiner Art, und der frohe Jubel in dem Eingangschor: „Erschallt Trompeten, hehr und laut," trat eben so wahr und ausdrucksvoll zu Tage, als das Grauen des Entsetzens, welches den Chor: „Hör' mich, o Gott," erfüllt, oder das fromme, gläubige Vertrauen, das sich in den Worten: „O alles Lichtes Quell," ausspricht. Und vor Allem mußten wir unsere Bewunderung der unerschütterlichen Festigkeit zollen, mit welcher in den Sätzen langsameren Ganges das Tempo ohne Wanken und ohne die kleinste Schwankung, gleichsam ehernen Schrittes einherschritt.

Von den Solisten ragte eine Gestalt hoch über die Uebrigen empor, die der Frau Peschka-Leutner aus Leipzig. Ihr Ruf steht längst fest begründet, aber von Neuem mußten wir mit ungetheilter Bewunderung anerkennen, wie hier Kunst und Natur in innigstem Bunde zu einer wahrhaft erhebenden und allseitig schönen Leistung zusammenwirken. In ihrem Gesange ist klassische Ruhe und Größe mit feinster und schlagender Charakteristik vereinigt, und das herrliche Material ist durch die kunstgemäße Behandlung bis jetzt von dem bösen Einflusse der Zeit auf's Glücklichste bewahrt worden. Voll süßer Lockung waren die Sirenentöne der Arie: „Vertraue, Theurer, meinem Wort", und eben so unnachahmlich war der Ausdruck des Hasses und des Rachegeistes des zurückgestoßenen und beleidigten Weibes in den Worten: „Fort, fort von hier". Minder glänzend, aber immerhin befriedigend waren die anderen Partieen besetzt; die des „Samson" mit unserem Landsmanne Herrn Ruff; er gab, bei sonst schönem und edlem Vortrage, nur zu sehr den geschwächten, seiner Locken beraubten Helden; die der „Micah" mit Fräulein Helene Hausen, einer recht gebildeten und mit schöner Altstimme begabten Sängerin; die Baßpartieen mit Herrn Greger, Hoftheatersänger aus Darmstadt. Wenn wir an die Leistung dieses Herrn den strengen Maßstab des oratorischen Styles legen, so müssen wir bekennen, daß wir an keiner Stimme die volle, kernige Kraft, an seinem Ausdruck, namentlich in recitativischen Stellen, die feine und bestimmte Charakteristik vermissen.

Das Orchester stand nicht ganz auf der Höhe der Vollendung, auf welcher wir dasselbe bei unseren Pfingst-Konzerten anzutreffen gewohnt sind. Einige tüchtige Vorkämpfer in der ersten Reihe und vielleicht eine zweckmäßigere Aufstellung würden die Wirkung gewiß um Vieles erhöht haben. Trotzdem aber dürfen wir den Leistungen dieses Tonkörpers eine ganz entschiedene Anerkennung nicht versagen und mit ganz besonderer Freude dürfen wir der Sauberkeit und Diskretion gedenken, welche sich in der Begleitung der Singstimmen zeigte. Auch der Trauermarsch im dritten Theile war von ergreifender Wirkung.

Der Dirigent selbst aber errang durch die Umsicht und Sicherheit der Oberleitung und das fein abgewogene Maß der Tempi eine allseitige Anerkennung, und ihm gebührt in vollem Maße der Dank für die befriedigende und erhebende Wiedergabe eines der edelsten Gebilde der Tonkunst.

Mannigfaltigkeiten.

Die kgl. Hoftheater-Intendanz in München hat folgende Bekanntmachung erlassen: Da der Hervorruf der darstellenden Künstler bei offener Scene nicht nur der Entwicklung der Handlung in Oper und Schauspiel störend entgegentritt, sondern auch die Gesammtwirkung der Aufführung wesentlich beeinträchtigt, hat sich die kgl. Hoftheater-Intendanz veranlaßt gesehen, den Mitgliedern des kgl. Hof- und National-Theaters zu untersagen, von nun an etwaigen Hervorrufen bei offener Scene (außer in der Gesangsposse oder im Ballet) Folge zu leisten. Das hochgeehrte Publikum wird deßhalb ersucht, die Ehre des Hervorrufs den Darstellern nur dann angedeihen zu lassen, wenn der Haupt- oder Zwischenvorhang gefallen ist.

Ein Taucher hat im Shannon eine silberne Glocke aufgefunden, welche vermuthlich zu dem schönen Glockenspiele der Marien-Kathedrale im Limerick gehörte; dieses Glockenspiel war zu Zeiten der Katholikenverfolgung in den Fluß geworfen worden, um es vor den Händen der Zerstörer zu bewahren, und man hofft, durch Taucherarbeiten an derselben Stelle das Ganze wieder aufzufinden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 222:

Regen Fleiß und Ordnungsliebe
Trifft im „Bienenkorb" man an,
Gehet hin ihr Tagediebe
Und nehmt ein Exempel d'ran!
Geht und seht doch wie die Bienen
Sind beschäftigt früh und spät,
Und nicht Eine unter ihnen
Träge ist und müßig geht!
Wollt' ihr unter Andern wohnen —
Hilft bestellen mit das Haus,
Sonst wirft man als faule Drohnen
Euch zum Bienenstock hinaus.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 228 Donnerstag, 1. Oktober 1868

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Glänzend schien die Sonne am nächsten Morgen auf das frische und lebendige Treiben der zur Jagd gerüsteten Gesellschaft.

Der linde Frost hatte sich unter dem leisen Kusse des Sonnenstrahls in Diamantentropfen verwandelt, die sowohl an den unbelaubten Zweigen der Bäume und Sträucher als auf den großen Rasenmatten vor dem Schloßportal, wie Edelsteine in allen Farben funkelten.

Von nah und fern eilten die Jäger, die in ihren knappen scharlachrothen Jagdkostümen als Grazie der Gestalt auf ihren trefflichen Pferden als kühne Reiter entfalteten, herbei, während die Letzteren durch Stampfen und Wiehern und die wohldressirte muthige Meute durch Bellen und Heulen ihre Jagdlust zu erkennen gab; dies und die lange Reihe glänzender Equipagen, aus denen sich das muntere Geplauder und Lachen der Damen mit den Tönen des Waldhorns und dem Peitschenknall mischte, zeigte ein Bild, wie es nur eine englische Fuchsjagd darbietet.

Eine der Damen zog heute vor Allem die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Es war die Braut. Und sie war wirklich bewunderungswürdig schön. Aufrecht in dem Jagdwagen stehend, verfolgte sie mit ihren glänzenden braunen Augen und süßem Lächeln lebhaft die Scene, die sich zum Erstenmale vor ihr entfaltete, während sie mit ihrem Verlobten, der sein feuriges Pferd kräftig zügelnd, ihr zur Seite ritt, ohne Scheu Blicke inniger Liebe wechselten, und eine Menge Fragen an ihn richtete, die er scherzend und neckend beantwortete. Neben ihr saßen die zwei kleinen Mädchen und Lady Ellen, die sich mit den anderen Herren, die zur Seite ritten, unterhielt. Gräfin Monrose nebst einigen vornehmen Gästen, folgte in einem anderen Wagen. Mr. Herham war zu Pferde und schien heute, durch die allgemeine Fröhlichkeit mit fortgerissen, sein trübes Aussehen ganz verloren zu haben. Nur einer schien davon nicht berührt zu werden; der stattliche junge Offizier, der auf der andern Seite durch eine muthwillige Bemerkung Ellen's im Vorbeireiten aufgehalten worden war, er erwiderte den Scherz indessen nur durch ein Zucken der Oberlippe und blieb düster.

Man flüsterte sich zu, daß Lord Arthur Monrose sich wahrscheinlich mit seiner Cousine verloben werde, wer indessen Beide beobachtete, glaubte nicht daran.

Endlich wurde das Signal zum Aufbruch mit einem Waldhorn gegeben. Fort ging's, bis auf der großen Haide Halt gemacht und die Meute losgelassen wurde, die ungeduldig nach der Spur am Boden schnüffelte, während sich die Jäger aufstellten. Bis zu diesem Augenblicke war Lord Horace an der Seite der Geliebten geblieben. Sein Gesicht strahlte von Glück und seine Hand lag noch am Wagen, als Arthur heranritt und eine andere Stellung vorschlug.

„Arthur, gib auf Horace Acht!“ sagte Rosa lächelnd, „bringe ihn glücklich zurück!“

„Ich werde das Meine thun, Rosa!“ antwortete er mit gezwungener Heiterkeit, „aber wenn Du mir nicht seinen Zügel in die Hand gibst, so werde ich seinem Reiten wenig Einhalt thun können. Uebrigens denke ich, darfst Du seiner Vorsicht trauen, da er einen so guten Grund dazu hat,“ fügte er lächelnd noch hinzu.

„Da hast Du Recht, Arthur, heute werde ich mich hüten, auch trage ich einen Talisman bei mir,“ sagte er, sich flüsternd zu Rosa niederbeugend, und deutete auf den Verlobungsring.

Die beiden Herren sprengten davon, denn das Jagdgeheul der Hunde erscholl, und zeigte die Spur an; das Waldhorn ertönte, und wie der Blitz stoben die Jäger fort und ließen die Landstraße und Wagen bald hinter sich, obgleich man sie nicht aus dem Gesichte verlor.

„Siehst Du ihn noch?“ fragte Rosa, ihre Augen in die Ferne richtend, wo die fliegenden Rothröcke bald verschwanden.

„Wen?“ fragte Ellen. „Horace? Ja, er ist wie gewöhnlich der Erste voran, eben hat er über den breiten Bach gesetzt, und ich glaube, das ist Arthur an seiner Seite. Ja, und jetzt ist er vor Horace, Du siehst, er kommt Deinem Befehle nach.“

Jetzt verlor man die ganze Jagd aus dem Gesicht, da der Fuchs eine andere Wendung genommen hatte, und der erfahrene Kutscher schlug vor, auf einem kurzen Wege der Jagd entgegen zu kommen.

Digitized by Google

Nach einer halben Stunde begegneten sie derselben wieder. Reinecke huschte an den Rädern vorbei, während ihn kurze Zeit darauf die Meute mit lautem Geheul und die ersten Jäger, worunter Horace, verfolgten. Auf das Wehen der Taschentücher antwortete er lustig mit dem Knall der Reitpeitsche, doch im nächsten Moment hatte ihn sein feuriges Pferd ihren Augen entführt und war mit ihm über eine Hecke gesetzt, die wegen ihrer bedeutenden Höhe von den anderen Jägern vermieden zu werden schien.

„Ellen, denkst Du, daß Horace beabsichtigte, über diese Hecke zu setzen?“ sagte Rosa, die als sie es sah, einen Schreckensschrei ausstieß. Sah es nicht aus, als ob das Pferd durchginge?“

„Ach nein, liebe Rosa,“ erwiderte Ellen, „Du kennst Horace's Kühnheit im Reiten nicht. Im Setzen über Hecken und Gräben, thut's ihm keiner nach!“

Ein paar Minuten später kam die Jagd wieder zu Gesicht, aber, aber nur mit einigen Jägern. Die Kutscher stellten sich auf den Bock, um zu sehen, was geschehen sei. Einer der Bedienten sprang herunter und stürzte sofort der Hecke zu.

„Ich fürchte, es ist ein Unglück geschehen, Mylady,“ antwortete der Kutscher mit leichenblassem Gesichte auf die eifrigsten Fragen Lady Ellen's, und fast in demselben Augenblicke sprengten einige Reiter im rasenden Galopp vorbei, einem nicht weit entfernten Pachthofe zu.

Man hörte die Gräfin in schnellem aufgeregten Tone den Befehl geben, fortzufahren, und kaum hatte sich der Wagen in Bewegung gesetzt, als sich demselben ein Reiter in gestrecktem Galopp näherte, und den Kutscher anhalten ließ.

Es war Mark Helham.

Sobald Rosa ihres Vaters Gesicht erblickte, schlug sie die Hände zusammen, und rief: „Allmächtiger Gott!“ denn sie sah, daß etwas Entsetzliches geschehen war.

Er hielt am Wagen der Gräfin an und im nächsten Augenblicke sah Rosa, während dieser vorüberfuhr, Lady Monrose ohnmächtig in den Armen ihrer Begleiterinnen liegen.

„Liebe Lady Ellen, fassen Sie sich,“ hörte sie dann eine Stimme sagen, „Gott mag geben, daß es nicht so schlimm ist.“

„Unser Bruder, unser guter, lieber Bruder, wird er sterben?“ riefen die kleinen Schwestern.

Kein Laut kam von Rosa's Lippen, ihr Kopf lag an der Brust ihres Vaters, während seine Arme sie zärtlich umschlossen. Er hielt ihr ein Riechfläschchen hin, doch sie schob es zurück, sprang auf und rief:

„Laß mich zu ihm, Papa, laß mich — laß mich zu ihm!“

„Nein, nein, mein liebes Kind! Er wird jetzt zu Hause gebracht, und dann sollst Du ihn sehen,“ und sein Pferd einem Reitknecht gebend, setzte er sich in den Wagen und fuhr mit dem weinenden Mädchen nach Monrose-Hall.

Rosa, saß bald bewegungslos an seine Schulter gelehnt, bald sprang sie entsetzt auf, und rief wie wahnsinnig nach ihrem unglücklichen Horace.

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben in Süd-Amerika.

Einem Briefe des englischen Vize-Konsuls in Arica (Küstenstadt in Peru, welche schon 1833 durch ein Erdbeben verwüstet worden war), entnimmt das „Frankf. Journal“ folgende Mittheilung: Am 13. August, um 5 Uhr Nachmittags, wurden wir von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht; kaum hatte ich Zeit, meine Frau auf die Straße hinauszuführen, als auch schon mein Haus in sich zusammenstürzte. Gleichzeitig entstand ein 2—3 Zoll breiter Riß im Boden, aus dem Staub mit einem überwältigenden Gestank aufwirbelte. Die Luft verdunkelte sich plötzlich so sehr, daß ich auf 2 Fuß Entfernung weder Frau noch Kinder sehen konnte. Wir hätten nothwendig ersticken müssen, wenn die Luft sich nicht in ungefähr 2 Minuten wieder geklärt hätte. Nun sammelte ich aus den Trümmern das Werthvollste meines Hausrathes und wir wandten uns über den schwankenden Boden hinweg, den Hügeln zu, mitten durch fallende Häuser, erschlagene, verwundete, um Hülfe rufende Menschen. So ging es langsam vorwärts, denn der Zustand meiner Frau, die ihrer Entbindung nahe war, verbot die Eile. Da plötzlich ertönte ein furchtbarer Ruf so schrecklich, wie ihn Menschen selten gehört haben werden. — „Das Meer weicht zurück!“ und nun, als ich die letzten Häuser der Stadt erreicht hatte, wandte ich mich um. Welch ein Schauspiel! — Allmächtiger Gott! Ich sah, wie alle Schiffe aus der Bucht mit einer Schnelligkeit von etwa 10 englischen Meilen per Stunde in die See hinausgeschleudert wurden. Wenige Minuten später, und die rückweichende Wassermasse wurde durch eine etwa 50 Fuß hohe, mit furchtbarer Schnelligkeit anrückende Welle gehemmt. Die Welle selber wälzte sich majestätisch heran, die eben hinausgeschleuderten Schiffe mit sich gegen das Ufer führend. Dieses überfluthend, zertrümmerte sie den Molo, meine daneben stehende Amtswohnung, das Zollamt und weit in's Land hinein sämmtliche Häuser. Ich stand athemlos, dem grauenvollen Schauspiele zusehend. Was ich besessen und durch 22jährige harte Arbeit erworben hatte, war vernichtet. In wenigen Minuten war das Schreckliche geschehen. Von den zurückgeschleuderten Schiffen lagen einige als elende Wracks trocken auf dem Strande, andere umgeschlagen auf dem Wasser. Das peruvianische Kriegsschiff „Amerika“ verlor, wie sich später herausstellte, 85 Leute; auf dem amerikanischen Transportschiff „Fredonia“ ging Mann und Maus zu Grunde; die britische Barke „Chanarcillo“

lag hoch oben auf dem Strande zerschmettert und mit dem Verluste ihrer halben Mannschaft; eine andere amerikanische, mit Guano geladene Barke war spurlos im großen Wassergraben verschwunden. Nur der amerikanische Kriegsdampfer „Waterer“ kam mit dem Verluste eines einzigen Matrosen davon. Es war ein leichtes Fahrzeug, das wunderbarer Weise auf dem Wellenkamme weit hinein in's Land getragen worden war. Betend, ohne Obdach und Nahrung, brachten wir die Nacht auf den Hügeln zu. Als der Morgen anbrach, wagte ich mich in die äußersten Straßen der Stadt hinein, woselbst ich unter Trümmern einige Bisquits, etwas Thee, Zucker und einen Theekessel auflas. Dann zogen wir weiter, eine traurige Karavane; gestern erst gelang es mir, mit Stöcken und Matten ein Nothzelt für mich und die Meinigen aufzurichten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Strandung der russischen Dampf-Fregatte „Alexander Newsky“

berichtet die „Lemvig Avis“ vom 26. September, wie folgt:

Gestern Morgen wurden die Bewohner von Harboore durch einen Nothschuß vom Meere her geweckt; sie eilten zum Strande und sahen dicht außen vor Knopper ein großes Kriegsschiff (Dreimaster) auf dem äußersten Riff, circa 400 Ellen vom Lande. Es war die russische Fregatte „Alexander Newsky“, ein Schiff von 50—60 Kanonen, geführt von Kapitän Kremer und mit einer Besatzung von 730 Mann; am Bord befand sich der jüngste Sohn des Kaisers von Rußland, Großfürst Alexis, mit dem Vize-Admiral Poslet, Adjutant des Kaisers.

Vom Nordwest-Sturm und durch den Strom war das Schiff außer Kurs getrieben, ohne daß man am Bord eine Ahnung davon hatte; der Kapitän glaubte, oben im Skager Rak zu sein. Da stieß die Fregatte um 2 Uhr Morgens auf und saß fest, mit der Breitseite gegen die schäumenden Wogen.

Sofort wurden die Masten gekappt und die Kanonen am Backbord ins Meer geworfen, damit das Wrack nach Land zu überholen und so den Wellen besser widerstehen konnte.

Beim Tagesgrauen wurde das Rettungsboot der Fregatte mit 17 Mann von Bord gelassen; diese kamen auch glücklich ans Land; da aber das Boot seine Ruder verloren hatte, konnte es nicht wieder nach dem „Alexander Newsky“ zurück. Als die am Bord Zurückgebliebenen dieß bemerkten, wagten es 10 von ihnen, trotz der gewaltigen Brandung, sich einem andern Boote des Schiffes anzuvertrauen; aber das Boot wurde auf dem Riff zertrümmert und 5 der Besatzung fanden ihren Tod in den Wellen, 3 wurden vom Schiffe aus gerettet und zwei trieben mit Trümmern des Bootes ans Land, wurden jedoch 1½ Stunden von den Wellen umhergeworfen, bevor es gelang, sie zu retten.

Unter den Verunglückten befanden sich zwei Offiziere: Lieutenant Baron Irkul v. Gildenbant, Flügeladjutant des Kaisers, und Lieutenant Zorin. Bald kam der Raketen-Apparat und das Harboorer Rettungsboot zur Stelle. Mit dem Ersteren schienen aber die Leute am Bord nicht recht vertraut zu sein; erst am Nachmittag machten sie einen vergeblichen Versuch, dasselbe zu benutzen. Das Rettungsboot erreichte zwar das Schiff und brachte auch so viele ans Land, als es fassen konnte, aber beim Landen wurde ihm der Kiel zertrümmert und mehrere seiner Luftkasten wurden beschädigt, so daß es ferner nicht mehr gebraucht werden konnte. Etwas nach Mittag wurde das Meer inzwischen ruhiger, und nachdem das Rettungsboot des Schiffes wieder mit Rudern versehen worden war und drei Seeboote (eins von Thyboroeen und zwei von Harboore) zur Stelle gekommen waren, glückte es diesen vier Booten, alle am Bord sich Befindenden ans Land zu bringen, bevor es dunkel wurde.

Auf dem Strandufer hielt der Pope des Schiffes den Gottesdienst ab und die Besatzung dankte kniend dem Herrn für ihre Rettung.

Abschieds-Worte

an das von hier nach Germersheim scheidende IV. Infanterie-Regiment vac. Gumppenberg.

Die Stunden und die Jahre fliehen
Dahin im raschen Lauf der Zeit,
Was wir geliebt, wir seh'n es ziehen
Hinab in's Meer der Ewigkeit.
Die Zeit, in der wir uns erfreuten
Mit unsern Freunden, geht zu End',
Es nah't die Stund', in der wir scheiden
Von unserm vierten Regiment.

Nicht will ich seine Tugend schildern,
Da mir's am rechten Wort gebricht,
Sprich' ich in noch so schönen Bildern,
Die Wirklichkeit erreicht' ich nicht.
Was soll ich sagen ihm zum Lobe,
Von Thaten, die ein Jeder kennt,
Bestanden hat die Feuerprobe
Das tapf're vierte Regiment.

Bei Roßdorf ging's zum blut'gen Tanze
Und muthig vorwärts auf der Bahn,
Beim Sturme auf die Düppler Schanze
War stets das Regiment voran.
Ob die Geschütze donnernd blitzen,
Ob fürchterlich der Kampf entbrennt,
Es wanken nicht die tapfern Schützen
Von unserm braven Regiment.

Digitized by Google

In Eurer biedern deutschen Weise
Habt Ihr gewonnen unser Herz,
In Eurem trauten Freundeskreise
Vergaßen Sorge wir und Schmerz.
Stets denken wir der schönen Stunden,
So lang man Euren Namen nennt,
Die uns in Eintracht sind entschwunden
Bei unserm lieben Regiment.

Gott führe Euch auf Ruhmesbahnen
Und schütze Euch mit starker Hand,
Stets siegreich seien Eure Fahnen
Für König, Gott und Vaterland.
So ziehet hin zum Rheinesstrande,
Und seid Ihr auch von uns getrennt,
Stets knüpfen uns der Freundschaft Bande
An unser viertes Regiment.

Lebt wohl ihr theuren, lieben Freunde,
Die Ihr gehorchet Eurer Pflicht,
Die Liebe, die uns hier vereinte,
Erlischt auch in der Ferne nicht.
Und nun laßt uns das Glas erheben,
Nur kurze Zeit ist uns vergönnt,
Hoch sollen unsere Freunde leben,
Hoch lebe unser Regiment! —

Aschaffenburg den 1. Oktober 1868.

Fr. Englert.

Mannigfaltigkeiten.

Die von Justus v. Liebig empfohlene Brodbereitung aus fein geschrotener Frucht hat auch in Speyer in der Person des strebsamen Bäckermeisters Karl Hofmann schon längere Zeit ihren Vertreter gefunden. Hofmann begnügte sich nicht damit, nach Dr. v. Liebig's Angabe Brod herzustellen, sondern machte weitere Versuche und es gelang ihm, diesem Brod durch Zusatz von verjüngtem Gährteig den beliebten Brodgeschmack beizubringen, ohne dadurch eine Gährung der Masse hervorzurufen. Den verjüngten Gährteig stellt Hofmann, wie man der „A. Z." schreibt, auf folgende Art her: 1/32 Liter Hefe und 1/3 Liter Wasser von 30° R. werden mit etwas Roggenmehl zu einem ganz gelinden Teig angerührt und an einen warmen Ort gestellt. Nach zwei Stunden ist der Teig reif zur Vermehrung, d. h. das Stadium ist eingetreten, in welchem der aufgeblähte Teig in's Fallen geräth. Aus der jetzt entwickelten Weinsäure bildet sich, wenn kein Einhalt geschieht, die Essigsäure. Um nun die Weinsäure zu erhalten und zu verstärken, ist es nöthig, den Teig zu verjüngen, d. h. durch doppelten Zusatz von Wasser und Mehl in seinen früheren Zustand zurückzuführen, damit die Gährung von Neuem beginnen kann u. s. w. Nach dieser Methode wären der Dr. v. Liebig'schen Vorschrift: 1 Zollpfund Getreideschrot (2/3 Roggen, 1/3 Waizen), 5 Gramme doppeltkohlensaures Natron, 20 Kubikcentimeter Salzsäure, 10 Gramme Kochsalz, 345 Kubikcentimeter Wasser noch zuzusetzen 100 Gramme verjüngter Gährteig.

[Für Bienenzüchter.] In England kommt jetzt eine neue Methode, den Honig aus den Bienenkörben zu nehmen, in Anwendung. Man chloroformirt nämlich die Bienen. — Man braucht eine sechstel Unze Chloroform, um einen Stock von gewöhnlichem Umfange zu behandeln, eine viertel Unze für die größeren. — Man breitet über einen Tisch, der etwa 6—7 Fuß von dem Stock entfernt sein muß, ein Tuch von grober Leinwand. Mitten auf den Tisch wird ein kleiner flacher Teller gestellt, in dem das Chloroform sich befindet, man gebraucht aber die Vorsicht, ihn mit einem feinen Gitter von Eisendraht zu bedecken, um eine zu unmittelbare Berührung mit den Bienen zu verhindern. Dann hebt man den Bienenkorb von seinem Stande und setzt ihn über dem Teller mit dem Chloroform auf den Tisch. Noch sind keine 20 Minuten vergangen, so liegen die Bienen im tiefsten Schlaf, nicht eine befindet sich in den Waben, alle bedecken das Tischtuch. — Nun nimmt man die Honigscheiben heraus, setzt den Korb wieder auf seinen Stand, nimmt den Teller mit dem Chloroform hinweg; nach Kurzem sind die Bienen wieder wach und beeilen sich, ihre Wohnungen wieder zu beziehen.

Von Moritz Hartmann erscheint demnächst unter dem Titel: „Die Diamanten der Baronin" ein neuer zweibändiger Roman.

Charade.

Ob Häßliches auch wird umhüllt
Von meiner Ersten zartem Kleide,
Dir lacht, wenn Beff'res sie erfüllt,
Des schlichten Mahles stille Freude.
Jedoch wird sie das letzte Paar,
Dann kann als Ganzes sie führwahr,
Zumal wenn Herz und Hand sie leiten,
Erfüllen Herz und Sinn mit Freuden.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 229 Freitag, 2. Oktober 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Das feurige Pferd, über das Horace, wie es schien, in dem Augenblicke die Gewalt verloren haben mußte, hatte sich beim Ueberspringen über die ungeheuer hohe Hecke mit dem unglücklichen Reiter überschlagen, so daß dieser beim Zurückfallen unter dasselbe zu liegen kam und dadurch die gefährlichsten Verletzungen erhielt.

Wer kann sich den Schmerz der Umstehenden vorstellen, als der schöne kräftige Mann halb zermalmt unter dem Pferde hervorgezogen wurde.

Er war indessen ganz bei sich, und gab sogar den Wunsch zu erkennen, daß man ihn nach Hause, anstatt nach dem Pachthofe bringen möchte. Demzufolge wurde eine Trage herbeigeschafft, auf die man ihn legte, und so wurde er sanft und langsam in sein väterliches Schloß getragen. Seine beiden Brüder, Knaben von vierzehn bis sechszehn Jahren und Arthur ritten nebenher, während die übrige Familie und einige Herren vorausgeeilt waren, um den Grafen auf die Schreckensnachricht vorzubereiten.

Als sich die Letzteren dem Schlosse näherten, stand der Graf am Portal, um seinen unglücklichen Sohn zu empfangen, sobald aber seine Augen auf die entstellten Züge des Leidenden fielen, rief er in Verzweiflung aus: „Mein Junge, mein armer geliebter Junge!“

Der schöne Charakter Lord Horace's, der in gesunden Tagen stets sanft und liebenswürdig gewesen war, zeigte sich aber erst im vollen Glanze während seiner Leiden.

Mit der äußersten Selbstbeherrschung ertrug er geduldig die größten Schmerzen, um die Angst seiner Lieben nicht zu vermehren; doch bestand er darauf, von den Aerzten die Wahrheit über seinen Zustand zu erfahren, und mit würdevoller, ruhiger Ergebung nahm er die verhängnißvolle Entscheidung auf.

Nur einmal, als er fühlte, daß er in wenigen Stunden alle Erdenseligkeit, die ihm gerade jetzt zu Theil geworden war, verlassen müsse, hörte Arthur, der sein Bett nie verließ, ihn qualvoll murmeln:

„Rosa, meine Einziggeliebte, muß ich Dich denn wirklich verlassen?“

Die Gräfin, sobald sie sich von dem ersten Schlage erholt hatte, verließ selten das Lager des geliebten Sohnes. Der Vater hatte nicht die Kraft und den Muth, den Stolz seines Hauses so gebrochen dahingestreckt zu sehen. In einem Zustande, der an Wahnsinn grenzte, erwartete er im Nebenzimmer die Berichte der Aerzte.

Ungefähr um fünf Uhr begehrte der Kranke seine Geschwister zu sehen, und eines nach dem anderen kam in tiefer Traurigkeit und wurde von dem scheidenden Bruder zärtlich in die Arme geschlossen. Darnach lag er eine Weile ganz still, als ob sich auf einen noch schmerzlicheren Abschied vorbereiten wolle.

Die Gräfin und Arthur erriethen aus den veränderten Zügen seine Gedanken, und obgleich sie wußten, daß es unvermeidlich sei, so fürchteten sie doch den Augenblick, wo er nach Rosa verlangen würde. Endlich bat Horace die Mutter, ihn mit Arthur ein: kurze Zeit allein zu lassen.

Die Gräfin verließ das Zimmer. Nach ungefähr einer halben Stunde hörte sie die Thüre des Krankenzimmers gehen und wollte zu ihrem Sohne zurückeilen, als Arthur ihr auf der Schwelle begegnete, und mit kaum vernehmbarer Stimme sagte: „Noch nicht, liebe Tante, noch nicht gleich!“

Sie sah fragend in sein Gesicht, welches die Spuren tiefer Rührung zeigte, und nur zu deutlich die stattgehabte schmerzliche Unterhaltung kundgab.

„Wünscht Du Rosa holen?“ fragte sie zitternd.

Er nickte mit dem Kopfe.

„Armes, armes Mädchen!“ murmelte die gebeugte Mutter in tiefem Schmerze, rang die Hände und richtete die Augen zum Himmel, während sie rastlos im Korridor auf und abging.

Bald kam Arthur zurück und an seinem Arme lehnte die bleiche Braut des sterbenden Horace. Ihre Schritte schwankten und das Haupt war auf die Brust gesunken.

Sie traten ein, und die Thüre schloß sich hinter ihnen.

Wir wollen das Wiedersehen nicht beschreiben.

Als der erste Schmerz vorüber war, bat Horace Rosa, deren nicht zu unterdrückendes Schluchzen sich laut kundgab, ruhig zu sein und zu hören, was er ihr so gerne noch sagen möchte. Sie kniete an seinem Bette nieder, und er nahm ihre zitternden Hände und

Digitized by Google

preßte sie an sein Herz, während er Arthur winkte, näher zu treten.

„Rosa," sagte er, „ich habe Arthur mein köstliches Kleinod vermacht. Es wird mir die Sterbestunde leicht machen, wenn Du mir versprichst, meinen Wunsch, der in Deiner Macht allein steht, zu erfüllen. Wirst Du mir ihn versagen, meine Einzigeliebte?"

„Dir versagen, Horace?"

„Dann Rosa, versprich mir, daß Du die Liebe, die, wie Du mir gestern schwurst, mein gehören solle, bis der Tod uns scheide, eines Tages auf Arthur übertragen willst! Er wird Dich lieben wie ich, Dich sorgfältig vor den Stürmen des Lebens schützen, wie ich es gethan hätte, wäre es mir vergönnt gewesen. Keinem Andern möchte ich Dich so anvertrauen, aber er ist würdig, Dich zu besitzen. Ich weiß, was Du sagen willst," fuhr er fort, als Rosa übermannt von der Gewalt ihrer Gefühle, umsonst zu sprechen versucht, „aber er wird nicht fordern, daß Du mich vergißt. Er liebt auch mich, und wenn die Zeit Deinen Schmerz geheilt hat, dann mögt Ihr in Eurem neuverlungten Glücke von dem armen Horace sprechen, den Ihr ja Beide so sehr geliebt, und mit Befriedigung daran denken, daß Ihr einen seiner heiligsten und letzten Wünsche erfüllt habt. — Arthur nimm Ihre Hand, sie schlägt mir's nicht ab!"

Arthur drückte still aber innig die kalte, schlaffe Hand, die in die Seinige gelegt wurde.

Horace schien befriedigt; nun zog er den Ring vom Finger, preßte ihn an seine Lippen, und hielt ihn dann Arthur hin, dann fiel er in tiefer Schwäche zurück, und still daliegend, betrachtete er Rosa, die im Sessel an seinem Bette saß.

Plötzlich winkte er Arthur sich niederzubeugen und flüsterte:

„Arthur, ich muß nun meine Gedanken von dieser Welt abziehen. Wenn ich sie aber länger anfehe, so kann ich nicht sterben. Führe sie fort! Rufe meine Mutter, daß sie mit mir bete!"

Arthur näherte sich Rosa, die vor Schmerz zu Marmor erstarrt schien, und bat sie, sich zu entfernen, da ihre Gegenwart Horace zu sehr aufrege. Sie erhob sich augenblicklich und nahm seinen Arm, doch im nächsten Momente warf sie sich an dem Bette des Geliebten auf die Knie und rief schluchzend: „Ich will ruhig sein, so ruhig, aber heiß' mich nicht fortgehen!"

„Geliebte, Du trittst zwischen mich und den Himmel, der mich ruft! Bete, ach bete für mich, daß ich mit Ergebung und in Frieden sterbe, damit wir uns wiedersehen, wo es keine Trennung mehr gibt! Bleib' noch einen Augenblick! Laß mich noch einmal Dein Engelsgesicht schauen!"

Tief und innig betrachtete er sie noch ein paar Sekunden, — dann ließ er ihre Hand los. —

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Irrenanstalten und die Vorurtheile gegen dieselben.

(Von Dr. F. Wirth.)

(Fortsetzung)

Mit dem Wiedererwachen der Wissenschaften begann nun zwar ein regeres Leben in der Bearbeitung der Psychiatrie, und Männer wie Morgagni, Valsalva, Salvanarola, Sylvius und Andere haben sich darin unsterbliche Verdienste erworben; allein es kostete noch viele Mühe und Zeit, gegen jene Finsterniß des Mittelalters zu kämpfen und sich bis dahin wieder aufzuschwingen, wo jene großen Männer des Alterthums standen; als sie zu Frankreich vom Schauplatze ihrer Thaten abtraten. Da entstand endlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts einer Zeit, in welcher humanistische Bestrebungen sich allenthalben geltend machten, wo man namentlich in Frankreich wenigstens schon durch die Encyclopädisten für Freiheit, Menschenrechte und Humanität plädirte. Die erste Heilanstalt für Geisteskranke in einem Lande, das schon von lange her die Achtung der Menschenwürde auf sein Panier geschrieben, nämlich in England. In der Zeit, wo in England schon die großen Reformen durch das Parlament ausgingen, lebten in Frankreich noch die Geisteskranken mit Syphilitischen, Bettlern und Verbrechern zusammen. Das Beispiel der Engländer aber, die den Aerzten des Kontinents in der Erkenntniß und Kur der Geisteskrankheiten weit vorangegangen waren, erweckte diese aus ihrem Schlummer und diente ihnen zur Nacheiferung, und jetzt sind es vorzüglich die englischen Irrenanstalten, die als ein Zeugniß der immensen Wohlthätigkeitsliebe der Engländer sowohl an Zahl, als trefflicher Einrichtung allen Nationen als Muster vorleuchten. Nun war einmal der Anfang zu einem methodischen Heilversuche bei Geisteskranken gemacht.

Auf dem Kontinente aber verging noch eine Reihe von Jahren, während welcher man nur Ketten in den Irrenanstalten rasseln hörte, ohne wesentliche Aenderung in dem Loose der Kranken, bis endlich mit dem Ausbruche der französischen Revolution eine friedliche Revolution auf dem Gebiete des Irrenwesens eintrat, die in ihrer Art von eben so großer Bedeutung und den welttragendsten Folgen war, wie jene. Pinel war der Erste, der mitten in dem aufgeregten Treiben jener Schreckenszeit nicht ohne Gefahr für seine persönliche Existenz es wagte, sich von den Irrthümern und dem Aberglauben des Mittelalters loszumachen und für das Loos der ihm anvertrauten Geisteskranken einen entscheidenden Schritt zum Besseren zu thun. Er führte den gefürchteten Diktator Danton in die Keller des Irrenhauses Bicêtre und zeigte ihm die gleich wilden Thieren an Ketten liegenden Kranken, indem er ihn bat, ihnen ein besseres Loos bereiten zu dürfen. „Bürger!"

Digitized by Google

sagte Danton, „Du bist mir verantwortlich für die Folgen, wenn Du diesen Bestien die Ketten lösen willst“. Und Pinels beste Verantwortung waren die großartigen Resultate seiner humanen Behandlung, durch die er den Diktator beschämte, der in der merkwürdigsten Selbstverblendung die Bestien-Natur wohl in anderen, aber nicht in sich selbst erkennen wollte. — Und Pinel brach ihre Ketten.

Mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts erfolgte aber nun ein Umschlag, insoferne die Herrschaft der Anatomie begann, und indem man in den anatomischen und pathologischen Veränderungen des Gehirns den Grund der psychischen Erscheinungen suchte, wurde man auf ganz neue Bahnen in der Behandlung der Geisteskranken geführt.

In dem Moment, wo man sah, daß auch Geisteskranke ohne Ketten und Schläge zu behandeln sind, war der Grund zu dem später so großen Umschwung in der Therapie der Psychosen hervorgebracht habenden und von England vorzüglich kultivirten Non-Restraint-System gelegt, und hier steht der Name Conolly eben so groß da, als der des Pinel, da er zuerst dieses System in Hanwell so methodisch ausbildete, daß es im Laufe der letzten 10 Jahre fast in allen englischen Irrenanstalten eingeführt wurde. Der Grund aber, warum dieses System gerade zuerst in England Eingang gefunden hatte, ist nicht in der englischen Freiheitsliebe oder im Temperament der englischen Irren, noch im Charakter der ganzen Nation, oder in anderen ähnlichen Momenten zu suchen, sondern in der relativ vorgerückten Entwicklung des englischen Irrenwesens selbst, das sich trotz aller Mängel schon lange von Pinel einer gewissen Organisation erfreute und in dem im vollsten Aufschwunge begriffenen nationalen Reichthume, welcher allen Zweigen der öffentlichen Wohlthätigkeitspflege nie versiegende Quellen zuführt; doch die wesentlichste Veranlassung zum Umschwunge war die Art und Weise der öffentlichen und rücksichtslosen Besprechung aller das Irrenwesen betreffenden Schäden, gegen die man die rücksichtsloseste Kritik in England übt.

Der Streit über die Zulässigkeit oder Verwerflichkeit mechanischer Beschränkungsmittel in der Behandlung der Geisteskranken dauert nun schon drei Dezenien und hatte die Irrenärzte namentlich in England in zwei feindliche Lager getheilt. Während die Einen die Beseitigung des mechanischen Zwanges zugleich als Endziel und Prüfstein der irrenärztlichen Bestrebungen hinstellten, suchten die Gegner derselben die Erfolge des sogenannten neuen Systems als Täuschungen hinzustellen, geeignet, die Meinungen des Publikums irre zu leiten und das Loos der Geisteskranken nur noch zu schwereren.

Gegenwärtig jedoch ist diese Frage, in England wenigstens, zu einem vorläufigen Abschlusse gekommen. In Deutschland aber sind die Ansichten noch sehr auseinandergehend; doch bekennt man sich jetzt durchgehends zu einem milderen Zwangssystem und eifert nur gegen den Mißbrauch der Zwangsmittel.

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben in Süd-Amerika.

(Fortsetzung.)

Der „Weser-Ztg.“ entnehmen wir folgenden Auszug aus dem Brief eines Passagiers des Dampfers „Peru,“ der sich von Valparaiso nach Panama begab:

Guayaquil, 25. Aug 1868. Als ich Valparaiso am 10. d. verließ, glaubte ich wahrlich nicht, daß die, mindestens für denjenigen, welcher sie einmal gemacht, ziemlich monotone Küstenreise mir unvergeßlich bleiben werde durch die trüben Eindrücke des großartigen Naturereignisses, dessen Folgen ich, soweit ich sie selbst gesehen, im Nachstehenden zu berichten habe.

Unsere Fahrt verging ohne erwähnenswerthe Vorfälle als wir am Nachmittag des 13. d. Chanaral verließen. Auch die Nacht verging ohne daß wir irgendetwas Außergewöhnliches bemerkt hatten. Am folgenden Morgen erreichten wir Cobija, woselbst man uns mit der Nachricht entgegenkam, daß dort am vorhergehenden Nachmittag, kurz nach 5 Uhr, ein starkes Erdbeben verspürt worden sei, begleitet von der bedenklichen Erscheinung eines Zurücktretens des Meeres, welches dann rasch und plötzlich wieder gestiegen, und zwar weit über sein gewöhnliches Niveau. Manche dem Strand nahe liegende Häuser waren unter Wasser gesetzt worden, die Hafenarbeiten hatten gelitten, im Ganzen war der angerichtete Schaden aber nicht bedeutend. Wir waren also durchaus nicht vorbereitet auf das traurige Bild, welches uns schon Iquique bieten sollte. Wir kamen dort am nächsten Tag, am 15. an, und bemerkten sofort von Bord aus, daß hier weit bedeutendere Zerstörungen stattgefunden hatten. Das Erdbeben, welches hier 3 Minuten gedauert, hatte schon starken Schaden angerichtet, noch viel mehr aber eine etwa eine Viertelstunde später gekommene Wasserwelle, die fast alle Häuser längs des Strandes in's Meer rieß, darunter das Zollhaus. Kleine Erdstöße dauerten noch immer fort, und ein großer Theil der Bevölkerung campirte im Freien. Lebensmittel waren sehr selten, noch mehr aber das Wasser. Iquique liegt bekanntlich in einer Sandwüste und ist für seinen Wasserbedarf lediglich auf das aus dem Meerwasser durch Dampfcondensationsmaschinen hergestellte Trinkwasser angewiesen.

Diese sind nun ebenfalls alle von den Fluthen zerstört worden. Zum Glück sind die etwa 6 deutsche Meilen ins Innere gelegenen Salpeterfabriken fast alle stehen geblieben, und können, da sie meistens mit Eis-

Digitized by Google

nen Kondensatoren versehen sind, dem Mangel vorläufig abhelfen, bis die einzige nicht ganz zertrümmerte Wassermaschine in Iquique wieder in brauchbaren Zustand gesetzt ist. Der Kapitän überlieferte den Iquique-Autoritäten, was er an Proviant entbehren konnte, und wir setzten unsere Reise fort. Die beiden kleineren Häfen von Mejillones und Pisagua boten dasselbe Bild der Zerstörung dar wie Iquique, und wir durften daher nicht hoffen, Arica in einem bessern Zustand anzutreffen; leider aber übertraf die dort angerichtete Verwüstung alle unsere Befürchtungen bei weitem. Gleich beim Hineinfahren in die Bucht, am Sonntag, den 16. ds., bemerkten wir die Wracks von vier großen Schiffen. Von der Stadt ist buchstäblich die Hälfte, und zwar die werthvollere Hälfte, verschwunden; die andere hat stark gelitten; das Zollhaus mit 15,000 Colli ist fort, fast die ganze Bevölkerung aus der Stadt geflohen und am Abhange des Morro kampirend, unter Zelten oder nothdürftig hergestellten Bretterdächern. Das Erdbeben hatte hier zu derselben Zeit wie überall stattgefunden; die Hauptwellen waren aber erst zwischen halb 7 und 7 Uhr nachgefolgt; während der ganzen Zwischenzeit hatten die sonderbarsten, alle paar Minuten wechselnden Strömungen und Gegenströmungen stattgefunden, welche, immer heftiger werdend und zuletzt bis auf 10½ Knoten steigend, die Schiffe von ihren Ankern rissen, hin- und herwarfen und dann mit den großen Wellen hoch auf den Strand setzten.

Unter den verlornen Fahrzeugen sind zwei Kriegsschiffe: der amerikanische „Double-Ender Wateree“ und die peruanische Korvette „Amerika.“ Die „Wateree“ sitzt nördlich von der Stadt etwa eine halbe englische Meile vom Strande, jenseits der Schienen der Eisenbahn nach Tacna, deren em Meer liegender Theil natürlich auch zerstört ist, high and dry, fast unversehrt, aber derartig, daß eine Abbringung derselben mehr Kosten verursachen würde, als dieselbe werth ist. Ein Augenzeuge der Katastrophe, einer der Offiziere der „Wateree“, welcher sich mit mir am Bord befindet, gibt die Höhe der Hauptwelle auf nur etwa 30 Fuß an, doch habe man sie, den ganzen Horizont ausfüllend, schon von Weitem wie eine Mauer herankommen sehen, gekrönt von einer schmalen Zinne von Schaum. Schon vorher habe Jeder an Bord sein Leben für verloren gegeben, dennoch sei aber während der furchtbaren anderthalb Stunden keiner von seinem Platze gewichen, und jedes Kommandowort der Offiziere auf's Pünktlichste ausgeführt worden, freilich unter Todtenstille; nach der Strandung habe man aber beim Aufruf nur einen Mann vermißt. Die „Amerika“, welche etwas südlich von der „Wateree“ dem Strande näher liegt (zwischen beiden liegt ein großer von den Schienen fortgeschwemmter Eisenbahnwagen) verlor 60 Mann, darunter den Kommandanten und mehrere Offiziere. Die am Hafen gestrandeten Kauffahrteischiffe sind die englische „Chanarcillo“ und die amerikanische „Rosa Rivera“. Außerdem ging im Hafen unter, mit Allem an Bord, der amerikanische Ponton „Fredonia,“ der während der Fieberepidemie von Callao nach Arica gesandt worden war. Der Kapitän und einige Andere befanden sich zufällig am Lande.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein anständiges zweites Theater ist der Stadt Frankfurt nunmehr gesichert. Theaterdirektor Keller aus Posen, welcher schon seit längerer Zeit die Konzession zur Errichtung eines Theaters besitzt, hat ein sehr geeignetes Terrain auf dem Mozartplatze zwischen dem Eschenheimer- und Bockenheimerthore käuflich an sich gebracht und die Bauverträge bereits vollständig abgeschlossen. Das neue Institut wird den Namen Thalia-Theater erhalten, und für 1200 Personen eingerichtet sein. Zur Aufführung sollen vorzugsweise Lustspiele, Baudevilles, Operetten kommen, ähnlich wie im Hamburger gleichnamigen Theater. Es soll im Winter und Sommer gespielt werden, und eine mit dem Etablissement verbundene Gartenanlage im Sommer dem Publikum Gelegenheit geben, die Zwischenakte im Freien zu verbringen. Die ganze Einrichtung und Ausstattung des Theaters soll eine elegante, und einer Großstadt würdige werden. Das neue Theater soll schon am 1. August 1869 eröffnet werden. Wir wünschen dem in der Theaterwelt bestens renommirten Unternehmer zu seinem neuen Kunstinstitut von Herzen Glück.

Man schreibt aus London vom 26. Sept.: Der Prozeß gegen die Parfumeurin und Frauenverschönerin Madame Rachel, welche angeschuldigt war, von einer Miß Borodaill eine bedeutende Geldsumme (über 4000 L.) erschwindelt zu haben, wurde nach fünftägigen Verhandlungen vor den Assisen beendigt und die Angeklagte von den Geschwornen für schuldig befunden und von dem Richter zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt. Findet man hier auch mit der Angeklagten kein Mitleid, allseitig ist man der Ansicht, daß in Anbetracht der sich widersprechenden Zeugenaussagen das Urtheil ein gar strenges ist.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 230 Samstag, 3. Oktober **1868.**

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Um Mitternacht wurde Mark Hetham, der während dieser Zeit in einem Sessel an dem Bett seiner Tochter gesessen hatte, durch ein Klopfen an der Thüre herausgerufen. Er kehrte bald zurück, um ihr zu sagen, daß Alles vorüber sei.

Die Morgensonne beschien ein Haus voll tiefen Kummers, und den kalten bleichen Leichnam des jungen und schönen Horace.

Ein Jahr ist vergangen, seit wir das Haus verließen, aus dem der Tod mit seiner furchtbaren Sense eine der schönsten Blüthen mähte, deren frühes Sinken von so Vielen tief beklagt und schmerzlich beweint wurde.

Unter allen Schicksalsschlägen ist ein solcher Verlust gewiß einer der herbsten. Welch' reiche Hoffnungen und stolze Pläne werden damit begraben. Und dennoch gibt es für liebende Herzen einen noch furchtbareren Tod.

Eine solche Wunde fort nie auf zu bluten, der Irrweg, auf dem es wandelt, ätzt die Wunde täglich, ja stündlich wieder auf, bis sie das Herz langsam und qualvoll daran verzehrt hat.

Harriett, zu der wir jetzt zurückkehren, kannte den Unterschied.

Als sie die traurige Nachricht erhielt, beweinte sie den Dahingegangenen schmerzlich, beneidete ihn aber zugleich, denn er war geschieden in der Fülle der Hoffnung und Freude, liebend und geliebt, unbekannt mit dem Schmerze eines gebrochenen Herzens.

Schwärzer und dichter hatten sich indessen die Wolken um ihr Haupt zusammengezogen, obgleich, als wir sie verließen, ihr Horizont dunkel genug war.

Zwar wurde derselbe nach der traurigen Katastrophe von einem Lichtstrahl der Hoffnung und des Trostes erhellt. Eine zeitlang nämlich schien ihr Mann sich bewußt zu werden, auf welch' breitem Wege des Lasters er sich befand, allein der Eindruck, den der Tod des jungen Lampert auf ihn gemacht, verwischte sich bald. Seine Stunde war noch nicht gekommen, und das junge Weib hatte noch lange nicht den bittern Kelch des Kummers geleert.

Ohne auf die Ereignisse des verflossenen Jahres weiter einzugehen, bemerken wir nur, daß Fred zunächst von Paris ging. Warum? läßt sich leicht denken.

Wie er in diesem Treibhause der Ausschweifung und der geheimen Spielhöllen immer tiefer sank, erfuhr die arme Harriett nur zu bald. Von dieser Zeit an ging er der Krisis seiner Lage mit Riesenschritten entgegen, ja er war sogar mitten im letzten Winter wegen Schulden genöthigt gewesen, sich in das zu dieser Zeit so langweilige Baden zurückzuziehen, und hier hatte Harriett sogar mit der Armuth Bekanntschaft gemacht. Indessen auch das war es noch nicht, was sie so niederbeugte; denn sie hätte arbeiten, hungern, Alles willig und freudig ertragen, hätte sie nur zu ihrem Manne als Stütze und Trost aufstehen können, aber sich nebst ihrem Kinde von ihm verlassen zu fühlen, während er im Umgange mit der Hefe ausschweifenden Gesindels, das sich um diese Zeit in den Spielplätzen aufhält, Zerstreuung suchte, — das brach ihr das Herz.

Sie fühlte schon längst, wie der Kummer und die Sorge, nebst dem Winteraufenthalte in Baden, der für ihre Konstitution nicht geeignet war, ihre Gesundheit zerstörte, aber ihren Mann ließ sie das nicht merken. Sie empfing ihn stets mit Lächeln und liebevoller Freundlichkeit, denn sie wollte dem Genuß seiner Gesellschaft, der ihr ohnehin so wenig geboten wurde, nicht vollends entsagen, daher kam nie eine Klage oder ein Vorwurf über ihre Lippen, und obgleich sie sein unzufriedenes Murren über seine Lage und seine geschwächte Gesundheit geduldig anhörte, so sprach sie doch nie von ihren Leiden. Sie weinte ihre Thränen in der Stille, und schüttete ihre Klagen nur Dem aus, der die geschlagenen Herzen nicht von sich weist.

Die Liebe, die so oft ans Wunderbare grenzt, war es, die sie an ihren Gatten fesselt. Eine Liebe, der wir, obzwar sie zur Schwachheit geworden, dennoch unsere Hochachtung nicht versagen können. Jene Liebe, die gleich dem Epheu sich noch fest um die gebrochene Mauer rankt, die, wenn sie selbst zur Unwürdigkeit des Gatten herabsinkt, dennoch schön in ihrer Heiligkeit ist, die festhält, bis das Herz, die Schaale der reinen Oriflamme, im Tode bricht.

Materielle Sorgen lagerten sich immer dichter um den Spieler und sein Weib. Die reiche Erbin, erzogen im Luxus, mußte jetzt oft die finsteren Blicke und rauhen Worte der Schuldner ertragen, die Geld for-

Digitized by Google

derten und keines bekamen. Die stolze schöne Harriett mit ihrem Kinde an der Hand war sogar öfter genöthigt, diese mit bebendem Herzen und zitternder Stimme um Geduld und Nachsicht zu bitten, bis Fred Carlton auf die eine oder die andere Art für eine kurze Zeit seine Gläubiger zu befriedigen wußte. Da beschloß er plötzlich sich in einem schönen, gänzlich abgeschlossenen Orte, an denen die Umgegend Badens so reich ist, niederzulassen, wo seine Frau solchen Unannehmlichkeiten nicht länger ausgesetzt wäre.

Schon im März bezog Harriett ihren neuen Aufenthaltsort, der ungefähr zwei bis drei Stunden von der Stadt entfernt, so einsam lag, daß sie selten einen Menschen sah. Wie würde sie unter anderen Umständen die paradiesische Schönheit dieses Plätzchens genossen haben. Wie oft war es ihr schönster Traum gewesen, sich mit ihrem Gatten in den stillen Frieden einer solchen zauberischen Natur zurückzuziehen; allein Zeit und Verhältnisse ändern den Sinn, und um die erhabene Schönheiten der Natur genießen zu können, muß das Herz frei von Sorgen sein.

Harriett fühlte dies tief, unendlich tief! Ihr vereinsamtes Herz wäre wohl nach und nach für Alles erstarrt, wäre es nicht durch den kleinen Fred erwärmt worden. Wie ein warmer Sonnenstrahl umgab sie das liebliche Kind, das sich für sein Alter ungemein schnell, sowohl geistig als körperlich entwickelt hatte. Wie oft, wenn sie von ihrem Verlassensein bis zur Unerträglichkeit niedergedrückt wurde, streckte sie dem Kleinen, der harmlos und fröhlich um sie herumspielte und jubelte, ihre Arme entgegen, und rief:

„Habe mich lieb, Fred, habe Deine arme Mutter lieb!“ Und das Kind verließ dann augenblicklich sein Spielzeug, flog auf den Schooß der Mutter, schloß seine kleinen zarten Arme um ihren Hals, drückte sein Köpfchen fest auf ihre Brust und sagte: „Fred, hat die Mutter lieb, so lieb!“ und dabei drückte er sich mit seiner ganzen kleinen Kraft an sie und küßte sie, und wenn sich nun das gepreßte Herz in Thränen Luft machte, die auf das Lockenköpfchen des Kleinen träufelten, dann hob dieser seine schönen großen Augen zu ihr hinauf und sagte:

„Weine nicht, meine liebe, liebe Mama, Fred hat Dich lieb, sehr lieb!“

„Ja,“ rief sie dann, habe die Mama lieb, sehr lieb, oder die arme Mama muß sterben!“

So saß sie auch eines Abends mit ihrem Kinde da, gab sich aber ihrem Schmerze so hin, daß auch der Kleine anfing, bitterlich zu weinen.

Sie war unzufrieden mit sich selbst, daß sie sich hatte so gehen lassen, nahm sich zusammen und suchte durch Liebkosungen und Zureden das Kind zu beruhigen, was ihr auch endlich gelang und nun lag der kleine Fred still auf ihrem Schooße, das Köpfchen an ihre Brust gelehnt.

(Fortsetzung folgt.)

Das sechste mittelrheinische Musikfest.

Darmstadt, 28. September.

II.

Die mittelrheinischen Musikfeste haben nicht das Prestige einer vieljährigen, mit glänzenden Thaten und rühmlichen Erinnerungen geschmückten Vergangenheit. Gegründet im Jahre 1856, hat dieses Institut von Anfang seines Bestehens in einem fortwährenden harten Kampfe mit der Ungunst der Verhältnisse gelegen und trotz aller Opferwilligkeit der zu dem Musikverbande gehörenden Vereine von Darmstadt, Mainz und Wiesbaden, ist es bis jetzt noch nicht gelungen, die Zukunft dieser Feste ganz außer Frage zu stellen. Der Grund liegt einmal in der wenig regen Betheiligung des Publikums, dann aber auch vor Allem in dem Mangel eines stehenden Konzertlokales. Haben doch in diesem Jahre die zur ordentlichen Herstellung der Konzerthalle getroffenen Einrichtungen nahezu 3000 Gulden verschlungen! Bei so enormen Nebenausgaben wird man nicht umhin können, in allen übrigen Anordnungen mit äußerster Sparsamkeit und Vorsicht zu Werke zu gehen, und von einer Hauptzierde unserer niederrheinischen Festhallen, der Aufstellung eines bei den Oratorien mitwirkenden Orgelwerks, ist man gezwungen, gänzlich Abstand zu nehmen. So ist es denn dieser mit so vieler Liebe angelegten und mit so aufopferndem Fleiße gehegten Pflanzung in der Zeit ihres zwölfjährigen Bestehens nur Sechsmal vergönnt gewesen, Blüthen und Früchte zu treiben.

Eine Anerkennung aber kann man diesen Musikfesten nicht versagen, daß in der Anordnung und Zusammenstellung ihrer Programme immer gute und künstlerische Grundsätze gewaltet haben. Auf zwei Tage beschränkt, scheint man es sich zur Pflicht gemacht zu haben, aus dem reichen Schatze der musikalischen Literatur nur das Edelste und Beste in möglichst vollkommener Gestalt zum Vortrage zu bringen. Ist aber auf solche Weise dem längst Bewährten und Anerkannten die ihm gebührende Stellung gesichert, so mag man sich auch gern entschließen, den Tondichtern unserer Tage ein williges Ohr zu leihen, und so war Diesesmal den verdienten Dirigenten, Herrn Mangold's Kompostition „Ouverture und Scenen aus Frithjof“ eine angenehme und bereitwillig aufgenommene Festgabe.

Der Anfang des zweiten Konzerts war auf die erste Nachmittagsstunde angesetzt, leider eine Zeit, in welcher der Körper zu sehr mit der ihm zu Theil gewordenen Aufgabe beschäftigt ist, um einen rechten, freien Aufschwung des Geistes zu gestatten. Zu solcher Stunde kann man weder von Spielern und Sängern hohe künstlerische Begeisterung, noch vom Publikum rechte Theilnahme erwarten. Und dennoch warf Beethoven's geistsprühende siebente Symphonie zündende

Digitized by Google

Funken in die Seele der Hörer. Gleich bei dem einleitenden langsamen Satze mit seinem aufblitzenden Wetterleuchten in die gehaltenen Töne der Oboen und Flöten hinein prägte sich andächtiges Entzücken auf den Mienen aller Hörer aus, und als die treibenden Sechszehntel-Gänge, mehrmals von dem innigen zweiten Thema unterbrochen, immer weiter drängten und der Rhythmus endlich in die feurige Bewegung der Vivace überging, da sah man, wie es Vielen schwer wurde, die innere Aufregung nicht schon während des Spiels durch äußere Zeichen und Bewegungen zu verrathen.

Die Ausführung war präzis und sauber, das Allegretto hätte nur, der ursprünglichen Ueberschrift gemäß, mehr im Andante-Charakter, der letzte Satz in etwas feurigerem Tone genommen werden können. An zweiter Stelle trug die gefeierte Sopranistin, Frau Peschka-Leutner, eine Arie aus der „Schöpfung“: „Auf starkem Fittiche“ mit dem ganzen Zauber ihres herrlichen Organs und ihrer vollendeten Gesangeskunst vor, eine kleine, freundliche Idylle nach einer Scene voll großartigen Lebens und drängender Bewegung — leider einen Augenblick gestört durch eine kleine Kollision mit dem Flötisten. Darauf entfaltete sich breit und voll eine Motette von Joh. Seb. Bach für achtstimmigen Chor und vier Soli, ein klares und lichtes Tongebilde des alten Meisters, fast an Händel'sche Einfachheit und Klarheit erinnernd, welches dem Chor Gelegenheit gab, die Kraft und den Glanz seiner Stimmen in voller Herrlichkeit emporsteigen zu lassen. Das Publikum empfing diese köstliche Spende mit stürmischer Begeisterung.

Die zweite Abtheilung brachte das oben erwähnte Werk des Dirigenten. Mußte es schon ein günstiges Vorurtheil für die bis dahin uns unbekannte Komposition erwecken, daß die mit ihrer Aufführung betrauten Sänger sich mit einer wahren Begeisterung in dieselbe hineingelebt hatten, so rechtfertigte die Aufführung die schönen Erwartungen, mit welchen wir ihr entgegengesehen hatten. Der Tegner'sche Text ist glücklich und für die musikalische Gestaltung recht günstig bearbeitet; diese selbst ist überall dem Gegenstande angemessen, klar und verständlich, weder zu breit ausgeführt noch zu aphoristisch behandelt und erhebt sich an einzelnen Stellen zu ergreifender Schönheit, wie in dem duftigen Frauenchor „Seid mir gegrüßt“, der stürmisch da capo verlangt wurde, oder in dem von milder Ruhe übergossenen Arioso der Ingeborg: „Die Sterne glänzen dort oben“.

So endete der musikalische Theil des zweitägigen Festes zu allgemeiner Befriedigung; den Festgenossen aber war noch in zwei glänzenden Bällen Gelegenheit geboten, sich von ihren außerordentlichen Anstrengungen zu erholen und sich ihres Zusammenseins zu freuen; leider ist aber, wenn wir recht berichtet sind, der finanzielle Ertrag des Festes der Art, daß die Aussichten für die Zukunft mindestens sehr getrübt und zweifelhaft erscheinen. Hoffen wir im Interesse der Kunst und so mancher ihrer eifrigen Verehrer am Mittelrhein, daß die bösen Aussichten sich zum Besseren wenden. (K. Z.)

Mannigfaltigkeiten.

Noch empfindlicher für das zweite Kaiserreich als Rochefort's „Laterne“ ist die Schrift Tenot's „Paris im Dezember 1851,“ die den Franzosen den blutigen Ursprung des gegenwärtigen Regiments in's Gedächtniß ruft. Das Buch, welches trotz seines verhältnißmäßig hohen Preises — es kostet 1½ Thlr. — bereits vergriffen ist, macht durch seine leidenschaftslose objektive Schilderung einen desto nachhaltigeren Eindruck. Tenot, von dem schon früher eine Schilderung des Staatsstreiches in den Provinzen erschienen ist, hat sich folgende von Napoleon III. im Eingange seiner Einleitung zur Geschichte Cäsars ausgesprochene Sätze als Richtschnur dienen lassen: „Die geschichtliche Wahrheit solle nicht weniger heilig sein als die Religion.“ „Die Thatsachen müssen mit der strengsten Genauigkeit wieder gegeben werden.“ Selbst in seiner nüchternen Form, mit ihrer größtentheils den Geschichtschreibern des siegreichen Lagers entlehnten Thatsachen und Zeugnissen wirkt das Buch wie eine aus dem Grabe wiedererstandene Rachegestalt. Die Ereignisse, so bekannt sie auch meistens schon sind, gewinnen in ihrer vollständigen Zusammenstellung ein furchtbares Interesse und beschwören Erinnerungen auf's Neue herauf, welche das Kaiserreich durch eine beinahe 17jährige Pracht und Herrlichkeit verdunkelt zu haben wähnt. Für das Kaiserreich ist das Buch Tenot's die fatalste, widerwärtigste Erscheinung, die ihm nur vor die Augen geführt werden konnte. So muß es dem millionenreichen Schwindler zu Muthe sein, wenn ihm plötzlich in dem Kreise seiner durch ihn verarmten Gläubiger die Akten seines vor Jahren begangenen betrügerischen Bankerotts vorgelesen werden, durch welchen er den Grundstein seines „Glücks“ gelegt. Für unschlüssige oder unselbstständige Wähler dagegen ist diese Geschichte des Staatsstreiches ein äußerst lehrreiches Lesebuch. — Das Buch verdient von Anfang bis zum Ende gelesen zu werden. Die Blätter drehen sich von selbst um, so reißt dieses in gewaltigen Umrissen angelegte Intriguenstück, die blutige Ueberlistelung des französischen Volkes durch eine Handvoll falscher Spieler, auch den ruhigen Geist dessen mit sich fort, der die Ereignisse selbst miterlebt: für ihn eine ernste, schmerzliche Erinnerung, für die andern ein Schrei zum Himmel, eine drängende Mahnung. Zum Nachschlagen findet sich am Ende ein Namensregister. Es sind weiter nichts als die Namen desjenigen Theils der Spaziergänger der Boulevards, die laut amtlichen Nachweis der Polizeipräfektur als Todte recognoscirt wurden. Es sind deren nur 157 angeführt, darunter acht Frauen und

Digitized by Google

zwei Kinder. Die anderen Todten sind nicht gezählt, aber auch nicht vergessen.

Die Sektion für Medizinal-Reform der 42. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Dresden hat nachstehende Sätze in vier Sitzungen durchberathen und schließlich in folgender Fassung angenommen: 1) Der ärztliche Beruf ist ein freier, keine Staatseinrichtung. a. Dem Staate seinerseits liegt nur die Sorge ob, daß allgemein wissenschaftliche und zur praktischen Ausübung der Heilkunde in allen Gebieten befähigte Aerzte auf Universitäten gebildet und geprüft werden können. b. Der Staat erkennt nun diese eine Art von Aerzten als solche an und statuirt unter denselben keinen Unterschied. c) Nachdem der Arzt in vorstehender Weise seine ausreichende Befähigung nachgewiesen hat, legt ihm der Staat weder in der Begründung seiner sozialen Stellung, noch in der weiteren Entwicklung seiner wissenschaftlichen Richtung oder praktischen Thätigkeit, noch sonst irgend welche Beschränkungen auf. d. Der Arzt hat also in seinem Berufe die volle Freiheit des Urtheilens und Handelns — jedoch werden verschuldete Gesundheitsbeschädigungen gerichtlich geahndet. 2) Demgemäß sind alle den Privatärzten bisher noch in einzelnen Staaten auferlegten exceptionellen, das heißt anderen Ständen nicht auferzwungen, Verpflichtungen, Oblasten, Dienstbarkeiten, Bevormundungen und disziplinarischen Maßregeln zu verwerfen. 3) Die Reform-Sektion der 42. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte spricht den Wunsch aus, daß sich die Aerzte in allen Gegenden Deutschlands in Form freier Vereine associiren mögen. 4) Die Medizinal-Reformfrage soll bleibend auf der Tagesordnung der Jahresversammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte erhalten werden. Zu letzterem Zwecke wurde eine Kommission gewählt, welche die Medizinal-Reformen bei der nächsten, 43. Versammlung (zu Innsbruck 1869) zur Sprache bringen, das Nöthige dazu in der Zwischenzeit sammeln und vorbereiten soll, und die Befugniß hat, sich selbst durch geeignete Mitglieder zu ergänzen. In diese Kommission wurden gewählt: Dr. Spieß sen. (Frankfurt), Dr. Schnitzler (Wien), Dr. H. E. Richter (Dresden), Medizinalrath Dr. Hohen (Hannover) und Dr. Sachs (Halberstadt).

[Besteigung des Großglockners.] Die Zahl der Glocknerbesteiger wurde am 9. v. Mts. durch zwei Grazer, Buchhändler Keller und Postoffizial Wazulik, vergrößert. Die Besteigung wurde mit dem besten Erfolge durchgeführt. Früh den 6. September von Graz abgereist, waren sie nach ununterbrochener Fahrt mit der Eisenbahn und Post nach 24 Stunden am 7. Früh in Lienz in Tyrol angelangt. Mittags von Lienz abgereist, langten sie nach 5 Stunden in Kals in Tyrol (4169' hoch) an. Von Kals am 8. Mittags abgehend, gelangten sie über das Königsthal und Berg nach 5 Stunden auf die Wanis-Scharte (8828' hoch) zu der Stüdel-Hütte. Von da an auf der Wanis-Scharte weg begann die schwere und gefährliche Arbeit. Mit den vier Führern aus Kals ging es bald schroff und steil Schritt für Schritt felsenan; Seile um die Mitte des Körpers und Fußeisen mit sechs Zacken wurden nun befestigt, und mit aller Vorsicht wurde der steil abfallende, von vielfachen Eisklüften zerrissene Könitz-Gletscher von je drei Mann mit einem Seile betreten. Auf der Adlerhöhe wurden sämmtliche Effekten mit Ausnahme der Fernröhre zurückgelassen und über festen Schnee die steile erste Spitze erreicht; von dieser weg hat man zum nächsten Gipfel eine über zwei Klafter lange, kaum Einen Fuß breite Eisrinne zu überschreiten, welche zu beiden Seiten mehrere tausend Fuß fast senkrecht abfällt. Von diesem Gipfel unterbricht die gefürchtete gewaltige Scharte die Verbindung mit der Hochspitze; man steigt mehrere Klafter über Steinplatten von demselben abwärts und gelangt wieder auf einen nicht ganz zwei Klafter langen, jedoch kaum Einen Fuß breiten, zu beiden Seiten tief abfallenden Eiskamm, welcher die Verbindung mit der Hochspitze herstellt und den man bei angespanntem Seile vorsichtigen Schrittes mit Gleichmuth überschreitet. Auf der Hochspitze (12,009 Fuß hoch) wurde anderthalb Stunden Halt gemacht bei Luftstille, angenehmer Temperatur und reinem, wolkenlosem Horizonte; 9 Uhr Morgens von der Hochspitze abgehend, trafen die Wanderer 11 Uhr Mittags wieder auf der Adlerdrüse ein; von dort 12 Uhr Mittags abgehend, gelangten sie über die Salmshöhe, Hochenwartscharte (10,429 Fuß hoch), das Leiterkees und das Leiterthal mit dem Kahenstiege 7 Uhr Abends nach Heiligenblut.

Die Wiener „Presse" berichtet unterm 2. ds.: Heute hat das Preisrichterkollegium die endgiltige Entscheidung über die eingereichten Lustspiele gefällt. Der erste Preis von 200 Dukaten fiel dem Lustspiele „Schach dem König", der zweite Preis von 100 Dukaten dem Lustspiele „Ueber den Parteien" zu. Bei Eröffnung der Namenskouverte erwies sich als Autor des erstgekrönten Lustspiels der kgl. bayerische Polizeikommissär Schaufert aus Dürkheim in der Rheinpfalz, als Verfasser des zweiten Preislustspiels Wolfgang Müller von Königswinter.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 231 Montag, 5. Oktober 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Die treue Anny, die eine glänzende Stellung verlassen und ihrer Herrin gefolgt war; mit der sie in treuer Anhänglichkeit alle Unannehmlichkeiten getheilt hatte und jetzt auch die Armuth mit ihr ertrug, trat herein, um den Kleinen in sein Bettchen abzuholen, doch dieser wollte heute die Mutter nicht verlassen und schloß seine Aermchen nur fester um sie.

Harriett sah Anny mit trübem Lächeln an, als ob sie sagen wollte: „Ich verlebe der traurigen Stunden so viele, daß ich mich um eine freundliche nicht bringen darf;“ die treue Seele verstand sie, denn sie sah ihrer Herrin mit Thränen in den Augen an und sagte mit erstickter Stimme, daß sie in einem Weilchen wieder kommen wolle.

„Ja, ich will meinem lieben Fred noch ein Liedchen singen!“ Und sie sang, bis sich seine Aeugelchen schlossen und sang noch fort, als das Kind schon lange zur Ruhe gebracht war. Im Zwielicht auf dem Sopha liegend, während durch die offenen Fenster die milde duftende Frühlingsluft hereinströmte, war ihr die Heimath klarer denn je vor die Erinnerung getreten, und es waren die Liedchen, die sie einst dort gesungen hatte.

Anny hörte im Nebenzimmer traurig zu, aber auch in Jemand, der sich mit schleppendem Schritte dem Hause näherte, weckten die Töne Trauer und Reue. —

Bis diesen Augenblick war Fred in Gedanken nur mit seinen Sorgen und Verlegenheiten, in die er sich durch sein sündhaftes Leben gestürzt hatte, beschäftigt gewesen, und beklagte nur sich. Ohne alle Hülfsquellen kehrte er nach Hause zurück, um seine Unannehmlichkeiten und Beschwerden Der zu klagen, die immer bereit war, sie anzuhören und Theil zu nehmen, die selbst gelernt hatte, ihren Kummer ihm zu Gefallen, unter Lächeln zu verbergen.

Unbemerkt von ihr, war er ans Fenster getreten; aber welche Geschichte erzählte ihm jetzt dieser Anblick.

War das, die so zusammengesunken dalag, die schöne stolze Harriett, die er zu seinem Weibe gemacht? Wo waren die rosigen Wangen, die glänzende Schönheit, die ihn gefesselt? Wo der Ausdruck bewußten Glückes, der ehemals auf ihrer königlichen Stirn gethront hatte? — Wohl war es immer noch die edle Gestalt, aber wie war sie zusammengesunken. Wie eingefallen waren die schönen Züge, deren durchsichtige Weise durch ein Paar brennend rothe Flecken auf den Wangen noch mehr hervorgehoben wurde.

Er wandte sich schnell vom Fenster weg und ging hinein. So leise er auch auftrat, schien sie doch seine Schritte wie im Traume zu hören, und als Fred ihren Namen aussprach, sprang sie ihm mit einem Freudenschrei entgegen und umarmte ihn zärtlich, als ob er ihr nie etwas zu Leide gethan hätte.

„Ich fürchte, liebe Harriett, daß Du nicht viel Ursache haben wirst, Dich über meine Gesellschaft heute Abend zu freuen,“ sagte Carlton, als er sich, nachdem die erste Begrüßung vorüber war, auf das Sopha warf, „ich bin durchaus in keiner angenehmen Stimmung, ich versichere Dich. Ich fühle mich unwohl und bin von ungeheueren Unannehmlichkeiten belästigt.“

„Aber ich freue mich dennoch, denn wenn Du krank und beschwert bist,“ sagte sie, indem sie ihm sanft das dunkle Haar aus der Stirne strich, „an wem ist es da wohl mehr, als an Deinem Weibe Dich zu pflegen und zu trösten?“

„Nun, Du wirst bald genug damit zu thun haben!“ sagte er in leichtem Tone. „Ich wünsche Dir Glück dazu!“

„Dann bleibst Du bei mir?“ fragte sie schüchtern, auf diesem schönen Plätzchen, und gehst nicht wieder nach Baden?“

„Verdammtes Baden!“ murmelte er zwischen den Zähnen.

„Ach ja, bleibe hier!“ fuhr sie muthiger fort, „und Du wirst sehen, wie gesund und glücklich Du bald werden wirst.“

„Glücklich?“ rief er bitter. „Ich habe keine Aussicht auf Glück in diesem Leben mehr!“

Durch ihre Liebkosungen und sanftes Zureden endlich beruhigt, theilte er ihr seine Verlegenheit mit und entdeckte ihr das Elend seiner pekuniären Lage, in der er sich jetzt befand, wie ganz unmöglich es jetzt für ihn sei, nur sein Gesicht in Baden zu zeigen, bis ein Vorschuß, den er ziemlich gewiß erwarte, anläme. „Kurz,“ fuhr er heftig fort, „die ganze Welt und Alles darin ist mir zum Ekel. Wirklich, Harriett,“ sagte er mit seiner ge-

Digitized by Google

wöhnlichen schmeichelnden Stimme, „Du scheinst hier so friedlich zu leben, daß es ganz verlockend ist. Ich werde mich ganz einige Zeit bei Dir einbürgern, es ist das Beste, was ich thun kann, Du mußt mich aufheitern,“ fügte er hinzu, als er sah, daß die Thränen in Harriett's Augen traten, während sie ihn gerührt küßte.

„Wo ist das Kind?“ sagte Fred nach einer Pause.

„In seinem Bettchen, es schläft. Willst Du es sehen?“

„Nein! Wollte Gott, ich wäre er!“

„Soll ich Dir Etwas vorsingen?“ fragte Harriett.

„Ja, das wäre schön! Aber nicht etwas so Melancholisches, wie ich vorhin hörte, ich hab' genug der Art gehabt!“

Sie holte die Guitarre und setzte sich auf einen niedrigen Stuhl zu seinen Füßen. Sie bemühte sich, so munter und heiter zu singen, daß, wer sie vorhin gehört hatte, über die Veränderung verwundert sein mußte. — Doch als sie den dritten Vers des Liedes sang, der also begann:

Ich will singen von der Liebe,
Von Deiner Liebe mein —“

da stockte ihre Stimme, sie wandte den Kopf ab und sang mit Schwierigkeit den Vers zu Ende, so daß Fred plötzlich fragte:

„Bist Du wohl, Harriett?“

Sie erhob den Kopf, während ihr das Blut zum Herzen drang und antwortete: „Ja, Geliebter!“

„Aber es ist Thorheit, ja zu singen, Harriett, wenn Du es doch nicht bist!“ fuhr er ungeduldig fort. „Es kömmt mir vor, als wärst Du entsetzlich mager geworden, bist Du krank? Sage mir die Wahrheit, denn dann muß Etwas gethan werden.“

„Nein, Fred!“ erwiderte Harriett schnell. „Du weißt, daß ich letzten Winter den Husten hatte, aber seit das Wetter so schön und mild geworden, ist er vergangen, und ich fühle mich im Augenblicke ganz wohl.“

Sie setzte sich wieder an seine Seite und lehnte ihren Kopf an seine Schulter.

„Dann ist's vielleicht die Art, wie Du Dich jetzt kleidest, und Dein Haar, Harriett, Du machst jetzt mehr so elegante Toilette wie ehemals, Du bist nicht mehr eitel!“

Sie schwieg. — Wessen Schuld war das? Wer hatte ihr die Mittel geraubt, sich standesgemäß zu kleiden, ja selbst das Vermögen, ihre Person zu schmücken, und ihr einst so bewundertes schönes Haar geschmackvoll zu ordnen?

Aber diese Gedanken waren nicht der Beweggrund ihres Schweigens. Sie konnte in diesem Momente nicht sprechen, weil das Interesse, das ihr Mann an ihr nahm, die Worte, die sie in der Weise so lange nicht von ihm gehört hatte, einen solchen Sturm von Gefühlen in ihr erregten, daß die Sprache ihr versagte.

„Er liebt mich! — Er liebt mich noch! Nur das Spiel hat ihn von mir abgezogen, jetzt kehrt er zu mir zurück! Armuth, wie will ich Dich segnen, wenn Du mir sein Herz wieder zuführst.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Irrenanstalten und die Vorurtheile gegen dieselben.

(Von Dr. F. Wirth.)

(Fortsetzung.)

In Deutschland gebührt Langermann das Verdienst, als großer Reformator der Irrenheilkunde aufgetreten zu sein, dem sich noch andere ausgezeichnete Männer, wie Röthof, Erhard, Reil, Hofbauer, Horn und Andere anschlossen, die mehr oder weniger bahnbrechend gewirkt haben; namentlich aber haben sie mit Eifer dahingewirkt, der physischen Kurmethode, deren, wie wir gesehen haben, schon Hippokrates, Celsus, C. Aurelianus, selbst die Araber sich bedienten, möglich vielen Eingang zu verschaffen, und erst nach ihnen griffen auch Pinel in Frankreich und Willis in England diesen Gegenstand auf und führten ihn mit Konsequenz und Erfolg durch.

Wenn es nun auch ein großer Fortschritt war, die systematische Heilung der Irren betrieben zu haben, und wenn es ein noch größerer war, ihnen zu einem menschenwürdigen Dasein verholfen zu haben, so scheiterten doch zum größten Theile die Wirkungen der Irrenanstalten an den zahlreichen Vorurtheilen, die sich im Laufe der Zeit bei dem Publikum gegen das Irrsein und die Irrenanstalten breit gemacht haben.

Dazu diente vor Allem die Art der Einbringung der Kranken in die Anstalten und Gefängnisse; die Verwahrung von Geisteskranken in thierähnlichen Behältern, das Urtheil der Welt über einen Irren, dessen Krankheit mit der Moralität in Beziehung gebracht wurde, indem man Aeußerungen und Handlungsweisen, die schon zum Theil Produkt der Krankheit sind, als Ursache der Krankheit hinstellte; sodann der Mißbrauch, der mit den Irrenanstalten, so lange sie nicht der gehörigen Staatsbeaufsichtigung unterlagen, stattfand, wornach man den nächsten besten Gegner, Freund oder Verwandten, wenn man sich scheute, sein Blut zu vergießen, um eines materiellen Vortheiles willen, zeitlebens stumm machen konnte, indem man ihn für einen Narren erklären ließ. Die materiellen Schäden im bürgerlichen Leben und an der Existenz; die Furcht vor schlechter Behandlung in den Irrenanstalten; die Meinung, in der Nacht des Wahnsinns einmal versunken, wegen der Seltenheit der Genesungen unrettbar verloren zu sein; lauter Momente, die eine fast unbesiegbare Furcht vor

Digitized by Google

derartigen Anstalten erzeugten, die nur zum Nachtheil der unglücklichen Geisteskranken ausfallen mußte.

Wir wollen nun versuchen, diese Vorurtheile und Befürchtungen auf die wahren Verhältnisse zurückzuführen.

Was zunächst die Transportation der Irren in die Anstalten betrifft, so läßt sich nicht verkennen, daß an der Art der Beförderung der Kranken noch ungeheuer viel zu verbessern ist; es gibt noch Städte genug, in denen diese Unglücklichen durch eine polizeiliche Eskorte gleich einem Verbrecher mit Gewalt und oft in der rohesten Weise durch die Straßen geschleift werden, wo die ganze Schuljugend hinterher, nicht nur die Aufregung des Kranken noch vermehrt, sondern auch diese ganze Prozedur von einem großen Theile des Volkes als ein willkommenes Schauspiel betrachtet wird, indem man sich an den fruchtlosen Bemühungen des Kranken und an den Ausbrüchen seiner Wuth höchlich ergötzt, während ein anderer besser gesinnter Theil der Bevölkerung im höchsten Grade darob indignirt ist, und sich mit Schauder von einer Scene abwendet, die vielleicht morgen schon ihm zu Theil werden kann; es beruht also der Hauptnachtheil darin, daß durch derartige Aufzüge bei der großen Masse des Volkes alles edlere Gefühl erstickt wird, und daß man den Kranken mehr als ein gebändigtes Thier, denn einen Menschen betrachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben in Süd-Amerika.

(Fortsetzung.)

Als wir am 17. August in Islay anlangten, fanden wir diesen Platz zwar ziemlich unverfehrt, indem ihn seine Lage auf einem Felsen, etwa 100 Fuß über dem Meere, vor der Wasserwoge geschützt hatte; dagegen empfing uns die Nachricht, daß Arequipa, das ganz aus Stein gebaute Arequipa, in dem jedes Zimmer ein besonderes Gewölbe ist, in einen Trümmerhaufen verwandelt worden! Der Vulcan von Arequipa, der Misti, warf große Rauchwolken aus, und es scheint faßt, daß in ihm der Ursprung des ganzen Unglücks zu suchen ist, wenn nicht etwa weiter nach Bolivia hinein, woher die Nachrichten noch fehlen. Für letzteres möchte sprechen, daß, wie an anderen Plätzen, so auch in Arequipa, die Bewegung lange vor dem dumpf rollenden Geräusch, welches Erdbeben begleitet, gespürt wurde. Die Dauer des Erdbebens in Arequipa wird auf vier Minuten angegeben.

Ich übergehe die kleinen Küstenplätze Ho und Chala — die übrigen liefen wir nicht an, um rascher nach Callao zu gelangen — nur bemerkend, daß sie im gleichen Verhältniß gelitten, und komme zu unserer Ankunft in Callao am 19. August Abends 8 Uhr. Die Nachrichten, deren Träger wir waren, verursachten natürlich die größte Bestürzung. Man hatte in Callao und in Lima das Erdbeben sehr deutlich gespürt zu gleicher Zeit wie im Süden, und etwa 2¼ Minuten andauernd. Dann, aber erst Nachts um 10 Uhr, war in Callao eine starke Welle gekommen und hatte nicht unbedeutenden Schaden angerichtet, und die Bevölkerung dermaßen erschreckt, daß sie scharenweise nach Lima lief. Eine Feuersbrunst, welche in der folgenden Nacht in Callao, in der Gegend der Plaza de la Matriz, für etwa 1½ Mill. Doll. Schaden anrichtete, theilte das Interesse, und als darauf von den nicht sehr weit südlich gelegenen Städtchen Ica, Pisco und Canete, sowie von den Guano-Inseln sehr schlimme Nachrichten über die dort angerichteten Verwüstungen einliefen, gab man sich der Hoffnung hin, daß wenigstens dort die stärkste Wuth des Erdbebens ausgetobt haben würde, und glaubte den Süden sicher, bis man durch unsere Ankunft das traurige Gegentheil erfuhr.

Man muß der Bevölkerung von Lima und deren Behörden zugestehen, daß sie bei dieser Gelegenheit, und während der zwei Tage, welche wir dort verbrachten, nicht den Vorwurf der Lässigkeit verdienten, welchen wir in Chile gewohnt sind, ihnen zu machen. Sofort wurden alle verfügbaren Kriegsschiffe beordert, sich für den Süden bereit zu halten. Präsident Balta selbst begab sich nach Callao, um den Einkauf der Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse zu überwachen, mit denen sie beladen werden sollten, und deren Expedition zu beschleunigen. Mehrere fremde Kriegsschiffe stellten sich ebenfalls zur Verfügung, und ihre Dienste wurden dankend angenommen. Die Privatwohlthätigkeit zeigte sich sehr rege, überall gingen Sammlungen voran und bildeten sich Vereine für die verschiedenen Zweige der Unterstützung. Harry Meiggs, unser bekannter Erbauer der Santiago-Valparaiso-Eisenbahn (jetzt Unternehmer der Eisenbahn zwischen Arequipa und der Küste), zeichnete 50,000 Doll., die freilich der peruanisch-Fiscus wohl auf die eine oder die andere Art wieder herzugeben haben wird, ein Peruaner, Don Alvarez Calderon, die gleiche Summe, auch anderweitig wurden bedeutende Summen gegeben.

In Lima hatte man Nachrichten von der nördlichen Küste bis zum Hafen von Santa, überall hatte man das Erdbeben verspürt, überall auch das Steigen des Wassers bemerkt, nur je weiter nördlich desto schwächer, resp. später. Wir wußten demnach, daß das Erdbeben von Cobija bis Santa seine Wirkung geäußert, d. h. auf eine Ausdehnung von 13½ geographischen Graden; hiebei muß ich aber noch erwähnen, daß, wie wir heut in Guayaquil erfuhren, auch hier am 13. Aug. zur gleichen Stunde ein Erdbeben verspürt wurde. Sollte auch dieses ein Ausläufer desjenigen von Arequipa gewesen sein, so würde die Linie der Erschütterung auf

Digitized by Google

20½ oder 1200 engl. Meilen verlängert worden sein; es würden demnach, wenn man auch nur 100 engl. Meilen Breite für die Erschütterung annimmt, durch dieselbe 120,000 engl. Quiertmeilen in Bewegung gesetzt worden!

Die Nachrichten über die Zahl der verlornen Menschenleben sind natürlich wenig zuverlässig, es scheint aber, daß sie tausend im schlimmsten Falle nicht übersteigen werden. Daß diese Zahl so gering ausgefallen, ist hauptsächlich dem günstigen Umstande zuzuschreiben, daß das Erdbeben bei Tag stattfand, schwach begann und den Einwohnern der verschiedenen Orte Zeit ließ, sich aus ihren Häusern zu entfernen. Die Bewegung ist regelmäßig wellenförmig gewesen, wie an Bord eines Schiffes.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Gotha wird vom 2. Oktober gemeldet: Die deutsche Nordpol-Expedition dürfte etwa bis 10. November in Bremerhafen sein. Es wird alsdann ungesäumt Bericht erstattet werden über die Resultate, die Aufnahme bisher unvermessener Küstenstriche und Inseln, die Sammlung der Jagdbeute ꝛc. Die erreichte Breite von 81 Grad 5 Minuten ist die höchste bis jetzt von einem Forschungsschiffe erzielte. Die Expedition von Phipps in 1774 erreichte nur 80.38, die von Franklin im Jahre 1818 80.34, die Schiffe von Kane, Hay im Smith-Sund 1853 bis 61 78.37, die schwedische Expedition seit 1857 80.40, Ross am Südpol 78.10. Nur Parry im Jahre 1827 erreichte 82.45, aber nicht zu Schiffe, sondern mit Schlittenboot.

[Der Bandit Saggino.] Um des berüchtigten Banditen Saggino, eines Originals von Schlauheit, Humor und Laune, habhaft zu werden, hat der Präfect von Forli, Comthur de Luca, eine Prämie von 1500 Fr. für Denjenigen ausgeschrieben, welcher denselben gefangen nimmt, oder zur Verhaftung desselben verhilft. Saggino ist aber so beliebt bei der Bevölkerung, und den Häschern schon so viel dutzendmale durch die Füße gelaufen, daß auch dies wenig fruchten dürfte. Der Strauchdieb ist nie barsch und heftig, sondern freundlich und gefällig; obgleich er sich oft allein fünf bis sechs Personen gegenüberstellt. Diese plündert er dann auch nie völlig aus, sondern läßt jedem nach Ermessen so viel, um ohne Noth und Mangel nach Hause zu kommen. Diese Großmuth gewährt der Ehrenmann aber nicht umsonst, sondern er nöthigt alle Geplünderten unter theatralischen Versicherungen seiner Freundschaft und Erkenntlichkeit, ihm vor dem Abschied — einen Kuß zu geben.

[Wachsende Bevölkerung.] Der Erlaß des Freizügigkeitsgesetzes übt den erwartenden Einfluß auf die Vermehrung der Bevölkerung Berlins; es finden massenhafte Zuzüge statt. So hat sich die Einwohnerzahl in jeder Woche durch den Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle und durch Zuzug um 4 bis 500 Seelen, in der Woche vom 18. bis 24. Sept. aber um 770 Seelen vermehrt. Merkwürdigerweise bestehen diese 770 Seelen aus 578 männlichen und 192 weiblichen Personen, so daß die männlichen sehr stark überwiegen. Ein Unterkommen fanden die Neuanziehenden stets sicher in Berlin; noch stehen etwa 5500 Wohnungen leer und in den nächsten sechs Monaten werden außerdem noch 330 neuerbaute Häuser mit 5500 Wohnungen jeder Art bewohnbar werden.

[Gebrechenstatistik.] Man zählt gegenwärtig 166,800 Taubstumme in Europa, also 1 auf 1603 Einwohner. Die meisten kommen auf Preußen, Baden und die Schweiz. In London wird so eben eine Kirche für Taubstumme gebaut, deren es dort ungefähr 1800 gibt; in dieser Kirche soll in der Zeichensprache gepredigt werden. Blinde gibt es in Europa 219,000, d. i. 1 auf 1316 Einwohner; die meisten finden sich in England, Spanien und Schweden. Wahnsinnige und Blödsinnige gibt es gegen 300,000, d. h. 1 auf 943. Ein Wahnsinniger kommt auf 580 Germanen, auf 1192 Romanen und auf 1644 Slaven; ferner 1 auf 491 Protestanten, 1 auf 1088 Katholiken und 1 auf 1795 Geistlichen.

Aus Witten, 28. Sept., meldet die Witt. Ztg: „Gestern Abend bei Sonnenuntergang wurden wir durch eine prachtvolle Fata Morgana (Luftspiegelung) überrascht, wie sie sich auf der Meerenge von Messina häufiger zeigen. Wir befanden uns gerade in der Nähe des Helenenthurms, als das herrliche Schauspiel sich über eine halbe Stunde lang vor unseren erstaunten Blicken entfaltete. Der ganze westliche Horizont bot in wunderbar prachtvoller Beleuchtung das Bild eines breiten, ruhig dahinfließenden Stromes, besäet mit waldigen großen und kleinen Inseln, Dampf- und Segelschiffen, während man in dem entfernten Hintergrunde die undeutlichen Umrisse einer großen Stadt zu erblicken glaubte."

Auflösung des Räthsels in Nr. 223:

Viel „Stirn", viel Hirn und viel Verstand!
Bewährt dies Sprichwort sich.
Alsdann ist jeder Ochs im Land
Gescheidter als wie ich.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 232 Dienstag, 6. Oktober 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Eine Woche verging.

Wie eine Oase in der Wüste erschien sie dem ächten Frauenherz, dem treuen unserer armen Harriett. Ihr Mann war bei ihr! Sie konnte ihn pflegen und trösten. Sie sah seine Freude und hörte sein Lachen über die drolligen Streiche und Kunststückchen des kleinen Fred. Er hörte mit Aufmerksamkeit ihre Rathschläge und Pläne an, die sie ihm, ohne nur die Vergangenheit mit einem Vorwurfe zu berühren, mit Umsicht und Scharfsinn vorlegte, wodurch sie ihm bewies, daß sie nicht bloß ein Weib sei, zu lieben und geliebt zu werden, sondern ein solches, in das er unbeschränktes Vertrauen zu setzen, das in der Stunde der Noth trösten, rathen und handeln konnte.

Und dieser Schatz — größer als alle Diamanten — war fest mit, um der Thorheit und des Lasters willen, verschleudert zu werden.

Eine Woche, wie gesagt, war vergangen, eine Woche, während welcher Harriett jeden Morgen glücklich erwacht, ein Gefühl, das ihr so fremd war, so wohlthuend, daß sie bei dem Gedanken, es könne aufhören, zitterte. Jeden Abend fragte sie mit Angst: „Wird dies der letzte Tag meines Glückes sein? Sein Verlust wird mich noch elender machen, als ich es schon war!“

Nur wer Fred Carlton näher kannte, konnte einigermaßen den Zauber begreifen, der in seinem Umgange lag, denn beschreiben läßt er sich nicht. Hochbegabt von der Natur an Schönheit, Talent und einer nur ihm eigenthümlichen Grazie in Bewegung, Stimme und Gang, fesselte er Jeden, auf den er seinen Einfluß ausüben wollte. Seine Fehler wurden dann vergessen.

Schade, daß dieses Meisterwerk der Schöpfung diese Gaben so nutzlos verschleuderte.

Die von Harriett gefürchtete Unterbrechung trat leider schon an einem der nächsten Morgen ein. Ihr Mann erhielt einen Brief. Er theilte ihr den Inhalt nicht mit, aber nachdem er ihn durchgelesen, blieb er den ganzen Tag zerstreut. Sie hätte ihn so gern gebeten, ihr zu vertrauen und sein Herz auszuschütten, aber die Verlegenheit, mit der er ihrem forschenden Blicke auswich, verbot ihr es zu thun. Am Abend jedoch, als er eine Zeitung mit abgewandtem Gesichte in Gedanken verloren da gesessen hatte, sagte er schnell und kurz, ohne sie dabei anzusehen:

„Harriett, ich werde morgen auf kurze Zeit verreisen.“

Mit leiser Stimme fragte sie: „Wohin?“

Er beantwortete die Frage nicht, sondern that, als ob er sie nicht gehört hätte, und griff zu den Zeitungen.

Harriett stand auf, und ihre Hand auf seine Achsel legend, sagte sie:

„Aber Du nimmst mich doch mit, Fred? Nicht wahr?“

„Sei versichert, ich wünschte, ich könnte es, aber das ist ganz unmöglich —, ich gehe in Geschäften — in höchst unangenehmen Geschäften fort, ich habe mit Jemand, der mir die Hälfte des Weges von Paris entgegenkommt, einige Geldsachen abzumachen. Es wird nicht länger als ein paar Tage dauern und bei meiner Rückkehr können wir, wenn Du willst, hier weggehen. Vielleicht nach Italien, oder sonst wohin?“ Und er plauderte fort, um ihre Bitten, die er kommen sah, zurückzuhalten.

Als er inne hielt, beschwor sie ihn noch einmal, daß er sie mitnehmen solle.

„Mein liebes Frauchen, das ist ganz unmöglich — und das Kind? Wolltest Du es verlassen?“

„Bei Anny ist es in guten Händen. Doch warum können wir nicht Alle zusammengehen?“

„Geliebteste, das wäre ein förmlicher Umzug, während es so nur ein kleiner Ausflug ist. Auch würde es mit viel Mühe und Kosten verbunden sein. Hören aber überdies die Leute in Baden, daß wir abgereist seien, so könnten wir leicht gerichtlich verfolgt werden. Bitte, laß es wie es ist, und thue mir den Gefallen, nicht mehr davon zu sprechen.“

Der Morgen kam. Harriett wurde von ihrem Manne mit solcher Zärtlichkeit an's Herz gedrückt, daß es sie an längstvergangene Tage erinnerte. Sie bat ihn, bald wieder zu kommen, sie könne nicht ohne ihn leben! Er küßte den Knaben und betrachtete sein schönes Gesichtchen mit tiefer Zärtlichkeit und Rührung,

Digitized by Google

so daß Harriett Thränen in seinen Augen glänzen sah. Sie sah dem Wagen nach, bis er ihren Augen entschwand, und kehrte dann, wieder allein gelassen, in ihre einsame Wohnung zurück. Aber nicht mit so gebeugtem Geiste und gedrücktem Herzen, wie sie eingezogen war. Eine neue Kraft schien ihre Seele zu heben und zu stärken. Es war ihr, als müsse sich ihr Schicksal wenden, als ob ihre Prüfungszeit vorüber, ihr Gebet erhört wäre. Sie war ihres Gatten Weib in vollster Bedeutung, seine Rathgeberin, seine Freundin geworden. Seine Liebe gehörte ihr allein, das fühlte sie.

Seliger Gedanke! Die ganze Zukunft strahlte von Glück! Kur., Hoffnung, selige Hoffnug füllte ihr junges Herz. Was läßt sich nicht Alles mit einem Funken Hoffnung ertragen?

O Weib! Sollen wir die ausdauernde Hingebung deiner Natur, die nur eines Strahls von Hoffnung bedarf, um sich wieder aufzurichten, mehr bewundern oder bemitleiden?

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Irrenanstalten und die Vorurtheile gegen dieselben.

(Von Dr. F. Wirth.)

(Fortsetzung.)

Aus einem derartigen Transporte ersieht aber auch das Publikum, daß mehr oder weniger Zwang gegen solche Kranke angewendet wird, und es empört sich dagegen die menschliche Natur, der die Freiheit das Siegel der Menschlichkeit ist; doch nie wird die erleuchtetste und sinnreichste Menschlichkeit jemals im Stande sein, die Nothwendigkeit eines gewissen Zwanges ganz zu beseitigen, so lange man nicht bessere Hilfsmittel hat, und namentlich nicht zum besseren Verständniß der moralischen Behandlung dieser Kranken gekommen sein wird; jeder andere Kranke wendet die Mittel zu seiner Heilung an, entweder, weil er die richtige Beziehung derselben zu seinem Zustande einsieht, oder weil er sich der Geschicklichkeit eines Arztes anvertraut; er hat das Vermögen, sich selbst zu bestimmen; anders aber steht es mit einem Menschen, dessen Ideen und Handlungen ganz den sittlichen und sozialen Anschauungen und Gesetzen, der Zweckmäßigkeit zuwiderlaufen; die Geisteskranken sind unmündig, weil ihnen das Vermögen zu einer vernünftigen Selbstbestimmung fehlt; in Folge dessen bedürfen sie der Leitung und selbst eines gewissen Zwanges, da sie das Zweckmäßige nicht einsehen können.

Gegenwärtig nun geschieht die Einbringung der Kranken in die Anstalten doch allenthalben, soweit es die Verhältnisse gestatten, mit der größten Schonung und möglichst wenig Aufsehen; ja man strebt auch dahin, und viele Behörden sind da mit gutem Beispiele vorangegangen, die polizeiliche Begleitung da, wo sie noch besteht, abzuschaffen, und die Kranken nur durch Diener in Zivil begleiten zu lassen, deren Aufgabe nur sein kann, darüber zu wachen, daß der gerichtliche Befehl, den Kranken unschädlich zu machen, auch richtig vollzogen wird.

Ein solcher Kranker wird aber jetzt nicht mehr wie früher nach den Gefängnissen und Zuchthäusern geschleppt; seiner warten nicht mehr Käfige und Behälter, wie sie noch in einigen Anstalten, z. B. in der Salpetrière in Paris zum Andenken an jene traurige Zeit und ihre Verirrungen aufbewahrt werden. Wahrlich, es war eine traurige, eine schreckliche Zeit! Auf solche Höhlen des Unheils paßten die Worte Dante's: „Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung fahren.“ In vielen Irrenhäusern zeigte man die Geistörten wie seltene Thiere, und Kinder und Zöglinge ganzer Anstalten wurden damals zur Besichtigung der Irren herumgeführt, ja in Warschau soll es sogar an gewissen Festtagen zu einer Vergnügungspartie gehört haben, die Behältnisse und ihre wahrhaft unglücklichen Bewohner zu sehen. Doch für Thiere in einer wohlgeordneten Menagerie wurde weit besser gesorgt, als dies in manchen Irrenanstalten zum Theil geschah und noch geschieht; dort gibt man den Thieren Licht und Luft, aber diese Unglücklichen sperrte man in dunkle Kellergewölbe und Käfige; während dort die musterhafteste Reinlichkeit waltet, wälzte sich hier der Mensch in seinem eigenen Kothe, und Niemand schützte ihn vor Mißhandlungen der rohesten Art, wie es leider noch in gewissen Anstalten vorzukommen pflegt.

Solche Anstalten gibt es aber höchst wenige, und ihre Stunden sind gezählt. —

Man hört auch häufig die Ansicht aussprechen, daß die Geisteskrankheiten, immer nur aus Immoralität entständen, deren Vertreter vorzüglich Heinroth war, in so ferne er sagte: „Alle Seelenstörungen sind als Produkte von Hang und Reiz anzusehen, d. h. sie sind moralischer Art; die Seele kann nur moralisch erkranken.“ In Folge dessen halten Viele es geradezu für etwas Schimpfliches, wenn Jemand geisteskrank wird, oder man schämt sich, die Krankheit eines Verwandten einzugestehen. Nun läßt sich nicht verkennen, daß Seelenstörungen wohl durch direktes Verschulden entstehen können, das Schmerz und Krankheit erzeugte; so führt z. B. schlechte Gesellschaft zu Verbrechen und Haft; die Trunksucht zu Ausschweifungen, und diese wieder zu zahlreichen anderen Erkrankungen. Wenn nun auch hier Ursache und Wirkung miteinander übereinstimmen, so wäre es doch in keinem Falle gerechtfertigt, auf dem Einzelnen auf das Allgemeine zu schließen; denn die wenigsten Geisteskrankheiten entstehen durch eigenes Verschulden, sondern sind oft durch ganz verschiedenartige Zustände, durch körperliche Leiden u. dgl., namentlich aber durch erbliche Anlage bedingt. Aus diesen Leiden

Digitized by Google

bildet sich dann bei der Unerklärbarkeit des eigenen Unbehagens und der abnormen Gefühle nach dem Gesetze der Causalität eine Wahnidee; sei es Verfolgung wegen Verbrechen, die Selbstanklage großer Verworfenheit und Sündhaftigkeit; oder aus abnormen Gefühlen im Unterleibe, die Idee: vom Teufel besessen zu sein; oder aus einem chronischen Uterusleiden, die Idee „Mutter zu sein.“ Daher erklärt es sich, wie der große Haufe immer noch an der falschen und unchristlichen Ansicht festhält, daß ein solcher Mensch ein großer Sünder sein müsse, der vielleicht noch unter der Herrschaft des Teufels stehe und deßhalb eher durch Exorcismus, denn durch eine geregelte Behandlung wieder gesund werden könne. Kommt es ja doch noch selbst in unseren Tagen vor, daß gewisse Herren ihr Amt und Ansehen mißbrauchen, und zu einer solchen Prozedur schreiten, wodurch sie nur die Leute noch mehr in ihrer falschen Ansicht bestärken.

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben in Süd-Amerika.

(Schluß.)

Am 22. August verließen wir wiederum Lima, erreichten am 24. August Payta, an welchem Ort man eine ganz leichte Erschütterung bemerkt hatte, und heute Guayaquil. Wir erwarteten durch unsere Trauerpost auch diesen Platz in Bestürzung zu versetzen. Wer beschreibt aber unsere Gefühle als der Hafenkapitän auf die erste Bemerkung unseres Kapitäns über die Zerstörung Arequipa's ihn unterbrechend sagte: „Und auch Quito ist durch ein Erdbeben am 16. August halb, die Städte Ibarra und Otavalo ganz zerstört, ebenso viele Ortschaften, und in manchen nicht 5 Prozent der Bevölkerung entronnen! Vor zwei Stunden langte die Post mit dieser Nachricht an!“

Ich habe über diese neue Katastrophe nicht viel Details erfahren können. Sicher ist, daß dieselbe am 16. August um 1 Uhr 20 Minuten Morgens stattfand, also zu einer Zeit, in der Alles im tiefsten Schlummer lag, und der Verlust an Menschenleben muß enorm gewesen sein. Der Vulkan Cotacache, nördlich von Quito, scheint der Herd gewesen zu sein, der Cotopaxi, südlich, soll aber auch von Zeit zu Zeit donnern, und man fürchtete eine Eruption. Die Briefe, welche ich gesehen habe, sind unter dem Eindruck des Schreckens geschrieben, und vielleicht nicht ganz zuverlässig; weit werden sie sich aber auch nicht von der Wahrheit entfernen, und mehr als zu viel, wenn sie nur zur Hälfte wahr sind!

Die „Weser-Zeitung“ fügt noch hinzu:

Ein Privatschreiben aus Quito vom 18. August, dessen traurigen Inhalt wir ausführlich nachtragen werden, bestätigt leider Alles, was über das entsetzliche Schicksal mehrerer Städte Ecuadors gemeldet worden ist. In Quito selbst sind freilich nur 20 Menschen umgekommen, aber keine Kirche, kein Haus, keine Wand, die nicht Spuren des gewaltigen, freilich nur 15 Sekunden dauernden Erdbebens trägt, das um 1 Uhr 20 Minuten Morgens, am Sonntag, den 16. August die Stadt heimsuchte. Ibarra soll in der That vollständig in Trümmern liegen, und von der ganzen Bevölkerung 4, nach den höchsten Angaben 17 Menschen sich gerettet haben. Ebenso grauenvoll scheint das Schicksal von Otavalo gewesen zu sein. Die Stadt, die nach geographischen Handbüchern 20,000 Einwohner zählt, soll vollständig zerstört sein; von Puisagui soll sich höchstens ein Drittheil der Einwohner gerettet haben. Ein anderer Bericht wiederholt die Angaben des Reuter'schen Telegramms, welches lautet: Eine Depesche des Reuter'schen Bureaus aus London vom 25. September bringt nach dem „Panama Star“ und „Herald“ Einzelheiten über das Erdbeben in Süd-Amerika vom 13. August, welche die Nachrichten aus dem „Lima Nacional“ (Nr. 227) namentlich in Betreff Ecuador's ergänzen. In Ecuador werden als in Trümmern liegend folgende Städte genannt: Ibarra (nordöstlich von Quito, am Fuße des Vulkans Imbaburu, mit 12,000 Einwohnern), San Pablo, Atuntaqui und Imantad (?); wo Cotocaxi stand, ist jetzt ein Landsee. Die Einwohnerschaften Ibarra's, Otavalo's und Cotocaxi's sind vollständig umgekommen. In Quito waren die Wirkungen des Erdbebens wenig nachhaltig, doch sind sämmtliche Wohnungen stark beschädigt. Die angrenzenden Ortschaften Perucho, Puellero, Cachiquango sind meistens verschwunden. Die Zahl der Umgekommenen in Quito ist gering, in den andern Städten hingegen haben an 20,000 Menschen ihr Leben verloren. So berichtet die Depesche aus Ecuador, hoffentlich in zu stark aufgetragenen Farben, wenigstens lauten die Berichte, die sie aus Peru hat, viel schlimmer als die, welche der „Nacional“ enthält. Arica, Arequipa, Pisagua, Mejillones sollen dem Boden gleichgemacht sein.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Prag vom 28. September: Der Philosophen-Kongreß wurde vorgestern Vormittags im großen Premotionssaale des hiesigen Karolinums feierlich eröffnet Die Zahl der erschienenen Theilnehmer betrug 86 (von auswärts blos 15), darunter mehrere Damen. Von auswärtigen hervorragenden Persönlichkeiten, die zum Kongresse eingetroffen sind, erwähnen wir die Herren: Professor Röder und Schliephager aus Heidelberg, Professor Strümpell aus Dorpat,

Digitized by Google

den Adjunct der Philosophie Leander aus Lund in Schweden, Dr. Holfeld aus Dresden, Pastor Klecker aus Ratzeburg und Schulrath Prausek aus Wien. Professor Dr. v. Leonhardi begrüßte die Versammlung mit einer herzlichen Ansprache, in der er mit Befriedigung hervorhob, daß viele Philosophen, die am Erscheinen verhindert sind, schriftliche Beiträge geliefert haben. Sei auch die Zahl Jener, die sich von der Abhaltung des Kongresses keinen Nutzen versprechen, keine geringe, so habe es auf anderer Seite an Aufmunterung nicht gefehlt. Der Kongreß habe den Zweck, divergirende Meinungen unter Einen Hut zu bringen; erreicht werde derselbe durch das gemeinsame aufrichtige Streben nach Wahrheit und Achtung der Meinung Anderer. Um den einzelnen Systemen nicht zu präjudiziren, seien die Programmpunkte in möglichst allgemeiner Fassung gestellt worden. Er wendet sich hierauf einzelnen Gegnern des Kongresses zu, versucht deren schriftlich erhobene Bedenken zu widerlegen und ergeht sich schließlich in der Darstellung der Motive, die bei der Aufstellung des Programms zur Geltung kamen. Nach ihm hielt Professor Röder einen Vortrag über die Bedeutung des Rechtsbegriffes für die Lösung der Zeitfrage. Dr. Holfeld wird einen Vortrag über Religion halten.

Aus London wird vom 1. Okt. gemeldet: In nächster Zeit dürfen wir von hiesigen Gerichtshöfen einen interessanten Rechtsstreit erwarten. Eine Alliirte — offenbar etwas excentrische Dame, in eine österreichische Militäruniform gekleidet und mit einem Schwerte umgürtet (?), die Gräfin Amelia v. Derwentwater, ist mit einer zahlreichen Dienerschaft auf dem zerfallenen Schloß ihrer Vorfahren in der Nähe von Dilston eingetroffen, hat von demselben Besitz ergriffen, in den verfallenen Gemächern die Familienportraits aufgehangen und auf der Zinne die Familienflagge aufgesteckt. Dadurch gerieth sie mit den Behörden des Greenwicher Hospitals in Konflikt, welches einen Theil seiner Einkünfte aus den Liegenschaften des wegen Hochverraths enthaupteten Grafen von Derwentwater bezieht, und der Rentmeister des Hospitals stattete ihr einen Besuch ab, um ihr mitzutheilen, daß das Schloß Eigenthum des Hospitals sei. Die Gräfin, welche den Besucher höflich empfing, erklärte, sie handle auf Rath ihres Rechtsbeistandes und wolle einer gerichtlichen Entscheidung entgegensehen.

Die Versteigerung der großen Kunst- und Antiquitäten-Sammlung des Verlagsbuchhändlers Ettinger in Würzburg, die Herr Hofrath E. F. Förster leitete, ist bereits zu Ende gegangen und hat für die bisherigen Eigenthümer ein erwünschtes Resultat gehabt. Die Zahl der Kunstgegenstände betrug ca. 3000; eine Menge von Kunstliebhabern und Kunsthändlern aus Deutschland, Paris, London und Kopenhagen hatte sich eingefunden und die erzielten Preise erwiesen sich befriedigend. Ein sehr schönes Altarbild von Scorel wurde für 790 fl. verkauft. Holbeins Bilder Kaiser Max I. und der Kaiserin Bianka wurden sogar auf 1800 fl. gebracht, sollen aber vom Besitzer nicht abgegeben worden sein. Die Kupferstich-Sammlung fand weniger Liebhaber, desto mehr aber die Gläser aller Kategorien. Der Erlös war viel bedeutender, als sich erwarten ließ.

Wie aus Bangkok geschrieben wird, ist der höchste König von Siam ein leidenschaftlicher Astronom. Wie neueste Nachrichten melden, besitzt er eine Sammlung mathematischer und astronomischer Instrumente, welche einer europäischen Sternwarte Ehre machen würde, gibt selbst einen in Bangkok erscheinenden Almanach heraus und hat sich mit den gelehrtesten Leuten seines Hofes zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß in Mal-Wan, am Meerbusen von Siam, aufgemacht. Es wäre interessant, die Ergebnisse dieser Beobachtungen einmal mit denen unserer Astronomen zu vergleichen.

Hier sei eine Mittheilung der medizinischen Wochenschrift „Lancet“ erwähnt, welche auf Grund eines von Dr. Gayon eingesandten Berichts (Gayon besuchte nach dem Treffen von Mentana die römischen Hospitäler) die Angabe widerlegt, daß die Chassepot-Kugel beim Herausfahren aus dem Leibe des Getroffenen die Fleischtheile in der Ausdehnung mehrerer Fäuste zerreiße. Im Gegentheil, es sei die Wirkung des Chassepot — wenn momentan gewaltiger als die einer runden Minikugel — schließlich weniger lebensgefährlich als diese. Die Blutung sei wohl stärker, Extravasate unter der Haut dagegen weniger umfangreich, und das Schlimmste an der Chassepot-Kugel sei, daß ein Knochen, der von ihr getroffen wird, der Zersplitterung selten entgehe.

Räthsel.

Aufrichtigkeit ist ihm Gesetz und Pflicht;
Wie sehr die Frauen auch nach seinem Lobe dürsten,
Er schmeichelt ihnen dennoch nicht,
Und sagt sogar den höchsten Fürsten
Die Wahrheit kühn ins Angesicht.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 233 Mittwoch, 7. Oktober 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

XXXV.

Am Tage nach der Abreise ihres Gatten hatte Harriett ein seltsames Abenteuer.

Sie ging mit ihrem Kinde in der reizenden Umgebung ihrer Villa, die etwas zurücktretend, abgeschieden von dem Eingange in eines jener versteckten Thäler lag, die eben deshalb, jedoch wegen ihrer pittoresken Schönheit fast nur von Touristen aufgesucht werden, spazieren. Indessen vor dem Mai fanden sich auch die Touristen selten ein und deshalb konnte sie sich schon in größere Entfernung wagen, ohne Jemand außer den Bewohnern des naheliegenden Dörfchens zu begegnen. Der schöne Aprilnachmittag war heute dazu besonders verlockend gewesen und so wanderte sie mit dem Kleinen, den ein deutsches Kindermädchen trug, wenn Anny andere Beschäftigung hatte, weiter und weiter.

Sie hatte sich niedergelassen, um eine wundervolle Landschaft, die, hinter einem Walde versteckt, sich plötzlich ihren Blicken darbot, zu betrachten, als die Stille unerwartet von dem Rollen eines Wagens, dem Gesprech und dem Gelächter der darinnen sitzenden Damen und Herren unterbrochen wurde. Kaum hatte sie nach Zeit, sich mit dem Kindermädchen in's Gebüsch zurückzuziehen, als der Wagen an der Stelle, wo sie gesessen, vorüberrollte.

Harriett, die ungesehen die Gesellschaft betrachten konnte, erkannte darunter mit Erstaunen Lady Sligo und Miß Jemina Moncommery. Ja wenn sie sich auch bei der eleganten graziösen Gestalt, die nachlässig im Wagen zurückgelehnt saß, geirrt hätte, so konnte doch das laute, lärmende Lachen, und das in Lustigkeit strahlende Gesicht Niemand angehören als Miß Jemina.

Harriett stand mit verhaltenem Athem wie angewurzelt, bis sie vorüber waren, dann überkam sie ein so wehes Gefühl, daß sie sich der Thränen nicht enthalten konnte.

Welche Erinnerungen weckten die zwei Personen. — Sie erschienen ihr als Prophetinnen künftigen Unglücks.

Verloren in trübe Träumereien, trat sie aus dem Walde und verfolgte ihren Nachhauseweg in entgegengesetzter Richtung vom Wagen, der wahrscheinlich nach dem malerischen Geroldsee fuhr, das eine Stunde entfernt lag. Sie ging ohne zu rasten fort, bis sie nahe dem Fahrwege einen Reiter von der andern Seite her langsam über den holperigen steinigen Weg reiten sah. Ihr Schrecken hätte nicht größer sein können, wenn sie plötzlich ein häßliches Ungeheuer vor sich gesehen hätte, als sie ihn bei dem Anblicke Lord Sligo's empfand, umsomehr, da er auch sie gesehen hatte. Sie fühlte, daß ein Rückzug unmöglich war, denn seinem plötzlichen Stutzen, dem neugierigen Blick, den er unter ihren Hut richtete, folgte das Lächeln der Erkennung.

„Mrs. Carlton! Ah, ich dachte, daß ich mich nicht geirrt hätte, obgleich ein Zweifel an einem so unerwarteten Vergnügen wohl zu entschuldigen wäre."

„Allerdings!" erwiderte sie, indem sie die dargebotene Hand mit so würdevoller Fassung nahm, als es ihr der tiefe Aerger über dieses unangenehme Zusammentreffen erlaubte. „Es ist sehr lange, daß wir uns nicht gesehen haben!"

„Ja, hier ist der Beweis!" sagte Lord Sligo, indem er den kleinen Knaben ansah — „wenigstens denke ich — doch nein, ich kann kaum glauben, daß dies Ihr Kind ist! Wie die Zeit fliegt! Da sieht man, wie alt man wird!"

„Befindet sich Lady Sligo wohl?" fragte Harriett, die seine Moral über die Flucht der Zeit nicht anzuhören und die Begegnung zum schnellen Ende zu führen wünschte.

„Ganz wohl, glaube ich", dehnte der Lord heraus, „wenigstens so wohl, als es ein Winter in Paris einer Dame gestattet. Frische und Blüthe gedeihen in der heißen Atmosphäre von Bällen nicht so gut, als in den ruhigen Wäldern und romantischen Thälern", und er streifte Harriett mit einem Blicke, daß sie verächtlich die Lippen aufwarf. Sie verstand das Kompliment voll leerer Schmeichelei, denn welche Veränderung war mit ihr vorgegangen, seit sie der Lord zum ersten Male gesehen hatte. Wie konnte er bei ihrer abgemagerten Gestalt und ihren verblühten Wangen von Blüthe sprechen?

Aber in Lord Sligo's Kompliment lag mehr Wahrheit, als sie ihm zutraute.

Digitized by Google

Die Luft und Bewegung hatten ihre Farbe erhöht; die blendend weiße Stirn, die geistvollen dunklen Augen, die Grazie ihrer Gestalt, hatten Nichts von Reiz verloren — kurz, die plötzliche Erscheinung einer so schönen Frau in dem romantisch stillen Thale war wohl geeignet, Erstaunen und Bewunderung bei ihm hervorzurufen.

Der Lord machte sie nun mit der Ursache ihrer Begegnung bekannt. Die junge Herzogin von S— habe darauf bestanden, vor ihrer Abreise nach England noch einen Abstecher nach Baden zu machen und sie hatte sie überredet, ihr zu folgen. Er sei Narr genug gewesen, sich der Partie anzuschließen, und sitze jetzt in diesem schrecklichen Neste. Sie seien erst vor zwei Tagen angekommen, und er habe nun die Aussicht, sie in den feuchten Thälern und unter laubvollen Bäumen herumzuführen, statt sich in St. James-street zu sonnen. „Ich hätte die ganze Geschichte aufgegeben und wäre ihnen durchgegangen, wäre ich nicht glücklicherweise auf Carlton gestoßen."

„Also haben Sie Mr. Carlton vor seiner Abreise gesehen?" unterbrach ihn Harriett.

„Ja", sagte er etwas zögernd — „das heißt, nur einen Moment, denn er war so sehr beschäftigt, daß — daß —"

„Ja, er wurde ganz unerwartet in Geschäften abgerufen."

„Wirklich?" sagte seine Herrlichkeit, indem er sich verbeugte und seines Pferdes Hals klatschte, um den spöttischen Zweifel, der in seinem Lächeln lag, vor Harriett zu verbergen. Eine abschiednehmende Verbeugung zeigte ihm an, daß sie zu gehen wünsche und so entfernte er sich, nachdem er zuvor die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß sie von jetzt an wohl das Vergnügen haben würden, sich wie früher öfter zu sehen.

Hätte Harriett in sein Gesicht gesehen, so würde ihr das widernatürliche Lächeln, das sie so sehr haßte, aufgefallen sein, außerdem konnte sie mit seinem Betragen zufrieden sein, es zeigte weder die kalte höhnische Ueberhebung, noch die nachlässige Vertraulichkeit, die es sonst charakterisirte. Dennoch ärgerte sie sich außerordentlich über das Zusammentreffen, besonders da sie wußte, wie ängstlich ihr Mann bemüht war, seinen Aufenthalt vor seinen Freunden zu verbergen, überdies konnte dies einen von ihr gefürchteten Besuch Lady Sligo's herbeiführen. Denn wahrscheinlich wird sie denken, schloß Harriett, sie muß mir einen Besuch aus Mitleid abstatten — oder um über ihre Prophezeiung zu triumphiren. Doch nein! Lady Sligo — Ihre Prophezeiung ist bis jetzt noch nicht in Erfüllung gegangen. Ich habe viel gelitten, aber ich bin noch nicht der kalten Resignation anheimgefallen, die jener nach mein unabweichliches Loos sein müßte! Ich festige noch die Liebe meines Gatten, obgleich Woge auf Woge gedroht hat, sie von mir zu reißen, und ich will mich daran halten, so lange mir Kraft bleibt, festhalten mit meinem ganzen Herzen; nur der Tod soll sie mir entreißen!

Harriett theilte nach ihrer Rückkehr Anny das Abenteuer mit.

„Hab' ich mir's doch gedacht!", rief diese, daß der Mann, der vor ungefähr einer Stunde hier herumlungerte und mit seinem Peyer im Auge überall herumguckte, der Lord wäre! Ich möchte wissen, was er hier zu thun hat? Es ist nur Neu leroy, denn er ging ein paarmal am Fenster vorüber. Ich hätte mich aber wohl, mich sehen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Irrenanstalten und die Vorurtheile gegen dieselben.

(Von Dr. F. Wirth.)

(Fortsetzung.)

Wenn es nun allerdings Thatsache ist, daß Geisteskranke durch gewisse psychische Eindrücke von ihrem Wahne befreit werden können, so ist nicht zu läugnen, daß auch derartige Kranke in vereinzelten Fällen durch das Imponirende, womit ein solcher Akt der Teufelsaustreibung in Scene gesetzt wird, so wie durch das Vertrauen, daß man in die handelnde Persönlichkeit setzt, geheilt worden sind; allein derartige Erfolge sind verschwindend klein im Gegensatze zu den Nachtheilen, den dergleichen Manipulationen stiften. — Und ist es nicht geradezu thöricht und hart, wenn man diese Kranken als vom Himmel Geächtete verabscheut, ja sogar ihren Anblick flieht? Diese Kranken haben das Unglück gehabt, an ihrer verwundbarsten Stelle von harten Schicksalsschlägen getroffen zu werden, und wir wissen nicht, ob unser Geist würde Stand gehalten haben, wenn er denselben Kampf zu bestehen gehabt hätte; denn ein kleiner Fehler in der Organisation des Gehirns, eine unglückliche Verletzung, ein unerwarteter Schlag des Schicksals, eine traurige von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbte Disposition kann auch ihn jeden Tag in dieselbe Lage bringen. So wenig Achtung hat der Mensch für das Kleinod Vernunft! durch welches er Mensch ist!

Man mache sich doch einmal klar, was denn eigentlich für ein Unterschied zwischen moralischer Verdorbenheit und Sünde, und zwischen Geisteskrankheit ist! Während bei dieser Krankheit kein Vernunftgrund überzeugend wirken kann, weil die Freiheit des Willens eines solchen Kranken durch irgend eine krankhafte Veränderung seines Organismus gehindert ist, so kann auf der anderen Seite der Sünder seine Fehler einsehen, verharrt aber vorsätzlich im Bösen, weil er von seiner Vernunft keinen Gebrauch machen will; daher ist auch trotz aller Vernunftschlüsse und logischen Erklärungen noch kein Geisteskranker gesund geworden.

Digitized by Google

Es ist also an einer Geisteskrankheit nichts Schimpfliches als einer Pneumonie, oder einem Typhus oder sonst einer Krankheit; die Geisteskranken sind Menschen, wie wir, und wer sie verabscheut, verabscheut sein Ebenbild, und damit sich selbst; schimpflich aber ist es, wenn man erst mit solchen falschen Ansichten die begünstigste Zeit zur Heilung vergeudet und nicht alle vernünftigen Mittel ergreift, um einen solchen Unglücklichen der Nacht des Wahnsinns zu entreißen. So lange nicht Erwägungen dieser Art auf die besseren Menschen wirken, von denen allenthalben und immer die Verbreitung des Wahren und Guten und die Bekämpfung der Hindernisse ausgehen muß, und so lange man nicht so weit kommt, Irre immer als Kranke, und Irrenhäuser als Krankenhäuser anzusehen, so lange wird auch das Publikum immer auf derartige Kranke mit schiefen Augen blicken, und die Nachwelt wird dereinst mit demselben Entsetzen, mit dem wir jetzt von dem Verbrennen und Hinrichten der Hexen lesen, auch auf unsere Thätigkeit zurückblicken.

Ein anderer Punkt, worüber noch ziemlich falsche Urtheile verbreitet sind, ist der Mißbrauch mit den Irrenanstalten. In früherer Zeit wurden allerdings die Irrenanstalten, namentlich die Privatanstalten in England manchmal zu verbrecherischen Zwecken mißbraucht, indem sie als Gefängnisse für Diejenigen dienten, die zwischen Habsucht und Bosheit ins Gedränge kamen; diese Privatanstalten wurden aber meistens nicht von Aerzten geleitet, sondern nur von Spekulanten. Die damaligen Gesetze gaben auch den unteren Klassen des ärztlichen Standes, den Wundärzten und Apothekern zu viel Gewalt, und so kam es, daß man sich mit Leichtigkeit ein legales Instrument verschaffen konnte, d. h. ein Certifikat über Geisteskrankheit einer Person, indem sich unwissende oder habsüchtige Menschen gebrauchen ließen, die Absichten gewissenloser Verwandten oder schuldiger Angeklagten zu unterstützen. Wenn nun auch selbst vor einigen Jahrzehnten noch in England Fälle derart vorkamen, so ist doch jetzt bei der Art und Weise, mit der man alle Verhältnisse des sozialen und politischen Lebens öffentlich zu behandeln pflegt, und vorzüglich in dem Umstande, daß alle Anstalten aller Länder unter spezieller Aufsicht der Behörden stehen, nicht leicht zu besorgen, daß etwas Aehnliches wieder zu Tage trete. So wurden in den Jahren 1807—27 allerdings mehrfache Gräuel, welche bis dorthin in den englischen Irren-, namentlich Privat-Anstalten vorgefallen waren, zur Kenntniß des Parlaments gebracht; daraufhin wurden nun von demselben im Jahre 1828 neue Gesetze erlassen, welche eine geordnete Regelung und Beaufsichtigung dieser Anstalten herbeiführte; namentlich aber wurde eine oberste Irrenhaus-Kommission errichtet, deren Wirksamkeit sich anfänglich blos auf die Privatanstalten erstreckte, aber im Jahre 1842 über alle Anstalten des Königreichs ausgedehnt wurde. Bei schärfer Kontrole der Privatanstalten ist auch in Deutschland, trotzdem wir eine solche oberste Irrenhauskommission entbehren, doch nicht zu besorgen, daß ähnliche Mißbräuche zu Tage treten. Diese Zuversicht und Anerkennung der bestehenden guten Verhältnisse hat selbst das preußische Ministerium des Innern schon im Jahre 1841 ausgesprochen, indem es sagte, daß eine mißbräuchliche Benützung einer Irrenanstalt zum Zwecke der Freiheitsberaubung eines Individuums nicht zu befürchten sei, da vor jeder Aufnahme in eine öffentliche oder Privatanstalt der persönliche Richter benachrichtiget werden müßte, und daß bei der jetzigen Einrichtung der öffentlichen Anstalten und bei der Aufsicht, unter welcher Privatanstalten stehen, schon an sich nicht leicht anzunehmen sei, daß eine Person aufgenommen werde, die nicht gemüthskrank sei, oder daß eine solche nach erfolgter Heilung zurückbehalten werde.

Ein solches öffentliches Lob von Seite der obersten Behörde verdient gegenüber den vielfachen unbegründeten Verdächtigungen der deutschen Irrenanstalten um so mehr immer wieder hervorgehoben zu werden, als die Zuverlässigkeit der deutschen Irrenärzte und die Disziplin und Ordnung in den Anstalten, so wie die gegenseitige Kontrole der Anstalten unter einander mindestens einen ebenso großen und sicheren Schutz gegen derartigen Mißbrauch gewähren, wie die Kontrole und Beaufsichtigung der Behörden. Früher kannte man keine andere Anstalten für Irre als Bewahranstalten, und man hatte keinen anderen Grund, die Irren in solche Anstalten aufzunehmen, als ihre Gefährlichkeit; deshalb hatten auch die Aufnahmsbedingungen keine andere Aufgabe zu erfüllen, als unrechtmäßige Aufnahmen zu verhüten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Auf der Naturforscher-Versammlung zu Dresden hat die Sektion für öffentliche Gesundheitspflege folgenden von Dr. Varrentrapp aus Frankfurt a. M. und Wiebe, geh. Oberbaurath aus Berlin, gestellten Antrag angenommen: 1. Die Gesundheit der Städtebewohner verlangt als eines der dringendsten Bedürfnisse, daß der Boden, worauf die Städte erbaut sind, rein und trocken erhalten werde — rein, indem aller flüssige Unrath (Küchen-, Hausreinigungs-, Fabrik-Wasser u. s. w.) weder direkt dem Boden überliefert, noch in den Gruben oder sonst wie in der Nähe der Wohnungen aufgespeichert, vielmehr vollständig und schleunigst weit aus den Städten weggeführt werde — trocken, indem das Grundwasser, wo dasselbe regelmäßig oder zeitweise höher als der Kellerboden der Häuser steht, niedriger als derselbe gelegt und auf diesem Standpunkt dauernd erhalten werde. Zur Erreichung dieses Doppelzweckes sind folgende Forderungen zu stel-

Digitized by Google

len: 1) reichliche Versorgung der Wohnhäuser mit frischem reinem Wasser, und zwar am besten durch alle Stockwerke; 2) jeder Aufspeicherungsort, jede Art von Gruben (Versickerungs-, Senk-, cementirte Gruben u. s. w.) sind unbedingt zu verbieten; 3) leichte und schnelle Abführung des durch den Gebrauch verunreinigten Wassers durch gut eingerichtete, gehörig gespülte und ventilirte unterirdische Abzüge, dergestalt, daß jeder Fäulniß der flüssigen, organischen Abgänge nicht nur im Bereich des Hauses, sondern auch im Bereich der ganzen Stadt unbedingt vorgebeugt wird; 4) diese Abzüge sind so einzurichten, daß jedes Austreten von Luft aus denselben in die Häuser und die Verunreinigung des Untergrunds wirksam verhindert wird und 5) die Abzüge müssen tiefer als die Kellersohlen liegen, und sind so anzulegen, daß sie die Keller von etwaigem Grundwasser befreien, überhaupt die Keller vor dem Eintreten von Wasser in dieselben völlig schützen. II. Eine besondere Beachtung verdient die Entfernung der menschlichen Extremente... Bei diesen vor Allem ist jede Aufspeicherung verboten, schleunigste Entfernung geboten, und zwar sollen sie noch frisch abgeführt werden, d. h. ohne jeden Aufenthalt gleich nach ihrem Entstehen. Daher ist das Tonnensystem jeder Art von Gruben, selbst wenn diese durch die besten hydropneumatischen Apparate entleert werden, vorzuziehen, und ebenso das Schwemmsystem dem Tonnensystem. Bei kleineren und mittleren an großen Flüssen gelegenen Städten ist vom gesundheitlichen Standpunkt aus gegen die Ausgießung des frischen flüssigen Inhalts der Schwemmkanäle in jene Flüsse nichts zu erinnern. Großen Städten kann diese Ausgießung, insbesondere in kleine Flüsse, nicht gestattet werden. Hier empfiehlt sich, zumal da die Frage der Desinfektion, d. h. gegenüber der bloßen Geruchlosmachung die wirkliche Niederschlagung, Zersetzung und Zerstörung der schädlichen Bestandtheile, bis jetzt noch ganz problematisch ist, nach den bisherigen Erfahrungen vor Allem die Berieselung der Felder. Diese allein gewährt das Mittel, die Flüsse vollkommen rein zu erhalten, und allen düngenden flüssigen Unrath dem Ackerbau zuzuführen, indem andererseits bei jeder Art von Abfuhr das Küchen-, Wasch-, Fabrik-Wasser, der Straßendünger u. s. w. der Landwirthschaft entzogen bleiben."

Das „Athenäum" berichtet über einen reichen Fund von phönizischen und griechischen Alterthümern in dem Dorfe Dali in Cyprus auf dem Platze, wo einst das alte Idalium, die Hauptstadt eines der vier Königreiche und einer der größten Tempel der cyprischen Venus stand. Die Fundgrube besteht in einem 7 — 8 Acker großen griechischen Begräbnißplatze. Die griechischen Gräber sind nur etwa 3 Fuß tief, aber 6 oder 7 Fuß unter denselben stößt man auf zahlreiche phönizische Grabgewölbe, welche ofenförmig gebaut und mit großen Steinblöcken verschlossen sind. In denselben wurden Vasen mit phönizischen Gemälden und Inschriften, und Statuetten von phönizischen Frauen vorgefunden; außerdem zahlreiche andere phönizische und griechische Artikel, wie goldene Ohrringe, Medaillons, Fingerringe, silberne Armbänder, Ringe, Löffel, Münzen, kupferne und bronzene Speere, Lanzen, Streitäxte, Spiegel, Ringe, Tassen, Kochgeräthe, Statuetten, Götzenbilder, Münzen, Schmalben, Dreifüße u. s. w.; ferner kostbare Steine, wie Cornele, Amethyste, Rubinen, Agate; Glasbecher, Flaschen, Venusstatuetten, lebensgroße Köpfe, kleine Sarkophage, Grabsäulen, Thierfiguren, Lampen und viele Gegenstände aus Terracotta angefertigt. Einige der bemalten Vasen sind 3 Fuß hoch.

Das literarische Wochenblatt „Once a Week" macht darauf aufmerksam, daß die Londoner Brauer in den Wienern gefährliche Rivalen erhalten haben, da das Wiener Bier dort nicht nur den Deutschen ein lang empfundenes Bedürfniß befriedigt, sondern auch den Engländern dem heimischen Ale und Porter abspänstig zu machen droht. „Woran, so fragt das Blatt, liegt die Schuld? hat unser Geschmack sich verändert, oder ist unser Bier schlechter geworden?" Bereits sind fünf Lokalitäten für den Ausschank von Wiener Bier in London eingerichtet, und wir erlauben uns hiezu die Bemerkung, daß in denselben außerdem eine vollständige Wiener Speisekarte aufliegt mit Würstel, Rostbraten, Beischl, Lungenbraten mit Rockerl ꝛc.

Im Gasthause „Am See" in Starnberg sahen wir russische Köche agiren, welche für die Kaiserin „Olla potrida" bereiteten. Sie konnten kein Wort deutsch. Um Hühner zu verlangen, schrieen sie „Kikeriki". Als man ihnen drei brachte, nahm einer von den Köchen die Kreide und schrieb an die Thüre 12, welche Anzahl auch geliefert wurde. Diese und anderes Fleisch verschiedener Art kam nun in einen Papin'schen Topf und wurde ausgezogen und durchgeseiht. Die Kaiserin scheint dieser kräftigen Suppe auf der Reise zu bedürfen.

Bei der Leichenfeier Walewski's trug sich am Boulevard Saint Martin ein komischer Zwischenfall zu. Einige Gamins bemerkten dort, daß ein General, der in einem der der Leiche folgenden Wagen Platz genommen hatte, im Fahren mit großer Gemüthsruhe eine Broschüre las, und sie riefen ihm sofort zur großen Belustigung des Publikums zu: er möchte ihnen doch auch die „Lanterne" zu lesen geben. Im Nu verschwand die Broschüre in der Tasche des Generals.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 235 Freitag, 9. Oktober 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Jetzt hörte Harriett, die ganz nahe stand, die zweite Damen sagen:

„Ja, der kleine liebe Knabe geht jetzt nach Hause, wird aber morgen wiederkommen und Blumen pflücken."

Aber die schwarze Dame streckte ihre Hand nochmals aus, zog den Kleinen zu sich und sagte ärgerlich und mit unnatürlicher Stimme: „Nein, nein, er soll bleiben —, er muß hier bleiben —, er darf nicht fortgehen —, ich will ihn ansehen!"

Und sie streichelte das Kind und strich über sein Haar.

„Wie heißt er denn?" fragte sie dann plötzlich in ungeduldigem aufgeregtem Tone, sich zu ihrer Begleiterin wendend. „Wie sonderbar!" und sie lachte wild und schrill —, „ich habe es ganz vergessen; ich wußte den Namen — Nicht? Aber er ist so lange fort gewesen —, so lange —, so sehr lange — und nun hab' ich ihn vergessen!" Sie legte die Hand an die Stirn, als ob sie diese schmerze.

Die Gesellschafterin machte dem Kindermädchen ein Zeichen, das Bäbchen fortzunehmen, dann bückte sie sich zu dem letzteren, der mit seinen schönen Augen die Dame halb erschreckt, halb neugierig ansah, nieder und sagte: „Gib der Dame einen Kuß, lieb Kindchen und sage, wie Du heißt, dann läßt sie Dich gehen. Liebe Frau," fuhr sie fort, sich an ihre Herrin wendend, die das Kind schnell wieder zu sich zog, als ob sie fürchte, daß man es ihr nehmen möchte — „es ist sehr spät und hohe Zeit für das Kind zu gehen. Der Nebel steigt auf und das schadet ihm und Ihnen."

Die Dame legte die Hand wieder an die Stirne, während sie mit der anderen das Kind festhielt und murmelte: „O, ich habe den Namen vergessen, — es ist schlimm —, Niemand will mir den Namen sagen."

„Sage mir wie Du heißt, Du liebes Bäbchen?" hat noch einmal die Begleiterin.

„Fred Carlton!" sagte der Kleine mit seinem klaren Stimmchen, „ich heiße Fred Carlton!"

Harriett stürzte mit einem Angstschrei herbei, denn die unglückliche Frau hatte das Kind von sich geschleudert und schrie gellend den Namen Fred Carlton.

Einmal schon hatte Harriett diesen furchtbaren Schrei gehört und plötzlich wurde ihr Alles klar, er wiederholte sich noch mehrere Male, während sie ihr Kind aufhob und an ihre Brust schloß.

Die unglückliche Frau war aufgesprungen, sie hatte die Hände über ihrem Kopfe gefaltet, und sie wild zum Himmel emporstreckend, gellte sie mit der Wuth des Wahnsinns: „Fred Carlton! — Fred Carlton! — Mag dich und alle Mörder meines Sohnes die Rache des Himmels treffen! — Ja, sie haben ihn gemordet —, ich sehe sie —, ich sehe sie Alle! und sie zeigte in die leere Luft —, Sein Blut —, sein Blut klebt an ihnen, das Blut meines unschuldigen Sohnes! — Ich hab' sein schönes Gesicht gestreichelt —, ich habe mit seinen Locken gespielt — und nun blutet er —, sie haben ihn gemordet —, ja gemordet! —" und wieder erlönte ein gellender Schrei.

Harriett lag auf den Knien und bedeckte ihr Kind, damit es die Wahnsinnige nicht sehe. Furcht und Entsetzen hatten sie gelähmt.

Die Begleiterin stand an der Seite von Mrs. Lampert, denn sie war es — und suchte durch sanfte aber ernste Vorstellungen ihre Aufregung zu beschwichtigen, während sie stets nach dem Dorfe blickte. Bald bemerkte man auch von dort herkommend einen Herrn nebst einer Frau. Bei ihrer Annäherung nahm Harriett, krank und abgespannt, ihr Kind an die Hand und ging mit schwankenden Schritten ihrem Hause zu.

Die Erschütterung, die ihre schwachen Nerven gelitten hatten, war so groß, daß sie nicht im Stande war, Anny sogleich das Vorgefallene mitzutheilen, die eine ganz andere Ursache vermuthete, denn nicht lange nachdem sich ihre Herrin entfernt hatte, war Lord Sligo abermals dagewesen. Als er hörte, daß Mrs. Carlton nicht zu Hause sei, wollte er eintreten und ihre Ankunft abwarten; aber Anny verweigerte ihm so entschlossen den Eintritt, daß er genöthigt war zu gehen, jedoch mit dem Bemerken, daß er bald wieder kommen würde.

Harriett bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, und brach in Thränen aus: „O Fred, wann — wann wirst Du zurückkehren, um mich zu schützen?" flüsterte sie.

Digitized by Google

Bewußtsein sammelte und organisirte, war Johann Georg Nägeli.

Als Lehrer, Schriftsteller und Komponist hat Nägeli unermüdet für die musikalische Erziehung des Volkes gewirkt. Er rief zunächst in Zürich ein Sing-Institut ins Leben, in welchem große Massen für den Chorgesang herangebildet wurden, stufenweise vom einfachsten Volksliede bis zur kunstvollen Fuge. In diesem Sing-Institute stiftete Nägeli den vierstimmigen Männerchor als selbstständige Gattung des Chorgesangs (1810) und schrieb eine eigene „Gesangbildungslehre für Männerchor". Er darf als der Begründer des Männer-Chorgesanges betrachtet werden, des eigentlichen Männerchors im Gegensatze zum bloßen Vokal-Quartette. In der Zelter'schen Liedertafel wurde Letzteres fast ausschließlich gepflegt, nebst Rundgesängen, in welchen die Masse nur bei kurzen Chorstellen einfiel, ohne Stimmenvertheilung, wie es eben kam. Nägeli's That war ganz unabhängig von jener Zelter's, jedenfalls hat die Berliner Liedertafel im Jahre 1811 noch nicht öffentlich Männerchöre gesungen, wie das Züricher Institut. Nägeli, ein Gegner des Chorals, den er „unbeliebend, ermüdend und für schönen Wortausdruck unzugänglich" fand, bevorzugte das gesellige Lied. Sein „Gesellschafts-Liederbuch für vierstimmigen Männergesang" war von epochemachender Wirkung und weit verbreitet, am weitesten daraus sein Lied: „Freut euch des Lebens". Das Schweizer Volk weiß, was es dem Manne verdankt. Auf der hochgelegenen „Promenade" in Zürich, welche den herrlichsten Ausblick auf den See und seine belebten Ufer gewährt, erhebt sich ein Denkmal mit der schlichten Widmung: „Ihrem Vater Nägeli die Schweizer Gesangvereine."

Trug die Zelter'sche Liedertafel mit ihrer Beschränkung auf 24 Mitglieder, ihren Förmlichkeiten, ihrem Goethes-Kultus, den Charakter des Aristokratischen, Abgeschlossenen, so war Nägeli's Stiftung durchaus demokratisch. Jedermann, wer eine Stimme hatte, war gleichberechtigt, keine Form nahm hemmenden Einfluß. Die Kunst des Einzelnen, so wichtig in der Berliner Liedertafel, verlor hier ihre Bedeutung, ging im Ganzen auf, und dies Ganze strebte unablässig nach Ausbreitung. Allmälig schlossen sich diese ursprünglichen Gegensätze der norddeutschen und der Schweizer Liedertafeln ab, und der Charakter Beider näherte sich im Laufe der Zeit. Die Kunst der Berliner stieg bald auch zum Volk herab, und der Schweizer Volksgesang erhob sich immer mehr zur künstlerischen Ausbildung.

Nach dem Muster Berlin's hatten sich die norddeutschen Männergesang-Vereine gebildet, der Einfluß des Schweizer Vorbildes wurde maßgebend für die meisten Liederkränze Mittel- und Süddeutschlands. Schwaben, die wahre Heimath deutschen Volksgesangs, ging hier voran, und der „Stuttgarter Liederkranz" (1824) ward bald ein Mittelpunkt aller edleren Geselligkeit. Der Einfluß der schwäbischen Dichterschule — Uhland, J. Kerner, Schwab, Hauff — und der Kultus Schiller's goß eine eigenthümlich poetische Weihe über diesen Verein, welcher am 9. Mai 1825 das erste Schillerfest feierte und den Plan eines Schillerdenkmals damit verband. Wir können hier nicht auf die einzelnen Männergesang-Vereine eingehen, welche sich in den Dreißiger- und Vierziger-Jahren massenhaft ausbreiteten. Nur die immer stärker hervortretende Tendenz zur Vereinigung der einzelnen Liedertafeln eines Gaues, eines Landes ist hervorzuheben. So hatte man bald fränkische, schwäbische, rheinische Männergesang-Feste, zu welchen Hunderte von Liedertafeln sich vereinigten. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der nationalen Einheit entwickelte sich mächtig dabei, und in dem Kampfe um Schleswig-Holstein entfalteten die Gesangvereine in den Vierziger-Jahren eine begeisterte und auch einflußreiche patriotische Thätigkeit.

Während ganz Deutschland und die Schweiz mit Männergesang-Vereinen dicht besäet waren und bereits Holland, Belgien und Elsaß Liedertafeln nach deutschem Muster gebildet hatten, besaß Oesterreich noch keinen solchen Verein. Von allen namhaften Männergesang-Vereinen ist der Wiener am spätesten entstanden. Die Ursache solch' unbegreiflicher Verspätung lag, wie wir kaum zu sagen brauchen, in der Bevormundung durch eine Polizei-Regierung, die aus einem Zustand von politischem Angstschweiß nie herauskam und in dem Vortrag des „Deutschen Vaterland" eine Gefahr für das System witterte. Den „Gesang", den hat man jederzeit in Wien geliebt, aber die Verbindung von „Männer" und „Verein" war für die hohe Polizei ein unaudenkbarer Greuel. „Halten Sie mir ja dieses Gift aus Deutschland nieder," so soll Fürst Metternich den obersten Polizeichef Sedlnitzky ermahnt haben, als dieser ihm die Entstehung eines Gesangvereins in Wien meldete. Es war im Oktober 1843 — also gerade vor fünfundzwanzig Jahren — als der wackere Redakteur der Wiener Musikzeitung, August Schmidt, in einem Privathause der Vorstadt „Landstraße" dreißig Freunde versammelte, die sich vornahmen, einmal wöchentlich zur Uebung im vierstimmigen Männergesang zusammenzukommen. Dies war der erste Anfang des Wiener Männergesang-Vereins, dem sich bald Männer aus allen Ständen mit Lust und Eifer anschlossen. Als sich jedoch der Verein als solcher konstituiren wollte, stieß er auf die schlimmsten Hindernisse von Seiten der Behörden, welche Männergesang und Revolution mindestens für Geschwisterkinder ansahen. Drei Jahre lang existirte faktisch der Verein, ohne die Bewilligung, zu existiren, erlangen zu können. Einige Produktionen des Sänger im Jahre 1843 und 1844 fanden entschiedenen Anklang, und dem Beifalle des Publikums schloß sich sogar der kaiserliche Hof an, wo dem sich der junge Verein in Schönbrunn produzirte. Noch immer war aber sein Bestehen nicht behördlich anerkannt. Endlich drückte die Gewalt der öffentlichen Meinung doch so stark auf die Behörden, daß diese ihren offiziellen Segen

Digitized by Google

nicht länger vorenthalten konnten. Es war dies inmitten friedlichster Zustände ein bedeutungsvoller, ferner Luftzug vor dem Sturm von Achtundvierzig. Das „Gift aus Deutschland“ war glücklich eingeschmuggelt und ist seitdem durch ein Vierteljahrhundert von den Wienern mit dem lebhaftesten Appetit und ohne alle gesundheitsschädlichen Folgen in kleinen, großen und allergrößten Portionen genossen worden. Von Jahr zu Jahr wuchs die Zufriedenheit der Konsumenten und die Kunstfertigkeit der Produzenten — ein rühmliches Verhältniß, das in dem nun bevorstehenden 25jährigen Jubelfeste des Wiener Männergesang-Vereins gewiß seiner schönsten Bestätigung entgegensteht.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine russische Gerichtsscene.] In wortgetreuer Uebersetzung entnimmt die Ger.-Ztg. dem „Vrzpjaciel Ludu“ Nr. 38 ds. Js. folgenden Fall russischer Rechtspflege: In einer kleinen Stadt brachte ein Bauer eine Kuhhaut zu Markte. Es stellte sich sehr bald ein Jude als Käufer ein und erhandelte die Haut für 2½ Rubel, ging aber, da er kein Geld bei sich hatte, noch einmal nach Hause, um solches zu holen und versprach sogleich zurückzukehren. Inzwischen stellt sich ein zweiter Käufer ein, bezahlte für die Haut 3 Rubel, und der Bauer überläßt sie diesem um so lieber, weil er auf die Rückkehr des ersten Käufers bisher vergebens gewartet hat. Das Unglück aber wollte, daß dieser gerade in dem Augenblicke zurückkehrte, als der Zweite die Haut mit sich nehmen will. Es entspinnt sich ein Streit zwischen ihnen, Keiner will den Anderen nachgeben, bis sie sich endlich entschließen, die Sache vor das Gericht zu bringen. Der russische Richter läßt sich Alles genau erzählen und sagt dann zu dem ersten Käufer: „Du hast also zuerst die Haut erhandelt?“ — „Ja.“ — „Für wie viel?“ — „Für 2½ Rubel.“ — „Und wo ist das Geld? hast Du's?“ — „Hier ist es in meiner Hand.“ — „Lege es dort auf den Tisch.“ — Der Jude legt das Geld auf den Tisch und der Richter spricht zu dem zweiten Käufer: „Du hast nach diesem die Haut gekauft und schon bezahlt?“ — „So ist es.“ — „Wie viel hast Du bezahlt?“ — „Drei Rubel.“ — „Und bist Du jetzt im Besitze der Haut?“ — „Ich habe sie.“ — „Wo ist sie?“ — „Ich habe sie in den Hausflur vor der Kanzlei gelegt.“ — „Hole sie und lege sie dort in den Winkel.“ — Der Zweite ging, holte die Haut und legte sie in den bezeichneten Winkel. Darauf wendete der Richter sich zu dem Bauer: „Und Du hast Dich mit dem Ersten auf 2½ Rubel geeinigt, da dieser aber nicht mit dem Gelde zurückkam, hast Du die Haut einem Anderen verkauft und 3 Rubel erhalten. Hast Du sie?“ — „Ich habe sie.“ — Lege sie dort zu dem anderen Gelde.“ — Das geschah und der Richter fällte nun folgenden Spruch: „Du Erster handle nichts ohne Geld und beunruhige nicht die Stadt, Du Zweiter hintergehe Andere nicht und mache keine Theuerung und Du, Bauer, gib Dich nicht mit Solchen ab, die kein Geld haben. Und jetzt vor die Thüre mit Euch allen Dreien, Durak!“ Und warf sie hinaus. Die Haut aber und das Geld behielt er für seinen vortrefflichen Richterspruch.

Der 25. Theil der Korrespondenz Napoleon's I. ist erschienen. Derselbe enthält folgenden Brief an die Kaiserin Marie Louise: „Madame und liebe Freundin! Ich habe den Brief erhalten, worin Sie mir mittheilen, daß Sie den Erzkanzler im Bett empfangen haben; mein Wille ist, daß Sie unter keinen Umständen und unter keinem Vorwand irgend Jemanden empfangen, wenn Sie im Bett sind. Dies ist erlaubt, wenn man die Dreißig überschritten hat.“

[Signatur der Zeit.] In dem Jahresbericht eines badischen Landeskommissärs über den Stand der Fabrikgeschäfte im Jahr 1867 findet sich folgende bezeichnende Bemerkung: Die Papierfabrik in Etlingen hatte gerade in jener kritischen Zeit (der Kriegsbefürchtungen in der ersten Hälfte des Jahres) verstärkte Beschäftigung mit Papier für Patronen und Staatsanlehen.

Aus Rom geht der „Allg. Ztg.“ die Nachricht zu, daß Professor Peter Schöpf (aus München) die für das Grabdenkmal Platen's in Syracus bestimmte Kolossalbüste in Carrara-Marmor vollendet hat, und daß sie als ein vollkommen gelungenes Werk allseitig gepriesen wird.

Räthsel.

Zwei Söhne und zwei Väter,
Die schossen bei schönem Wetter
Drei Hasen, einen ganzen
Trug Jeder in seinem Ranzen
Nach Haus in guter Ruh;
Nun sagt, wie ging das zu?

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 236 Samstag, 10. Oktober 1868

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung)

XXXVI.

Durch die Ankunft der englischen Herzogin nebst einigen anderen hohen englischen Familien mit Gefolge war Baden zu dieser frühen Jahreszeit belebter als gewöhnlich. Die ganze Gesellschaft war nun des Vergnügens halber gekommen und daher herrschte an den um diese Zeit verödeten öffentlichen Plätzen schon viele Heiterkeit und Verkehr.

Die prachtvollen Salons waren geöffnet, denn heute Abend sollte der erste Bal pars der Saison stattfinden, der, wie es den Anschein hatte, auch von außerhalb stark besucht werden würde.

Die ganze englische Gesellschaft mit der Herzogin an der Spitze beabsichtigte ebenfalls hinzugehen und versprach sich von der gemischten Gesellschaft eines Reunionballes nicht wenig Vergnügen.

„Liebe Lady Sligo", sagte Jemina, als sie Nachmittags im Salon des Hotel saßen, „wollen Sie Ihren ehrenwerthen Gatten bereden, mit mir auszureiten? Er ist so halsstarrig! — Ich sehne mich so sehr nach einem guten Trab — aber die Männer sind alle so faul! Ich weiß, daß er ausreitet, denn ich habe ihn befehlen hören, sein Pferd vorzuführen. Ist's nicht so, Lord Sligo?"

„Ja, ich glaube, ich habe die Absicht."

„Wollen Sie mich dann mitnehmen?"

„S—e—h—r leid! Aber auf mein Wort, ich muß diesem großen Vergnügen entsagen!" erwiderte er.

„Na, das ist recht schlecht von Ihnen! Julia, wie konnst Du ihm nur erlauben, so allein überall im Lande herumzufahren. Gott weiß, wo er sich jeden Tag herumtreibt, das mögen hübsche Fährten sein, die er verfolgt? Wenn ich an Deiner Stelle wäre, das ließe ich nicht zu!"

„Meine liebe Jemina, Du weißt, daß ich mich nie um Lord Sligo's Treiben bekümmere", antwortete die Lady mit verächtlichem Zucken der Lippe.

„Apropos, Julia, ich habe Dir eine ganz allerliebste Neuigkeit mitzutheilen. Unser Aller Liebling, der angebetete Fred Carlton, wird heute Abend auf den Ball kommen. Lord Gordon hat mir es wenigstens gesagt!"

„Und Mrs. Carlton?" sagte Lady Sligo, und ihre kalte gleichgültige Miene, mit der sie das Geplauder der jungen Dame angehört hatte, verwandelte sich in einen Ausdruck von Interesse. „Wird sie auch da sein?"

„Der Himmel weiß, was aus ihr geworden ist! Armes Geschöpf! Fred Carlton befindet sich in der Gesellschaft des alten Judengrafen und macht der Gräfin übertrieben den Hof. Aber kein Mensch weiß, wo er seine schöne Frau versteckt hat. Ich will ihn heute Abend fragen!"

Lady Sligo seufzte und mit milleidiger, von Herzen kommender Stimme sagte sie; „Ja, nur zu wahr, armes Geschöpf!"

Lord Sligo sah von der Zeitung auf, fixirte Miß Roncommery mit den Augen und lachte. Dann schlenderte er langsam aus dem Zimmer und ritt bald darauf fort.

Nachdem er die schöne Lindenallee, die vom oberen Ende der Stadt hinausführt, verlassen hatte, setzte er sein Pferd in Trab, und befand sich bald wieder vor Harriett's Villa.

Lord Sligo klopfte leise an, und ganz wider Erwarten wurde er von dem deutschen Dienstmädchen eingelassen, die mit den Worten: „Treten Sie ein mein Herr!" den kleinen Salon öffnete. Niemand war da!

Das Mädchen, wahrscheinlich um ihn zu melden, öffnete eine andere Thüre. Erst hörte er nichts, als das gereizte, eigensinnige Weinen eines kranken Kindes, unterbrochen von einem harten heißeren Husten, der sehr schmerzlich zu sein schien. Dann hörte er das Mädchen sich, wie es schien, wegen eines Fehlers entschuldigen und Annys Ausruf:

„Nun, das muß ich gestehen, die Unverschämtheit dieses Mannes geht zu weit. Warum haben Sie ihn hereingelassen?

Er hörte das Mädchen hinausgehen, die Thüre wurde zugemacht und er mußte ungefähr zehn Minuten warten.

Der Lord öffnete jedes Buch, dann betrachtete er einige Miniaturgemälde, die in Kupfein lagen. Das

Digitized by Google

erste schloß er sogleich wieder, denn es war ein Kindergesicht; er haßte Kinder. Das zweite schloß er noch eiliger, es war das seines Freundes Carlton. Auch das härteste Gewissen regt sich noch einmal, wenn man plötzlich den von Angesicht zu Angesicht steht, den man verrathen will. Das dritte schien ihn mehr zu befriedigen, denn ein wohlgefälliges Lächeln verbreitete sich über seine Züge, a's er es betrachtete. Es war das Portrait Harriett's, kurz darauf aufgenommen, als er sie zum Erstenmale gesehen hatte, eine jugendliche blühende Schönheit.

„Bei'm Zeus! sprach er zu sich selbst — „das ist schön und obgleich das Original meinem Geschmacke nach kaum weniger schön ist, so muß sie sich doch entsetzlich seit der Zeit verändert haben. Fred, Fred, mein Junge — Du bist ein böser Kerl! Das kommt davon, wenn man eine Frau mit Herz heirathet; das ist höchst unbequem, besser ist's mit weniger Sensibilität zufrieden zu sein, dann kann man ungestraft thun und lassen, was man will. Wie sie Carlton vergötterte und für das Muster aller Vollkommenheit hielt, ja fast für einen Heiligen. Ich glaube, sie wird jetzt entdeckt haben, daß ihr Ideal nichts weniger als ein Gott ist. Indessen, wer kann das wissen? Er ist ein schlauer Teufel! Ich thue nur etwas Gutes und erreiche meinen Zweck, wenn ich ihr ein wenig die Augen öffne."

Lord Sligo horchte jetzt ungeduldig nach den leichten Tritten, die er erwartete, hörte vorläufig aber nichts, als das leise Murmeln einer Stimme und den lauten bellenden Husten, der ihn sehr unangenehm berührte.

Endlich öffnete sich die Thüre und Harriett trat ein. Ihre Wangen waren erhitzt, und durch die Miene eisiger Kälte, die sie annahm, blickten die Spuren der Sorge, des Kummers und der Angst hindurch. Sie war gezwungen, das Bett ihres Kindes zu verlassen, um den widerlichen Gast zu bewillkommnen, des Kindes, dessen jubelnde Fröhlichkeit sie zum Erstenmale in krankhaftes Weinen verkehrt und dessen schönes Gesicht sie vom Schmerz der Krankheit verzogen sah.

Vergangene Nacht hatte der Kleine heiser und oft gehustet, was Anny dem feucht-kalten Nebel zuschrieb, in dem er zu Hause gekommen war. Harriett hatte nach dem Doktor geschickt, der auch etwas verordnet hatte, den Anfall aber nicht von Bedeutung hielt.

Die ängstliche Mutter hatte den Kleinen fast den ganzen Tag nicht verlassen und er lag weinerlich und fieberhaft auf ihrem Schooße, als Lord Sligo gemeldet wurde.

Anny's unwilligen Vorstellungen ihn abzuweisen zum Trotz, beschloß Harriett ihn dennoch zu sehen. „Mein Anny," sagte sie, „es ist an mir, seinen Besuchen ein Ende zu machen. Er hatte vielleicht meine Andeutung, mich nicht eher wieder zu besuchen, als bis Mr. Carlton zu Hause sei, falsch verstanden; wenn dem so ist, so soll er sie jetzt verstehen lernen."

Nach ein paar Minuten Zögerung, während der sie die geeignete Fassung für den widerwärtigen Besuch zu erlangen suchte, legte sie das jetzt schlummernde Kind in Annys Arme, die ihrer Herrin mit einen Herzen voll Aerger nachsah, der nicht allein dem Lord sondern auch ihrem, wie sie ihn nannte, nichtsnutzigen Herrn galt.

Sie legte den Kleinen auf's Bett und sah mit ängstlicher Erwartung und auch wohl Neugierde — denn sie war bei alledem eine Kammerjungfer — auf den Ausgang dieser Unterredung.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Irrenanstalten und die Vorurtheile gegen dieselben.

(Von Dr. F. Wirth.)

(Fortsetzung.)

Das Non-Restraint-System nun charakterisirt durch die Entfernung alles mechanischen Zwanges, gegenüber dem Restraint, unter welchem man jede auch die mildeste Beschränkung des freien Gebrauchs der Glieder versteht, konsequent durchzuführen, setzt manchfache Bedingungen voraus, die sich denn doch so leicht nicht allenthalben finden lassen; dahin gehört vor Allem:

1) Zweckmäßige Einrichtung der Anstalten mit ausreichender Beschäftigung.

2) Eine ausreichende Anzahl wohlgeschulter und auf ein mildes Benehmen angewiesener Wärter.

Wir haben im verflossenen Herbste Gelegenheit gehabt, das berühmte Bethlehem-Hospital in London selbst zu besuchen, und mich von der Durchführung des Non-Restraint zu überzeugen. Wir müssen gestehen, daß wir im höchsten Grade überrascht waren über die Ordnung, Ruhe und Sicherheit, die daselbst herrschte, was um so mehr zu verwundern ist, als nur frische, nicht länger als ein Jahr dauernde, Fälle Aufnahme finden. Während unserer relativ langen Anwesenheit in genannter Anstalt, sahen wir bei den einigen Hundert zählenden Kranken auch nicht eine Beschränkung, aber auch keine Zerstörung, was bei der palastartigen Einrichtung der Anstalt fast unglaublich erscheint; wir hörten aber auch keinen Tobenden und während der ganzen Dauer des Diners herrschte eine solche Ruhe, daß man fast vergaß, sich in einer Irrenanstalt zu befinden. Allenthalben bedienen sich sogar die männlichen Patienten der Messer, Gabeln und Gläser; in den herrlichen Korridors befinden sich Aquarien, Wasserflaschen, Blumenvöpfe, und dabei herrscht überall die schönste Ordnung; Zeitungen in Menge liegen auf und wir konnten nirgends Zerstörung bemerken. Der einzige Zwang, wenn man es so nennen will, der hier geübt wird, besteht bei unruhigen oder gefährlichen Pa-

tienten in der Isolirung in kleinen, aber freundlichen Zellen, die außer der Matratze zum Liegen nur noch einige Schritte Raum zum Herumgehen haben, wodurch die Agitation auch gemäßiget wird; nirgends erkennt man ein Gitter, da die Fenster in den Zellen sehr hoch angebracht sind, oder hört sonst gesängsiartiges Kettengerassel; gegen Selbstverletzung schützen die mit Guttapercha-Platten gepolsterten Wände.

Bei Gelegenheit dieses Besuches konnten wir uns aber auch von dem imposanten und artigen Wesen des Wartpersonals, das nicht einmal sehr zahlreich war, überzeugen; denn in Bethlehem ist das Verhältniß des Wartpersonals zur Zahl der Kranken gewöhnlich nur wie 1 : 8. In Deutschland ist es wie 1 : 6, so daß im Allgemeinen in keinem Lande die Geisteskranken quantitativ und quantitativ so reich bedacht und von so viel Sorgfalt umgeben sind, als in Deutschland.

Seitdem wir Bethlehem gesehen, sind wir vollständig überzeugt, daß das Non-Restraint-System unter solch' günstigen Verhältnissen sich vollkommen durchführen läßt.

Das Non-Restraint-System ist aber auch in England jetzt ganz populär geworden und Conolly und R. G. Hill, den vorzüglichsten Vertretern dieses Systems, wurden seiner Zeit öffentliche Ehrenbezeugungen zu Theil „als Vorkämpfern der Humanität", und der englische Arzt muß diesem Umstande Rechnung tragen. Durch die vielfachen Entdeckungen über schlechte Behandlung, die man dort, namentlich auch im Bethlam-Hospital gemacht hatte, und durch die Art und Weise, wie man in England alle wichtigen Fragen öffentlich verhandelt, wurde das Volk sehr aufgeregt, und es duldet bei seiner Freiheitsliebe, und im Bewußtsein seiner Souveränetät nicht, daß einer von seinen Geisteskranken mit Zwang behandelt wird. Es gibt wohl kaum eine Nation, die so Großartiges in der Nächstenliebe und speziell in der Wohlthätigkeit leistet, als die Engländer. Deshalb sehen sie auch in den sogenannten Commissioners, unter deren Aufsicht jetzt sämmtliche Irren-Englands stehen, und durch diese unter den Augen der Gesetze, eine Garantie für ihre Menschenrechte. Das Volk setzt einen Stolz darein, seinen Irren einen komfortablen Aufenthalt zu verschaffen, und man sieht jetzt allenthalben die alten Anstalten nach den Forderungen der Neuzeit umgestaltet und neue Anstalten entstanden, bei denen Alles, was nur im Entferntesten an ein Gefängniß erinnert, sorgfältig vermieden ist. —

Bei uns aber ist die Sachlage eine andere. Wir besitzen gegenwärtig noch nicht die großartigen Hülfsmittel der Engländer zur Durchführung des Nicht-Zwangssystems; bei uns hat auch das Volk noch nicht für die Verbesserung des Looses der Irren Partei ergriffen; namentlich aber geschieht bei uns noch zu wenig für Bildung, Anweisung und Versorgung der Wärter für Irre, weßhalb der größte Theil derselben für den von ihm selbst nur aus Noth und aus Mangel eines besseren Erwerbes gewählten Beruf sich gar nicht eignet, und eben deßhalb unendlich mehr schadet als nützt; darum wäre die Einrichtung einer gut organisirten Krankenwärter-Schule höchst wünschenswerth, und es würde uns diese dem Nicht-Zwangssystem viel näher bringen, wenn es auch sehr zu bezweifeln ist, daß, wie die Sache jetzt gelagert ist, man in Deutschland zu dem absoluten Non-Restraint-System greifen wird.

Jedenfalls aber ist der größte Triumph des Non-Restraint-Systems der, daß die Zwangsmittel, die in den deutschen Irrenanstalten den Rang eines Heilmittels beanspruchten, fernerhin aufhörten, als ein Theil der Irrenbehandlung zu gelten, und die Nachwelt wird den Namen Conolly in dankbarer Erinnerung bewahren für die vernichtende Verdammung, welche er gegen die Agenten des Zwanges schleuderte.

Von dem von England so entschieden kultivirten Non-Restraint-System haben wir aber viel in unsere deutschen Anstalten übergepflanzt. Man hat sich faktisch überzeugt, daß man in der Reduzirung der Zwangsmittel viel weiter gehen könne, und man hält jetzt für leicht ausführbar, was man früher für unmöglich hielt. Man erkennt aber auch an, daß es Ausnahmsverhältnisse geben könne, in welchen eine vernünftige Anwendung von Zwangsmitteln am Platze sei. Es ist also in einer geordneten deutschen Anstalt, trotzdem man einen mäßigen Zwang nicht entbehren zu können glaubt, an eine solche Behandlung, die Furcht vor den Irrenanstalten erregen könnte, nicht mehr zu denken. —

Wie häufig ist dagegen der Kranke gerade zu Hause den schrecklichsten Mißhandlungen und Vernachlässigungen ausgesetzt! Bei dem Mangel an zweckmäßigen Mitteln und dem erforderlichen Geschick, den Kranken zu leiten, so wie den richtigen Moment zu seiner Isolirung zu erfassen, sieht sich oft seine Umgebung bei gefahrdrohenden Momenten, um sich selbst sicher zu stellen, veranlaßt, zu den äußersten Mitteln zu schreiten und dabei alle Menschlichkeit und Schonung außer Acht zu lassen; oder die Angehörigen des Kranken halten seine Aeußerungen und Thaten für das Produkt einer Ungezogenheit oder üblen Laune und Schläge treten an die Stelle der mangelnden Vernunft und Hunger statt reichlicher Nahrung versenken ihn immer tiefer in die geistige Nacht.

In den Irrenanstalten aber wirken auf den Kranken die Reize eines freundlichen Familienlebens; er findet hier das Unglück Trost, das Leiden Hülfe finden, die er von Fremden nicht zu erlangen berechtigt ist, und mit Dankbarkeit wird er anerkennen, daß Alles zu seinem Besten geschieht, wodurch er dann von seinen verkehrten Vorstellungen abgezogen wird.

Aber auch die ruhige Ordnung der Irrenanstalten, die Zweckmäßigkeit, die hier herrscht, der höhere Geist, der in ihnen waltet, indem hier die durch den Irrenarzt repräsentirte Vernunft das Ruder „über die durch höhere Vernunft gezügelte und herrschende Unvernunft" führt,

Digitized by Google

die man im übrigen Welttreiben leider nur zu häufig vermißt, — lassen so manche Kranke nach ihrer Genesung sich wieder in die Irrenanstalten zurücksehnen, ein deutlicher Beweis, daß die Irrenanstalten nichts so Erschreckendes und Furchtbares haben, als man gewöhnlich glaubt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine höchst originelle Versammlung hat am 5. October bei dem bekannten Jungfernbrünnel nächst Sievering stattgefunden. Es fanden sich nämlich dort aus Wien und der Umgebung mindestens an 2000 Damen ein, von denen die jüngste wohl mehr als 40 Jahre zählte. Die Veranlassung hiezu war die Neuwahl der Hauptprophetin jenes Brünnels, nachdem die berühmteste Nummernausliegerin, die unter dem Namen „Lauskathl“ sich ihr Renommée errungen, vor Kurzem gestorben ist. Diese Neuwahl fand statt, und es wurde zum künftigen weiblichen Vorstand der Jungfernbrünnel-Wahrsagerei eine in diesem Fache bereits renommirte Pythia aus Hernals gewählt, die wegen ihres flinken Mundwerkes den Beinamen „Schnatter-Marie“ führt. Die „Schnatter-Marie“ wurde der versammelten Menge, auf einem Esel sitzend vorgeführt. Sie trug ein großes Bild der h. Agnes vor sich auf der Brust, und kaum erschienen, war auch ihre Wahl durch Acclamation sofort vollzogen. Das Geschrei der alten Weiber war so arg, daß man sich bei einem Hexensabbath wähnte. Sofort nach der Wahl begann das Prophezeien von Glücksnummern, und die neue Prophetin gab so viele Hunderte von Ternen aus, daß allerdings die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß unter den zahllosen Nummern-Kombinationen sich bei der nächsten Ziehung auch eine als die richtige erweisen könnte.

Es ist jetzt definitiv festgesetzt, daß der Herzog v. Edinburgh, welcher das Kommando der „Galatea“ wieder übernommen hat, am 20. d. M. die durch das Attentat in Australien unterbrochene Seereise fortsetzen wird. Von Plymouth aus soll die Reise zunächst nach Madeira, dann nach Fayal und den Auferstehungsinseln gehen. Von dort beabsichtigt der Herzog dem Cap der guten Hoffnung einen zweiten Besuch abzustatten, und dann durch den indischen Ocean nach Mauritius zu gehen. Als nächste Station ist auf der Reiseroute Bombay verzeichnet, von wo aus Madras und Calcutta besucht werden sollen. Von da geht die Reise nach der Prince-of-Wales-Insel (Pulo Pinang) Singapur und Hongkong. Darauf wird die „Galatea“ nach den Philippinen, mit kurzem Aufenthalt in Manila nach Japan, und von hier direkt nach Sydney gehen. Von Neu-Süd-Wales aus wird der Herzog v. Edinburgh eine Reise nach Neu-Seeland machen, und nach deren Beendigung durch die Südsee und den stillen Ocean nach Valparaiso und Lima gehen. Von hier geht das Schiff über San Francisco, Californien und Vancouver's Eiland nach England zurück, wo seine Ankunft im Monat August 1870 erwartet wird.

Dem Dichter Emil Rittershaus in Barmen ist von dem nordamerikanischen Sängerbunde in Chicago ein goldener Sänger-Orden übersandt worden. Der Orden besteht aus einem amerikanischen Stern, an dessen Spitze ein ciselirter Adler von rothem Golde sich befindet, in der Mitte eine Lyra von gelbem Golde. Unten am Stern ist eine Schleife, auf welcher der Name des Beschenkten graviert ist.

Die Stiefelreinigungsanstalt ist nunmehr in Frankfurt in das Leben getreten. Während der ersten Tage der Besetzung der Wachstationen waren es jedoch weit mehr Neugierige, welche die oft noch schüchternen Dienstleute umstanden, als aufmunternde Arbeitgeber. Die von dem Verkehrsvereine dem Unternehmen gewährte materielle Unterstützung ist zwar geeignet, die Anstalt für die erste Zeit flott zu erhalten; dauerndes Bestehen kann sie jedoch nur durch entsprechende Theilnahme des Publikums erlangen.

Auflösung der Charade in Nr. 228:

Was Häßliches der „Darm“ verhüllt —
Das weiß der Metzger auszuschleißen;
Ist er mit Speck und Fleisch gefüllt,
Wer möchte in die Wurst nicht beißen?

Zur „Saite“ wenn er wird gedreht,
Bekömmt er Spannkraft, gleich der Sehne; —
Und wer alsdann die Kunst versteht:
Entlockt ihr zauberische Töne.

„Darmsaiten“ — (daß ich's nicht vergesse!)
Sind oft die Seele von dem Ganzen; —
Wie würden ohne Contrebässe
Die Bauern auf der Kirchweih tanzen?

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Waisandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 237 Montag, 12. Oktober 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Die Thüre war zu, Anny konnte deßhalb wohl abwechselnd die Stimme ihrer Herrin und die des Lords hören, aber die Worte nicht verstehen. So verging eine Viertelstunde. Sie mußte jetzt ihre Aufmerksamkeit dem Kinde zuwenden, denn der garstige Husten hatte ihn aufgeweckt; er rief verdrießlich nach der Mama. Sie beugte sich über ihn und suchte ihn durch Zureden und Liebkosungen zu beruhigen.

„Ach Gott," dachte Anny, „wenn das Kind ernstlich krank wird, was wird da aus meiner armen Lady werden, dann geht sie zu Grunde."

Da plötzlich lenkte sich ihre Aufmerksamkeit wieder auf das angränzende Zimmer, denn die Stille des Hauses wurde durch lautes Sprechen gestört, wie sie es lange nicht gehört hatte. Es war die erhobene Stimme ihrer Herrin, die im heftigen Aerger folgende Worte ausstieß:

„Es ist nicht wahr! Es ist nicht wahr, Lord Sligo! Ich sage Ihnen, es ist nicht wahr! Glauben Sie, Sie niedriger, schlechter, ehrloser Mann, glauben Sie sich auf diese Weise bei mir einschmeicheln zu wollen? Gehen Sie augenblicklich aus meinen Augen! Verlassen Sie auf der Stelle das Haus, in das Sie gewagt haben, sich einzuschleichen, um eine arme schutzlose Frau zu beleidigen, ihre Ohren durch Verleumdung ihres Mannes zu vergiften — ihres Gatten — von dem Sie ihr den Glauben beibringen möchten, daß er ein eben solcher Verräther sei, wie Sie!"

Lord Sligo sprach ruhiger dazwischen und Anny konnte nichts mehr hören. Gleich darauf wurde die Schelle heftig gezogen, die Thüre wurde aufgemacht, und sie hörte, wie sich der Lord den Gang entlang aus dem Hause stahl.

Ebenfalls aufgeregt wartete sie einige Minuten ängstlich auf das Eintreten ihrer Herrin, doch diese kam nicht und da der Kleine schon wieder längere Zeit ungeduldig nach der Mutter verlangte, so entschloß sie sich, diese aufzusuchen.

Sie trat in den Salon. Harriett stand in der Mitte desselben stumm und starr, wie ein Marmorbild. Kein Zug von dem Aerger, den ihre Worte kundgegeben, lag in ihrem Gesichte. Ihre Augen starrten, ihre halbgeöffneten Lippen waren weiß, sie machte den Eindruck, als sei sie plötzlich aus einem furchtbaren Traume erwacht und noch ungewiß, ob das Erlebte ein Traum, oder entsetzliche Wirklichkeit sei.

Zuerst bemerkte sie Anny nicht, doch als die Letztere sagte: „Liebe Mistreß sind Sie krank? Was ist Ihnen denn?" da erhob sie ihre Augen, sank auf einen Stuhl und brach in einen Strom von Thränen aus.

Sie weinte lange und bitterlich, die treue Anny kniete an ihrer Seite, und sagte, als sie im Stande war, zu sprechen:

„Ach warum haben sie mich denn nicht zu Hülfe gerufen, daß ich den Elenden hinausgetrieben hätte, der es gewagt hat, Sie so tief zu kränken? Daß Sie auch so verlassen, so unbeschützt solchen Beleidigungen ausgesetzt sein müssen! — Sie —"

Bei den letzten Worten erhob Harriett rasch den Kopf und mit Augen, die solch ein Feuer sprühten, daß es die Thränen aufzutrocknen schien, rief sie aus: „Ich gehe nach Baden! Ich muß für diese Nacht einen Wagen haben, Anny frage mich nicht!" fuhr sie fort, „aber heute Nacht muß ich auf den Ball gehen!"

Die arme Anny dachte, daß ihre Herrin von Sinnen wäre. „Mistreß! rief sie aus.

„Mein Mann ist dort und ich gehe zu ihm. Liegt darin etwas so Außerordentliches?" sagte Harriett in so strengem und entschiedenen Tone, daß Anny ging und dem Befehl ihrer Herrin gemäß einen Boten abschickte, um einen Wagen zu bestellen und zugleich den Doktor zu rufen.

Harriett ging wieder zu dem Kleinen und suchte ihn zu beruhigen, aber ihre Gedanken waren wo anders, und sie schien kaum den schrecklichen Husten, der immer öfter wiederkehrte, zu bemerken, und was das Fieber betraf — so war das brennende Händchen, das in ihrer Hand lag, die Wangen und Lippen, die sie wiederholt küßte, nicht heißer als die übrigen.

Die Zeit verging — das Kind schlummerte; sie gab Anny einen Wink, ihren Platz einzunehmen, und verließ das Zimmer. Anny saß in ängstlichen Gedanken verlieft da. Das deutsche Mädchen kehrte mit dem Wagen zurück und sagte, daß der Doktor in einer Stunde kommen werde. Die erstere bat sie ein Weil-

Digitized by Google

chen bei dem Kinde zu bleiben und ging in das Schlafzimmer ihrer Herrin.

Mrs. Carlton saß vor dem Spiegel und man sah, daß sie versucht hatte, selbst Toilette zu machen, aber, wie wenn es ihr zu schwer geworden wäre, hatte sie es aufgegeben und starrte jetzt bewegungslos in das Glas, während ihr langes Haar wie ein Mantel die Schultern bedeckte.

Als sie Anny bemerkte, fuhr sie auf, ihre Wangen bekamen Farbe, sie legte ihr Gesicht in die Hand und machte dann ein Zeichen, daß sie ihr das Haar machen solle.

Anny gehorchte schweigend. Mit welch' verschiedenen Gefühlen gegen früher legte das Mädchen heute mit zitternden Händen die goldenen Flechten um die heiße Stirn und paßte das reiche Ballkleid einer Gestalt an, die, seit sie es das letztemal getragen, so dünn geworden war! Harriett lächelte matt und schüttelte den Kopf.

„Ein einfacheres, Anny, das paßt nicht mehr für mich!"

„Ich dachte, meine theuere Herrin, das würde Ihnen am besten gefallen, denn es ist das letzte Geschenk Mr. Carltons."

„O, dann will ich es anziehen! Aber sehe ich nicht sehr übel aus?" fragte sie ängstlich, mit der Hand über die Stirne fahrend. „Anny, wird das auffallende Kleid den Kontrast nicht noch größer machen?"

„Liebe, liebe Herrin," schluchzte Anny, die sich nicht länger halten konnte. „Nie haben Sie schöner ausgesehen! Nie einem Engel mehr ähnlich; aber ist es gut, daß Sie so gehen, so ganz allein? Ihre Wangen brennen, Sie haben Fieber und sind so aufgeregt!"

„Allein, Anny? Ja, allein! Aber fürchte Nichts, der Elende hat sich unter dem Blitze meiner Augen, unter dem Donner meines Unwillens wie ein Feigling gewunden. Nein Anny," sie schauderte, „ich wollte, das wäre Alles! Aber geh, liebe gute Anny, geh — ich will allein sein!"

Sie legte die Hand an den Kopf. „Der Mensch hat mir die Sinne ganz verwirrt. Ich muß jetzt daran denken, was ich machen will! Geh' zu dem armen Kinde, der furchtbare unnatürliche Husten! Dennoch mein süßer Liebling, kann ich nicht zu dir gehen! Geh' zu ihm, bitte, geh Anny!" denn sie sah den unruhigen Blick, mit dem sie das Mädchen ansah. „Ich bestinde mich besser; aber das Alles zusammen ist fast zu schwer zu tragen. — Es ist genug, um wahnsinnig zu werden!" fuhr sie fort, als Anny zögernd das Zimmer verlassen hatte. — „Arme, arme Mrs. Lampert, und ach, der Fluch — der schreckliche Fluch! — Wie er noch in meinen Ohren tönt! Aber es ist ja nicht der erste Fluch, den ich gehört habe; hörte ich nicht schon einen, als ich meines Vaters Haus verließ? An dem Tage, wo ich das Herz meiner Mutter brach? Und ist er mir nicht gefolgt? Vater im Himmel, dein Gericht ist gerecht! Aber ach, wende dein Angesicht nicht von mir! Zerbrich das schon geknickte Rohr nicht gänzlich. Ich dachte in meiner Anmaßung, ich könnte mich jedem Schlage deiner gerechten Hand demüthig beugen; ach aber vergiß mir Vater, der du mir das Herz des Weibes gegeben hast — das — das kann ich nicht tragen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Wasserverheerungen in den Kantonen Tessin und Wallis.

Die „Gazzetta Ticinese" berichtet nach amtlichen Quellen: Die Brücke von Lodrino ist gänzlich zerstört. Bei der Landstraße über Lodrino fließt jetzt der Brenno. Ebenso ist die Straße rechts von diesem Orte gänzlich verwüstet. In Oliveone wurden acht Häuser und Ställe, so wie die Brücke über den Brenno, weggeschwemmt. Die Bevölkerung von Biasca mußte sich in der Nacht vom 27. September flüchten, ohne ihre Fahrhabe retten zu können. Die Wuhrungen, die in den letzten Jahren gebaut wurden, sind größtentheils zerstört. Unterhalb der Brücke von Biasca, welcher ebenfalls der Einsturz droht, ist alles Land unter Wasser. Auch in Pasquel steht ein See.

Aus dem Bienio-Thal hat man noch keine offiziellen Berichte; aber aus den Trümmern, welche das Wasser gebracht hat, schließt man auf große Verheerungen. Die ganze Ebene um Semione war am 29. ein See. Ein Erdschlipf hat Güter und Gebäude beträchtlich beschädigt. Fünf Personen kamen dabei um. Die größere Brücke zwischen Biasca und Semione ist zerstört. Der Güterkomplex des Gymnasiums von Pollegio ist mit Schutt überführt. In Malvaglia kamen fünf Personen um; verschiedene Häuser sind gänzlich zerstört, einiges Vieh ertrunken. In Bodio sind mehrere Häuser eingestürzt und beschädigt; man zählt 20 Todte, unter ihnen Hauptmann Ercole Corecco; der ganze Ort ist überschwemmt. In Giornico sind zwei Häuser zerstört, beträchtlich viel Land verwüstet. Sämmtliche benachbarte Weinberge sind nichts als ein Schuttzaufen (ammasso di macerio). Von Aquarossa sind nur zwei Häuser übrig geblieben. In Chiucisco kamen 18 Personen ums Leben. In Malvaglia wurden mehr als 12 Häuser und Mühlen und viele Ställe zerstört; dazu kommen 5 Todte. In Cumiasca gab es ebenfalls 20 Todte, in Castro ein Menschenleben zu beklagen. In Chiggiogna gelang es nur den Anstrengungen der Bevölkerung etwa 300 Stück Vieh, die auf dem Wege nach dem Markte von Lugano waren, zu retten. An vielen Orten ist die Straße für Fuhrwerke unbenützbar. Laut einem Telegramm vom 30. September war die Straße von Bellinzona nach Faido nur bis Ostogna

Digitized by Google

fahrbar; der Weg von Faido nach Giornico war an 24 Orten unterbrochen. In Corzoneſa wurden 23 Personen unter einem Erdſchlipf hervorgegraben. Die Wuhr von Tondo im Bellinzoner Gebiet hat widerſtanden, obgleich das Waſſer über Mannesḧöhe geſtiegen war.

Laut einem im Bundespalaſt eingetroffenen Bericht hat Bundespräſident Dr. Dubs geſtern Abends um 6 Uhr von Bellinzona, wo er vorgeſtern Abends um 5 Uhr angekommen war, ſeine Reiſe über den Bernhardin weiter fortgeſetzt. Dem Vernehmen nach hat die Teſſiner Regierung die vom Bundesrath angebotenen Sappeurkompagnien abgelehnt, da bereits Arbeiter in hinreichender Anzahl nach den bedrängten Orten abgegangen ſeien.

Ueber die Waſſersnoth im Kanton Wallis berichtet man unter dem 6. d. aus Sitten: „Zum Drittenmal iſt der Kanton Wallis von gewaltigen Regengüſſen und Ueberſchwemmungen heimgeſucht worden. Im Oberwallis iſt die Rhone in Eibolt, Laldern, Biſp, Baltſchieder, Raron, Gampel, Turtmann und Steg über die Ufer getreten, ſo daß die ganze Ebene von Gamſen abwärts auf eine Länge von 20 Kilometern unter Waſſer ſteht. Auch die Ebene bei Leuk, welche früher verſchont blieb, iſt überſchwemmt, ſo wie diejenige von Granges. Im Unterwallis iſt die Gemeinde Fully, bei Martigny, neuerdings bis an den Fuß des Gebirges vollſtändig unter Waſſer geſetzt, und die Ernte vernichtet. Die Dämme, ſchon durch das Hochwaſſer vom letzten Auguſt angegriffen, haben bei der Brücke von Solverjaz diesmal ſtark gelitten. Die Gemeinden Ardon und Gamſon haben den tiefer liegenden Theil ihres Gebiets ebenfalls überſchwemmt geſehen, und ein großer Theil der Ernte iſt dort verloren. Abgeſehen von der bezeichneten Stelle bei Fully, haben die neuen Bauten ſich im Allgemeinen gut bewährt. Seit geſtern neigt ſich das Wetter zum Schneien, und ſinkt das Waſſer. Der Verkehr auf der Hauptſtraße war bei Turtmann unterbrochen, wird aber heute Abend wiederhergeſtellt. Mehrere Bergwaſſer im Thale von Conches ſind furchtbar angeſchwollen, und oberhalb Morell iſt die Straße von der Rhone weggeriſſen worden."

Die neueſten Berichte aus dem Kanton Graubünden lauten nach dem Churer „Tagblatt": „5. Oktober, Mittags. Es hat ſich beſtätigt, daß es in der Nacht im Gebirge, bis in die Waldregion herab, ſchneite. In Churwalden zeigte der Wärmemeſſer um 5 Uhr Morgens nur noch 4 Grad (C.). Noch iſt man nicht ſicher, doch hat der Himmel ein herbſtlicheres, kühleres Ausſehen. Geſtern, Sonntags, ſind mit dem Kondukteur Dekasper bereits wieder vielen Reiſende aus Italien über Spligen in Chur angekommen. Die Brücke zu Madonna war früher ſchon hergeſtellt worden. Die einzige Schwierigkeit war noch bei Spligen der Rhein. Man hatte aber bereits eine Nothbrücke für Fußgänger geſchlagen, über welche auch Frauenzimmer herüberſpazieren konnten. Man wird hier, wenn jetzt das Waſſer ſinkt, bald eine fahrbare proviſoriſche Brücke haben. Beim Bade Pignien in Schamſ, vor dem Hauſe des Hrn. Baſorga, fuhr man wieder vierſpännig vorüber, wie in den alten guten Zeiten. Der Schrecken legt ſich, man gewinnt Zuverſicht. An der Tardisbrücke ſpannt man lange Tramen um den zerſtörten Pfeiler zu erſetzen. Die Reiſenden paſſiren die Brücke ohne Anſtand. Der Eiſenbahnzug von Landquart mit der Poſt iſt in Chur auch heute, wie täglich, angekommen.— 5. Okt. Abends 8 Uhr. Die Gewäſſer haben ordentlich zu ſinken begonnen. Keine neuen Unglücksposten ſind angelangt, mit Ausnahme von Calanca, wo die Botſchaft vom erlittenen Schaden ſehr ſpät gekommen iſt. Depeſchen aus dem Bergell melden von anhaltendem Regen, doch von keinem Unfall. In Buſchlav ſei die Straße an einer Stelle zerſtört. Die Telegraphenverbindung zwiſchen Chur und Zürich iſt in Ragaz, wo ſie unterbrochen war, wiederhergeſtellt. 6. Okt. Morgens 6 Uhr. Der Waſſerſtand beträchtlich niedriger. Die Kataſtrophe bis an die Rachweben hoffentlich als beendigt zu betrachten. Schon vorgeſtern iſt die italieniſche Poſt ſtolz und kühn bei Spligen über die geſchlagene Nothbrücke gefahren. Die Tardisbrücke wird bald wieder fahrbar ſein. Die Churer und die Emſer fahren auf Tod und Leben Holzſtämme (Föhren ꝛc.) an die Eiſenbahn für Ragaz zur Herſtellung der Eiſenbahnverbindung mit Mieneſeld. Iſt hier das Loch geflickt, ſo iſt die Eiſenbahn von Chur nach Zürich curirt. Im St. Gallen'ſchen Rheinthal wird es nach der Ausſage von Sachkundigen verhältnißmäßig ebenfalls raſch gehen mit den Reparaturen. Man läßt keine Zeit in den Bodenſee rinnen. Die Churer Spediteren befördern die Seide über die Tardisbrücke. Sie wird, bis die Brücke wieder für Fuhrwerke geöffnet iſt, hinübergetragen." Ueber die an der Eiſenbahn im Kanton St. Gallen erfolgten Beſchädigungen hat die Generaldirektion der Vereinigten Schweizerbahnen einen umſtändlichen, leider nicht ſehr tröſtlichen Bericht erſtattet, dem Folgendes entnommen ſei: 1) Unterhalb der Station Au iſt der Bahndamm von den Bewohnern von Au und von Berneck geöffnet worden, um dem oberhalb der Station eingedrungenen Rheinwaſſer größern Abfluß zu verſchaffen. Die gemachte Oeffnung iſt zur Stunde wieder geſchloſſen. 2) Oberhalb der Station Au hat außer etwa 12 kleinen Dammbrüchen von etwa 150 bis 200 Fuß Länge ein größerer in zwei Abtheilungen von zuſammen etwa 400 Fuß Länge ſtattgefunden. Weiterhinaus bis Rüthi iſt die Bahn in Ordnung. 3) Zwiſchen Rüthi-Sennwald und Saleth ſind viele kleinere Beſchädigungen vorgekommen. 4) Von Saleth bis Burgeran ſind mehrere große Durchbrüche erfolgt. Bei Burgeran iſt Brücke und Bahn auf eine Länge von etwa 500 Fuß verſchwunden. Wie groß übrigens die Beſchädigungen auf dieſer Strecke ſind, kann noch nicht geſagt werden, weil ſie noch großentheils unter Waſſer iſt. Jedenfalls

Digitized by Google

ist zu besorgen, daß sie sehr bedeutend sein werden. 5) Bei Trübbach hat der Ortsverwaltungsrath von Wartau den Bahndamm durchstechen lassen müssen, um die von den Gewässern schwer bedrohte Ortschaft zu sichern. 6) Zwischen Trübbach und Sargans, und zwar in der Nähe der letztern Station, ist die Bahn auf eine Länge von etwa 3000 Fuß stark beschädigt. 7) Von Sargans bis Station Ragaz ist die Bahn wieder fahrbar, dagegen ist sowohl die Durchfahrtsbrücke zwischen der Station und der Eisenbahnbrücke über den Rhein, als der Bahndamm auf eine Länge von etwa 450 Fuß gänzlich demolirt. 8) Zwischen der Rheinbrücke und Maienfeld ist der Bahndamm auf eine Länge von etwa 400 Fuß ebenfalls fortgeschwemmt. 9) Längs der ganzen Rheinlinie sind eine Menge Ueberfahrten und Durchlässe ganz zerstört. Leider befürchtet die Generaldirektion der Vereinigten Schweizerbahnen, die Bahn nicht vor Ablauf von ein paar Wochen wieder in fahrbaren Zustand bringen zu können. Daß ihre vollständige Wiederherstellung bedeutende Summen erfordern wird, ist leider ebenfalls gewiß. Laut Briefen an den Bundesrath aus Ragaz von heute Morgen ist das Wasser bedeutend gefallen und werden die Dammbrüche muthmaßlich noch im Laufe des heutigen Tages ausgefüllt werden. Letzten Sonntag war auch die Linth ausgetreten. An diesem Tag tobten fast alle Hauptströme der Schweiz: Rhein, Inn, Tessin, Linth, Reuß und Rhone.

Mannigfaltigkeiten.

Ein grauenhaftes Stückchen „Berliner Leben“ erzählt die „Sp. Ztg.“: Sieben Kinder, sechs Knaben und ein Mädchen, alle im Alter von 10—12 Jahren, hatten täglich ihre bestimmten Zusammenkünfte auf dem Alexanderplatz am Springbrunnen. Hier wurde zwischen ihnen verabredet, wo sie sich Abends treffen wollten: entweder auf dem Nikolai- oder auf dem Marien-Kirchhofe. Dort, auf einem der Kirchhöfe, brachten sie dann, versteckt in Gebüschen, die Nacht zu, kletterten gegen Morgen über die Mauer in die anliegenden Gärten und stahlen dort Alles, dessen sie habhaft werden konnten. Nichts war vor ihnen sicher, sie nahmen Rosen, Gummischläuche, Spaten, Handwerkszeug ꝛc.; sie versuchten sogar einmal, sich eines Bienenstockes zu bemächtigen, doch wurden sie bei diesem Versuche sämmtlich von den Bienen zerstochen, so daß sie bald von ihnen abließen und entflohen. Die gestohlenen Sachen verkaufte die kleine, wohl organisirte Diebsbande alle an einen Trödler, bis man ihrer endlich habhaft wurde und sie einsperrte. Die Kinder wurden vor einigen Tagen Alle wegen wiederholten schweren Diebstahls zu je 14 Tagen bis 6 Wochen Gefängniß verurtheilt, der Hehler wurde mit 4 Wochen Gefängniß bestraft.

[Ein gutes Schulbuch.] Bei dem lästigen Streben, die Pflege der deutschen Sprache und eine tüchtige Anleitung zu deutschen Aufsätzen in den Schulen immer mehr heimisch zu machen, wollen wir hiemit auf ein neues Buch hinweisen, welches vortreffliche Partieen zum Lesen bietet und zwar zum Lesen mit Verstand und Gemüth, zu Bildung und Ruhen; dann treffliche Muster für jede Art stylistischer Elaborate; außerdem eine reiche Sammlung sehr nützlicher und passender Real-Artikel aus dem Gebiete der Moral, Geographie, Geschichte, Technologie, Naturkunde u. dgl. enthält, weßhalb wir dieses Buch hiemit bestens für den Schul- und Hausgebrauch empfehlen möchten. Sein Titel lautet: „Marschall deutsches Lesebuch, für Mittelschulen“ München; Schulbücher-Verlag.

Das dem Erfinder der Dampfmaschine, James Watt, in Birmingham errichtete und dieser Tage enthüllte Denkmal ist eine Statue aus carrarischem Marmor über Lebensgröße, und von dem Bildhauer Alex. Munro mit Liebe gefertigt. Die treue Aehnlichkeit im Gesicht und Gestalt wird sehr gelobt; es ist der einfache Watt, wie er in Soho und zuletzt in Hampstead lebte und lebte. Theile der Dampfmaschine sind emblematisch angebracht. Die Kosten wurden durch Subscription aufgebracht, an welcher sich die Birminghamer Arbeiter stark betheiligten.

Rochefort schreibt in seiner neuesten (in Brüssel) erschienenen „Lanterne“: „Kaum ist die Königin Isabella geflüchtet, so ist die spanische Rente gestiegen; Ursache und Wirkung im schnellsten Zusammenhang. Wenn etwa ein gewisser Monarch eine glänzende Börsenspekulation machen wollte, so brauchte er nur am Morgen Rente zu kaufen und am Abend nach Amerika zu entweichen. Wie würde die Rente steigen! wie viel würde er gewinnen! und wie viel erst das Land!“

Räthsel.

Sechs Füße hab' ich mit fortgenommen,
Mit Dreien bin ich wieder gekommen,
Und wollte noch lieber, es wären Zwei,
Als diese heil'ge Zahl von Drei.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Aſchaffenburger Zeitung

Nr. 238 Dienstag, 13. Oktober 1868

Des Spielers Weib.

(Fortſetzung.)

Harriett begrub ihr Geſicht in die Hände und war einige Minuten ſtill.

„Aber, es iſt nicht wahr, es iſt nicht wahr, es kann nicht ſein!“ rief ſie wieder leidenſchaftlich. — „Mich ſo zu betrügen? — Erſt Freude und Hoffnung in meinem Herzen anzufachen, und mich dann zu verlaſſen, die um ſeinetwillen Alles gelaſſen hat, nein, nein! Ich will es nicht glauben, bis ich von ſeinen Lippen höre, daß er mich weggeworfen hat! — Ja, ich will zu ihm gehen, wo er auch immer ſein mag. Ich muß, wenn ich dem Schmerze nicht erliegen ſoll. Was ſagte der ſchlechte Menſch? Wenn ich ihm nicht glauben wolle, ſo ſolle ich heute Abend auf den Ball gehen, und mit eigenen Augen ſehen, daß er die Wahrheit geſprochen habe, daß eine Andere von Freds Herzen Beſitz genommen habe? Wollte er mir dadurch vielleicht nur zeigen, daß ich ſeinen Beſchützer habe? — Ja, ich will gehen. Warum ſollte ich mich fürchten, zu meinem Manne zu gehen? Habe ich nicht das Recht dazu? — Und wenn er nicht da iſt? — ſo habe ich nur zu bereuen, daß ich einen Moment die Lüge eines Verräthers anhören konnte!“

Sie erhob ſich abermals und ihre Wange brannte im Fieber der Aufregung.

„Anny!“ ſagte ſie, als ſie in's Kinderzimmer trat, und das Mädchen fuhr bei dem unnatürlichen Tone zuſammen.

„Meine geliebte Herrin!“ rief ſie erſchrocken über deren Aufregung. „Sie ſind krank, ich ſehe es Ihnen an, und das arme Bübchen, es leidet ſo ſehr! Liebe gute Herrin, wenn Mr. Carlton in Baden iſt, ſo laſſen Sie mich gehen, ihn zu holen.“

„Nein, Anny, ich muß ſelbſt gehen, ich verſichere Dich! Denke nicht, daß ich meinen Verſtand verloren habe, aber das könnte geſchehen, wenn ich noch länger ohne meinen Mann hier bliebe. Ich werde bald wieder da ſein; ich werde ihm ſagen, wie krank unſer Liebling iſt. Du weißt, wie er ihn liebt — er wird ſo ängſtlich ſeinetwegen werden!“

Harriett ſagte dieß Alles im eiligen Tone, während ſie ein Armband mit ihres Mannes Bild anlegte. Dann beugte ſie ſich über das Bettchen des kleinen Fred.

Obgleich das Kind ſchwer athmete, ſo ſchien es doch im Augenblick ruhiger geworden zu ſein, und ſah mit den ſchönen Augen die glänzende Mutter erſtaunt an.

„Schöne Mama, ſchöne Mama!“ ſtammelte er und ſtreichelte ihre heiße Wange.

„Iſt mein kleiner Fred beſſer?“ flüſterte ſie.

„Er ſtreckte ſein Aermchen aus, und ſagte weinerlich: „Nein, garſtig Huſten — thut Fred weh! Nimm mich — nimm mich, Mama!“

„Lieb Herzchen, ich hole den Papa! Soll ich den Papa nicht holen?“

Das Kind lächelte, ſtreckte ſeine Händchen aus und ſchob ſie fort, indem es ſagte: „Geh', geh'!“

Harriett drückte die kleine Hand an ihre Lippen und ging.

XXXVII.

Wer hat wohl nicht die Erfahrung gemacht, wie die Leidenſchaft den Menſchen fortreißen kann, wie die Aufregung und der Impuls eines vorherrſchenden Gefühls uns Handlungen hat begehen laſſen, vor denen wir bei ruhigem Blute mit Widerwillen zurückgebebt wären. Und wenn wir aus einem ſolchen Fiebertraume zur Wirklichkeit erwachen, wie erſtaunen wir da oft ſelbſt über unſer Verfahren.

So war es mit unſerer armen Harriett, als ſie ſich im Büffetzimmer des prächtigen Konverſationsſaales in Baden befand. Alles drehte ſich vor ihren Augen, der Muth war ihr geſunken, ſie hätte in die Erde ſinken mögen, als ſich ſo viele Augen neugierig auf ſie richteten. Die Muſik und die laute Fröhlichkeit verletzten ihr Ohr. Da ſtand ſie allein in dem Zimmer, das ſie mechaniſch betreten, ehe ſie in den Ballſaal ging, wie ſie es in früheren Zeiten als die gefeierte und bewunderte Mrs. Carlton gewöhnt geweſen war.

„Bin ich wahnſinnig geweſen?“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt. „Was habe ich gethan, was hat mich hierher geführt?“

Digitized by Google

Sie hatte an der Thüre gefragt, ob Mr. Carlton schon da sei, und da dieser hier allgemein bekannt war, so hatte ihr einer der Portiers gesagt, daß er in des Grafen Gesellschaft vor kurzer Zeit eingetreten sei.

Diese Worte trieben sie vorwärts.

„Da ich jetzt einmal so weit gegangen bin, will ich es auch vollenden. Ich komme Fred, um mich unter den Schutz meines Mannes zu stellen, — wenn — wenn ich dich schuldig finde, so bist du geschlagen — warum sollte ich mich daher fürchten, zu dir zu gehen?“

Sie ließ ihren Mantel herunter und nachdem sie eine Tasse Kaffee genommen, sank sie auf einen Stuhl in der Ecke des Zimmers und strebte nach Fassung zur Ausführung ihres Unternehmens. Was dazu gehöre, war ihr gar nicht klar geworden — die Verzweiflung, die der Lord durch seine Andeutungen verursacht hatte, hatte sie getrieben, sich der Angst und der Ungewißheit um jeden Preis zu entledigen.

Endlich trat eine große Gesellschaft in's Zimmer, sie hörte Stimmen, die sie zusammenschauern und tiefer in die Ecke drücken ließen, damit man sie nicht wahrnehmen möge.

Sie wurde auch wirklich nicht bemerkt und erhielt Zeit, ihre Gedanken zu sammeln und zu überlegen, was sie nun thun wolle.

Im nächsten Augenblick näherte sie sich einer Dame, die abseits der übrigen Gesellschaft vor dem Spiegel stand und ihr Haar ordnete, und flüsterte: „Lady Sligo!“

Diese fuhr zusammen, als ob eine Stimme aus einer anderen Welt sie angerufen hätte, drehte sich um und richtete einen zweifelhaft forschenden Blick auf die neben ihr Stehende.

„Ich sehe, Sie kennen mich nicht mehr, Lady Sligo!“ sagte dieselbe melancholische, aber jetzt ruhige Stimme und schwieg.

„Sind Sie es, Mrs. Carlton?“ fragte Lady Sligo zögernd. „Mrs. Carlton sind Sie es wirklich? Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht gleich erkannte, aber das Vergnügen kam so unerwartet!“ Dann hielt sie ihr die Hand entgegen, aber sie war verlegen und ihr Blick hatte etwas Forschendes.

Indeß war der Zustand Harriett's ein solcher, daß sie dies nicht bemerkte; sie fragte nur dringend, während sie mit ihren großen unruhigen Augen Lady Sligo ansah: „Wollen Sie mir einen großen Gefallen thun? Wollen Sie mich mit in den Ballsaal nehmen? — Ich bin allein!“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Irrenanstalten und die Vorurtheile gegen dieselben.

(Von Dr. F. Wirth.)

(Fortsetzung.)

Eines der eingewurzeltsten Vorurtheile ist aber noch der Glaube, daß im Chaos eines Tollhauses Niemand mehr zur Vernunft gelange, sondern jeder Kranke das Bischen Vernunft, das er noch übrig hat, ganz verlieren würde.

Dem ist aber durchaus nicht so; wenn es auch einzelne Fälle gibt, auf die ein solcher Umgang nachtheiligen Einfluß haben könnte, so wird doch jede geordnete Anstalt Mittel und Wege finden, diese speziellen Umstände zu paralysiren. Bei den meisten Geisteskranken aber ist dieser Umstand nach der Richtung hin von gar keiner Bedeutung; denn die Mehrzahl dieser Kranken ist zu sehr in dem eigenen Leiden befangen, als daß sie so leicht in den Kreis eines fremden Leidens hineingezogen werden könnte; dazu kommt noch, daß ihnen die Seelenstörungen ihrer Mitgenossen keineswegs etwas Neues sind, wenn sie längere Zeit in der Anstalt verweilt haben, wo sie öfter Zeuge ihrer schlimmen Zustände waren.

Aber gerade durch den Umgang mit anderen Geisteskranken, durch das seltsam übertriebene Wesen derselben wird der Kranke nach dem Gesetze der Ideenassoziation gezwungen, aus sich herauszutreten, sich mit dem, was um ihn vorgeht, zu beschäftigen, und sich selbst zu vergessen. Er wird aus der imaginären Welt wieder in die Wirklichkeit versetzt und zum Nachdenken über seine eigenen Zustände genöthigt; er fühlt jetzt, daß er wohl auch solches Zeug mache, wie seine Umgebung, weil man ihn gefangen halte; es wird in ihm der Wunsch nach Freiheit, die Sehnsucht nach Freunden und Verwandten rege, was schon eine Annäherung zur Wiederherstellung seiner Gesundheit ist. Aber auch die Kranken selbst wirken oft gegenseitig wohlthätig auf einander; denn der Gegensatz, der Rekonvaleszent erweckt in dem Herzen der Uebrigen ein Zutrauen und die Hoffnung auf Heilung, und indem der Kranke sieht, wie die Anderen sich der Disciplin der Anstalt fügen, lernt er Selbstbeherrschung und allenfallsige Ausschreitungen werden durch die imponirende Macht dieser wohlgeordneten Maschinerie zum Gegentheile gewendet. Auf diese Weise vereinigt sich in einer geregelten Anstalt Alles, um den Erfolg der Behandlung zu begünstigen.

Mit der besseren Einrichtung der Irren-Anstalten und der fortschreitenden Erkenntniß der psychischen Prozesse, mit der Zunahme der Irrenanstalten und der systematischen Behandlung der Kranken hat auch die Anzahl der Genesungen von Geisteskrankheiten zugenommen, und es wurde dadurch auch immermehr der Blick des Publikums auf diese Anstalten gerichtet. Wenn man behauptet hat, daß die Summe der Genesungen

Digitized by Google

von Seelengestörten eine geringe sei im Verhältniß zu der Zahl der nicht geheilten Irren, oder daß die Genesungen selbst nur unvollständige seien, so läßt sich dagegen sicher behaupten, daß immerhin das Verhältniß der Genesungen nicht ungünstiger ist, als bei anderen sonstigen schweren und das Leben bedrohenden chronischen Krankheiten, als welche sich ja die Geisteskrankheiten manifestiren; daß aber anerkanntermaßen Geisteskranke vollkommen geheilt werden.

So behauptet Esquirol, daß als allgemeines Ergebniß der verschiedenen Irrenanstalten angenommen werden könne, daß im Ganzen die Heilungen sich auf ein Drittel der Kranken belaufen, welches aber hier und da bald zum Viertheil herab, bald zur Hälfte hinaufsteigt. Es würde aber das Verhältniß der Geheilten zu den Ungeheilten ein noch viel höheres sein, wenn nicht erst die Kranken meistentheils vernachlässiget würden und erst unter die ihrer Genesung günstigeren Verhältnisse gebracht werden, wenn schon z. B. vorhandene leibliche Erkrankungen außerhalb des Nervensystems, welche die Entwicklung der Psychose verursacht oder dazu mitgewirkt haben, solche Fortschritte gemacht hatten, daß sie nicht mehr ganz entfernt werden konnten. Nun ist der Mensch nicht nur Seele und Körper, sondern die innigste Vermischung dieser beiden Substanzen, so daß mit der freien Thätigkeit der Organe auch ein freierer Fluß der Empfindungen und Ideen stattfinden, aber auch mit der Erkrankung derselben, auch das Denken und Empfinden leiden muß. Bekannt ist ja die Abhängigkeit der Geistesstimmung von den körperlichen Zuständen und namentlich die eigenthümliche Sympathie zwischen ihr und den Abdominalorganen, so kann z. B. ein chronischer Magen- und Darmkatarrh Hypochondrie, Melancholie erzeugen, die mit der Hebung jener Zustände auch wieder schwinden. So sehen wir auch bei fast allen tieferen Erkrankungen, namentlich aber denen des Unterleibs eine ganz eigenthümliche Umänderung und Erregung des Charakters auftreten. Auf der anderen Seite wird z. B. bei einem Kranken, der schon lange Zeit von Hallucinationen befallen ist, natürlich wenig Ausstcht auf vollständige Heilung gegeben sein, weil sich ihm dieselben schon vollständig aufgedrängt haben, so daß es bereits zur Ausbildung eines Wahnes gekommen ist. Haben sich aber schon tiefere Zerstörungen und Veränderungen am Gehirne und andern Krankheiten im Organismus einmal ausgebildet, so ist keine Hoffnung auf Heilung mehr; solche Patienten kommen aber gar viele in die Anstalten, und diese geben dann die große Anzahl der Unheilbaren ab, an deren Unglück oft die Umgebung der Kranken die meiste Schuld trägt. So lange der Kranke noch umher geht, und nur seinen Wahnideen nachhängt, erklärt ihn seine Umgebung zwar für einen Narren, zieht auch ein oder das andere Mal einen Arzt zu Rathe; aber wie häufig kommt es auch vor, daß sich der Laie erst selbst daran macht, den Unglücklichen zu kuriren, indem er den Melancholischen zu allen Festlichkeiten und Freuden mit fortreißt, während er oft der größten Ruhe bedarf, und an so großer Reizbarkeit des Gehirns leidet, daß er ganz instinktiv die Einsamkeit aufsucht, da ihn jedes Geräusch schon schmerzlich berührt; sodann, indem er den Tobenden mit allen Mitteln ohne Auswahl, wenn nur das Symptom des Tobens beseitigt wird, zu beruhigen; den Wahnsinnigen durch logische Raisonnements zu überzeugen sucht, während gerade durch derartige Manipulationen der Kranke noch mehr in seinem Wahne bestärkt wird, da er durch die Opposition gereizt, immer nach neuen Gründen sucht. Fängt nun der Kranke an, gefährlich zu werden, oder verliert die Familie die Gewalt über ihn, dann erst wendet man sich an eine Heilanstalt; kaum ist aber auch wieder das gefährliche Symptom gewichen und der Kranke gefügiger geworden, so hat man auch schon wieder den Gedanken an eine Anstalt aufgegeben und man probirt es noch einmal zu Hause, und so kommt es dann, daß derartige Kranke mehrere Jahre in einem solchen Zustande zu Hause zubringen. Aber schwer rächt sich die Versäumniß der dargebotenen Hülfe; die zur Heilung geeignete Zeit kehrt nimmermehr wieder, wenn sie versäumt worden, und der arme Kranke muß so oft die Thorheit und Affenliebe seiner Verwandten durch unheilbaren Blödsinn büßen. —

(Fortsetzung folgt.)

Isabella II. in Pau.

Einem im Wiener „N. Frdbl." veröffentlichten Brief aus Pau entnehmen wir: Das Schloß, wo Heinrich IV. geboren worden, gleicht einem Gefängnisse, besonders jetzt, wo auf allen Treppen Leute mit rasselnden Schlüsselbunden auf- und absteigen, die alle Kerkermeistern ähnlich sehen. Hier kamen also Mittwoch Abends der König mit drei Adjutanten, und die Königin mit ihrem Kammerherrn, dem Grafen v. Pilar, dem Inspektor des k. Hauses Don Ognate, dann dem Leibarzte Marquis Corrale de San Gregorio und dem Beichtvater Pater Claret an. Die drei Infantinnen und der Prinz von Asturien — Letzterer ein wunderschöner Knabe — wohnen gleichfalls im Schlosse. Mit der 16 täglichen Familie kam zugleich ein Heuschreckenschwarm von Dienerschaft, welcher sich in die zahllosen Gemächer warf. Jetzt aber hat Isabella die Hälfte ihrer Dienerschaft entlassen. Es gab Thränen in Hülle und Fülle, aber es mußte sein. Königin Isabella war so diskret, gleich in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes die Absicht auszusprechen, das Schloß mit dem Grand Hôtel de Pau zu vertauschen. Später wollte sie in Bordeaux oder Paris dauernden Aufenthalt nehmen. Aber eine Depesche aus Biarritz hat sie in so herzlichen und warmen Worten, das Schloß als ihr Eigenthum zu betrachten, daß sie blieb. Napoleon III. schickte sogar seinen

Digitized by Google

Adjutanten Oppermann an den Gouverneur des Schlosses, Mr. Hebert, um ihm dringend einzuschärfen, daß er es der Königin ja an nichts fehlen lasse. Es war keine kleine Arbeit, alle die Leute im Schlosse zu installiren, nebst den unzähligen Kolli, die sie mitgebracht hatten. Die Zahl der Letzteren belief sich auf 5000 Stück. Denn Isabella II. ist eine vorsichtige Frau, sie hat sogar ihre Möbeln mitgebracht. Ihre Appartements im Schlosse beginnen mit einem weiten Saale, worin die prachtvollsten Gobelins-Tapeten prangen, mit Stühlen von Kordwanleder, vergoldeten Armleuchtern und Buffets mit reichem Tafelsilber und Porzellan. Sie ist bekanntlich trotz ihres Kummers um die armen Spanier stets bei gutem Appetit. Man trägt ihr und dem Könige zweimal ein Mahl von vierzehn Gängen auf. Auf den Speisesaal folgt ein noch prachtvollererer Salon mit herrlichen ziselirten Bronzen. Daran stößt das Schlafzimmer mit einem Alkoven, welcher mit purpurfarbener Seide ausgeschlagen ist; das Bett, die Kanapés und die Fauteuils sind von ornamentirtem Palisanderholz. In diesem Gemache, dessen Fenster eine herrliche Aussicht auf die Gegend gewähren, hält sie sich am liebsten auf; hier entsiegelt sie die 12—15 telegraphischen Depeschen, die sie täglich empfängt. Hier wurde auch der bekannte Protest redigirt. Dem Vernehmen nach hofft Isabella II. nicht, wieder auf den Thron zu kommen; hingegen erwartet sie eine Wendung der Dinge, welche den Prinzen von Asturien auf denselben bringt. Ihre politischen und religiösen Ueberzeugungen sind dieselben geblieben. Erst neulich sagte sie: Niemals hätte ich auf dem Throne die Freiheit der Kulte in Spanien geduldet. Ihr Leben in Pau ist sehr einförmig. Sie steht um 9 Uhr auf, trinkt Chokolade und arbeitet eine Zeit lang, dann geht sie in die Messe, promenirt oder fährt ꝛc. Die kleinen Infantinnen speisen um 10 Uhr Vormittags und 3 Uhr Nachmittags. Ich habe diese Kinder im Garten spielen sehen. Diese Lustigkeit und Sorglosigkeit! Sie liefen herum mit aufgelösten Haaren wie Bauernkinder und erfüllten die Lüfte mit ihrem kindischen Geschrei. Als ich ins Schloß zurückkehrte, trat die Wache ins Gewehr und präsentirte vor den k. Majestäten, die in einem gemietheten Fiaker ausfuhren. Man sagt, der König habe den Gouverneur gebeten, die militärischen Ehrenbezeugungen zu unterlassen, indem die Königin auf derlei Dinge nicht viel halte, aber er berief sich auf einen ausdrücklichen Befehl des Kaisers. Die Königin war bürgerlich einfach gekleidet in eine schwarze Robe und trug ein blauseidenes Unterkleid. Ihren Kopf bedeckte ein Toquet von Stroh, mit dunkelfarbigem Tüll geziert, welcher vom Chignon herabflatterte. Ihr Antlitz war ruhig und gemessen. Dennoch schienen mir die Augenlider geröthet. Als sie eben den Fuß auf den Wagentritt stellte, gewahrte sie in einer Ecke des Schloßhofs eine Gruppe von Spaniern, welche gekommen waren, um der gefallenen Majestät ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Sie machte ihnen ein Zeichen, näher zu treten, und sagte: „Das ist sehr schön von Euch, daß Ihr gekommen seid; ich freue mich darüber, und es rührt mich dieser Beweis von Anhänglichkeit sehr.“ Dann stieg sie rasch in den Miethwagen, wo König Franz und sein Sohn bereits Platz genommen hatten.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Stockholm wird vom 4. Okt. gemeldet: Von den Naturforschern, welche an der schwedischen Nordpol-Erebition theilgenommen haben, verließen fünf am 16. Sept. an Bord eines Segelschiffs Kobbe's Bay, und trafen zu Ausgang der vorigen Woche mit reichen Sammlungen zu Tromsö ein, von wo aus sie die Weiterreise nach Schweden fortsetzten. Das Dampfschiff „Sophia“ war mit den übrigen Theilnehmern der Expedition an Bord wieder von Kobbe's Bay ausgelaufen, um nochmals das Vordringen in nördlicher Richtung zu versuchen. Ein Brief von dem wissenschaftlichen Führer der schwedischen Nordpol-Expedition, Prof. Nordenskjöld bestätigt, daß man manche wichtige Entdeckungen gemacht hat, und daß diejenigen Punkte von Spitzbergen aufgezeichnet worden sind, welche auf frühern Karten nicht berücksichtigt waren.

Am 8. Okt. Abends um ¾ auf 12 Uhr erleuchtete während dreier Sekunden ein mächtiges Meteor Paris. Dasselbe bewegte sich in ungeheuerer Geschwindigkeit von Osten nach Westen. Zuerst war es hellweiß, wurde dann hochroth und zuletzt wieder glänzend weiß, indem es ein Licht ähnlich der Sonne warf. Die Gaslichter, der Mond, Alles verschwand einen Augenblick lang. Es erfolgt mit einem dumpfen Geräusch, das Aehnlichkeit mit einem Kanonenschlage hatte.

Das österreichische Finanzministerial-Verordnungsblatt macht bekannt, daß die Silberscheidemünzen mit ungarischem Gepräge in Avers das Brustbild Sr. k. k. Majestät mit der Umschrift: FERENCZ IOSEF A. CSASZAR, MAGYARORSZAG AP. KIRALYA, im Revers in der Mitte: 20 KRICZAR, beziehungsweise 10 KRICZAR, darunter die Jahreszahl und die Umschrift: MAGYAR KIRALYI VALTO PENZ enthalten werden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 239 — Mittwoch, 14. Oktober — 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Lady Sligo wunderte sich über Harriets kurzes aufgeregtes Wesen, sah sie nochmals durchdringend an, und sagte dann aus ihrem kühlen Tone in einen freundlicheren übergehend:

„Es wird mir großes Vergnügen machen, meine liebe Mistres Carlton. Meine Gesellschaft geht schon hinein, wie ich sehe, aber Sie wünschen vielleicht zu warten, bis —"

„Ach ja, seien Sie so gut!" hauchte Harriett hervor und Lady Sligo flüsterte ein paar Worte mit einem Herrn, der Harriett eben den Arm bieten wollte. Dieser ging fort und beide Damen blieben so zu sagen allein.

„Mrs. Carlton," hob Lady Sligo an, als sie dieselbe zu einem Sopha führte, dann hielt sie inne, als ob sie nicht wüßte, was zu sagen: „Ist Mr. Carlton hier?"

„Er ist hier!" antwortete sie im hohlen Tone. „Wollen Sie mich zu ihm führen?"

„Gewiß, mit Vergnügen! — Oder wünschen Sie vielleicht, daß ich nach ihm schicken soll, damit er hierher kommt?

„Ach ja!" sagte Harriett, die Hand an die Stirne legend, und seufzte tief.

Lady Sligo sah sich überall um, um ihren Wunsch zu erfüllen, denn sie fing an, den Zusammenhang zu ahnen und wurde beßhalb ein wenig unruhig und verlegen. Daß sie hier mit einer von Eifersucht aufgestachelten Frau zu thun habe, unterlag keinem Zweifel; doch auch in dem Herzen der Weltfrau, das nach und nach durch Erfahrung kalt und bitter gegen solche Gefühle geworden war, regte sich das Mitleid für diese Frau bei deren Anblick.

War das, das harmlos vertrauende Wesen früherer Tage, die Frau, die nur in der Liebe ihres Gatten athmen konnte, die bei dem Verluste dieser Liebe nur noch den Tod vor Augen gehabt, über die sie spöttisch gelacht hatte, weil sie diese Ansichten ihrer Jugend und Unerfahrenheit zuschrieb?

Jetzt las Lady Sligo in der abgefallen blassen Frau — denn das Fieber der Aufregung hatte einer tödtlichen Blässe Platz gemacht — und dem leidenden, kummervollen Gesichte die Geschichte eines gebrochenen Herzens! Aber die Dame fühlte sich nicht genetzt, durch einen Auftritt bloßgestellt zu werden; und daß ein solcher stattfinden würde, wenn Fred Carlton seiner Frau mit der Gräfin, der er, wie bekannt, auffallend den Hof machte, begegnen sollte, konnte sie fast mit Bestimmtheit voraussehen. Sie sah sich ängstlich nach Jemand um, den sie schicken könne; doch Niemand war da. Endlich beschloß sie, selbst zu gehen.

„Ich kann ja selbst gehen und Mr. Carlton suchen, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, hier allein zu bleiben. Ich erwarte Lord Sligo jeden Augenblick und er wird erfreut sein, Ihnen dienen zu können."

Harriett sprang auf und rief mit Schauder und im Tone des Entsetzens:

„Nein, nicht er, liebe Lady Sligo, nicht er! Bitte, lassen Sie uns gehen! Bitte, führen Sie mich zu meinem Manne!"

Sie faßte den Arm der Lady und eilte dem Ballsaale zu.

Es wurde getanzt; aber dennoch richteten sich Vieler Augen mit Neugierde auf die Eintretenden, indeß Wenige erkannten wohl in der todtenblassen Begleiterin Lady Sligo's die gefeierte Schönheit der zwei vorletzten Saisons wieder.

Mehrere Freunde der Lady wollten sie begrüßen, aber sie drängte sich mit der ihr folgenden Harriett vorwärts nach einem Nebenzimmer, wo sie diese lassen und deren Mann aufsuchen wollte, um sie los zu werden.

Indem sie versprach, entweder selbst zurückzukommen oder Mr. Carlton augenblicklich zu schicken, ließ sie Harriett, wie es schien, allein im Zimmer. Diese setzte sich dicht bei einer Orangengruppe nieder, die zur Dekoration gehörte.

Aber, war die arme Harriett wirklich allein? Ach sie nahm nur zu bald wahr, daß sie es nicht sei!

Auf der andern Seite der Gruppe die sie ganz verdeckte, hörte sie eine Stimme. Sie sprang auf und horchte mit vorgetretenen Augen, stockendem Herzen und angehaltenem Athem. Sie hörte den tiefen, leidenschaftlichen heraufschallenden Ton der Stimme, die bisher ihre Freude, ihre Stütze gewesen, in deren Tone sie gelebt

hatte, aber — — die melodischen Worte drömten in das Ohr einer Anderen. Und von was handelten sie? Von Liebe, von der Liebe, die nur ihr gehören sollte, auf die sie volles Recht hatte; das einzige Licht, das ihre späteren, trüben Jugendjahre erhellt, deren Frieden und Glück sie dieser Liebe allein geopfert hatte. Jetzt gehörte sie einer Anderen — die Schwüre, denen sie geglaubt hatte, ein ganzes langes Leben vertrauen zu dürfen, sie wurden jetzt einer Anderen gelobt.

Sie hörte nicht viele Worte, doch sie waren hinreichend, so zu viel für sie; die Hoffnung, die ihr Leben erhellte, erlosch mit ihnen.

Ein tiefes, krampfhaftes Stöhnen löste sich aus dem gebrochenen Herzen los und ein schwerer Fall wiederhallte im Zimmer.

Neugierde und Aufregung verbreitete sich unter den Ballgästen, als Fred Carlton von Bestürzung aus dem Nebenzimmer, das nur einen Ausgang in den Ballsaal hatte, durch diesen eilte, während er auf seinen Armen die bleiche, leblose Gestalt seiner Frau trug. — Eine geknickte Lilie.

Viele drängten nach und boten ihre Hülfe an, doch Carlton winkte sie mit der Hand zurück und rief im der Vorhalle laut nach einem Wagen. Während er ungeduldig darauf wartete, betrachtete er ängstlich und erschreckt das todtbleiche Gesicht, das er an seine Brust geschlossen hielt und das sich jetzt durch die Luft ein wenig zu beleben schien.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Irrenanstalten und die Vorurtheile gegen dieselben.

(Von Dr. F. Wirth.)

(Fortsetzung.)

Ein Umstand aber ist es, der viel zu dem Vorurtheil der Unheilbarkeit der Geisteskranken beigetragen hat, und das ist die Verworrenheit, welche oft in den Angaben der Irrenanstalten über die Zahl der als geheilt Entlassenen sich vorfindet. Oft kommt es sogar vor, daß die Zahl der geheilt und der gebessert Entlassenen unter eine Rubrik gezählt wird. In vielen Irrenanstalten, namentlich den englischen, wie z. B. im Bethlehem-Hospital, werden, wie schon erwähnt, nur heilbare Fälle, und solche, die nicht länger als ein Jahr dauerten, aufgenommen, und was geheilt ist, wird alsbald wieder entlassen, um Anderen Platz zu machen, aus welchem Umstande sich leicht erklärt, warum einige englische Irrenärzte die Heilbarkeit der Geisteskranken in frischen Fällen gar auf 80 Prozent angeben. Ganz anders werden sich aber auch die Zahlen der Geheilten im Verhältniß zu der Zahl der Aufgenommenen, der ungeheilt Bleibenden und der Gestorbenen gestalten, da wo eine Heil- und eine Pflegeanstalt sich befindet; ebenso werden Anstalten, welche mit der sorgfältigste n Umsicht und dem größten Kostenaufwand eingerichte t sind, natürlich wieder eine günstigere Statistik geben, als solche, welche aus Mangel über verfügbare Mittel, sehr schlechter Einrichtung, ungünstiger Lage kaum den niedrigsten Anforderungen, die man an die jetzigen Anstalten stellen muß, entsprechen können.

In solcher Weise müssen sich natürlich die Angaben der verschiedenen Anstalten auch verschieden gestalten, und um so mehr, als selbst in der Auffassung und Feststellung einer Krankheitsform noch gar keine Uebereinstimmung besteht. Da aber das Publikum doch sieht, daß häufig Rückfälle eintreten, so müßte es durch derlei unwahrscheinliche Angaben nur Verdacht schöpfen, weßhalb es überhaupt noththut, die Statistik nach allgemeinen Grundsätzen zu betreiben, wenn anders sie in unserer Frage einen wesentlichen Einfluß geltend machen soll; denn kein Vorurtheil ist dem Interesse der Humanität nachtheiliger gewesen, als die vermeintliche Unheilbarkeit der geistigen Störungen, obwohl es selbst sogar in Pflegeanstalten, wo nur Unheilbare aufgenommen werden, nicht so selten ist, daß noch Einzelne gänzlich wieder hergestellt oder doch wesentlich gebessert worden sind.

Gegenüber allen Rechnungen und Zahlen steht aber auch die Thatsache fest, daß die Zahl der Genesungen wächst mit der baldigen zweckmäßigen Behandlung derselben. Nach Esquirol sollen die meisten der möglichen Heilungen in dem ersten Jahre erfolgen, so zwar, daß die mittlere Dauer der Seelenstörungen bis zur Heilung etwas kürzer als ein Jahr ist, daß nach dem dritten Jahre aber die Wahrscheinlichkeit der Heilung sich wie 1 : 30 verhalte.

Im Vergleich zu früher wird aber jetzt weitaus eine größere Anzahl Seelengestörter geheilt. Nun sind allerdings Rückfälle häufig; allein man muß dieselben auch nicht mit neuen Seelenstörungen verwechseln. Unter 2804 in der Salpetrière zu Paris Aufgenommenen waren 292, die eines zweiten oder dritten Anfalles wegen zurückkehrten; demnach scheint ein Zehntel Rückfälle ausgesetzt zu sein. Man kann die Geheilten wohl entlassen, aber Noth, Kummer, Leidenschaften lassen sich nicht so leicht hinwegnehmen, und diese machen immer wieder ihren vernichtenden Einfluß geltend; deßhalb sollen auch bei den Geheilten aus den höheren Ständen die Rückfälle viel seltener sein, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil diese alle Mittel besitzen, um die schädlichen Einflüsse am besten zu meiden. Aber, so wie man bei den anderen Krankheiten z. B. Lungenentzündung, die doch ein Mensch öfter überstehen kann, nicht daran denkt, die folgenden Anfälle als Rückfälle zu bezeichnen, ebenso sollte man hier die öfteren Anfälle nicht Rückfälle nennen, wodurch nur die allgemeine Statistik getrübt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Oktober 1868.

Prächtig strahlt der blaue Himmel ob des Schweizerlandes Gauen;
Wo das Auge trunken schwelget, lauter Segen ist zu schauen.
Von des Obstes Fülle senken schwer beladen sich die Aeste,
Und der Weinstock dicht behangen winket schon zum Winzerfeste.

Herrlich glänzen uns're Firne von der Sonne Gluth begossen,
In den grünen Alpenschluchten Millionen Blumen sprossen,
Und der Bäche helles Sprudeln mischt sich mit den Glockentönen
Munt'rer Heerden, reiches Leben blüht der Berge frischen Söhnen.

Durch des Sees grüne Wogen kommt der Dampfer stolz gefahren;
Fremde Wand'rer sich ergötzen durch das Land in vollen Schaaren,
Zu genießen auf den Bergen freie Luft und an den Quellen,
So den Felsen rings entspringen, ihre Sorgen zu zerschellen.

Aber auf den höchsten Kämmen Böses sinnen mächt'ge Geister,
Jetzt, beschließen sie im Grimme, spielen wir allein den Meister.
Wollen thürmen sich auf Wolken, ausgelöscht sind Mond und Sterne,
Blitze zucken durch das Dunkel und der Donner rollt von ferne.

Horch! wie tosen schon die Wasser von des Regens Fluth genährt;
Kaum vernommen, von den Wellen liegt der Wiesengrund verheert,
Und in gräulichem Gemenge stürzen Felsen, krachen Tannen,
Schaurig wimmernd ruft die Glocke schnell herbei des Thales Mannen.

In der Hütte stillen Frieden bricht der Strom; in seine Bahnen,
Die er eben tief verlassen, zwingt ihn keines Menschen Mahnen.
Aus des Friedhofs Ruhestätte ruft er die Entschlafenen wieder,
Lebende und Todte treiben mit der wilden Fluth hernieder.

Und mit Sturmes Eile jaget all' der Graus zur fernen Tiefe,
Mit der Wellen lautem Toben wechselnd, was noch d'runten schliefe.
Tausend Flüsse wild entfesselt sich zu Einem Strom vermengen,
Stark genug, mit Einem Stoße auch den stärksten Damm zu sprengen.

Bäume, Brücken, Häuser, Ställe werden ihm zum raschen Raube;
Wo die Rebe erst gelachet und der Apfel aus dem Laube,
Wälzt ein Schlammmeer seine Wogen wild daher, mit Schutt begrabend
Dörfer, Straßen, Wiesen, Felder. „Lobt den Morgen nicht vor Abend!"

So der bösen Geister Sinnen auf der Berge höchsten Kämmen
Macht das Paradies zur Wüste; wer kann solche Mächte dämmen?
Doch — ich kenne gute Geister, und sie sind bereits am Werke,
Den Dämonen überlegen jederzeit an inn'rer Stärke.

In den Herzen strömt das Feuer ew'ger Liebe unverdrossen;
Wo am schlimmsten das Verderben, ihre schönsten Blüthen sprossen,
Und von allen Seiten fließet, einem Strome zu vergleichen,
Hülfe her, es wird lebendig bei den Armen, bei den Reichen.

Schweiz erlaub, du Gottesgarten, freies Land, du bist erkoren
Stets durch Thaten zu erneuen heil'gen Bund, den du beschworen.
Also wird die herbe Schickung dir zur reichsten Segensfülle;
Zeiget, daß in Lust und Leiden uns dasselbe Band umhülle!

(N. Zür. Ztg.)

Kunst und Literatur.

Die Verlagshandlung **J. Kühtmann u. Komp.** in **Bremen** macht bekannt, daß binnen Kurzem in ihrem Verlage ein neues Werk des berühmten Afrika-Reisenden **Gerhard Rohlfs** erscheinen wird. Dasselbe wird die Tagbuchblätter des Hrn. **Rohlfs** enthalten, welche derselbe zusammenstellte, als er im Auftrage Sr. Maj. des Königs von Preußen der englischen Expedition in Abessinien beiwohnte. Abgesehen von dem großen Interesse, welches schon von vornherein jedes Werk des berühmten Verfassers erregt, dürfte gerade diese Novität für das große Publikum von besonderem Interesse sein, da dasselbe einen der interessantesten Stoffe unserer neueren Geschichte behandelt und dieser Stoff von einer durchaus kompetenten Feder in einer Weise beleuchtet wird, die in manchen Theilen nicht unwesentlich von der in englischen Berichten beliebten Darstellung abweicht. Zugleich macht dieselbe Verlagshandlung bekannt, daß von der im Anfang dieses Jahres veröffentlichten „**Reise in Marokko von Gerhard Rohlfs**" bereits ein Neudruck nöthig geworden und ebenfalls binnen Kurzem die Presse verlassen wird. Dieses Werk, dessen erste Auflage also binnen wenigen Monaten verkauft wurde, brachte bekanntlich dem Verfasser von der kaiserlich geographischen Gesellschaft in Paris die große goldene Medaille ein.

Mannigfaltigkeiten.

Die viel erörterte „k. k. Mission nach **Ostasien und Süd-Amerika**" schwimmt in dem Augenblicke, wo Sie diese Zeilen erhalten, die Gewässer der Adria hinab, d. h. wohl buchstäblich nicht die eigentliche Mission, welche gegenwärtig noch in Wien weilt, sondern nur die beiden Kriegsschiffe „Donau" und „Friedrich" mit den kommerziellen Begleitern, welche erst in Singapore mit dem auf dem Ueberlandwege am 8. Dezember

Digitized by Google

dahin abgehenden Gesandtschaftspersonale zusammentreffen. Die Mission ist mit großer Munifizenz ausgerüstet worden und bringt reiche Geschenke den Herrschern von Siam und Japan. Der Kaiser von China erhält nichts, weil er jedes Geschenk nur als einen „Tribut der fremden Barbaren" zu empfangen pflegt. Die Geschenke bestehen, außer den von Sr. Majestät gelyferten prachtvollen Waffen, Kunste und Porzellanausgegenständen, fast nur aus Erzeugnissen der Wiener Industrie, welche theils von der Mission angekauft, theils von den Industriellen unentgeltlich überlassen worden sind. Wie weit in dieser Beziehung die Theilnahme für diese Unternehmung gestiegen, mag u. A. der Umstand beweisen, daß jedes der beiden Albums, in welchen der Brünner Kaufmann Bauer die Muster der dortigen Schafwoll-Manufaktur widmete, 500 Gulden gekostet hat. Die Mission wird neben dem handelspolitischen und kommerziellen Zwecke auch der Wissenschaft dienen. Die im Drucke erschienene Instruktion für die Reisebegleiter enthält eine Reihe von Fragen, welche von den ersten wissenschaftlichen Korporationen des Reiches zur Lösung vorgelegt worden sind, und bei der Zusammenstellung des Missionspersonales ist darauf Rücksicht genommen worden, daß sich darunter Männer befinden, welche der Lösung solcher Aufgaben gewachsen sind. Einer der Legations-Sekretäre ist ein tüchtiger Landschafter und Präparator; einer der kommerziellen Begleiter ist Doktor der Chemie, der andere ein geschickter Mikroskopiker. Für den anthropologischen Theil, namentlich für die so interessanten Körpermessungen, wozu Andeutungen von Karl Vogt und dem greisen Darwin geliefert worden sind, wird Hofrath Dr. von Scherzer sorgen. Auch ein eigener Photograph wird die Expedition begleiten, deren Resultate hoffentlich dem alten Kaiserstaate Ehre bringen werden.

Im „Movimento" berichtet Jemand über den Besuch, den er kürzlich Garibaldi auf der Insel Caprera abgestattet hat. Garibaldi lag im Bette; es war 8 Uhr Morgens und er hatte gerade vorher ein Bad genommen. Er war, wie immer, ruhig, freundlich und zuvorkommend. „Ich leide jetzt weniger," sagte er zu seinem Gaste, „allein ich werde alt; was ist da zu machen? Ich bin eine alte Barke, die weit herumgefahren ist. Bald fehlt eine Planke, bald ein Nagel, immer etwas. Allein der gute Wille hilft über allen Schaden weg. Wenn mein Land der letzten Planke dieser Unglücksbarke bedarf, bringe ich ihm willig das Opfer." Seine Familie, namentlich die Gemahlin Menotti's behandelt ihn mit der zärtlichsten Pflege. Menotti selbst ist ein tüchtiger Landwirth und arbeitet jeden Tag mit Pflug oder Hacke im Felde. Man lebt von den Früchten, die man selber zieht. Die heurige Aernte ist sehr reich ausgefallen. Garibaldi hat 3100 Litres Wein geerntet, allein sein Viehstand hatte Noth gelitten. Es waren an 200 Stück Schafe durch die Seuche gefallen; doch ist der Verlust wieder ausgeglichen. An Getreide hat die Colonie für das Jahr Ueberfluß. Die Hirten, welche auf der Insel wohnen, werden von Garibaldi wie Kinder behandelt. Eine Wittwe, die fieberkrank dalag, ließ er kürzlich aus ihrer ungesunden Hütte in eine Wohnung hart neben seinem Hause bringen, um sie besser verpflegen lassen zu können. Die Bewohner von Caprera führen ein wahrhaft patriarchalisches Leben. Es gibt dort eben so wenig Streit, Diebstahl, Todtschlag, als es Polizei, Gendarmen und Mauthbeamten gibt.

[Das schwarze Loch von Kalkutta.] Eine Lokalität, an welche sich eine schaurige Tradition aus der anglo-indischen Geschichte knüpft, soll vor Kurzem in Kalkutta durch Dr. Normann Chevers recht eigentlich wieder an das Tageslicht gezogen sein. Bisher wußte Niemand recht, wo das schwarze Loch von Kalkutta zu finden. Das wußte man, daß es ein Gemach gewesen, von weniger als 20 Fuß im Quadrat, und daß dort während einer Nacht vom 21. bis 22. Juni 1756 146 Engländer eingepfercht wurden, von denen nur 23 am nächsten Morgen noch am Leben waren. Das grausige Ereigniß gehört der Geschichte der Kämpfe mit den Eingebornen um die Gangesstadt an. In neuester Zeit hat man damit begonnen, ein altes Fort niederzureißen und ist dort auf ein Steingemach gestoßen, welches der Beschreibung des schwarzen Lochs genau entspricht.

Die Gräfin Derwentwater hat sich des Schlosses ihrer Ahnen bei Dilston nicht lange erfreuen können. Auf Befehl der Admiralität, mit welcher ihre Besitzergreifung sie in Hader gebracht hatte, wurde sie trotz Widerstandes, von einigen derben Männern auf einem Stuhle aus dem Schlosse getragen und nebst ihren Habseligkeiten auf dem Rasenplatze vor demselben ausgesetzt. Doch ließ die wackere Dame, welche offenbar 60 Jahre alt ist, obwohl sie sich nur zu 38 versteht, den Muth noch nicht sinken. Sie blieb Herrin der Lage, indem sie auf ihrem grünen Sitze ein aus Kisten, Regenschirmen und Tischen hergestelltes Lager bezog.

Charade.

Eins ist bös; Zwei ausgelassen;
Das Ganze gut. Wer kann dies fassen?

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bauland.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 240 Donnerstag, 15. Oktober 1868

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Ein Wagen war eben vorgefahren und hinderte den von Mr. Carlton herbeigerufenen Wagen, dem Portal näher zu kommen.

Ein Herr entstieg dem ersteren und an dem Ehepaare vorübergehend, starrte er dasselbe neugierig an.

„Mein Gott, Carlton, sind sie das? Was ist vorgegangen? Und Mrs. Carlton, was ist denn mit ihr? Kann ich etwas helfen?"

„Lieber Freund, thun Sie mir den Gefallen und gehen Sie mir aus dem Wege," war die ungeduldige Antwort.

Mit offenem Munde stierte der Lord, denn er war es, seinem Freunde nach, als dieser seine Bürde eilig in den Wagen hob, der im nächsten Momente davon rollte, zuckte die Achseln und rief grinsend: „Den Teufel auch, da, glaub' ich, hab' ich etwas angestellt!" Dann trat er mit anmaßendem Hochmuth in den Ballsaal, hörte den verschiedenen Erklärungen und Auslegungen über den eben stattgehabten Vorfall zu, und lachte sich schließlich in's Fäustchen, daß er allein der Urheber davon sei, während sich die Anderen die Köpfe darüber zerbrachen.

Doch wir wollen zu Harriett zurückkehren, deren Bestimmung es nicht war, wie ein lustiger sorgloser Schmetterling im Sonnenschein auf den Blüthen und Blumen des Waldlebens herumzuflattern, sondern die der ausgeschickten Taube glich, deren Fuß kein Plätzchen zum Ausruhen fand, und deßhalb ermattet, von Wetter und Wind verschlagen, zu der Arche zurückkehren mußte, um da Schutz gegen den Wogendrang des Lebens zu suchen.

Als Harriett wieder zu sich kam, lehnte sie an der Brust ihres Mannes. Er hatte ihre Hände gerieben, ihre Schläfe gestrichen, bis endlich das Leben zurückkehrte, aber damit auch die Erinnerung an das Vorgefallene.

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und dann ihren Kopf rasch erhebend, sah sie sich wirr um und das Erlebte trat in voller Klarheit vor sie. Sie sank nicht wieder in die ausgestreckten Arme ihres Mannes, sondern zog sich in die äußerste Ecke des Wagens zurück und richtete einen durchdringenden Blick auf sein Gesicht. Wie ein Dolchstoß senkte sich dieser Blick in das schuldbewußte Herz Fred's, denn er zeigte klarer, als ein Strom bitterer Worte das stillgehegte Weh eines zerrissenen, gequälten Herzens. Er wand sich unter diesem unerträglichen Blicke. Hätte er nur sprechen, nur die Macht seiner Beredtsamkeit anwenden können, aber das ging nicht, die sanfte, geduldige Harriett winkte ihm befehlend zu schweigen. Sie erhob ihre Augen zum Himmel, als wollte sie ihn herausfordern, ihre Sache zu führen. Von ihren Lippen strömte dann in mächtiger Beredtsamkeit eines beleidigten Weibes das verdammende Urtheil über schwer erlittenes Unrecht.

„Mein rühre mich nicht an, Fred!" sagte sie, als er sie, die erschöpft in die Ecke zurücksank, in seine Arme schließen wollte, und sie demüthig beschwor, ihn zu hören. „Jetzt ist es zu spät! Laß mich sterben, denn für was habe ich noch zu leben? Aber was sage ich?" rief sie aufspringend: „Mein Kind, mein Engelskind, vergib mir, und o mein Gott, vergib und strafe mich nicht, daß ich das große Gut, das du mir noch erhalten hast, einen Augenblick vergessen konnte! O führe mich — führe mich zu meinem Kinde, meinem kleinen Fred! Deine Mutter hat dich leidend und krank verlassen, um ihn aufzusuchen — o Gott!" Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Krank, leidend?" wiederholte Fred im Tone schüchterner Sorge. „Das Kind ist doch nicht krank Harriett?"

„Ja, krank und kein Vater zu Hause, der sich darum kümmert, und die Mutter fort. Warum? — Doch das ist jetzt einerlei! — Wozu noch darüber reden? Es ist jetzt vorüber! — Aber deine Mutter kommt wieder zu dir, mein goldener Engel, um dich nie mehr zu verlassen!"

Und ruhig wegen gänzlicher Erschöpfung lehnte sie sich an die Seite des Wagens zurück. Ihre Augen blickten starr in die dunkle Nacht hinaus, als könnte sie dadurch die Entfernung verkürzen, die zwischen ihr und ihrem Kinde lag.

Endlich war die unglückliche Fahrt vorüber. Der Wagen hielt vor dem einsamen Hause. Harriett sprang heraus und erwartete mit zitternder Ungeduld das Oeffnen der Hausthüre. Sie sah ihren Mann nicht

Digitized by Google

an, sie wußte kaum, daß er bei ihr war; alle ihre Gedanken waren in ihrem Kinde concentrirt.

Der Riegel wurde zurückgeschoben und Harriett flog an Anny, die sie umsonst zurückzuhalten suchte, vorbei. Sie trat in das Kinderzimmer.

„Mein Liebling! Mein einziges Gut noch auf der Welt!“ rief sie und zog die Vorhänge des Bettchens zurück.

Gott der Barmherzigkeit und des Gerichts! Nimm dich gnädig ihrer an, die du so schwer heimsuchst!

Arme Mutter! Hebe deine Augen zum Himmel, wohin dein verklärter Engel entflohen ist! Laß sie nicht haften auf diesem kalten bleichen Theile der Erde, dessen dornigen Pfaden und dunkeln Labyrinthen dein Liebling entrückt ist, um im Jenseits zur schöneren Blüthe zu reifen.

Aber ach, unglückliche Frau! Dein Angstschrei muß sich losringen, dein gepreßtes Herz sich Luft machen, denn da liegt deine Blume geknickt, in lebloser Schönheit! Alles, Alles sinkt vor dir in das kalte Grab, nur du allein, müde und gebrochenen Herzens, bleibst zurück. Ach so einsam, denn du bist kinderlos.

Und der Vater?

Da liegt er auf seinen Knien am Bettchen und weint. Jetzt blutet sein in Leidenschaft verhärtetes Herz. Und er hat Ursache dazu. Gott hatte ihm der Erdengüter höchstes geschenkt; er hat es getreten und die schmutzigen Genüsse der Leidenschaft vorgezogen. Der Vorsehung warnender Bote ist in der Gestalt trüber Erfahrungen oft an seine Seite getreten, er hat ihn unbeachtet gelassen und ist an ihm vorüber auf seinem sündhaften Wege fortgeeilt. — Ernster und mahnender, wie nie zuvor tritt er ihm an der Leiche seines Kindes abermals entgegen, berührte den innigsten Nerv seines Lebens. Wird er ihn die mal hören? — O, daß er umkehre, ehe es zu spät ist.

* * *

Eine halbe Stunde vor der Ankunft der Eltern hatte ihr Söhnchen sein junges Leben ausgehaucht. Bald nach der Entfernung der Mutter trat die verhängnißvolle erstickende Bräune ein. In Todesangst, ohne alle ärztliche Hilfe, da der Doktor für diese plötzlich verheerende Krankheit zu weit wohnte, hatte die arme Anny in treuer Sorge und Liebe die abwesende Mutter vertreten — aber machtlos das Kind dem Tode überlassen müssen.

* * *

Welcher Schlag für das schon wundgedrückte Herz der armen Mutter. Doppelt elend, da sie nun kinderlos war. So schwarz und schwer lag der Schmerz auf ihrer Seele, daß der Strahl göttlichen Trostes lange Zeit nicht durchzudringen vermochte.

Fred selbst war tief getroffen, so tief, daß er sich scheute, eine Klage laut werden zu lassen, denn sein Gewissen sagte ihm, daß er diese Strafe verdient habe. Der Angstschrei der Mutter zerriß ihm das Herz, dennoch durfte er sie nicht trösten. Jede ihrer Klagen war ihm ein stiller Vorwurf.

Einmal hatte er es versucht, sie zu beruhigen, indem er auf die Liebe Gottes hinwies, die Alles wohl mache, wie schwer seine Hand auch treffen möge, wie ihr verklärter Engel allen Leiden, allen Versuchungen entrückt sei und wie wir die Schickungen mit Ergebung zu ertragen suchen müßten.

Seine Worte waren diesmal nicht leeres Geplauder, sie kamen vom Herzen, aber streng wurden sie zurückgewiesen und er mußte sich fragen, ob die bitteren Worte, die er darauf hörte, nicht nur zu wahr seien. —

„Ergebung?“ rief Harriett, indem sie ihre großen Augen mit wildem Ausdruck auf ihn richtete. „Du kannst freilich von Ergebung sprechen, Du kannst ohne Klage Dein Kind hingeben, den Engel, den Du sammt seiner Mutter von Dir gestoßen hast. Diese Entsagung wird Dir leicht, aber dem Laster der Sünde entsagen, die dies Unglück über uns gebracht hat, dies konntest Du und kannst Du nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Irrenanstalten und die Vorurtheile gegen dieselben.

(Von Dr. F. Wirth.)

(Fortsetzung.)

Mit Berücksichtigung der eigenthümlichen Art der Geisteskrankheiten sehen wir uns immer auf die Nothwendigkeit von Heilanstalten hingewiesen, weil die Mittel, welche die Therapie zur Bekämpfung der Psychosen außerhalb der Krankenhäuser darbietet, für solche Zwecke nicht ausreichen. Läßt man einen solchen Kranken in seiner Familie, so entstehen daraus die größten Unannehmlichkeiten. Während wir sehen, daß Liebe, Freundschaft und Aufopferung bei allen Kranken von größtem Vortheil für ihre Genesung sind, so sehen wir dagegen bei den Geisteskranken als etwas im Wesen der Geisteskrankheit Liegendes, daß der Kranke über alle Handlungen und Trostworte seiner Verwandten, über die Thränen seiner Gattin ꝛc. in einer beständigen Täuschung befangen ist. Dem Kranken, dessen Empfindungen durch die Störungen des Nervensystems oft ganz verändert sind, erscheint außerhalb Alles umgekehrt, da er nach dem Gesetze der Causalität gewohnt ist, überall eine Erklärung in den gegebenen Verhältnissen außer sich zu suchen, und so befindet er sich mit Allem im Mißverständniß; er hält den intimsten Freund für seinen Mörder; seine Verwandten für Verfolger, seine Kinder für Unglückliche, die dem Tode verfallen sind; der Kranke sieht Gestalten und hört Stimmen, und wird von diesen Hallucinationen so vollständig beherrscht, daß er selbst seiner

Digitized by Google

Familie die größte Qual bereitet. Und wenn nun die Seelenstörung vielleicht aus dem Familienleben selbst entstanden ist, wo sie immer neue Nahrung findet, indem an die unbedeutendsten Oertlichkeiten und Gegenstände unangenehme und schmerzvolle Erinnerungen sich knüpfen können, so können diese, wenn das Gefühl krankhaft empfindlich ist und die Vernunft keine Korrektion auszuüben vermag, gewisse Ideen hervorrufen, die eine gewaltige Aufregung der Leidenschaften bewirken; oder wenn die Familie aus zu großer Zärtlichkeit dem Kranken zu widersprechen fürchtet, um ihn nicht noch mehr zu reizen, oder aus Mitleid mit ihm, allen seinen Wünschen und seinem Eigensinne nachgibt, so werden auch die Angehörigen, wenn sie sehen, daß die Heilung nicht bald eintritt, sehr bald selbst muthlos und mißmuthig, und Alles vereinigt sich dann, um dem Kranken immer weniger Aussicht auf Genesung zu bieten.

Es stimmen deßhalb nicht nur alle deutschen, sondern auch englischen und französischen Aerzte darüber vollkommen überein, daß der Kranke von den Personen getrennt werden müsse, mit denen er früher Umgang pflog. Diese Isolirung kann aber nicht in einem Privathause stattfinden, wo die Lokalitäten schlecht eingerichtet, der Kranke schwer zu bewachen ist, und wo man nur schwer das entsprechende Wartpersonal haben kann, sondern sie kann nur in einer wohl eingerichteten Heilanstalt stattfinden. Hier nun, wo dem Kranken Alles fremd ist, wo alle neuen Gegenstände neue Eindrücke auf ihn hervorbringen, mitten unter den ungewohnten Verhältnissen, werden jetzt ganz neue Empfindungen in ihm geweckt; der Kreis seiner Ideen, aus denen der Kranke nicht herauskommen konnte, wird gewechselt und dadurch gebrochen; Alles erregt seine Aufmerksamkeit, die er zur Erkenntniß seiner Lage nothwendig hat, und dadurch wird er von seinen Wahnideen abgezogen.

Aber auch dem Arzte wird es jetzt leichter, auf den Kranken einzuwirken und sein Vertrauen zu erwerben, weil er mitten unter diesen fremden Verhältnissen Einen findet, der ihm Theilnahme bezeugt und sich seiner annimmt.

Wir sehen also daraus, daß es kaum möglich ist, einen solchen Kranken zu Hause zu behandeln, aber auch wie groß die Vortheile einer Anstalt sind; soll aber der Kranke ganz den günstigen Einfluß einer solchen Anstalt genießen, so ist es eine unerläßliche Bedingung, daß er sobald als möglich in eine solche verbracht werde. Wir haben bereits oben einige Zahlen gegeben über die Abnahme der Wahrscheinlichkeit der Heilung mit der Dauer der Krankheit.

Hier noch einige:

Foville berichtet, daß er in der Departementsanstalt zu Rouen in zwei Jahren von 91 Kranken 51 geheilt habe, und zwar 8 im ersten, 12 im zweiten, 11 im dritten, 2 im vierten, 2 im fünften, 7 im sechsten, 2 im achten, 3 im neunten, 1 im elften, 1 im zwölften, 1 im fünfzehnten und 1 im zwanzigsten Monate der Krankheitsdauer; auch Willis behauptete, daß von 10 Kranken 9 hergestellt wurden, wenn sie vor Ablauf von 3 Monaten nach dem Eintritte der Krankheit in seine Kur kämen. Ein Bericht der Anstalt in Glasgow in England im Jahre 1818 zeigt, daß von 64 frischen Fällen 35, dagegen von 30 alten Fällen nur 2 geheilt worden seien.

Gegenüber solchen Thatsachen steht unabweislich fest, daß je früher die ärztliche Hülfe eintritt, desto eher eine Heilung möglich ist. Alle Irrenärzte klagen darüber, daß durch die Vorurtheile des Publikums, um so lange als möglich die beginnende Krankheit geheim zu halten, die erst durch allerhand Wunderkuren, Schäfer und Quacksalber kurirt wird, oder aus Motiven der niederesten Art, wie Stolz, Eigennutz, Habsucht, Geisteskranke entweder gar nicht in die Anstalten gesandt, oder auf die unpassendste Art behandelt werden, ehe man sich entschließen kann, ein falsches Ehrgefühl zu überwinden und die hülfsbedürftigen Kranken einer Anstalt zu übergeben, in die sie nach solchen Vorgängen bereits halb unheilbar, endlich doch gebracht werden müssen.

(Schluß folgt.)

Serrano und Prim.

Die „France“ bringt über diese beiden Männer, in deren Händen gegenwärtig das Schicksal Spaniens ruht, eine biographische Skizze, aus welcher wir folgende Thatsachen ausheben: „Francisco Serrano, Herzog de la Torre, wurde im Jahre 1810 geboren, und verdiente sich die Sporen in den Kämpfen, die nach Ferdinand's VII. Tod ausbrachen, 1840 war er Oberbefehlshaber in Barcelona. Die „Times“ rühmt seine Verwaltung als Generalkapitän von Cuba; den Herzogstitel erhielt er vor sechs Jahren in Folge der Expedition nach Santa Domingo. In Jahre 1843 gehörte er zu den Generalen, welche Espartero's Sturz herbeiführten, war dann mit Narvaez gegen das Ministerium Olózaga; später versöhnte er sich wieder mit Olózaga und setzte dessen Heimberufung aus dem Exil durch; als Narvaez wieder obenauf war, ward Serrano als Generalkapitän nach Andalusien versetzt. Von dieser Zeit an bis zur Revolution von Vicalvaro (17. Juli 1854) gehörte Serrano zur Opposition, und wurde, weil in den Aufstand zu Saragossa verwickelt, verbannt. Der Sieg der Vicalvaristen brachte ihn wieder empor; bei dem Zerwürfnisse zwischen Espartero und O'Donnell schloß er sich Letzterem an, wurde 1854 Generalkapitän der Artillerie und war Generalkapitän von Neucastilien während des Staatsstreiches von 1856, ging dann als Gesandter nach Paris. Nach dem Tode von Narvaez wurde er nach den Canarien verbannt, von wo er siegreich nach

Digitized by Google

Cadiz zurückkehrte. Sein jetziger Kollege im Direktorium, Don Juan Prim, Graf von Reus, Marques de los Castillejos (geb. 1811, nach andern Angaben 1814, in Reus in Catalonien), trat 1834 als Freiwilliger in die Armee, und zeichnete sich bei Puyzerda, Ribas, Villa-Mayor, Peracampos ꝛc. so aus, daß er 1837 bereits Oberst war. Im Jahr 1842 verbannt, wurde er 1843 Deputirter von Barcelona und nach Espartero's Sturze, mit dem Titel Graf von Reus, General und Gouverneur von Madrid. Als Catalonien sich gegen die Königin-Regentin erhoben, wurde Prim dorthin geschickt, um den Aufstand niederzuschlagen, aber mit Undank gelohnt. Des Komplotts gegen die Regierung und eines Anschlags auf das Leben von Narvaez angeklagt, wurde er von der zweiten Anklage freigesprochen, der ersten aber schuldig befunden, und zu sechs Jahren Gefängniß verurtheilt. Doch saß er nur sechs Monate. Nun hielt er sich von der spanischen Politik fern, war während des Krimkrieges in der Türkei, jedoch 1854 durch die Revolution wieder nach Madrid berufen. In dem Krieg gegen Marokko (1859—60) zeichnete er sich in der Schlacht bei Los Castillejos, Los Campalmentos und Tetuan so aus, daß Napoleon III. ihn in Bicky dem spanischen Hofe zum Oberbefehlshaber bei der Expedition nach Mexiko empfahl. Die stramme Haltung, die er in Mexiko zeigte, die Rede, die er nach seiner Rückkehr in den Cortes hielt, die Zerwürfnisse, die er mit der Regierung hatte, seine Reisen im Auslande, der Aufstand, den er versuchte, so wie der Antheil, den er an den jüngsten Ereignissen hatte, sind noch in frischer Erinnerung der Zeitgenossen."

Mannigfaltigkeiten.

Im Augenblicke, wo der letzte noch herrschende Zweig der Bourbonen vom Throne gestürzt wird, ist es nicht ohne Interesse, sich die Genealogie dieser berühmten Fürstenfamilie ins Gedächtniß zurückzurufen. Sämmtliche Zweige derselben stammen von Ludwig XIII., König von Frankreich ab. Dieser hatte zwei Söhne, Ludwig XIV. und den Herzog von Orleans. Von diesem Letzteren stammt die Familie der Bourbon-Orleans ab, welche in der Person von Louis Philippe Albert, Graf von Paris, Ansprüche auf den Thron von Frankreich hat. Ludwig XIV. heirathete die Schwester und Erbin von Karl II. von Spanien, und hatte aus dieser Ehe einen Sohn, der vor ihr starb, aber drei Söhne nachließ; einer dieser Enkel von Ludwig XV. war Ludwig, Herzog von Burgund und Vater von Ludwig XV., dessen letzter Nachkomme, der Graf Chambord, unter dem Namen Heinrich V. für die französischen Legitimisten als rechtmäßiger König von Frankreich gilt. Der zweite Enkel Ludwig's XIV. ward, als Erbe seiner Großmutter, unter dem Namen Philipp V. König von Spanien. Philipp V. hatte fünf Söhne, von welchen die drei ältesten: Ludwig, Ferdinand VI. und Karl III. nach einander Könige von Spanien waren; der vierte Sohn ward, als Erbe seiner Mutter, Herzog von Parma. Die Nachkommenschaft dieses Letzteren wird jetzt durch den Herzog Robert von Parma repräsentirt. Von Karl's III. Söhnen ward Karl IV. König von Spanien und Ferdinand I. König von Neapel, dessen Nachkomme der gegenwärtige Exkönig von Neapel Franz II. ist. Karl IV. von Spanien vermählte sich mit seiner Nichte, Louise von Parma und hatte drei Söhne. Ferdinand VII., König von Spanien, der Vater der Königin Isabelle, Karl (Don Carlos), der gegen diese als Thron-Kandidat auftrat, und Franz. Des Letzteren ältester Sohn ist der Gemahl der Königin Isabella. Ein Enkel des Don Carlos ist jetzt der legitimistische Kronprätendent von Spanien.

Das Monceliff'sche Positionsgeschütz, welches durch eine besondere Einrichtung Geschütz und Bedienungsmannschaft vollständig deckt, wurde in Shoeburyneß einer Reihe von Experimenten unterworfen, welche, soweit sich aus den Berichten absehen läßt, sehr befriedigend ausfielen. Das neue Geschütz arbeitete schnell und sicher; trotz der Ungeschicklichkeit der Bedienungsmannschaften, welchen der Mechanismus nicht so recht verständlich schien, wurden 10 Schüsse in 22 Minuten abgefeuert.

Aus London wird unterm 12. Oktober gemeldet: Die „Heiligen am Salzsee" haben elf Missionäre hierhin entsandt, um dem Mormonenthum neue Anhänger zu gewinnen und dieselben nach Utah zu bringen. Die Missionäre besuchten u. A. auch Woolwich und beabsichtigten, das k. Arsenal in Augenschein zu nehmen, mußten aber unverrichteter Dinge wieder umkehren, da alle Nichtbriten zur Besichtigung des Arsenals einer speziellen Erlaubniß vom Kriegsministerium bedürfen.

Der Kuriosität halber möge der Vorschlag mitgetheilt sein, welchen Hr. v. Girardin in seiner „Liberté" zur Lösung der spanischen und anderen Fragen macht. Der politische Taschenspieler legt nämlich eine Lanze für die Versetzung des Königs der Belgier nach Spanien ein, wofür Belgien an Frankreich fiele, der König von Sachsen König eines neutral erklärten Königreichs Rhenanien würde und Preußen Sachsen bekäme! „Rhenanien" würde selbstverständlich französischer Vasallenstaat werden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Aſchaffenburger Zeitung.

Nr. 241 — Freitag, 16. Oktober — 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortſetzung.)

XXXVIII.

Die ſchauerliche Ruhe, die der Aufregung trauriger Ereigniſſe folgt, war für dieſes Ehepaar doppelt ſchrecklich.

Sie waren zuſammen und doch wie weit getrennt! Sie konnten ſich nicht Eins an des Anderen Bruſt ausweinen, ſie konnten ſich nicht gegenſeitig tröſten, wie ſie es früher öfter gethan hatten. Es war als habe ſich ein tiefer Abgrund zwiſchen ihnen geöffnet, den wohl gern jedes überſchritten hätte, hätte ihnen nicht Kraft und Muth dazu gefehlt.

Das eine Herz war zu wund und hoffnungslos, das andere fühlte zu tief Reue und Scham, um auf etwas Anderes als Kälte und Zurückweiſung hoffen zu dürfen.

Manchmal ſchien ein Blick, ein Ton aus früheren Tagen die getrennten Herzen nähern zu wollen, aber die Erinnerung und das ſtete Beiſammenſein drängte ſich dazwiſchen und bald trat das kalte zurückhaltende Benehmen wieder ein.

Eines Morgens trat die verblühte kummergebeugte Harriett mit einem Briefe ſchwankend in das Zimmer ihres Mannes. Sie näherte ſich ihm und nannte ſeinen Namen. Er wandte wie im Schauder haſtig den Kopf weg.

Und warum dieſer Schauder? War es eine Ahnung von dem, was kommen würde oder der Ton, in welchem das Wort geſprochen wurde? Der einſt ſo heiß geliebte Name in ſo verändertem Tone, obgleich gut und zärtlich geſprochen, hatte einen ganz anderen Ausdruck der Zärtlichkeit.

„Ich wünſche, daß Du den Brief leſeſt", ſagte ſie nach einer Pauſe, während ſie mit einem Seufzer die Hand von ſeiner Schulter zog, denn: „Er ſchaudert vor meiner Berührung", dachte ſie bei ihres Mannes Bewegung.

Carlton ſtreckte mit abgewandtem Kopfe ſeine Hand nach dem Briefe aus, erfaßte aber, ſtatt ſeiner ihre dünne kalte Hand.

Ein bewegtes Gefühl durchrieſelte Beider Herzen; doch in dieſem Augenblicke trat das deutſche Mädchen ein und übergab ihrem Herrn ein eben angekommenes Billet.

Beider Augen fielen auf die Adreſſe, und mit einem Schauder zog Harriett ihre Hand, die ruhig losgelaſſen wurde, zurück und wandte ſich ab.

Sie hörte nicht den zornigen Ausruf „Narr", den ihr Mann zwiſchen den Zähnen murmelte, noch ſah ſie, wie er den Brief ungeleſen in tauſend Stücke zerriß. Nein! Sie hatte dieſe Hand einmal geſehen und wie Flammenſchrift hatten ſich die Züge in ihr Herz geprägt. War es nicht die Schrift derjenigen, die ihn von ihr abgelockt hatten?

Als ſie bald darauf einen Seitenblick auf ihren Mann warf, ſo las er. Aber es war der Brief, den ſie zu ſeinen Füßen hatte fallen laſſen und in welchem ihr die Schweſter einen Zufluchtsort im Vaterhauſe anbot. Freds Kopf war abgewandt, und er ſtierte ſo lange in den Brief, daß ſie endlich, ihre Augen bedeutend, ſagte:

„Nun?"

„Nun?" wiederholte er, während er den Brief auf den Tiſch legte. Sie ſah nicht, wie ſeine Hand zitterte, und wie tief bewegt ſein Geſicht war. Er ſprach ſo leiſe, daß ſie ihn kaum verſtehen konnte.

„Nun, Harriett, was denkſt Du dazu?"

Eine Pauſe.

„Wünſchſt Du zu gehen?"

Keine Antwort erfolgte.

„Iſt es ſo weit gekommen? Aber natürlich, ich darf nichts dagegen ſagen. Ja, das Haus Deines Vaters iſt jetzt ein paſſenderer Platz für Dich, als — Wollte Gott, daß ich Elender — niemals —!"

„Fred!" unterbrach ſie ihn traurig und ſanft. „Selbſtvorwürfe ſind jetzt fruchtlos. Wir haben Beide gefehlt und ſind Beide dafür geſtraft worden, Gott weiß es, wie ſchwer! Dieſer Augenblick allein iſt ſchon genug."

„Harriett! Harriett! Du willſt mich alſo nicht verlaſſen?" rief er in leidenſchaftlichem Tone.

„Fred!" antwortete ſie mit ſchwacher Stimme. „Wenn ich denken könnte, daß Dir mein Dableiben phyſiſch oder moraliſch nützen könnte, ſo würde ich Dich ebenſowenig jetzt verlaſſen, wie vor einem Monate, als

Digitized by Google

ich diesen Brief erhielt. Einsam und traurig, wie ich damals lebte, hatte ich doch noch die Ueberzeugung, daß Deine Liebe mir allein getröre, daß ich zu Deinem Glück nothwendig, ja, daß ich vielleicht zu Deiner ewigen Seligkeit beitragen könne. Was bleibt es aber jetzt nützen?“ fuhr sie im tiefsten leidenschaftlichen Tone fort. „Warum sollte ich Dich als schwere Bürde hemmen, um in einer liebe- und kinderlosen Häuslichkeit das Brechen meines Herzens zu erwarten? Denn ach, trostlos und drückend würde für Dich die Bürde meiner Klagen werden! Und Fred, mein Herz ist so zerdrückt, so schwer verwundet, daß es einer sanften Hand bedarf, die es verbindet, die es aus der Verzweiflung reißt, es erhebt und es Dem zuwendet, der es zerschlagen hat. Ich bin jetzt so schwach, daß mir oft der Gedanke kommt, Gott habe mich verlassen; ich kann nicht beten, ich kann nur seufzen und klagen.“ Sie schloß die Augen, durch die sich die Thränen drängten und über die welken blassen Wangen herabströmten.

„Manchmal träume ich“, fuhr Harriett fort, „daß ich noch einmal in meiner geliebten Eltern Hause bin, von allen Lieben umgeben, daß sie mir verziehen haben und mich wieder lieben, daß mein Vater mich gesegnet hat, daß der Fluch, der mich verfolgt, hinweggenommen ist. — Ach ja, sie werden sie aufnehmen, deren Sünde so schwer heimgesucht worden ist — und wenn nicht — wenn sie mich ausstoßen, so kann ich mich auf das Grab meiner Mutter legen, da werde ich Ruhe finden, denn sie, sie hat mir vergeben. — Mutter, o meine Mutter!“ rief sie, und erhob ihre strömenden Augen zum Himmel. „Glücklich, glücklich bist Du, daß Dir der Kummer erspart blieb, Dein heißgeliebtes Kind in so tiefem Elend zu sehen!“ Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ergebnisse der Sonnenfinsterniß vom 18. August 1868.

(Aus der Süddeutschen Presse.)

Da wir über die Ergebnisse der letzten Sonnenfinsterniß aus den verschiedenen Beobachtungsstationen etwas wesentlich Neues kaum noch erwarten dürfen, so dürfte es wohl von Interesse sein, ein Gesammtbild aller Erscheinungen dabei in wenigen Worten vorzuführen.

Bei der Sonnenfinsterniß fanden eine Reihe so günstiger Umstände sich vereinigt, wie sie in mehreren Jahrhunderten nicht mehr zusammentreffen. Der Mond stand fast genau in seiner größten Erdnähe, wobei er den scheinbar größten Durchmesser von 1006 Winkelsekunden zeigte, während er in der Erdferne nur 882 Sekunden beträgt und einen Schatten von der größten Ausdehnung, nämlich von 51,169 Meilen Länge, auf die Erde wirft. Dabei waren Erde und Mond in derselben Zeit fast in der größten Entfernung von der Sonne (welche freilich auf den 21. Juni fällt), so daß ihr Durchmesser verhältnißmäßig klein erschien, nämlich 963 Winkelsekunden (16 Minuten).

In der Erdferne, d. h. wenn die Erde auf ihrer elliptischen Bahn um die Sonne von dieser am weitesten entfernt ist, kann der Mond nur eine ringförmige Sonnenfinsterniß erzeugen, weil sein Durchmesser verhältnißmäßig klein erschien, nämlich 963 Winkelsekunden (16 Minuten).

In der Erdferne, d. h. wenn die Erde auf ihrer elliptischen Bahn um die Sonne von dieser am weitesten entfernt ist, kann der Mond nur eine ringförmige Sonnenfinsterniß erzeugen, weil sein Durchmesser kleiner erscheint, als der der Sonne. Der Mond befand sich bei dieser totalen Verfinsterung in aufsteigenden Knoten seiner Bahn, d. h. in dem Punkte, von welchem aus er über den nördlichen Theil der Erdbahn tritt.

Obwohl Erde und Mond sich von Westen nach Osten um die Sonne bewegen, so geht doch die Verfinsterung auf der Sonnenscheibe stets nur auch von Westen nach Osten, weil der Mond bei seiner Bewegung eine größere Winkelgeschwindigkeit besitzt, als die Erde. Lägen die Ebenen der Mond- und Erdbahn genau in dem erweitert gedachten Sonnenäquator, so würden wir in der Mitte des Verfinsterungs-Gebietes auf der Erde nur zentrale Sonnenfinsternisse wahrnehmen (entweder totale oder ringförmige).

Die Folge des Zusammentreffens der angeführten günstigen Umstände war es, daß die gänzliche Verfinsterung durch den Mondschatten in einer 2000 Meilen langen und 30 Meilen breiten Zone auf der Erdoberfläche stattfand und an günstigen Stellen fast 7 Minuten währte. Der Kernschatten der Totalität trat in Abyssinien da ein, wo der blaue Nil sich nach Norden wendet, ging über das rothe Meer nach Vorderindien, wo er zwischen Goa und Rajapur (Radschapur) in das Innere des Landes eindrang, dann durch den Meerbusen von Bengalen der Provinz Tenassarim in Hinterindien zuerst, sich nach Anam, Borneo, Celebes und anderen Inseln aus der Gruppe der Molukken wendete und im Angesichte der Hebriden sich verlor.

Man hatte sich von fünf Seiten zu Beobachtungen gerüstet; die Franzosen in Kambodscha und Malakka, die Engländer in Ostindien von Bombay aus zu Scholapore, in der Nähe von Masulapatnam; die Preußen (die Astronomen) im Innern Vorderindiens zu Bijapur (Bidschapur) und (die Photographen) zu Marsha-Hill, zwei englische Meilen von Aden entfernt; die Oesterreicher auch daselbst, und von Rom aus der Pater Secchi.

In Aden trat die gänzliche Verfinsterung um 6 Uhr 20 Minuten ein und währte 3 Minuten, beim Eintritt nach Vorderindien dauerte sie schon 5 Minuten 10 Sekunden, und weiter östlich bis zu 6 Minuten

Digitized by Google

47 Sekunden. Die Sonnen- und Mondtafeln sind jetzt so genau berechnet, daß der Unterschied zwischen der berechneten und beobachteten Zeit kaum zwei Sekunden betrug. Gewiß ein großer Triumph für die Wissenschaft, welche zu fälschen scheinheilige Dämmlinge sich erdreisten, ohne daß ihnen die Schamröthe in's Gesicht tritt.

In Marshage-Hill zeigte sich wenige Augenblicke vor und nach der Totalität um den dunkeln Mondrand ein schmaler hellrother Saum mit auffallender Farbenpracht in weit ausgedehnter Umkränzung des Sonnenkörpers, von ihm getrennt durch eine helle schmale Schicht.

Bei dem wirklichen Eintritte der Verdeckung des ganzen Sonnenkörpers verschwanden plötzlich alle dunklen Linien in dem siebenfarbigen Farbenbilde und dasselbe ging in ein blasses kontinuirliches über, welches von den Protuberanzen und der Krone herrührte, aber keine besonders hervortretenden hellen Linien erkennen ließ.

Die Protuberanzen sind die nach völliger Bedeckung des Sonnenkörpers rings um den verfinsternden Mond auf jenem wie hervortretende Berge, aber in unruhiger Bewegung, bisweilen zackenförmig, und mit röthlichvioletten Lichte bald mehr, bald weniger aufleuchtenden Erscheinungen. Man nennt sie auch Sonnenfakeln.

Die Krone (Korona) ist ein den Sonnenkörper bis zu einer Höhe von einem Fünftel ihres Durchmessers, also auf etwa 38,000 Meilen umgebender prachtvoller Strahlenkranz, gebildet durch die Sonnen-Atmosphäre, in welcher die Sonnenstrahlen zurückgeworfen und gebeugt werden. Ohne Verfinsterung des Sonnenkörpers ist dieser helle und weiße Schein mit einzelnen weithin fortlaufenden Strahlen nicht sichtbar, weil das Sonnenlicht gegen ihn zu stark ist; aber es wird doch das von dem Sonnenkörper ausgehende Licht durch diese Atmosphäre um so mehr geschwächt, einen je längeren Weg es durch sie zu gehen hat, also gegen den Sonnenrand hin.

Von den drei größeren, nach Lage, Höhe und scheinbarer Größe gemessenen Protuberanzen während unserer Verfinsterung zeichnete sich die eine durch ihre lebhaft glänzende karminrothe Farbe, durch ihre scharfe Begränzung, durch ihre finger- oder hornförmige, oben rückwärts gebogene Gestalt, vorzüglich aber durch ihre wunderbar weite Erstreckung in die matter leuchtende Krone hinein aus; denn die österreichischen Astronomen nahmen ihre Höhe zu zwei Winkelminuten oder $\frac{1}{15}$ des Sonnenradius (über 11,700 Meilen), die preußischen Photographen zu $\frac{1}{14}$ des Sonnendurchmessers (über 13,400 Meilen) an; also mit Sicherheit über 12,000 Meilen. Sie war die ganze Totalität über und selbst dann noch einige Minuten lang sichtbar, bis sie durch Gewölk verdeckt wurde. Auch die Krone wurde gegen das Ende der Totalität durch einen dünnen Wolkenschleier überzogen, während die Protuberanzen noch durchleuchteten.

Kurz vor dem Ende der Totalität und als der rothe Saum erschien, verschwanden im Spektrostope die Farben der größten Brechbarkeit fast vollständig, indem die hochrothe, rothe und orange noch ganz scharf, die gelbe schon etwas verschwommen, die grüne kaum noch bemerkbar, die blauen und violetten aber völlig verschwunden waren: zuletzt blieb nur eine Reihe rother, durch breite und dunkle Zwischenräume von einander getrennte Bänder zurück.

Obwohl den preußischen Beobachtern in Ofstadien die vorüberziehenden Wolken nur 3 Sekunden gestatteten, die volle Verfinsterung wahrzunehmen, so sahen sie doch jenes merkwürdige Protuberanzgebilde 32 Minuten später noch fast von derselben Gestalt und an derselben Stelle. Es ist eine Erscheinung, welche bis jetzt noch bei keiner früheren Sonnenfinsterniß wahrgenommen worden ist. Ein Versuch sie zu erklären, bedarf wohl kaum der Entschuldigung.

Wir dürfen nach den uns bis jetzt bekannten Thatsachen annehmen, daß die Oberfläche des Sonnenkörpers anfängt, aus dem flüssigen Zustande in einen mehr zähen, wenn auch noch nicht festen überzugehen. Die Sonnenflecke sind schlackenartige Gebilde, über welchen die Sonnenatmosphäre etwas abgekühlt wird, weil die oft weit ausgedehnten Schlacken die von unten kommende Gluth etwas abhalten. Die Folge davon ist, daß die gasigen Stoffe darüber in der Atmosphäre sich theilweise zu Dünsten verdichten, von oben nach und nach herabsinken und einem Verbrennungsprozesse ausgesetzt werden, welcher sich uns als Protuberanz darstellt. Die Richtigkeit dieser Ansicht möchte schon daraus sich ergeben, daß Protuberanzen an solchen Stellen hervortreten, an welchen vorher Sonnenflecke beobachtet wurden. Die an sich ziemlich dunklen Sonnenflecke zeigen auch bei gewöhnlichen Sonnenbeobachtungen eine mattere Einfassung, den sogenannten Halbschatten, welche von diesen Dünsten herrührt.

Diese Erklärung für die gewöhnlichen Protuberanzen kann aber nicht angewendet werden auf die 12,000 Meilen in die Sonnenatmosphäre hineinreichende und scharf begrenzte Protuberanz. Es läßt sich bei dem Zustande der Sonnenoberfläche leicht denken, daß die innere furchtbare Gluth des Sonnenkörpers, auf welchen die mindestens 38,000 Meilen hohe Sonnenatmosphäre einen ungeheuren Druck ausübt, sich durch die schon im Festwerden begriffene Kruste einen kraterförmigen, verhältnißmäßig engen Ausweg gebahnt hat, daß durch diesen von dem Inneren des hohlen Sonnenkörpers aus Stoffe im gasigen Zustande mit enormer Gewalt hinausgetrieben worden und dabei theilweise verbrannt sind. Eine Bestätigung dieser Ansicht liegt wohl darin, daß das Horn in seinem oberen Theile nach Westen zurückgebogen erschien, wie es bei der Achsendrehung der Sonne von Westen nach Osten nothwendig ist, weil die von unten nach oben getriebenen Stoffe auf ihrem Ursprungsorte eine geringere nach Osten gerichtete Geschwindigkeit mit sich bringen, als sie die höheren Orte der Sonnen-

Digitized by Google

atmosphäre, in welche sie gelangen, bestehen; sie müssen also oben nach Westen zurückbleiben.

So nun hat die Beobachtung dieser Sonnenfinsterniß glänzend bestätigt, was die Wissenschaft, auf irdische Beobachtungen gestützt, als nothwendig angegeben hatte. Der Sonnenkörper ist in einem glühenden Zustande und umgeben mit einer Atmosphäre, in welcher eine Menge von Stoffen verbrennen oder in einem glühend gasigen Zustande vorhanden sind.

Es verbrennen in der Sonnenatmosphäre u. A. Barium, Zink, Kupfer, Kobalt, Nickel, Eisen, Mangan, Chrom, Magnesium, Calcium, Natrium, Sauerstoff, Wasserstoff. Es ist bemerkenswerth, daß man alle diese Stoffe mit Ausnahme von Barium auch in den Meteorsteinen wiedergefunden hat. Letztere enthalten freilich außerdem noch Arsen, Kali, Aluminium, Titan, Phosphor, Schwefel, Olivin, Chrysolith. Bei der Sonne hat man bis jetzt noch nicht entdeckt Gold, Silber, Zinn, Blei, Arsen, Antimon, Strontian u. A.; aber wir können die Spektralanalyse derselben noch nicht für abgeschlossen ansehen, und somit dürfen wir immerhin die Behauptung aufrecht erhalten, daß alle Weltkörper aus denselben Stoffen zusammengesetzt sind, worauf übrigens noch die Entstehung der Weltkörpersysteme und die Spektralanalyse bei anderen Himmelskörpern hinweisen.

Ph. Spiller.

Mannigfaltigkeiten.

Ein hübsche Anekdote wird aus Gödöllö erzählt: Bekanntlich macht der Kaiser von Oesterreich in freien Stunden gern einen Spaziergang im dortigen Schloßgarten; auf einem solchen Spaziergange begegnete nun vor Kurzem ein Gödöllöer Bauer dem Kaiser, und Se. Majestät sieht sich in ungarischer Sprache mit folgenden Worten angeredet: „Mein erhabener Herr, ich flehe um Hülfe. Bisher war mir's immer gut gegangen, da brannt mir mit einem Male Haus und Hof nieder, und ich habe nicht die Mittel, mir es wieder aufzubauen. Erhabener Herr, ich verlange kein Geld, aber wenn mein König die Gnade haben wollte, mir aus dem Gödöllöer Walde das zum Bau nöthige Holz zu gewähren, so wäre mir damit geholfen!“... Der Kaiser hatte die Klage des Bauers theilnehmend angehört, dann erwiderte er freundlich: „Ja, mein Lieber, ich möchte dir gerne helfen, aber das geht nicht so ohne Weiteres wie du glaubst. Wenn ich dir aus dem Gödöllöer Wald Holz geben soll, so muß ich das erst mit meinen Ministern besprechen; das will ich gern thun, und ich glaube, es wird was nützen!“ — Der Bauer geht hoffnungsfreudig von dannen und — noch an demselben Tage erhielt Minister Bonyay ein Billet des Kaisers in dieser Sache. Daß das Holz augenblicklich angewiesen wurde, das versteht sich von selbst.

Aus Tübingen wird vom 9. Oktober gemeldet: Gestern Nachmittag sammelte ein Mädchen von Lustnau im sogenannten Lustnauer Wäldchen am Osterberg Eicheln; von einer nicht sehr alten Eiche fielen einige Eicheln ins Gebüsch zwischen zwei aufrechtstehende Steine; das Mädchen wollte sie holen, und als sie die Steine entfernt hatte, fand sie zu ihrer großen Ueberraschung einen großen irdenen Hafen mit zwei Henkeln, angefüllt mit über tausend alten deutschen Silbermünzen aus dem Mittelalter, von der Größe eines Kreuzers bis zu der eines Sechsbätners mit undeutlichem Gepräge und theilweise mit Grünspan bedeckt.

Die Wiener „Presse“ erzählt: Ein Bruder des englischen Admirals Napier, der vor Kurzem in Prag verweilte, lernte daselbst ein israelitisches Waisenpaar, Bruder und Schwester, die so eben ihren Vater verloren hatten, durch Zufall kennen, und ließ sich durch die Mutter der Kinder zum Vormunde derselben ernennen. In dieser Stellung sorgte er vollständig für die Familie, ermöglichte es dem Sohne, seine Studien fortzusetzen, und — verlobte sich endlich mit dem Mädchen, das er binnen Kurzem auch wirklich heirathen wird.

Auflösung des Räthsels in Nr. 232:

In den „Spiegel“ schau'n die Jungen,
In den „Spiegel“ schau'n die Alten;
Jene schauen nach der Schönheit,
Diese — schauen nach den Falten.

In den „Spiegel“ schau'n die Armen,
In den „Spiegel“ schau'n die Reichen;
Doch so viel sie immer schauen —
Jeder findet Seinesgleichen.

In den „Spiegel“ schau'n die Guten,
In den „Spiegel“ schau'n die Bösen;
Zu den Ersten zähl' ich Alle,
Welche diese Zeilen lesen.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 242 Samstag, 17. Oktober 1868

Die deutsche Nordpol-Expedition.

Am 11. Oktober vereinigten sich Männer aus allen Kreisen im Saale des Clubhauses von Bremerhaven, um die Heimkehr der deutschen Nordpol-Expedition zu feiern. Schon an der Wesermündung war der „Germania" ein sehr freudiger Empfang bereitet worden, an welchem sich Gäste aus Bremen, Hamburg und der ganzen Küstengegend betheiligten. Verschiedene Dampfer fuhren ihr entgegen, Flaggen grüßten, Böllerschüsse krachten und es ertönten laute Willkommenzurufe.

Bei dem Festmahle sprach der erste Festredner, Amtmann Grösning, von dem Uebergang zum Handeln, der sich in dem deutschen „Volk der Denker" zu vollziehen beginne.

Durch Toast wurden geehrt: der wackere Führer der Expedition, Kapitän Koldewey, und seine Steuermänner Hildebrandt und Sengstake, so wie Dr. Breusing und v. Freeden, welche sich um das Zustandekommen des Unternehmens besonders verdient gemacht haben.

Die „Germania" (eigentlich „Grönland"), welche nun im neuen Hafen liegt, ist ein kleines, aber schmuckes Fahrzeug, ein Schiff, nicht größer wie ein großer Weserkahn, das doch, geführt von tüchtigen Seeleuten, auf der höchsten überhaupt erreichten nördlichen Breite (von 81 5' n. Br. und circa 16' östl. Länge) war. Rundum und besonders am Steven ist es vom Eise hart mitgenommen, aber im Ganzen hat sich das kleine Schiff in der Eisfahrt recht gut bewährt.

Für die Fahrt an den Küsten und zum Eindringen in Fiorde und Buchten sind diese Fahrzeuge sehr brauchbar. In Betreff der erstrebten Resultate ist zu konstatiren, daß keine Mühe gescheut wurde, um die Ziele der Expedition ganz oder mindestens theilweise zu erreichen. Nebel und Sturm, Windstille und unabsehbar in festem Zusammenhang sich erstreckende Eisfelder waren die Gegner auch dieser, wie so mancher anderen, großartiger ausgerüsteten Expedition.

Ein kurzer Bericht über den Verlauf der Expedition wird am besten davon Zeugniß ablegen, was von den Mitgliedern der Expedition geleistet, was zu leisten mit allen Kräften, so weit es nur möglich, erstrebt wurde.

Am 20. Juni, als Kapitän Koldewey seinen ersten Bericht an Dr. Petermann absandte, stack sein Schiff noch im Eise, gelangte dann nach harter Arbeit in freieres Wasser, wo man wenigstens bugfrei konnte, vermochte aber erst am 22. Juni ins offene Meer zu gelangen. Die „Germania" arbeitete sich nun nordwärts, dem Eise entlang, und sprach ein Schiff „Alexander" an, dessen Kapitän sehr an dem Durchkommen der Expedition durch das Eis in diesem Jahre zweifelte, wofern nicht westliche Winde kämen. Es trat jedoch stürmisches Wetter aus Osten ein und die „Germania" gerieth am 29. in ein zerbröckeltes Eisfeld, aus dem sie sich mühsam befreite. Ein auf Fischfang ausgezogenes Bremer Schiff „Hannover" begegnete dann der „Germania", und der Kapitän desselben klagte, daß das ungewöhnlich dichte Eis in diesem Jahr so wenige Buchten und Straße biete, worin sich fischen ließe. Voraussichtlich war daher Wochen lang kein Zugang zur Küste zu finden. Kapitän Koldewey beschloß deshalb, nach Gillisland überzusegeln. Sein Schiff hatte auf 75° 20 n. Br., 12° w. L. mit 135 Faden Grund gefunden, und zwar braunen Schlick mit eingelenen Steinen. Koldewey steuerte östlich und sah am 3. Juli die Südwestküste von Spitzbergen, um dessen Südkap er steuerte. Nach seinen Berechnungen muß hier eine südliche Strömung bestehen. Zwei Tage lang arbeitete sich nun die „Germania" nach Osten durch dichtes Treibeis, und ihre Führer überzeugten sich vom Vorhandensein einer unerwartet starken S.-W.-Strömung. Nach einem harten Sturme am 6. Juli steuerte Koldewey aus dem Eise heraus nach Südwesten dem freien Wasser zu, das er in dieser Richtung bemerkte, und hielt alsdann westlich; er kam jedoch immer wieder in Treibeis und mußte wieder mit Gewalt einen Durchgang bahnen. Das Eis schien sich bis zur Bären-Insel zu erstrecken.

Koldewey berichtet selbst folgendes Weitere: „Am 8. und 9. Juli hatten wir wieder einen Sturm aus Osten; doch war im Lee vom Eise etwas Wasser, so daß wir nordwärts steuern konnten. Das Treibeis war meistens sehr dicht und sah ich mich in meiner Hoffnung, das Südkap zu umsegeln, abermals getäuscht. Warten, bis das Eis vielleicht in 8 bis 14 Tagen sich löste, konnte ich auch nicht, da ich fürchtete, dann zu spät wieder nach Grönland zu kommen, und so mußte ich nothgedrungen alle weiteren Versuche hier im Osten aufgeben. Durch den Verbrauch von Steinkohlen und

Digitized by Google

Proviant war unser Schiff etwas leicht geworden und eben so war unser Wasser schlecht und nur noch vier Faß davon vorhanden; ich hielt mich deshalb für berechtigt, in einem der Spitzberger Häfen einzulaufen, um Wasser und Proviant einzunehmen. Ich steuerte nordwärts, fand die Küste nördlich von Hornsund frei von Eis, und da die Gelegenheit günstig war, lief ich in Bel-Sund ein und ankerte unter Middle Hook. Wir fanden ein schönes Wasserbassin östlich vom Berge. Nach 24 Stunden Aufenthalt lichtete ich wieder und ließ das Schiff aus dem Hafen bugsiren, da vollständige Windstille herrschte. Am 15. Juli waren wir wieder auf See und steuerte ich nun nordwestwärts, da ich das nördliche Eis anlaufen wollte, um dann irgendwo eine Oeffnung zur grönländischen Küste zu suchen. Das Wetter war in den letzten acht Tagen schön gewesen, doch sehr viel Windstille, der Wind meistens nordwestlich. Als wir aus dem Hafen heraus waren, bekamen wir südöstlichen Wind und befanden uns in 80° 30′ n. B., 6° 35′ östl. Länge. Hier sahen wir das nördliche Eis, welches dicht zusammengepackt lag und sich von Westen nach Osten erstreckte; wir steuerten westwärts bei leichter östlicher Brise und trafen das Schiff „Jan Mayen", dem ich diesen Brief mitgebe."

In der Zeit vom 24. Juli bis 10. August wurden drei energische Versuche gemacht, zur Ostküste von Grönland durchzudringen. Bei jedem dieser Versuche kam man zwar südlicher, aber der Küste näher. Weiteres Vordringen nach dem Lande, das sie vom Schiff mit den einzelnen Gletschern, Schneefeldern, Fjällen und Bergkämmen deutlich vor sich sahen, war nicht möglich, denn eine feste, mindestens 40 Fuß dicke Eismasse lagerte zwischen dem mühsam durch das Eis fortgezogenen und gearbeiteten Schiffe und der Küste (bei Pendulum-Insel). Nach der ertheilten Instruktion wurde sodann der Versuch gemacht, nach Gillis-Land, jenem von der schwedischen Expedition 1861 nur gesehenen Land, östlich von Spitzbergen, auf 79° n. Br. und 28° 29′ östl. Länge gelegen, vorzudringen. Zu dem Ende mußte man durch die zwischen der Hauptinsel Spitzbergens und dem Nordostlande sich streckenden Hinlopenstraße und dann südlich vom Nordostlande vorwärts zu kommen suchen. Nachdem man bis Kap Torell gekommen, und zwar noch viel östlicher als die Schweden 1864, stieß man auf festes Eis im Osten. Von Thumb Point sahen sie Gillis-Land, aber zu erreichen war es nicht, denn überall starrten feste Eismassen. Zwei Norweger folgten der „Germania", gelangten sich jedoch nicht so weit südlich und östlich. Küste und Inseln wurden festgelegt, eine auf den schwedischen Karten verzeichnete Bai durch Umfahren der Landspitze als Straße erkannt, Exkursionen ins Innere unternommen. Bis zum 10. September harrte man vergeblich darauf, daß eine Oeffnung im Eise ostwärts käme. Dann fuhren sie wieder aus der Hinlopenstraße heraus, erreichten im Norden von Spitzbergen die höchste Breite am 14. September. Aber hier überall rundum Eisblöcke, dazu trat Nebel ein und die Nächte wurden dunkler. Nun beschloß Kapitän Koldewey seinen Kurs nach Bergen zu nehmen, wo die „Germania" am 30. September anlangte.

Die Berichte von der schwedischen Expedition auf dem Dampfer „Sophia", von Anfang des Monats August, welche Dr. Petermann mittheilt, enthalten manche interessante Einzelheiten. Die Expedition verließ Tromsö am 19. Juli, kam am 22. bei der Bäreninsel an, wo Professor Nordenskiöld ans Land gesetzt wurde, der nun zu Lande nach der Nordseite vordrang, wo den Winter 1865—66 ein Robbenjäger in einer Hütte zugebracht hatte. Professor Nordenskiöld und die mit ihm befindlichen Gelehrten untersuchten die Insel, die, wie sich ergab, aus Steinkohlenformation mit mächtigen Steinkohlenflötzen bestand. Zehn Säcke Kohlen, die man an Bord schaffte, konnten, mit englischen Kohlen vermischt, zum Heizen verwendet werden. Die „Sophia" nahm Professor Nordenskiöld am Nordhafen wieder auf, machte dann den Versuch, ostwärts vom Südkap die Tausendinseln zu erreichen, allein nach mehrstündigen Abarbeiten im Eise beschloß man vorläufig, nach der Westküste Spitzbergens zu gehen. Im Eisfjord warf die „Sophia" am 31. Juli Anker. Das Wetter war schön, die Vegetation für ein so nördliches Land reich, die wissenschaftliche Ausbeute ergiebig. Nach dreitägigem Aufenthalt ging das Schiff nach Adventsbai. Auf der ganzen Fahrt waren Tiefmessungen vorgenommen. In Adventsbai trafen die Schweden mit einer englischen Gesellschaft zusammen, unter ihr der Marquis v. Hastings, welche der Jagd wegen sich auf Spitzbergen aufhielt.

Ueber Irrenanstalten und die Vorurtheile gegen dieselben.

(Von Dr. F. Wirth.)

(Schluß.)

Man könnte nun allerdings dadurch, daß man dem Publikum freien Zutritt zu den Irrenanstalten gestattete, damit es sich von der Zweckmäßigkeit, Ordnung und der humanen Behandlung der Seelengestörten überzeuge, einen großen Theil der Vorurtheile gegen dieselben auf direktem Wege beseitigen. Es ist zwar die Zeit noch nicht so ferne, wie wir bereits gesehen haben, wo man nur aus Müßiggang und Neugierde diese Anstalten aufsuchte. Allein abgesehen davon, daß es viele Kranke gibt, die absolute Ruhe nothwendig haben, so gibt es doch auch solche, bei denen durch verschiedene Gegenstände und durch die die Anstalten besuchenden Fremden, unter denen sie noch Aehnlichkeit mit ihnen verhaßten Personen finden könnten, die Sinne und Wahnideen

Digitized by Google

angeregt werden, was sie nur noch mehr reizen würde. Und wenn nun gar noch die Geisteskranken das Unglück trifft, solchen Beschauern sich als ein Gegenstand der Lächerlichkeit darzustellen, so erregt dieses Lächerliche doch zugleich in höherem oder niederem Grade eine Art von Verachtung gegen den im Lächerlichen sich zeigenden Zustand; diese Verachtung trägt sich aber dann unvermerkt auch auf die Person selbst über, die sich lächerlich macht, und dieses Belachen ist dann eine höchst traurige Zugabe für das Unglück der Geisteskranken. Aber Achtung ist man auch dem Unglücklichsten schuldig, und es ist nicht allein schädlich, sondern auch ungeziemend und das Gefühl verletzend, wenn man die Zufluchtsstätte des Unglücks durch den Blick neugieriger Zuschauer entweiht und stört; denn es gibt unter diesen Unglücklichen auch solche, die gar schmerzhaft fühlen, wer und wo sie sind.

Ein solches Publikum will aber nicht Belehrung, sondern Belustigung, und es würde wohl durch die Gestattung des Zutrittes zu derartigen Anstalten, statt Vorurtheile überwinden, gerade das Gegentheil erreicht; denn der bloß Neugierige verläßt dann die Anstalt mit der Erinnerung an die oft von den Wärtern gemachten Experimente, um die Kranken zu ihren Ausbrüchen zu veranlassen und dadurch die Vorstellung um so interessanter zu machen; vielleicht auch mit der Erinnerung der angewandten Zwangsmittel und er wird nur mit einem heimlichen Grauen zurückdenken und noch stärker in seinem Vorurtheil befangen bleiben.

Es bleibt demnach als das beste Mittel zur Aneiferung der früheren Benützung der Irrenanstalten nur die populäre Besprechung und genaue Berichte in öffentlichen Blättern; denn die Irrenanstalten allein als solche sind schon das größte und wichtigste Mittel zur Heilung. Hier genießt der Kranke den Vortheil der pünktlichen Befolgung einer allgemeinen vorgeschriebenen Lebensordnung für jeden Tag, welche von allen Kranken eingehalten werden muß; dieser strengen Ordnung sich zu fügen, fällt oft dem Kranken am schwersten; die Anordnungen des Arztes werden mit Konsequenz durchgeführt und nicht von falschem Milleid vereitelt; der Kranke lebt gleichsam in einer neuen Welt. Schädliche Einflüsse werden von ihm fern gehalten, der Sinn und das Gefühl für Ordnung und Sittlichkeit wird geläutert und der Wille gestärkt; der Kranke wird sich der hier herrschenden Zweckmäßigkeit nicht entschlagen können, und muß sich durch Beherrschung seiner dieser nicht entsprechenden Ideen und Leidenschaften dem herrschenden Geiste fügen, wenn anders er eine behagliche Existenz finden will. Hier an diesem fremden Orte und im Umgang mit ganz fremden Personen, denen der Patient niemals zu befehlen gewohnt war, ferner unter der Leitung eines kompetenten Arztes wird auf den Patienten ein großer moralischer Einfluß ausgeübt, welchem er sich für gewöhnlich ganz leicht fügt und dadurch, daß er sich des Gefühls seiner Abhängigkeit nicht mehr entschlagen kann, muß er, wenn es überhaupt noch möglich ist, zur Kenntniß kommen, daß er krank sei, und damit ist denn auch schon die Grundlage seines Wiedererwachens aus der geistigen Nacht gelegt; denn sobald der Kranke einmal seinen Wahn als solchen erkennt, hört dieser auf, Wahn zu sein.

Mit der nun im Laufe dieses Jahrhunderts immer mehr fortschreitenden Verbesserung der Irrenanstalten hat auch der Widerwille vor ihnen ab und ihre Benützung zugenommen. Man sieht sie doch jetzt nicht mehr als Orte des Schreckens an, von denen man sich mit Abscheu abwandte, sondern als Kurorte, die man mit Vertrauen aufsucht.

Die Irrenanstalten sind die Stätten des psychiatrischen wissenschaftlichen Fortschrittes; erst seit etwa einem Jahrhundert wird die psychische Heilkunde ausgebildet und mit Erfolg gelehrt; erst seit jenem Zeitpunkte konnte sie nur durch die Erfahrungen auf diesem Gebiete auf die Irrenanstalten einen wohlthätigen Einfluß ausüben. Wenn man bedenkt, wie viel in dieser kurzen Spanne Zeit in Schrift und Wort zum Besseren bewirkt worden ist, so darf man auch annehmen, daß gewiß noch im Laufe dieses Jahrhunderts nicht allein die Fortschritte in der Psychiatrie größer, sondern, was ja am Ende das Ziel aller theoretischen Medizin ist, daß auch die Heilungen werden vermehrt werden.

Mit den Heilresultaten aber wird es auch besser aussehen, wenn die Aerzte sich eine bessere psychiatrische Bildung werden erworben haben, wodurch die Krankheit gleich als solche erkannt und richtig behandelt wird. Mit der größeren Verbreitung der Psychiatrie unter den Aerzten und durch dieselben wird auch eine richtigere Ansicht von geisteskranken Zuständen und von den Irrenanstalten in das Publikum dringen, und demselben die Ueberzeugung verschaffen, daß die Irrenanstalt nur eine Welt im Kleinen ist, wo sich dieselben Ideen, Irrthümer und Leidenschaften nur in grellerer und unverhüllterer Form finden, wie draußen in der Welt, und man wird, um mit dem verdienstvollen Schwartz zu reden „die Irrenanstalten als sicheren Hafen betrachten, in welchem die auf der stürmischen Lebensfahrt leck gewordenen und entmasteten Fahrzeuge wieder zurücksteuern können, um dort ausgebessert mit frischem Tackelwerk die gefährliche Fahrt von Neuem beginnen oder in ihnen bis zum ewigen Frühling überwintern zu können."

Mannigfaltigkeiten.

Der „schlechteste Mann" von New-York ist noch immer die Sensation des Tages. Die New-Yorker Staatszeitung schreibt: „Bei John Allen ist es am Dienstag

Digitized by Google

vollends zum Durchbruch gekommen. Er stand im „Prayermeeting“, welches, wie allsäglich, in seinem Lokale Statt fand, und erklärte, daß er jetzt den Heiland gefunden und an ihm festzuhalten gedenke, so lange er lebe. (Bei Eröffnung dieses Prayermeetings hatte er sich über seinen religiösen Standpunkt noch zweifelhaft ausgesprochen.) Die Versammlung brach in Halleluja's aus, umarmte sich — kurz, die Rührung war kolossal. Man fragt sich natürlich allgemein, was Allen bei diesem Humbug bezwecke. Das Richtige wird sein, daß der Mann Geld genug bei seiner Lasterhöhle verdient hat und sich jetzt in der Gesellschaft rehabilitiren will, was er auf der Basis der religiösen Bekehrung am besten thun zu können glaubt. Uebrigens hört man, daß Binnen Kurzem eine Geldspekulation zu Tage treten wird. Allen hat sich nämlich einen Vortrag ausarbeiten lassen, mit dessen Ausweudigkernung er jetzt beschäftigt ist und mit dem er eine Vorlesungstour unternehmen will. Er verspricht sich dabei einen Profit von 10- bis 15,000 Dollars.“

Dem Küster und einer Anzahl Gemeindemitglieder einer Berliner Kirche ist, wie die „Ger.-Ztg.“ erzählt, vor einigen Tagen ein eigenes Mißgeschick passirt. Der Abendmahlswein war zur Neige gegangen und der Küster hatte daher kurz vorher aus einem hiesigen Geschäft eine Anzahl Flaschen „Franzwein“ entnommen. Bei einer der letzten Kommunikationen zeigte sich unter den Kommunizirenden eine auffallende Bewegung; man sah sich einander an, schüttelte mit dem Kopfe, aber Niemand wagte es, seiner Verwunderung Ausdruck zu geben. Ein alter Geheimrath, der ebenfalls an den Altar getreten war, und der zufälliger Weise zum Mäßigkeitsverein gehört, bemerkte zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß dem geweihten Kelch ein starker Alkohol entströmte. Nachdem die heilige Handlung beendet war, suchte er den Küster auf, um Aufklärung über den seltsamen Umstand zu erbitten. Der Wein, von dem bereits drei Flaschen verbraucht waren, wurde einer Prüfung unterworfen und das Räthsel löste sich zum großen Schrecken des Küsters. Der servirende Kommis des Weingeschäfts hatte sich nämlich verbört, und dem Küster anstatt „Franzwein“ „Franzbranntwein“ verabreicht.

Das holländische Schiff „Hollandstrew“, mit einer Kohlenfracht auf dem Wege von Shields nach Batavia, ist indischen Blättern zufolge auf hoher See ein Raub der Flammen geworden. Das Feuer wurde am hellen Tage entdeckt, und eine passirende Barke, welche man durch Nothsignale unterrichtet hatte, versprach, bis zum Morgen bei dem Schiffe zu bleiben. Sobald indeß die Dunkelheit einbrach, machte die Barke sich davon, und der Kapitän nebst seiner Schwester und 19 Mann stiegen in die beiden Boote, deren eines umschlug, und den Kapitän, seine Schwester, sowie acht Mann von der Bemannung in den Wellen begrub.

Aus Stargard berichtet die Neue Stettiner Zeitung: „Nicht ohne Interesse ist die Kenntnißnahme von der in unserer Provinz sich vollziehenden Sektenbildung. In den nächsten Kreisen gibt es apostolische Christen, Baptisten und gehören im saatgier Kreise zu den Still-n im Lande auch die sogenannten „Springer“, deren Zahl jedoch noch sehr klein ist. Diese Springer betrachten als den höchsten Akt der Andacht die Vermählung mit dem himmlischen Bräutigam, und vollzieht sich derselbe in der Steigerung religiöser Gemüthserregungen. So wie dieser Akt eintritt, erheben sich die Andächtigen und drücken ihre innere Befriedigung durch Springen aus, welches jedoch nicht an irgend einen profanen Tanz erinnern soll, sondern etwa an das Springen David's vor der Bundeslade.“

Das in der Nacht vom 7. auf den 8. Okt. in Paris und London beobachtete Meteor wurde auch im Ries gesehen. Das „Nördl. Anzbl.“ bringt darüber folgende Einsendung: Als ich vom 7- auf den 8. Okt. Nachts 12 Uhr 10—15 Min. von Nördlingen nach Wallerstein ging und eine kleine Strecke über Baldingen hinaus war, sah ich eine feurige Kugel von der halben Größe des Vollmonds in der Richtung des Ipf. Nach etlichen Sekunden platzte dieselbe und bildete sich daraus die Gestalt eines fürchterlich langen Drachens, welcher mit einer großen Schnelligkeit zur Erde herabfuhr. A. Lang in Wallerstein.

Die Eßlinger Maschinenfabrik hat im abgelaufenen Verwaltungsjahr neben etwa 200 Wagen und einer großen Anzahl eisernen Brücken 70 neue Lokomotiven abgeliefert, und zwar 35 nach Rußland, 18 für Württemberg, 10 nach Ostindien und 7 nach Sachsen, und konnte in Folge dieser günstigen Verhältnisse 20 pCt. Dividende gewähren; außerdem wurden 16,000 Gulden für den Unterstützungsverein der Arbeiter bewilligt.

Räthselfrage.

Wo fängt die Geschichte an?

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 243 Montag, 19. Oktober 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Fred saß, den Kopf in die Hände gestützt, da, während jedes Wort, wie ein scharfer Dolchstoß sein Herz traf.

„Ich bin es," murmelte er, „dem sie all' das Elend zu verdanken hat — und selbst, wenn sie bei mir bleiben wollte, könnte ich diesen Anblick ertragen? Nein, es ist besser, daß sie geht."

„Harriett," sagte er endlich mit heiserer erstickter Stimme: „Es sei, wie Du wünschest! Gehe zu denen, die Dich pflegen und lieben werden, wie Du es verdienst. Welches Recht habe ich, Dich bei mir, der Deiner so unwerth ist, zurückzuhalten? Du hast genug von meiner Selbstsucht gelitten, Du sollst es nicht mehr. Von meinen Gefühlen spreche ich nicht, ich darf nicht Anspruch machen, daß sie berücksichtigt werden sollen. Sage mir, was ich zu thun habe, und Alles soll geschehen."

Harriett sah auf und ehe sie antwortete, sah sie ihren Mann nochmals forschend an. Ein theilnehmender Blick hätte vielleicht hingereicht, ihren Vorsatz zu erschüttern, aber sein Gesicht war mit seiner Hand bedeckt.

Dann sagte sie im ruhigen, aber tief unglücklichen Tone: „Als Lady Sligo das letzte Mal bei mir war, sprach ich davon, daß ich bea sichtige, meine Familie in England zu besuchen und sie schlug mir vor, daß wenn ich mich kurz entschließen wolle, so könne ich mit ihr reisen, denn eine schwere Krankheit ihres Vaters rufe sie schleunigst nach England. Es wäre dann vielleicht gut, wenn ich diese Gelegenheit benutzte."

Noch einmal wandte sie einen forschenden sehnenden Blick auf ihren Gatten, aber er neigte nur seinen Kopf als Zeichen der Zustimmung, murmelte einige unverständliche Worte, und verließ das Zimmer.

Noch an demselben Tage erhielt Harriett einen Besuch von Lady Sligo, die ihr nach dem Tode ihres Kindes viel Freundlichkeit bewiesen hatte.

„Ich habe Mr. Carlton gesprochen und er stimmt mit mir überein, daß sowohl Ihre Gesundheit, als auch Ihr Gemüth der Pflege und des Trostes Ihrer Familie bedürfen, von der Sie so lange getrennt gewesen sind, und ich freue mich, daß er Sie meiner Sorgfalt anvertraut hat. Die Herzogin wird mit ihrem Gefolge noch länger hier verweilen, aber ich darf wegen meines kranken Vaters, keine Zeit verlieren, um nach England zu kommen."

Sie nannte den Tag ihrer Abreise.

„Wenn Sie denken, daß Sie bis dahin kräftig genug sind, so möchte ich meine Abreise nicht gern länger aufschieben. Wir lassen den armen Mr. Carlton in guten Händen zurück", sagte sie lächelnd, denn sie hielt die eisige Ruhe, mit der Harriett ihren kalten Vorbereitungen zuhörte, für Gleichgültigkeit. „Auch ich bitte Sie, meine liebe Mrs. Carlton, ersparen Sie sich den Schmerz des Abschieds, der ist unerträglich, selbst für so kurze Zeit!" fügte Lady Sligo hinzu, da sie zu sehr Weltdame war, um zu zeigen, daß Harriett aus einem anderen Grunde, wie dem, ihre Familie zu sehen, nach England gehe.

Stillschweigend unterwarf sich Harriett diesen Anordnungen und kalt wurde der Tag bestimmt, der auf gegenseitiges Uebereinkommen zwei Menschen trennen sollte, die einst Treue, Ehre, Dankbarkeit und Liebe bei Seite gesetzt hatten, um sich mit einander zu vereinigen.

Ja, so endet gewöhnlich eine Liebe, die auf Selbstsucht gegründet ist, und Anderen rücksichtslos tiefe Schmerzen bereitet. Sie fällt auch dann noch, wenn sie sich auch aus dem schlammigen Grunde zur idealen Reinheit erhoben hat, wie es bei Harriett der Fall war, denn ewig breitet der Selbstvorwurf seinen dunklen Schleier darüber.

Der Tag der Abreise kam schnell heran. Die Vorbereitungen wurden still, aber eifrig betrieben. Kein Wort kam über die Lippen der Zwei, die er trennen sollte. Wie zwei Verurtheilte, denen kein Mittel mehr zu Gebote steht, ihr Schicksal abzuwenden, dem Tage der Hinrichtung entgegensehen, so sahen sie die Trennungsstunde herankommen.

Schwer indessen hätte wohl Jemand die Gefühle enträthseln können, die in beider Herzen kämpften.

Harriett erschien kalt und ruhig wie ein Marmorbild. Unbewußt verfloß ihr die Zeit. Sie gab keine Befehle, zeigte an Nichts Interesse, sie saß oder lag

Digitized by Google

nur wie im Traume, das Bild ihres Kindes an's Herz gedrückt da, und sah dem Einpacken gedankenlos zu.

Bei Carlton zeigte sich zuweilen eine tiefe innere Unruhe, wie wenn er ein nahes Unglück fürchtete. Er hielt die Trennung unter den obwaltenden Umständen für unvermeidlich, aber es war der Augenblick des Scheidens — das letzte Lebewohl —, die letzte Umarmung —, der letzte Blick, was ihn mit Furcht erfüllte, vor dem er mit Entsetzen zurückbebte.

Dem zu entgehen, strengte er jetzt alle seine Gedanken an.

Am letzten Abend vor der Abreise trat er leise in das Zimmer seiner Frau. Er hatte gehört, daß sie schlafe. Sie lag im tiefen Schlummer, der gewöhnlich einer fieberhaft durchwachten Nacht folgt, auf dem Sopha beim offenen Fenster. Das Abendroth übergoß ihre Wangen mit einem rosigen Hauch und ihre Hand umschloß das Bild des Kleinen.

Fred betrachtete sie still, dann beugte er sich nieder und küßte leise ihre Lippen. Eine Blume lag auf ihrem Busen, und während er sie aufnahm, fiel eine brennende Thräne auf ihre Stirn. Er zog sich schnell zurück, denn sie regte sich, erwachte aber nicht, sondern flüsterte im Schlafe, während ein süßes seliges Lächeln ihre welken Züge verklärte. „Fred, Fred! Mein einziger Fred!“ und sie preßte das Bild fest an ihre Brust.

„Sie träumt von ihrem Kinde,“ dachte er mit Bitterkeit. „Mir wird sie nie wieder zulächeln.“

Er legte einen Brief neben sie. Es war sein Lebewohl.

Noch einen tiefen schmerzlichen Blick, dann verließ er leise, wie er eingetreten war, das Zimmer und bald darauf das Haus, um nie mehr dahin zurückzukehren.

Längere Zeit nach Carl ons Abreise trat Anny in's Zimmer. Ihre Herrin schlief noch immer. Sie bemerkte den Brief und dachte sich den Inhalt. Aus ein paar Worten, die ihr Mr. Carlton bezüglich der Sorgfalt, die sie ihrer Herrin widmen möge, ertheilt sie, wie die Sachen standen und glaubte, daß es so am Besten sei.

Als sie endlich nach längerer Abwesenheit wieder in's Zimmer trat, lag Mrs. Carlton nicht mehr auf dem Sopha und als sie um sich blickte, bemerkte sie in der Dämmerung eine weiße Gestalt mit aufgelöstem Haar am Boden liegend, und sich wie in Schmerzen windend.

Anny sprang hinzu und hob voll Schrecken ihre Herrin auf, die krampfhaft ihres Mannes Brief umschlossen hielt. — Sie legte sie auf's Bett und nun brach der Angstschrei — „Fred!“ von ihren Lippen, und so lag sie, den Namen wiederholend, bis ihr die Stimme erstarb und sie wieder in ihre düstere Apathie zurückfiel.

Der Morgen kam, und Lady Sligo führte eine gewelkte, sturmgeknickte Blume in ihr Vaterland zurück, die einst dort als eine so hoffnungsvolle und schöne Knospe geblüht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Militär-Bildungsanstalten in Bayern.

Unsere Militär-Bildungsanstalten umfassen vier unter der „Inspektion der Militär-Bildungsanstalten“ stehende Institute, und sind diese: das Kadetten-Korps, die Kriegsschule, die Artillerie- und Genieschule und der militärwissenschaftliche Kurs, sodann noch die Militär-Akademie und der Operationskurs für Militärärzte. Die „Inspektion der Militär-Bildungsanstalten“ wurde im Jahre 1866 errichtet und sind derselben die zuerst genannten vier Institute in Bezug auf den systemgemäßen Gang des Unterrichtes und die gemeinsame Verwendung der Lehrmittel unterstellt; dieselbe zählt neun ständige Mitglieder der „Oberstudien- und Examinationskommission“, 10 Offiziere und 13 Professoren und Lehrer als Lehrpersonal. — Das „Kadettenkorps“ wurde am 1. Juli 1756 als Bildungsschule für den Infanterie-, Kavallerie-, Artillerie- und Ingenieurdienst gegründet; aus diesem wurde 1778 die herzoglich marianische Landes-Akademie, 1789 die Militär-Akademie und am 19. Januar 1805 das gegenwärtige Kadettenkorps gebildet; dieses hatte bis zum 22. August 1851 acht Lehrklassen, an welchem Tage die beiden niedersten Klassen in Bezug auf Lehrstoff aufgehoben, dagegen zwei höhere für die speziellen Studien des Artilleristen und Ingenieurs angefügt wurden; am 1. Januar 1857 wurden diese beiden Klassen der an diesem Tage gebildeten „Artillerie und Genieschule“ zur speziellen Ausbildung zu Artillerie- und Genie-Offizieren überwiesen. In den sechs Klassen des Kadettenkorps bestehen 170 Plätze, welche als ganze Freistellen oder gegen jährliche Zahlung von 102, 204, 306 und 408 Gulden nach den desfallsigen Bestimmungen, beziehungsweise den für das Kadettekorps gemachten Legaten verliehen werden. Die Zöglinge der 1. und 2. Klasse heißen „Cleven“, jene der 3., 4., 5. und 6. Klasse „Kadetten“, die Zöglinge der oberen Klasse, welche als Mitaufseher fungiren, „Fahnenkadetten“. Die Anstalt hat einen Stabsoffizier als Kommandanten, 12 Offiziere, 7 Professoren und Lehrer, 2 Aerzte, 1 Quartiermeister. Bis zum Jahre 1857 hatten die Zöglinge, welche die Austrittsprüfung bestanden, gewissermaßen das Privilegium zur Anstellung als Junker in der Armee; dies wurde jedoch bei der im genannten Jahre stattgefundenen Reorganisation dahin geändert, daß die mit dem einen Absolutorium eines Realgymnasiums gleichgeachteten Austrittszeugnisse aus dem Kadetten-

Digitized by Google

korps treuenden Zöglinge a) wenn sie von der Oberstudien- und Examinations-Kommission bei Gelegenheit der Ausmusterungsprüfung das Prädikat „besonders befähigt“ erhalten, zu Offiziers-Aspiranten I. Klasse (Junker neuerer Ordnung) ernannt werden, b) wenn sie das Prädikat „befähigt“ erhalten als Offiziers-Aspiranten II. Klasse (Kadetten neuerer Ordnung) in eine Heeresabtheilung eintreten. Außerdem können Zöglinge des Kadettenkorps, welche nicht nur allein in wissenschaftlicher Beziehung, sondern auch durch Charakter-Eigenschaften, militärische Haltung und Fertigkeiten sich einer ganz besonderen Bevorzugung würdig erweisen, von der Oberstudien- und Examinations-Kommission zur Anstellung als Unterlieutenants in Antrag gebracht werden. Diese, so wie die unter a und b genannten Zöglinge des Kadettenkorps haben nach einer vierteljährigen Dienstzeit bei einer Heeresabtheilung in den militärwissenschaftlichen Kurs einzutreten und sich der am Schlusse dieses Kurses stattfindenden Prüfung zu unterwerfen. Die „Kriegsschule“ wurde am 1. November 1858 zur Ausbildung für Offiziers-Aspiranten, welche bei ihrem Zugange eine bestimmte Vorbildung, und während eines mindestens einjährigen Waffendienstes die moralische und dienstliche Befähigung zu höherer Beförderung erwiesen haben, errichtet; sie hat zwei Lehrkurse, deren jeder ein Jahr dauert. — Der „militärwissenschaftliche Kurs“ ist eine Fortsetzung des Kadettenkorps und der Kriegsschule; in denselben haben sämmtliche Offiziers-Aspiranten 1. und 2. Klasse einzutreten, auch diejenigen Wehrpflichtigen oder Freiwilligen, welche in Folge Absolvirung eines bayerischen humanistischen oder Realgymnasiums nach halbjähriger entsprechender Dienstleistung bei einer Heeres-Abtheilung zu Offiziers-Aspiranten 2. Klasse ernannt wurden. Dieser Kurs hat die Dauer eines Jahres und es findet am Schluß desselben eine für sämmtliche Offiziers-Aspiranten gemeinschaftliche Prüfung vor der Oberstudien- und Examinationskommission statt; das Resultat dieser Prüfung entscheidet: a) über die Beförderung zum Eintritt in den Offizierstand, und b) über den Armeerang der gemeinschaftlich Geprüften ohne Rücksicht auf die bisherigen Rang- und Chargen-Verhältnisse derselben. Nur Auszeichnung vor dem Feinde enthebt von dieser Prüfung. Die „Kriegsakademie“ ist eine Fortbildungs-Anstalt für Offiziere, welche sich für höhere Adjutantenposten oder für den Generalstabsdienst ausbilden wollen; zum Eintritt in dieselbe ist bis jetzt noch eine bestimmte Dienstzeit als Offizier und besondere Vorkenntnisse nothwendig, während später nur mehr das bei der Schlußprüfung des militärwissenschaftlichen Kurses erlangte Prädikat „besonders befähigt“ zu seinerzeitiger Meldung um Aufnahme in die Kriegsakademie berechtigt. Die Vorlesungen an dieser Anstalt umfassen zwei Jahre, und müssen die Frequentanten denselben Dienst und Uebungen derjenigen zwei Hauptwaffenübungen durchmachen, welcher sie nicht speziell angehören, also Infanterie-Offiziere bei Kavallerie und Artillerie ꝛc. ꝛc. — Der „Operations-Kurs für Militär-Aerzte“ wurde errichtet den 7. März 1860 im Militär-Krankenhause zu München zum Zwecke der Fortbildung und Uebung der Militär-Aerzte im Operiren; an demselben nehmen die Bataillons-Aerzte, welche im Wechsel aus den Heeresabtheilungen kommandirt werden, so wie jene nicht schon zu diesem Kurse kommandirten Militär-Aerzte der Garnison München Theil, welche demselben freiwillig neben der Verrichtung ihrer Dienste beiwohnen wollen.

Mannigfaltigkeiten.

CH. Die neunte Plenarversammlung der historischen Kommission bei der kgl. Akademie der Wissenschaften in München ist in der Zeit vom 30. September bis 5. Oktober l. J. unter Vorsitz des Geheimraths von Ranke aus Berlin abgehalten worden und haben derselben mit Ausnahme des Archivdirektors von Arneth aus Wien und des Professors Dreyseri aus Berlin sämmtliche ordentliche Mitglieder beigewohnt. Beim Beginn der Sitzung verbreitete sich der Präsident in einem längeren Vortrag über den Lebens- und Studiengang des Geschichtsforschers J. F. Böhmer, worauf der Sekretär Professor von Giesebrecht über die Geschäftsführung des letzten Jahres Bericht erstattete, aus welchem zu ersehen war, daß im Laufe dieses Jahres in den Buchhandel gekommen sind: 1) K. Hegel, Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert, Bd. VI. der erste Theil der von L. Häselmann bearbeiteten Braunschweiger Chroniken. 2) R. v. Liliencron, die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 14. Jahrhundert. Bd. III. 3) Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Vierte Lieferung, enthaltend Geschichte der Aesthetik v. H. Hotze. 4) Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. VIII. Außerdem waren im Druck vollendet, so daß die Ausgabe in den nächsten Tagen erfolgen kann: 5) Deutsche Reichstagsakten. Bd. I. enthaltend. Deutsche Reichstagsakten unter König Wenzel. E fte Abtheilung 1376—1387. Herausgegeben von J. Weizsäcker. 6) Bayerisches Wörterbuch von J. A. Schmiller. Zweite, mit des Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe, bearbeitet von G. K. Frommann. Lieferung I. Die Arbeiten der Kommission sind demnach im regelmäßigen Fortgang begriffen und wurde im Laufe der Verhandlungen von den Leitern der einzelnen Unternehmungen die Thatsache konstatirt, daß noch eine Reihe von Werken theils vollendet, theils ihrer Vollendung nahe sind. Von der Geschichte der Wissenschaften ist eine neue Abtheilung, die Geschichte der Sprachwissenschaften von Professor Benfey in Göttingen unter der Presse;

Digitized by Google

die Veröffentlichung der Magdeburger Schöppenchronik von Dr. Janicke kann in einigen Wochen erfolgen; der erste Band von den Straßburger Chroniken wird im Herbst 1869 erscheinen und der vierte Band der Nürnberger Chroniken ist soweit vorbereitet, daß er alsbald in die Presse gelangen kann. Die Arbeiten für Herausgabe der deutschen Reichstagsakten werden gleichfalls fortgesetzt; ebenso lagen auch von den Jahrbüchern des deutschen Reichs mehrere neue Abtheilungen vor. Der Druck des vierten Bandes der historischen Volkslieder der Deutschen und des Schlußbandes der Weisthümer wird demnächst beginnen. — Für die noch erforderlichen Arbeiten zur Drucklegung des Werkes über die Hansarecesse soll Dr. Koppmann in Hamburg gewonnen werden. — Die Zeitschrift „Forschungen zur deutschen Geschichte" wird in der bisherigen Weise fortgeführt werden. Die Arbeiten für Herausgabe der Wittelsbach'schen Korrespondenz werden fortgesetzt, der Druck des zweiten Bandes der Korrespondenz des Churfürsten Friedrich III. von der Pfalz wird demnächst beginnen, das Material zur Bearbeitung des Briefwechsels Albrecht's V. aus den Jahren 1530 — 1555 ist vollständig gesammelt, so wie auch die Fortsetzung der neuen Ausgabe von Schmeller's Wörterbuch gesichert ist. Die Geschichte der Grafen von Sponheim, bearbeitet von Pfarrer Lehmann zu Rusdorf, wird im Laufe des nächsten Jahres zur Publikation gelangen. Die Kommission beschloß die Wiederaufnahme zweier Aufgaben, die sie sich schon früher gestellt hatte, nämlich die historischen Gedichte der deutschen Lyriker des 13. Jahrhunderts zu sammeln, sodann ein allgemein deutsches biographisches Wörterbuch zu schaffen, welches die Lebensbeschreibungen aller namhaften Deutschen in lexikalischer Reihenfolge enthält.

Die „Italia" bringt folgendes geschichtliche Fragment: „Im Mai 1845 entsagte Don Carlos seinen Rechten zu Gunsten seines Sohnes Don Carlos Luis Fernando de Bourbon, welcher den Titel Graf Montemolin annahm. Unsere Mitbürger erinnern sich dieses Prätendenten, der nach einem ersten unglücklichen Aufstandsversuch in Spanien, eine Schwester Ferdinand's II. heirathete. Don Carlos Luis Fernando, nachdem er sich mit dem Generalkapitän der Balearen, Ortega, verständigt hatte, erschien mit 300 Mann an der Mündung des Ebro. Er ging bei Tortosa ans Land und ließ sich als König von Spanien unter dem Namen Karl's VI. ausrufen. Man kennt den Ausgang dieser Expedition. Ortega ward ergriffen und erschossen; Montemolin und sein Bruder Don Ferdinand Maria wurden nach Tortosa zurückgebracht und man begann ihren Prozeß zu instruiren. Als diese Bourbonen ihr Leben bedroht sahen, unterhandelten sie mit der Regierung, die sie hatten stürzen wollen. Karl VI., König eines Tages, und sein Bruder entsagten allen Rechten auf den spanischen Thron und schwuren, nichts mehr gegen Isabella zu unternehmen. Zwei Monate waren kaum verstrichen, als Graf Montemolin, auf ausländischem Boden angelangt, in einem neuen Manifest erklärte, daß seine Erklärung von Tortosa ihm gewaltsam abgedrungen, mithin null und nichtig sei. Er zog sich nach Triest zurück und eines schönen Tages starb er im Schlosse der Herzogin von Berry, mit seinem Bruder und seiner Frau, im Monat Januar 1861. Der Tod der drei Bourbonen an demselben Tage, fast zur selben Stunde, war er das Werk des Gifts? Man sagt es, und wir glauben es. So bleibt nun Don Juan übrig, der dritte Sohn des Don Carlos's. Er heirathete eine Tochter des Herzogs von Modena, und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, seine Rechte zu reklamiren. Er lebte in London getrennt von seiner Frau. Das ist Don Juan Maria, Vater des jetzigen Prätendenten Karl's VII., Herzogs von Madrid."

Von dem Luzerner Arzte Dr. Stella, welcher seit einigen Tagen in Wien weilt und der Leibarzt des bekanntlich wegen seiner Heirath mit einer Schauspielerin in Ungnade gefallenen, nunmehr in der Schweiz domizilirenden Erzherzogs Heinrich ist, werden interessante Nachrichten über den Aufenthalt des glücklichen Paares in der Villa Tivoli bei Luzern erzählt. Hienach wäre diese Villa ein wahres Tusculum für Gelehrte, Schriftsteller und Künstler geworden. Musikalische Soiréen und ähnliche Unterhaltungen würzen die dort verlebten Stunden. Jede Etiquette ist abgestreift, und mit Begeisterung sprechen alle von der anmuthigen Erscheinung, von der Freundlichkeit und Herzensgüte der glücklichen Frau. Den Armen in der Umgebung ist sie eine im Stillen spendende Wohlthäterin, und vermochte das Glück ihren Sinn nicht zu ändern. Während des Winters soll Mailand der Aufenthaltsort des Erzherzogs Heinrich und seiner Gemahlin sein.

Räthsel.

Du fliehst erschreckt mein Erstes
Mit einem Hu bei Nacht,
Mein Zweites ist's vor Allem,
Was dich zum Manne macht.
Mein Ganzes ist ein Dichter,
Der lang im Dunkeln saß,
Doch nie des Vaterlandes,
Nie des Gesangs vergaß.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 244 Dienstag, 20. Oktober 1868

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

XXXIX.

An demselben Plätzchen, am Ufer des kleinen Sees, wo wir Rosa zum Erstenmale sahen, sehen wir sie auch heute wieder. Hat sie sich seitdem verändert? — Ja, denn damals kannte ihr junges Herz noch kein Weh, keine Sorge! Aber wie der Februarwind heute auf dem sonst spiegelglatten See Wellen schlägt, so war auch ihr Herz während der verflossenen Zeit gar oft von Schmerz und Kummer aufgeregt worden.

Aber was war ihr Kummer im Vergleich zu dem des einst so glänzenden Sonnenkindes, ihrer Schwester? Wohl hatte sich auch das Grab über denen geschlossen, die sie liebte, aber kein Tropfen des Selbstvorwurfs mischte sich mit den Thränen, die sie dem Dahingeschiedenen zollte, und dann war sie in ihrer Familie, in ihrem Hause die Allgeliebte. Sie kannte weder den Fieberdurst, der nach Liebe lechzt, noch war diese von denen, die ihre Liebe genossen, jemals gleichgültig aufgenommen oder gar mit Undank belohnt worden.

Nein, Rosa ist im Vergleich zu ihrer Schwester glücklich zu nennen.

Warum sitzt sie denn jetzt so sorgenvoll da und hält ihre Augen so fest auf den offenen Brief in ihrer Hand gerichtet? Bald brennt ihre Wange, bald schüttelt sie den Kopf und weint. Denkt sie vielleicht, ihre Wunde ist zu schnell geheilt, weil sich ihr Herz nicht gegen die Frage sträubt, die in diesem Briefe an sie gestellt ist?

Der Brief war von den Eltern des dahingegangenen Horace. Sie bemühten sich darin die Skrupel Rosas zu beseitigen und sie anzufeuern, endlich den Wunsch ihres Sohnes zu erfüllen. Sie baten für den, den sie um Seinet- aber auch um des Frühverstorbenen Willen so sehr liebten, und der bisher noch nicht gewagt hatte, selbst zu werben, denn obgleich Arthur jetzt schon eine Woche in Hethamhall und der Ueberbringer jenes Briefes gewesen war, so hatte ihn weder ein Wort, noch ein Blick von Rosa ermuthigt.

Auch er steht jetzt am Ufer des See's und gedenkt des zarten blassen Mädchens, der er hier zum Erstenmale begegnete, des Maßlieschens, dessen unscheinbarem feinen Aeußeren er die stolze prachtvolle Rose vorzog, die ihn mit ihren scharfen Dornen so verrätherisch verwundete.

Welchen Leiden wäre er entgangen, hätte er sich mit der bescheidenen Blume begnügt.

Er wandte sich um und erblickte sie durch die entblätterten Zweige, allein sie schien betrübt und in tiefe Gedanken versunken zu sein.

Arthur näherte sich, nahm ihre Hand, die wie früher schon einmal in der seinen zitterte. Er sprach mit ihr, wie ein Bruder und sagte, daß er ja nur verlange, ihr das wieder zu sein, was er früher gewesen, ihr Freund in Glück und Unglück, Alles — nur könne er nicht ertragen von ihr gemieden, ja vielleicht ungern gesehen zu werden.

„Ungern gesehen? O Arthur!“

Es lag etwas in dem Tone dieser paar Worte, was ihn mit neuer Hoffnung erfüllte.

„Rosa,“ sagte er nach einer kurzen Pause, „wenn der Ring“ — und er zeigte auf den, welchen der sterbende Freund an seinen Finger gesteckt hatte — „Ihnen das Herz beschwert, wenn Sie ihn als ein verhaßtes Band betrachten, so sagen Sie ein Wort und ich gebe ihn zurück. Der, der mir ihn gab, wollte gewiß Ihren Frieden, Ihr Glück nicht zerstören, darum läßt sich das Versprechen lösen. — Sagen Sie mir,“ — und seine tiefen und ausdrucksvollen Augen schienen ihre Seele durchdringen zu wollen — „lassen Sie mich von Ihren eigenen Lippen hören, daß Sie frei sein wollen, und dann —“

„Arthur!“ unterbrach sie ihn in leisem aber festen Tone, während sie ihr glühendes Gesicht abwandte, „nie werde ich mein Versprechen zurücknehmen, das ich dem gegeben, den ich so sehr geliebt, und der nun weit über meine schwache irdische Liebe erhoben ist; niemals das Band lösen, das er auf seinem Sterbebette geknüpft hat. Aber wenn Sie Arthur“ —

„Meine einzig geliebte Rosa!“ rief er, was kann uns jetzt noch trennen? Ja, laß uns den Wunsch des Seligen erfüllen, der noch im Todeskampfe an Anderer Glück dachte!“

„Und ich will Dich lieben, Arthur,“ sagte sie, mit jener gereinigten Liebe, die erfahren hat, wie gefährlich es ist, sein ganzes Glück auf ein irdisches Gut zu setzen!

Digitized by Google

Und sie hob ihre ernsten Augen zu ihm empor, mit all der Hochachtung und Liebe, die der gute und edle Mann als künftiger Gatte so sehr verdiente. „Wenn eine solche Liebe, theuerer Arthur, Dir genügt, so bin ich die Deine!“

XL.

In der Nacht des neun und zwanzigsten April wurden die Anwohner einer kleinen Landstraße ungefähr eine Stunde von Hethamhall durch das Rasseln eines Postwagens im Schlafe gestört, dessen Insassen Nachtlager wünschten. Es waren zwei Frauen in tiefer Trauer, Herrin und Kammerfrau, wie es schien.

Die beste Stube, die die kleine Schenke enthielt, wurde ihnen angewiesen, doch kaum war der Tag angebrochen, so ließ die Dame die Wirthin rufen, und bat sie, nach dem Doktor zu schicken, da ihre Kammerfrau sehr krank sei.

„Das arme Mädchen ist wahrhaftig recht leidend,“ sagte die Wirthin, als sie zu ihrem Manne zurückkehrte, „sie liegt und stöhnt und sieht ganz gelb aus, und die Dame selbst scheint dem Tode näher zu sein als dem Leben, so dünn und geisterbleich sieht sie aus. Ich habe ihr gesagt, daß der Doktor um acht Uhr zu unserem Kleinen käme und damit war sie zufrieden. Dann fragte sie mich so theilnehmend, was dem Kinde fehle und als ich ihr sagte, es litte an einem garstigen Husten, so legte sie die Hand auf die Stirne und sagte zu sich selbst: „Also war es kein Traum?“ und nach einem Weilchen rief sie: „Nehmen Sie das Kind in Acht! Ach, nehmen Sie es ja in Acht.“ Es scheint, daß die arme junge Frau selbst ein Kind daran verloren hat, denn sie wurde so betrübt. Der Wagen soll um halb acht vorfahren, da sie ein Stück weiter fahren will. Ich habe ihr versprechen müssen, das kranke Mädchen einstweilen sorgfältig zu pflegen.“

Es war ein göttlicher Frühlingsmorgen. Die weiche Luft löste schnell die glänzenden Dünste auf, die Lerchen trillerten hoch oben im blauen Aether, der sich über das frische Saatengrün und die Blüthenkronen der Bäume ausspannte, ihr Morgenlied; die Bäche rieselten geschwätzig in neugewonnener Freiheit zwischen ihren mit duftenden Frühlingsblumen bekränzten Ufern, und etwas fern klang des Lenzboten Ruf: Kukuck! herüber. Die ganze Natur schien sich für ihren morgenden höchsten Festtag, den ersten Mai, heute schmücken zu wollen.

Ein Wagen fuhr langsam einen kleinen Dorfhügel hinauf.

Die, welche bleich und regungslos darin saß, hatte vor vier Jahren als geliebte freudige Braut denselben Weg in entgegengesetzter Richtung zurückgelegt. Heute kehrte sie als Frau wieder, aber allein.

(Fortsetzung folgt.)

„Schach dem König!“

Auch der Genius hat seine „alte Geschichte, die ewig neu bleibt“. Durchwachte Nächte, Müh' und Sorge, der Schmerz, sein Talent verkannt und die Frucht jahrelangen Strebens und Arbeitens als unreif bezeichnet zu sehen, erfolgloses Suchen und Ringen, heute Verzweiflung, morgen wieder Hoffnung! Es ist Alles schon dagewesen, und Herr Hippolyt August Schauffert mag sich damit trösten, daß er nicht der Erste war und nicht der Letzte sein wird, der unter solchen Schicksalsschlägen leidet. Aber interessant genug sind die Erlebnisse des Autors von „Schach dem König“ vielleicht doch, um hier erzählt werden zu können, schon um deßwillen, weil sie den Bühnenkönigen reichlichen Stoff zum Nachdenken liefern und ihnen klar zu beherzigen geben, wie nahe oft das Gute liegt. Der Geburtsort Schauffert's ist Winnweiler in der bayerischen Rheinpfalz, früher Amtssitz der ehemaligen österreichischen Grafschaft Falkenstein. Während der Jahre 1852—1855 war er als Studiosus der Rechte an der Universität München, und dort war es auch, wo er seinen ersten dramatischen Versuch mit einem zweiaktigen Lustspiel machte. Obwohl das Stück von mehreren Bühnen, an welche er es versendet hatte, zurückgewiesen wurde, ließ sich der junge Autor in seinem Streben nicht beirren. Er schrieb während der nächsten Jahre mehrere Lustspiele und versuchte damit sein Heil bei den verschiedensten Theatern Deutschlands. Die Stücke wanderten sämmtlich wieder in sein Pult zurück. Vergebens hatte er sich an die eine oder andere Bühne gewendet und dem Direktor oder Regisseur lange Briefe geschrieben — man erkannte immer das dichterische Talent des Verfassers an, aber nach einem halben Jahre, ja oft erst nach Jahr und Tag erhielt er seine Arbeiten zurück unter dem Vorwande „mangelnder Bühnentechnik“. Es war Das eine harte, bittere Zeit für den Dichter. Er hielt den Mangel jedweder einflußreichen Konnexion für die Hauptursache seines Mißgeschickes, und mehr als einmal wollte er die Feder für immer aus der Hand legen, schließlich siegte aber doch immer wieder die Hoffnung auf bessere Zeiten und sein Selbstvertrauen. Im November 1866 reichte Schauffert bei der Münchener Hofbühne ein zweiaktiges Lustspiel: „Paganini's Brautwerbung“ ein. Das sind nun fast zwei Jahre — heute noch wartet er auf Antwort und Entscheidung. Nicht viel besser erging es ihm bei dem dortigen Aktien-Volkstheater. Bekanntlich wurden zur Eröffnung dieser Bühne mehrere Preise für Schauspiel, Lustspiel und Posse ausgeschrieben. Unter den Preisbewerbern befand sich auch unser Autor, und zwei seiner Stücke waren unter den wenigen, welche von dem Prüfungskomite der artistischen Direktion zur Aufführung empfohlen wurden. Ueber eines derselben hatte damals ein Münchener Blatt berichtet, daß sein sprudelnder Humor und seine drastischen Partien die

Digitized by Google

Aufmerksamkeit der Preisrichter in ganz besonderem Grade erregt hätten, ein Preis wurde jedoch nicht zugesprochen, weil die besten im Gebiete des Lustspieles eingelaufenen Arbeiten formelle Bewerbungs-Bedingungen nicht erfüllt hatten, was eben auch bei den Schauffert'schen Stücken der Fall war. Trotz allen Lobes, und obwohl der Verfasser eine Reise nach München unternahm (November 1866), um die Aufführung zu betreiben, blieben die Stücke liegen. In der Zeit, in welcher das Münchener Aktien-Volkstheater die darstellenden Kräfte und ein Publikum für derartige Arbeiten besaß, hatte eine Aufführung nicht stattgefunden; später, als das Institut, durch finanzielle Nöthe gezwungen, in das Fahrwasser der Operetten und Possen steuern mußte, war dort natürlich kein Interesse mehr dafür zu erwarten. Schauffert forderte seine Stücke endlich im November 1867 zurück. Tiefe Niedergeschlagenheit über das anhaltende Mißgeschick hatte sich seiner bemächtigt, aber gar bald raffte er sich zu einem neuen Versuche auf. Er nahm „Schach dem König!" in Angriff. Diesmal hat er denn auch bekanntlich nicht vergebens gearbeitet. Das Preisgericht hat seinem Werke als dem relativ besten unter 197 Arbeiten deutscher Autoren einstimmig den ersten Preis zuerkannt. Ueber Schauffert's gegenwärtige Stellung kursiren die verschiedensten Mittheilungen. Das Richtige ist, daß er zur Zeit der Einsendung seines Preisstückes nach Wien Polizeikommissär in Dürkheim in der Pfalz war, seitdem aber zum Landgerichtsassessor ernannt und nach Germersheim versetzt wurde. Dort arbeitet Schauffert gegenwärtig an einem einaktigen Stückchen, betitelt: „Das Musestündchen des Ministers", und gedenkt, ein zur Hälfte vollendetes Trauerspiel: „Kaiser Otto III." nächstens wieder in Angriff zu nehmen. Nun Glück auf!

Kunst und Literatur.

Das Septemberheft von „**Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften**" enthält eine Novelle, „Auf Goyen" von Ida v. Düringsfeld, eigentlich ein Nachtrag zu den anziehenden Bildern, welche die rühmlichst bekannte Verfasserin in ihrer neuesten Sammlung, unter dem Titel „Aus Meran" veröffentlicht hat. Auch hier ist ein Theil der reizenden Umgegend Meran's mit seinen Pinselstrichen geschildert und handelnden Personen entsprechen ganz dem Charakter der Landschaft. Ferner gibt Elise Polko eine hübsche Skizze: „Wandernde Musikanten". Außer diesen beiden beliebten Schriftstellerinnen haben mehrere bekannte Gelehrte Beiträge geliefert. So zeichnet L. Köster das biographische Bild Anton Rubenstein's, des gedankenvollen Musikers, während Adolph Bastian eine höchst interessante ethnographische Schilderung des Volksstammes der „Abchasen" entwirft. Die „Berühmten Liebespaare" setzt F. von Hohenhausen mit „Byron und die Gräfin Guiccioli" fort, von denen interessante Porträts beigegeben sind. Kleinere Beiträge aus verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten schließen sich an. Einen großen Raum nimmt die Schlußabtheilung des holländischen Romans „In der Fremde" von Adolph Glaser ein. Die einfache, man könnte sagen nüchterne Lebensanschauung der Holländer zeigt sich in dieser lebenswahren Erzählung von Anfang bis zu Ende in höchst charakteristischer Weise. Eine Seperatausgabe derselben wird angekündigt.

Mit dem Beginne des Jahres 1869 erscheint: „Die Weinlaube", Zeitschrift für Weinbau und Kellerwirthschaft. Herausgegeben von A. Frhrn. v. Babo, Direktor der Obst- und Weinbauschule in Klosterneuburg. Redigirt von Dr. A. Zuchristan. Das Journal wird alle Fragen über Wahl, Erziehungsweise und Behandlung der Reben, Lese, Kelterung und Weinmanipulation einer erschöpfenden, vorurtheilsfreien Besprechung unterziehen; eine besondere Beachtung wird die chemischtechnische Seite der Kellerwirthschaft finden, weil gerade hier, seitdem die Chemie auf die Weinbereitung einen so großen und erfolgreichen Einfluß genommen hat, zahlreiche, oft sehr verderbliche Mißverständnisse und Vorurtheile zu beseitigen sind. Die „Weinlaube" wird auch auf dem Gebiete der volkswirthschaftlichen und handelspolitischen Bewegung aufmerksame Wache und Umschau halten, und für die Beseitigung der Hindernisse die ganze Kraft einsetzen, welche hier der Ausbehnung des Exportes, diesem dritten wichtigen Faktor für die Hebung der Weinproduktion, hemmend entgegenstehen.

Mannigfaltigkeiten.

Einer anscheinend sehr weitverzweigten Diebsgesellschaft, von welcher sich bereits 4 Personen in Haft befinden, ist am Donnerstag die Kriminalpolizei in Berlin auf die Spur gekommen. Die Verhafteten gehören sämmtlich einer in der Barutherstraße wohnenden Familie an und scheinen die Repräsentanten einer ganzen Diebes- und Hehlerbande zu bilden. Die Töchter dieser Familie begünstigt durch ein angenehmes Aeußere und elegante Manieren, sind raffinirte Ladendiebinnen, die sich bisher mit der größten Schlauheit der Entdeckung entzogen hatten. Ein männlichen Mitglieder der Gesellschaft, namentlich ein Schwiegersohn der Familie, welcher den vollendeten Gentleman spielte, scheinen sich mehr mit schweren Diebstählen und nächtlichen Einbrüchen beschäftigt zu haben. Die Wohnung dieser Familie in der Barutherstraße ist elegant, fast luxuriös ausgestattet und enthält die feinsten Möbel, Bilder und Kunst-

Digitized by Google

gegenstände. Außerdem fand man dort eine wahre Sammlung von Kunstgegenständen aller Art, die zum großen Theil aus den von den Töchtern verübten Ladendiebstählen herrühren. Nach der Menge des noch vorgefundenen gestohlenen Gutes, das einen Werth von ca. 1000 Thalern repräsentirt, zu urtheilen, hat man es hier mit sehr gefährlichen Dieben zu thun. Ein großer Theil der Gegenstände ist bereits rekognoscirt worden, und sind die Diebe dadurch der Verübung mehrerer in der letzten Zeit vorgekommenen Diebstähle und Einbrüche überführt worden. Die noch nicht rekognoscirten Sachen sind in den Bureaus der Kriminalpolizei zu besichtigen und werden wohl auch noch ihre Herren finden. Unter Anderem fand man in der Wohnung der Verbrecher ein Album, welches lauter Photographien von der Kriminalpolizei bekannten Berliner Dieben und Diebinnen enthält; ein Beweis, wie weit verzweigt diese Diebesverbindung ist. Nach dem Aufwand, welch n diese Diebesfamilie in ihrem Haushalt und in ihrer äußeren Erscheinung machte, läßt sich beurtheilen, wieviel die Mitglieder derselben jährlich zusammen gestohlen haben müssen. Wenn der glänzende Haushalt zu seiner Bestreitung jährlich nur 12- bis 1500 Thaler erfordert hat, und wenn man annimmt, daß der Hehler höchstens den dritten Theil des reellen Werthes für gestohlenes Gut zahlt, so läßt sich darauf schließen, daß die von dieser Familie verübten Diebereien einen jährlichen Betrag von wenigstens 5000 Thalern erreicht haben müssen.

In New-York befinden sich gegenwärtig mehrere 100 Juden, welche sich „reformirte Israeliten" nennen. Diese Fortschritter sind der Meinung, daß zwischen ihnen und den Christen wenig Unterschied besteht; sie haben vorgeschlagen, den christlichen Sabbath zu feiern und für sich eine große Synagoge auf der fünften Avenue — ein prächtiges und theueres Gebäude — erbauen zu lassen. Die Synagoge wurde am 10. Sept. feierlich eingeweiht. Der Architekt hat, seltsam genug, ein Kreuz für den Plan des Gebäudes gewählt und scheint versucht zu haben, arabischen und gothischen Baustyl mit römischem und byzantinischem zu vereinigen. Das prächtig gemalte Innere der Synagoge ist theilweise eine Kopie der „Botenhalle" in der Alhambra.

Die Hauptursache des Hochwassers in der Schweiz scheint neben der Erwärmung und Flüssigmachung der Gletscher in dem dicken, warmen Föhnregen gelegen zu haben, der gerade im Tessin und am Bogelberg einen vollen Monat mit wenigen Unterbrechungen herabgoß. Ein solcher Regen (sagt der „Freie Rhätier") bringt regelmäßig Hochwasser, wenn er nicht durch Schneefälle in den Bergen durchkreuzt wird; er thut dies umsoweniger, wenn die Höhen so warm sind, daß statt kalten Schneefalls Hagelschlag, flüssiger Schnee zum Regen tritt. Es ist merkwürdig, was der Regen aus Hagel, schmelzendem Schnee und folgerichtig dann auch aus schmelzendem Gletschereis für ungeheure Wassermassen erzeugt, welche die Bergwände und den Erdboden durchweichen und mit kolossalem Geschiebe und Gerölle zur Tiefe fahren.

Aus Leipzig, 12. Okt., berichtet die D. A. Z.: Im Zirkus Wulff wurde die gestrige Abendvorstellung durch einen beängstigenden Zwischenfall unterbrochen: Durch einen bei der betreffenden Vorstellung mitverwendeten Hirsch scheu gemacht, brach ein Pferd aus und setzte, zwei Personen nicht unerheblich beschädigend, in den Zuschauerraum hinein; nur mit Mühe konnte das aufgeregte Thier gebändigt und fortgeschafft werden. Die Schrecken des Publikums kann man sich vorstellen; die Vorstellung wurde geschlossen.

Von allen Akklimatisationen im Bereiche der Thierwelt, welche in den letzten Jahren stattgefunden, scheint keine sich besser anzulassen, als die des Axolotl, eines mexikanischen Mitgliedes der Froschfamilie, das die Länge von einem Fuß erreicht. Aus dem Pariser Jardin des Plantes hat es sich schon in die Sümpfe der Umgegend verbreitet und zählt nach Tausenden, sein Fleisch, was die Hauptsache, ist als sehr eßbar gefunden worden.

Eine Papierkragen-Fabrik in New-York mit einem Kapital von 500,000 Doll. beschäftigt 450 Personen, welche 350 verschiedene Sorten Papierkragen liefern und deren alle 24 Stunden nicht weniger denn 5,000,000 Stück fertig stellen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 234:

Es hat ein Mancher „Viel", und könnte ruhig leben,
Allein es geht nach „Mehr" sein Trachten und sein Streben;
Und selbst mit diesem „Mehr" das er nicht weiß zu nützen,
Wächst die Begierd' in ihm „Vielmehr" noch zu besitzen.
Es fiel mir niemals ein — mir Reichthum zu erwerben,
Er ist vom Uebel, und verbittert uns das Sterben.
Ein mäßiger Besitz, den man durch Fleiß erreicht,
Genügt ja schon zum Leben und macht das Sterben leicht.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 245 Mittwoch, 21. Oktober 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Die Bewohner des Dörfchens waren, wie es schien mit Vorbereitungen zu einem Feste beschäftigt, denn jedes Haus war mit Kränzen geschmückt und die Mädchen banden große Blumensträuße.

Die Reisende beachtete es nicht; denn überwältigende innere Rührung hielt ihre äußeren Sinne gefangen. Ihre in heißer Sehnsucht vorwärts gerichteten Augen, sahen wohl Alles, brachten es ihr aber nicht zum Bewußtsein.

Die grauen Spitzen des alten Schlosses tauchten vor ihr auf, machten aber auf sie keinen weiteren Eindruck, denn sie hatten ihr stets im Traum und Wachen vorgeschwebt, und die Wirklichkeit ließ sie ihr nicht deutlicher erscheinen, als es die Phantasie gethan hatte.

Der Wagen verläßt jetzt die Landstraße und lenkt in einen blumigen Hohlweg ein; sie faltet die Hände und ihr Haupt sinkt auf die Brust. Als sie es wieder erhebt, steht sie zu einer Seite das Pfarrhaus und auf der andern — ? — Oh sie streckte ihre Arme darnach aus, und haucht sehnsuchtsvoll: „Meine Mutter!“

Es ist eine pittoreske alte Dorfkirche, ihr Thurm ragt über die Gipfel hundertjähriger Pinien und Linden empor, während zwischen den Gräbern Cypressen den Gottesacker beschatten.

Der Wagen hält, die Darinsitzende steigt aus und winkt dem Postilion fortzufahren. Jetzt steht sie allein da und sieht sich traurig um. Ihr Ziel ist das kleine Pfarrhaus, denn dort findet sie ihren erprobten würdigen Freund. Zu ihm will sie gehen, aber trostlose Entmuthigung hemmt ihre Schritte: sie fühlt, daß sie ihrer Heimath eine Fremde geworden ist. Alle werden sie mit kaltem Erstaunen empfangen und ihr schon gebrochenes Herz vollends zerdrücken. Mehr als je fühlt sie die Leere ihres Alleinseins in der Welt, Niemand kümmert sich um sie — sie ist verlassen — vergessen von Allen.

Sie geht über den Kirchhof. — Die Erinnerung ist geschäftig und ruft alle Scenen der Vergangenheit in ihr wach. Es ist, als ob sie noch den Fluch der alten Judith höre und die Berührung der feuchten Todtenblumen fühlte, die sie ihr am Trauungstage nachwarf, und — vernichtender Gedanke — wo war Er, an dessen Arm sie sich damals in so vertrauender Liebe schloß? Hatte sich durch ihn der Fluch erfüllt? War er der Fluch ihres Lebens geworden?

„Könntest du mich jetzt sehen, alte Judith, dein Haß würde sich wenden, denn mein Stolz ist jetzt gebrochen.“

Sie trat jetzt in die Kirche und der geweihte Raum, die friedliche heilige Stille mildeten den Schmerz ihrer Seele und mit der Andacht eines demüthigen, gebeugten Herzens kniete sie am Altare nieder und betete. Als sie sich wieder erhob, wankte sie so schnell es ihre zitternden Schritte erlaubten, der Gruft ihrer Ahnen zu.

Vor einem Monument vom reinsten weißen Marmor sinkt sie nieder und versenkt sich im Anschauen. Mit über der Brust gefalteten Händen und dem verklärten Lächeln der Liebe — der Künstler hatte es so gut wieder gegeben — womit sie im Tode noch ihre Kinder gesegnet, liegt vor ihr die Marmorstatue ihrer Mutter. — Und da liegt das Kind, das diese Liebe nicht verstanden, und legt ihr müdes Haupt auf die kalte Brust der Statue. Und obgleich der kalte Stein nur ihre heiße Stirne kühlt, obgleich ihre Arme nur die harte Form umschließen, die keinen Druck erwidert, so gibt es doch dem erschöpften Herzen der armen Harriett Frieden.

Es war ihr, als umschwebe sie der selige Geist und flüstere ihr Worte des Trostes und der Hoffnung zu. Ein Lächeln stiehlt sich über ihre matten Züge und mit den Worten auf den zitternden Lippen, die in goldenen Buchstaben eingegraben stehen: „Ich will, daß wo ich bin, die bei mir seien, die du mir gegeben hast“, schlummert das müde Kind am Busen der Mutter ein, wie sie es vor langen Jahren oft gethan. Durch das gemalte Fenster fiel ein Sonnenstrahl auf die marmornen Züge und verlieh dem Lächeln Leben. Es erschien wie das Lächeln der Mutter, die ihr verlornes Kind wieder gefunden hat.

Zwei Stunden tiefer Schlaf, welcher Segen für ihr kummervolles Herz. Zu träumen, daß sie noch ein glückliches Kind ist, daß alle Sorgen nur ein Traum waren, daß sie nicht verlassen ist, daß sie mit ihm am Altare

Digitized by Google

steht, alle Lieben um sie versammelt, die ihr mit lächelndem Gesicht Glück wünschen.

Die Schlummernde erwacht, doch wieder schließt sie ihre Augen, es wird ihr schwer, das schöne Traumgebilde zu verlassen. Und obgleich sie nicht mehr fest schläft, so klingen doch die Töne noch nach, es ist ihr wie Gesang der Engel. Jetzt hört er auf, und sie hört Fußtritte in den Gängen und leises Murmeln, dann eine Pause — tiefe Stille — und nun erweckt eine klare deutliche Stimme in feierlichem Tone die Schlummernde zum Bewußtsein und zeigt ihr, daß sie nicht mehr träumt, daß Alles Wirklichkeit ist.

Das Innere der Sakristei zur Rechten des Altars war dasjenige, die außerhalb des Geländers standen, das das Grabmal Mrs. Hethams umschloß, theilweise verborgen.

Die Schlafende war aufgestanden und starrte in wilder Verwirrung die Veränderung an, die hier statt gefunden hatte.

Vorher war Alles still und todt gewesen, und nun war die Kirche mit Menschen gefüllt. Weißgekleidete Mädchen mit Blumen in den Händen standen in der Reihe zu beiden Seiten des Ganges. Aber ihr Auge streifte dies nur flüchtig und heftete sich an den Altar, an dem sie noch vor kurzer Zeit gekniet und vor dem sie im Traume als Braut gestanden hatte.

Jetzt steht wirklich eine im Hochzeitskleide davor, beugt sanft ihr Haupt bei den feierlichen Worten und spricht leise das bedeutungsvolle „Ja" dem nach, der an ihrer Seite steht. Der Priester legt die Hände des Paares zusammen und segnet es ein. Die Braut weint, auch ihres Vaters Augen fließen über, aber es sind Thränen der Freude und des Glückes. Wüßte er, daß sein einst so heißgeliebtes Kind ihm nahe wäre und doch so fremd, unbeachtet, unerkannt — diese Freudenthränen würden sich bald in bittersalzige Tropfen verwandeln.

(Fortsetzung folgt.)

Moritz Hartmann's Abschied von Stuttgart.

Moritz Hartmann, der, nachdem er aus der Verbannung zurückgekehrt war, mehrere Jahre in Stuttgart ein Asyl gefunden hatte, verläßt noch im Laufe dieser Woche die freundliche Stadt am Nesenbach, um nach Wien überzusiedeln, wo er die Redaktion des Feuilletons der „N. fr. Pr." übernehmen wird. Angegriffen noch von einer Krankheit, die er diesen Sommer durchzumachen hatte, mußte er sich eine ihm von der Volkspartei angebotene größere Abschiedsfeier verbitten. Nur ein kleiner Kreis von Freunden, sammt deren Frauen, Töchtern und Söhnen versammelte sich den 13. Oktober um ihn bei einem Abendessen im Hotel Herrmann in Cannstadt. Der andere deutsche Dichter, der eben jetzt nach Stuttgart übersiedelt und zur Zeit noch in Cannstatt wohnt, Freiligrath mit seiner Familie, war gleichfalls eingeladen und erweiterte hier den Kreis seiner schwäbischen Bekanntschaften. Natürlich gaben Abschied und Willkommen zu verschiedenen Toastsprüchen Anlaß, in welchen Karl Mayer, Haußmann, Dr. Frese, Dr. Waiblinger und die Gesinnten Freund Hartmann's in dieser traulichen Versammlung Ausdruck und Anregung gaben. Die Krone des Abends aber bildete das Gedicht, das Freiligrath an den scheidenden Freund richtete, und das wir hier nach dem Stuttgarter „Beobachter" folgen lassen:

Bei Moritz Hartmann's Abschied von Schwaben,

13. Oktober 1868.

Du bist so gut, du willst nicht geizen;
In deinem festlichsten Gewand,
In allen, allen deinen Reizen,
Prangst du noch einmal, schönes Land.
Noch einmal, eh', gedrängt ins Enge,
Sich die Natur zur Ruhe legt,
Und über deine Rebenhänge
Mit eis'gem Hauch der Winter fegt.

O du bist schön! Um deine Lauben
Die Blätter schimmern roth und falb;
Dein Neckar blitzt um deine Trauben,
Und kühn und hoch ragt deine Alb;
Rings deine Fälle, rings dein Segen,
Ringsum die Keltern, die du färbst;
Gesang und Lust auf allen Wegen
Verkünden weihin deinen Herbst.

Und über dir, in kräft'ger Milde,
Fährt auf die Sonne wie zum Tanz,
Und überschüttet das Gefilde
Mit einem Meer von Licht und Glanz.
Sie strahlt und lacht und ruht am Raine,
Und küßt den Hügel, o wie lind!
Des Sängers, der, auch Er der deine,
Von Tagen sang, wie diese sind.

Ja, dieses sind die sanften Tage,
Dies ist dein herbstlich Feierkleid,
Und richtet man an dich die Frage,
Warum du's angogst g'rade heut:
Ich weiß, du wirst es nicht verschweigen,
Du sagst: dem Mann, der heute zieht,
Will ich noch einmal ganz mich zeigen,
Und ihm erfüllen das Gemüth.

Du hast ihn kurze Zeit besessen,
Du sah'st ihn wirken ernst und still;
Nun soll er dich auch nicht vergessen,
Da ihn ein and'rer Acker will.

Digitized by Google

Du gabst ihm Lust, du gabst ihm Schmerzen,
Du hast dich heimisch ihm bewährt:
Nun trag' er dich in treuem Herzen
Auch an den fernen neuen Herd!

Und wie der Hügel und der Reben,
So denk' er auch der Männerschaar,
Die, Eins mit ihm in Sinn und Streben,
Am Neckar ihm verbunden war.
Er ging mit ihr die gleichen Bahnen,
Er focht mit ihr den gleichen Streit,
Er trug mit ihr die gleichen Fahnen, —
Und dieses ist ihr Festgeleit!

So nimm denn einmal noch von Allen,
O Freund, den treuen Druck der Hand;
Laß dir in seiner Tracht gefallen
Noch einmal dieses Schwabenland!
Dann, über dir die ew'gen Lichter,
Ergreife fröhlich du den Stab;
Zieh' hin, Freiheitssoldat und Dichter,
Von Uhland's Grab zu Lenau's Grab!

Da sieht die Donau bald dich schaffen,
Wie dich der Neckar schaffen sah:
Glück auf den Weg, Freund, deinen Waffen!
Kein Lebewohl — du bleibst uns nah!
Du bleibst uns nah, — was hier, was dorten!
In unsern Herzen, unsern Reih'n
Wirst du der Unsre allerorten,
Auch an der deutschen Donau sein.

Mannigfaltigkeiten.

Die Akklimatisations-Gesellschaft, welche sich vor 14 Jahren in Paris bildete, hat neulich über die neuesten Erfolge ihrer Thätigkeit Bericht erstattet. Die Aufgabe, welche sie sich stellt, ist, nützliche Thiere und Pflanzen da, wo sie fehlen, aber doch die Bedingungen zu ihrem Dasein finden würden, einzuführen, und wo sie bereits verbreitet sind, die Racen zu verbessern. Die Thätigkeit der Gesellschaft erstreckt sich über alle Länder. So ist durch ihre Vermittlung die Angoraziege aus Kleinasien nach der Gegenden am La Plata eingeführt worden, wo sie vortrefflich fortkommt. Nach Australien wurden edle Schafracen eingeführt, welche dort bekanntlich bereits den besten Wollertrag liefern. Rheinlachse, von welchen der Roggen in die australischen Flüsse Victoria und Derwent übertragen wurde, haben sich dort beträchtlich vermehrt und vollziehen ihren regelmäßigen Wechsel in's Meer und zurück. Der Weinstock ist ebenfalls in Australien angepflanzt und fängt an, Ertrag zu liefern. Der Chinabaum ist sowohl nach Java als in die ostindischen Länder verpflanzt und liefert bereits gute Ausbeute. Was die Einführung von bisher fremden Thieren in Europa betrifft, so beschränkte sie sich bis jetzt mehr auf Luxusgegenstände. Die Nilgau-Antilopen aus dem Indusgebiete sind in dem Pariser Akklimatisationsgarten gezüchtet und von dort in die Parks des Königs von Italien verpflanzt worden, wo sie schon als Jagdwild erscheinen. Der Känguru aus Australien wird in Frankreich in verschiedenen Parks vermehrt und gilt als vortreffliches Wildpret. Von Vögeln hat man den Kragenfasan, den mogolischen Fasan und den bunten Fasan eingeführt, so wie den japanischen Pfau, den schwarzen Schwan aus Australien und die Guineagans.

Aus London schreibt man unterm 8. Oktober: Mit Bezug auf die von Dr. Webster kürzlich zur Kenntniß gebrauchte Anwesenheit von Giftstoffen in gefärbten Socken, machte ein „Eingesandt" in der gestrigen „Times" darauf aufmerksam, wie vortheilhaft es sei, wenn gar keine Socken mehr getragen würden. Diese Ansicht findet Unterstützung, wie die „Pall Mall Gazette" schreibt, in einem Abschnitte der „Reveries des Marschalls von Sachsen über die Kriegskunst." Ueber Militärbekleidung sprechend, sagt er: „Was Beine und Füße anbetrifft, so wäre es wünschenswerth, daß Soldaten Schuhe, aus dünnem Leder angefertigt, mit niedrigen Absätzen tragen sollten... Diese Schuhe müssen auf den nackten Fuß gezogen, und mit Talg oder Fett eingeschmiert werden, eine Vorsichtsmaßregel, die, wie wir aus Erfahrung wissen, von allen französischen Veteranen angewendet worden und nicht allein ihre Füße auf dem Marsche vor Wundwerden beschützt, sondern auch das Eindringen des Schmutzes verhindert hat... Die Deutschen, die ihre Infanterie wollene Strümpfe tragen lassen, haben unter derselben immer eine große Anzahl Soldaten, deren Beine und Füße mit Basen, Geschwüren und allen Arten Hautentzündungen bedeckt sind." Nebenbei sei bemerkt, daß der tapfere Marschall in seinem bemerkenswerthen, aber fast vergessenen Buche in einem fort die Einführung von Hinderladungswaffen befürwortet.

Ein empörender Raubmordanfall ist dieser Tage wieder in Berlin verübt worden. Als am gedachten Tage kurz vor 8 Uhr Morgens der Laufbursche Wilhelm Weber, ein sehr gesitteter zuverlässiger Knabe von schwächlichem Körperbau, das Geschäftslokal von S. in der Charlottenstraße Nr. 14 geöffnet hatte, um in Erwartung seines Prinzipals daselbe vorläufig zu reinigen, trat ein großer junger Mensch zu ihm in den Laden und begehrte eine Kleinigkeit zu kaufen. Der Bursche Weber bückte sich, um das Verlangte hervorzunehmen, unter den Ladentisch, in welchem die Kasse sich befand, erhielt aber in demselben Augenblicke von

Digitized by Google

dem angeblichen Käufer einen so heftigen Messerstich in's Genick, daß das Blut hoch aufspritzte und die Messerklinge in der Wunde abbrach. Dem ersten Angriffe folgten unmittelbar noch mehrere Stöße in Kopf und Hals, so daß der unglückliche Knabe, über und über blutend, zur Erde sank. Er gab aber nicht, wie der Uebelthäter beabsichtigt hatte, sofort seinen Geist auf, wurde auch nicht besinnungslos, sondern stieß ein herzzerreißendes Geschrei aus, in Folge dessen der Fremde eiligst entfloh, zugleich aber eine zahlreiche Menschenmenge herbeigezogen wurde, die den Flüchtling bald einholte und den Händen der Polizei übergab. Der Uebelthäter, welcher die Absicht, sich der Ladenkasse zu bemächtigen und zu dem Zweck den Weber niederzustechen, frech eingestand, wurde als der 19jährige frühere Lehrbursche Albert Garlitt erkannt, der früher die Weber'sche Stellung eingenommen, dabei die Verhältnisse kennen gelernt und zum Zwecke der Schandthat schon in dem Hause der That versteckt und übernachtet hatte. Weber liegt hoffnungslos in Bethanien.

[Das Ende des Hai.] Ueber den Fang des Haifisches, welcher in dem Triester Golf einen Badenden so gräßlich verstümmelt hat, entnimmt die „Bohemia" einem Privatschreiben Folgendes: Die Fischer des Küstenortes Lucovo hatten große Netze im Meere ausgespannt. Am 16. September kam nun der Hai auf seiner Wanderung in die Bucht von Lucovo und ging ins Netz. Alles, was Hände und Füße hatte, betheiligte sich an der Zusammenziehung des schweren Netzes, der Haifisch wurde darin komplet eingewickelt und konnte glücklicher Weise das Netz nicht zerreißen. Als man ihn mit Mühe ans Land zog, standen zwei Fischer mit scharfen Hacken bereit, die sogleich auf den Kopf wie Holzhauer losschlugen. Er wurde unter den stärksten Anstrengungen stückweise zerhackt und herausgezogen. Der Kopf war über drei Schuh lang, in dem geöffneten Rachen hatte ein Mensch vollkommen Platz. Das ganze Thier war 3 Klafter lang, 18 Zentner schwer, die Leber allein wog 2 Zentner. In seinem Magen fand man 3 Thunfische von je 30 Pfund.

Während der Gesundheitszustand Londons seit den letzten beiden Jahren im Allgemeinen als befriedigend angesehen werden muß, zeigen die Ausweise des statistischen Bureau's, daß Landstädte und Dörfer häufig von langanhaltenden und verheerenden Epidemien heimgesucht wurden, deren Auftreten um so heftiger war als es an geeigneten Spitälern fehlte. Hr. Rapper aus Cranley schlägt vor: diesem Mangel durch Beschaffung transportabler eiserner Hospitale abzuhelfen, welche von einem Zentralfieberhospital jeden Augenblick, nebst Krankenwärtern, vermittelst der Eisenbahn an den Ort der Epidemie befördert werden könnten. Die Kosten seien nur unbedeutend, und würden gewiß gern von den heimgesuchten Gemeinden getragen. Dieser Vorschlag verdient eine nähere Beachtung. Unmöglich ist die Sache nicht, gibt es doch transportable Kirchen aus gerippetem Eisenblech, und gerade für ein Hospital dürfte Eisen — der Leichtigkeit des Desinfizirens wegen — sich sehr empfehlen.

Ueber die Petersburger Wahrsagerinnen bringt die russische „St. P. Ztg." eine Mittheilung, der wir entlehnen, daß sich in Petersburg ungefähr 1000 Frauenzimmer mit Verkündigung der Zukunft beschäftigen, von denen viele sich ein sehr bequemes Leben durch ihre Kunst zu verschaffen verstehen. Es erscheinen bei ihnen sehr oft Frauen aus den höheren und höchsten Gesellschaftskreisen; nicht selten auch werden sie in schönen Equipagen abgeholt. Allerdings verbergen Viele unter ihrer Wahrsagerei auch noch andere, verwerfliche Beschäftigungen. Es wirft diese Mittheilung ein eigenthümliches Licht auf die sittlichen Zustände der russischen Hauptstadt, wenn ungefähr auf je 500 Einwohner eine Wahrsagerin gerechnet werden kann.

Im Volkspark zu Hull fand am 14. Oktober im Beisein eines zahlreichen Publikums die feierliche Enthüllung einer prächtigen Marmor-Statue des verstorbenen Prinzen Albert, Gemahls der Königin Victoria, statt. Die Kosten der Statue sind durch freiwillige Subskriptionen der Bevölkerung Hull's bestritten worden; auch die Aermsten haben ihr Scherflein dazu beigetragen. Ein Bankett in der Stadthalle und ein großes Feuerwerk im Park beschlossen die Feier des Tages.

Ein bekannter Bienenzüchter sprach im Wirthshause die Absicht aus, sich eine italienische Königin kommen zu lassen. „Nehmen Sie doch die spanische, die ist gegenwärtig vacant", war der Rath eines Zuhörers.

Charade.

Mein Erstes ist nicht heiß, nicht kalt,
Mein Zweites sucht der Müde bald.
Mein Ganzes liegt in Sachsen drin,
Und einen Theil hat Preußen inn'.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 246 Donnerstag, 22. Oktober 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Arthur und Rosa waren verbunden und die stille Trauung vorüber. Still, denn außer den Gutsangehörigen, die die Kirche füllten und später zu einem Festmal geladen waren, das ihnen die Herrschaft zu Ehren des Tages gab, war nur eine kleine Gruppe von Hochzeitsgästen um den Altar während des Aktes versammelt.

Noch einmal schließt der Vater die geliebte Tochter in tiefster Rührung an's Herz; dann führt er sie ihrem jungen Gatten zu, dem Manne, dem ihr erstes reinstes Gefühl geweiht war, mit dem sie Freude und Schmerz reichlich getheilt hat und den der Himmel für sie erkoren zu haben scheint.

Aber warum hält der Bräutigam, als er die Braut vom Altare führt, plötzlich seinen Schritt an? Die leichte Gestalt lehnte schwer auf seinem Arme. Sie war schon vorher bleich, doch jetzt ist sie todtenblaß und ohnmächtig. Mit einem Ausruf der Bestürzung trägt er sie in die freie Luft.

Rosa hatte im Vorbeigehen nach dem Grabe ihrer Mutter geblickt und der Seligen im Geiste einen Liebesgruß gesandt. Erschreckt und matt sank sie gleich darauf zusammen, als habe sie ein schwerer Schlag getroffen.

Allein der trübe Augenblick geht vorüber, denn Liebe und Theilnahme lächeln ihr von allen Seiten entgegen, während die unglückliche Harriett den kalten Stein wieder umschlossen hält und in ihrer gänzlichen Erschöpfung an Leib und Seele still hofft, daß sie heute zum letzten Male die wärmenden Sonnenstrahlen fühlen und morgen mit der geliebten Mutter vereinigt sein würde.

Es war zwischen fünf und sechs Uhr Nachmittags, als der alte Kirchendiener in die Kirche trat, um Alles wieder zu ordnen und die Thüre zu schließen. Er ging den langen Gang hinab und hob brummend und seinen gekrümmten Rücken oft wieder streckend, die jetzt verwelkten Blumen auf, die dem Brautpaar gestreut worden waren. So war er bis zum Altar gekommen, von dem er die reichen Behänge abnahm und sorgfältig einschlug. Jetzt warf er noch einen Blick auf das Chor, worunter die Ahnengruft lag, und mit einem erstaunten, halb erschreckten Ausruf stürzte er vorwärts nach dem neuesten Monument, das jetzt durch eine schwarze Figur, deren Kopf auf dem Marmorkissen ruht, halb verdeckt war.

Sie schlief nicht, auch war sie nicht ohnmächtig, denn ihre großen glänzenden Augen blickten ihn an, ohne, wie es schien, einen Eindruck aufzunehmen.

Der alte Mann erinnerte sich nur ein Paar solcher Augen gesehen zu haben, sie gehörten einer Person an, die jetzt in fernen Landen war und deren schönes frohes Gesicht nicht im Entferntesten diesem verweinten glich.

Eine heimliche Furcht stahl sich in sein Herz, und nachdem er einen langen schauernden Blick auf die Daliegende geworfen hatte, ließ er das Körbchen mit den trocknen Blumen sogleich fallen und lief so schnell als es seine alten Beine erlaubten, um Jemand herbei zu rufen.

Gerade als er den Kirchhof verließ, trat der Pfarrer aus seinem Hause. Der Alte theilte ihm die Erscheinung mit und Mr. Clifton eilte zum Monument. Ohne ein Wort zu sagen — denn sein Erstaunen und Mitleid war zu groß — nahm er die Gestalt in seine Arme. Und sie kannte ihn, ja, sie lächelte und legte ihren Kopf an seine Brust und Thränen erleichterten ihr gepreßtes Herz.

Mr. Clifton trug sie in sein Haus und durch etwas Stärkendes, vielmehr aber durch seine Güte, die sich wie Balsam auf ihr Herz legte, belebt, hörte er endlich von ihren Lippen, die traurigen Umstände, unter denen er sie seht sah.

XLI.

In dem Zimmer der seligen Mrs. Hetham lag, etwas abgespannt, die junge Braut auf dem Sopha, aber das Glück leuchtete aus ihren Zügen, als der junge Gatte ihr zuflüsterte: „So bist Du also jetzt wohl und stark genug zur Reise, Geliebte, und ich kann den Wagen bestellen?“

„Ja, lieber Arthur, ich bin bereit und schäme mich nur meiner unbegreiflichen Schwachheit. Eine Ohnmacht ist bei mir etwas so Ungewöhnliches. Jetzt hole

den Papa, ich wünschte, wir könnten ihn mitnehmen. Ich fürchte, er wird sich während unserer Abwesenheit so allein fühlen."

„Sie wird ja nur ein oder zwei Tage dauern und da wirst Du mir Deine ausschließliche Gesellschaft gewiß nicht entziehen wollen, liebe Rosa", sagte Arthur.

„Ich will dem Vater Nichts davon sagen, was ich gesehen zu haben glaube, was mir aber selbst jetzt noch vor Augen schwebt", fuhr Rosa fort.

„Meine einzige Rosa, beschäftige Dich jetzt nicht weiter damit," unterbrach er sie.

„Aber Arthur", fuhr sie mit leiser Stimme fort, und versteckte ihr Gesicht an seiner Brust, „es war nicht das Gesicht meiner Mutter, was ich gesehen habe, es war der Geist Harriett's."

Arthur schwieg ein paar Sekunden und ein Schatten lange unterdrückter Bewegung flog über sein Gesicht, dann aber drückte er sein junges Weib an's Herz, redete ihr liebevoll zu und verließ darauf das Zimmer, um Befehle zur Abreise zu geben.

Rosa blieb in der Dämmerung allein, aber nur einen Augenblick, denn die Stimme Mr. Cliffton's, die sie vor dem Fenster hörte, schreckte sie auf.

Bald trat er ein — doch nicht allein. An seiner Seite stand eine schwarze Gestalt, die, nachdem sie einen Blick durch's Zimmer hatte gleiten lassen, schnell vorschritt und Rosa gegenüber stehen blieb, die sich vom Sopha erhoben hatte und die Gestalt verwundert ansah.

„Sie kennt mich nicht!" rief diese leise und angstvoll, während sie vor ihr niedersank, „sie kennt mich nicht mehr!"

„Harriett, meine Schwester, meine einzig geliebte Schwester!" rief die erstaunte Rosa, und der Schwester Arme umschlossen sie innig und hoben sie auf, und auf ihre Wangen träufelten noch einmal die Thränen einer geliebten Schwester.

Der Pfarrer eilte fort, um Mr. Hetham vorzubereiten, hatte ihn aber verfehlt und als er wieder zurückkam, lag das lang getrennte Kind fest an's Vaterherz geschlossen, in das es mit Liebe wieder aufgenommen war.

Und Arthur, als er die bleiche Blume sah, gebrochen durch den, der sie dem heimischen Boden entrissen hatte, weinte mit den Umstehenden über das schöne Wrack, das jetzt unbewußt der Liebe und der Thränen, die um sie flossen, gänzlich erschöpft dalag.

(Fortsetzung folgt.)

Beschäftigung und Anstrengung der Augen bei künstlichem Lichte.

(Aus der Südd. Presse.)

Wen sein Beruf, seine Beschäftigung, seine Lebensweise ganz besonders auf den Gebrauch der Augen anweisen, zum Schreiben, Lesen, Zeichnen, Nähen und ähnlichen Verrichtungen, der hat insbesondere auch auf eine gehörige Beleuchtung bei seinen Arbeiten bedacht zu sein, um so sorgfältiger, je seiner diese sind, je weniger Zeit zur Ruhe sie gestatten und je weniger Abwechslung sie dem Auge darbieten. Denn bei fehlerhafter Beleuchtung verliert auch das gesunde Auge früher oder später an Schärfe und Ausdauer im Sehen oder doch an Sehweite, verfällt der Kurz- oder Weitsichtigkeit, ja nicht selten bleibenden, den Erwerb des Lebensunterhaltes störenden oder selbst unmöglich machenden Nachtheilen.

Fehlerhaft und dem angestrengten Auge schädlich ist die Beleuchtung, wenn das Licht a) zu schwach, unzureichend, b) zu stark, grell und blendend, c) unruhig, bald stärker, bald schwächer, d) ungleichmäßig vertheilt, durch Schatten unterbrochen oder e) unrein ist, in seiner Zusammensetzung von dem reinen Tageslichte abweicht, oder endlich f) wenn es in fehlerhafter Richtung einfällt.

Da die künstliche Beleuchtung, durch Kerzen- und Lampenlicht, die genannten Fehler am häufigsten, ja einige derselben sogar unvermeidlich an sich trägt, so wird für jene, welche nicht umhin können, bei derselben ihre Augen anzustrengen, besondere Vorsicht nöthig sein. Das Sonnenlicht ist aus mehreren Strahlen von verschiedener Farbe zusammengesetzt. Im gewöhnlicher Tageslichte sind die Strahlen in folgendem Verhältnisse gemischt: roth 5, gelb 3, blau 8. Wird das Verhältniß dieser Theile geändert, wie z. B. im künstlichen Lichte, so ist das Licht nicht rein, nicht weiß, sondern sticht mehr oder weniger in die Farbe jener Strahlen, welche im Ueberschusse vorhanden sind, daher es mehr oder weniger orange oder gelb aussieht. Diese Eigenschaft des künstlichen Lichtes hat mehrere wichtige Erscheinungen zur Folge. Die verschiedenen Farben nehmen sich bei demselben ganz anders aus als bei Tageslicht; grün erscheint gelblich, blau grünlich (wegen des Mangels der blauen Strahlen im künstlichen Lichte), dunkelblau purpurroth und orange um Vieles heller (wegen der überschüssigen rothen und gelben Strahlen) u. s. w. Daher sind Arbeiten mit farbigen Stoffen bei künstlichem Lichte entweder ganz unmöglich, z. B. Malerei, oder doch in hohem Grade anstrengend, besonders mit dunkelgefärbten. Denn die dunklen Stoffe nehmen zu viel Lichtstrahlen auf, werfen deren wenige zurück, als daß solche Gegenstände beim künstlichen Lichte hinreichend beleuchtet sein könnten. Wem möglich, der wähle sich lichte Stoffe zur Arbeit beim künstlichen Lichte

Digitized by Google

und lasse die dunkelfarbigen für das Tageslicht. Bunte Stickereien sollen um so weniger beim Kerzenlichte gefertigt werden, da sie auch beim Tageslichte schon sehr anstrengen.

So wie die Kraft eines jeden Organes durch Anstrengung erschöpft wird, und zum Wiedererlange einer gewissen Zeit bedarf, so wird auch die Sehkraft durch längeren Lichteinfluß abgestumpft, und dieses um so mehr, wenn das Licht nicht die gehörigen Eigenschaften hat, wie dies bei dem künstlichen Lichte stets mehr oder weniger der Fall ist. Die Augen werden durch die darin überschüssig vorhandenen rothen und gelben Strahlen gegen eben diese fast unempfindlich, und es schweben ihnen dann bei Tageslichte, besonders wenn der Blick auf lichte, namentlich weiße Flächen gerichtet wird, Punkte, Streifen oder Wolken, vor welche dunkelblau oder dunkelblauroth (schwarz) erscheinen (Mücken sehen). Ferner verdunkelt das künstliche Licht wegen dieser fehlerhaften Mischung die Gegenstände nie im Verhältnisse seiner Menge, seiner Stärke. Demnach muß einerseits das Auge sich mehr anstrengen, um dennoch deutlich zu sehen, andererseits eine größere Menge Lichtes herbeigeschafft werden, als nöthig sein würde, wenn das Licht rein (weiß) wäre und so wird das Auge auch aus diesem Grunde mehr gereizt und allmälig abgestumpft.

Häufiger fehlt man darin, daß man bei unzureichendem Lichte arbeitet.

Endlich muß auch die erwärmende Kraft der Lichtstrahlen beachtet werden. Bekanntlich ist an das Licht Wärme gebunden. Die wärmende Kraft der Lichtstrahlen ist aber verschieden nach deren Farbe. Die blauen Strahlen erhitzen am wenigsten, mehr die gelben, am meisten die rothen. Mithin muß das künstliche Licht im Verhältnisse seiner Leuchtkraft um so mehr erhitzend wirken, je mehr in ihm die gelben und besonders die rothen Strahlen im Ueberschusse vorhanden sind. Bei dem künstlichen Licht gelangt viel mehr freie Wärme zum Auge als beim Sonnenlichte, da es unmittelbar auf die zu betrachtenden Gegenstände und auf's Auge dringt. Diese Wärme wirkt besonders auf die Oberfläche des Auges und auf die Augenlider erhitzend und austrocknend ein, beeinträchtigt dadurch die Deutlichkeit des Sehens, macht deßhalb auch eine größere Lichtmenge nöthig als bei einer weniger erhitzenden Kraft des Lichtes erforderlich würde, überreizt und schwächt dadurch die Sehkraft, und versetzt jene äußeren Theile leicht in einen Zustand schleichender Entzündung. Dieses ist mit ein Grund, warum entzündete Augen, selbst wenn auch nur die Augenlider leiden, gegen das künstliche Licht viel empfänglicher sind als gegen das Tageslicht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Heirath mit Hindernissen] wird aus Köln vom 17. Oktober gemeldet: „Was rennt das Volk, was wälzt sich dort die langen Gassen brausend fort?“ konnte mit Schiller heute der denken, der bald nach 12 Uhr in die Nähe des Domes kam. Aber der Held war hier nicht wie im Schiller ein Ritter hoch zu Roß, sondern ein Bräutigam an der Seite seiner Braut, ein Brautpaar, von dem Frau Fama hier in den letzten Wochen so viel berichtet hat. Eines Tages, als das Brautpaar Arm in Arm im alten Köln lustwandelte, stürzt, so sagt Frau Fama, in rasender Wuth ein Mädchen auf den Bräutigam zu, haut, kratzt und schimpft ihn als den treulosen Vater ihres Kindes. Doch nicht diese allein, nein, eine zweite und wie man sagt, auch noch eine dritte sollen als Mütter vaterloser Kinder handgreifliche Ansprüche an den Bräutigam erhoben haben. Diese skandalösen und bald stadtbekannten Vorgänge haben, wie es heißt, nur einen Augenblick das Verhältniß der Brautleute getrübt oder in Frage gestellt, denn auf heute Mittag 1 Uhr, das wußte fast die ganze Stadt, war die Trauung des Paares im Dome angesetzt. Was Wunder, daß dabei hier in Köln, wo man gern skandalöse Geschichten noch skandalöser macht, Tausende von Menschen zusammenliefen, theils um dieses hart geprüfte Paar und den kühnen Helden von Angesicht zu Angesicht zu schauen, größtentheils aber wohl, um sich an einer zu erwartenden Wiederholung der oben geschilderten Scene zu ergötzen. Bald nach 12 Uhr war schon der ganze Dom mit Menschen angefüllt, und keineswegs waren dieses nur Leute aus den unteren Ständen, nein, es waren viele junge und ältere Damen aus den besten Familien zugegen. Glockenschlag 1 Uhr entstand wie mit einem Schlage ein Wogen und Treiben in der Menge, welche unter sich selbst Spaliere bildete. Der bräutliche Zug erschien im Hauptportal und schritt, voran der Domschweizer in seinem Kostüm, dann ein Gendarm und Polizei-Sergeanten in Zivil und in Uniform, feierlich durch die dumpfen Hallen des Domes dahin. In tiefster Stille waren Aller Augen auf das Brautpaar gerichtet, vor welchem ein kleines engelgleiches Mädchen ein Prachtbouget mit „Unschuldsblumen“ einhertrug. Die Braut, fast fürstlich geschmückt, mit 3—4 Fuß langer Schleppe, ob sie von den vielen Schönen, die sehnlichst einer solchen Stunde entgegenharrten, beneidet wurde! Ihr zur Seite sah der Bräutigam, kühn und stolz auf die gaffende Menge herab. Der Zug begab sich vor einen der Altäre und wurde gleich hinter ihm der Raum zu demselben für das Publikum abgeschlossen. Die Trauung ging daher ohne alle Störung vor sich. Unterdessen aber förderte der Kölner Humor in der Menge Aussprüche zu Tage, wie sie in der Kathedrale wohl nie zuvor laut geworden sind. Der Zug verließ den Dom, wie er gekommen, unter Estorte,

Digitized by Google

und von den erwarteten Ehe-Prätendentinnen hat sich keine in den heiligen Hallen laut werden lassen. Insultationen des Brautpaares aber war dadurch vorgebeugt, daß es sowohl beim Aus- wie beim Einsteigen in den Wagen von Polizeibeamten umgeben war. Von 150 zu dieser Hochzeitsfeier Geladenen haben es 100 vorgezogen, abzusagen.

Der „Baltimore Wecker" erzählt: „Vor einigen Wochen ging ein Mann, Namens Joseph Hartmann, in dem katholischen Stadttheile mit Sämereien hausiren; er verkaufte einen Blumensamen, welcher angeblich vom Papste in Rom geweiht war und außerordentlich schöne Blumen hervorbringen sollte. Viele waren einfältig genug und kauften; wie erstaunten sie aber, als der Samen aufging und in ihren goldgeränderten Töpfen nichts als gewöhnlicher Kohl wuchs. Dieser Tage kam derselbe Geselle in einer andern Rolle, er kollektirte für ein katholisches Institut. Eine Frau hatte ihm bereits einen ansehnlichen Beitrag gegeben und ging in ihrem Glaubenseifer mit ihm zu einer Nachbarin, damit auch diese ihr Opfer bringe. Aber die erkannte in dem Kollektor sofort den Mann wieder, welcher ihr den geweihten Kohl aufgehängt hatte, und ließ ihn ohne Weiteres verhaften. Er soll schon viel Geld erschwindelt haben."

Aus St. Petersburg, vom 13. Okt. wird gemeldet: Das Tagesgespräch in der hiesigen Gesellschaft bildet seit gestern die Verlobung eines Mitgliedes der kaiserlichen Familie mit einem Hoffräulein. Der Verlobte ist der Prinz Eugen von Leuchtenberg, Neffe des Kaisers, zweiter Sohn der Großfürstin Marie. Die Braut ist Frl. Apatchinia, Ehrenfräulein der Thronfolgerin, deren Bekanntschaft der Prinz im Laufe dieses Sommers in Peterhof gemacht. Die Einwilligung der Frau Großfürstin Marie, Mutter des Brautwerbers, so wie auch des Kaisers ist bereits ertheilt; an Ihre Maj. die Kaiserin hat man ebenfalls telegraphirt, und da ihre Zustimmung zweifellos ist, so haben schon vorgestern die Großfürsten dem Frl. Apatchinia ihre Besuche gemacht.

Die früher in Paris allgemein geglaubte Sage, der Herzog von Choiseul-Praslin, der wegen Mordes seiner Frau im Gefängniß saß, habe nicht — wie man damals amtlich mittheilte — sein Leben durch einen Selbstmord im Gefängniß geendet, sondern habe durch Louis Philipp heimlich seine Freiheit erhalten (Choiseul war Ehrenkavalier der Königin), erhielt in neuester Zeit dadurch neue Nahrung, daß in voriger Woche in London ein dort seit Jahren lebender, menschenscheuer Franzose starb, in dessen Wohnung man keinerlei Papiere, wohl aber das Buch Bernhardins de St. Pierre „Etudes de la Nature" fand, auf dessen Vorsetzblatt geschrieben stand: „Choiseul-Praslin 1832."

Eis-Waggons zum Transport frischen Fleisches hat man auf der Hudson River Eisenbahn bereits mit Erfolg in Anwendung gebracht. Die Wände dieser Waggons sind in drei Abtheilungen eingetheilt: die äußerste enthält Watte, Wolle oder sonst einen schlechten Wärmeleiter, die mittlere Luft und die innerste Eis. Das Fleisch bleibt auf diese Weise, rings mit Eis umgeben, lange Zeit frisch und kann Tausende von Meilen, von den Prärien des fernen Westens bis New-York, ohne zu verderben, transportirt werden.

Die vorjährigen Einnahmen der engl.-prot. Gesellschaft zur Bekehrung der Juden belaufen sich auf 7346 Pfd. Sterl., wovon die Missionäre zwei Drittheil erhielten. Das hiebuch erzielte Resultat ist sehr gering, denn kein einziger Jude konvertirte in Folge der Bemühung anglikanischer Proselytenmacher. Die „Times" berechnet, daß Alles wohl gezählt, die Bekehrung jedes Juden der Gesellschaft auf 250,000 Franken zu stehen kommt.

Sechzehn Arten fossiler Pferde sind jüngst in Nordamerika entdeckt worden, und doch wird behauptet, daß keine Pferde in dem Lande existirten, als Weiße zum ersten Male dort landeten. — In der Grafschaft Pike, Ohio, hat man den Hirnschädel eines Mastodon's (Vierfüßler der Urwelt) gefunden, der 3 Fuß in der Länge mißt, 2 Fuß 8 Zoll in der Breite, 2 Fuß zwischen den Rüstern, und ein Gewicht von 100 Pfund besitzt.

Ein mehrfach bestrafter Dieb fand eine Brieftasche mit Geld und behielt sie, weswegen er in den Anklagezustand versetzt wurde. Auf die Frage des Richters, ob er die Aufforderung zur Ablieferung in den Zeitungen nicht gelesen hätte, antwortete er: „O ja, aber ich habe sie nicht beachtet, weil sie alle an den ehrlichen Finder erlassen waren!"

Auflösung des Räthsels in Nr. 235:

„Vater, Sohn und Enkel",
Sind allerdings nur Drei,
Zwei Väter und zwei Söhne
Sind aber doch dabei.
Ob einen Hasen — Jeder
Im Ranzen trug nach Haus,
Drob frage man den Peter —
Der bringt das Ding heraus.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 247 — Freitag, 23. Oktober — 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Rosa brachte die Nacht am Bette der Schwester zu, die ihr so plötzlich zurückgegeben war. Oft zog sie während der Nacht den Vorhang zurück, betrachtete mit Thränen das leidende Gesicht der unruhig Schlummernden und fragte sich, ob es möglich sei, daß dies das schöne fröhliche Wesen sein könne, das stets mit einem Lächeln zu erwachen pflegte.

Mark Hetham konnte den Anblick nicht ertragen, er bereitete ihm Seelenqual. Er getraute sich nicht, seine verblühte sinkende Tochter zu betrachten; er machte sich Vorwürfe, daß er sie vernachlässigt, verlassen habe und sein Schmerz war grenzenlos.

Mr. Clifton theilte ihm den kurzen Bericht, den ihm Harriett über ihre Verhältnisse gegeben, und in welchem sie auf das Schonendste über ihren Gatten gesprochen hatte, mit, und man erwartete jetzt mit Ungeduld Anny, der ein Wagen entgegen geschickt wurde, um das Nähere zu hören.

Die schreckliche Wahrheit legte sich Allen zentnerschwer auf's Herz. Daß sie nicht glücklich war und sich verändert haben mußte, wußten sie wohl, aber diese totale schreckliche Veränderung hatten sie nicht erwartet. Wie konnten sie auch glauben, daß nur vier kurze Jahre hingereicht hatten, eine solche Verwüstung zu Stande zu bringen, sie, die sich keinen Begriff von der Tiefe des Herzens dieses so eigenwilligen verwöhnten Mädchens machen konnten.

Harriett verbrachte die erste Nacht in unruhigem fieberischen Schlafe, aus dem sie oft auffuhr und nach der Hand Rosa's fühlte, die sie stets umschlossen hielt, mitunter ein paar unverständliche Worte murmelnd. Einmal, als Rosa sich über sie beugte und ihr einen leisen Kuß gab, zog sie eine ihrer Locken, die heruntergefallen war, durch die dünnen Finger und sagte leise:

„Rosa, gab er Dir die Locke, die ich Dir schickte?"

Rosa konnte nur „Ja" sagen, denn die plötzliche Frage rief eine solche Bewegung hervor, daß ihr die Stimme versagte.

„War sie nicht schön?" fuhr sie fort und ein strahlendes Lächeln überflog ihr Gesicht. „Und wie schön werden sie erst jetzt um sein Engelsköpfchen wehen!"

Rosa nahm ein Medaillon vom Halse, in dem sie die Locken der Schwester und ihres Kindes trug, als sie im Stande war, wieder zu sprechen, sagte sie, es vor Harriett hinlegend:

„Ich habe sie hochgehalten, meine süße Schwester, Du weißt nicht wie hoch! Wenn Du wieder besser und stärker bist, dann wollen wir oft von dem kleinen Engel sprechen, der in Gottes Vaterhand geborgen ist, und den wir einst wieder sehen werden."

„Ja, ja," hauchte Harriett, während ihre Thränen hervorbrachen, „er ist bei seinem Heiland und bei unserer geliebten Mutter. Rosa, er ist ja selig, wie darf ich ihn zurückwünschen auf diese traurige Erde? — Aber Rosa, Du weißt nicht, was er mir war! Mein Alles! Meines Lebens Freude! Du weißt nicht — ! — Ja — nur weil ich fühle, daß ich ihn bald wiedersehen, bald bei ihm sein werde, kann ich es so ertragen, wie ich es thue. Aber sein Gott ist auch mein Gott!"

Harriett bedeckte ihr Gesicht und schwieg.

Kurz vor Sonnenaufgang sah Rosa, die sich neben die Schwester gelegt und sich über deren jetzt ruhigeren und stärkenden Schlummer freute, diese plötzlich erwachen. Ihre Augen gingen im Zimmer herum, als wolle sie sich besinnen, wo sie und wer bei ihr sei, und dann lag sie wieder einige Augenblicke still.

„Ach, wie mir Alles so fremd vorkommt!" rief sie endlich nach einer Pause. „Es ist mir wie ein Traum, daß ich Euch jemals verlassen habe, aber wie ein langer, langer Traum, geliebte Rosa!"

Nach einem Weilchen fragte sie nach dem Vater.

„Er ist eben hinausgegangen, liebe Harriett, er ist alle Stunden während der Nacht hier gewesen, aber er fürchtete Dich, durch seine Anwesenheit zu stören; — und auch Arthur," fügte sie leiser hinzu.

„Ah, der gute Arthur!" unterbrach sie Harriett. „Hast er mich nicht, daß ich gerade jetzt gekommen bin und sein Glück störe?"

„Liebe, gute Harriett!" rief Rosa, sie umarmend.

„Aber," fuhr jene nach einer Pause fort, „ist heute nicht der erste Mai? O, laß mich noch einmal die Maisonne über das schöne Hetham aufgehen sehen,

Digitized by Google

wie wir es früher immer thaten! Bitte, liebe gute Rosa!“

Und gestützt von der Schwester, denn als sie aufstand, fühlte sie erst ihre Schwäche, ging sie zum Fenster und sah nach den entfernten Bergen, über die sich eben die Sonne im majestätischen Glanze erhob und sie mit goldenem Rosenschimmer übergoß.

Rosa öffnete das Fenster und Harriett trank in vollen Zügen die erquickende Morgenluft.

„Meine Heimath, meine süße, theuere Heimath!“ rief sie inbrünstig aus und ein Lächeln ihrer Jugend flog über ihre Züge, doch als sie Rosa nach ein paar Minuten ansah, war es verschwunden und hatte dem Ausdruck des Leidens und stillen Kummers wieder Platz gemacht. „Nein, meine geliebte Schwester,“ sagte sie, „mein Frühling ist dahin, wir lächelt kein Maitag mehr, wie schön er auch sei!“

Harriett empfand den Schmerz über ihr Hinsinken viel weniger, als ihre Umgebung. Nachdem die erste Aufregung vorüber war, erschlaffte ihr Gefühl so sehr, daß kaum noch etwas Eindruck auf sie machte. Selbst das erste Begegnen mit Arthur ließ sie ruhig. Mit tiefer Rührung ergriff er die Hand, die sie ihm mit mattem zärtlichen Lächeln entgegenstreckte und zog sie an seine Lippen, denn er konnte nicht sprechen. Aber Harriett sprach ruhig — und o wie drang die veränderte, aber immer noch süße Stimme, wie die Töne einer schönen Zeit, zu seinem Herzen.

„Lieber Arthur! Wie danke ich Dir für diese freundliche Aufnahme, da ich doch gerade gekommen bin, um Dich im Genusse Deines höchsten Glückes zu stören. Aber jetzt darf ich nicht länger im Wege stehen, Du mußt mit Rosa, wie es beschlossen war, auf einige Tage verreisen, das muß sein! Dann heiße ich Euch wieder fröhlich willkommen. Jetzt,“ und sie warf sich in ihres Vaters Arme, der neben ihr saß, und sie mit inniger Liebe an sich drückte — „jetzt hat mein Vater seine andere Tochter zur Gesellschaft und die gute Miß Williams wird mich pflegen.

Und so geschah es. Spät Abends verließ das neuverheirathete Paar das Schloß, in dessen großen stillen Räumen der Vater mit der wiedergekehrten Tochter allein zurückblieb.

Es war rührend zu sehen, wie der Erstere diese mit der innigsten Zärtlichkeit umgab, gleichsam als wolle er eine Versäumniß gegen sie gut machen. Er ging nie von ihrer Seite und achtete auf jeden Blick, jeden Wunsch mit peinlicher Aufmerksamkeit.

Manchmal wurde es ihm schwer zu glauben, daß sie, die zuweilen in einem kleinen Wagen herumgerollt wurde oder auf ihn gestützt mit matten Schritten auf der sonnigen Terrasse auf- und abging, seine blühende stolze Harriett sei. Oft kam es ihm vor, als widme er der wieder seine Sorgfalt, die längst dahin gegangen war, nur mit dem Unterschiede, daß er nie den tiefen Herzenskummer in den Zügen seiner Frau gesehen hatte, der ihn bei der Tochter so schmerzlich berührte.

(Fortsetzung folgt.)

Beschäftigung und Anstrengung der Augen bei künstlichem Lichte.

(Fortsetzung.)

Um die Farbe des künstlichen Lichtes zu verbessern, eignen sich insbesondere die an den Kerzenlichtern angebrachten beweglichen Hohlschirme, welche auf der äußeren Seite blau oder grün gefärbt sind. Durch solche einfache Schirme von Papier oder Taffet auf einem Drahtgerippe werden fast alle aufwärts streichenden, also verloren gehenden Strahlen aufgefangen, die rothen und gelben davon verschluckt, die blauen aber abwärts gelenkt, und mit den von der Flamme unmittelbar abwärtsgehenden gemischt, so daß das dadurch entstehende Licht nicht nur stärker, sondern auch reiner, dem Tageslichte ähnlicher wird. Sie müssen stets noch eine gewisse Menge Lichtes durchlassen, die ganz undurchsichtig sein, damit keine zu große Ungleichförmigkeit in der Lichtvertheilung verursacht werde. Bei Oellampen kann der Schirm aus Glas oder Beinglas bestehen, nur muß Ersteres matt oder bläulich sein. Augen, welche von Natur aus nach Anstrengung oder nach Krankheiten sehr reizbar, auch gegen das also gemilderte Lampenlicht empfindlich sind, schützte man lieber durch Vorstellen eines gleichmäßig grauen, grünen oder blauen durchscheinenden, niemals ganz undurchsichtigen Lichtschirmes, den man so vor das Licht stellt, daß dessen Strahlen die Augen nicht unmittelbar treffen. Am besten dürften die aus Taffet angefertigten sein. Die an der Stirn aufgesetzten sind besser, wenn man im Zimmer herumzugehen hat, während der Arbeit aber schädlich, indem sie durch ihren Schatten die auf den stark beleuchteten Gegenstand gerichteten Pupillen zu sehr erweitern, also zu viel Licht in die Augen strömen machen.

Andere Uebelstände des künstlichen Lichtes sind seine Unstätigkeit, seine Ungleichförmigkeit, und die fehlerhafte Richtung, in welcher es gewöhnlich einfällt. Alles künstliche Licht ist mehr oder weniger unstät, weil es durch aus unmöglich ist, das Zuströmen der Luft und des Brennmaterials stets gleichmäßig zu erhalten. Am wenigsten findet diese Gleichförmigkeit bei den gewöhnlichen Lichtern und offenen Lampen statt. Der nachtheilige Einfluß dieses Uebelstandes wird allen Augen fühlbar, wenn er im höheren Grade stattfindet, wie beim Flackern der Talglichter, beim Bewegtwerden der Kerzenflamme durch Luftströmungen u. dgl. Aber selbst

Digitized by Google

geringe Grade derselben sind für das Auge nicht gleichgiltig, werden von empfindlicheren Augen viel eher wahrgenommen und schaden besonders bei feineren und längerfortgesetzten Arbeiten. Der daraus hervorgehenden momentanen Undeutlichkeit im Sehen kann wohl durch eine größere Lichtmenge, als bei gleichmäßiger Beleuchtung nöthig sein würde, abgeholfen werden, allein eine solche führt um so leichter zu einer Ueberreizung und Schwächung der Augen. Manche arbeiten bei zwei Kerzenlichtern, wodurch wenigstens die Ungleichförmigkeit von Seite des Dochtes bedeutend vermindert und ein stärkeres Licht erhalten wird, nur sollte man die Kerzen immer so nahe als möglich an einander stellen, nicht aber, wie es häufig geschieht, getrennt zur Rechten und Linken, wodurch die Summe der leuchtenden Kraft überhaupt vermindert und die gleichmäßige Vertheilung des Lichtes beeinträchtigt wird. In der Natur strahlt das Licht von einem leuchtenden Körper aus.

In Bezug auf Reinheit und Gleichmäßigkeit der Flamme verdienen Wachskerzen den Vorzug vor Stearinkerzen, gegossene Talglichter vor gezogenen. Ein noch reineres und gleichförmigeres, doch leicht zu grelles Licht geben gut gebaute Argand'sche Lampen, zumal wenn der Schirm daran so beschaffen ist, wie oben angegeben wurde. Beim Gebrauche dieser Lampen kann man sich aber leicht ein zu starkes Licht beim Arbeiten zum Bedürfniß angewöhnen, indem sich das Licht beliebig, bis zu einem hohen Grade, verstärken läßt. Wenn man nach langem Lesen, Schreiben u. dgl. weniger deutlich sieht, muß man nicht gleich der Meinung sein, die Lampe leuchte weniger, und das Licht verstärken, sondern auch daran denken, daß Ermüdung des Auges daran schuld sein könne. —

Bei diesen Lampen, so wie bei Anwendung oben genannter Schirme an Kerzen, hat man ferner darauf zu achten, daß das Auge nicht durch grelle Unterschiede zwischen Licht und Schatten beleidigt werde, da die Schirme, zumal die undurchsichtigen, das Licht auf einen kleinen Raum zusammendrängen. Wo man also die Augen nicht fortwährend auf hell beleuchtete Gegenstände zu richten hat, und wo eine geringere, aber gleichmäßige Beleuchtung wünschenswerth ist, verdienen Lampen mit mattgeschliffenen Glasschirmen den Vorzug vor den Lampen mit Metallschirmen. Zugleich vergesse man nicht, daß empfindlichen Augen auch die glänzenden Fußgestelle der Lampen und Leuchter schaden.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Luftur, welcher sich der preußische Gesandte in Paris, Graf v. d. Goltz, unterworfen hat, soll demselben zwar einige Linderung seiner Leiden geschafft haben, ihm aber keine Aussicht auf völlige Genesung bieten. Wie in Hofkreisen versichert wird, hätte der Graf daher jetzt den Plan gefaßt, sich nach Amerika zu begeben und dort eine neu entdeckte Mineralquelle, die mit bedeutendem Erfolge gegen krebsartige Uebel gebraucht worden sei, zu benutzen. Um darüber mit seinem Bruder, dem Generalmajor Grafen v. d. Goltz, nähere Rücksprache zu nehmen, nicht aber um sich von diesem, wie es in französischen und deutschen Blättern hieß, nach Berlin zurückführen zu lassen, ist jener vor Kurzem nach Paris gereist. Die Frage wegen der Ersetzung des Grafen auf dem Pariser Botschafterposten ist einstweilen ganz vertagt, theils weil man die Hoffnung auf eine völlige Wiederherstellung des Grafen v. d. Goltz noch immer nicht aufgegeben hat, theils auch wohl deßhalb, weil für den Augenblick ein geeigneter Ersatzmann nicht aufzufinden ist, da Prinz Reuß nun einmal in St. Petersburg bleiben soll.

Vor Kurzem wurde die Stadt Nottingham durch das Entweichen eines Löwen aus der daselbst sich aufhaltenden Menagerie des Herrn Whittington in nicht geringe Bestürzung versetzt. Auf einer Bühne, welche außerhalb der Menageriebude errichtet war, produzirte der Löwe, ein ausgewachsener Puma, der allgemein für harmlos gehalten wurde, unter der Aufsicht des afrikanischen Löwenjägers Metani, seine Kunststücke, als das Thier plötzlich sein Augenmerk auf einen Hund richtete, den ein junger Bursche in der Zuschauermenge an einer Leine führte. Der Löwe riß sich von seinem Führer los, sprang mit einem gewaltigen Satze von der Bühne herab auf den Hund zu und riß ihn in Stücke. Die Menge zerstob mit Angstgeschrei nach allen Richtungen, und der Löwe erfaß sich bald einen anderen Hund, mit dem er kurzen Prozeß machte. Mit äußerster Anstrengung gelang es Metani, den König der Wüste wieder einzufangen und führte ihn, den todten Hund im Rachen, nach der Menagerie zurück. Hier mußte die größte Gewalt angewendet werden, um dem Löwen seine blutige Beute zu entreißen. Seltsamer Weise kam der Bursche, welcher den zuerst getödteten Hund führte, ganz unverletzt, und die Zuschauermenge mit dem bloßen Schrecken davon.

[Unangenehme Aufklärung.] In Ofen erzählt man sich folgendes Histörchen: Die Gemahlin eines dort allbekannten Mannes erhielt vor einigen Tagen mittelst eines Hordas eine versiegelte Schachtel. Als die Frau diese öffnete, fand sie darin einen Brief und unter demselben alle ihre Pretiosen, welche ihr der Gemahl vor längerer Zeit unter dem Vorwande, daß er in Geldverlegenheit sei und darauf borgen müsse, herauslockte. Der beigelegte Brief lautet: „Geehrteste

Frau! Ich bringe leider zu spät in Erfahrung, daß Sie sammt Ihrer Familie in nicht sehr glänzenden Verhältnissen leben, ich will daher die Geschenke Ihres Gemahls nicht mehr auf dem Gewissen haben, ich sende sie mit dem Wunsche zurück, daß Ihr Gemahl, der mir den Hof machte, sich bessern möge." Der Brief trug keine Unterschrift, doch ist die Betreffende, deren Herzensgüte nicht in Zweifel gezogen werden kann, ebenfalls eine in Ofen allbekannte und recht hübsche Frau.

In der Nachbarschaft von Beer (England), so wird der „Western Times" berichtet, haben jüngst zwei Brüder und eine Mutter und Tochter geheirathet. Die Mutter muß nun zu ihrer Tochter sagen: „Guten Morgen, Schwägerin," und vice versa. Der Gatte der Mutter ist der Schwiegervater seines eigenen Bruders geworden, der seinerseits seinen Bruder Papa und seine Schwägerin Mama nennen kann. Obgleich die beiden Familien bis jetzt nur aus vier Personen bestehen, gibt es in derselben eine Mutter, eine Tochter, zwei Brüder, einen Schwiegervater, zwei Schwäger und zwei Schwäzerinnen. Sollte die Mutter einen Sohn bekommen, so würde er der Halbbruder seiner Tante sein.

Die Berliner „Montags-Zeitung" bringt folgende Mittheilung: „Der in Schönheit und Geist prangenden Nichte des österreichischen Reichskanzlers von Beust, Tochter des gegenwärtigen Chefs des österreichischen Bergwesens, welche bisher von einem fanatischen Hasse gegen Preußen beseelt war, ist das glückliche Malheur passirt, sich auf einer Reise in einen preußischen Offizier leidenschaftlich zu verlieben, und sich mit ihm, nachdem sowohl Vater wie Oheim nach vielem Zaudern endlich ihre Zustimmung gegeben, zu verloben. Erwähnter Offizier ist noch dazu bürgerlicher Herkunft! Viele vornehme Kavaliere Sachsens und Oesterreichs bewarben sich um die Hand dieser interessanten Dame vergeblich."

Eine sinnreiche und höchst einfache Dampfmaschine, in welcher Kolben, Krummzapfen ꝛc. wegfallen, ist von Hrn. Benjamin Franklin in Westmoreland, Pennsylvanien, erfunden worden. Sie beruht ganz auf Anwendung der Centrifugalkraft. Die Reibung soll beinahe ganz überwunden sein, und sie erzeugt angeblich 1500 Umdrehungen in der Minute mit dem vierten Theile der bisher nothwendigen Dampfmasse, ungeachtet dasselbe Quantum Kraft entwickelt wird. Die neue Maschine kondensirt beinahe all' ihren Dampf, ihre Herstellung kostet nur den vierten Theil der bisherigen Dampfmaschine und bedarf fast gar keiner Reparatur.

In Chicago ist folgende Notiz, welche gerade kein besonderes Kompliment für die am Obergerichte praktizirenden Advokaten enthält, aber jedenfalls sehr zweckmäßig ist, angeschlagen: „Notiz. Wenn irgend ein Advokat die Gewohnheit hat, Trinklokale zu besuchen und nicht in seiner Office, falls er eine solche hat, gefunden werden kann, so muß ein solcher Advokat eine Liste der von ihm frequentirten Trinklokale dem Gerichtsschreiber übergeben. Und wenn Notiz von irgend einem Antrage in irgend einer dem Gerichtshofe vorliegenden Klage in einem dieser Trinklokale hinterlassen wird, so soll dieselbe als hinreichendes Avis für einen solchen Advokaten angesehen werden."

[Aus dem Kaukasus.] Spuren einer alten Stadt sind eine Werst unterhalb des Einflusses der Aragwa in die Kura gefunden worden. Die Häuser liegen unter einer zwei Faden dicken Erdschicht, was nach der bei ähnlichen Fällen üblichen Berechnung auf ein Alter von 2000 Jahren schließen lassen würde. Es ist daselbst auch ein unterirdischer Gang nach der Kura entdeckt worden. Man sagt, daß die Arbeiter viele Münzen gefunden haben, die aber vertheilt worden sind. Thonurnen, theils mit Asche gefüllt, theils leer, werden in Menge gefunden.

Charade.

Ein großes Haus, in das wir freudig wallen,
Weil nur allein in diesen heil'gen Hallen
Die Leidenschaft des Menschen schweigt;
Wo wir uns Kräfte sammeln für das Leben,
Und wo wir Allen Alles gern vergeben,
Das ist's, was die erste Sylbe zeigt.

Gehst du der zweiten Sylbe glatte Pfade,
Und buhlest dort um Glück und Menschengnade,
So sieh' dich vor, wer steigt, der fällt auch gern;
Symbolisch warnt sie dich in deiner Wonne,
Denn sieht sie nur am Mond und an der Sonne,
So ist der Regen und der Sturm nicht fern.

Das Ganze? — ach! wie soll ich dir es nennen?
Es ist das Ziel von unserm Wetterrennen;
Der Vorhof ist es zum Elysium;
Es stillt die Wünsche die das Herz durchziehen,
Und für die Blumen, die hienieden blühen,
Ist es ein friedliches Herbarium.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 248 Samstag, 24. Oktober 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Niemals, außer in der ersten Unterhaltung mit Mr. Clifton, hatte Harriett ihren Gatten wieder erwähnt, auch gegen ihren Vater nicht. Was Mark Hetham auch immer über diesen dachte, so nannte er ebenfalls denselben nie. Er fühlte, daß er nur in Ausdrücken von ihm sprechen könne, die ihr Herz verwunden müßten, und fürchtete deßhalb die gegenseitige Aufregung. Und er hatte Recht! Denn warum vermied Harriett den einst so heiß geliebten Namen auszusprechen? Wollte sie versuchen, ihn zu hassen — zu vergessen? — Ach nein! Sonst hätte sie ihn nicht so oft in den dunkeln stillen Stunden der Nacht, während die Andern schliefen, leise unter heißen bitteren Thränen gerufen, hätte sie nicht sein Bild mit sehnsüchtiger Liebe zurückgerufen und der innere Kampf, der, wie sie einst glaubte, mit der verlornen Hoffnung aufhören müsse, hatte er sie nicht täglich dem Grabe näher gebracht?

Nein, ihr Schweigen rührte nur von der Furcht her, seinen Namen, den sie noch so innig liebte, dem Vorwurf und dem Abscheu auszusetzen.

Die Aerzte wurden so schnell als möglich herbeigerufen. Leider überstieg ihr Ausspruch die Befürchtungen Mark Hethams noch bei weitem; und als das junge Paar nach vier Tagen zurückkehrte, trafen sie das Haus in tiefem Kummer und Sorgen, denn die Aerzte hatten die Krankheit als Schwindsucht erklärt und die Angehörigen auf baldige Auflösung der Kranken vorbereitet.

Der Hausarzt und zugleich Freund der Familie, der die Mutter behandelt hatte, sagte zu Arthur: „Es sei nicht die Konstitution oder gar ein Erbtheil von der Mutter, was die junge Frau so weit gebracht habe, sondern hier wirke vielmehr ein geistiges Leiden ein, ganz ein Fall, von dem man zwar oft höre, an den aber Niemand mehr glauben wolle: — der eines gebrochenen Herzens. — Ohne diesen tiefen Herzenskummer hätte sich die Krankheit wahrscheinlich nie entwickelt. Glauben Sie, daß ihr jetzt noch etwas auf dem Herzen liegt? Wenn dem so ist, so entfernen sie es so bald wie möglich. So lange sie geistig leidet, kann nichts für den Körper gethan werden!"

Drei Wochen waren nach der Ankunft der Kranken vergangen, ehe diese Frage beantwortet wurde.

Harriett hatte nichts wieder von ihrem Manne gehört und keine Zeile an ihn geschrieben. Anny hatte Carlton die Ankunft in Hetham angezeigt; sie hatte es ihrer Herrin gesagt, damit diese, wenn sie es wünsche, einige Worte beifügen könne. Doch Harriett hatte nur den Kopf abgewandt und geweint.

Eines Tages, da sie sich etwas besser und stärker fühlte, war sie langsam an Arthurs Arm in die Bildergallerie gegangen, wo sie so manche frohe Stunde in früheren Tagen verlebt hatten.

Sie betrachtete das Bild, welches sie als Kind darstellte, und sing an von den letzten Jahren, die sie im Elternhause verlebt und den Ereignissen zu sprechen. Dann ging sie, während sein Herz fast hörbar klopfte, mit ergreifender Selbstanklage auf ihr Betragen gegen ihn über und sagte, daß es ihr einziger Trost sei, daß er durch sie nichts verloren, aber einen um so viel herrlicheren Schatz in ihrer Schwester gewonnen habe. Plötzlich hatte sie abgebrochen, und angefangen mit glühenden Ausdrücken von ihrer Liebe zu reden — von der nie ersterbenden Liebe zu dem, dem sie angehöre, und die nur mit ihrem Tode erkalten werde.

Und als sie ihr Zimmer erreichte, und er sie verlassen wollte, wandte sie sich zu ihm, faßte seine Hand und flüsterte mit leiser leidenschaftlicher Bitte, während sie ihre Augen brünstig auf ihn heftete:

„Arthur, — großmüthiger, edler Arthur! — wirst Du mir keinen Vorwurf machen, willst Du die Bitte mir nicht abschlagen, die ich jetzt an Dich richte? Ich sehne mich, ihn noch einmal zu sehen — den Vater meines Engels! Ich habe nicht mehr lange zu leben, und wenn ihr mich in Frieden wollet scheiden sehen — wenn kein irdischer Wunsch mich von dem Himmel abziehen soll — so laßt ihn kommen, laßt mich noch einmal sein Angesicht sehen — noch einmal seine Stimme hören — nur ein einziges Mal!"

Arthur drückte ihr die Hand, und mit von Rührung erstickter Stimme flüsterte er:

„Es soll geschehen, theuere, geliebte Harriett, vertraue mir, es soll geschehen."

Digitized by Google

„Mag Gott Dich dafür segnen, Arthur," antwortete sie matt.

Sie hat diesen Abend noch um etwas.

„Rosa, wandte sie sich an ihrer Schwester, „ich habe einen Wunsch, willst Du ihn mir erfüllen?

„Liebe Harriett, wie kannst Du so fragen."

„Ich bin es nicht werth. Aber jenes Zimmer, jenes Bett, dahin verlangt mich, da möchte ich sterben."

Ihr Wunsch wurde erfüllt. Den nächsten Tag wurde ihr das Zimmer und Bett der verstorbenen Mutter eingeräumt. Sallen stand sie mehr aus diesem Bette auf. Denn obgleich seit der Unterredung mit Arthur ein Stein von ihrem Herzen genommen schien, und sie sich täglich mehr von den irdischen Sorgen losmachte und dem Himmel zuwandte, so wurde ihr Körper doch schwächer. Ihre Lieben nährten zuweilen eine leise Hoffnung, wenn sie sie heiterer und etwas wohler sahen; sie aber wußte, daß ihre Tage gezählt waren.

XLII.

Doch was ist aus Fred Carlton geworden? Nachdem er seine unglückliche Frau verlassen hatte, warf er sich in den ersten besten Miethwagen, der ihm begegnete, unbekümmert, wohin er ihn fahre, nur daß er sofort dem Orte entrückt würde, der ihm jetzt bis zur Unerträglichkeit zuwider war. Einige Stunden später befand er sich zu Straßburg, stieg in einem Hotel ab und ohne etwas zu sich zu nehmen, begab er sich in sein Zimmer und legte sich zu Bett.

Der nächste Morgen fand ihn sehr krank, wozu sein Seelenleiden viel beitrug. So lag er eine Woche, nur von fremden Händen gepflegt. Kein liebevolles Wort drang zu seinen Ohren. Er horchte nur still dem Geläute des Münsters und den Vorwürfen seines Gewissens zu. Fred Carlton befand sich in Wahrheit in einem bedauernswerthen Zustande und als er sich endlich von dem Krankenbette erhob und die erhabene Kathedrale besuchte, so stimmte das heilige Düster der Räume nur zu sehr mit seiner Gemüthsstimmung überein. Er fühlte, daß er sehr schlecht gehandelt habe, daß ihn die besseren seiner Freunde verachten mußten und er verachtete sich selbst.

Sein vergangenes Leben zog in der Einsamkeit an ihm vorüber, seine Tage waren ruhelos und in seinen schlaflosen Nächten nagte die Reue an seinem Herzen. Er stand in der weiten Welt allein. — Seine sogenannten Freunde ekelten ihn an und die zwei kostbaren Schätze, deren hohen Werth er zu spät erkannte, waren für ihn verloren. Der schreckliche Gedanke, daß sein Engelsknabe, den er so innig geliebt, um seinetwillen so früh in's dunkle Grab gesunken sei, zerriß ihm das Herz. Und sie — das holde Weib, das seine Häuslichkeit wie ein Sonnenstrahl verklärt hatte, die in Glück und Unglück trotz seiner Vernachlässigung und des ihr widerfahrenen Unrechts, gut und liebevoll geblieben war, und Alles ruhig ertragen hatte, bis sie unter der Last erlag — sie war gestorben — dahin gegangen, wo man ohne Zweifel Alles aufbieten würde, damit sie ihn hassen — vergessen lerne. Aber ich habe es verdient, ich habe den Segen, den Gott mir in ihr geschenkt, verachtet, weggeworfen — sie hätte mein leidender Schutzgeist zu einem besseren Wege werden können, ich habe ihn von mir gestoßen. Was habe ich noch zu hoffen?

(Fortsetzung folgt.)

Beschäftigung und Anstrengung der Augen bei künstlichem Lichte.

(Schluß.)

Bei unzweckmäßiger Stellung des künstlichen Lichtes dringen mehr oder weniger fremde Strahlen ins Auge. Durch solche Strahlen, welche nicht von dem zu betrachtenden Gegenstande, sondern z. B. von der Flamme oder von glänzenden Gegenständen daneben ins Auge fallen, wird das Sehen weniger deutlich, das Auge mehr oder weniger geblendet und gereizt. Jeder weiß, daß beim Lesen ein zu niedrig, besonders ein zweites, zur Seite stehendes Licht blendet und daher zu vermeiden ist. Schon aus diesem Grunde ist auch das anderweitig so nachtheilige Lesen im Bette sehr zu widerrathen, indem dabei das Licht zur Seite und gewöhnlich sehr niedrig steht, und der Augapfel in einer unbequemen Richtung zum Sehen angestrengt wird. Noch verderblicher ist die Gewohnheit so vieler Studirender, in den Morgenstunden der Wintermonate gleich nach dem Erwachen im Bette zu lesen. Das Auge ist nach dem Schlafe reizbarer, wie jedes Organ, dem der natürliche Reiz, hier das Licht, länger entzogen wurde. Das künstliche Licht kommt nicht, wie das natürliche, allmälig, sondern mit einem Male, und wird nicht erst zum Sehen größerer Gegenstände benützt, sondern sogleich zur größten Anstrengung. Die Augen sind zuerst von der getrockneten Schleimabsonderung zu reinigen und allmälig an den Reiz des Lichtes zu gewöhnen. Das Licht soll höher stehen als die Augen. So wie das Sonnen-, Mond- und Sternenlicht von oben kommt, so soll das künstliche Licht mindestens einige Zoll höher stehen als die Augen, damit nicht viele Strahlen von der Flamme unmittelbar ins Auge fallen, das deutliche Sehen beeinträchtigen, das Auge und die Lider erhitzen und austrocknen, und eine größere Anstrengung der Sehkraft nöthig machen. Deßhalb sind Leuchter, an denen man die Höhe des Lichtes reguliren kann, zum Arbeiten am zweckmäßigsten.

Man stelle das Licht ferners so, daß weder das eine noch das andere Auge in Schatten kommt, will

die Pupille des beschatteten Auges sich dadurch mehr erweitert, und das deutliche Sehen dadurch beeinträchtigt wird. Beim Schreiben soll das Licht vor dem Gesichte etwas gegen die linke, nicht gegen die rechte Seite gestellt werden, weil störender Schatten der Federführung folgt.

Schließlich sei noch bemerkt, daß das Lesen weit mehr anstrengt, als das Schreiben, welches in den rasch auf einander folgenden gradlinigen Bewegungen des Auges beim Lesen zu liegen scheint, daß das Verfolgen insbesondere langer Linien überhaupt das Auge leicht ermüdet. Man wähle zum Schreiben bei künstlichem Lichte kein gar weißes, am besten ein etwas bläuliches Papier und gehörig schwarze Tinte. Kleinen, blassen und in langen Zeilen fortlaufenden Druck, insbesondere bei Kerzenlicht, zu lesen, wirkt sehr anstrengend auf das Auge. Wer seine Augen viel bei künstlichem Lichte gebrauchen muß, suche möglichst die genannten Nachtheile zu vermeiden, wechsle mit Lesen und Schreiben und mache von Stunde zu Stunde kleine Pausen entweder durch Bewegung oder Auswaschung der Augen mit kühlem Wasser.

Immer bleibt es nachtheilig, anstrengende Augenarbeiten für die Nacht zu versparen, oder wohl gar die natürliche Ordnung der Dinge umzukehren. Schon das Nachtwachen an und für sich schwächt die Augen, wenn es oft und lange geschieht, wie Beer an der Röthe der Lider und Empfindlichkeit der Augen selbst gegen mäßiges Licht merken kann; wie viel mehr muß die Sehkraft leiden, wenn die Augen angestrengt und überdies bei gezwungener, künstlich aufgeregter Geistesthätigkeit und oft zu sehr gebückter Haltung des Kopfes mit Blut überfüllt werden. Da nun nebst gleichmäßigem reinem Lichte auch die Billigkeit des Brennstoffes in Anschlag kommt, so ist gereinigtes Petroleum bereits schon sehr im Gebrauche.

Die neuere Zeit, der wir überhaupt erst die wahre Theorie der Verbrennung und somit auch der Lampen verdanken, hat viele praktische Vergleichungen gebracht von Prelet, Karmasch, Heren, Schubart u. A.; aus deren Erfahrungen sich ergibt, daß unter den guten Lampen mit gleichzeitiger Rücksicht auf den Preis die sogenannten Kolbenlampen die empfehlenswerthesten sind; doch müssen sie mit dem Benkler'schen zusammen gezogenen Glascylinder versehen werden. Dr. A. W.

Mannigfaltigkeiten.

Am 3. Oktober starb in Neapel im 73. Lebensjahre Salvatore Taglioni, dessen Name in den Annalen des Ballets fortleben wird. Von ihm stammt eine große Reihe von Ballets, welche ihrer Zeit auf allen Bühnen Europa's gern gesehen waren. Er ist auch der Gründer der dortigen Ballet-Schule, aus welcher schon so viele ausgezeichnete Schülerinnen hervorgegangen sind.

Aus Berent wird vom 15. Oktober gemeldet: Vor einigen Tagen kam vor der hiesigen Kreisgerichts-Deputation der bekannte Hexenprozeß, welcher in dem Dorfe Jaschkittke spielte, in öffentlicher Sitzung zur Verhandlung. Der Sachverhalt ist kurz folgender: Ein Bauer in Jaschkittke bringt bei einer Holzanfuhr ein Weib und glaubt in seinem leidenden Zustande sich von einer Frau im Dorfe behext, die ihm ihren 25. Teufel, Namens Peter, auf den Hals geschickt hätte. Die Hexe wird veranlaßt, in die Wohnung des Besessenen zu gehen, und von den dort Anwesenden aufgefordert, dem Behexten von ihrem Blute zu trinken zu geben, weil dann nur der Teufel Peter den Besessenen verlassen würde. Auf Zureden erbietet sich die herbeigeholte Frau, in der Art den Unglücklichen zu retten, daß sie sich mit einer Nadel die Haut eines ihrer Arme aufritzen will, um Blut zu erhalten. Allein da dieses doch kein natürliches nach Ansicht der Anwesenden wäre, wird sie von zweien der Anwesenden gezwungen, durch Faustschläge sich das rettende Blut aus der Nase entlocken zu lassen. Der Versuch schlägt jedoch fehl. Es wird an ein anderes Mittel gedacht. Der eine der Thäter begibt sich auf den Hofraum, besudelt seine Hände mit Koth, während er gleichzeitig drei Kreuze in dieselben damit macht. Neue Faustschläge an die Nase mit den gesegneten Händen hatten den erwünschten Erfolg. Nun wurde die Hexe gezwungen, sich über das Bett des Besessenen zu legen und das Blut in dessen aufgesperrten Mund fließen zu lassen. Der Teufel schien denn auch zu weichen, denn der Besessene konnte bald darauf die Worte äußern: „Nu wat mi beter.“ Das noch fließende Blut wurde dann für etwaige Rückfälle in einer Tasse aufgefangen. Die so gemißhandelte, zwar schlichte, aber dem Anscheine nach recht verständige und gutmüthige Frau wandte sich an einen hiesigen Arzt und beantragte darauf Untersuchung. Die öffentliche Verhandlung fand, wie gesagt, vor einigen Tagen hier statt. Auf den Antrag der Staatsanwaltschaft wurden die beiden Exorcisten zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt, der „Besessene“ jedoch freigesprochen.

Von einem interessanten Abenteurer, der in Syrien gegenwärtig sein Glück versucht hat, berichtet die „Allg. Ztg.“: Der Held ist ein gewisser Hassan Bey oder O'Reilly, welcher zur Zeit des Krimkriegs als Schweizer aus Zürich mit dem Namen Orell kam. Damals ging er nach Belgrad, um einen Feldzug zu organisiren, wurde jedoch von dem friedlichen Fürsten Alexander fortgeschickt. Nach Stambul zurückgekehrt, trat er, jetzt Irländer geworden, in türkische Dienste,

Digitized by Google

welche er jedoch bald wieder verließ. Später stand er an der Spitze eines Komplotts, welches nichts weniger beabsichtigte, als Syrien zu erobern; er hatte schon gegen 10,000 Mann beisammen, als der Plan entdeckt wurde, und der schöne Traum eines syrischen Königreichs wieder in Nebel zerrann. Diesmal befand er sich im Besitz eines Fermans, welcher ihn autorisirte, zu einer Eisenbahn von Tripolis nach Bassra durch die Wüste, Vorstudien zu machen. Vor drei Monaten kam er in Tripolis an, begleitet von je 2 Engländern und Amerikanern, einem Deutschen und einem Ungar. Er begab sich nach Hama, und da er seine Studien in der Wüste machen mußte, wo der Beduine von Mein und Dein keinen rechten Begriff hat, so rekrutirte er zu seinem Schutze 220 Baschibozucks und Tscherkessen, welche er mit Snider- und Miniégewehren und 4 kleinen Kanonen bewaffnete. In der Wüste hatte er mit den Mezrab Beduinen, deren Scheich der Gemahl der berühmten Lady Ellenborough ist, eine Art von Konvention abgeschlossen, welche jedoch von den Beduinen nicht innegehalten wurde, so daß O'Reilly mit den Gegnern dieses Stammes, den Jbbaa, eine Allianz einging. Welcher Art diese Uebereinkünfte waren, was die Ursache der Konflikte abgab — ist sehr zweifelhaft — kurz, es kam zu einem blutigen Zusammenstoß mit den Mezrab, in welchem die modernen Gewehre Wunder thaten, und die Mezrab eine große Zahl von Todten verloren. O'Reilly und seine Verbündeten eigneten sich sämmtliche Kameele der Mezrab an, letztere aber beschwerten sich beim Gouverneur von Homs, welcher sich sofort aufmachte, um O'Reilly zu verfolgen. Die Snidergewehre des letzteren hielten jedoch den türkischen Pascha so in Respekt, daß er keinen Angriff wagte, ohne Verstärkungen aus Damaskus an sich zu ziehen. Bei einem nächtlichen Ueberfall gelang es, die arabischen Bundesgenossen zu zerstreuen; O'Reilly selbst vertheidigte sich mehrere Stunden lang, und ergab sich erst, als man ihm ehrenvolle Bedingungen zugestanden. Der englische Gesandte hat bereits Schritte gethan, um seinen tapferen Pseudolandsmann aus seiner unangenehmen Lage zu befreien.

In den Archiven des ehemaligen Königreichs Neapel ist neulich eine treffliche Generalstabskarte der südlichen Provinzen aufgefunden worden, im Maßstab von 1 : 100,000. Die Karte scheint von österreichischen Offizieren ausgeführt worden zu sein, und es sollen jetzt auf den Blättern die nöthigen Aenderungen der letzten 40 Jahre eingetragen werden. Mehrere italienische Generalstabs-Offiziere gehen unmittelbar an diese Arbeit.

In dem neuen Flußbett der Lippe hat man kürzlich wieder ein altes Schiff gefunden, welches, wie dasjenige, auf das man vor drei Jahren beim Durchstich der Lippe stieß, die primitivsten Formen hat. Es ist nämlich ein ausgehöhlter Baumstamm. Die Höhlung ist zwar mit Handwerkzeugen ausgeführt, dagegen sind die Schnäbel und Seiten im rohen Zustande geblieben. Seine Länge beträgt 24 Fuß und seine Breite in der Mitte 2½ bis 3 Fuß. Das 1865 aufgefundene und jetzt im Provinzial-Museum zu Münster befindliche Schiff hat dagegen behauene und geglättete Seiten.

Während des vorigen Sommers wurden in England 10,021,058 Tonnen Eisenerz im Werthe von 3,210,098 Lstr. produzirt. Außerdem wurden 86,569 Tonnen importirt. 10,106,626 Tonnen Erz wurden zu Roheisen verarbeitet (die Zahl der Oefen betrug 551½), nämlich 4,671,023 Tonnen, im Werthe von etwa 11,902,557 Lstr. Davon kommen 2,810,946½ Tonnen auf England, 919,077 auf Irland, und 1,031,000 auf Schottland. 254 Eisenwerke mit 6009 Puddelöfen waren in Betrieb, von welch letzteren 1801 auf Süd-Staffordshire allein kommen.

Das der in Liquidation befindlichen badischen Gesellschaft für Tabaksbau und Handel gehörige Hofgut Lilienthal am Kaiserstuhl, zu mehr als 300,000 fl. im Werthe angeschlagen, wurde von M. v. Haber um 166,000 fl. gekauft; Prinz Nikolaus von Nassau hatte 160,000 fl. geboten.

In Paris werden jährlich, wie die statistischen Tabellen ausweisen, 4,500,000 Hühner, 1,700,000 Lapins, 1,700,000 Tauben, 700,000 Gänse, 700,000 Enten, 400,000 Kapaunen, 400,000 Truthühner nebst 50,000 Zicklein, im Ganzen 10,150,000 Stück, des andern Wildes und der Schlachtthiere nicht zu gedenken, verzehrt.

Räthsel.

Mich nützt die arme Bäuerin
Für ihres Gütchens Gaben;
Doch hält sich auch die Königin
Zu brauchen mich, nicht zu erhaben;
Allein so hübsch ich oft auch bin,
So mag mich doch kein Jüngling haben.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 249 Montag, 26. Oktober 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

In dieser Trostlosigkeit, diesem Verlassensein, gab sich Carlton mit dem ganzen, seiner Natur eigenthümlichen Enthusiasmus religiösen Uebungen hin, besuchte häufig den Münster und las die Bibel. Was aus ihm geworden wäre, hätte er sich länger so abgeschlossen in Straßburg aufgehalten, wissen wir nicht, allein er erinnerte sich jetzt, daß die Zeit gekommen sei, wo er Anny's Nachricht über die Ankunft in Hetham erwarten könne, und begab sich daher sofort nach Ostende, wohin er den Brief zu adressiren befohlen hatte.

Er hatte diesen Ort gewählt, weil er von da aus in einigen Stunden in England sein konnte, überhaupt beschlossen, koste es, was es wolle, Deutschland, das so verhängnißvoll für ihn geworden, zu verlassen, und dadurch zugleich seinen brennenden Wunsch, sich sofort einer Sache zu entledigen, die er von seinem jetzigen Gesichtspunkte aus, mit Abscheu und Entsetzen betrachtete, Genüge zu leisten.

Während des letzten Jahres war das Schloß der südischen Gräfin der Sammelplatz des Spiels gewesen. Die Gesellschaft bestand meistens aus vornehmen Fremden, die die Dame, während der Abwesenheit ihres Gatten in ihrem Hause um sich versammelte.

Carlton's schöne Persönlichkeit sowohl, wie sein einnehmendes Wesen flößten jener eine tiefe Leidenschaft für ihn ein, der er sich, durch seine ungeregelten Verhältnisse getrieben, hingab. Wohl zitterte er vor dem Abgrunde, der sich vor ihm aufthat, aber jenes Laster, das während seines ganzen Lebens der Stein des Anstoßes für ihn gewesen war, stürzte ihn hinein. Die verblendete Frau gab ihm ungeheuere Summen, die er zu nothwendig brauchte, als daß er die ihm so widerwillige Zuneigung hätte zurückweisen können. Er fühlte wohl tiefe Selbstverachtung, als er mit brennendem Schamroth die Summen — den Lohn der Schande — annahm, aber er hatte nicht Geisteskraft genug, die Kette der Leidenschaft zu brechen, die sich um ihr Opfer unlösbar schlingt. So war der letzte Winter vergangen.

Da kam der Gemahl der Gräfin plötzlich von einer langen Reise aus Polen zurück, und gleich darauf erhielt Carlton von der schönen Gräfin einen Brief, worin sie ihm zu verstehen gab, daß er sich jetzt eine kurze Zeit fern halten möge. Er schloß daraus, daß der Herr Gemahl wahrscheinlich über die enormen Angriffe, die während seiner Abwesenheit auf seinen Beutel gemacht worden waren, etwas erstaunt gewesen sei. Carlton's Geldverlegenheit war gerade zu dieser Zeit auf's Höchste gestiegen, und er hatte zuversichtlich auf neue Hülfe von dort gerechnet.

Das Laster bringt den Menschen in sklavische Abhängigkeit von äußeren Umständen. Es macht ihn verächtlich und feig. Hat er einmal einer Leidenschaft die Herrschaft über sich gegeben, so stürzt sie ihn in den Strom, und wie er sich auch sträubt, er wird von demselben fortgerissen, und wie ein entmastetes Schiff von den Wellen willenlos umhergetrieben.

In jener Nacht kam er nach Hause. Welchen Kontrast bot der Anblick seines sanften, vernachlässigten, leidenden Weibes. Wie schmutzig, wie niedrig erschienen ihm die Bestrebungen, um derentwillen er sie so schändlich hintergangen hatte.

Immer noch wurzelten gute Keimchen in des Spielers Brust, schlugen noch Saiten besseren Gefühls an. Bei allen seinen Fehlern liebte er seine Frau tief und innig, obgleich er ihre Vorzüge nicht genug erkannte. In diesem Augenblicke fühlte er den Wunsch — nein, er faßte sogar den Entschluß — bestimmter und fester, als er es sonst gewöhnlich that — durch ein neues Leben wieder gut zu machen, was er an ihr verschuldet und allen Thorheiten und Lastern zu entsagen.

Ohne Rückhalt und voll tiefen Ernstes besprach er mit ihr ihre künftigen Pläne und nahm sich vor, den verwerflichen Mitteln zu seiner Existenz zu entsagen.

Bedauernswürdiger Carlton! Warum täuschte er sie dann nach diesen glücklichen Stunden, wo Liebe und Friede ihm noch einmal zulächelten? Warum verließ er die arme Harriett auf eine so verrätherische Weise?

Ja, er hatte sie getäuscht, verlassen, denn der Grund, den er damals zu seiner plötzlichen Abreise angab, war erlogen. Die Wahrheit war, daß ein Brief von der Gräfin, in dem sie ihm die Abreise ihres Mannes meldete, ihn sofort zu ihr rief. Sie schrieb, sie fürchte ihn beleidigt zu haben und empfinde deshalb den tiefsten Kummer. Sie beschwor ihn leidenschaftlich zu ihr zurückzukehren; auch habe sie seinetwegen eine große

Digitized by Google

Gesellschaft geladen. Dann fügte sie hinzu, daß sie ihrem gutmüthigen Manne eine große Summe abgeschmeichelt habe, die zu seiner Disposition bereit liege, da sie im Vergleich zu seiner angenehmen Gesellschaft nichts und für sie ganz nutzlos sei.

Welch' ein Balsam für Carlton, der in diesem Momente nicht eine Guinee besaß, und dessen Hülfsquellen gänzlich versiegt waren.

Das einzige Mittel, dachte er, das ihm dazu verhelfen könne, einen anderen Lebensweg einzuschlagen, war, sich auf eine oder die andere Art in den Besitz einer Summe Geldes zu setzen; denn alle die Pläne waren wohl recht gut ausgedacht, und es ließ sich viel Schönes darüber sagen, aber wie konnte er sie in seinem jetzigen veramten Zustande ausführen? Welche Wohnung, außer dem Gefängniß stand ihm offen?

Man muß aber nicht erwarten, Rosen zu pflücken, wo man Dornen sieht.

Klang diese Wahrheit ihm wohl ins Ohr? Wenn es geschah, so verschloß er es der warnenden Stimme. Denn zu der Gräfin zu gehen, und die Summe, die, wenn er sie seinem Weibe und Kinde brachte, viel würdiger verwendet würde, als von der leichtsinnigen Frau, erschien ihm als eine Handlung der Nothwendigkeit und der Weisheit.

So verhindern die Sklavenketten des Lasters jeden Schritt zur Tugend.

Aber Harriett darf das Alles nicht wissen, ihr muß es tief verborgen bleiben, denn er weiß recht gut, daß sie den Bettelstab — ja das Gefängniß einem solchen Mittel zur Rettung vorziehen würde.

Stets hatte sich ihr Herz bei dem Gedanken empört, daß ihr Mann mit irgend einer Person von schlechten Grundsätzen umgehen könne, und sie ließ ihm dann keine Ruhe, als bis er ihr versprach, diese Freundschaft abzubrechen.

Ob sie sich auf das Versprechen verlassen, oder ob sie Furcht und Verdacht genährt, hatte er sich nie die Mühe genommen zu erfahren; aber jetzt nahm er sich fest vor, daß sie dadurch nie mehr beunruhigt werden sollte. Einmal der gegenwärtigen Bedrängniß entrissen und im Besitze einer Summe Geldes, schwur er künftig keinen Schritt zu thun, den sie verdammen könnte.

So sein Gewissen einlullend, hatte Carlton sein argloß, ja fast glückliches Weib verlassen, und war aus der erfrischenden Atmosphäre der Reinheit, der Sticklust des Lasterpfuhls wieder zugeeilt. Und hier ereilte den verblendeten Mann die Vergeltung.

Die Ausführung seines Vorhabens war ihm bei seinen veränderten Gefühlen zuwider. — Sie ekelte ihn an. In seinem Herzen kämpfte gewaltig das Gute mit dem Bösen, und mit der größten Schwierigkeit spielte er seine Rolle, sprach Worte, deren sein Inneres sich schämte.

Die Gräfin nahm mit dem Blick einer leidenschaftlichen Frau schnell seine größere Zurückhaltung, seine Kälte wahr, und in dem Moment, als er sich bemühte, ihren eifersüchtigen Verdacht zu beschwichtigen — hörte ihn Harriett — worauf alle traurigen Ereignisse folgten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine schaurige Geschichte.

Ueber einen schrecklichen Vorgang an Bord eines holländischen Schiffes entnehmen wir dem brasilianischen Blatte „Journal de Receifa" folgende Details:

Am Bord der holländischen Patache „Fennichjena", welche mit einer Ladung getrockneten Fleisches von Montevideo ausgelaufen, hat während der Reise eines der blutigsten Drama's stattgefunden, deren die Geschichte der Handelsmarine erwähnt. Das Schiff, welches jenen Hafen am 15. Mai verlassen hatte, befand sich am 18. unter 38° 4' südl. Br. und 48° 35' westl. Länge von Greenwich, als der erste Steuermann J. J. Groth, welcher die Wache hatte, um 10 Uhr Nachts den Matrosen James Rudger, einen in Montevideo 4 Tage vorher angeworbenen Engländer, herbeirief, um ihn am Steuer abzulösen. Er hatte jedoch kaum den Namen ausgerufen, als ihm Rudger einen starken Hieb über den Kopf versetzte, dem er sofort einen zweiten folgen ließ, eho Groth von seiner Betäubung wieder zu sich kam, so daß er halbtodt auf's Verdeck stürzte. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, zog nun Rudger sein Messer, schnitt seinem Gefährten den Kopf ab und warf diesen sammt dem Rumpf über Bord; dies geschah aber nicht so schnell, daß es nicht der Koch J. Blemhold, der in der Nähe schlief und von dem Geräusch erwacht war, gesehen hätte, und da er nicht wußte, was vorausgegangen war, so rief er: „Mann über Bord!" und machte sich daranj, Bretter, die zur Hand lagen, und Taue in's Meer zu werfen. Als Rudger die Stimme des Kochs vernahm, stürzte er sich wie ein Tiger auf ihn, spaltete ihm mit einem Beile den Schädel und schleuderte den Körper, ihn bei den Beinen ergreifend, über Bord. Auch dies war das Werk eines Augenblicks. Unterdessen waren der zweite Steuermann und der Kapitän, welche in der Kajüte schliefen, bestürzt erwacht und der Erstere war im Begriff, auf's Verdeck zu steigen, als Rudger auch nach ihm mit einem Beile schlug. Der Hieb verfehlte aber glücklicher Weise sein Ziel, und wachte, den Rand der Lucke treffend, den Steuermann zurückweichen, der über Hals und Kopf in die Kajüte fiel. Rudger verschloß nun ohne Zeitverlust die Lucke und legte einige Ketten, die sich in der Nähe befanden, auf dieselbe. Auf diese Weise vor dem zweiten Steuermann und dem Kapitän sicher, ruft er die beiden übrigen Matrosen, seinen Landsmann Nikolaus Chester — (der seit einigen Tagen an furchtbaren Zahnschmerzen und

Digitized by Google

einem äußerst aufgeschwollenen Gesicht litt und deshalb in seiner Koje im Vordertheil des Schiffes lag) — und den Amerikaner Joh. Hughes herbei, die, da sie sich allein und unbewaffnet sahen, eingeschüchtert waren und nicht mit ihm anzubinden wagten, und sagte ihnen, es sei nöthig, das Schiff zu verlassen, nachdem er es vorher angebohrt, damit es untergehe. Die beiden Matrosen, welche einsahen, daß sie ihm keinen Widerstand leisten konnten, weil die unvermeidliche Folge desselben der Tod war, thaten so, als ob sie auf den Plan des Mörders eingingen, bemerkten ihm jedoch, daß sie sich noch 200 Meilen von der Küste befänden, und daß es besser sein würde, das Schiff nach der Küste zu richten, damit sie es in der Nähe derselben ohne Lebensgefahr verlassen könnten. Diese Bemerkung wurde von dem Bösewicht für richtig anerkannt, der, das Kommando des Fahrzeuges übernehmend, das Manöver kommandirte.

Der Wind jedoch erlaubte nicht, die gewünschte Richtung einzuschlagen, und es mußte das Schiff in demselben Curse weiter segeln, um sich nicht vom Lande zu entfernen. So verliefen der 19., 20. und 21. Mai. Am letztern Tage näherte sich Rudger der Luke, die er mit Segeln bedeckt hatte, um die Gefangenen der Luft und des Lichtes zu berauben, und die Segel an der Stelle aufhebend, wo sich ein nach dem Innern der Kajüte gewendeter Kompaß befindet, sagte er dem Kapitän in spöttischem Tone, er wolle ihm ein wenig Licht und Luft zukommen lassen; es scheint aber, daß es ihm darum zu thun war, zu sehen, was die Beiden machen, weil ihn ihr Stillschweigen beunruhigte. Als der Kapitän Holtze die Stimme Rudger's hörte und den Ort bemerkte, woher sie kam, greift er nach einer Flinte und sich in der Koje niederbückend, zielte er nach seinem Kopfe, was Rudger von Außen nicht sehen konnte, und drückt ab. Das Gewehr versagt aber und der Mörder ist also gerettet. Beim Knalle des Zündhütchens macht Rudger einen Sprung, erschrocken über die Gefahr, die er gelaufen, und schloß schleunigst das Loch, auf welches er einen großen Stein legen ließ von denen, welche die mit getrocknetem Fleische geladenen Schiffe an Bord zu haben pflegen, um dieses zusammen zu pressen. Unterdeß macht sich Kapitän Holtze wieder fertig und in seiner Verzweiflung, da er durch das Fenster, trotz der Bedeckung mit Segel, einen schwarzen Schatten wahrnimmt, schießt er in dieser Richtung, in der Meinung es sei Rudger. Dieses Mal geht der Schuß los, aber die Kugel streift den Bösewicht nur leicht am rechten Bein. Bestürzt durch dieses Ereignis oder weil ihm einfiel, er könne das Opfer eines anderen Versuchs werden, will er abermals das Schiff verlassen und besteht, das große Boot in Bereitschaft zu setzen, während er selbst beschäftigt ist, an verschiedenen Stellen brennbares Material aufzuhäufen, um das Schiff beim Verlassen in Brand zu stecken. Die ihn im Allem gehorsamen Matrosen machen ihn wiederum auf die Entfernung aufmerksam, in der sie sich befinden, und es gelingt ihnen, ihn zu überreden, noch einige Zeit zu erwarten. Die Nacht brach ein. Chester schlief und Rudger, welcher in drei Nächten kein Auge zugethan hatte, fühlte sich so mächtig vom Schlaf ergriffen, daß er nicht mehr widerstehen konnte. Bewaffnet, wie er seitdem immer umherging, und das Beil ergreifend, legte er sich neben das Steuerruder, welches der Amerikaner Hughes führte, dem er anbefahl, ihn zu wecken, wenn er Land erblicke. Nachdem er eine Viertelstunde in tiefem Schlafe gelegen, läßt Hughes das Steuer los, ergreift das Beil und versetzt ihm einen tiefen Hieb in den Schädel. Rudger will aufstehen und zieht noch das im Gürtel steckende Messer, stürzt aber zusammen, ehe er den zweiten Hieb empfängt, zu dem Hughes ausholt. Dieser ruft voller Freude dem Kapitän zu, sie seien gerettet, und beeilt sich, den Leichnam, als wenn er von diesem noch etwas zu fürchten hätte, über Bord zu werfen. Dann macht er mit Hülfe von Chester die Luke frei. Aber der Kapitän und sein Mitgefangener, welche eine List vermuthen, sie herauszulocken und umzubringen, glauben erst an die Wahrheit, als Chester und Hughes in die Kajüte hinabstiegen. Dies geschah um etwa 11 Uhr Nachts, und das Schiff befand sich zu der Zeit unter 31° 26′ südlicher Breite und 42° 51′ westl. Länge, d. h. ungefähr 60 Meilen von dem Orte entfernt, wo die blutige Tragödie ihren Anfang genommen.

Mannigfaltigkeiten.

Der „Würzb. Anz." macht folgende interessante Entdeckung: Erst in jüngster Zeit haben verschiedene deutsche Blätter Auszüge aus neuen französischen und italienischen geographischen Schulbüchern, welche beim Unterricht in diesen Ländern benützt werden, gebracht und sich über die lächerlichen Schnitzer in Bezug auf Deutschland lustig gemacht. Was soll man aber sagen, wenn in einem beim Unterricht in hiesigen Schulen zu Grunde gelegten Lehrbuche nämlich in der zu Würzburg im Jahre 1868 — schreibe Eintausendachthundertachtundsechzig — erschienenen vom hiesigen bischöflichen Ordinariat und vom k. b. Ministerium approbirten siebenten Auflage des „Zweiten Sprach- und Lesebuches für katholische Volksschulen," wörtlich auf Seite 272 Folgendes zu lesen ist: „Deutschland besteht aus mehreren Staaten, die seit 1815 zu gegenseitigem Schutze unter sich verbunden sind. Die Angelegenheiten des deutschen Bundes werden durch Gesandte der Bundesstaaten in der Bundesversammlung zu Frankfurt am Main berathen, wobei Oesterreich den Vorsitz führt." Daß weiter auf der genannten und folgenden Seite dieses Lesebuches Hannover, Nassau, Hessen-Homburg, Frankfurt als selbstständige Staaten, Luxemburg, als noch

Digitized by Google

zu Deutschland gehörig aufgeführt sind, der norddeutsche Bund ꝛc. ꝛc. gar nicht erwähnt wird, ist nur konsequent. — Wir enthalten uns über dieses Faktum, von dessen buchstäblicher Richtigkeit sich Jedermann leicht selbst überzeugen kann, aller weiteren Bemerkungen und hoffen, daß es bei der zuständigen Schulbehörde nur dieses Hinweises bedarf, um eine schleunige Beseitigung eines solchen — Kuriosums zu veranlassen.

[Ein seltenes Pfandobjekt.] Vor Kurzem passirte es einem Gastwirth in Rastenburg, daß er von einem Theaterdirektor, welcher mit seiner Gesellschaft dort Vorstellungen gab und beim Abzuge seine Zeche und Logis nicht bezahlen konnte, sich überreden ließ, dessen drei Kinder als Pfand zu behalten. Dem Wirth schien dies denn doch das sicherste Pfand zu sein und ließ er die Eltern ruhig nach Angerburg abziehen, in der Hoffnung, innerhalb acht Tagen befriedigt zu werden. Diese Frist verstrich indeß, ohne daß er zu seinem Gelde kam, und fing er an, gegen die Kinder mürrisch zu werden, was zur Folge hatte, daß das älteste Versatzstück, ein Mädchen von 13 Jahren, eines Tages plötzlich verschwand. Während er nun mit den Eltern hin und her korrespondirte, verschwand auch das zweite Kautionsstück, ein Knabe von 10 Jahren, so daß nur noch ein kleines Mädchen von 4 Jahren zurückblieb. Dieser Balg schrie aber Tag und Nacht, so daß dem gutherzigen Wirth schließlich nichts Anderes übrig blieb, als denselben seinen mittlerweile nach Darlehmen weiter gereisten Eltern per Post nachzuschicken, wo sich also die ganze Familie vollzählig wieder zusammenfand.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht die Nachricht, daß Graf Bismarck seine Muße auf Varzin zur Gründung eines großartigen industriellen Unternehmens benutzt hat, dessen Blüthe im Voraus durch die Stellung des Grafen als Kanzler des Norddeutschen Bundes gesichert ist. Es handelt sich nämlich um die Anlegung einer Fabrik von Papier aus Holzstoff auf Varzin, wozu ein Gewerbtreibender aus Köslin ein Zehntel und Graf Bismarck neun Zehntel der Einrichtungs- und Betriebskosten herschießt. Diese Fabrik wird der Telegraphenverwaltung des Norddeutschen Bundes die Telegraphenrollen und die Couverts (10 Millionen) liefern. Graf Bismarck als Industrieller! Hoffentlich wird er eine Musterwirthschaft für Löhnung der Arbeiterfrage, namentlich der Gewinnantheilsfrage, feststellen.

Daß das Kandidiren in England zuweilen auch komische Scenen veranlaßt, zeigte sich auf dem Liverpooler Fischmarkte. Als nämlich die beiden konservativen Kandidaten Lord Sandon und Mr. Graves daselbst mit Freundesgeleite erschienen, um sich den Fischweibern gefällig zu machen, bildeten diese ex tempore einen Zug, trugen statt der Fahnen lebendige Fische mit den Schwänzen nach oben, bekränzten die beiden Herren mit Austern und anderem Seegethier, und manche der kühneren Damen ließ sich sogar so weit herab, den genannten Lord um einen Kuß zu ersuchen. Lord Sandon ist ein hübscher Mann und jeder Kuß wurde mit donnerndem Beifall des ganzen Marktes aufgenommen. Wie dem armen hochadeligen Kandidaten dabei zu Muthe war, darüber schweigen die Berichterstatter. Ein englischer Parlamentskandidat muß in manchen sauren Apfel beißen können. In Bridgenorth ist der konservative Kandidat, Whitmore, auf den bisher noch nicht dagewesenen Gedanken gerathen, jedem einzelnen Wähler sein photographisches Porträt zuzuschicken. Er muß sich wohl für unwiderstehlich halten.

Kunstschuldirektor Hr. v. Kreling in Nürnberg modellirt gegenwärtig einen Brunnen von circa 30 Fuß Höhe, den ein Bürger von Cincinnati seiner Stadt stiftet, der hiefür 10,000 fl. ausgesetzt hat. Die das Ganze krönende Frauengestalt, welche Arm und Hand segnend erhebt, und von großer, hinreißender Wirkung ist, wurde im Modell so eben vollendet und geht nächsten Donnerstag an die Miller'sche Erzgießerei nach München ab.

Auflösung des Räthsels in Nr. 237:

In die Schlacht ist er geritten
Mit viel tapfern Kameraden,
Hat für's Vaterland gestritten,
Und vollbracht viel Heldenthaten;
Aber selbst verwundet, leider,
Von des Schwertes scharfer Schneide,
Sank zur Erd' der tapf're Reiter,
Und sein Pferd stob in das Weite.
Nach der Schlacht ward er gefunden
Mitten unter Feindes Leichen,
Blutend aus viel tiefen Wunden;
Doch nicht ohne Lebenszeichen. —
Ward ins Lazareth getragen
Und verpflastert und verbunden,
Um nach vielen Schmerzenstagen
Endlich wieder zu gesunden;
Zu gesunden — das will heißen:
Als ein Krüppel für sein Leben; —
D'rum ward ihm zum Weiterreisen
Eine Krücke mitgegeben.
„Sechs gesunde Füße nahm er
Mit ins Feld, der wackere Streiter,
Und kam dann zurück als lahmer,
Invalider Krückenreiter".

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 250 Dienstag, 27. Oktober 1868

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Fred Carlton, verändert an Leib und Seele, reiste nach Ostende ab. Er war nur noch der Schatten von dem, was er gewesen; Krankheit und innerliche Aufregung hatten ihn zerrüttet.

Er fand den erwarteten Brief, und riß ihn in ungestümer Hast auf; nicht sowohl um die glückliche Ankunft zu erfahren, denn deren war er ziemlich gewiß, als vielmehr in der heimlichen Hoffnung, eine Andeutung wieder erwachter Liebe — vielleicht Reue, daß sie ihn verlassen, daß sie ohne ihn nicht leben könne — darin zu finden, — ja vielleicht eine Bitte, daß er zu ihr zurückkehren möge. Aber nein! Nicht ein Wort — ja selbst kein Gruß! — Nur wenige respektvolle Zeilen von Anny, daß Mrs. Carlton an dem Tage in Hetham-schloß angekommen sei, an dem Miß Hetham mit Kapitän Monrose getraut worden sei. Sie könne nicht sagen, daß ihre Herrin sich besser befinde, aber es scheine ihr viel Vergnügen zu machen, in der Mitte ihrer Familie zu sein.

„Vergnügen! Ja," rief er schmerzlich aus, umgeben von Freunden, die ihren Mann hassen, wird sie ohne Zweifel bald lernen, die verlorenen Jahre ihres Jugendglücks, die sie an seiner Seite verlebt, zu beklagen. Sie wird nicht allein lernen, ohne ihn zu leben, sondern auch ohne ihn glücklich zu sein. Und endlich redete er sich ein, daß er die gekränkte Person sei.

Da stand der unglückliche Mann und sah sehnsüchtig den abfahrenden Schiffen nach, und bereute, daß er nicht Allem getrotzt habe — dem Gefängniß — allen Rücksichten, und nach England gereist sei, um sie trotz alles Widerstandes zurückzufordern.

Ostende füllte sich mit Badegästen.

Carlton ging ihnen soviel als möglich aus dem Wege, denn er schreckte vor dem Gedanken zurück, Bekannten zu begegnen.

Fred's Inkognito dauerte übrigens nicht lange. Alte Bekannte kamen in Ostende an und suchten ihn zu seinem großen Mißbehagen in seiner stillen Wohnung auf. Sie neckten ihn in seiner Mißschlossenheit und schleppten ihn wider seinen Willen mit in das Billardzimmer. Matt und ohne Fünkchen seiner früheren Lebhaftigkeit spielte er gezwungen.

Daß das Billard aus Fred Carlton nicht wieder das machen konnten, was er gewesen, so wußte man, daß dieß Karten und Würfel gewiß ihm würden.

Den ersten Abend machte er sich los und ging zu Bett. Den zweiten aber dachte er dadurch seine unerträgliche Niedergeschlagenheit zu beseitigen. Er ergriff den Würfelbecher, aber — er wurde bleich — seine Hand zitterte. Nicht größer hätte das Erstaunen der umstehenden Freunde beim Einsturz des Hauses sein können, als es bei dem Anblicke von Fred's tiefer Bewegung diesen Abend war, und es steigerte sich noch, als er, da er sah, daß es ihm unmöglich war, zu spielen, die Würfel heftig auf den Tisch warf, und einige unverständliche Worte murmelnd, das Zimmer sofort verließ.

Er ging in seine Wohnung, schloß die Thüre seines Zimmers, warf sich auf's Sopha, und gab sich der Gewalt seines Schmerzes hin.

Was war aus ihm geworden, wo sollte er hinfliehen?

Selbst die Freude, die er stets am Spiel gefunden, kehrte ihm jetzt den Rücken. Jeden Anlauf zum Bessern hatte diese Leidenschaft unterbrochen, und nun plötzlich, da es zu spät war, um ihm nützen zu können — da Alles für ihn unwiederbringlich verloren war, hatte auch sie ihn verlassen, und der aufregende süße Genuß, hatte sich in einen bitteren, ekelhaften Trank verwandelt.

Den nächsten Morgen erwachte er mit starkem Fieber, und mußte mehrere Tage, in denen er selten seiner Sinne mächtig war, das Bett hüten.

Als er sich ein wenig besser befand, erlaubten ihm die beiden Freunde, die ihm in der Krankheit beigestanden hatten, die Briefe zu lesen, die aus England angekommen waren. Darunter erkannte er sogleich einen mit der Handschrift Mr. Clifton's. Mit wilder Hast riß er ihn auf, überflog den Inhalt, brach in einen schmerzlichen Ausruf aus, und sagte seinen Freunden, welche dachten, daß er abermals im Delirium spreche, daß er augenblicklich nach England abreisen müsse.

„Ist das nicht ein gefährliches Wagniß?" bemerkte der Eine, als er Fred's festen Entschluß sah.

Digitized by Google

Was kümmerte es ihn, ob es gefährlich war? Und wenn er seinem Untergange entgegenginge, so wollte er seine Abreise nicht um eine Viertelstunde verschieben. Seine Frau war krank und hatte nach ihm geschickt. War das nicht Grund genug?

Die Freunde zuckten die Achseln, und stritten nicht mehr mit ihm, bemerkten nur, daß er die Vorsicht gebrauchen solle, einen anderen Namen anzunehmen oder sich so viel wie möglich zu verbergen. Aber Carlton ganz in Gedanken verloren, achtete gar nicht darauf.

Mit dem nächsten Dampfer gingen sie mit Fred nach Dover.

XLIII.

An einem schönen Nachmittage Anfangs Juni ruhte Harriett auf ihrem Bette. Sie lauschte dem leisen Summen und Weben, das an schönen Sommertagen die Luft durchschwirrt, während ihre Augen den weißen wolligen Wolkenschäfchen folgten, die in der blauen Luft dahinsegelten. Ein himmlisches Lächeln umspielte ihren Mund, als ob sie mit lieblichen unsichtbaren Gestalten verkehre.

Ihre besorgten Freunde waren ganz glücklich, sie so zu sehen, denn bis jetzt war sie den ganzen Tag in nervöser Aufregung gewesen, die sie unangenehm empfanden.

Oft war sie aufgefahren, hatte ihre dünnen Hände gefaltet, und mit glänzenden Augen und gerötheten Wangen dem entfernten Rollen eines Wagens oder einer Stimme gelauscht, und wenn sie sich getäuscht sah, war sie erschöpft zurückgesunken und hatte traurig gesagt:

„Es ist sehr unrecht von mir, daß ich ihn immer noch so über Alles liebe.“

Doch jetzt schien nichts Aeußeres mehr auf ihre ruhige erhobene Stimmung einzuwirken.

Gegen Abend bat sie Rosa die Kissen etwas höher zu rücken, damit sie die Sonne könne untergehen sehen, und als dieß es that, flüsterte Harriett ihr sanft und mit frohem Lächeln zu:

„Ich glaube, er wird noch heute Abend kommen!“

Dann bat sie, daß Arthur auch hereinkommen möchte, denn ihr Vater und Mr. Clifton waren schon da.

Als Rosa mit ihrem Manne zurückkam, nahm sie deren Hände und sie innig ansehend, sagte sie: „Ich freue mich so unendlich, Euch zusammen zu sehen und an das Glück Eurer künftigen Jahre zu denken. Hat Gott nicht Alles zum Besten gewendet? Ja, Alles! Erkennen wir jetzt nicht in den Schlägen, die uns getroffen, seine Liebe und Gnade?“

Und mit jenem klaren Blicke, der Denjenigen oft eigen ist, die nahe an der Pforte einer anderen Welt stehen, und mit einer Beredtsamkeit, die den Umstehenden feierliches Schweigen auferlegte, verfolgte sie die Wege der Vorsehung in ihren Schicksalen und zeigte ihnen in denselben die weise ordnende Hand eines gütigen himmlischen Vaters.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sonnenmaschine Ericson's.

In amerikanischen Blättern fand sich kürzlich die Notiz, der geniale Schwede, dem das Schraubendampfboot wesentlich seine Existenz verdankt, habe eine Maschine erfunden, welche lediglich durch die der Sonne entstrahlende Wärme in Bewegung gesetzt werde. Bewahrheitet wurde die Notiz, als kürzlich aus Schweden berichtet wurde, Ericson habe seine Erfindung der Universität zu Lund mitgetheilt, jedoch vor Kurzem telegraphisch gebeten, man möge mit der Prüfung respekt. Veröffentlichung zurückhalten, da er noch neue Experimente vornehmen wolle. Die Bitte kam zu spät, wie die folgende der „Post“ entnommene Uebersetzung aus einem schwedischen Blatte lehrt, aber man wird ihrer eingedenk sein mögen bei dem Urtheil über das Ganze. Der Erfinder schreibt:

Ich habe in den letzten Jahren viel Zeit und Geld auf Untersuchungen über die Sonnenwärme verwandt. Mein Zweck war, festzustellen, ob die Sonnenstrahlen und die durch sie übermittelte Wärme sich soweit konzentriren lassen, daß man sie als Triebkraft gebrauchen kann.

Sir John Herschel's und Mr. Pouillet's bekannte Experimente über die strahlende Wärme, so interessant sie auch sind, beziehen sich nur auf niedrige Temperaturen, und sind deßhalb ungenügend zur Lösung der Frage. Sie zeigen nur, eine wie große Quantität Eis in einer gewissen Zeit geschmolzen werden kann, oder bis auf welchen Grad unter dem Siedepunkt die Wassertemperatur durch strahlende Wärme erhöht werden kann. Meine Untersuchungen haben dagegen feststellen wollen, welche Wärmequantität sich bei höheren Temperaturen entwickeln läßt, wenn man die Sonnenwärme entweder konzentrirt, oder ihre Einwirkung auf eine verhältnißmäßig kleine Oberfläche beschränkt, und welches die besten Mittel zur Erzielung einer derartigen Konzentration sind. Im Verlauf meiner Forschungen habe ich drei Maschinen zur Erzeugung dieser neuen Triebkraft konstruirt, die ich Sonnenmaschinen nenne. Eine davon wird mit Dampf getrieben, der durch konzentrirte Sonnenwärme erzeugt wird; die beiden anderen werden durch die Expansionskraft der durch konzentrirte Wärme erhitzten Luft in Bewegung gesetzt.

Da der Raum mir nicht erlaubt, diese Sonnenmaschinen und die Apparate zur Konzentration der strahlenden Wärme zu beschreiben, so werde ich meine Mittheilung auf die Hauptsache, nämlich die Triebkraft selber, einschränken. Vermittelst meiner Konzentrirungs-

Digitized by Google

maschinen kann die Sonnenwärme bei einer Temperatur, wie sie für Dampf- und kalorische Maschinen erforderlich ist, auf einer Oberfläche von 10 Fuß Quadrat 489 Kubikzoll Wasser in der Stunde abdampfen. Es ist unmöglich, die Bedeutung dieses Resultats zu überschätzen. Es wird dadurch das Vorhandensein einer Wärmemenge bewiesen, genügend zur Hervorbringung einer Kraft, die 35,000 Pfund einen Fuß hoch in der Minute heben kann, was etwas mehr als eine Pferdekraft ist. (?)

Als ein unwiderleglicher Beweis für das wärmeerzeugende Vermögen der Sonne ist dies Resultat vielleicht von höherem Werthe, als irgend eine andere, praktische dargethane physikalische Wahrheit. Wenn wir erwägen, daß der mittlere Abstand vom Zentrum der Sonne zur Erdoberfläche $214^{44}/_{100}$ mal größer ist, als der Radius der Sonne, so finden wir vermittelst Quadratur der Zahl, daß ein einziger Quadratfuß der Sonnenoberfläche 45,984 Quadratfuß auf unserer Erde erwärmen muß. In anderen Worten, auf gleicher Oberfläche erzeugt die Sonne 45,984mal mehr Wärme, als die Erde empfängt. Wir können also aus dem oben erwähnten Resultat mit Sicherheit folgern, daß eine Area von 10 Quadratfuß auf der Sonnenoberfläche genug Wärme hervorbringt, um eine Dampfmaschine von 45,984 Pferdekraft zu treiben, was einem Kohlenverbrauch von mehr als 100,000 Pfd. in der Stunde entspricht. Und diese Berechnung nimmt die von der Sonne wirklich entwickelte Wärmemenge noch zu niedrig an. Mehr als die Hälfte derselben geht bei ihrer Passage durch die Atmosphäre und das Konzentrirungsinstrument verloren.

Die wirkliche Wärmeentwicklung der Sonne auf den erwähnten Raum entspricht also einer Kohlenverbrennung von mehr als 200,000 Pfund in der Stunde. Der Gedanke kann die Intensität des dadurch repräsentirten Verbrennungsphänomens nicht fassen. Ebensowenig können wir uns einen Begriff von der Natur und dem Vorrath der brennenden Materie machen. Wird doch dieselbe intensive Wärme unaufhörlich auf der ganzen Oberfläche einer Kugel erzeugt, deren Durchmesser mehr als hundertmal größer ist, als der Durchmesser der Erde.

Aber es ist nicht meine Absicht, über die Eigenschaften dieses wunderbaren Himmelskörpers zu spekuliren; was ich untersuche, ist nur, ob diese Wärme trotz ihres großen Abstandes genügend konzentrirt werden kann, um sie als Triebkraft zu gebrauchen, und den Nutzen, welchen wir daraus ziehen können.

Aus dem, was ich gesagt habe, wird man schon gesehen haben, daß sich selbst ohne besonders ausgedehnten Konzentrationsapparat eine für praktische Zwecke genügende Kraft erhalten läßt. Berechnungen, die ich eben vollendet habe, lehren mich, daß mit der Wärme, die auf die Hausdächer von Philadelphia fällt, 5000 Dampfmaschinen von 20 Pferdekraft in Bewegung gesetzt werden können. Daß die neue Triebkraft entwickelt werden kann, ohne nutzbaren Boden zu okkupiren, ist eine ihrer vielen eigenthümlichen Eigenschaften. Beispielsweise will ich noch anführen, wie viel Kraft produzirt werden würde, wenn man eine schwedische Quadratmeile mit Konzentrirungs-Apparaten und Sonnenmaschinen bedeckt.

Angenommen die halbe Oberfläche sei von Häusern, Wagen u. s. w. eingenommen, so bleiben noch 648,000,000 Quadratfuß, auf denen die Wärmestrahlung konzentrirt werden kann. Da nun meine Experimente beweisen, daß 100 Quadratfuß mehr als hinreichend sind, um eine Pferdekraft zu produziren, so ergibt sich, daß 64,800 Dampfmaschinen von je 100 Pferdekraft vermittelst der Wärme, die die Sonne auf eine schwedische Quadratmeile wirft, in Gang erhalten werden können. Archimedes rief bei seiner Berechnung der Hebelkraft aus, daß er die Erde aus ihren Angeln heben wollte. Aehnlich könnte ich sagen, daß man mit der konzentrirten Sonnenwärme die Erde in ihrem Lauf aufhalten könne.

Schon fängt man in England an, die Zeit zu berechnen, wo die Steinkohle erschöpft sein wird, obschon man, so zu sagen, ihren Verbrauch eben erst begonnen hat. Ein paar Jahrtausende — ein Tropfen — ein Ocean der Zeiten — werden die europäischen Kohlengruben gänzlich entleeren, wenn nicht mittlerweile die Sonne in Kontribution gesetzt werden kann. Allerdings sind die Wärmestrahlen der Sonne oft daran gehindert, sich der Erde zu nahen; aber mit einem so ungeheuren Magazin zur Hand, woher sich Brennmaterial oft genug kostenfrei und ohne Transport beziehen läßt, wird es dem erfahrenen Ingenieur nicht schwer fallen, Spardepots für trübe Tage anzulegen. Einem großen Theil der Erde lacht übrigens ein immer heiterer Himmel. Der Wirkungskreis der Sonnenmaschinen ist demnach ebenso gränzenlos wie ihre Krafterzeugung.

Genug, wie ich hoffe, ist in dem Vorstehenden enthalten, um die Bedeutung der Sache der philosophischen Fakultät unzweifelhaft zu machen; aber wer kann voraussehen, welchen Einfluß eine unerschöpfliche Triebkraft auf die Zivilisation, und die Produktionsfähigkeit der Erde ausüben wird?"

Mannigfaltigkeiten.

[Eine merkwürdige Entdeckung von unterirdischen Gängen] ist bei Gelegenheit der Ausgrabungen für die Anlegung einer Zweigbahn der Great Western, Midland und der Bristol und Exeter Eisenbahn, von deren Endstation zu Temple Mead nach dem schwimmenden Hafen gemacht worden. Bei einem etwa 30 Fuß tiefen Einschnitt bei Redcliffe

Digitized by Google

Hill stießen die Arbeiter auf einen engen Eingang zu einer großen Höhle, und weitere Nachforschungen führten zur Auffindung eines vollständigen Netzwerks von unterirdischen Gängen in dem Kirchspiel Redcliffe. Dieser Tage hat ein halbes Dutzend Herren einen Theil dieser Gänge näher durchsucht. Ein Ingenieur, Roberts, machte den Anführer, und ein Architekt Rice nahm einen Plan von den durchsuchten Gängen auf. Nachdem die Gesellschaft theils mit Fackeln, theils mit Laternen versehen zuerst durch einen engen niedrigen Gang etwa 20 Yard in Länge durchgebrochen war, stieß dieselbe auf eine Reihe von drei gewölbten Gängen, von denen jeder nach einer entgegengesetzten Richtung führte. In der mittleren eintretend, mußte die Gesellschaft auf den Händen und Knien etwa zehn Yard lang unter einem Felsen hinkriechen, worauf sie in eine geräumige hochgewölbte Höhle gelangten, aus der andere Gänge weiter führten. Nach einem Weg von etwa zweihundert bis dreihundert Schritt weiter, hauptsächlich durch niedrige und enge Korridore, gelangten die Forscher in einen engen Raum, welcher die Hauptlöhle zu bilden schien. Derselbe war vollständig kreisrund mit einer Decke, welche von acht Säulen gestützt war, nebst einer starken Säule in der Mitte. Die Höhle maß zwischen 40 und 50 Fuß im Durchmesser, und hatte eine Höhe von 6 bis 8 Fuß, während die Decke sich bis auf einige Fuß vom Boden schräg abflachte. Der Raum zwischen den Säulen mit Ausnahme des Wegs, auf den die Naturforscher gekommen, und eines in einer geraden Richtung mit demselben, war rundherum mit Mauerwerk ausgefüllt. Im Uebrigen waren alle Gänge und Höhlen in den soliden Felsen eingehauen, was auf eine mühsame und geschickte Arbeit schließen läßt. Aus der großen Höhle gelangte die Gesellschaft in einen breiten Korridor mit schöner Ueberwölbung und starken Säulenfüßen zu jeder Seite, zwischen denen ebenfalls Mauerwerk aufgeführt war. Dies schien der Haupteingang zu der großen Höhle gewesen zu sein, unglücklicherweise aber war dieser auch vermauert. Im Ganzen sind von der Gesellschaft sechs bis sieben Zweiggänge untersucht worden. Einer der Gänge, der verschüttet war, führte in der Richtung nach dem Hafen (Frühet der Fluß Avon) und man vermuthet, daß die Höhle zu der Zeit benützt worden sei, wo Bristol einen ausgedehnten Sklavenhandel und Schmuggel trieb. Nach einer alten Karte von Bristol in Barrett's Geschichten stand auf dieser Stelle im Jahre 1250 die Einsiedelei von St. John. Die Entdeckung erregt unter den Alterthumsforschern großes Aufsehen. Die Nachforschungen werden fortgesetzt.

Der „Börsen-Courier“ erzählt folgenden Betrugsfall: Rewcastle ist so eben der Schauplatz eines großartigen Betruges gewesen, der durch mehrere Deutsche verübt worden ist. In London etablirte sich vor einiger Zeit eine Firma, „Schade, Kistemann u. Komp.“, die auch in Berlin vier verschiedene Bureau's unterhielt und diese dazu benutzte, von London dorthin und von hier nach London zu trassiren. Der Sozius dieser Firma, unter dem Namen Kistemann, soll nun kein Anderer sein, als der berüchtigte Stettiner Kaufmann Eduard Wellmann, der aus dem Stettiner Gefängniß, in das er betrügerischen Bankerotts wegen gebracht worden war, durchgebrochen ist, und seinen Weg nach London gefunden hat. Die andern Sozien jener Firma sollen die Namen Kantak und Balsak führen. Befagte Firma hat nun die in Newcastle herrschende Usance eines vierzehntägigen Kredits für Waaren zur Verschiffung benutzend an jenem Ort eine Ladung Zinn gekauft, einen Dampfer nach Rio Janeiro gechartert, die Connoissemente hierüber dreimal, natürlich in gefälschten Abschriften, verpfändet, hierfür im Ganzen 200,000 Pfd. Sterl. eingenommen, und ist dann mit dem betreffenden Dampfer durchgegangen, auf welchem sie sich außerdem kurz vorher 1000 Fiaschen Moet und Chandon hatten auf Frankreich kommen lassen. Hoffentlich gelingt es, das Schiff mit der Gaunerbande zu fangen, da bereits ein englischer Regierungsdampfer auf dasselbe Jagd macht.

[Die botanische Sammlung Kaiser Maximilian's.] Ein siebenbürgisches Blatt erzählt: „Bekanntlich war Erzbischof Haynald der Erzieher des Kaisers Maximilian; er vermochte es, demselben eine solche Vorliebe für Pflanzenkunde einzuflößen, daß dieser sich späterhin eine ordentliche botanische Sammlung anlegte und Jahre hindurch der Zusammenstellung derselben großen Eifer zuwendete. Erzbischof Haynald hat nun aus Pietät für seinen unglücklichen Zögling diese Sammlung um den Betrag von 30,000 fl. angekauft. Ursprünglich wollte der Erzbischof dieselbe dem siebenbürgischen Museum schenken, da indeß Klausenburg keinen ordentlichen Professor der Botanik besitzt, so ist es wahrscheinlich, daß das schöne Geschenk dem Pesther Museum zugedacht ist.“

Auflösung der Charade in Nr. 239:

„Arg“ sein, ist abscheulich;
„Los“ sein, ist verzeihlich;
„Arglos“ sein, ist Tugend,
Beim Alter und der Jugend.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 251 Mittwoch, 28. Oktober 1863.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

„Mich," sagte Harriett, „mußte das Alles treffen, um mein stolzes Herz zu demüthigen. Ich habe manche bittere Thräne vergossen, manche Kummerstunde vertrauert, doch die Heimsuchung kam von Gott und seine Liebe hat jetzt die Thränen des Schmerzes in Freudenthränen verwandelt und durch mein Unglück hat er mich zu sich gezogen. Meine Mutter — meine verklärte Mutter! Er hat sie abberufen, ehe das Unglück sich um das Haupt Derer zusammenzog, die sie so sehr liebte. Ihr welches, liebendes Herz wäre dem Schmerze über meine unglückliche Laufbahn wohl erlegen. Ihr ganzes Leben war frommes stilles Glück und sie hat es in dem Augenblick mit einem noch reineren vertauscht, als schwere Wolken es zu trüben drohten. — Und mein Kind", fuhr Harriett nach einer Pause, die von den Weinenden nicht unterbrochen wurde, fort: „Mein süßer kleiner Fred! O seliger Gedanke, daß er geborgen ist! Sein Haupt kann nicht von Sorge gebeugt, seine Seele nicht durch die Sünde verunstaltet werden; er ist den Versuchungen der Welt entgangen. Sein Gesichtchen ist mir eine kleine Weile verborgen, aber bald wird es mir wieder zulächeln, ich werde ihn schöner, glänzender, glücklicher wiederfinden, als er mich hienieden verlassen hat."

Und nun sprach sie von ihrem Gatten, wie sie es in der letzten Zeit so oft gethan. Keinen Hauch des Vorwurfs oder Tadel hatte sie von irgend Jemand zu fürchten; ihre Gefühle wurden geachtet. — Eine stille Ehrfurcht vor der Macht einer solchen heiligen, erhabenen Liebe erfüllte Diejenigen, die Zeuge davon waren, und verehrte in ihren Augen sogar die Person, der sie zweifelt war, denn konnte Derjenige, der sich eine solche Liebe erhalten hatte, so ganz verwerflich sein? — Unmöglich!

„Und Ihr wollt ihn nicht wieder," fuhr Harriett fort, „in die kalte gefährliche Welt hinausstoßen? Ihr wollt ihn schützen, ihm beistehen mit Güte und Liebe? O, wenn Ihr es nicht um meinetwillen thut — dann einetwegen! Um seines Seelenheiles willen! O, rettet ihn von der verderbten Welt, deren Schlingen Ihr nicht kennt! Glaubt mir, er liebt im Grunde seines Herzens Alles, was gut, edel und groß ist. Er würde so gern die Laufbahn verlassen, die er bisher verfolgt hat, wenn Ihr noch einmal Euern Arm ausstreckt, um meinen armen Fred zu empfangen. „Ja," sagte sie mit glücklichem Lächeln, „ich fühle, daß meine Gebete endlich erhört sind, und daß der Fluch, der uns getroffen, von uns genommen werden wird. Und wenn mir es auch nicht vergönnt ist, in dieser Welt die Früchte davon zu sehen, so werden sie reifen, wenn ich gegangen bin, und darum sehne ich mich so, ihn noch einmal zu sehen. Denn obgleich ich Alles in Gottes Hände lege, so weiß ich auch, daß die Worte von sterbenden Lippen oft eine wunderbar segensreiche Wirkung haben. Ich möchte noch so gern ihm sagen, daß er, obgleich ich ihn in einem Augenblicke unaussprechlichen Elends — starrer Verzweiflung verlassen habe, dennoch mein letzter irdischer Gedanke bleibt. Die Sorge um ihn wird mich verfolgen, bis an den Rand des Grabes und meine Sterbestunde schwer machen, wenn er es nicht mit seinem Munde bestätigt, so zu leben, daß wir auf ein einstiges Wiedersehen hoffen dürfen."

Die Schatten des Abends hatten sich jetzt allmälig niedergesenkt, und als sie aufhörte zu sprechen, lag sie ruhig und still, ihres Vaters Hand haltend, aus dessen Augen sich brennende Thränen niederstahlen.

Todtenstille, nur bös dem unregelmäßigen Athmen der Kranken unterbrochen, herrschte im Zimmer. Rosa lehnte vergehend in Schmerz an ihres Gatten Brust.

Der Arzt war beständig im Hause, und Nanny kam herein und fragte Rosa leise, ob er jetzt eintreten könne, da es nun die Zeit war, wo er gewöhnlich nach seiner Patientin sah, doch Harriett beantwortete den fragenden Blick Rosa's mit einem bittenden, der sagte: „Laß mich jetzt nicht stören!" und so schüttelte Rosa den Kopf und Nanny ging hinaus, nachdem sie erst an das Bett getreten war, einen Händedruck empfangen und die ängstlich gestüsterten Worte vernommen hatte: „Denkt Du, daß er diese Nacht kommen wird?"

Darauf trat die vorige Stille wieder ein.

Harriett war endlich eingeschlafen, wovon ihr tiefes Athemholen zeugte.

Es wurde kein Licht gebracht, obschon es jetzt ganz finster war und nur der Abendstern hereinleuchtete. Alle

Digitized by Google

waren still und selbst Mr. Clifton blieb, um die Schlummernde nicht zu stören.

Plötzlich wurde die Aufmerksamkeit der Umstehenden durch ein Geräusch gefesselt, das näher und näher kam, und sich nun deutlich von dem Rauschen des Mühlbaches unterschied, für das sie es erst gehalten hatten. Es rührte von einem Wagen her, der sich schnell dem Hause näherte. Aller Herzen schlugen.

„Er ist es!“ flüsterte Rosa mit athemloser Stimme ihrem Vater, der bleich wie der Tod aussah, zu, und Mr. Clifton verließ das Zimmer.

Ob es nun das Geräusch war, das sie geweckt, oder daß die Erwartung sie selbst im Traume nicht verlassen hatte, Harriett fuhr auf, und sich schnell und verwundert umsehend, rief sie: „Wer ist da? Ich hörte — ich hörte Etwas! Ist er da? Ich träumte — ich träumte, daß er da wäre! Vater bist Du es? — Rosa? — Arthur? — O, sagt mir, ob er da ist, — täuscht mich nicht!“

„Liebe Harriett, Mr. Clifton ist hinausgegangen nachzusehen, faßte Dich, denn vielleicht irren wir uns!“ sagte Rosa.

„Nein, nein, er ist es, ich höre seine Stimme! Ich höre sie ganz gewiß! Laß ihn zu mir, haltet ihn nicht zurück!“

Arthur sah, daß diese Aufregung ihr vielmehr schaden müsse, als das Wiedersehen. Er eilte daher hinaus, um zu sehen, ob ihr Mann wirklich angekommen sei, um ihn zu ihr zu führen.

Als er in der Vorhalle trat, stand Fred Carlton auf Mr. Clifton's Arm gestützt vor ihm, obgleich er das geisterhaft bleiche Gesicht kaum wieder erkannte.

Carlton richtete eifrige Fragen an den Pfarrer, indeß war seine Stimme vor innerer Aufregung kaum vernehmbar. Als er Arthur erblickte, der ihm die Hand reichte, ergriff er diese und drückte sie in tiefer Rührung. Man sagte ihm, daß Harriett von seiner Ankunft wisse und daß er sogleich zu ihr gehen möge.

„Wo ist sie? Wo ist sie?“ fragte er, sich wild umschauend. Er stand im Vorzimmer, da drangen die Worte zu seinen Ohren:

„Fred, Fred! Ist es wirklich mein Fred?“ Und im nächsten Augenblicke lag Harriett in seinen Armen, an seinem Herzen, und er weinte über sie gebeugt und schluchzte wie ein Kind.

(Schluß folgt.)

Die englische Marine.

Am 21. Oktober waren es 63 Jahre, daß die Schlacht von Trafalgar geschlagen wurde, die England zur Herrscherin auf allen Meeren machte. Volle 63 Jahre verstand England sich diese Herrschaft zu erhalten, ist heute noch die größte Seemacht aller Staaten, die amerikanische Union nicht ausgenommen. Ob es so bleiben wird, vermag Niemand zu sagen. Die persönliche Tapferkeit der englischen Matrosen, und ihr Geschick mit Wind und Segel zu manövriren, würden gegen eine schwerbepanzerte Dampferflotte von wenig Nutzen mehr sein, andere Momente würden den Ausschlag geben, und aus diesem Grunde dürfte es für Deutschlands junge Flotte nicht minder als für englische Flotten-Veteranen von Interesse sein, die gewaltigen Veränderungen in's Auge zu fassen, die seit 63 Jahren im Seekriegswesen eingetreten sind. — Canning nannte einen Kauffahrer mitsammt seinem Segelwerk und seiner Takelage einen Mechanismus von so hoher Vollendung, daß eine Verbesserung desselben gar nicht denkbar sei. Und von Lord Nelson erzählt man, daß er, von einem Fenster der „Blue Post“ (eines noch jetzt bestehenden Hôtels) in Portsmouth auf die vor Anker liegende Flotte hinausschauend, den Ausruf gethan habe: „Gott schütze die armen Leute die morgen, oder an irgend einem zukünftigen Tag, in Kampf mit dieser Flotte gerathen werden.“ Der große Seeheld konnte freilich nicht ahnen, daß sein schönstes Linienschiff von damals 60 Jahre später nicht in der Lage sein werde, sich einem unansehnlichen schwarzen Kiel aus Eisen zu nähern, der kaum über die Wasserfläche hervorragt, statt zahlreicher Stückpforten einen einzigen Drehthurm besitzt, und mit wenigen schweren Geschützen mehr Schaden anrichten kann, als ein halbes Dutzend von den alten hochbordigen Holzfregatten, die dazumal der Stolz der brittischen Flotte waren. Als im letzten amerikanischen Bürgerkrieg, somit 60 Jahre nach Trafalgar, ein berühmter amerikanischer Admiral gefragt wurde, was er wohl für das Wichtigste auf einem großen Kriegsschiffe halte, antwortete er: „Nächst einer guten Konstruktion tüchtige Maschinisten.“ Der ganze große Umschwung von Nelson bis auf Farragut spricht sich in dieser Antwort aus.

Greifbarer noch zeigt er sich in der Thatsache, daß in den nächsten Tagen eine ansehnliche Menge schöner englischer Kriegsschiffe wird versteigert werden, von denen einige noch vor zwanzig Jahren als das Vortrefflichste angesehen werden waren, was eine Werfte hervorbringen könne. Diese herrlichen, ehemals angestaunten Kolosse werden um den bloßen Holz- und Eisenwerth losgeschlagen, oder zum Theil vielleicht von kleinen südamerikanischen Staaten, die wohl eine Flotte haben möchten, aber kein Geld eine zu bauen besitzen, um Spottpreise erstanden werden. So wird unter den Marinevorräthen Englands aufgeräumt. Das Alte wird hinweggeworfen, ohne daß Jemand zu behaupten wage, daß das beste Neue schon gefunden sei. Die Kunst, den Wind zu berechnen und die Segel weise zu stellen, hat ihren Werth zum großen Theil verloren, und was an ihre Stelle getreten, hat im wirklichen großen Seekriege die letzte Probe noch lange nicht

Digitized by Google

bestanden. Werden im nächsten Seekampfe die Menschen oder die Maschinen den Ausschlag geben? Wird England oder ein anderer Staat aus ihm als erste Seemacht hervorgehen? Das sind Fragen, die sich heute vielen aufdrängen, die aber Niemand noch zu beantworten vermag.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Gera, 17. Okt., schreibt man der „D. A. Ztg.“: Von Zeit zu Zeit berichteten Korrespondenten norddeutscher Blätter, daß hier und dort eine Abtheilung des preußischen Generalstabs angekommen sei, um topographische Arbeiten oder Prüfungen vorzunehmen. Aber vielleicht hat noch keiner dieser Korrespondenten beobachtet, wie diese preußischen Generalstäbler arbeiten. Auch hier traf vor einigen Wochen eine Abtheilung des Generalstabes des 4. norddeutschen Bundesarmeekorps, 14 Offiziere nebst der entsprechenden Anzahl von Unteroffizieren und Gemeinen, mit 30 Pferden ein. Es bildet das schon eine ansehnliche Kavalkade, aber nur sehr Wenige aus dem Publikum werden ihre Ankunft bemerkt haben. Genug, sie waren da; und so still und so geräuschlos, wie sie gekommen waren, arbeiten sie auch. Am frühen Morgen ritten sie einzeln hinaus in die herbstlich nebelige Landschaft. Ich hatte Gelegenheit, auf einem Spaziergange die Thätigkeit Einzelner zu beobachten. Am äußersten Ende der Stadt steht das städtische Armenhaus, von wo aus sich verschiedene Wege durch Thalgründe ꝛc. abzweigen. Plötzlich taucht unter den Bäumen ein Husarenoffizier, einer der Generalstäbler, auf. Er zieht eine Karte hervor, prüft diese, indem er sie mit dem ihm vorliegenden Terrain vergleicht, macht sich eine Notiz und reitet weiter. Dort oben, weit, weit davon, nur mit einem scharfen Lorgnon erkennbar, reitet auf steiler Bergkante ein anderer Generalstäbler, ein Infanterieoffizier, die Karte in der Hand und links und rechts prüfende Blicke werfend. Aber wo sind die Uebrigen? Nach allen vier Himmelsgegenden hinausgeritten, ohne Wegweiser und Führer, durch Busch und Wald, nur ihre Karten in der Hand. Keiner von ihnen war je in der Gegend. Aber Schlag halb 1 Uhr Nachmittags trafen sie sich Alle bei Dürrenebersdorf, einem an der alten, ehemaligen Reichsstraße, die von Franken nach Sachsen führte, gelegenen Dorfe. Hier war das verabredete Rendezvous, und Jeder hat den richtigen Platz gefunden und war zur bestimmten Zeit da. Ebenso unbemerkt und vereinzelt, wie sie gekommen waren, ritten sie auch davon, um unweit der Stadt Roda, dem nächsten Bestimmungsort, wieder zusammenzutreffen.

Die deutsche Nordpol-Expedition findet einen herben Kritiker an einem Einsender unter dem Pseudonym „Borealis“ in der „Times“. Er äußert sich mit wissenschaftlicher Entrüstung über eine von deutscher Seite in den Zeitungen verbreitete Behauptung, daß die Expedition mit 81 Grad 5 Minuten die höchste Polarbreite erreicht, die bis jetzt in den Annalen der Forschung verzeichnet worden sei. Da sei Kapitän Scoresby, welcher auf seinen Wallfischfahrten „81 Grad 30 Minuten“ erreicht habe, und wären andere Entdeckungen als „Wallfische“ sein Zweck gewesen, hätte er noch viel weiter fahren können, denn er erwähne, sich zuletzt in offenem Wasser befunden zu haben. Ein Anderer, Kapitän Parry, sei 1827 bis „81 Grad 40 Minuten“ vorgedrungen und zwar auf dem Schiff, während die ausgesandten Boote ihren Weg noch viel weiter bis „82 Grad 45 Minuten“ hätten fortsetzen können. Viele Wallfischfahrer Englands hätten sich am 81. Grad herumgetummelt und Holländer hätten sogar am 82. Grade sich mit dem Fischfang abgegeben. Der Brief schließt: „Die deutsche Nordpol-Expedition bringt uns keine neuen Entdeckungen. Man ist einfach nur unter solche Theile der Polar-See zwischen Spitzbergen und Grönland gefahren, welche während der letzten zwei Jahrhunderte schon von holländischen und englischen Wallfischfahrern besucht worden sind. Ich halte es für eine Thorheit, daran zu denken, daß man den Nordpol auf einer Sommerreise erreichen könne. Man muß vielmehr den Winter in hoher Nordbreite zubringen, um bereit zu sein, im Frühling über das Eis die Reise fortsetzen zu können.“

Ein interessanter Rechtsfall wurde am verflossenen Samstag vor dem Strafgerichte des Klausenburger Komitats verhandelt. Der Angeklagte, ein Rumäne, ist beschuldigt, die Bewohner von Szent-Erzsébet betrogen zu haben, indem er von ihnen ein gewisses Getreidequantum als Tribut dafür erhob, daß er Hagel und Ungewitter von ihrem Hotter bannte. Aus der Schlußverhandlung ging hervor, daß die Gemeinde Szent-Erzsébet in Folge der häufigen Hagelschläge eine Volksversammlung abgehalten und aus dieser Sitzung eine Deputation in's Nachbardorf an den erwähnten Zauberer geschickt hatte, um ihn aufzufordern, die Wetter zu beschwören. Der Vertrag wurde abgeschlossen und bestand durch zwei Jahre, und wie die Erzeder behaupten, blieb während dieser Zeit ihr Hotter wirklich vom Hagel verschont. Allerdings war dies auch im vorigen Jahre der Fall, wo der Vertrag bereits abgelaufen war; die guten Leute lassen es sich jedoch nicht ausreden, daß sie dies dem Zauber zu verdanken haben, dessen Vater schon in dem Rufe stand, daß, wenn er sein Messer unter die Thürschwelle steckte, der Blitz mitten in seinem Laufe inne hielt, und daß, wenn er mit der linken Hand die Hexagabel in die Erde stieß,

Digitized by Google

ein Irrlicht wimmernd sich dort niederließ. Der Angeklagte, befragt, ob er an seine Zaubergewalt glaube, bejahte dies mit der Zuversicht eines Sehers, denn, sagte er, strengem Beten und Fasten vermag nichts zu widerstehen. Das Gericht konnte keine Schuld finden und entließ den Magier mit der Ermahnung, sich im Zukunft nicht in die Angelegenheiten des lieben Herrgotts zu mischen.

In den letzten Tagen wurden in Bremerhafen in Gegenwart des Vorstandes der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger auf der Weser und im Geestemünder Hafen Versuche mit dem von einem gewissen Herrn Mick, gegenwärtig Offizier auf dem Bremen-New-York-Steamer Arago, erfundenen Rettungsfloße gemacht, auf welchem der Erfinder derzeit in Begleitung von zwei anderen Seeleuten unter sehr stürmischem Wetter die Ueberfahrt von New-York nach London bewerkstelligte. Die Konstruktion des Floßes ist eine sehr einfache und praktische. Auf zwei aus starkem, wasserdichtem Stoffe gefertigten, an beiden Enden spitz zulaufenden Cylindern, welche mittels eines Ventils mit Luft angefüllt werden und eine Länge von circa 10 Fuß, einen Durchmesser von circa 1½ bis 2 Fuß haben, wird ein hölzerner mit einem beutelartig hängenden Segeltuch-Fußboden versehener Rahmen derart befestigt, daß das Ganze eine Schlittenform erhält. Am hinteren Theile des Rahmens wird ein Steuerruder eingehängt, in der Mitte ist ein Mast anzubringen. Quer über dem Rahmen liegen Bänke für die Ruderer. Das Floß kann durch Hinzufügung von neuen Cylindern und Rahmen auf das dreifache Maß vergrößert werden. Die Tragfähigkeit ist sehr groß, denn 12—16 Männer bemühten sich vergebens, durch Belastung der einen Seite des Rahmens mit ihrem Gewichte den Cylinder unter Wasser zu bringen; ebenso segelte das Floß bei heftigem Winde sehr sicher, lag hoch auf dem Wasser und ließ sich im Verhältniß leichter rudern, als das mit ihm probirende, mit 8 Matrosen bemannte Rettungsboot der hiesigen Station. Die obigen Versuche haben ergeben, daß das Floß die Eigenschaften besitzt, und als werthvolles Rettungsmaterial, namentlich an Bord von Auswandererschiffen, placirt zu werden. Bei der Elastizität der Cylinder geben dieselben bei dem heftigsten Anprall harter Gegenstände nach, ohne zu zerspringen, und ist das ganze Floß so leicht, daß es nicht nur sehr seichte Stellen passirt, sondern auch, wenn die Cylinder ihrer Luft entleert und der Rahmen auseinander genommen ist, von zwei Personen sehr bequem die weitesten Distanzen transportirt werden kann.

Die „Civilta Cattolica" bringt folgende statistische Angaben. Nach den Zivilregistern von Ostern 1867 bis Ostern 1868 betrug die Bevölkerung von Rom 217,378 Individuen, die sich auf 42,076 Familien vertheilten. Es kamen 1462 Heirathen vor. Es wurden geboren 2607 Kinder männlichen und 2512 weiblichen Geschlechts. Es starben 4948 Personen männlichen und 3991 weiblichen Geschlechts. In diesen Zahlen sind die Individuen mit begriffen, die außerhalb der Hospitäler an der Cholera gestorben sind und deren Zahl 1134 männlichen und 1041 weiblichen Geschlechts beträgt. Die Bevölkerung von Rom zählt 2228 Weltgeistliche (unter denen 29 Kardinäle, 28 Bischöfe, 1372 Priester, 799 Zöglinge der Seminarien und der geistlichen Kollegien), 2947 Mönche, 2191 Nonnen, 10,738 Militärs, 365 Gefangene, 488 Heterodoxe und 4600 Juden. Es gibt auf tausend Einwohner 23,44 Geburten und 40,10 Todesfälle.

Im Finanzdepartement in Washington sind über 700 Damen beschäftigt, die aus fast allen Staaten der Union stammen. Die meisten sind jung, wenige nur verheirathet. Ihr Hauptgeschäft ist das Zählen und Schneiden der Greenbacks. Sie erhalten 720 Dollars jährlich und haben täglich sechs Stunden Arbeitszeit. Sie arbeiten durchschnittlich sorgfältiger wie die Herrn, doch beklagen sich die Superintendenten sehr über das unaufhörliche, nicht zu unterdrückende Geplauder.

Wie die „Winterthurer-Zeitung" mittheilt, hat sich in Winterthur unter dem Namen „Aktiengesellschaft für Uhrenfabrikation" eine Gesellschaft gegründet, die im Gegensatz zu der Uhrenindustrie in den jüdischen Bergen die Uhrenwerke von Anfang bis zu Ende in demselben Lokale und unter bedeutend vermehrter Anwendung von Maschinen erstellen will. Das Aktienkapital beträgt eine halbe Million Francs.

Auflösung der Räthselfrage in Nr. 242:

Wo fängt die Geschichte an?
Wo die Fabel auf wird hören!
Man nicht mehr mit seiner Lüge —
Andere sucht zu bethören;
Doch bis dahin — braucht's von heut,
Immer noch geraume Zeit.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailand.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 252 Donnerstag, 29. Oktober 1868.

Des Spielers Weib.

(Schluß.)

Beim ersten Anblick des Mannes, der die schöne Blume zertreten, hatten sich die Herzen Rosa's und ihres Vaters frostig zusammengezogen, aber als sie diese Umarmung sahen, schmolz das Eis, und Beide weinten bitterlich.

Endlich lösten sich Harriett's Arme von seinem Halse und nun sahen sie sich mit einem langen tiefen Blicke an.

„Mein armer, armer Fred!“ sagte Harriett mit schwacher Stimme, als sie das von der Lampe beleuchtete, blasse, magere Gesicht betrachtete.

Aber Carlton sah nur ein Gesicht von überirdischer Schönheit. Die von Freude gerötheten Wangen, das glückselige Lächeln, das aus ihren schönen glänzenden Augen strahlte, verliehen ihr fast den Reiz der Jugend und er rief in leisem leidenschaftlichen Tone:

„Meine Einzigeliebte, sie haben mir gesagt, daß Du krank seiest, zum Sterben krank mein Engel — es ist nicht wahr! — Du wirst nicht von mir gehen — mich nicht verlassen! — Du bist zu schön — zu gut, Du darfst nicht sterben!“

Sie schüttelte den Kopf mit traurigem süßen Lächeln.

„Dann, Harriett,“ schrie er mit leidenschaftlicher Heftigkeit, „bin ich Dein Mörder! Wenn Du stirbst, so rufe ich den Himmel zum Zeugen, daß ich Dich getödtet und Dein Engelsherz gebrochen habe. Ja!“ und wandte sich hastig zu Rosa und dem Vater: „Flucht mir! Stoßt mich aus! — Ich bin der Elende, der ihr Leben zerstört hat! Ihr habt Recht, meinen Namen zu verfluchen!“

„Fred, Fred! Sei nicht so außer Dir! Das macht mich unglücklich! Du warst es nicht, der meinen stolzen Geist gebeugt hat, sondern Gott, — damit er für den Himmel bereitet würde, zu dem er bald emporsteigen wird. Vater, Rosa, redet ihm zu, beruhigt ihn, sagt ihm, daß Ihr ihm verzeiht, wie Ihr mir verziehen habt.“

Mark Hetham faßte seine Hand und beschwor ihn um ihretwillen, die sie ja Beide so sehr liebten, ruhig zu sein.

„Ja mein Vater will uns verzeihen, uns segnen. Und Rosa! Ach laß mich, meine Schwester, in Deinen Armen sehen. — Ja, nun bin ich glücklich, denn ich scheide in dem Gedanken, daß Ihr Euch unter einander lieben werdet.“

„Aber jetzt mein theurer Vater, meine geliebte Schwester,“ fuhr sie nach einer Unterbrechung fort, „noch einen Kuß, und dann laßt mich mit Fred allein. Ich habe keine Zeit zu verlieren und doch noch so viel, so unendlich viel zu sagen.“

Die Gatten blieben allein.

Lange Zeit hörte man nichts, als das leise Murmeln Fred's der Harriett fest umschließend, als dürfe sie ihm Niemand rauben, sich in herzzerreißenden Worten der Liebe und Selbstanklage ergoß, bis er gänzlich erschöpft, von innerer gewaltiger Aufregung, still am Bette niederkniete. Eine Pause trat ein, bald aber wurde sie von einer anderen Stimme unterbrochen, die zuerst kaum vernehmbar, nach und nach immer lauter und klarer wurde, so daß die im Nebenzimmer Befindlichen sich einander fragend ansahen, ob es gut sei, die Kranke so fortsprechen zu lassen. Dennoch wagte es Keines, die feierliche Unterhaltung zu stören.

Es wurde später und später und immer noch floßen die Worte der Kranken ununterbrochen, denn ihre heilige Mahnung legte dem sonst so beredten Manne Schweigen auf. In dauervoller demüthiger Zerknirschung hörte er der schon Halbverklärten zu, wie sie ihn beschwor, die Sünde zu fliehen und Gottes Gesetzen zu folgen.

Plötzlich aber entstand eine Pause, der eine verhängnißvolle Stille folgte.

Der Pfarrer und Arthur traten ins Zimmer, Mark Hetham und Rosa blieben mit klopfenden Herzen zurück, doch Arthur kam augenblicklich wieder und sagte mit erstickter Stimme: „Kommt!“

Als sie eintraten, drang ein tiefer herzzerreißender Seufzer in ihre Ohren. Er kam von dem unglücklichen Gatten, an dessen Herzen die Sterbende friedlich gebettet lag. Ein himmlisches Lächeln durchbrach die Todesschatten, die sich allmälig über ihr Gesicht verbreiteten.

Der Vater und die Schwester nahmen jedes eine der feuchten Hände, die sich fest um die Ihrigen schloßen.

Digitized by Google

Der Pfarrer sprach das Sterbegebet, doch ehe er es vollendet hatte, hörte man einen leisen Seufzer. Das treue Herz war gebrochen, der liebende Geist entflohen!

* * *

Sie nahmen die Entseelte aus den sie noch fest umschließenden Armen des Gatten, der halbbewußt Alles mit sich geschehen ließ.

* * *

Wieder lag auf dem Schlosse Hetham die dumpfe feierliche Stille, die ein Begräbniß zurücklässt.

Noch am selben Abend ließ der nun verwittwete Fred Carlton den Pfarrer um eine Unterredung auf sein Zimmer bitten. Als er eintrat, sah der Erstere, der den Kopf gestützt dasaß, auf, und reichte ihm einen offenen Brief entgegen.

„Wollen Sie die Güte haben," sagte er, „und Mark Hetham mit dem Inhalt bekannt machen! Er wird daraus ersehen, daß ich seines großmüthigen Beistandes, den er mir bei dem schwierigen Ordnen meiner Geschäfte anbot, und den ich so wenig verdiene, jetzt nicht mehr bedarf."

Mr. Clifton überflog den Brief und fand zu seinem großen Erstaunen, daß ein vor Kurzem verstorbener Freund Fred's, demselben die Hälfte seines enormen Vermögens vermacht hatte.

„Ich fühle mich dafür", fuhr Fred in demselben gleichgültigen, lethargischen Tone fort, der einen schneidenden Kontrast zu der früheren, frohen Lebhaftigkeit, mit der er ein solches Ereigniß würde aufgenommen haben, bildete, „zu innigem Danke verpflichtet. Ja, zum Danke, denn es enthebt mich Erstens der Nothwendigkeit, Mark Hetham's Güte zu beanspruchen, und dann kann ich auch allen Forderungen gerecht werden, und in meinem Vaterlande bleiben. Ich habe die Absicht, morgen nach London zu gehen und meine Geschäfte zu ordnen, worauf ich dann einen Plan für meine Zukunft entwerfen werde. Wollen Sie die Güte haben, lieber Herr, meine Freunde mit diesem Vorhaben bekannt zu machen. Es wird für alle eine Erleichterung sein, denn meine Gegenwart läßt ihr Wunde nicht heilen und kann nur ihren Schmerz nähren, sagen Sie ihnen an meiner Statt Lebewohl. Danken Sie ihnen für die Güte und Nachsicht, die sie mit mir gehabt haben und deren ich so unwürdig war. Sagen Sie ihnen, daß mein Geist im Augenblicke zu sehr von Kummer und Reue gebeugt ist, um irgend eine Theilnahme ertragen zu können. Wenn wir uns später wieder einmal sehen sollten, bin ich vielleicht besser im Stande sie zu würdigen."

Fred Carlton führte seinen Entschluß aus und verließ den nächsten Morgen, ohne Jemand außer Anny zu sehen, von der er Abschied nahm, ein Haus, in dem er so viele Thränen hervorgerufen hatte.

Es blieb für die Familie, die die heiße Sorge der Verklärten um ihren Gatten gesehen hatten, eine heilige Aufgabe, demselben, wo sie konnten, zu helfen und beizustehen.

Wenige Tage nach der Abreise folgte ihm Arthur mit herzlichen Grüßen von Mark Hetham nach London. Er erkundigte sich theilnehmend nach den Plänen, die er künftig vorhabe, und bot ihm an, die Familie auf einer Reise nach dem Kontinent, die sie zur Erholung der angegriffenen Gesundheit des Vaters und seiner Frau machen wollten, zu begleiten, oder, wenn er es vorzöge, einstweilen das Schloß Hetham zu beziehen.

Aber beide Anerbietungen schlug er dankbar aus; Einsamkeit sei jetzt für ihn das Beste, das einzige Mittel seinen niedergedrückten Geist wieder aufzurichten. Aber nicht in Hethamschloß könne er sie suchen, dort würden die Erinnerungen ihm nur neuen Schmerz bereiten.

* * *

Fünf Jahre später, als an einem Herbstabende ein kräftiger Mann, an dem Arm eine blühende reizende Frau, an der anderen Hand einen etwa vierjährigen Knaben führend, durch die uns bekannten Laubgänge vor Hethamschloß nach der Terrasse zurückkehrte, kam diesen ein stattlicher Greis von etlichen sechzig Jahren mit einem Zeitungsblatt entgegen, das er dem Paare mit den Worten hinreichte:

„Hier Arthur, lies es Rosa vor, daß ein sturmbewegtes Leben sein Ende erreicht hat!"

Es war die Anzeige, daß Fred Carlton, welcher in einer der in Indien stehenden Regimenter getreten, bei einem heftigen Gefechte seinen Tod gefunden habe.

Aus dem Feldzuge des Jahres 1866.

Das Treffen bei Kissingen am 10. Juli 1866

vom preußischen General A. v. Göben. Darmstadt, Verlag von Zernin.

Nach der hannoverschen Episode setzte sich die preußische Main-Armee, aus den Divisionen Manteuffel, Goeben und Beyer bestehend, unter dem Oberbefehl des Generals Vogel von Falkenstein am 1. Juli schon aus der Gegend von Langensalza gegen Fulda in Bewegung. Die Vereinigung des VII. und VIII. Bundes-Armeekorps, welche der Main-Armee zusammen um das Doppelte überlegen, zu hindern, um dieselben einzeln angreifen zu können, war die nächste Aufgabe der preußischen Führung.

Nach den Verlusten bei Langensalza und Abgang durch Krankheit konnten die 42 Bataillons, 22 Eskadrons, 16 Batterien (97 Geschütze, worunter 49 ge-

Digitized by Google

zogene) und 2 Pionierkompagnien der Main-Armee nur höchstens 43,000 Combattanten zählen.

Durch das Gefecht bei Dermbach am 4. und die am 5. Juli in Erwartung einer Schlacht vorgenommene Konzentrirung der Armee wurden die Bewegungen auf Fulda zwar verzögert, jedoch erreichte am 6. die Division Beyer die Stadt Fulda. Die Divisionen Goeben und Manteuffel bezogen bei Marbach und Hünfeld Kantonnements. Das eintreffende Füsilier-Bataillon Lippe-Detmold wurde Goeben zugetheilt. Noch am 6. und 7. Juli eingehenden, im Allgemeinen unsicheren Nachrichten hatte das VIII. Korps, welches zur Vereinigung mit den Bayern bereits bis in die Gegend von Fulda gelangt war, den Rückmarsch gegen Frankfurt angetreten. Die Bayern, zur Befreiung der Hanoveraner schon bis an den Thüringer Wald vorgeführt, waren auf dem Rückmarsch gegen Neustadt und Kissingen begriffen.

So war die fast schon vollbrachte Vereinigung der beiden Bundes-Armeekorps durch einen divergirenden Rückzug gegen den Main verhindert; der hiedurch erreichte Vortheil mußte rasch ausgebeutet werden.

Wenn man auch der Führung und der Marschfähigkeit der preußischen Truppen volle Anerkennung zollen muß, so kann man doch nicht zugeben, daß diese mißlungene Vereinigung den preußischen Operationen allein zuzuschreiben ist.

Die nachtheiligen Folgen der dem bayerischen Hauptquartier wider Willen vorgeschriebenen Märsche zur Befreiung der Hannoveraner, welche sich leicht durchschlagen konnten, wenn Wille und Energie nicht gänzlich hierzu gefehlt hätte, sind schon hinlänglich dargelegt worden. Das eigenmächtige Zurückgehen des Prinzen Alexander mit dem VIII. Korps auf Frankfurt nach der Katastrophe von Königsgrätz, ungeachtet des Befehles des bayerischen Feldmarschalls, die Verbindung über Brückenau und Kissingen herzustellen, um den Rückzug der Bayern auf die Linie Neustadt-Bischofsheim zu decken, hat das Vorgehen der Main-Armee wesentlich erleichtert. Ganz unbehelligt während dreier Tagmärsche konnte sich die Main-Armee mit ganzer Kraft auf die Bayern werfen, ohne daß nur Detachirungen gegen das VIII. Korps nothwendig wurden.

Damit ja diesem aus 5 Kontingenten bunt zusammengesetzten Korps ein Vergleich mit der „Reichs-Armee" aus guten alten Zeiten noch mehr erleichtert wurde, mischte sich auch noch die hohe Bundesversammlung — als würdiges Ebenbild des alten Reichstages — in diese an Frictionen aller Art so gesegnete Kriegführung. Als der bayer. Feldmarschall am 7. noch die Umkehr des VIII. Korps verlangte, wurde Prinz Alexander in seinem Vorsatze die Bundesarchive und die Schätze Frankfurts zu sichern — durch diese besorgte Versammlung noch bestärkt.

Am 5. und 6. Juli ging auch die badische Division unter dem Prinzen Wilhelm von der Lahn hinter die Rhön zurück, welches Verhalten selbst Prinz Alexander mißbilligte und die Division wieder nach Friedberg vorbeorderte.

Durch diese verschiedenen Differenzen in der süddeutschen Führung begünstigt, konnten die Preußen am 7. auch einen Rasttag halten und genossen vollständige Ruhe in ihren Kantonnements.

Am 8. Juli setzte sich die Mainarmee auf Schweinfurt in Marsch, da man die Bayern erst hinter dem Main zu treffen glaubte.

Die Division Beyer sollte von Schlüchtern über Bad Brückenau, Hammelburg, Euerdorf am 11. bei Schweinfurt eintreffen. Beyer hatte daher am ersten Tage einen vollen Marsch in der Richtung auf Frankfurt auszuführen, durfte erst am 9. auf Schweinfurt ausbiegen und sollte zur weiteren Täuschung des VIII. Korps, dessen Nachhut bei dem eiligen Rückzuge nicht einmal mehr getroffen worden konnte, auch noch gegen Gelnhausen zu demonstriren. Goeben sollte über Döllbach, Motten, Geroda, Kissingen auch am 11. vor Schweinfurt stehen. Manteuffel wurde vor Fulda über Stadt Brückenau, Waldaschach, Kissingen und Oerlenbach auf Schweinfurt dirigirt.

Am 9. fanden die vorstreifenden Husaren Goebens die Dörfer Platz und Waldfenster von schwachen bayer. Detachements besetzt, welche sich Nachmittags auf Kissingen zurückzogen.

Die Nachrichten über die Bayern am 9. waren nur schwankend. Nach den Aussagen von Gefangenen und Einwohnern war eine stärkere Abtheilung aller Waffen bei Kissingen eingetroffen, während nach Hammelburg namentlich Kavallerie, ja sogar die Hauptmacht marschirt sein sollte. Auch bei Bischofsheim wurden feindliche Truppen gesehen. So stand die Möglichkeit eines Kampfes schon an der Saale statt am Main in Aussicht. Wiewohl süddeutsche Blätter der Meinung huldigten, daß die preußische Führung einen großen Theil ihrer Erfolge den guten Nachrichten zu verdanken hatte, war das Nachrichten-Wesen bei der Mainarmee eigentlich schnell bestellt. Bei den rapiden Bewegungen erwiesen sich die Berichte der Spione meist veraltet und nutzlos. Dagegen lieferten die meistens höchst unbedachten und daher eifrigst durchforschten Notizen süddeutscher Zeitungen oft Material zu verschiedenen Kombinationen.

So kann die bayerische Armee die sichere Ueberzeugung gewinnen, daß ein gewisser Theil der vaterländischen Presse nicht nur durch höchst aufreizende Artikel die Moral der Truppen erschüttert, sondern auch durch unbesonnene Mittheilungen dem Feinde willkommenes Material geliefert hat; eine ernste Mahnung im Kriege die Presse in Bezug auf militärische Nachrichten einer strengen Ueberwachung zu unterziehen. Man kann nicht behaupten, daß norddeutsche Journale sich ähnliche Mißgriffe zu Schulden kommen ließen. — Hauptsächlich war es der Kühnheit und Thätigkeit der preuß. leichten Kavallerie zu verdanken, daß die Uebermacht der süddeutschen Kavallerie, welche ihrem traditionellen

Digitized by Google

Ruf als vortreffliche Avantgarde-Kavallerie aus den Napoleonischen Kriegen nicht mehr entsprach, nie so fühlbar wurde.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Schwinden der Gletscher.] Ueber das allmälige Abschmelzen der Gletscher, ein Faktum, welches namentlich jetzt, wo Viele in ihm den Grund zu den gewaltigen Ueberschwemmungen der letzten Tage sehen, neues Interesse gewinnt, bringt ein Aufsatz von Herrn Rey de Morande, welcher in der „Suisse radicale“ besprochen wird, bemerkenswerthe Aufschlüsse. Die Arbeit verbreitet sich speziell über die Gletscher in Savoyen. Alle Personen, die Jahr für Jahr Gelegenheit haben, das Chamounnithal zu besuchen, machen die Wahrnehmung, daß die zwei Hauptgletscher dieses Thales, „la mer de glace“ und „les glaciers de Bossons“, in merkwürdiger Progression zurückweichen. Personen, die in längeren Zwischenräumen das Thal besuchen, fällt diese Erscheinung noch mehr auf und ein Einwohner des Thales hat versichert, daß das Abschmelzen des Eises seit 41 Jahren immer zugenommen hat. Mit dem Abnehmen der Gletscher auf der Nordseite des Montblanc steht in einem merkwürdigen Kontrast die Zunahme des Eises auf der Nordseite des Monte Rosa. Es folgt daraus, daß die Oscillationen der Gletscher nicht einem allgemeinen Gesetze folgen, sondern von mehr lokalen Ursachen abhängig sind. Speziell für das Chamounix kann eine solche Ursache gefunden werden in dem Steigen der mittleren Temperatur in Hochsavoyen. Ein Abbé Baullet hat dieses Steigen konstatirt und thermometrischen Beobachtungen, die er seit dem 1. Jan. 1830 angestellt; er führt die Milderung des Klimas auf vier Ursachen zurück: auf die Abholzung, das Umbrechen des Bodens, die Oeffnung von Straßen und Wegen und die Ausrottung einer großen Anzahl von Hecken. Hauptgrund der zunehmenden Temperatur sei immerhin die Entholzung der Gebirge von Holz; das Abholzen wäre demnach nicht blos unmittelbar, sondern auch mittelbar als Ursache des Gletscherschmelzens, Schuld an den hereingebrochenen Ueberschwemmungen.

Aus Hannover wird vom 22. Okt. gemeldet: Großen Mißmuth hat es hier hervorgerufen, daß durch eine Verfügung des Kultusministeriums, das Lesebuch des Schullehrers Fillgge für die Volksschulen monopolisirt worden ist. Die Ztg. für Nordd. gibt aus diesem Buche folgende für seinen Geist bezeichnende Probe: Veit. Der Veit ist einmal aufgestanden und hat nicht gebetet. Da ist er ausgerutscht und die Treppe hinuntergefallen und hat seinen Kopf hart angeschlagen. Und da er vor das Schlachterhaus gekommen ist, da ist ein großer Schlachterhund herausgerumpelt mit einem gestohlenen Stück Fleisch im Maul und hat den Veit in die Gosse geworfen. Da ist eine alte Frau gekommen und hat ihn mit ihrer Schürze abgeputzt und gesagt: „Veit, Veit, Du hast gewiß nicht gebetet!“ Also ist der Veit heimgegangen und hat sich ausgezogen und noch einmal in's Bett gelegt und gebetet. Da hat der Herr Schullehrer zu ihm gesagt: „Veit warum kommst Du so spät?“ Da hat der Veit gesagt: „Ich habe das Beten vergessen gehabt und habe mich noch einmal in's Bett legen müssen.“ Da hat der Lehrer gesagt: „So will ich Dich auch nicht auf das Strafbänklein setzen; aber vergiß das Beten nimmer wieder.“ Die „sogenannten Klassiker“ sind folgendermaßen in dem Lesebuche vertreten: Schiller mit 1 Gedicht, Goethe mit 2, Rückert mit 2, Uhland mit 4; dagegen sind Josephson's „Brosamen“ sehr zahlreich vertreten.

[Merkwürdiges Hasenfutter.] Der Wildprethändler Rathgeber in Mainz bezog vor einigen Tagen aus der Gegend von Rastheim eine Partie Hasen. In den Magen eines dieser Thiere, das, wie die andern alle, geschossen war, fand Herr Rathgeber beim Ausnehmen zwei mit Kordel aneinander gebundene Schlüssel, augenscheinlich Kassenschlüssel, zu einem größeren Geldschrank. Schlüssel und Kordel sind gut erhalten und werden im „Rothen Haus“ dahier, wo der Hase zum Frühstück verzehrt wurde und wo die seltsame Erscheinung Gegenstand lebhafter Unterhaltung und weitgehendster Vermuthungen war, dem gut legitimirten Eigenthümer zurückerstattet.

Aus Nürnberg, wird vom 23 Okt. gemeldet: In öffentlicher Sitzung des Magistrats ist folgende Thatsache bekannt gegeben worden: Ein Mädchen aus einer nordpreußischen Stadt wurde im hiesigen Krankenhause verpflegt und vom Magistrat Rechnung über die erwachsenen Kosten (einige 30 Gulden) an deren Heimathsgemeinde geschickt. Von dort kam die Rechnung unbezahlt hierher zurück, mit der Bemerkung, sie könne nur bezahlt werden, wenn die Forderung in preußischen Thalern ausgedrückt sei, da man sonst den Betrag der Liquidation nicht genau ermessen könne.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 253 Freitag, 30. Oktober 1868.

Aus dem Feldzuge des Jahres 1866.

Das Treffen bei Kissingen am 10. Juli 1866 vom preußischen General A. v. Göben. Darmstadt, Verlag von Jernin.

(Schluß.)

Am 10. Juli wurde der weitere Vormarsch auf Schweinfurt angeordnet. Beyer sollte mit dem leichten Feldbrückentrain der Division Goeben nach Hammelburg, Goeben unter Sicherung des Defilees von Euerdorf nach Kissingen, Manteuffel mit der Avantgarde bis Waldaschach marschiren. Das Hauptquartier war nach Kissingen bestimmt.

Nach der erstbesagten Disposition sollte Manteuffel den Marsch auf Waldaschach aber aufgeben und Göben nach Kissingen folgen, wohin auch die Pionier-Kompagnie mit dem Brückentrain statt nach Hammelburg dirigirt wurde. Goeben erhielt von diesen Abänderungen durch einen nicht erörterten Zufall keine Nachricht, konnte daher die daraus hervorgehenden Vortheile nicht benützen. Der Oberbefehlshaber v. Falkenstein schloß sich Beyer gegen Hammelburg, wo man die bayerische Hauptmacht vermuthete, an und traf erst gegen Abend in Kissingen ein.

Die Division Goeben zählte, in die drei Brigaden Kummer, Wrangel und Treskow formirt, 16 Bataillone, 9 Eskadrons, 31 Geschütze und 1 Pionier-Kompagnie.

Die durchschnittliche Stärke der 12 westphälischen Bataillone war höchstens 880 Mann, der 3 posen'schen Bataillone kaum 750 Mann, während das Bataillon Lippe 940 Mann zählte. Goeben konnte daher 13,750 Hinterlader in Aktion bringen.

Bei Beurtheilung sämmtlicher Gefechte ist nicht nur die gegenseitige Anzahl der Bataillone, sondern deren Stärke wohl in Betracht zu ziehen, denn die schwachen bayerischen Bataillone konnten bei Kissingen nur mit wenig über 600 Vorderladern den stärkeren, mit Zündnadelgewehren bewaffneten preußischen Bataillonen gegenüber auftreten.

Während des ganzen Feldzuges hatte man Gelegenheit genug, sich zu überzeugen, daß Kavalleriemassen und große Batterien die preußische Ueberlegenheit an Zündnadel-Infanterie niemals ausgleichen konnten. Es hatte sich die Vernachlässigung der Infanterie, welche durch Reduktion der Cadres, Herabsetzung der Präsenzzeit und des Effektivstandes die Mittel für die stets bevorzugten berittenen Waffen liefern mußte, bitter gerächt.

Die Bayern hatten mit der Division Zoller und der Reservekavallerie an der Saale Stellung genommen, um die am 10. beabsichtigte Konzentrirung der Armee in der Gegend von Poppenhausen zwischen Kissingen und Schweinfurt zu decken. Der bayerische Plan, in dieser konzentrirten Stellung den Feind zu erwarten oder nach dem Ueberschreiten der Saale — welche durch Arrièregarden nur vertheidigt werden sollte — die getrennt vorgehenden preußischen Kolonnen anzugreifen, wurde später geändert, und ein Festhalten Kissingens befohlen. — Bei der ganz kategorischen Weisung des bayerischen Feldmarschalls an das VIII. Korps, wieder nach Schlüchtern vorzugehen und auf der Bahn mindestens 1 Brigade nach Gemünden zu senden, konnte das bayerische Hauptquartier wohl nicht erwarten, daß die preußische Main-Armee ohne bedeutende Detachirungen in ihrer vollen Stärke an der Saale zu erscheinen vermochte.

Der bayerische General Zoller stand mit 9 Bataillonen, 12 Eskadrons und 16 Geschützen bei Kissingen; Fürst Taxis mit 5 Bataillonen, 16 Eskadrons und 20 Geschützen bei Hammelburg. Die Division Feder — 7 Bataillone, 3 Eskadrons und 8 Geschütze — wurde von Männerstadt nach Kissingen beordert. Die Division Stephan war noch auf dem Marsche von Neustadt nach Männerstadt. Die Division Hartmann stand halbwegs zwischen Schweinfurt und Kissingen bei Pfersdorf, wohin sie früh von Männerstadt aus abmarschirte.

Kissingen selbst wurde von 8 Bataillons und 2 Kompagnien, 4½ Eskadrons und 18 Geschützen und Friedrichshall, Hausen und Waldaschach von Detachements besetzt.

Goeben beschloß nach den Rekognoszirungen die Division auf Garitz zu führen und detachirte zugleich nach Friedrichshall und Euerdorf, welchen letzteren Ort das bayerische Detachement räumte.

Um halb 10 Uhr Morgens kam das Avantgardebataillon der von Garitz vorrückenden preußischen Brigade Kummer in feindliches Geschützfeuer, eilte aber

Digitized by Google

ogleich vorwärts, um die auf diesseitigem Ufer liegende Vorstadt zu besetzen. Die Hauptbrücke war verbarrikadirt — die Nebenbrücken abgetragen, es entspann sich ein lebhaftes Plänklergefecht der auf beiden Ufern eingenisteten Schützen, während über die Stadt hinweg ein heftiges Geschützfeuer begann.

Da an der Hauptbrücke der Uebergang nicht zu forciren war, wurde General Wrangel angewiesen, rechts über den Altenburg-Berg vorzugehen, den Uebergang unterhalb der Stadt zu versuchen, um zu einem umfassenden Angriffe schreiten zu können. Der Pontontrain, deffen Anwesenheit nicht bekannt, konnte nicht verwerthet werden. Die Brigade Kummer sollte das Feuergefecht unterdessen fortführen, und erst den Uebergang forciren, wenn Wrangel von der anderen Seite in die Stadt eingedrungen wäre.

Um halb 11 Uhr hatten sich die Plänklerschwärme Wrangels nach Ueberschreitung des Altenburg-Berges an der nach Hammelburg ziehenden Chaussee festgesetzt, und waren über die Saale hinüber mit den bayerischen Plänklern im Gefechte. Auf einem schmalen Fußsteg bei der Liebes-Mühle, welcher nicht vollständig zerstört war, gingen die preußischen Plänkler und nach denselben die Bataillone selbst auf das andere Ufer über.

Die Bayern wurden von dem Stationsberge und der Bodenlaube vertrieben. In Kissingen tobte jetzt ein erbitterter Straßenkampf, nachdem auch die Brigade Kummer über die Hauptbrücke vorgegangen und die Preußen von beiden Seiten in die Stadt eingedrungen waren. Die Bayern wurden nach großem Verlust nach dem östlichen Ausgange hingedrängt.

Um 1 Uhr Mittags war Kissingen vollständig genommen. Die Bayern hatten sich aber hinter der Stadt wieder gesetzt und den erhöhten, mit Mauern umgebenen Kirchhof zur Vertheidigung eingerichtet und stark besetzt. Nach hartnäckiger Vertheidigung brach sich die tapfere bayerische Besatzung unter schwerem Verluste mit dem Bayonett Bahn durch die von allen Seiten anstürmenden Preußen.

Nach der Erstürmung Kissingens mußte die preußische Offensive inne halten, indem die Reserve über die Saale herübergezogen und der gelockerte taktische Verband nach diesem Straßenkampfe wieder hergestellt werden mußte.

Die Bayern hatten hinter der Stadt bei Winkels, an den Sinnberg und die Winterleithe gelehnt, wieder Stellung genommen, mußten daher vertrieben werden, um die nach Rüdlingen vorliegenden Höhen zu besetzen. Nach einem heftigen Widerstande wurden die Bayern in der Front und linken Flanke angegriffen, geworfen, Winkels besetzt, und um halb 4 Uhr war die Höhenreihe genommen.

Unterdessen hatten die Bayern Hausen, Friedrichshall und Waldaschach geräumt, und schienen somit auf allen Punkten auf Männerstadt im Rückzuge begriffen. Da Flanken- oder Rückenangriffe zu besorgen standen, befahl Goeben über den Abschnitt von Rüdlingen nicht mehr vorzugehen.

Manteuffel traf, seinem Korps vorauseilend, in Kissingen ein. Sein Marsch nach Waldaschach war aufgegeben, sein Gros konnte aber erst gegen Abend in Kissingen eintreffen. Der Kampf schien zu Ende und und nach 5 Uhr sollten eben die Vorposten abgelöst werden, als die bayerische Division Stephan von Männerstadt her unvermuthet zum Angriffe überging, Rüdlingen erstürmte, die Preußen vom Sinnberg vertrieb, den Schlegelsberg aber nicht vollständig besetzen konnte.

Auch die auf der Straße nach Schweinfurt stehende bayerische Division Hartmann hatte den Befehl vom Feldmarschall erhalten auf Kissingen zu marschiren. In Folge von Irrungen, durch anderweitig ihr zugehende und später eintreffende Weisungen veranlaßt, kam dieser Befehl jedoch nicht zur Ausführung. Die Division blieb bei Oerlenbach und die Mitwirkung derselben bei der von der Division Stephan unternommenen Offensive blieb aus.

Wir begegnen hier einer jener kritischen Situationen, wie sie in den verschiedensten Kriegen schon vorgekommen und zu deren richtiger und leidenschaftslosen Beurtheilung man sich in die fragliche Zeit zurückversetzen, und sich die widersprechenden Faktoren vergegenwärtigen muß. Die Ordre des Feldmarschalls traf erst gegen halb 5 Uhr ein, wenige Minuten später kam aber aus Männerstadt eine vom Generalstabs-Souschef gleichfalls im Namen des Höchstkommandirenden ertheilte Weisung an, welche das Festhalten bei Poppenhausen verlangte.

Abgesehen von der Kollision dieser Befehle war bei der Entfernung vom Gefechtsfelde und der beträchtlichen Strecke, auf welcher die Division vertheilt war, ein rechtzeitiges Eingreifen nicht mehr zu erwarten. — Die Straße nach Schweinfurt mußte aber jedenfalls gedeckt werden. General Hartmann verblieb in der Stellung und hat hierdurch den Rückzug der bayerischen Armee am folgenden Tage noch gedeckt, indem die Preußen bis 11. Mittags noch in Unzewißheit über die einzuschlagende Richtung bei der Verfolgung waren.

Es kann daher bei einer unparteiischen Beurtheilung dieses Momentes weder von Ungehorsam noch Verrath die Rede sein und dürfte der Grund zu solcher leidenschaftlichen Behauptungen wohl mehr in nicht edlen persönlichen Motiven, als in einem glühenden Patriotismus zu suchen sein.

Als sich die von dem überraschenden Angriffe der Division Stephan zurückgeworfenen Preußen bei Winkels in einer Aufnahmsstellung wieder gesammelt hatten, ging Wrangel sofort zum Angriffe über. Mit großem Verluste wurden die Bayern vom Schlegelsberg — nach hartnäckigem Widerstande auch vom Sinnberg vertrieben — mit einbrechender Dämmerung war

Digitized by Google

Höhenzug wieder vollständig in preußischem Besitze. Die Bayern zogen sich jenseits Rödlingen zurück.

Verluste an Todten, Verwundeten, Vermißten:

Division Goeben	36 Offiziere	861 Mann,
Bayern	51 Offiziere	1163 Mann.

Der gegen die anderen Gefechte des Mainfeldzuges unverhältnißmäßig große preußische Verlust erklärt sich aus der äußerst hartnäckigen Vertheidigung, und wurde noch durch das unvermuthete Eingreifen der bayerischen Division Stephan um die Hälfte gesteigert.

Der Munitionsverbrauch der preußischen Bataillone ungeachtet der Hinterlader war gering, während sich bayerische Abtheilungen verschossen hatten. Gegenüber den geschulten preußischen Bataillonen ist der Umstand wohl zu beachten, daß die bayerischen Bataillone aus ein Sechstel erst im April eingestellten Rekruten bestanden, bei einer mangelhaften Organisation und sehr reduzirten Cadres auch noch Chargen an die Reservebataillone abgeben mußten, wodurch die Gefechtsübung erschwert und die äußerste Hingebung der Offiziere nothwendig wurde. Der große Verlust an Infanterie-Offizieren, besonders Kompagniechefs während des ganzen Feldzuges ist aus diesen Frictionen wohl zu erklären.

Die Wirkung der gezogenen Batterien waren auf beiden Seiten wegen zu großer Schußdistanzen auffallend gering.

Noch am 10. Abends befahl Vogel von Falkenstein für den 11. den Marsch gegen Schweinfurt. Manteuffel brach um 6 Uhr nach Kissingen auf — Goeben sollte als Reserve um 11 Uhr folgen — Beyer, welcher Hammelburg genommen, wurde auch auf Schweinfurt dirigirt.

Ueber die Rückzugslinie der bayerischen Hauptmacht war man aber sehr in Zweifel. Diesseits Münnerstadt standen bayerische Truppen in Gefechtsbereitschaft — die Division Hartmann war noch immer bei Oerlenbach. Es wurde hierdurch eine nachdrückliche Verfolgung gehemmt, denn es mußte Manteuffel sich erst über die bayerische Stellung orientiren. Beyer wurde angewiesen, demselben auf Münnerstadt oder Schweinfurt zu folgen, Goeben wurde aber einstweilen bei Kissingen festgehalten. Bis Mittag dauerte diese Ungewißheit im preußischen Hauptquartier. Manteuffel hatte Oerlenbach erreicht, — seine Kavallerie bis Poppenhausen vorgeschoben und wollte auf Schweinfurt marschiren, wozu ihm Beyer als Reserve folgen sollte.

Um 2 Uhr Nachmittags traf ein Telegramm Moltke's ein, welches für die voraussichtlichen Waffenstillstandsverhandlungen auf Grundlage des **status quo** die faktische Okkupation der Länder nördlich des Mains anordnete.

Der Rechtsabmarsch der Mainarmee nach Frankfurt wurde beschlossen. Um 3 Uhr war die Division Goeben auf Hammelburg in Marsch, am 12. in Lohr, überstieg am 13. den Spessart und rückte stets vom Kriegsglück begünstigt, nach den Gefechten von Laufach und Aschaffenburg am 16. Juli Abends in Frankfurt ein.

Manuigfaltigkeiten.

In der „Grazer Tagespost" theilt der k. k. Hauptmann Peter Hüttenbrenner, der Sohn des berühmten Tondichters Anselm Hüttenbrenner, einen Brief seines Vaters mit, den dieser über die letzten Momente von Beethoven's, die in der musikalischen Welt so verschieden erzählt werden, an den Konsul der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Wien, A. W. Thayer, geschrieben. Die wesentlichsten Stellen desselben lauten: „Als ich am 26. März 1827 gegen 3 Uhr Nachmittags in Beethoven's Schlafzimmer trat, fand ich da den Herrn Hofrath Breuning, dessen Sohn und die Frau von Beethoven, Gattin des Johann von Beethoven, Gutsbesitzers und Apothekers aus Linz, dann meinen Freund Joseph Tellscher, Portraitmaler. Ich glaube, daß auch Herr Professor Schindler anwesend war. Genannte Herren verließen nach einer Weile den mit dem Tode ringenden Tondichter und hegten wenig Hoffnung, ihn bei ihrer Wiederkehr noch lebend anzutreffen. In den letzten Lebensaugenblicken Beethoven's war außer der Frau von Beethoven und mir — Niemand im Sterbezimmer anwesend. Nachdem Beethoven von 3 Uhr Nachmittags an, da ich zu ihm kam, bis nach 5 Uhr röchelnd im Todeskampfe bewußtlos dagelegen hatte, fuhr ein von einem heftigen Donnerschlage begleiteter Blitz hernieder und erleuchtete grell das Sterbezimmer (vor Beethoven's Wohnhause lag Schnee). Nach diesem unerwarteten Naturereignisse öffnete Beethoven die Augen, erhob die rechte Hand und blickte starr mit geballter Faust mehrere Sekunden lang in die Höhe mit sehr ernster drohender Miene, als wollte er sagen: „Ich trotze euch, ihr feindlichen Mächte! Weichet von mir! Gott ist mit mir!" Als er die erhobene Hand wieder auf's Bett niedersinken ließ, schlossen sich seine Augen zur Hälfte. Meine rechte Hand lag unter seinem Haupte; meine Linke ruhte auf seiner Brust. Kein Athemzug, kein Herzschlag mehr! Es ist nicht wahr, daß ich Beethoven gebeten haben solle, sich mit den Sterbesakramenten versehen zu lassen, wohl aber veranlaßte ich auf Ersuchen der Gattin des verstorbenen Musikbeförderers, Herrn Tobias Haslinger, daß Beethoven von Jenger und von der Gutsbesitzerin Frau von Beethoven auf die zarteste Weise gebeten wurde, sich durch den Genuß des heiligen Abendmahls zu stärken. Daß Beethoven zu mir (der ich bei dem Anstreben der Sterbesakramente am 24. März 1827, Vormittags, gar nicht zugegen war) die Worte: „Plaudite, amici!

Digitized by Google

Comœdia, finita est!“ gesprochen haben soll, ist eine reine Erfindung. Auch zu Anderen hat Beethoven sicherlich keine solche, sondern biederen Charakter zuwiderlaufende Aeußerung gethan. Wohl aber erzählte mir Frau van Beethoven am Todestage ihres Schwagers, daß er nach dem Empfange der Sterbesakramente zum Pfarrer gesprochen habe: „Geistlicher Herr! Ich danke Ihnen! Sie haben mir Trost gebracht!“

Mit einem Lebensrettungs-Apparate sind vor einigen Tagen auf der Seine bei Paris Versuche gemacht worden. Der Erfinder ist ein normaliger amerikanischer Infanterie-Kapitän, Mr. Stonor. Der Apparat besteht in einem aus Gummi-Elastikum angefertigten Gewande, einer Jacke aus Kork und einem Schwimmkasten der an dem Gürtel des Gummigewandes befestigt wird. Der Kasten enthält in seinem unteren Theile einen für wenigstens acht Tage hinreichenden Vorrath von frischem Trinkwasser, das er im Wasser liegende Mensch vermöge einer mit einer Metallschraube zu verschließenden Gummiröhre in bequemster Weise zu sich nehmen kann. Gewand und Kasten zusammen kosten 7 Pfd. Sterl. In Gegenwart vieler Techniker von Ruf und zahlreicher Mitglieder der fashionablen Welt, nahmen der Erfinder, Herr Stonor, und ein junges amerikanisches Ehepaar, Herr und Madame Braddock, die Experimente mit dem neuen Lebensrettungsapparat vor. Binnen drei Minuten waren sie vollständig eingekleidet und sprangen auf ein gegebenes Signal von einer auf dem Seine-Flusse zwischen der Jena- und Passy-Brücke liegenden Dampf-Yacht in das Wasser, indem sie über zwei Stunden lang verweilten, und während dieser Zeit sich mit Lektüre beschäftigten, Champagner tranken, eine Mahlzeit einnahmen, Cigarren rauchten, die Nothflagge aufhißten, bengalische Flammen und Feuerwerkskörper losbrannten, Revolverschüsse abfeuerten u. s. w. Als die Schwimmer bei einbrechender Dunkelheit vermittelst eines ihnen nachgefolgten Bootes wieder an Bord der Yacht zurückkehrten, fand man daß ihre Kleidungsstücke und Wäsche unter der Gummihülle nicht im mindesten durch Nässe gelitten hatten. Auch klagten sie weder über Müdigkeit oder Kälte, sondern fühlten sich sehr wohl. Wie Herr Stonor mittheilt, steht er bereits mit mehreren transatlantischen Schifffahrtsgesellschaften in Unterhandlung wegen Lieferung einer großen Anzahl solcher Lebensrettungs-Apparate. Auch hat die preußische Regierung einen Beamten abgeordnet, der einem der Experimente des Erfinders beiwohnen und darüber Bericht erstatten soll. In wenigen Tagen trifft Herr Stonor in London ein, um auch da seine Experimente zur Schau zu bringen.

[Interessanter Rechtsfall.] Saphir warf einst die Frage auf: „Beim wievielten Menschen fängt ein Publikum an?“ Eine ähnliche Frage dürfte schon in den nächsten Wochen dem Bezirksgerichte in einer der Vorstädte Prags zur gerichtlichen Entscheidung vorgelegt werden, und zwar die Frage: „Wie viele Jahre sind einige Jahre?“ Die eigentliche Streitfrage ist folgende: Ein Fabrikant pachtete vor zwei Jahren von einem Hausbesitzer in einer Vorstadt Prags eine Lokalität. Bei Feststellung des Miethzinses verlangte der Miether, daß ihm der Hausbesitzer vertragsmäßig die Benützung dieser Lokalität für eine bestimmte Reihe von Jahren zusichere, auf welchen Antrag der Hausbesitzer nicht einging. Nach längeren Debatten sagte endlich der Hausbesitzer: „Seien sie unbesorgt, ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich während einiger Jahre Sie weder im Zinse steigere, noch die Lokalität kündige.“ Mit dieser mündlichen Zusage gab sich der Miether zufrieden und bezog die Lokalität. Vor wenigen Tagen erhielt er zu seiner unangenehmen Ueberraschung auf gerichtlichem Wege die Kündigung derselben. Nun behauptet der Miether, daß der Hausbesitzer in diesem Jahre zur Kündigung noch gar nicht berechtigt sei, da er unter der Zusage „einiger“ Jahre wenigstens drei bis vier Jahre verstanden habe, wogegen der Hausbesitzer zu seiner Rechtfertigung anführt, daß er unter „einigen“ Jahren blos zwei gemeint habe. Wer ist im Rechte?

Die russische St. Petersburger Zeitung meldet, daß die Vorschläge zur Errichtung von Volkstheatern im Ministerium des Innern geprüft werden. Es sollen 10 Theater in den besonders von Arbeitern bewohnten Theilen Petersburgs eingerichtet werden und ein industrielles Unternehmen bilden, zu dessen regelmäßiger und gedeihlicher Entwicklung es freilich nöthig wäre, daß die jetzt bestehenden Theater aufhörten, Staatsinstitute zu sein. Die Volkstheater sollen unter der Aufsicht des Ministeriums des Innern stehen. Die Petersburger Blätter versprechen sich von diesen Theatern die heilsamsten Folgen für die Volksbildung; selbst die deutsche St. Petersburger Zeitung meint, jeder Tag, um den ihr Inslebentreten verzögert werde, sei „ein ernster Verlust an der moralischen Kraft des Volkes.“ Daß Schulen vielleicht nöthiger wären, als Theater, scheint dabei nicht zur Erwägung zu kommen!

Charade.

Thränen entlocken die Ersten,
Die letzten Sylben ein Lächeln,
Aller zusammen jedoch
Stammel der Biedermann sich.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Waisnix.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 254 Samstag, 31. Oktober 1868.

Die Geheimnisse Indiens. *)

Nach dem Franz. des X. de Montepin v. C. Streben.

I.

In der Nacht vom 10. zum 11. Juli 1830 bewegte sich ein Palanquin, welcher von sechs Indern getragen wurde und den eben so viele begleiteten, um die ersteren abzulösen, unter dem Vortritt eines Massalchi, d. i. Fackelträger, langsam über die steilen Abhänge einer Kette, von Benares ungefähr eine halbe Tagreise entfernter Felsengebirge.

An der Seite des Massalchi ging ein junger Inder von dreizehn oder vierzehn Jahren. Er war klein und schmal, aber seine Züge waren von merkwürdiger Regelmäßigkeit und aus seinen schwarzen Augen leuchtete der Verstand.

Zehn Schritte hinter dem Palanquin ritt auf einem magern, aber kräftigen Pferde eine Persönlichkeit, welche mit den sonderbarsten Grimassen und Verdrehungen jede Bewegung des Pferdes begleitete.

Diese Person konnte als der reinste Typus der englischen Racen gelten; wir meinen damit jenen durch Karrikatur und Theater auf dem ganzen Kontinent traditionell gewordenen komischen Typus. Sein schmales, sorgfältig rasirtes, von dichtem strohfarbenen Haar eingerahmtes Gesicht stack in einer hohen weißen, steif gestärkten Kravatte. Sein Anzug war ganz schwarz und lange, mit weißen Knöpfen versehene Gamaschen bedeckten die Füße bis an die Knie herauf. Ein hoher Hut mit geraden Krämpen, etwas nach hinten gesetzt, vervollständigte diesen etwas sonderbaren, aber sicher für eine Reise unter dem heißen Himmel Indiens höchst unbequemen Anzug.

Der Tag war erstickend heiß gewesen und bei Beginn der Nacht hatten dichte schwarze Wolken den ganzen Himmel überzogen. Kein Lüftchen regte sich, es war die Stille vor dem Sturm; zwar ließ sich der Donner noch nicht hören, aber von Minute zu Minute durchzuckten mit ihrem blendenden Licht ferne Blitze das Dunkel der Nacht.

Der steile, enge, schlecht unterhaltene Weg ging beständig im Zickzack auf dem Gipfel der Berge dahin mitten durch die breiten dornigen Blätter der rothblühenden Cactus.

Die keuchenden Träger, durch Hitze und Anstrengung auf's Höchste ermattet, kamen nur mit großer Mühe vorwärts. Die Fackel, welche der Massalchi fortwährend mit Oel und Theer anfeuchtete, erleuchtete mit ihrem düsteren Schein die weißen Gewänder und rothen Turbane der Bahis und verlieh der kleinen Truppe ein phantastisches Aeußere.

Endlich erreichte die Karavane den höchsten Punkt des steilen und beschwerlichen Weges, auf dem sie drei Stunden allmälig in die Höhe gestiegen war und befand sich auf einem Plateau von ziemlicher Ausdehnung. Auf der andern Seite dieses Plateaus konnte man, so weit dies eben die Dunkelheit erlaubte, sehen, daß der Berg stufenweise bis in die in Nacht getauchte Ebene abfiel.

Die Träger hielten an, eine Hand schob die Vorhänge des Palanquins zurück und eine junge, senore Stimme ließ sich hören, die in englischer Sprache sagte:

„Kazil, warum geht es nicht vorwärts?"

Der junge Inder antwortete in derselben Sprache, aber mit einem eigenthümlichen leichten Kehllaut:

„Herr, der Berg war sehr steil, die Kräfte der Bahis sind erschöpft und sie ruhen nun jetzt ein wenig aus."

„Wie weit ist es noch bis Benares?"

„Sechs Stunden."

„Wir werden also bis Tagesanbruch dort sein?"

„Ja, Herr, wenn uns der Sturm nicht unterwegs aufhält."

„Glaubst Du denn, daß wir Sturm bekommen werden?"

„Ich fürchte es."

In demselben Augenblicke, gerade, als ob das Wort des jungen Inders den Dämon des Sturmes herausgefordert hätte, zerriß ein ungeheurer Blitz die dunkeln, wie zu einem ehernen Gewölbe zusammengeballten Wolken und ein gewaltiger Donnerschlag ertönte, der von den Echo's der Berge immer und immer wiederhallte.

„Die Stimme des Siva," murmelte Kazil, indem er die Hände auf der Brust kreuzte und sich verbeugte.

Die andern Inder warfen sich mit dem Gesicht auf die Erde nieder und das Pferd des schwarzgekleideten

*) Der Wiederabdruck ist nicht gestattet.

Digitized by Google

Engländers machte einen so heftigen Seitensprung, daß sein Reiter beinahe aus dem Sattel gehoben worden wäre.

Der im Palanquin ruhende Reisende stieß eine nicht gut wieder zu gebende Verwünschung aus und sagte dann zu Kazil:

„Wir müssen uns eilen; sage den Trägern, daß sie sich sofort wieder, ohne eine Minute zu verlieren, in Bewegung setzen."

Kazil sagte zu diesen einige Worte in der Landessprache und die Bahis machten sich eben bereit, dem Befehl zu gehorchen, als ein neuer Blitz das ganze Firmament in ein ungeheueres Feuermeer verwandelte. Der Donner klang zum Zweitenmale und der Blitz schlug kaum zwanzig Schritte von dem Palanquin in den Boden ein. Gleichzeitig erhob sich ein furchtbarer Sturm und Ströme von Regen gossen hernieder, als ob sich sämmtliche Cataracten des Himmels zu einer neuen Sündfluth geöffnet hätten.

Der schwarzgekleidete Reiter war abgestiegen; er führte sein zitterndes Pferd am Zügel und näherte sich dem Palanquin.

Die von Neuem erschreckten Bahis warfen sich wiederholt nieder, schlugen sich auf die Brust und stimmten mit dumpfer Stimme einen monotonen Gesang an, der ohne Zweifel die erzürnten Götter beschwichtigen sollte.

„Warum dauert es so lange?" fragte der Engländer.

„Herr," antwortete Kazil, „wir können nicht vorwärts. Der Sturm hält wahrscheinlich die ganze Nacht an."

„Was liegt mir am Sturm! Wir können ihm doch nicht entgehen und wenn wir hier bleiben, können wir eben so wenig dem Regen wie dem Blitz entgehen. Machen wir also, daß wir vorwärts und zwar sehr schnell vorwärts kommen."

„Herr, es ist unmöglich."

Der Engländer machte eine ungeduldige Bewegung.

„In wenigen Minuten," fuhr Kazil fort, „werden die Wege in den Gebirgen auf viele Stunden vollständig ungangbar. Der Regen hat sie in wenigen Augenblicken in reißende Bergströme verwandelt. Wenn wir so verwegen sein wollten, weiter zu gehen, um den Berg herunterzusteigen, so würden wir von den schlammigen Gewässern fortgerissen und gegen die Berge geschleudert werden."

„Nun, das ist doch wenigstens ein Grund," sagte der Engländer lächelnd, zwar nicht gerade tröstlich, aber doch unwiderleglich. Was meinst Du denn dazu, armer Stop?"

Die letzten Worte waren an die schwarzgekleidete Persönlichkeit gerichtet, welche neben dem Palanquin in kläglicher Haltung und mit einem bedauernswürdigen Ausdruck im Gesicht stand. Das so angeredete Individuum nahm respektvoll seinen durchnäßten Hut ab und sagte in näselndem Tone und mit komisch-schmerzlichem Ausdruck:

„Ach, ich meine, Ew. Gnaden, daß dieses Land ein verfluchtes Land ist. Meine Haare, meine armen Haare, deren Farbe die hübschen Mädchen von Northumberland immer mit der Farbe des reifen Korns verglichen, werden gewiß vor der Zeit weiß. Wir befanden uns doch da unten in dem feinen Schloß von Apesburg so wohl und ich kann mir heute noch nicht gut denken, was Ew. Herrlichkeit dazu veranlaßt haben kann, das liebe England zu verlassen, in dieses tollische Land zu gehen und mich mitzunehmen."

„Du hättest ja nicht mitzugehen brauchen. Ja hätte Dich, wie Du weißt, viel lieber daheim in unserem kleinen Schloß gelassen."

„Allerdings, ich weiß es, daß ich vollständig Herr meines freien Willens war, wie es Jedermann in dem glücklichen England ist. Aber Ew. Herrlichkeit weiß auch, daß es, wenn derselben je beliebe sollte, durch das Feuer zu gehen, was früher oder später doch ein Mal der Fall sein wird, oder in das Wasser, worin wir uns eben jetzt befinden, ich nachfolgen würde. Sie ziehen mich immer nach, denn Ew. Herrlichkeit sind der Körper und ich bin der Schatten. Wo der Körper hingeht, da muß auch der Schatten mit; das hat das Schicksal so bestimmt. Nur hat der Schatten das Recht, sich zu beklagen und von diesem Recht mache ich Gebrauch."

„Ja, ja," antwortete der Engländer lächelnd, „na, beklage Dich nur, so viel Du willst."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Kindergärten.

(Aus der Fr. Ztg.)

Das Interesse an dem vor einiger Zeit in Frankfurt gegründeten Kindergarten mehrt sich in erfreulicher Weise, wie aus der stetigen Zahl der denselben besuchenden Kinder sich ergibt. Da aber dessenungeachtet die praktische Wichtigkeit des Kindergartens für die Charakterbildung des Kindes dem größeren Publikum noch weniger bekannt ist, so halten wir es nicht für unangemessen, folgenden Auszug aus einem Aufsatze mitzutheilen, den vor längerer Zeit bereits eine gefeierte Kindergärtnerin in Kiel (Frau O. S—r) veröffentlicht hat.

— — Wir werden in unserm ganzen Benehmen gegenüber den Kindern, so schreibt dieselbe, von den Gedanken geleitet, daß nur gute Kräfte in dem Menschen niedergelegt sind, in deren richtigen und harmonischen Zusammenwirken seine Bestimmung ruht; daß die die Erscheinung trübenden Fehler und Gebrechen nur d

Digitized by Google

Folge einer einseitigen Entwickelung sind. So erkenne ich in der sogenannten Ungezogenheit, dem ausgetretenen Uebermuth, nur einen Ueberschuß Einer Kraft; schon das Wort bezeichnet es: Uebermuth. Die physische Kraft ist der geistigen überwachsen; man gebe ihr eine gute Richtung und Gedanken. Zugleich rufe ich gerne eine entwickelte gute Eigenschaft in dem Kinde mir zu Hilfe auf gegen seine Fehler, vorzüglich aber den eigenen Willen, indem ich das Gute lebendig in ihm mache. So gelang es mir in Kurzem, einen äußerst wilden, unbändigen Knaben, dem eine ruhige Beschäftigung oder geordnetes Spiel eine Unmöglichkeit schien, zu bändigen. Sein treues, leicht sich färbendes Gesicht verrieth mir bald ein zu weckendes Rechts- oder Ehrgefühl in ihm. Ich stellte ihn an, mir zu helfen Recht und Ordnung herzustellen, indem ich ihm zeigte, wie ihre Abwesenheit das Ganze störe; ich ließ ihn die im Garten sich verfliegenden Kinder herbeirufen, oder mit Sorge tragen, daß sie an ihren Plätzen blieben, vorzüglich durch eigenes gutes Beispiel; daß die Beschäftigungsmittel rein gehalten und gut aus- und eingepackt wurden; ich ließ ihn beim Kommen und beim Fortgehen vorausgehen, mit dem Auftrage, als Vorbild guten Betragens zu dienen, und es war wahrhaft wunderbar, wie plötzlich das ganze Wesen dieses Knaben gezügelt war. Mit wahrhafter Begeisterung hielt er sich im Zaume und diese Begeisterung übertrug er zugleich auf mich; meinen Augen lauschte er wirklich ab, was ich von ihm wünschte. Ich bin öfters gefragt worden, welcher Zauber die Kinder so rasch an mich fessele und sie zum Gehorsam zwinge, ohne daß ich sie in Furcht und Strenge halte? Mein unerschütterlicher Glaube an das Gute in ihnen ist es! und indem ich es ihnen zum eigenen Gefühl und zur Erscheinung bringe, werden sie mir dankbar und liebreich."

„Ein einziger Knabe machte mir wirklich einen Monat Sorge: er schien wirklich Freude daran zu finden, andere Kinder zu quälen; er stach und kniff sie heimlich, wenn sie ganz ruhig und unbekümmert dasaßen. Dabei war ihm wie ein böses Gewissen ins Gesicht geschrieben und mir ging er möglichst aus dem Wege. Natürlich konnte ich solche Uebelthaten an andern Kindern nicht ohne Vorwürfe hingehen lassen, ich wußte aber wohl, daß diese nur die andern Kinder beschützten, aber den häßlichen Trieb in ihm nicht aufhoben, nur sein verstecktes Wesen noch begünstigten. Ich suchte mir baldigst über die Ursache seines Wesens klar zu werden. Ich bemerkte, daß er für sein Alter sehr unentwickelt, geistig ganz zurückgeblieben war; die Körperkraft hatte sich auch einseitig entwickelt und wirkte nun ohne Gemüth und ohne Verstand; die Strafen aber, die sein Wesen ihm zuzogen, hatten ihn nur Hinterlist gelehrt. Meine Aufgabe war nun, sein Gemüth zu erwärmen und Verstand in ihm zu erwecken: ich zog ihn in meine Nähe, ich heftete mein Auge auf ihn, wenn ich etwas erklärte, wenn ich Bilder herumzeigte, wies ich sie ihm zuerst, ich fragte ihn zuerst bei den Bewegungsspielen, ob er mit unter den Darstellenden sein wolle; das gab ihm, der wahrscheinlich schon lange an Strafen und Zurücksetzung gewöhnt war, den Eindruck einer Bevorzugung von meiner Seite und frischte zugleich immer seine Aufmerksamkeit an. Es währte nicht lange, daß er mich nicht mehr neid, sondern mich inniglich liebte und, indem sein Gemüth warm wurde und zugleich Interesse in ihm rege, hörten von selbst jene kleinen Bosheiten auf. Sein Gesicht klärte sich förmlich auf."

„Ich hatte noch ein kleines Mädchen mit einem häßlichen Ausdruck im Gesichtchen; es war der einer entschieden rohen Sinnlichkeit; dabei war sie heftig, leidenschaftlich in allen Aeußerungen und zeigte für jeden Gegenstand entweder eine ungebändigte Neigung oder Abneigung. Auf das Essen hatte sie eine wahrhaft wilde Gier; wenn ihr das Frühstück eintheilt und es wurde ihr noch verweigert, wollte sie sich oder ein anderes Kind beißen. Ihr Wesen war durch eine sehr lebendige und ungezügelte Phantasie veranlaßt und es galt, diese in eine angemessene Bahn zu lenken, indem künstlerische Elemente in ihr geweckt wurden; ich fand und regte besonders Lust und Talent zum Bauen in ihr an, wie zu ähnlichen kleinen Beschäftigungen; sie wird später mit Geschick zeichnen. Vorzüglich suchte ich sie zu eigenen Erfindungen aufzumuntern, indem ich zugleich den Schönheitssinn in ihr erregte. So wurde ihre Phantasie gebildet und gefesselt, indem sie doch zugleich den Raum gewann, sich frisch auszuleben. Die Entwicklung der geordneten Productionskraft und des ästhetischen Gefühls ist der Weg zum moralischen Menschen. Das kleine Mädchen wurde gefitteter in ihrem ganzen Wesen und auch ihre Züge gewannen einen edleren Ausdruck."

„Auch bei einem Knaben habe ich Rohheit, wenn auch in anderer Form, durch künstlerische Einwirkung bezwungen. Er fand nur Vergnügen im Schreien und Toben; ich benützte mich, auch in ihm das ästhetische Gefühl zu wecken durch Gesang, durch Bauen, symmetrische Figuren u. s. w., indem ich ihn überall auf das Schöne aufmerksam machte und so wählte es nicht lange, daß ihm das Schreien und alles rohe Durcheinander zuwider wurde. Und zur Anregung der einen Kinder dienen die Darstellungen der anderen: das von einem Kinde Geleistete wirkt am lebendigsten wieder auf ein Kind. So gelingt es mir immer mehr, bei einem sehr gedankenlosen Knaben, indem ich bei allen Beschäftigungen seine Aufmerksamkeit auf die phantasiereichsten Kinder lenke, Phantasie in ihm selbst zu wecken. Zugleich litt er an Vertrauen zu sich selbst; aber das Beispiel an anderen Kindern, daß sie etwas leisten können, gibt ihm mehr Muth und Willenskraft."

„Es haben nur ein paar Fälle stattgefunden, wo ich mit wirklicher Strenge verfahren bin. Ein noch ziemlich kleiner Knabe, energisch in seinen Formen wie in allen Bewegungen, ging immerfort seinen eigenen Weg im Kindergarten, keine unserer Be-

Digitized by Google

schäftigungen rühete ihn; ich richtete aber auch keine unmittelbare Aufforderung an ihn, bis er Zeit gehabt hatte, sich zu gewöhnen und sein Widerstand Eigensinn wurde. Da hielt ich ihn einmal bei einer besonderen Widersetzlichkeit so lange in einer Ecke gefangen, bis er sich bereit erklärte, zu thun, was ich von ihm verlangte, was erst nach unzähligen abschlägigen Antworten geschah. Von diesem Augenblicke an hat dieser Knabe nie wieder eine Spur von Ungehorsam gezeigt; er ist der eifrigste von Allen, und noch dazu liebt er mich unbeschreiblich seit jener Scene. Solche Charaktere gewinnt man nur, indem man sich stärker zeigt, als sie selbst sind; aber man hüte sich, zu früh, wenn ihr Widerstand noch in ihrer ursprünglichen Natur begründet ist, mit Strenge einzuschreiten; dann wird man nie einen wohlthätigen Einfluß auf sie üben, denn sie haben den Eindruck einer Ungerechtigkeit empfangen. Ein anderer Fall, wo ich Strenge anwenden mußte, war bei einem Knaben ganz entgegengesetzter Art; es war eine entschiedene Künstlernatur, der es so schwer wird, mit ihrer reichen Phantasie sich an Gesetz und Ordnung zu knüpfen. Ich überließ ihn erst einige Zeit seinen eigenen Ideen, und es war wirklich reizend, ihn in seiner ganzen Unmittelbarkeit anzuschauen; er nimmt gern an Spielen Theil, die irgend eine künstlerische Form haben, aber unwillkürlich trifft er überall Abänderungen, es ist ihm gar nicht möglich, sich ganz in fremden Gedanken zu bewegen, er muß überall eigene hinzufügen, die fremden dienen ihm nur zur Unterhaltung, nur zur Anregung eigener. Hier faßte ich ihn stets gewähren: doch seine Freiheit muß genau ihre Gränzen haben, da nämlich, wo den Gehorsam nicht Gedanken ersetzen, sondern Laune und Eigenwille eintritt. Ich wartete aber wohl ab, bis ich der Liebe dieses Kindes ganz sicher war, ehe ich mit Strenge gegen seine Launen einschritt: indem er mich aber liebte, war er auch von meiner Liebe noch durch die Strenge überzeugt, und so fühlte er dabei keine rauhe Hand."

„Ich führe die Kinder auch selbst, so weit ihre Einsicht reicht, mit ein in das Verständniß eines für das andere, ich zeige ihnen die Schwäche des einen und lasse sie in ihrem Gefühle Milde mit mir üben und zeige ihnen die Kräfte anderer, und lasse sie meine Ansprüche mit erkennen. Auch wehre ich ihnen nicht, wie es gewöhnlich in den Schulen der Fall ist, daß eines das andere unterstütze, sondern fordern sie dazu auf; die ganze Welt besteht ja aus den Unterstützungen, die Einer dem Andern leistet; sie fordern sich aber selbst auf, auf eigenen Füßen zu stehen, und nehmen gegenseitig Antheil an ihren Leistungen. So regen sie sich zur Thätigkeit an. Indem fast Alles gemeinschaftliche Angelegenheit wird, verbreitet sich über den Kindergarten immer mehr Gemüthlichkeit und sie ist großentheils mit der Zauber, den er über die Kinder übt. Es ist wunderbar zu schauen, welche Veränderung in das freie Spiel der Kinder tritt. Im Anfang, in ihrer freien Zeit, toben sie nur wüst und vereinzelt umher, jedes eigener Laune folgend; bald aber kommen Gedanken in ihre Spiele und sie vereinigen sich, sie geben den Egoismus auf, um zu einem Ganzen zu gelangen. Wie der Egoismus den Kindern überhaupt bei dieser Gemeinsamkeit verschwindet, davon habe ich schöne Beispiele erlebt, wie denn von Tag zu Tag mehr sittliches Streben in ihnen rege wird. So gibt es auch keine Verheimlichung eines Vergehens bei uns, indem keine Furcht die Kleinen mir fern hält; sie kommen und klagen es mir gleichsam, wenn sie etwas begangen, damit ihnen das Herz wieder leicht werde, indem ich es ihnen verzeihe und ihnen Muth zu sich selbst zurückgebe, indem ich für die Zukunft an ihren guten Willen appellire. Es ist wirklich rührend, wie schon nach wenigen Tagen die Kinder mir am Morgen mit der freudigen Versicherung entgegenkommen: sie wollen gut sein. Alle Talente, alle Bildung gelten mir nirgends als Zweck, sondern als Mittel zur Sittlichkeit. Dieses Gefühl athmet auch in meinen Kindern."

Mannigfaltigkeiten.

Vor Kurzem ist in Warschau der Bau des israelitischen Theaters vollendet worden, nachdem das früher erbaute wegen schwacher Konstruktion noch vor seiner Eröffnung auf Befehl der Behörden abgetragen werden mußte. Das Theater, welches ungefähr 800 Personen faßt, ist sehr bequem eingerichtet und im Innern geschmackvoll dekorirt. Im Theater werden die wichtigsten Episoden aus dem alten Testamente in rein deutscher Sprache scenisch zur Darstellung kommen. Das Schauspiels-Personal besteht aus über 30 Personen jüdischer Konfession; die weiblichen Rollen werden von den jüngeren Mitgliedern des Personals gespielt werden.

[Ein ominöser Diplomat.] Belgien hat einen Gesandten, vor welchem alle Throne zittern, er wird aus Diskretion nicht genannt. Fünfmal schon war er Zeuge zusammenbrechender Throne. Im Jahre 1830 war er in Paris, als Karl X. gehen mußte; im Jahre 1848 ebendaselbst, als Louis Philipp den Weg Karls X. ging; im Jahre 1861 in Neapel, als Franz II. vertrieben wurde, und dann in Griechenland, als König Otto fiel. In Madrid sah er so eben Isabella flüchten — und jetzt gedenkt ihn der König seinem drohenden Nachbar Napoleon zu schicken.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 255 Montag, 2. November 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Dieses Zwiegespräch zwischen Herr und Diener wurde plötzlich durch einen heftigen Windstoß und verdoppelten Regen unterbrochen. Der Wind jagte die an den Bambusstäben befestigten Vorhänge auseinander und warf Ströme von Regen in das Innere des Palanquins.

„Müssen wir uns denn," wandte sich der Engländer an Kazil, „die ganze Nacht hindurch den Annehmlichkeiten dieser Regengüsse aussetzen? Es muß doch in der Nähe irgend einen überhängenden Felsen oder eine Höhle geben, die uns, so gut es nun eben geht, Schutz gewährt."

„Ich kenne keinen solchen Zufluchtsort," erwiderte Kazil.

Die ohne Unterlaß aufeinander folgenden Blitze erleuchteten das Plateau bisweilen so, daß es fast so hell wie am Tage war. Der Reisende ließ seine Blicke ringsum schweifen und entdeckte in nicht zu langer Zeit zu seiner größten Freude in einer Entfernung von zwei- bis dreihundert Schritten einen seltsamen Bau, dessen ausgezackte Formen sich in der grellen Beleuchtung aus dem dunkeln Nachthimmel in bizarrer Weise hervorhoben.

„Was ist das?" fragte er.

Kazil antwortete mit sehr leiser, aber sichtbar erregter Stimme:

„Das sind die Ruinen einer Pagode, — der Pagode des Gottes Siva."

„Nun vielleicht ist eins der Gewölbe dieser Pagode noch nicht eingestürzt und kann uns für einige Stunden Zuflucht gewähren. Ohne Zweifel wird auch der Gott Siva, den ich verehre, ohne seine Bekanntschaft gemacht zu haben, uns gastfreundlich aufnehmen. Vorwärts Kazil, sprich mit den Bahis und bewege sie dazu, mich so schnell als möglich nach den Ruinen zu bringen."

Bei den Worten des Engländers war Kazil zusammengefahren. Anstatt dem erhaltenen Befehle zu gehorchen, blieb er unbeweglich stehen, rührte kein Glied und sprach kein Wort.

„Was soll das heißen?" fragte der Engländer erstaunt. „Hast Du mich nicht gehört, hast Du mich nicht verstanden?"

„Ich habe es gehört und habe es verstanden."

„Nun und warum thust Du nicht, was ich Dir befohlen?"

„Herr, wir sind auf dem Gipfel des heiligen Berges Beomah. Tag und Nacht herrscht der Schrecken um die einsame Pagode und ist ein besserer Wächter als eine Armee Spahi's. Der Schatten des Siva, des Gottes des Bösen, herrscht in den Ruinen."

„Ich sehe aber darin kein Hinderniß," versetzte der Engländer lächelnd. „Im Gegentheil, wenn uns Siva, der Gott des Bösen, Schutz gegen den Sturm gewährt, so ist er ein wohlthätiger Gott und das kann nur schmeichelhaft für ihn sein."

„Die Pagode ist für alle Gläubige ein heiliger Ort", erwiderte Kazil lebhaft. Aber für die Ungläubigen ist es ein verfluchter Ort."

„Gehen Sie nicht dahin, Ew. Herrlichkeit", bat Stop heimlich. „Gehen Sie nicht dahin. Ich habe immer eine große Furcht vor dem Teufel gehabt und der Gott dieser Leute scheint der Teufel in eigener Person zu sein. Gehen wir nicht dahin, er würde uns vielleicht braten lassen und da will ich doch lieber durch und durch naßgeregnet werden. Diese Pagode verspricht mir gar nichts Gutes, sie hat ein so unglückverheißendes Aeußere."

Statt aller Antwort zuckte der Engländer mit den Achseln und sagte zu Kazil kurz:

„Ich befehle es."

Derselbe wandte sich an die Träger und redete mit ihnen in ihrer Sprache. Der Eine von diesen erwiderte, und so entspann sich ein kurzer Dialog, der aber der dem Engländer zu lange dauerte.

„Nun," fragte er, „wird's bald?"

„Herr, antwortete Kazil, „sie versagen den Gehorsam. Der Schrecken, welchen ihnen diese Ruinen einflößen, ist unüberwindlich."

„Aber habe ich Sie denn nicht genug bezahlt, bin ich denn nicht bis zu meiner Ankunft in Benares Ihr unumschränkter Gebieter?"

„Das ist wahr", Sahib*), Sie werden auch ihren Verpflichtungen, selbst mit Gefahr ihres Lebens, nach-

*) Indischer Ausdruck für „Herr".

Digitized by Google

kommen. Sie werden, wenn Sie es fordern, den Weg nach Benares fortsehen. Sie werden damit einem sicheren Tode trotzen, wenn sie sich auf die in reißende Gebirgsströme verwandelte Wege begeben. Aber Nichts in der Welt könnte sie dazu bewegen, und noch dazu in einer solchen Nacht, in die Räume der Pagode zu dringen und den dreimal heiligen Boden zu betreten, der dem Gott des Schreckens, Gott Siva, gehört."

Der Reisende begriff, daß einer solchen Entschlossenheit gegenüber jeder weitere Versuch umsonst sein würde, und bestand nicht länger auf seinem Vorhaben.

„Nun gut," sagte er, indem er aus seinem Palanquin stieg, „so werde ich mit Stop allein dahin gehen."

„Ich werde Sie begleiten, Herr," sprach der junge Inder leise.

„Du Kazil?" rief der Engländer. „Du hast also keine Furcht, wie die Anderen, Du glaubst also nicht an die Gefahr?"

„Mein Körper zittert und empört sich, mein Gesicht erbleicht und mein Herz schlägt rascher. Ich glaube an die Gefahr und fürchte mich. Aber, was liegt daran, ich begleite Sie doch."

„Recht so! Da aber die Bahis den Boden der Pagode nicht zu betreten wagen, so mögen sie wenigstens den Palanquin in die Nähe der Ruine tragen."

„Das werden sie thun, Herr, das verspreche ich Ihnen."

Kazil richtete einige Worte an die Inder, worauf diese sogleich den Palanquin auf die Schulter hoben und ihn schnell nach der Ruine hin trugen. Je mehr sie sich aber der Ruine näherten, um so langsamer und unsicherer wurden ihre Schritte, bis sie ungefähr einen Steinwurf davon entfernt Halt machten.

„Herr," sagte Kazil, indem er dem Maffalchi die Fackel abnahm, „sie gehen jetzt keinen Schritt weiter. Folgen Sie mir!"

Die ehemals prächtige, mit ihren hohen Thürmen und mächtigen Kuppeln zum Himmel emporragende Pagode, lag jetzt in Trümmern und die geborstenen Kuppeln ließen Sonne und Regen frei in die weiten Hallen eindringen. Tausende von Schmarotzerpflanzen wuchsen zwischen den umgestürzten Säulen und bedeckten mit ihren breiten grünen Blättern die daliegenden Trümmer derselben. Ein ziemlich gut erhaltener Säulengang führte von der Seite, von welcher die Fremden kamen, in die Ruine. Nur mit Mühe konnten sie sich einen Weg durch das am Boden wuchernde Gesträuch bahnen, aber endlich gelang es ihnen und sie befanden sich im Innern der Pagode. Der Regen fiel fortwährend noch in Strömen; der Wind blies mit aller Macht und trieb die Flamme der Fackel hin und her, ohne sie auslöschen zu können. Ihr wechselndes, bald dunkleres, bald helleres Licht, verlieh den in die Säulen und Kapitäle eingehauenen Thierköpfen ein phantastisches Aussehen, das durch das grelle Licht der unaufhörlich herabfahrenden Blitze noch mehr hervortrat.

Kazil befand sich offenbar in sehr erregter Stimmung. Sein bronzefarbiger Teint war fast weiß geworden, und aus seinen großen schwarzen Augen sprachen Angst und Schrecken. Jedenfalls glaubte das Kind nichts Anderes, als daß der gigantische Schatten des Gottes Siva plötzlich drohend aus der Mitte der Trümmer aufsteigen, und die Unsinnigen, welche es gewagt, sein Heiligthum zu betreten, mit dem Blitzstrahl niederschlagen würde.

Stop war nicht weniger in Angst, wie der kleine Inder. Er zwang sich, seinen Muth aufrecht zu erhalten, aber seine sonst rothgefärbten Wangen zeigten eine bedenkliche Blässe und das Zittern seiner Augenlider verrieth seine innere Aufregung. Der junge Engländer dagegen bewahrte eine vollkommene Ruhe, und musterte, das Lorgnon im Auge, das Innere der Pagode mit sichtlichem Interesse.

In diesem Augenblicke, als die drei Personen in das Innere der Pagode eindrangen, ließ sich zweimal hinter einander das Geschrei der Eule an dem einen Ende der Ruinen vernehmen.

Kazil zitterte sichtlich und neigte das Haupt wie Jemand, der aufmerksam lauscht, ob sich das Geräusch nicht noch ein Mal wiederholt. Es war auch noch keine halbe Minute verflossen, als das Geschrei der Eule zum zweiten Male und zwar an verschiedenen Orten ertönte.

(Fortsetzung folgt.)

Neujahrsfeier in China.

Die chinesischen Monate haben abwechselnd neunundzwanzig und dreißig Tage; am dreiundzwanzigsten Tage des letzten Monats beginnen die Kinder des himmlischen Reichs ihre Festvorbereitungen damit, daß sie zu beiden Seiten ihres Heerdes zwei angezündete Kerzen aufstellen: in der Mitte wird eine silberne oder irdene Vase (hian-lan) mit Asche gesetzt, in welche drei wie dünne Stäbchen geformte, parfümirte Räucherkerzen (sion) gesteckt werden, die man anzündet, so daß sie einen starken, angenehmen Duft verbreiten. An dem so arrangirten Heerde kniet die ganze Familie nieder und verrichtet ein Gebet.

Der vierundzwanzigste und fünfundzwanzigste Tag wird zur Reinigung und Ausschmückung des ganzen Hauses verwendet; am sechsundzwanzigsten kauft Jeder Vorräthe von Früchten, Kuchen und tanpin, einer Art Reisblösen, die mit fünf Farben — roth, blau, kastanienbraun, gelb und grün — gefärbt sind.

Digitized by Google

Am siebenundzwanzigsten geht alle Welt in das Freie vor die Stadt oder das Dorf, um Cypressenzweige (po) abzuschneiden, die am ersten Tage des neuen Jahres verbrannt werden sollen.

Rothe Papierbogen mit den riesengroß gedruckten Worten: „Glück, Freude!“ (ta-ki, ta-li) werden an alle Thüren geklebt; in der Mitte der Hausthür werden außerdem noch zwei auf Papier gezeichnete Engel angebracht, die den Namen ta-men, Glückboten, führen.

Die Hausfrau bereitet nun einen süßen Teig, den sie wie eine Traube in zwölf Beeren von gleicher Größe formt, die mit eingemachten Früchten gefüllt werden, worauf das Ganze mit Wasserdampf gekocht wird, indem man es in ein verschlossenes Gefäß thut, das man in einen Topf mit kochendem Wasser stellt.

Am achtundzwanzigsten und neunundzwanzigsten Tage wird an einer Wand des Zimmers ein großer Tisch mit Früchten und Kuchen aufgestellt, über den man eine Tafel an der Wand aufhängt, die mit den Namen sämmtlicher Familienglieder beschrieben ist. Neben den Eßwaaren legt man einen Stab auf den Tisch, auf dem die Worte Ta-ki, Ta-li (Glück, Freude!) stehen, dessen Anwendung wir später sehen werden.

Am neunundzwanzigsten Tage bereitet man die Festkleider vor und jeder bleibt die ganze Nacht über wach bei dieser Beschäftigung, so daß alle Häuser die Nacht hindurch hell erleuchtet sind.

Um drei Uhr Morgens zieht man das Festkleid pau-tsso an, nimmt den kleinen, auf dem Tische liegenden, oben beschriebenen Stab, öffnet die Thür und schleudert ihn in den Hof. Dann kehrt man in das Haus zurück, um ein Licht zu holen, und die eigentliche Feier beginnt.

Im Hofe steht ein gedeckter Tisch, auf dem ein gebratenes Spanferkel und ein gebratenes Huhn paradiren, während an jeder Seite des Tisches zwei Kerzen aufgestellt sind, die man jetzt anzündet. Etwas weiter hin ist das Cypressenholz aufgeschichtet, das mit Strohbündeln in Flammen gesetzt wird und mit großem Geknister verbrennt, wobei ganze Funkengarben umhersprühen. Wenn der Wind den letzten Funken davongeführt hat, steckt man drei der oben schon genannten Räucherkerzen in einen auf dem Tisch stehenden Topf, welche langsam verbrennen; das ist der feierliche Augenblick für das allgemeine Gebet — alle Mitglieder der Familie und sämmtliche Hausgenossen knieen im Hofe nieder und erflehen vom Himmel Glück für sich und alle, die ihrem Herzen nahe stehen.

Nach beendigtem Gebet nimmt man eine flüchtige Mahlzeit ein, die aus einem mit gehacktem Fleisch gefüllten Teig, einer Art Pastete, tsao-phin genannt, besteht; dann beeilt sich jeder, vor die Hausthür zu treten und die Nachbarn zu begrüßen, indem er den Kopf bis zur Erde vor ihnen neigt.

Hierauf bringt man das Fest in der Familie zu, wo festliche Mahlzeiten gehalten werden; für die Kinder besonders ist der Neujahrstag ein Glückstag; ihre Taschen werden von allen Verwandten mit Spielzeug, Kuchen und Orangen, ka-tso, vollgestopft und außerdem bekommt jedes noch ein sorgsam zusammengefaltetes rothes Papier, welches fünfzig Kupfermünzen (kon-tsien) enthält.

Man begiebt sich in großem Festschmuck in die Pagoden zum Gottesdienst, wo man eine zahlreiche Versammlung antrifft und mit allen Bekannten Glückwünsche austauscht. Die gegenseitigen Besuche und Einladungen dauern bis zum fünften Tage des neuen Jahres, dann geht Alles wieder in gewohnten Geleise fort, nur eines Gebrauches müssen wir noch erwähnen, der der Festlichkeit als Abschluß dient.

Um zwei Uhr des Morgens am fünften Tage des neuen Jahres geht jeder Hausvater mit einem Korbe, in dem Asche, ein Kerzchen und ein Räucherkerzchen enthalten sind, vor die Thür seines Hauses, kniet dort nieder und schüttet den Inhalt aus, worauf er in sein Haus zurückkehrt, ohne einen einzigen Blick nach rückwärts zu wenden, was ihm sicher Unglück bringen würde, wie man denn überhaupt mit ängstlicher Genauigkeit auf die Erfüllung aller vorgeschriebenen Gebräuche hält, in deren Vernachlässigung man ein böses Omen sehen würde.

Am Allerseelen-Tag.

Friede liegt auf diesen Hügeln, heil'ger sanfter Gottesfrieden,
Ruhe wohnt an dieser Stätte, wo das Leben ausgeschieden,
Stille herrscht in diesem Raume, — nur des Schöpfers Odem weht,
Der, ein milder Himmelsbote, über diese Saaten geht.

Willst Du, Mensch, den schönen Frieden, diese schöne Ruhe stören,
Daß Du ziehest zu den Schläfern, die der Ewigkeit gehören?
Willst Du mit den tausend Sorgen und den Leiden Deiner Welt
Dieses Gottesland entweihen, das dem Herrn allein bestellt?

Nein, Du willst in tiefer Demuth dieses Heiligthum betreten
Für die Seelen der Verklärten still ein Vaterunser beten,
Willst am heut'gen Todesfeste dies Gefild, so reich besät,
Mit der Wehmuth Thau begießen in des Herzens Pietät.

Komme denn herangepilgert, diese Hügel zu bekränzen,
Lasse neben Christi Zeichen Deiner Liebe Zeichen glänzen,
Schmückt das Grab, geweihtes Wasser netze jeden Grabesstein
Und der heil'ge Boden sauge Deines Schmerzes Perlen ein.

Digitized by Google

Doch in Deiner frommen Trauer blick' hinauf zu jenen Fernen,
Wo die Hoffnung Dir erglänzt aus den Myriaden Sternen,
Wo der Glaube fest sich ankert in den Stürmen dieser Zeit,
Und das Herz in Liebe sich verbindet mit der Ewigkeit.

Dein Bedürfen und Erkennen eines einst'gen Himmelsgutes
Wahrlich, Mensch, ist mehr als Wallung Deines Blutes:
Ist der Flügelschlag des Geists, der zum Quell des Lebens strebt,
Der, befreit vom Erdenstaube, hin zu seiner Heimath schwebt.

Zu dem Heimathland, zu welchem diese nur vorausgegangen,
Deren Grabeshügel heut bekränzet und geschmücket prangen,
Zu der Heimath, die mit Deinen Lieben wieder Dich vereint,
Wo das Herz sich nimmer härmet und das Auge nicht mehr weint.

Wiedersehen! Dieser Glaube tröste Dich in Deiner Trauer,
Wiedersehen dort im Himmel nach des Hierseins kurzer Dauer.;
Frei von allen ird'schen Sorgen, frei von aller Qual und Noth,
Wiedersehen ohne Trennung dort im ew'gen Morgenroth. —

Mannigfaltigkeiten.

Aus Innsbruck, 28. Okt., schreibt man der „Allg. Ztg.: Heute Abends beging Innsbruck ein erhebendes Fest. Es galt der Enthüllung der Büste des edlen Tyroler Dichters Herrmann v. Gilm, geb. am 12. November 1812, gest. am 31. Mai 1864, dessen Lieder weithin bekannt sind, und zu den besten gehören, was die neuere Lyrik hervorgebracht. Die aus weißem Marmor vom Bildhauer Grebner in München gefertigte Büste, welche durch Beiträge der Freunde und Verehrer des Dichters zu Stande kam, wurde am Geburtshause Gilms in der Neustadt, das gegenwärtig dem Kaufmann Oberer gehört und neu restaurirt wurde, unter Mitwirkung der Liedertafel und des akademischen Gesangvereins feierlich enthüllt. Die Wittwe des Dichters war mit dem Söhnchen zur Verherrlichung des Festes herbeigeeilt. Halb Innsbruck war vor dem festlich geschmückten beleuchteten Hause versammelt. Statthaltereirath v. Barth hob in warmen Worten Gilm's Verdienste hervor. Nach der Enthüllung fanden sich die Freunde und Verehrer des Dichters in den Räumen des Bahnhofes zu einer geselligen Nachfeier zusammen, die sich bis Mitternacht ausdehnte.

[Ein Fest in Pompeji.] Wie aus Neapel unterm 18. Oktober gemeldet wird, hat der Direktor der Ausgrabungen von Pompeji, Herr Fiorelli, ein Fest ganz eigenthümlicher Art in Vorschlag gebracht, welches er das Fest von Pompeji nennt. Es sollte eine Art Jahrmarkt in den Kaufläden der antiken Stadt eingerichtet werden; im Theater sollte ein Stück von Terenz aufgeführt, in der Arena sollten Wettläufe organisirt werden. Abends sollten die Ruinen und Straßen beleuchtet werden. Die Insszenirung dieses Projektes würde 250,000 Frcs. erfordert haben, welche die Municipalität vorgeschossen hätte und die man durch einen Eintrittspreis von 5 Frcs. zu decken hoffte. Man rechnete auf starken Fremdenbesuch. Indeß ist noch nichts beschlossen und es wäre nicht unmöglich, daß schließlich aus der Sache Nichts wird.

Der „Danziger Zeitung" wird aus Putzig, 15. Oktober, berichtet: „Wie in vielen anderen Beziehungen das Jahr 1868 reich an außerordentlicher Erscheinungen ist, so zeichnet es sich auch durch einen äußerst ergiebigen Häringsfang aus. Nur mit Mühe können die Bewohner der Halbinsel noch Käufer für ihre Beute finden, die sie täglich machen. Die Boote werden förmlich in ihrem Laufe gehemmt, wo dieser mit seinem Silberscheine prächtig glänzende Fisch sein Lager aufgeschlagen hat. Mit Netzen kann daher an solchen Stellen gar nicht gearbeitet werden, sondern die Fischer schöpfen mit dazu geeigneten Gefäßen die Thiercheu aus dem Wasser in ihre Boote. Bei solcher Menge ist natürlich auch der Preis ein sehr gedrückter; das ganze Schock wurde in diesen Tagen mit 18 Pfennigen bezahlt. Schon seit längerer Zeit sind die Pöckelanstalten in der größten Thätigkeit."

Auflösung des Räthsels in Nr. 243:

Der „Schu" sein Wesen treibt bei Nacht,
Geht auf den Mäus- und Vogelfang;
Heult schauerlich vom Thurm und macht
Den Aengstlichen nicht wenig bang.

Der „Bart" kennzeichnet zwar den Mann,
Doch trägt ihn auch der Geck zur Schau;
Steht er ihm gleich nicht besser an:
Als Sporen einer alten Frau.

Vom Dichter „Schubart" schweig ich hier,
Was wäre auch mein schwaches Wort?
Geschildert ist er nach Gebühr
Schon längst an einem andern Ort.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Mailänder.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 256 Dienstag, 3. November 1868

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Kazil hatte wieder seine frühere unbewegliche Stellung eingenommen; er schlug die Augen nieder und seine Lippen murmelten leise:

„Unsere Brüder wachen . . .“

„Ah,“ rief der Engländer lachend, „es scheint, daß die Nachtvögel, nur einen sehr mittelmäßigen Respekt vor der Einsamkeit des geheiligten Ortes haben.“

„Herr,“ antwortete Kazil, „die Eule ist der Vogel des Gottes Siwa.“

„Die Eule ist ein verfluchtes Vieh,“ platzte Stop heraus. „Es ist ein Vieh, das Unglück bringt und ihr elender Gesang an diesem Ort verheißt nichts Gutes. Wir wollen uns schnell fortmachen, Ew. Herrlichkeit.“

„Weißt Du denn nicht, mein armer Stop,“ entgegnete der Engländer lachend, „daß Du wie eine gebadete Maus aussiehst?“

„Ich weiß zwar nicht, ob ich eine Maus bin,“ murmelte der Kammerdiener verdrießlich, „aber das weiß ich, daß ich so naß bin, als ob ich in vollen Kleidern ein Bad in der Themse genommen hätte . . . was, beiläufig gesagt, im höchsten Grad ungesund ist, und mir, in der Blüthe meiner Jahre, einen fürchterlichen Rheumatismus zuziehen wird, — d. h. wenn mich der liebe Gott mit einem Rheumatismus durchkommen läßt.“

„Du zitterst ja unaufhörlich, Hasenfuß!“

„Hasenfuß? Oho, das bin nicht. Ich bin nur klug, und ich gäbe einen ganzen Jahresgehalt darum, wenn es Ew. Herrlichkeit gerade so wäre wie ich.“

„Hör auf, mit Deinen dummen Gewäsch, Stop, und suche lieber einen Ort auf, an dem man einige Unterkunft findet, denn ich glaube, daß dies Wetter, das der Teufel holen möge, von Neuem wieder anfängt.“

„O, Ew. Herrlichkeit . . . Ew. Herrlichkeit,“ rief Stop, sich vor Zittern kaum auf den Beinen haltend, „sprechen Sie an diesem verfluchten Orte nicht von dem Teufel. Wir haben so schon alle Aussicht, daß er uns in der nächsten Minute holt. Und da . . . da . . . ach mein Gott!“

Kaum hatte Stop diese letzten Worte mit halberstickter Stimme hervorgebracht, als er einen lauten Schrei ausstieß, mit der Hand nach links wies und zurückwich, wie Jemand, vor dessen Augen plötzlich ein furchtbares Gespenst erscheint.

Der junge Engländer drehte seinen Kopf nach der Richtung, welche Stop andeutete und konnte nicht umhin laut zu lachen, als er den Gegenstand bemerkte, welcher seinem Kammerdiener so großes Entsetzen einflößte.

Dieser Gegenstand hatte allerdings eine gewisse Aehnlichkeit mit der Gestalt, die man zur Zeit des Mittelalters dem Teufel zu geben beliebte und die man noch jetzt auf alten Holzschnitten findet. Es war die scheußliche Statue irgend einer indischen Gottheit, welche einen Stierkopf auf einer flüchtig entworfenen Büste trug.

„Nun, Ew. Herrlichkeit,“ stotterte Stop, nun?“

„Der Schreck hat wahrscheinlich Dein Gehirn durcheinander geworfen,“ antwortete der Engländer. „Geh aus den Ruinen, ich habe nichts dagegen und lege Dich in den Palaquin. Ich will mit Kazil allein bleiben.“

Stop schüttelte ärgerlich mit dem Kopfe und sagte:

„Sie wissen wohl, daß Nichts in der Welt mich von meinem Herrn in der Stunde der Gefahr trennen kann. Wenn der Teufel Sie holt, so kann er auch mich mitnehmen.“

„Na, dann bleib', aber sei still.“

Der junge Engländer nahm die Fackel aus den Händen Kazils und machte sich daran, die Ruinen zu untersuchen.

Nachdem er die Pagode in ihrer ganzen Ausdehnung durchforscht hatte, wobei er sich nur mühsam durch die dornigen Cactus und die breiten Blätter der Schlingpflanzen hindurcharbeiten konnte, wollte er eben weitere Untersuchungen aufgeben, denn er hatte gesehen, daß die Zeit in ihrem Zerstörungswerk nichts als Trümmer hinterlassen, als er plötzlich, da er seinen Blick noch ein Mal über das Ganze schweifen ließ, einen Ruf der Ueberraschung ausstieß.

Er hatte nämlich ein, durch eine dichte Lage Lianen halb verdecktes kleines Gewölbe entdeckt, welches früher zur Pagode gehörte, und, wie es schien, eine Seitenkapelle derselben bildete.

Er entfernte die Lianen und befand sich in einer Art rundem Zimmer, dessen mit Bildhauerarbeit bedeckten

Digitized by Google

Mauern noch die Spuren lebhafter Farben trugen. Die noch wohlerhaltene Kuppel hatte die Kapelle vor dem Einfluß der Witterung geschützt. Die vollkommen trockene, mit einer dünnen Lage staubbedeckten Steinplatten des Fußbodens, waren noch in fast ganz gutem Zustande.

„Victoria," rief der Engländer, „und Ehre dem Siva. Der Gott des Bösen wird uns heute Nacht eine ganz zufriedenstellende Gastfreundschaft gewähren, und dafür verdient er einiges Lob."

Stop und Kazil waren dem Reisenden in den gewölbten Saal gefolgt. Sein Anblick, welcher zufolge der Wandmalereien weniger Erschreckendes hatte, schien die Furcht des Kammerdieners einigermaßen zu verscheuchen. Er ließ seinen Blick mit Befriedigung ringsum gehen und aus der Tiefe seiner Brust kam ein Seufzer der Erleichterung.

„Aber," sagte Kazil zu dem Engländer, „aus Ihren Kleidern tropft noch das Wasser, ich werde etwas Feuer anzünden."

„Ausgezeichnete Idee," dachte Stop, „der kleine Inder zeigt Verstand."

Kazil zog aus seinem Gürtel den Dolch, welchen die Inder stets bei sich führen, und legte sich nach Außen.

Während seiner Abwesenheit beschäftigte sich der Engländer damit, die seltsamen Skulpturen, deren Bedeutung er sich nicht zu erklären vermochte, mit großer Aufmerksamkeit zu betrachten. Diese Skulpturen waren, wie man jetzt weiß, Illustration zu dem alten heiligen Gesang Ramayanas und die naive Wiedergabe der Verwandlung des Wischnu.

Zwischen dem oberen Theile der Mauer und dem Anfange der Kuppel bereitete sich ein origineller Fries aus, der aus Elephanten- und Stierköpfen mit zurückgebogenen Hörnern zusammengesetzt war.

Stop betrachtete diese Bildhauerei eben so wie sein Herr, und murmelte dabei von Zeit zu Zeit zwischen den Zähnen:

„Häßlich genug sind sie, die Pavians da! Gott, was ein Land, was ein Land."

Kazil erschien bald wieder. Er trug ein Bündel Gesträuch, das er mit seinem Dolch abgeschnitten hatte, und das er nun vor den Eingang des Saals so legte, daß der Wind gleichzeitig das Feuer anfachen und den Rauch fortreiben konnte. Nachdem er das gethan, zündete er mit der Fackel das Reisig an, welches bald so viel Hitze verbreitete, als nöthig war, um die Kleider der Reisenden zu trocknen, welche Beide dieses Geschäft mit Eifer besorgten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Gerichtssaale.

München, 30. Oktober.

Den oberbayerischen Schwurgerichtshof beschäftigte heute abermals eine Anklage wegen Auflaufes, dessen fünf Bursche angeklagt sind. In der Neujahrsnacht 1866 auf 1867 fand bei Schwaben, Gerichts Ebersberg, ein Haberfeldtreiben statt. Obgleich die Haberer durch Abfeuern scharfer Schüsse etwaige Zeugen des Vorfalls möglichst ferne zu halten suchten, um nicht erkannt zu werden, auch durch Verabredung unter sich sowie Einschüchterung dritter Personen die Entdeckung einzelner Theilnehmer zu erschweren wußten, gelang es doch der Energie der Gendarmerie-Mannschaft, insbesondere des Gendarmen Gg. Schäffler, einige Theilnehmer zu ergreifen und zu überweisen, welche denn auch der Strafe nicht entgingen. Die Verhandlung dieses Falles vor dem Bezirksgerichte Wasserburg fand am 15. Juni v. J. statt, wobei insbesondere Gendarm Gg. Schäffler als Belastungszeuge vernommen wurde, während der der Betheiligung selbst im hohen Grade verdächtige Bauerssohn Max Gerstner, gegen welchen indeß die Untersuchung wegen ungenügenden Nachweises hatte eingestellt werden müssen, als Entlastungszeuge auftrat. Schon der nächste Tag bot diesem, sowie anderen Kameraden der Abgeurtheilten die erwünschte Gelegenheit, ihren Groll gegen die Gendatmerie überhaupt, insbesondere aber gegen Gendarm Gg. Schäffler Luft zu machen. Am 16. Juni 1867 war nämlich Markttag in Schwaben und Tanzmusik beim Schneiderwirth daselbst, wozu sich mehr als 200 Bursche, zumeist aus Anzing und Umgebung, eingefunden hatten. Abends gegen 7 Uhr entstand unter den Burschen eine Rauferei, in Folge deren zur Wiederherstellung der Ordnung Gendarmerie herbeigerufen wurde. Als die zunächst erschienenen Gendarmen Schäffler und Bär zur Ruhe mahnten, ging der Skandal erst recht los. Eine Anzahl Bursche schlugen mit ihren Stöcken auf den Tisch, so daß Gendarm Bär sich veranlaßt sah, einem derselben, der hauptsächlich Streit suchte, den Stock zu nehmen, zu zerbrechen und ihn einen „Bauernkümmel" zu nennen. Hiemit war das Signal zur Verjagung der Gendarmen gegeben. Die Bursche sprangen auf die Tische, warfen unter dem Rufe: „Hauts zu, werft sie hinaus", mit Krügen, Gläsern, Tellern und Bänken auf die Gendarmen, zumeist aber unter dem Ausrufe: „Der ist der Rechte, schlagt zu, haut zu, der ist schuld", auf Gendarm Schäffler. Dieser Gendarm wurde in's Nebenzimmer gedrängt, dessen Thüre er zu schließen und zu halten suchte. Dieß gelang ihm aber nicht und als er deßhalb ein paar Schritte rückwärts ging, wurde er von einem Burschen von rückwärts wieder gegen die Thüre vorgedrängt, worauf das Werfen mit Krügen ꝛc. von Neuem anging. Schäffler zog zwar seinen Säbel

Digitized by Google

und hielt hiedurch die Burſche von weiterem Eindringen ab; gleichwohl trafen ihn drei Maßkrüge, einer unterhalb des linken Auges, einer an der linken Hand, einer hinter dem rechten Ohr, ohne jedoch erhebliche Verletzungen zu verurſachen. Als es endlich dem Schäffler gelang, ſich durch die Thüre Bahn zu brechen und gegen die Stiege zu flüchten, wurde er neuerdings gepackt; ein Burſche faßte ihn im Geſichte, daß hiedurch mehrfach Kritzer erhielt, ein anderer aber packte ihn vorn am Halſe an und zerriß ihm dadurch die Uniform bis an die Schulter. Schäffler machte ſich gleichwohl los und gelangte, nachdem ihn die zwei noch über die Stiege hinab verfolgt hatten und ihm durch einen Wurf der Tſchako vom Kopf gefallen war, über die Straße in's Gendarmerielokal. Gendarm Bär, welcher ſchon beim Beginn des Angriffs von Gendarm Schäffler getrennt worden war, wurde, obgleich eine Stimme gerufen hatte: „der muß auch hinaus!“ nicht vergewaltigt, da ſich Wimmer ſeiner annahm, was wohl darin ſeinen Grund hat, daß Gendarm Bär noch gegen kein Haberfeldtreiben einzuſchreiten hatte und überhaupt wenig Anzeigen erſtattete. Die weiter herbeigeeilten Gendarmen Thaler und Schauler dagegen wurden gleichfalls mit Maßkrügen beworfen, dem Mich. Thaler auf der Stiege der Tſchako herabgeſchlagen, ihm auch von einem Burſchen über die Hand ein Meſſerhieb verſetzt, der jedoch an den Fingerringen abglitt. Auch ihnen erübrigte Nichts, als die Säbel zu ziehen und ſich in's Gendarmerie-Lokal zu flüchten. Auch Gendarmerie-Brigadier Effner wurde, als er ſich auf der Straße blicken ließ, mit den Worten: „Haut ihn nieder!“ bedroht, ſowie mit Steinen beworfen. Lärmend und ſchreiend verfolgte die Menge die fliehenden Gendarmen gegen das Gendarmerie-Lokal, gegen welches unnmehr mit Steinen geworfen wurde, ſo daß Fenſter und Dachziegel in Trümmer gingen. Erſt als auf Berufung durch den Marktvorſtand etwa 30 Bürger auf dem Rathhauſe ſich verſammelten und die Burſche ein energiſches Einſchreiten zu erwarten hatten, zerſtreute ſich die Menge. Den durch Werfen mit Krügen, Gläſern, Tellern und Bänken der Wirthswittwe Magd. Liſt verurſachten Schaden ſchlägt dieſelbe auf 70 fl. an. Angeklagt ſind nun die Bauersſöhne Franz Oberkandler und Max Gerſtner, dann die Bauersnechte J. Wimmer von Anzing, Leonh. Bauer und Mart. Bachmaier von Ottenhofen. Sie ſtellen das Verbrechen in Abrede. Nachdem von den Zeugen eine beſtimmte Betheiligung der einzelnen Angeklagten nicht ehauptet werden konnte, ſo wurde von Seite der Vertheidigung aus auf die vorgeſchlagenen 12 Entlaſtungszeugen verzichtet und dadurch die Verhandlung im Weſentlichen ſehr verkürzt. Die Angeklagten beſitzen ämmtlich einen guten Leumund und wurden nur ein aar von ihnen wegen Rauferzeſſen mit etlichen Tagen reſt beſtraft.

Der kgl. Staatsanwalt Barth hielt die Anklage auf as Verbrechen des Aufſtandes aufrecht; die Angeklagten ſeien ſchuldig zu ſprechen, wenn nicht ſanktionirt werden wolle, daß die Gendarmerie bei Ausübung ihres mitunter ſchweren Berufes gegenüber einer Rotte Bauernburſche ſchutz und wehrlos ſei; nur bezüglich des Angeklagten Bachmaier, dem in gar keiner Weiſe nachgewieſen werden konnte, daß er thätlich gegen die Gendarmerie vorgegangen ſei, beantragte die Staatsbehörde Freiſprechung. Die Vertheidigung (ausgeführt von den HH. Advokaten Dr. Jahrsdörffer und von Auer, dann von Herrn Konzipienten Rogler) beſtritt vor Allem im vorliegenden Falle die Merkmale des Aufſtandes', der in zweifacher Richtung nicht gegeben ſei; für's Erſte ſei die Annahme einer Menge nicht gerechtfertigt, nachdem angenommen wurde, daß der Entſchluß, Thätlichkeiten zu verüben, nicht von der Geſammtzahl der Burſche, ſondern nur von 14—15 ausgegangen ſei. Das eigentliche Merkmal des Aufſtandes liege aber darin, daß eine große Menge den Entſchluß kundgibt, denn in der Solidarität dieſes Entſchluſſes liege die Gefahr für die öffentliche Ordnung; eben ſo wenig ſteht zweitens feſt, daß die Burſche die Abſicht gehabt haben, die Gendarmerie in Ausübung ihrer Dienſtes- und Berufspflicht zu hindern; der ganze Spektakel ſei blos daher gekommen, daß ein Gendarm einen Burſchen einen Bauernlümmel nannte, und dieſer Spektakel ſei nichts Anderes, als ein gewöhnlicher Wirthshauszeß, wie wir ihn heut zu Tage häufig auf dem Lande finden; man müßte, bemerkte die Vertheidigung weiter, dem Geſetze Gewalt anthun, um im vorliegenden Falle ein Verbrechen des Aufſtandes herausbringen zu können.

Sämmtliche HH. Vertheidiger beantragten, ihre Klienten für nichtſchuldig zu erkennen. Den Geſchworenen wurden 10 Fragen vorgelegt, welche ſie nach faſt einſtündiger Berathung ſämmtliche bis auf zwei verneinten. Es wurde nämlich Leonhard Bauer des Aufſtandes für ſchuldig erklärt mit dem Zuſatze: daß eine Menſchenmenge ſich abſichtlich nicht zuſammengerottet und daß eine vorhergegangene Berabredung nicht ſtattgefunden habe. Nachdem aber auch noch die weitere Frage bejaht wurde, daß Bauer zur Zeit der Verübung der That in Folge ſeiner Trunkenheit ſich im Zuſtande geminderter Zurechnungsfähigkeit befunden habe, qualifizirt ſich die Handlung des Bauer nur mehr als ein Vergehen der Gewaltthätigkeit und wurde derſelbe deßhalb zu 7monatlichem Gefängniß verurtheilt, welche Strafe jedoch durch die Unterſuchungshaft als getilgt erachtet wird. Bauer durfte mit allen übrigen Burſchen den Sitzungsſaal frei verlaſſen.

Wer ſich der Einſamkeit ergibt,
Ach, der iſt bald allein!

Goethe.

Zieh' fröhlich in die Welt hinaus
Mit friſchem Jugendmuth,

Digitized by Google

Und schlinge Kranz und Veilchenstrauß
Dir um den Wanderhut.
Der Jugend Leid und Lust zerstiebt,
Gleich dem Champagnerwein —
Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach, der ist bald allein!

Geselligkeit, Du holdes Band,
Das Herzen fest umschlingt,
Und uns mit weicher, warmer Hand
Den Kranz entgegenbringt,
Dir wollen wir uns ungetrübt
Mit ganzer Seele weih'n —
Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach, der ist bald allein!

Die Schwalben tummeln tausendfach
Sich in der Frühlingsluft,
Und Well' auf Welle rollt der Bach
Dahin durch Wiesenduft.
Der Vogel und der Falter liebt
Den gold'nen Sonnenschein —
Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach, der ist bald allein!

D'rum zieh' nicht einsam in den Wald
In Flur und Feld hinaus,
Wo hoch des Jubels Banner wallt,
Da sei auch Du zu Haus.
D'rum wo man lebt und wo man liebt,
Tritt heiter in die Reih'n —
Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach, der ist bald allein.

Heinrich Zeise.

Mannigfaltigkeiten.

[Benedek's Streitroß.] Aus Wien wird unter dem 27. d. M. einem Provinzblatte geschrieben: Eine Pferde-Licitation ist in einer Großstadt nichts Neues, hier namentlich so etwas Ungewöhnliches, daß gewöhnliche Erdenkinder, namentlich solche, die sich keine Pferde kaufen können, ruhig bei der Licitation vorbeigehen und oft nicht begreifen können, wie man sich überhaupt Pferde kaufen kann. Anders war es heute. Schauplatz Leopoldstadt: Pferde-Licitation, eine Unmasse Menschen und 10 licitationsfähige Rosse. Die Ursache dieses Concursus hatte aber auch in der That etwas für sich: das Schlachtroß des FZM. Benedek, geritten bei Sadowa, wurde allda für 89 Gulden versteigert. Das braune Roß sah noch leidlich aus. Es hat jedenfalls an historischer Bedeutung dem längst verschollenen Schimmel von Brorzell den Rang abgelaufen.

Wie Leipziger Blätter melden, hat sich eine Aktiengesellschaft konstituirt, um den beim Dorfe Döbnitz, eine Viertelstunde von Wurzen, befindlichen 300 Schritt langen See auszupumpen und alles darin sich Befindende unter den Aktionären zur Theilung zu bringen. Es soll in diesem See der Tradition zufolge sich mannigfaches Kriegsmaterial an Kanonen ꝛc., vielleicht sogar eine Kriegskasse aus einem der früheren Kriege vorfinden. Eine Lokomobile aus der Gießerei der HH. Bergmann, Götjes u. Comp. in Reudnitz ist bereits unterwegs und wird Sonnabend oder Sonntag ihre Thätigkeit beginnen.

In Finnland bereitet man nach der Methode des Hrn. Julin ein nahrhaftes und schmackhaftes Brod, welches zu gleichen Theilen aus isländischem Moos, Rennthiermoos und Roggenmehl besteht. Das Moos wird nicht gemahlen, sondern ausgelaugt und dann in kaltem Wasser gehalten. Außerdem bereitet man Brod aus Roggenmehl und Rüben, welches ziemlich schmackhaft und dem Brode aus gebeuteltem Roggenmehl ähnlich ist.

Im Gouv. Uleaborg sind in der ersten Hälfte dieses Jahres 6,2 pCt., mit Einschluß der außerhalb gestorbenen Angehörigen dieses Gouvernements vielleicht 7 pCt. der Bevölkerung gestorben. In den beiden Gouvernements Uleaborg und Knopio sind in der ersten Hälfte dieses Jahres von der 401,355 Individuen zählenden protestantischen Bevölkerung 29,000 Personen gestorben, was beinahe den 14. Theil aller Bewohner ausmacht.

Logogryph.

Ich grüne mit A
Und schirme dich sein,
Ich lade mit E zur Andacht dich ein.
Ich leite mit J die sichersten Pfade.
Ich schleiche mit O im Dunkeln und schade.
Ich lieb' es mit U,
Fügst du noch im Nu
Ein Zeichen hinzu;
Das Leben verdankest mir du.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 257 Mittwoch, 4. November 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Während dieser Zeit hatte sich Kazil wieder entfernt, kehrte aber bald abermals mit einer Last beschwert wieder, doch nicht mit einem Bündel Gesträuch, sondern mit den Kissen aus dem Palanquin.

„Herr," sagte er, „Sie müssen hier bleiben. Der Sturm wird die ganze Nacht andauern. Wenn Ihre Kleider trocken sind, können Sie sich auf diese Kissen legen, und den übrigen Theil der Nacht dann schlafen."

„Dank, mein Kind, Du glaubst also, daß ich müde bin."

„Ja, Herr."

„Ich bin aber doch ein Mann."

„Sie sind aus einem Land, wo die Männer, wie man hier sagt, nicht wie bei uns Muskeln von Stahl haben, und Glieder, welche nicht müde werden."

„Aber Du, der Du noch so jung bist, bist Du denn nicht müde nach einem so langen und beschwerlichen Marsch?"

„Herr," sagte Kazil lächelnd, „seien Sie meinetwegen außer Sorge. Ich bin freilich fast noch ein Kind, aber ich habe Kraft und Willen. Ich kann, wenn es sein muß, länger als einen Tag den Schlaf und das Essen entbehren und dabei im Regen oder im Sonnenschein marschiren, ohne daß ich müde werde. Ihr Vater kennt mich darin schon, und wenn Sie ihm sagen, was Kazil gesagt hat, so wird er sagen, daß Kazil die Wahrheit gesprochen."

„Hast Du meinen Vater so gern?"

„Und ob ich ihn gern habe. Er hat mich einst von einem gewissen schrecklichen Tod gerettet, und ihm danke ich es, daß ich noch lebe. Ich liebe ihn, und liebe auch Sie, Herr, weil Sie sein Sohn sind. Wenn Sie je meiner bedürfen, so bin ich bereit, und sollte es mein Leben kosten, verfügen Sie über mich, wie Ihr Vater und Ihr Bruder über mich verfügen können."

Der Engländer ergriff beide Hände Kazil's, drückte sie, und sagte mit bewegter Stimme:

„Braves Kind; Du liebst meinen Vater, Du liebst meinen Bruder, ich will Dich dafür ebenso lieb haben."

Eine Thräne rollte über das braune Gesicht des jungen Inders.

Indessen brannte das Feuer am Eingang des Zelts lustig fort, und draußen schien das Wetter besser zu werden: Der Regen stürzte nicht mehr in Strömen nieder, die Blitze folgten nicht mehr so schnell auf einander und der Donner ließ sich in immer größeren Zwischenräumen hören.

„Es scheint, daß das Wetter besser wird," sagte der Engländer, dessen Kleidung fast trocken geworden war."

„Ja, es scheint so," antwortete Kazil, „ich habe mich geirrt, als ich meinte, der Sturm werde die ganze Nacht andauern."

„Werden wir unsere Reise bald fortsetzen können?"

„Nicht vor Anbruch des Tages, Herr, denn wir müssen dem Wasser Zeit lassen, sich zu verlaufen, damit die Wege wieder zu passiren sind. Sie können sich darin auf mich verlassen. Schlafen Sie nur; sobald es Zeit zum Aufbruch ist, werde ich Sie wecken."

„Es ist so, Ew. Herrlichkeit," fügte, die Worte Kazil's bekräftigend, Stop hinzu, der nur mit großer Mühe seine Augen offen halten konnte. „Schlafen wir; ich falle fast um vor Schlaf."

„Und Du?" fragte der Engländer Kazil.

„Ich? Ich werde wachen."

„Bist Du von Stahl?"

„Ja," war die einfache Antwort.

„Das ist aber ein glücklicher Mensch," dachte Stop für sich. „O wäre ich doch auch von Stahl, die Beine fallen mir buchstäblich vom Körper ab."

„Nun meinetwegen," sagte der Engländer. Die starke Hitze des Feuers, welche auf den wahrhaft diluvianischen Regen folgte, hat mir etwas Fieber verursacht, und es wird ganz gut sein, wenn ich ein oder zwei Stunden ruhe."

Kazil legte die Kissen längs der Mauer hin und der Reisende streckte sich darauf aus. Stop legte sich, da weitere Kissen fehlten, mit einem gewissen verzweifelten Muthe und nicht ohne zu fluchen, auf den nicht gerade einladenden, jeder Elasticität entbehrenden Boden hin.

Kazil selbst stellte sich mit über die Brust gekreuzten Armen mit dem Rücken an die Mauer so, daß er den Eingang des Gewölbes im Auge behalten konnte.

Digitized by Google

Er sang dabei mit kaum bemerkbarer Stimme die Strophen eines indischen Liedes, welches an Monotonie den Liedern nichts nachgab, mit welchen die Ammen bei uns die Kinder in Schlaf zu lullen pflegen.

Bevor drei Minuten verflossen, schlief Stop und sein Schnarchen begleitete wie ein Baß das Lied des jungen Inders; der junge Engländer blieb etwas länger wach, bald aber geigte sein tiefes, regelmäßiges Athmen, daß auch er eingeschlafen war.

Gleich darauf ließ sich wiederum und zwar drei Mal hintereinander der Schrei der Eule hören, nur daß er ganz in der Nähe des Saales schwach und wie dumpf ertönte.

Kazil erzitterte von Neuem, der Gesang erstarb auf seinen Lippen, gespannten Ohres lauschte er und sein Blick heftete sich auf die Lianen, welche den Eingang halb verdeckten. Der geheimnißvolle Ruf des nächtlichen Vogels ließ sich jedoch nicht wieder hören, nichts störte die nächtliche Ruhe, als plötzlich durch ein Ereigniß im Innern des Zimmers selbst Kazil's Aufmerksamkeit im höchsten Grade erregt wurde.

Eines der Basreliefs, welches die Verwandlung Wischnu's darstellte, drehte sich plötzlich, ohne das geringste Geräusch, in unsichtbaren Angeln und verschwand, an seiner Stelle eine viereckige Oeffnung lassend.

Diese Oeffnung befand sich gerade den Kissen gegenüber, auf welchen der junge Engländer ausgestreckt lag.

Nach wenigen Sekunden tauchte aus der Oeffnung ein junger, bleicher Frauenkopf von erhabener, aber düsterer Schönheit auf. Dieser Kopf trug ein aus langen dunklen Haaren gebildetes Diadem, welches aus drei dichten Zöpfen bestand, in deren Mitte goldene Zierrathen glänzten. Die kirschrothen Lippen halb geöffnet, richteten sich die großen schwarzen, in lebhaftem Glanze strahlenden Augen desselben auf das Gesicht des Schläfers und schienen sich davon nicht losmachen zu können. Bald belebten sich diese gleich dem schwarzen Diamant blitzenden Augen, die Lippen öffneten sich ganz und ließen eine Reihe von Zähnen sehen, die einer zwischen Korallen eingefaßten Kette tadellos weißer Perlen glichen. So war dieser Kopf von hinreißender, nicht zu beschreibender Schönheit und schien einer Königin oder Göttin anzugehören. Nachdem die Erscheinung lange und mit einem gewissen Entzücken den Schläfer betrachtet, verschwand sie wieder, aber die Oeffnung blieb; wahrscheinlich sollte sich die Erscheinung wiederholen.

Da drehte sich plötzlich, dicht vor dem Fuße Kazil's eine der Steinplatten des Bodens und schien in der Tiefe zu verschwinden. Der Knabe wollte eben vor Schreck einen Schrei ausstoßen, aber es hatte Zeit dazu, denn in der Oeffnung erschien die Bronzegestalt eines ungewöhnlich großen Inders, welcher den Zeigefinger der rechten Hand auf die Lippen legte, um dadurch Stillschweigen zu gebieten, und zu gleicher Zeit mit der andern Hand in der Luft ein mysteriöses Zeichen machte, welches Kazil zu verstehen schien, denn seine schon halb geöffneten Lippen schlossen sich, ohne einen Laut hervorzubringen, und eine tiefe Angst prägte sich auf seinem Gesichte aus. Er ließ seinen Kopf sinken und ein tiefer Seufzer entquoll seiner Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Die Volkszählung in Bayern vom 3. Dezember 1867.

Vom k. statistischen Bureau wird nun das definitive Resultat der Volkszählung im Königreiche Bayern vom 3. Dezember 1867 bekannt gemacht. An diesem Tage betrug die Gesammtseelenzahl des Königreichs 4,824,421 und zwar 4,708,649 auf dem Zivil-, 115,772 aus dem Militärstand. Von der Gesammtzahl sind 1,697,722 Männer und Jünglinge über 14 Jahre, 1,755,193 Weiber und Jungfrauen über 14 Jahren, 677,240 Knaben und 694,266 Mädchen unter 14 Jahren. Dem Geschlechte nach zählt Bayern 2,374,962 männliche und 2,449,459 weibliche Einwohner in zusammen 1.247,546 Familien. Auf die einzelnen Kreise vertheilt sich die Bevölkerung wie folgt: Oberbayern zählt 827,669 Seelen und zwar 319,389 Männer und Jünglinge, 302,219 Weiber und Jungfrauen, 101,169 Knaben, 104,892 Mädchen, also 420,558 männliche und 407,111 weibliche Individuen in 218,202 Familien. Niederbayern zählt 292,219 männliche, 302,292 weibliche, im Ganzen 594.511 Einwohner und zwar: 211,706 Männer und Jünglinge, 218,618 Weiber und Jungfrauen, 80,513 Knaben, 83,674 Mädchen in 142,617 Familien. Die Pfalz zählt 310,405 männliche, 315,661 weibliche, zusammen 626,066 Einwohner, und zwar 208,876 Männer und Jünglinge, 214,335 Weiber und Jungfrauen, 101.529 Knaben, 101,326 Mädchen unter 14 Jahren in 152,976 Familien. Der Kreis Oberpfalz und Regensburg zählt 236,616 männliche, 254,679 weibliche, zusammen 491,295 Einwohner und zwar 166,870 Männer und Jünglinge, 182,626 Weiber und Jungfrauen, 69,746 Knaben, 72,052 Mädchen in 126,052 Familien. Oberfranken zählt 259,903 männliche, 275,157 weibliche, zusammen 535,060 Einwohner und zwar 177,282 Männer und Jünglinge, 191,944 Weiber und Jungfrauen, 82,621 Knaben, 83,213 Mädchen in 141,723 Familien. Mittelfranken zählt 283,054 männliche, 296,634 weibliche, zusammen 579,688 Einwohner und zwar 202,592 Männer und Jünglinge, 213,460 Frauen und Jungfrauen, 80,462 Knaben, 83,174 Mädchen in 155,363 Familien. Unterfranken zählt 285,000 männliche, 299,979 weibliche, zusammen 584,972 Einwohner und zwar 198,997 Männer und Jünglinge, 212,471 Weiber

Digitized by Google

und Jungfrauen, 86,003 Knaben, 87,501 Mädchen in 158,874 Familien. Schwaben und Neuburg zählt 287,207 männliche, 297,953 weibliche, zusammen 585,160 Einwohner und zwar 212,010 Männer und Jünglinge, 219,519 Weiber und Jungfrauen, 75,197 Knaben, 78,434 Mädchen in 151,739 Familien. Die Haupt- und Residenzstadt München zählte 170,688 Einwohner, Nürnberg 77,895, Augsburg 50,667, Würzburg 42,185, Regensburg 30,357, Fürth 22,496, Bamberg 22,263, Ingolstadt 17,684, Bayreuth 15,654, Kaiserslautern 15,289, Speyer 14,806, Landshut 14,554, Hof 14,397, Passau 13,883, Ansbach 13,018, Amberg 12,312, Erlangen 11,546, Straubing 11,408, Landau (Pfalz) 11,081, Kempten 10,998, Aschaffenburg 10,288, Germersheim 10,101, Schweinfurt 9748, Zweibrücken 9353, Pirmasens 8675, Neustadt a/H. 8603, Eichstädt 8051, Neuburg 8034, Freising 7839, Sankt Ingbert 7815, Memmingen 7190, Schwabach 7044, Neulm 6686, Nördlingen 6873, Frankenthal 6553, Kitzingen 5931, Weißenburg 5718, Dürkheim 5541, Rosenheim 5398, Lindau 5311, Sulzbach 5292, Rothenburg a/T. 5236, Dillingen 5220, Dinkelsbühl 5192, Deggendorf 5142, Edenkoben 5103, Ludwigshafen 4887, Kaufbeuern 4852, Landsberg 4795, Kulmbach 4743, Forchheim 4609, Lohr 4243, Neumarkt (Oberpfalz) 3893, Schwarzenbach a/S. 3853, Kronach 3770, Traunstein 3767, Immenstadt 3739, Burghausen 3661, Neustadt a/A. 3583, Wunsiedel 3593, Günzburg 3564, Donauwörth 3559, Wasserburg 3416, Furth 3482, Münchberg 3352, Homburg 3351, Hersbruck 3194, Heidingsfeld 3242, Miltenberg 3208, Windsheim 3284, Lauf 3255, Gunzenhausen 3254, Rehau 3202, Weiden 3184, Weilheim 3133, Reichenhall 3122, Dingolfing 3025 Einwohner u. s. w. Bei der Vergleichung des Ergebnisses der Volkszählung vom 3. Dezember 1867 zu 4,824,421 Seelen mit dem Stand der Bevölkerung am 3. Dezember 1864 zu 4,807,440 Seelen ergibt sich eine Zunahme der Bevölkerung um 16,981 Seelen. Diese Zunahme der Bevölkerung während der Periode 1864—1867 ist der absoluten Zahl nach die drittgeringste seit 1834; nur die Periode 1852—55 mit einer Abnahme von 17,896 Einwohnern und die Periode 1846—49 mit einer Zunahme um 15,877 Seelen zeigen noch ungünstigere Resultate. Zur Erläuterung dieser Thatsache muß jedoch vor Allem daran erinnert werden, daß in die Periode 1864—67 der Friedensvertrag mit Preußen und in Folge dessen die Abtretung von Gebietstheilen in Ober- und Unterfranken fällt, welche zusammen bei der Zählung vom Dezember 1864 eine Zivilbevölkerung von 32,925 Seelen hatten.

Wahrheit.

Auf des Lebens dunkeln Wegen
Lägen Irrthum, Trug und Wahn,
Bräche nicht der Wahrheit Segen
Sich vom Himmel zu uns Bahn.
Doch der Wahrheit hehrem Zeichen
Müssen Wahn und Arglist weichen.

Vor der Wahrheit Lichtstrahl schwindet
Heuchlertrug in Nacht zurück,
Ob er schreiend auch verkündet:
Er nur sei der Menschheit Glück.
Wo der Wahrheit Kraft vorhanden,
Wird des Truges Macht zu Schanden.

Laßt uns mit der Wahrheit rüsten
Gegen Irrthums Sklaverei!
Möge auch der Schein sich brüsten,
Wahrheit siegt, macht stark und frei.
Wahrheit muß zu Recht bestehen,
Wahrheit kann nicht untergehen!

Stern der Wahrheit! leuchtend helle,
Laß uns dir den Schwur erneu'n:
Keine Macht der Erd' und Hölle
Soll uns je mit dir entzwei'n!
Wahrheit! unser stetes Streben,
Treulich leite uns durch's Leben!

M. M. G—l.

Mannigfaltigkeiten.

Nach Mittheilung der Stockholmer Blätter starb in der Nacht vom 17. zum 18. Okt. in seinem 73. Lebensjahre der Nestor der schwedischen Wissenschaft Bernhard v. Beskow. Schon in seiner frühesten Jugend zeigte er Anlagen für drei der schönen Künste, vom Dichter Stjernstolep erhielt er zuerst besonderen Unterricht in der Musik und im Malen und widmete sich später auf Zureden Leopolds u. A. der Dichtkunst.

[Zur Geschichte der Nadel.] Die Nadel, dieser so überaus nützliche und weitverbreitete Gegenstand, von dem man glauben sollte, das erste Weib habe ihn erfunden, stammt erst aus dem 15. Jahrhundert. Erst 1410 begannen die Nadeln die Dornstacheln zu verdrängen, deren sich arme Leute zum Befestigen ihrer Gewänder bedienten, und die silbernen oder goldenen Stifte, welche die Reichen zu gleichem Zwecke verwandten. Der Erfinder der Nadel war ein Drahtzieher in Paris Tourangau mit Namen, der von der

Digitized by Google

Begierde gestachelt, schnell reich zu werden, Tag und Nacht darauf sann, sein Handwerk zu vervollkommnen. Die Schwierigkeit der Herstellung machte anfänglich die Nadeln zu seltenen und kostbaren Dingen; und ihres hohen Preises halber waren sie ein Gegenstand, dem man fast nur auf fürstlichen Toilettentischen begegnete. So figurirte eine Büchse mit Nadeln unter den Geschenken, welche eine Frau von Benujen, Tochter Ludwig XI. von Frankreich, bei ihrer Vermählung als Mitgift erhielt, und der bis auf unsere Tage gekommene Ausdruck „Nadelgeld" weist schon darauf hin, wie einst dieser heute so ordinäre Gegenstand eine besondere, und stets mit hohen Zahlen angesetzte Rubrik in der Summe der einer Frau ausgesetzten Gelder bildete. — In England blieb die Nadel bis zur Regierung Heinrich VIII. unbekannt. Zu dieser Zeit brachte die schöne und später so unglückliche Anna von Boleyn sie mit aus Frankreich und ohne Zweifel ist das noch heute im Volke verbreitete Vorurtheil, es bringe Unglück, Jemand eine Nadel zu schenken, denn dieselbe „steche die Liebe ab", auf jene bejammernswürdige Fürstin zurückzuführen.

[Die Magenpumpe, eine medizinische Neuigkeit.] Ein im medizinischen Korrespondenzblatt des württembergischen ärztlichen Vereins, dd. 11. Juni d. Js., enthaltener Aufsatz von Herrn Med. Dr. P. Reich in Stuttgart über die Fischer'sche Magenpumpe und ihre Anwendung bei chronischen Magenübeln verdient der Wichtigkeit seines Gegenstandes willen und bei der großen Anzahl der mit solchen Leiden Behafteten seinem wesentlichen Inhalte nach auch in weiteren Kreisen veröffentlicht zu werden. Magenpumpen wurden zwar früher schon gebraucht bei Vergiftungen und bei Geisteskranken, welche sich weigerten, Nahrung zu sich zu nehmen. Allein wie unsere Zeit durch die überraschendsten Fortschritte in fast allen Gebieten des Wissens und der Kunst sich auszeichnet, so wurde auch diese Erfindung neuestens so sehr vervollkommnet, daß sie, zur Heilung chronischer Magenübel angewendet, der bisherigen Behandlungsweise dieser Kranken gegenüber entschiedene Vortheile darbietet. Genannte Pumpe besteht aus einer messingenen Spritze, welche durch einen sinnreichen Mechanismus mit dem Magen mittelst eines Gummischlauches und des Schlundrohres in Verbindung gesetzt, den Mageninhalt in ein beliebiges Gefäß entleert, aus welchem sodann Wasser oder irgend ein flüssiges Arzneimittel in den Magen eingepumpt wird. Was in dem erwähnten Aufsatz zu näherer Beschreibung des Instrumentes und über die Technik des Pumpens gesagt ist, müssen wir uns hier wiederzugeben versagen, bemerken aber, daß nach mehrfältigen Erfahrungen des Verfassers die Prozedur, welche nach Umständen öfter zu wiederholen ist, den Patienten kaum belästigt. Die unmittelbaren Folgen des Auspumpens sind ein Gefühl von Wohlbehagen, Aufhören vorhandener Schmerzen, ein Verlangen nach Nahrung bei früherer gänzlicher Appetitlosigkeit u. s. w.

[Eine kuriose Quittung] mußte im siebenjährigen Kriege ein Canonicus N. aus Duisburg ausstellen. Dieser hatte nämlich verächtliche und unziemliche Reden über die Churhannoverschen Truppen geführt, welche damals, unter dem Kommando eines Hauptmanns, zu Ruhrort am Rhein, standen. Der Hauptmann hatte diese Dreistigkeit erfahren, und beschloß, sie zu ahnden, ließ den Canonicus verhaften, und diktirte ihm 50 Stockprügel zu. Der mit der Strafvollstreckung beauftragte Unteroffizier hatte (da der Hauptmann dienstlich verhindert worden, der Exekution beizuwohnen) Befehl, von dem Empfänger der Prügel eine eigenhändige Quittung zu verlangen, welche folgendermaßen ausfiel: „Ich, Endesunterschriebener, bekenne hiermit und Kraft dieses, daß ich von einem dazu kommandirten Unteroffizier von dem Churhannoverschen Feldjägerkorps, und zwar für meine närrischen und thörichten Reden, so ich letzthin wider das löbliche Jägerkorps ausgestoßen, und recht von Herzen bereue, zu meiner wahren Besserung und zu Gemüthe Führung meines begangenen Unrechts 50 Prügel, schreibe Fünfzig Prügel, über ein Bund Stroh gelehnt, durch zween Mann gehalten, und mit zween, etwa eines Fingers dicken Stöcken, so ehrlich als möglich geschlagen, richtig, und zu allem Danke erhalten habe; worüber ich in bester Form quittire. Im Monat April 1757." (Folgt der Name und das Siegel.)

Auflösung der Charade in Nr. 245:

„Lau" ist nicht warm und ist nicht kalt;
Den „Sitz" sucht sich der Müde bald.
Die „Lausitz" liegt in Sachsen d'rin',
Doch's Meist' davon hat Preußen inn';
Sie ist, so viel mir ist bekannt,
Ein schönes, und ein fruchtbar Land;
Und in dem sächs'schen Theil hat sie
Viel Handel und viel Industrie.
Wie's in der preuß'schen Lausitz steht,
Hierüber bin ich schlecht belehrt;
Doch habe ich schon oft gehört:
Daß Alles dort — den Krebsgang geht.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 258 Donnerstag, 5. November 1868

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Der Inder stieg aus der Oeffnung, stellte sich dicht vor Kazil und berührte dessen Schulter mit der Hand, dann zog er den weiten Aermel seines Gewandes in die Höhe und zeigte auf seinem muskulösen Arm ein blaues, in seltsamen Linien tief in die Haut eingeschnittenes Mal, Kazil betrachtete es und machte eine Bewegung, welche eben so gut Schrecken, wie Ehrfurcht ausdrückte, verharrte aber dabei in seiner gebeugten und unterwürfigen Stellung.

Der Inder, dessen nackte Füße nicht das geringste Geräusch verursachten, als er über den Fußboden dahinglitt, näherte sich neben ihm nieder und bewegte langsam und gleichmäßig nach Art der Lehre Mesmers seine Hand vor dem Gesicht des Engländer hin und her.

Der bleiche Kopf mit den schwarzen Haaren war indessen wieder erschienen und folgte mit aufmerksamen Blicken den Bewegungen des Inders.

Schon nach den ersten Handbewegungen war der Athem des Reisenden schnell und heiß geworden, und in schwaches nervöses Zittern befiel kurz hintereinander dessen Körper. Nachdem aber die Handbewegungen eine Zeitlang fortgedauert hatten, verschwand das nervöse Zittern und eine tiefe Ruhe folgte darauf, die weit eher dem Tod als dem Schlafe glich.

Nun zog der Inder aus seinem Gürtel ein Krystallflacon, welches eine durchsichtige rothe Flüssigkeit enthielt. Er goß einige Tropfen davon auf seine Hand und bestrich damit die Schläfe des Engländers, wodurch dessen Athem plötzlich zu stocken schien.

Ganz auf dieselbe Weise und mit demselben Resultat, verfuhr der Inder mit dem Kammerdiener.

Hierauf ging er zu dem Engländer zurück, hob ihn auf, und legte ihn, wie es schien, ohne alle Anstrengung auf seine Schultern.

„Haben die Söhne der Bowhanie den Fremden dem Tode geweiht?“ fragte Kazil mit zitternder Stimme den Augenblick, in welchem der Inder mit seiner Bürde an ihm vorüberging.

Statt aller Antwort schüttelte der Inder mit dem Kopfe und lächelte auf sonderbare Weise.

Kazil fuhr fort:

„Wird mir sonst etwas befohlen?“

„Ja.... Bleibe hier.“

„Bis wann?“

„Bis zu meiner Zurückkunft, die in nächster Nacht erfolgen wird.“

Kazil deutete mit der Hand auf Stop und fragte:

„Wenn nun aber dieser dort erwacht?“

Der Inder lächelte abermals und sagte:

„Er erwacht nicht.“

„Er lebt aber doch?“

„Ja, aber sein Schlof gleicht dem Tode und wird Tag und Nacht ohne Unterbrechung dauern.“

„Die Bahis, welche den Palanquin des Fremden trugen, haben die Schwelle der Pagode nicht überschreiten wollen und warten draußen?“

„Sie mögen warten.“

„Sie haben aber keine Lebensmittel.“

„Sie werden solche bekommen.“

Der Inder trat hierauf mit seiner lebendigen Last der Oeffnung zu, durch welche er gekommen und verschwand in der Tiefe. Die Steinplatte trat wieder an die Stelle der Oeffnung und verharrte so den Blicken diesen geheimnißvollen Ausgang. Zu derselben Zeit verschwand auch der bleiche Frauenkopf, welcher die eben beschriebenen Vorgänge aufmerksam betrachtet hatte. Das Basrelief nahm seine alte Stelle wieder ein und tiefes Schweigen herrschte in dem Zimmer, in welchem Kazil allein an der Seite des schlafenden Stop wachte.

II.

Nachdem der im vorigen Kapitel beschriebene Inder mit seiner Last fünfzehn oder zwanzig Stufen einer wohlerhaltenen Treppe hinabgestiegen war, befand er sich in einem unterirdischen Raume, der nur spärlich durch eine auf einem Granitblock von unheimlichem Aeußern stehende Lampe erhellt war.

Dieser Block war ehemals der gräßliche Altar gewesen, auf welchem man dem Gotte Siwa Menschenopfer dargebracht hatte. Deutlich konnte man die tiefen Einschnitte sehen, welche die Beile, mit denen man die unglücklichen Opfer zerhackte, auf dem Granit hervorgebracht hatten. Die Mitte des Blockes war etwas

Digitized by Google

vertieft und zeigte eine nach unten gehende Rinne, die offenbar zum Abfluß des Blutes gedient hatte und die noch jetzt faſt ſchwarzroth ausſah.

Der unterirdiſche Raum war genau von derſelben Form und Größe wie das obere Gewölbe, unter dem er ſich befand.

In dem Augenblick, in dem der Inder die letzte Stufe der Treppe hinunterſtieg, befand er ſich der im vorigen Kapitel erwähnten Unbekannten mit dem bleichen Geſichte gegenüber, welche jetzt aber ſo vollſtändig in große, goldgeſtickte Gazeſchleier eingehüllt war, daß man von ihr nur die glänzenden ſchwarzen Augen ſah. So viel man aber das, was unter dem Schleier verborgen, beurtheilen konnte, war es eine Frau von mittlerer Größe und wunderbar eleganten Formen. Ihre kleinen zarten bloßen Finger waren mit den koſtbarſten Ringen verziert, und an den allerliebſten Kinderfüßchen trug ſie ſcharlachrothe Pantoffeln.

„Ich habe Ihren Befehl vollführt, Madame," ſprach ſie der Inder an, „hier iſt der Fremde."

„Nicht wahr, Sangor, er iſt ſehr ſchön?" fragte die junge Frau.

„Ich weiß das nicht."

„Wie, Du weißt das nicht? Haſt Du ihn denn nicht angeſehen?"

„Ich habe ihn angeſehen, Madame, aber ich verſtehe mich nicht auf die Schönheit der Bleichgeſichter mit den ſonnengelben Haaren. Die Männer, welche ſo ſehr den Frauenzimmern gleichen, ſind nicht von meinem Geſchmack."

Die Unbekannte lächelte unter ihrem Schleier und ſagte:

„Sangor, wo ſind die Stummen?"

„In der unterirdiſchen Gallerie bei dem Palanquin."

„Gut, ich werde jetzt die eiſerne Thüre öffnen."

„Wohin gehen wir?"

„Nach dem Palaſt."

„Soll ich mit meiner Bürde vorausgehen?"

„Nein, die Stummen ſollen den Fremden in den Palanquin tragen."

„Aber darin hat ja nur eine Perſon Platz."

„Ich werde gehen."

„Aber..."

Die junge Frau unterbrach den Inder, indem ſie in befehlendem Tone ſagte:

„Ich will es ſo."

Sangor verneigte ſich und ſchwieg.

An der einen Mauer des Gewölbes befand ſich eine eiſerne Thür, ſo feſt wie diejenigen, hinter denen in den Gefängniſſen, die zum Tode Verurtheilten verwahrt ſind. Die Unbekannte zog aus ihrem Gürtel einen Schlüſſel und öffnete die Thür, welche in einen ſehr langen, unterirdiſchen Gang führte.

Zwölf in Roth gekleidete Neger, mit Turbanen von derſelben Farbe, ſtanden dort unbeweglich neben einem mit dunklen Farben bemalten Palanquin und begoſſen die Fackeln unaufhörlich mit Oel. Alle dieſe Männer waren taubſtumm — und in Folge deſſen ſchweigſam wie das Grab.

Als die Neger die Unbekannte erblickten, warfen ſie ſich vor derſelben auf die Erde, als wenn ihnen eine ihrer Gottheiten erſchienen wäre. Der Inder, welchen die Unbekannte Sangor nannte, ſchob die Vorhänge des Palanquins bei Seite, legte den ſcheinbar lebloſen Körper des Engländers auf die weichen Kiſſen, und gab, nachdem er die Unbekannte mit einem fragenden Blick angeſehen, den Negern einen Befehl.

Die Neger ſtanden augenblicklich auf, hoben die Träger des Palanquins auf ihre Schultern und ſetzten ſich unter dem Vortritt der Fackelträger in Bewegung. Sangor und die junge Frau folgten ſchweigend.

(Fortſetzung folgt.)

Der größte Viehmarkt der Welt

iſt nicht mehr in London, ſondern wir haben ihn jenſeits des atlantiſchen Oceans zu ſuchen. Aus den in New-York erſcheinenden Blättern entnehmen wir, daß in Chicago dieſer Markt zu finden und ſo beachtenswerth eingerichtet iſt, daß wir Einiges darüber mittheilen wollen. Draußen auf der flachen Prairie, 4 Meilen (engliſch) ſüdlich von der Stadt, zwei Fuß unter dem Waſſerſpiegel des Fluſſes, ſtehen die berühmten „Stock-Yards" von Chicago. Zwei Millionen Dollars wurden zur Konſtruktion dieſes Viehmarktes verwendet, welcher auf einer Fläche von 315 Acker (circa 497 Mgd. Mrg.) mit Viehſtällen bebaut iſt, von welchen über 300 Mrg. mit Holz gedielt ſind. Im März 1867 war dort Stallung für 20,000 Stück Rindvieh, 75,000 Schweine und 20,000 Schafe und kein Donnerstag ſeit Eröffnung dieſer Ställe iſt vergangen, an dem ſie nicht gefüllt geweſen wären, denn nach Chicago kömmt der größte Theil des Viehes aus den Prairien, um nach den öſtlichen Staaten verhandelt zu werden. Dieſe Viehſtadt iſt in Straßen und Gaſſen angelegt, welche ſich rechtwinklig durchſchneiden. Die Hauptſtraße Broadway iſt eine Meile lang, 75 Fuß breit durch Bretterwände in drei Wege getheilt, ſo daß die Heerden bequem aneinander vorbeigetrieben werden können. Neue Eiſenbahnen haben Zweiglinien nach dieſen Ställen gelegt und ein Kanal verbindet ſie mit dem Chicagofluſſe. Wenn ein Eiſenbahnzug voll Vieh bei dieſen Ställen ankommt, ſo wird die eine Seite des Viehwagens fortgenommen und eine leicht abwärts führende Brücke ladet die Fracht aus, welche ſich in eine reinliche, mit Bohlen gedielte Umzäunung begibt, in welcher auf der einen Seite ein langer Trog durch das Drehen eines Hahnes mit friſchem Waſſer gefüllt wird, während auf der andern Seite Krippen mit

Digitized by Google

Rausen mit Heu versorgt werden. Während das von der Reise angegriffene Vieh sich hier vertreten und erfrischen kann, findet der Eigenthümer oder Führer eine allen Wünschen entsprechende Bedienung in einem Hotel mit 200 Schlafzimmern, dem Hogh-House. Einige Schritte davon steht die Viehbörse, wo in einer großen Halle Käufer und Verkäufer einander treffen; in demselben großen, schönen Hause von gelben Quadern ist auch die Bank, welche täglich 100,000 bis 500,000 Dollars einnimmt und auszahlt, ferner ein Telegraphenbureau, durch welches von Zeit zu Zeit der Preis des Rind-, Schweine- und Hammelfleisches auf den Hauptmärkten beider Welttheile berichtet und dafür der Stand des Marktes auf diesem größten Viehmarkt der Welt zurücktelegraphirt wird. Nachdem die Käufer mit den Verkäufern über den Preis einig geworden sind, sehen sie das Vieh in den Ställen mit derselben Bequemlichkeit an, wie eine Dame eine Ausstellung im Schaufenster besichtigt. Das ausgesuchte Vieh wird zu dreißig Stück auf einmal gewogen, indem es auf dem Wege zur neuen Verladung einen Augenblick in einer dazu bestimmten Verzäunung stehen bleibt. Darnach geht das verkaufte Vieh ab und der Käufer bezahlt den Preis in Baar durch die Bank. Diese Entwicklung eines kolossalen Verkehrs ist das Werk der letzten Dezennien, in welchen die Stadt Chicago selbst erst erstanden und gewachsen ist und sich zu einem Wunder menschlicher Intelligenz und Ausdauer in dem kurzen Zeitraum von noch nicht 40 Jahren entwickelt hat. Denn im Jahre 1830 zählte Chicago auf der sumpfigen, häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzten Prairie 70 Einwohner in Blockhütten, bei der Zählung im vorigen Jahre fanden sich über 270,000 Einwohner in großen stattlichen Steinhäusern, breiten schönen Straßen mit Pflaster und Trottoirs, hoch über dem Niveau des Flusses und Michigan See's, aus welchem Letzteren die Stadt durch einen zwei englische Meilen in ihn hineinreichenden Tunnel mit reinem Wasser versehen wird.

Mannigfaltigkeiten.

[Hohes Alter.] In Prödlitz (Bezirk Aussig) starb am 13. d. M. die 105 Jahre alte Jungfrau Maria Setmacher, welche durch 80 Jahre des Augenlichtes beraubt war.

[Ueber die gegen brittische Missionäre bei Chinkeang in Chinaverübten Exzesse] wird dem „Shanghai Rekorder“ unterm 24. August Folgendes geschrieben: Der brittische und der amerikanische Konsul in Chinkeang sind so eben aus Yangchow zurückgekehrt, wohin sie sich begeben hatten, um Untersuchungen wegen grauenvoller Exzesse einzuleiten, die gegen die Mitglieder der dortigen protestantischen Mission begangen worden sind. Etwa 8- oder 10,000 Menschen brachen en masse in die Häuser der Mission ein und zerstörten sämmtliches darin befindliche Eigenthum. Die Damen der Mission haben alle mehr oder weniger erhebliche Verletzungen davongetragen. Der chinesische Pöbel steckte die Häuser in Brand und versuchte die Insassen derselben zu verbrennen. Man nöthigte die Unglücklichen, die Kinder aus den oberen Stockwerken zu werfen und ihnen dann nachzuspringen. Diese Veranstaltung zu diesen Gewaltthaten war von der gelehrten Klasse ausgegangen, welche das Gerücht verbreitet hatte, daß die Missionäre Kinder schlachteten und abkochten, um deren Fleisch als Medizin zu verwenden. Die einfältige ohnmächtige Behörde hatte von dem Plane schon eine Woche vorher volle Kenntniß erhalten, aber statt Schritte zu ergreifen, um einen Friedensbruch zu verhindern, hat sie durch ihre Gleichgültigkeit, wenn nicht durch ihr absichtliches Uebersehen, das Unheil herbeigeführt.

Der neue (neunte) Dampfer der New-Yorker Linie des norddeutschen Lloyd in Bremen führt den Namen „Rhein“. Am 3. Okt. von Bremen zum ersten Male abgefertigt, ist er am 17. Okt. Morgens glücklich in New-York angelangt. Die New-Yorker Handelszeitung widmet ihm eine ausführliche Beschreibung und sogar ein Gedicht. Als Gallion trägt das Schiff eine Figur, welche „die Wacht am Rhein“ darstellt. Auf beiden Seiten des Decks sitzt „Vater Rhein“, von einem blauen Band umschlungen, das die goldene Inschrift trägt: „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“. Die sechs Wandgemälde, welche den Salon erster Klasse schmücken, stellen den Rheinfall bei Schaffhausen, die Loreley, die zwei Brüder (Liebenstein und Sternfels), Stolzenfels, Koblenz mit Ehrenbreitstein und den Drachenfels dar.

Am 5. Nov., in den Morgenstunden, wird am Himmel eine Erscheinung eintreten, die vergleichungsweise zu den seltneren gehört; es ist dies ein sogenannter Merkur-Durchgang, richtiger ein Vorübergang des Merkur vor der Sonnenscheibe. Der Merkur beginnt in die Sonnenscheibe einzutreten um 5 Uhr 57 Min. Morgens. Der Austritt des Merkur aus der Sonnenscheibe beginnt um 9 Uhr 32 Min. und ist vollendet um 9 Uhr 39 Min., womit die Erscheinung aufhört. Der ganze Charakter, der übrigens nur mit Hilfe des Teleskops wahrnehmbaren Erscheinung ist wesentlich derjenige einer Sonnenfinsterniß, indem hier der Merkur diejenige Rolle übernimmt, welche sonst dem Monde zufällt.

Digitized by Google

[Das Jahreseinkommen der österreichischen Bischöfe] gibt ein Prager Korrespondent der „Kreuzig.“ wie folgt an: Erzbischof von Olmütz 200,000 fl., Erzbischof von Prag 100,000 fl., Erzbischof von Wien 40,000 fl., Bischof von Brünn 35,000 fl., Erzbischof von Salzburg und die Bischöfe von Leitmeritz, Königgrätz, Steckau und Gurk je 20,000 fl., Bischof von Linz, Laibach, St. Pölten, Beitzen, Trient je 15,000 fl., Bischof von Görz 12,000 fl., Bischof von Triest 7000 fl., Bischof von Budweis 5000 fl.

[Auch eine Rede.] Vor dem Wiener Landgerichte fand neulich eine Schlußverhandlung gegen eine Diebsbande statt, welche ihre Zusammenkunft in der „Mistgrube“ im tiefen Graben hielt, einem Gasthaus, in welches, nach der Aussage des Besitzers selbst, „kein anständiger Mensch kommt.“ Nach dem Schlusse des Beweisverfahrens richtete der Vorsitzende die Frage an die Angeklagten, ob sie noch eine Bemerkung zu machen hätten. Angeklagter A. Woltipka: O ja, freili hab' i was z'sagen, 's Donnerwetter soll glei den ganzen Gerichtshof niederschmeißen. Vorsitzender: Führen Sie den Angeklagten ab.

Die Stadt Paris hat während der 15jährigen Haußmann'schen Verwaltung für 884,400,244 Frcs. öffentliche Arbeiten ausführen lassen, wozu noch 984,369,862 Fr. außerordentliche Ausgaben zu zählen sind, so daß sich die Gesammt-Ausgaben für öffentliche Arbeiten und außerordentliche Verwendungen auf 1,865,770,086 Fr. belaufen. Hievon sind 1,399,994,880 Francs bezahlt und 465,775,195 Fr. noch rückständig. Dazu kommen noch 67,335,155 Fr. anderweitige Verpflichtungen, welche die Stadt Paris bis zum Jahre 1877 tilgen muß, so daß sie jährlich circa 30 Millionen Francs (8 Millionen Thaler) auf Schuldentilgung verwenden muß.

[Türkisches.] Der gegenwärtige Sultan besitzt 900 Frauen — alle Weiber des Harems, Odalisken ꝛc. mitgerechnet. Eigentliche Gemahlinnen hat derselbe nur drei von ausnehmender Schönheit: Dournol („die neue Perle“), Hairani Dil („vortreffliches Herz“) und Eda Dil („die Eleganz des Herzens“). Die Zahl der Eunuchen, Kammerherren, Pagen, Garden, Kutscher, Pfeifenstopfer ꝛc. beträgt 2300. Täglich werden im Serail 500 Tische gedeckt, an denen zweimal im Tage bei 6000 Portionen Speisen servirt werden.

Die vor drei Jahren begonnene Ausfuhr von Trauben aus Pesth nach Deutschland und Rußland nimmt von Jahr zu Jahr größere Dimensionen an. Die Pesth-Ofener Exportgesellschaft hatte für dieses Jahr 140,000 Pfund Trauben nach Rußland vertragsmäßig zu liefern, während die St. Andreaer Exportgesellschaft wöchentlich 33 Centner Trauben nach Berlin spedirte.

Die Durchbohrung des Mont-Cenis schreitet rüstig vorwärts. Am 1. Juni d. Js. waren 8384 Meter gebohrt. Während dieses Monats wurde um 60 Meter von der südlichen und um 54 von der nördlichen Seite vorgerückt, so daß im Ganzen 3498 Meter fertig sind, also von 12,220 noch 3722 Meter übrig bleiben.

Der riesenhafte Drachenbaum von Orotava auf der Insel Teneriffa, eine naturwissenschaftliche Berühmtheit, deren Alter man auf 6000 Jahre schätzte, wurde von einem gewaltigen Sturme, der vor mehreren Wochen die kanarischen Inseln heimsuchte, niedergeworfen.

[Starker Schneefall.] Man schreibt aus Pardubitz, (Böhmen) 28. Oktober: In der kaum vier Stunden von hier entfernten Stadt Nassaberg war am 22. d. M. ein so starker Schneefall, daß der für diesen Tag bestimmte Markt nicht abgehalten werden konnte. Seit fünf Tagen regnet es hier fast ununterbrochen.

H. van der Linden, der Ex-Finanzminister der afrikanischen Transvaal-Republik, wurde wegen Unterschlagung öffentlicher Gelder zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt.

[Brigham Young] der bekannte Mormonenhäuptling, soll 35 heirathslustige Töchter haben, welche er „an den Mann zu bringen“ wünscht.

Logogryph.

Zu dieser und zu jener Zeit
Ist es nur gegen Sicherheit
Von Geizigen geschehen;
Versetze seiner Laute Zahl
So nennt es dir, was manchesmal
Die Aerzte nicht verstehen.

* ° *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Waldau.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 259 Freitag, 6. November 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Der unterirdische Gang, in welchen wir unsere Leser geführt haben, war eines jener Riesenwerke, welche noch heute den in Indien reisenden Europäer in Erstaunen versetzen und deren Ursprung sich in die grauseste Vorzeit verliert. Es war eine Art Tunnel, der über eine Stunde lang durch einen Granitberg gerade durchging, sich dann allmälig bis zu einem engen Thal senkte und über dasselbe weg in einen anderen Berg führte, und an einer breiten Treppe vor mehr als zweihundert und fünfzig Stufen endete. Hier machten die Träger des Palanquins Halt und Sangor lud den Fremden wieder auf seine Schultern, mit dem er nun, gefolgt von der Unbekannten, die Treppe hinaufstieg. Eine eherne Pforte öffnete sich vor ihnen und ließ sie in einen mit orientalischem Luxus ausgestatteten Raum treten, welches der Vorhof eines Feenpalastes zu sein schien.

Der Inder ging mit seiner Bürde durch diesen Raum, so wie durch eine Reihe von Sälen, und machte endlich in einem runden Boudoir Halt, welches von einer an der Decke hängenden Alabasterlampe mit sanftem Schein erhellt war. Das Boudoir war ganz mit Seidenstoffen von lebhaften Farben verhängt, und hatte keine anderen Möbel, als einen runden Divan, der die Breite eines Bettes hatte. Auch verzierte Kissen lagen da, und dort in scheinbarer Unordnung auf dem mit einem Smyrnaer Teppich bedeckten Boden herum. Portièren in ebenso lebhaften Farben vertraten die Stelle von Thüren.

In dieses Zimmer brachte Sangor den Fremden und legte ihn auf den breiten Divan, dann machte er vor der Unbekannten eine Verbeugung und verschwand.

Die geheimnißvolle Frau war jetzt mit dem Engländer allein. Sie entledigte sich zuerst ihrer Schleier, und ihr bleiches Gesicht, welches bei dem Glanze der Lampe noch bleicher erschien, zeigte sich wieder in seiner ganzen sonderbaren Schönheit. Ihre Augen strahlten in einem eigenthümlichen wechselnden Glanz, der bald fieberartig leidenschaftlich, bald süß schmachtend erschien. Sie kniete neben dem Divan nieder, betrachtete während einiger Minuten den Schlafenden, und drückte dann, sich über ihn beugend, einen langen Kuß auf seine Stirn. Sodann zog sie aus ihrem Gürtel ein Fläschchen, das dem von Sangor in der Ruine der Pagode gebrauchten ähnlich sah, und mit einer farblosen Flüssigkeit gefüllt war, öffnete es und ließ den Engländer daran riechen. Der Athem desselben, welcher vorher so sanft und schwach gewesen, wurde plötzlich schnell und kräftig, und zu gleicher Zeit zuckte es in seinen Augenlidern, als wollten sich dieselben öffnen. Als dies die Unbekannte sah, erhob sie sich, und floh wie eine aufgeschreckte Gazelle ans dem Boudoir.

Ein oder zwei Minuten verstrichen, da richtete sich der Engländer auf seinem Kissen in die Höhe, öffnete die Augen und blickte um sich.

Die Gefühle, welche auf den Erwachenden jetzt einstürmten, lassen sich leichter begreifen als beschreiben. Er war unter der dunkeln Kuppel der Pagode des Siva eingeschlafen und erwachte in einem reizenden Boudoir.

Sein Erstaunen war ein großes, aber es dauerte nicht lange. Ein Lächeln stahl sich über seine Lippen und er murmelte:

„Der Einfluß des Orients macht sich bemerkbar. Indien, das Land der phantastischen Märchen, hat sich in meinen Kopf gesetzt und berauscht mich. Ich träume, und mein Traum versetzt mich in Tausend und Eine Nacht."

Er hatte seinen kurzen Monolog kaum beendet, als eine sanfte Musik in der Ferne sich vernehmen ließ, begleitet von weiblichen Stimmen, welche ein reizendes Liebeslied sangen.

Woher kam diese Musik? Es war dem Engländer unmöglich, darüber klar zu werden; er lächelte wiederum und murmelte:

„Mein Traum spinnt sich weiter aus . . . und er ist allerliebst. So zu träumen, das heißt zwei Mal leben. Das ist ein wirklicher Ohrenschmaus; werde ich auch Etwas zu sehen bekommen?"

Die Antwort auf diese Frage ließ nicht lange auf sich warten.

Die Portière des Boudoirs schob sich geräuschlos auf ihren Stäben zurück und ließ den Fremden in ein zweites Zimmer blicken, dessen Wände mit Marmortafeln bekleidet waren. In der Mitte desselben ließ ein Springbrunnen seine in allen Farben des Regens

Digitized by Google

bogens strahlenden und von mehr als zwanzig Lampen beleuchteten Wasser in ein breites Perlmutterbecken fallen.

„Sehr hübsch," murmelte der Engländer, „der Traum wird immer mannigfaltiger. Man könnte kaum etwas Schöneres im Drury-Lane-Theater zur Weihnachtszeit sehen; es fehlt weiter nichts als das Ballet."

Seine Lippen lispelten noch die letzten Worte, als eine Anzahl reizender Tänzerinnen mit herrlichem Geschmeide in dem lang herabwallenden Haar im Nebenzimmer erschienen und einen jener üppigen Tänze ausführten, wie sie eben nur der Orient kennt. Sie führten tausenderlei reizende Stellungen aus und bildeten allerliebste Grappen. Bald standen sie fast still und bewegten nur die Schultern und die Hüften, bald wieder wirbelten sie mit einer Schnelligkeit durcheinander, die fast unbegreiflich schien.

Lächelnd betrachtete der Engländer dieses Schauspiel und sagte leise zu sich selbst:

„Ich möchte gerne Beifall klatschen, aber ich wage es nicht. . . . Denn, wenn ich klatsche, so riskire ich, daß ich aufwache — und dann Adieu, du schöner Traum."

Das Licht der Lampen wurde dunkler, die Musik verstummte allmälig und eine Tänzerin nach der andern verschwand.

„Wird dieses Märchen, das ich da zu sehen bekomme," dachte der Engländer, „wohl auch eine Lösung finden? Wird sich wie in Tausend und Eine Nacht zum Schluß eine Prinzeß Badrulbudur oder eine Königin Alka, als Herrin dieses Feenpalastes einstellen, und die Zauberei so weit fortgesetzt werden, daß sie zu mir von Liebe spricht."

In diesem Augenblick wurde eine der Portièren zurückgeschoben und eine orientalisch gekleidete Frau trat in das Boudoir. Eine Halbmaske von schwarzem Sammt bedeckte einen Theil ihres Gesichtes. Durch zwei Löcher blitzten große schwarze Augen mit bezaubernd Glanze. Rothe, halb geöffnete Lippen, auf denen ein süßes Lächeln schwebte, ließen eine Reihe blendend weißer Zähne sehen. Eine schlanke, aber kräftige Gestalt, runde, weiße Arme und schwellende Schultern stellten die Jugend dieser Frau in voller Blüthe dar.

Einige Sekunden lang blieb sie unbeweglich auf der Schwelle des Zimmers stehen. Man hätte glauben mögen, sie zögere und scheue sich vorwärts zu schreiten.

„Herr, mein Gott," murmelte der Engländer, das ist eine göttliche Erscheinung. Warum muß das aber nur ein Traum sein? Ich würde ein Jahr meines Lebens darum geben, wenn ich diesen Traum zur Wirklichkeit machen könnte. Ich würde . . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Wein.

„Die Erde gibt den Saft,
Die Lüfte geben Kraft,
Die Sonne gibt den Geist;
Gar schön der Wein beweist,
Was er empfing für Leben,
Weil er's kann wiedergeben."

(Mises.)

Vom Rhein, Ende Oktobers. In unsern weinbauenden Rhein- und Moselgegenden versteht man bekanntlich unter „Herbst" nicht allein die Jahreszeit dieses Namens, sondern speziell gerade die Weinlese, und unter „Herbsten" demgemäß das Lesen und Nachhausefchaffen der Trauben. In diesem Sinne spricht der Winzer von einem guten oder schlechten ꝛc. Herbst, und wenn wir in gleicher Anschauung heute sagen, daß der Herbst beinahe überall beendet sei, so kann dieses keinem Mißverständnisse unterliegen. In unsere rebenumsponnenen Berge waren in den letzten Wochen sehr belebt, und unsere Winzer machten äußerst vergnügte Gesichter. Vor etwa zwei Monaten waren die Hoffnungen auf die Qualität sehr gering, denn auf das dürre Erdreich schaute mit ewig heiterer Miene der „unbewölkte Zeus", und aller Herzen Sehnsucht ging dahin, daß nun Jupiter Pluvius einmal das Scepter ergreifen möchte, um den vertrockneten Fluren sowohl, als auch den gar unscheinbar gebliebenen Beeren des Weinstocks eine gründliche Erquickung zu gewähren. Wohl uns! die Wünsche sind erhört worden. Spät kam er — doch er kam, nämlich der Regen, und seine segnende Kraft hat er auf wunderbare Weise bewährt. Die wohlgekochten, aber schlecht entwickelten Beeren sind durch den Regen aufgequollen, die harten und dicken Häute sind weich und dünn geworden, so daß die gewonnene Quantität fast durchschnittlich um die Hälfte die früheren Erwartungen übertrifft. An der untern Mosel, wo wir mehrmals in der Lese waren, hörten wir von vielen Seiten, daß Winzer, welche 2—4—6 ꝛc. Fuder erwarteten, thatsächlich 3—6—9 ꝛc. Fuder herbsteten. Der dadurch hervorgerufene Fässermangel machte sich empfindlich bemerklich, und während der Lese sahen wir die Winzer noch nach Fässern umherlaufen, die sie nunmehr mit 13—15 Thlr. per Stück bezahlen mußten, während sie früher zu 8—9 Thlr. per Stück zu kaufen waren. Einen weitern Uebelstand hat diese unerwartete Fülle an vielen Orten für die kleinern Winzer, welche gewohnt sind, ihren Herbst gleich ungekeltert an größere Winzer und Producenten zu verkaufen, hervorgerufen. Da diese letztern ihre Fässer meist von eigenem Gewächs voll erhalten, neue Fässer aber sehr theuer und fast nicht zu haben sind, so ist die Kauflust gering, und der kleine Mann muß seine ganze Ernte nicht selten für einen Spottpreis losschlagen, weil ihm dieselbe sonst gänzlich zu verderben droht. An der untern Mosel wurde in

Digitized by Google

Ohm im Faß meist zu 20 Thlrn. verkauft. Alles schaart sich um den jungen Helden, wie die Frauen Gevatterinnen und Nachbarinnen um die Wiege eines jungen Kindes, seine geistigen Anlagen zu erforschen und prophetisch seine Zukunft zu deuten. Da wird mit sachverständiger Kennermine probirt, geschlürft, hin und her erwogen und Urtheil gesprochen. Auch die Mostwaage, welche den Zuckergehalt nach seinem spezifischen Gewichte angeben soll, wird erwartungsvoll in Anwendung gebracht. Diese Wage ist aber insofern ein unzuverlässiger Maßstab, als der Most neben dem Zuckerstoff bekanntlich noch Weinstein und sonstige gallertartige Substanzen enthält, welche in gleicher Weise wie der Zucker auf die Mostwaage einwirken. Es kommt nicht selten vor, daß die Mostwaage bei dem Produkt aus geringeren Thallagen ein günstigeres Resultat zeigt, als bei demjenigen aus besseren Verglagen, ohne daß die Weine dem entsprechend sich entwickelten. Das Warum ist leicht erklärlich: die Traube im Thalboden nähert sich viel mehr und eher dem Zustande der Fäulniß als die Bergtraube und enthält eine größere Menge jener schleimartigen Stoffe aufgelöst, welche beim Keltern sich mit auspressen und so gleich dem Zuckergehalt bei Anwendung der Mostwage sich geltend machen. Für den rechten Winzer und Weinkenner bleibt indessen die Zunge das beste Maß, die Güte des Weines zu schätzen und auch schon prophetisch gleichsam vorherzusagen, sobald der Most in das sederweiße Stadium gekommen ist. Noch anschaulicher beweist die Kraft des jungen Heiden die oft überraschende Wirkung, welche er auf Körper und Geist des Menschen ausübt, der sich aus besonderer Zuneigung mit ihm in intimere Verbindung gesetzt hat. Bereits hört man schon interessante Fakta über solche Wirkungen erzählen, die den in frühern Jahren nach guten Weinernten vorgekommenen sich würdig anreihen. Schon Horaz sagt, daß der Wein den Armen Hörner mache, daß sie sich vor nichts fürchteten; wir aber möchten fast, in Anbetracht der mancherlei Stöße annehmen, daß der junge Wein selbst mit Hörnern auf die Welt komme. Gehen wir in diesen Tagen durch einen Weinort, so umweht uns überall ein eigenthümlicher lieblicher Weingeruch von der aus den Fässern und Kellern entweichenden Kohlensäure; und in den Kellern selbst hören wir es brodeln und gähren, daß es eine Lust, aber nicht selten auch gefährlich ist, sich in den unterirdischen Gewölben dem jungen Heiden zu nähern. Darum warnt der Dichter:

„Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt
Und jeden Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.
Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang er träumt, sich um ihn her,
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwund'ner Speer."

(Novalis.)

Wir wissen indessen:

„Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch'n Wein."

Und diesel Mal dürfen wir mit Gewißheit auf einen recht guten rechnen. Doch laß en wir ihn sich entwickeln in der engen Wiege im unterirdischen Geschosse, wo er, nach des Dichters Worten, von Festen und Siegen träumt und sich manches lustige Schloß baut, bis er seine Schwingen entfaltet, im Krystallgewande erscheint, und in ungezählten Strahlen sein inneres Leben in die Welt sprüht.

Mannigfaltigkeiten.

In Genf starb am 30. Oktober Frau Eynard-Lullin, die Wittwe des berühmten Philhellenen, im Alter von 76 Jahren. Der Tod der Frau Eynard ist namentlich für die Genfer Armen ein großer Verlust. Im Besitze eines kolossalen Vermögens, zeichnete sie sich durch einen unerschöpflichen Wohlthätigkeitssinn aus. Ein schönes Denkmal hat die geistvolle Frau in dem von ihrem Gatten gestifteten, hauptsächlich aber unter ihrer Leitung ausgeführten Athenäum hinterlassen, welches jetzt der Société des Arts zum Lokale dient, zugleich aber auch eine permanente Kunstausstellung enthält.

In der polnischen Emigration besteht ein Komite zum Zwecke der Unterstützung bedürftiger polnischer Offizier-Adspiranten, dem aus der Emigration wie auch dem Lande reichliche Beiträge zufließen. Nach einem in einem Blatte der Emigration veröffentlichten Rechenschafts-Berichte hat das Unterstützungs-Komite in den zehn Monaten vom 1. November 1867 bis 1. Okt. 1868 eine Einnahme von 17,308 Frs. und eine Ausgabe von 17,186 Fr. gehabt. In der Beilage liste ist u. A. Fürst Wladislaw Czartoriski mit 150 Frs., die Provinz Posen mit 2480 Fr. verzeichnet. Als Stipendiaten sind 11 Offizier-Adspiranten namhaft gemacht, von denen sieben die Militärschule von St. Cyr, 4 die Artillerie- und Ingenieurschule in Metz besuchen. Diese Stipendiaten erhalten, außer den Unterstützungen des Komite's von der französischen Regierung einen monatlichen Sold von 50 Frs. und zum Theil noch außerordentliche Unterstützungen. Sobald die polnischen Militärzöglinge den vorgeschriebenen Lehrkursus absolvirt haben, machen sie in der Regel das Offizier-Examen und treten dann entweder in den französischen und türkischen Militärdienst oder kehren in ihre früheren bürgerlichen Verhältnisse zurück.

Digitized by Google

In Frankreich wird jetzt ein Brütofen vielfach benützt, welcher, von John Bally in London gefertigt, große Beachtung verdient. Derselbe ist wie ein großes Stehpult mit Fächern versehen, in welchen durch warmes Wasser und warmen Sand, deren Temperatur durch eine Petroleum-Lampe auf circa 34–38° Reaumur erhalten wird, bis 150 Eier ausgebrütet werden. Die Tischplatte, mit Flanell beschlagen und Sand darauf, ist der Futterplatz für die jungen Küchlein; an den Längsseiten befinden sich Platten auf 4 Füßen, von welchen ziemlich dicht wollene Fäden herabhängen, so daß die Küchlein in sie hineinkriechen und in ihnen gleiche Wärme finden können, wie unter der Brust einer Mutter. Die Eier werden nicht alle zu gleicher Zeit in den Ofen gelegt, so daß der Futter- und Promenadenplatz für die Küchlein nicht überfüllt wird. Nach 21 Tagen sind die Eier ausgebrütet, und nach der Fläche des Futter- und Promenadenplatzes läßt sich deshalb berechnen, wie viel Eier an einem Tage in den Ofen gelegt werden können. Die Eier werden täglich umgelegt und von Zeit zu Zeit mit einem nassen Schwamme bestrichen. Alle Schubladen sind übrigens mit Flanell gefüttert und bei ihrer Oeffnung muß möglichst die Erkältung der Eier vermieden werden.

Die Kuppelmalereien der heil. Grabkirche in Jerusalem sollen Ende September beendet sein. Salzmann aus Paris, dem die Ausführung der Arbeiten übertragen wurden, hat mit dem Entwurf des Planes zwei Jahre zugebracht. Am meisten zu schaffen machte ihm die Schwierigkeit, im Styl des 12. Jahrhunderts zu arbeiten und doch alle symbolischen Figuren zu vermeiden. Die Rücksicht legte ihm die Verschiedenheit der betheiligten Konfessionen auf. Wir fügen die Notiz bei, daß die Langsamkeit, mit der am Umbau der St. Anna-Kirche zu Jerusalem gearbeitet wird, dieselbe geblieben ist. Man ist jetzt zehn Jahre mit diesem Bau beschäftigt und kann nichts Erhebliches thun, weil die Mittel dazu vom gesetzgebenden Körper jedes Jahr auf's Neue bewilligt werden müssen. Die Kirche ist nämlich französisches Krongut.

Aus Paris wird berichtet: „Hr. v. Rothschild, der kürzlich den Weinberg von Château-Lafitte um den Preis von 4,500,000 Fr. gekauft hat, machte in diesem Jahre 200 Stück von je 4 Ohm. Nun werden heuer für das Stück durchschnittlich 7500 Fr. bezahlt, was für 200 Stück die Summe von 1½ Mill. Fr. betragen würde. Hiervon 400,000 Fr. als Geschäftszins abgezogen, bleiben 1,100,000 Fr., also der vierte Theil des Kaufschillings.

Die Enthüllung des Maximilians-Denkmals in Landshut wird bestimmt am 28. Novbr. vor sich gehen. Im Sockel des Denkmals wird eine kupferne Gedenktafel mit der Inschrift:

Im Jahre 1868 nach Christi Geburt am 28. Tag des Monats November wurde dieses Denkmal aus freiwilligen Beiträgen von Bürgern und Einwohnern der Stadt Landshut, dem erhabenen Herrscher des Bayerlandes, dem besten deutschen Fürsten

Maximilian II.

geboren den 28. November 1811,
gestorben, nach 16jähriger segensreicher Regierung,
am 10. März 1864.

im Gefühle ewiger Dankbarkeit errichtet.

Die jüngst in Stuttgart abgehaltene „Frauenkonferenz" hat, wie leicht vorauszusehen war, in den meisten Dingen Fiasco gemacht: denn der thörichte Antrag: Es solle ein Gesetz erlassen werden, wornach von jeder Braut als Bedingniß der Heirathserlaubniß ein Zeugniß verlangt werden soll, daß sie einen Kursus über Kinderpflege gehört und mit Erfolg besucht habe — wurde von der Mehrheit der Versammlung als nicht diéscutir- und annehmbar abgewiesen. Ebenso dürfte der Versuch der Anbahnung einer Kleiderreform für das Frauengeschlecht als gescheitert betrachtet werden.

An dem hundertjährigen Geburtstage der in Breslau gebornen Schleiermacher werden daselbst verschiedene Festlichkeiten vorbereitet. Um das Andenken an den großen Mann auch in bleibender Weise zu ehren, hat das Komite beschlossen, die Büste Schleiermachers an einem Allen zugänglichen Orte aufzustellen.

Wir vernehmen (schreibt die Allg. Ztg.), daß Hr. Alexander v. Siebold, Attaché bei der englischen Legation in Japan, sich am 4. November in Liverpool einschiffen wird, um über Amerika sich zum Zweitenmal nach Japan zu begeben.

Auflösung der Charade in Nr. 247:

In die „Kirch" geh'n gern die Frommen;
An den „Hof ist schwer zu kommen;
Doch wie die Erfahrung zeigt,
Kömmt man auf den „Kirchhof" leicht.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 260 Samstag, 7. November 1868

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Die Unbekannte durchschritt das Boudoir und fragte, an den Divan heranitretend, mit melodischer Stimme in reinstem Englisch:

„Wie heißt Du?“

Der Reisende zitterte.

„Was?“ sagte er zu sich selbst. „Sie spricht mit mir! Soll ich ihr antworten? Eine Unterhaltung mit einem Wesen, welches nicht existirt, ist doch ein Ding der Unmöglichkeit. Und sobald ich den Mund aufthue, hört der Traum auf . . . und das wäre sehr schade.“

„Warum schweigst Du?“ fragte die geheimnißvolle Unbekannte. „Du bist heute Nacht mein Gast und ich wünsche es und habe das Recht dazu, zu erfahren, wem ich meine Gastfreundschaft erweise. Sprich also, wie heißt Du?“

Der Reisende, welcher sich indessen ganz gefaßt hatte, sagte ohne Zögern:

„Ich heiße Georg Malcolm.“

„Georg Malcolm,“ murmelte die Unbekannte, „ich glaube diesen Namen schon gehört zu haben.“ Dann sagte sie laut: „Du bist Engländer?“

„Ja, Madame.“

„Wann hast Du England verlassen?“

„Vor ungefähr zwei Monaten.“

„Was führt Dich nach Indien?“

„Der Wille meines Vaters. Er wünscht mich bei sich zu haben.“

„Und Dein Vater heißt?“

„Sir John Malcolm, Oberrichter der Präsidentschaft Benares.“

Die Unbekannte zitterte und sagte leise zu sich:

„John Malcolm . . . Der Oberrichter . . . ich wußte es wohl . . . ich kenne ihn.“

Ein kurzer Augenblick des Schweigens trat ein, dann fuhr die Unbekannte fort:

„Was meinst Du wohl, was mit Dir diese Nacht vorgegangen ist?“

„Darf ich offen sein, Madame?“ fragte der Engländer lächelnd.

„Gewiß!“

„Nun, ich denke, daß ich einen allerliebsten Traum träume, und daß es nur von Ihnen abhängt, diesen Traum noch schöner zu machen. Lassen Sie diese neidische Maske fallen, welche meinen entzückten Augen einen Theil Ihrer Schönheit raubt.“

„Woher weißt Du, daß ich schön bin?“

„Das, was ich sehe, ist mir ein sicherer Bürge der Reize, die sich vor mir verbergen.“

„Du könntest Dich täuschen.“

„O nein, Madame, ich täusche mich nicht. Sie sind so schön, daß Sie alle Heilizen des Paradieses verführen. Ich merke es an der Bewegung, welche mich in Ihrer Nähe ergriffen hat. Ich fühle es an den schnellen Schlägen meines Herzens.“

„Schlägt Dein Herz gewöhnlich so schnell?“ fragte die Unbekannte mit einem reizenden Lächeln.“

„O nein, Madame, Sie allein sind die Ursache, welche es schneller schlagen machte.“

„Das sagst Du gewiß allen Frauen?“

„Ich sagte es noch keiner, denn meine Lippen verstehen nicht zu lügen.“

„Hast Du noch nie geliebt?“

„Noch nie ernstlich. Niemals aber habe ich mich so zu einer Frau hingezogen gefühlt, wie es bei Ihnen der Fall ist.“

„Du kennst mich ja nicht.“

„Aber ich fühle es doch.“

Georg Malcolm hatte sich allmälig auf dem Divan aufgerichtet, nahm die beiden ihm bereitwillig überlassenen Hände der Unbekannten in die Seinigen, und drückte sie an seine Lippen.

„Madame,“ fuhr er leidenschaftlich fort, „ich beschwöre Sie, lassen Sie die Maske fallen. Lassen Sie mich Sie sehen, Sie bewundern, Sie anbeten.“

„Die Maske wird nicht fallen, selbst auf die Gefahr hin, von Dir nicht angebetet zu werden,“ sagte die Unbekannte mit fester, keinen Widerspruch erlaubenden Stimme, fügte jedoch, als ob sie das harte dieser Antwort wieder gut machen wollte, hinzu:

„Wenn meine Maske Dir aber keine Furcht einflößt, Georg Malcolm, so bist Du eingeladen, mit mir zu Nacht zu essen. Nimmst Du die Einladung an?“

„Ich nehme sie an.“

Die Unbekannte klatschte zwei Mal in die Hände, und sogleich erschienen vier Negerknaben, welche eine

Digitized by Google

vollständig servirte Tafel trugen und sie mitten in das Boudoir stellten. Sodann trugen sie Kissen herbei und legten sie auf beide Seiten der Tafel. Hierauf verschwanden sie wieder.

„Georg Malcolm," sagte die Unbekannte. „Das Abendessen ist bereit."

„Bei der ersten Bewegung, die ich mache," dachte der Engländer, „ist der Traum verschwunden." Da er jedoch nicht zögern konnte, so verließ er den Divan. Zu seiner größten Verwunderung aber, stand er fest auf den Füßen und konnte gehen, wie ein Wachender.

Die Unbekannte nahm ihn bei der Hand und führte ihn auf den einen Sitz, während sie sich ihm gegenüber auf den andern niederließ. Der Engländer betrachtete neugierig die Tafel und fühlte, daß sich bei ihm ein lebhafter Appetit einstellte. Die herrlichsten Speisen boten sich seinen Blicken dar, und der wenig orientalische Geruch der Trüffeln mischte sich mit dem vortrefflichen Wildprets.

„Ich will Dich bedienen, Georg Malcolm," sagte die Unbekannte, indem sie einen chinesischen Fasan auseinanderlegte, dessen beide Flügel sie dem Engländer auf den Teller gab.

Dann schenkte sie zwei Gläser voll durchsichtigen Weines und sagte:

„Thu' mir Bescheid mit diesem Xeres, welcher unter der glühenden Sonne des Jahres 1789 gereift ist."

Der Engländer ließ bedächtig einen Schluck über die Zunge laufen, und nun begann das Mahl, welches bald eine ausgelassene Lustigkeit erzeugte.

Unser Held aß wie ein ausgehungerter Reisender und trank wie ein Engländer, welcher weiß, daß sein Kopf fest ist, und in Folge dessen keine Trunkenheit fürchtet. Dabei zeigte er sich, als das, was er war, ein intelligenter, wohlerzogener Mann, der auch mitunter geistreich sein kann.

Die maskirte Frau antwortete ihm mit pikanter und kühner Originalität.

Nach und nach unter dem unwiderstehlichen Einfluß des guten Mahles und des feurigen Weins, nahm die Unterhaltung eine galantere Wendung an.

„Ein so schön begonnener Traum muß auch schön enden," dachte Malcolm bei sich, „sehen wir zu, was uns das Glück bescheert ..."

Er näherte sich der Unbekannten, ergriff von Neuem ihre beiden Hände, welche sie ihm nicht entzog und drückte seine glühenden Küsse darauf. —

(Fortsetzung folgt.)

Der Kapuziner Franz Borgias.

(Ein Bild aus dem Klosterleben der Gegenwart von Joh. Janssen.)

In Verlag von G. J. Hamacher in Frankfurt a. M. ist als Nr. 8 des katholischen Broschüren-Vereins unter obigem Titel eine Lebensbeschreibung des vormaligen Guardians des hiesigen Kapuziner-Klosters, P Franz Borgias, erschienen, der wir Folgendes entnehmen:

P. Franz Borgias Fleischmann war der Sohn eines Apothekers zu Bogen in Niederbayern und geboren am 1. Januar 1822. Seine Studien machte er zu Amberg und Regensburg, trat am 29. November 1842 als Novize in das Kapuziner-Kloster in Laufen ein, bestand zu Dillingen sein Abiturienten-Examen und wurde am 20. Dezember 1845 zum Priester geweiht.

Franz Borgias war ein Mann von rührender Innigkeit des Glaubens und von brennendem Seeleneifer, unermüdlich im Kampfe für Alles, was das Heil seiner Mitmenschen fördern konnte, keine Mühen und Nachtwachen scheuend, wenn er im Beichtstuhl oder am Krankenbette „das Glück hatte", Hülfe und Trost zu spenden, strenge gegen sich, milde gegen Andere und demüthig und heiter wie ein Kind.

Abgesehen von seiner vielseitigen Thätigkeit als Ordensmann innerhalb der stillen Klostermauern, als Lector der Theologie, und als Oberer in der Leitung verschiedener Klöster, die ihm schon in jüngeren Jahren übertragen worden, wirkte er auch als Volksmissionär in fast allen Theilen Bayerns, als Konferenzredner für die gebildeten Stände und als Fastenprediger auch außerhalb der Gränzen des Bayernlandes.

Ueberall war seine Thätigkeit von dem reichsten Erfolge begleitet, und ich selbst war oftmals Zeuge von der zündenden Wirkung seiner Worte, die aus vollem Herzen strömend, in ihrer schlichten einfachen Klarheit ohne rednerischen Prunk, durch die Kraft der Ueberzeugung die Herzen der Hörer bewegten und mit sich fortrissen.

Ich lernte ihn zuerst am Weihnachtsabend 1859 im Kapuziner-Kloster zu Aschaffenburg kennen, wohin ich zur Abhaltung geistlicher Exerzitien gekommen war. Während der acht Tage, die ich im Kloster zubrachte, schenkte er mir täglich drei bis vier Stunden und ich wurde ihm so dankbar für seine wahrhaft priesterliche Führung und gewann einen solchen Einblick in sein lauteres und reiches Gemüth, in seinen nach Erkenntniß und Wahrheit dürstenden Geist und den hohen Adel seiner Seele, daß mich seitdem die ganze Persönlichkeit des Mannes und die Art seines Wirkens unwiderstehlich anzog und Alles an ihm mein Interesse erregte.

Seit meinem Aufenthalt in Aschaffenburg war ich jährlich regelmäßig mehrmals, oft eine ganze Woche lang, bei ihm im Kloster zu Lohr, wohin er als Superior versetzt worden, und ich konnte ihn dort in seiner

Digitized by Google

täglichen Berufsarbeiten, in seinen wissenschaftlichen Studien, in seiner liebenden, aufopfernden Sorgfalt für die ihm untergebenen Mönche und Brüder und auch in seinen Erholungsstunden näher kennen lernen.

Seine freudige, rückhaltlose Hingabe an seinen Beruf verlieh ihm in den Erholungsstunden eine Heiterkeit und einen kindlichen Frohmuth, wie ich ihn bei Männern „ernster Arbeit“ nur selten gefunden, und wie er überhaupt nur bei denen sich finden mag, die nach dem Ausspruche Fenelon's, „sich und Andere erfreuen wollen, nur weil Gott es so will.“

Durch und durch musikalisch gebildet, suchte Borgias besonders im Spiel des Harmoniums seines Gleichen, und er hielt sich dabei nicht an Kompositionen Anderer, sondern war selbst Komponist und überließ sich gern seinen eigenen musikalischen Phantasien. Eine Sammlung seiner schönen Kompositionen heiliger Gesänge herauszugeben, wird schwer sein, da er sie einzeln hierhin und dorthin verschenkte. Merkwürdig erschien mir seine Vorliebe für die Richard Wagner'sche Musik, von der er trotz ihrer Extravaganzen für die Zukunft der deutschen Musik Großes erhoffte.

Seine wissenschaftlichen Studien erstreckten sich über die einzelnen Gebiete der Theologie und Philosophie, und es war immer belehrend, ihn über neuere Werke der kirchlichen Literatur sprechen zu hören.

Alle Angelegenheiten der Kirche und die Fortschritte des kirchlichen Lebens nahmen das lebhafteste Interesse unseres Freundes in Anspruch, und je weniger er selbst von der Welt verlangte, desto sicherer und unbefangener beurtheilte er in seinem einsamen Kloster die Dinge der Welt, die Zustände des öffentlichen Lebens, welches er in einem neuen Umwandlungsprozeß begriffen glaubte.

In seinem ganzen Wesen spiegelte sich Glaubensfreudigkeit, Demuth und Zuversicht und ein wohlthuender Geist der Milde und Versöhnung ab, und die Liebe, welche er gegen alle Menschen im Herzen trug, wendete er in besonders hohem Grade seinen Untergebenen zu. Glaubte er Einem etwa Unrecht gethan zu haben, so war er gleich bereit, ihn um Verzeihung zu bitten und suchte dann durch doppelte Liebe das vermeintliche Unrecht zu vergüten. Und wie Borgias die Untergebenen liebte, so wurde ihm von ihnen, wie ich häufig beobachtete, kindlichste Liebe zu Theil, und es gehören überhaupt meine Rückerinnerungen an den Verkehr der Patres und Brüder unter einander, an ihre durch Gottesliebe geheiligte Bruderliebe und gegenseitige Zuneigung zu den traulichsten meines Lebens.

Borgias wirkte schon durch seine ganze Erscheinung tröstend, ermunternd und erbauend. Als Priester war er eine wahre anima candida; wahre Reinheit der Seele, kindliche Frömmigkeit ruhte in seinem Herzen. Wer ihn am Altare näher beobachtet hat, wird gewiß Zeugniß davon geben können. Im Beichtstuhle war er voll Liebe zu den Sündern, und sein Bestreben war nur, sie zu bessern und zu Gott zu führen. Am Krankenbette war er unermüdlich. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht war er bereit; und gerade sein Eifer, mit dem er in der stillen Stunde der Mitternacht an's Krankenbett eilen wollte, war die Veranlassung seines frühen Todes. Er ist als Opfer seines Berufes gestorben . . . Woher kam es, daß er so viele Freunde aus allen Ständen hatte? Weil jeder, der mit ihm verkehrte, sich von seiner Liebe angezogen fühlte. Und wenn es galt, Armen und Kranken zu helfen, wie strömten dann Worte der Liebe und des Trostes über seine Lippen, und weil er selbst arm war, so wendete sich, um zu helfen, seine Liebe an seine Freunde, und manch' reiches Almosen ist aus der Hand seiner Freunde in die seinige geflossen, und seelenfroh ging er mit einem herzlichen „Vergelt's Gott!“ fort und half.

Ein gleich großer Freund der Armen wie Lacordaire, hatte Borgias auch die Liebe zu den Kindern mit diesem gemein. „Borgias liebte die Kinder so ungewöhnlich“, heißt es in dem Brief eines ihm Nahegestandenen, „daß sich auch das schüchternste, fremdste Kind augenblicklich zu ihm hingezogen fühlte.“

Und der große Kindesfreund und Liebling der Kinder war zugleich ein großer Liebling des Militärs. Von früher Jugend auf hatte seine tapfere Natur eine besondere Zuneigung zum Soldatenstande und er erzählte mir einst, daß er schon in seinen Knabenjahren sich darüber klar gewesen, entweder Priester zu werden oder Soldat. So lange er die Kutte trug, stand er mit Militärs aus allen Rangstufen in freundschaftlichem, zutraulichem Verkehr, und „wir alle mußten ihn hochachten und lieben“, schrieb ein bayerischer Offizier, „denn unter seiner Kutte schlug das wärmste Herz auch für den Geringsten der Soldaten, und die Fremde in unserer Armee war allgemein, als man beim Ausbruch des Krieges von 1866 hörte, Pater Borgias werde als Feldpater mit ins Feld gehen.“ Als Feldpater theilte er dann „heiter und froh die Strapazen des Feldzuges, überall bestrebt, den Muth aufrecht zu erhalten, und in leiblicher und geistiger Noth zu helfen, wo er konnte. Oft unter dem größten Kugelregen spendete er, keinen Tod fürchtend, den Verwundeten den Trost der heil. Religion und wo möglich leibliche Hilfe. Nach den Strapazen des Tages gönnte er sich keine Ruhe und widmete sich ganze Nächte hindurch der Pflege und Sorge für die Kranken. Unter den Würdigsten mit Recht schmückte deßhalb seine Brust das Ritterkreuz des Militär-Verdienstordens, so wie das Verdienstzeichen dieses Feldzuges.“

Am 28. Mai 1868 starb Borgias und zwar, wie schon bemerkt, als Opfer seines Berufes, denn die Krankheit, welche seinem Leben ein Ziel setzte, trat in Folge eines Fußbruchs ein, den er in Würzburg auf der untersten Stufe des dortigen Kreuzwegs erlitten hatte, als er in der Dunkelheit der Mitternacht an das Sterbebett eines militärischen Freundes eilen wollte. Zu Füßen des Kreuzwegs war die Wirksamkeit des

Digitized by Google

63jährigen, noch jugendfrischen Mannes gebrochen worden, aber sie ging erst mit seinem letzten Athemzuge zu Ende. „Denn auch auf dem Krankenlager", schrieb ein Freund, „war Borgias christliches Muster und Vorbild; seine himmlische Gelassenheit war eine lebendige, tieferquickende Predigt."

„War es Ahnung", sagt ein Genosse seines Klosters in Aschaffenburg in einem Briefe an mich, „daß Borgias in seiner letzten Zeit den von ihm kombinirten schönen Trauermarsch auf die Gefallenen von Castelfidardo so oft spielte und noch im Frühjahr dem Musikmeister Höchner dahier übergab, um ihn für die Regimentsmusik zu arrangiren? Dieser Trauermarsch wurde an seinem Begräbnißtage (die Leiche war von Würzburg nach Aschaffenburg gebracht worden) von der Regimentsmusik, welche seinen Leichenzug eröffnete, zum Erstenmal gespielt." Es war ein Leichenbegängniß seltener Art. Noch niemals sah der stille Klostergarten der Kapuziner zu Aschaffenburg eine solche Menschenmenge aus allen Ständen, wie an dem Tage, als die sterbliche Hülle des allgeliebten Borgias in die Gruft gesenkt wurde, und „so viele Thränen", sagte mir ein Offizier, wie am Grabe unseres Vaters sind wohl noch selten auf einem Kirchhofe geflossen." Pfarrer Reuther hielt eine Grabrede, die des Verstorbenen würdig und darum einfach und anspruchslos, voll christlicher Demuth und christlicher Zuversicht war, und mit den Schlußworten derselben will auch ich meine Erinnerungen an Borgias schließen: „Ich darf nicht scheiden, ohne eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllt zu haben. In schwerer Zeit hast Du der Welt das Beispiel eines treuen, opfermuthigen Priesterherzens gegeben. Ich danke es dir aufrichtig im Namen aller Priester. Möge der Herr es Dir reichlich lohnen."

Mannigfaltigkeiten.

Nach vieljährigen statistischen Aufzeichnungen der preußischen Militärärzte bei den körperlichen Untersuchungen der einzustellenden Rekruten und nach sonstigen Ermittelungen ist die Zahl Derjenigen, welche wegen körperlicher oder geistiger Mängel sich als völlig unbrauchbar zum Militärdienst erweisen, in den Regierungsbezirken Posen, Liegnitz und Frankfurt sehr klein; dagegen in mehreren Theilen der Rheinprovinz und Westphalens, sowie in Berlin und in den Regierungsbezirken Magdeburg und Bromberg sehr groß. Im Regierungsbezirk Koblenz ist deren Anzahl durchschnittlich beinahe fünfmal so groß, als im Regierungsbezirk Posen. Die Regierungsbezirke Potsdam, Frankfurt und Düsseldorf zeichnen sich vorzugsweise durch gesunde Männer aus. Eine Körpergröße unter 5 Fuß kommt bei Männern in den Provinzen Preußen, Posen und Schlesien häufig, in Westphalen, sowie in den Regierungsbezirken Magdeburg und Stettin selten vor.

Ein Schweizer Arzt streitet zu Gunsten der — Wanze. Dieß Insekt, der nur zu treue Gefährte und Schrecken der Reisenden, soll unter die nützlichen Thiere klassifizirt werden, weil er der Chirurg der Armen ist! Ihm ist es zu danken, sagt der wanzenfreundliche Doktor, daß man in den ärmeren Klassen so selten einen Fall von Apoplexie findet. Die Wanze schützt durch ihre leichten Aderlässe die Armen vor Blut- und Säftefülle und vor Schlagfluß, der die Folge davon ist, und der bei den besser situirten Leuten nur zu häufig vorkommt. Der Doktor folgert daraus, daß man, weil entfernt, diese werthvollen, obwohl übelriechenden, unangenehmen Thiere zu vermehren, deren Verbreitung und Vermehrung begünstigen müsse. Es mag das Alles recht wahr und gut sein, aber wir meinen denn doch, daß der gute Helvetier nicht viel Proselyten mit seiner Wanzenhumanität machen wird.

Ein Irländer ist unter einer sehr sonderbaren Anklage vor eines der Londoner Polizeigerichte gestellt worden: einen Einbruch in ein Gefängniß versucht zu haben. Eine auf das gerade Gegentheil gestützte Anklage wäre leicht begreiflich zur Erklärung der vorliegenden Lage; daß hinzugefügt werden, daß der Angeschuldigte sein eheliches Domizil im Westminster House of Korrektion vermuthete und durch seine Anhänglichkeit an sie, wie durch ein unschuldiges Quantum genossenen Whisky's bewogen wurde, einen Befreiungsversuch zu wagen.

Eine ausgezeichnete neue Buchdruckerpresse oder vielmehr Maschine besorgt den Druck des bekannten Pariser Journals „Le Petit". Dieselbe liefert 600 Abdrücke in der Minute. Vier dieser Pressen liefern 144,000 Exemplare in einer Stunde und demnach täglich die ganze Auflage von 446,000 in etwas weniger mehr als drei Stunden.

Charade.

Manches Denkmal längst entschwund'ner Zeiten
Aus der Letzten sah man's einst bereiten,
Und das Ganze deckt zu langer Ruh'
Die zwei Ersten fest und sorgsam zu.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Aſchaffenburger Zeitung.

Nr. 261 Montag, 9. November 1868.

Die Geheimniſſe Indiens.

(Fortſetzung.)

III.

Es war ungefähr Mitternacht, haben wir geſagt, als Sangor, den Befehlen der Unbekannten gehorchend, Georg Malcolm aus dem runden Zimmer der Pagode fortgetragen hatte. Wir bitten unſere Leſer jetzt, uns in der darauf folgenden Nacht, d. h. gerade vierundzwanzig Stunden nach der Wegführung des jungen Engländers in dasſelbe Zimmer zu begleiten. Wir finden dort Kazil und Stop.

So ſtark war der Einfluß der narkotiſchen Flüſſigkeit aus Sangor's Fläſchchen, daß der Kammerdiener ſeit dem Tag vorher noch nicht die geringſte Bewegung gemacht, und fortwährend mit geſchloſſenen Augen dagelegen hatte.

Kazil, welcher auf den Kiſſen ſaß, die eine Stunde lang Georg Malcolm als Lager gedient, erwachte, und die beweglichen Züge ſeines bronzefarbigen Geſichtes drückten eine große Unruhe aus. Seine Augen irrten beſtändig hin und her, und ſein Ohr lauſchte geſpannt auf das geringſte Geräuſch.

Obgleich die Fackel längſt erloſchen war, ſo war es doch nicht finſter in dem runden Zimmer. An dem Himmel, der dieſe Nacht nicht mit Gewitterwolken bedeckt war, glänzte der Mond mit ſilbernem Schein und erhellte die Ruinen mit wunderbarem Glanze.

Plötzlich machte Kazil eine raſche Bewegung und erhob ſich.

Das Geſchrei der Eule, welches nur ein gellendes Ohr als von einem Menſchen herrührend zu erkennen vermochte, ließ ſich wieder vernehmen, und zwar nicht auf dem Plateau des Berges, ſondern in den unterirdiſchen Gewölben der Pagode.

„Da ſind ſie," ſprach der Knabe zu ſich ſelbſt, „was werde ich erfahren müſſen? Der Sohn des Mannes, dem ich das Leben verdanke, iſt in ihren ſchrecklichen Händen! Trotz der Verſicherung Sangor's bin ich in großer Furcht. Was haben Sie mit Georg Malcolm gemacht?"

Kazil lauſchte zitternd, aber ſeine bange Erwartung ſollte nicht lange dauern. Nach wenigen Minuten bewegte ſich wieder die Steinplatte, und Sangor erſchien, auf ſeinen Schultern den ſchlafenden Engländer.

Das Geſicht Kazil's glänzte, ein Freudenſtrahl blitzte aus ſeinen ſchwarzen Augen und ein Lächeln umſchwebte ſeine Lippen.

Sangor legte Georg Malcolm wieder auf die Kiſſen und fragte auf Stop deutend:

„Hat der ſeit geſtern die Augen geöffnet?"

Kazil ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Gut," ſagte Sangor, „ich hatte darauf gerechnet."

Er nahm nun ein Fläſchchen, ähnlich dem, deſſen ſich die maskirte Frau in dem Boudoir des geheimnißvollen Palaſtes bedient hatte, und hielt es nach einander Georg Malcolm und Stop unter die Naſe.

Dann ging er zu Kazil und ſagte:

„In wenig Augenblicken werden ſie aufwachen."

„Was ſoll ich jetzt thun?" fragte Kazil.

„Dasſelbe, was Du geſtern gethan haben würdeſt, wenn der Sturm nicht gekommen wäre! Führe die zwei Fremden nach Benares," bemerkte Sangor.

„Was ſoll ich ihnen aber antworten, wenn ſie mich fragen?"

„Du haſt nichts geſehen, Du weißt nur, daß ſie lange geſchlafen haben."

„Ich werde ſo thun."

„Ich erwarte es. Die Söhne der Bowhanie gehorchen immer und ſchweigen."

In dieſem Augenblick machten Georg und Stop faſt gleichzeitig eine kaum merkliche Bewegung. — Sangor eilte an die Oeffnung und die Platte verſchloß den Weg nach der Tiefe.

Nach vier oder fünf Sekunden ſchlugen Herr und Diener faſt zu gleicher Zeit die Augen auf.

Sir Georg ließ ſeine Blicke über die Halle ſchweifen, er erkannte die düſtere Kuppel und die ſonderbaren Verzierungen, und ein ungeheures Erſtaunen erfaßte ihn.

„Ach," murmelte er, „es iſt nur zu wahr . . . ich habe geträumt! . . ."

Stop ſeinerſeits rieb ſich die Stirn und ſprach: „Goddam! Indien ſoll der Teufel holen. Die verdammte Pagode iſt feuchter als ein Keller ohne Luftlöcher. Ich habe zwar gut geſchlafen, aber ich fühle ein Stechen in meinem Rückgrat und Schmerzen in der Seite, als ob ich einen ganzen Winter in den Sümpfen

Digitized by Google

von Northumberland auf der Bemühung gewesen wäre. Und was habe ich erst für einen Hunger!"

Georg verließ die Kissen, näherte sich der Oeffnung, durch welche das runde Zimmer mit den Räumen in Verbindung stand, und sah nach Außen.

Er hielt den Glanz des Mondes für den Schein der aufgehenden Sonne, und sagte:

„Wir haben ja lange geschlafen, denn der Tag bricht eben an!"

„Herr!" erwiderte Kazil, „Sie irren sich, es ist noch nicht Tag. Der Mond scheint."

„Ei! wie hell scheint hier der Mond, und wie klar ist der Himmel, der Sturm hat sich außerordentlich schnell verzogen.

„Seit gestern, Herr!"

Georg Malcolm sah Kazil ganz verwundert an, und sagte:

„Seit gestern? Ich verstehe Dich nicht, was willst Du damit sagen?"

„Von dem Augenblick des Eintritts in die Räumen sind zweimal zwölf Stunden verflossen. Der Tag ist der Nacht gefolgt, und dann hat die Nacht wieder den Platz des Tages eingenommen."

„Unmöglich," rief Georg.

„Herr, ich habe die Wahrheit gesagt. Sie haben alle Beide geschlafen, und ihr Schlaf war so fest, daß ich nicht gewagt habe, ihn zu unterbrechen."

„Ich glaub's, Ew. Herrlichkeit, ich glaub's!" bekräftigte Sop mit überzeugendem Tone. „Ich fühle es an meinem Magen, und jetzt weiß ich auch, wo mich der Schuh drückt. Seit vierundzwanzig Stunden habe ich nichts gegessen, ich sterbe vor Hunger. Fragen nur Ew. Herrlichkeit selbst Ihr Herz — ich wollte sagen, Ihren Magen, der wird ebenso schlecht bestellt sein, wie der meinige; denn Ew. Herrlichkeit, sind ebenso nüchtern als ich."

„Darin täuschest Du Dich aber sehr," entgegnete Georg, indem er Kazil aufmerksam fixirte und auf seinem Gesicht zu lesen suchte."

„Hat Ew. Herrlichkeit gefrühstückt?"

„Gefrühstückt, nein, aber zu Nacht gegessen..."

„Ach was! Wann denn!"

„Vergangene Nacht."

„Hier?"

„Nein."

„Wo denn?"

„Ich weiß nicht."

„Ew. Herrlichkeit wollen mich zum Besten halten."

„Ich habe noch nie ernsthafter gesprochen, als so eben."

„Dann aber können Sie nicht ununterbrochen geschlafen haben?"

„Weiß nicht.... Was denkt Kazil davon?"

Während des zwischen Herr und Diener geführten Gespräches war der Gesichtsausdruck Kazil's ganz unverändert geblieben. Man hätte glauben können, er höre gar nicht zu.

Als nun Sie Georg Malcolm sich direkt an ihn wandte, sagte er:

„Seit unserer Ankunft, Herr, habe ich beständig bei Ihnen gewacht, und Ihre Augenlider haben sich nicht geöffnet."

Kazil sprach dies mit solcher Bestimmtheit und mit einer so naiven Aufrichtigkeit, daß dem jungen Engländer jeder Zweifel, den er hegte, schwand.

„Es ist also wahr, daß ich geträumt habe!..."

Bei diesen Worten verlängerten sich Sop's lange, rothe Ohren beträchtlich, er trat ganz nahe an seinen Herrn und sagte:

„Was! Ew. Herrlichkeit haben geträumt?"

„Ja."

„Sehr geträumt?"

„Köstlich, himmlisch!"

„Ew. Herrlichkeit haben wahrscheinlich geträumt, sie hätten vortrefflich zu Nacht gegessen," fuhr Sop fort, wobei ihm das Wasser im Munde zusammenlief: „Sie hätten so gut zu Nacht gegessen, daß Sie gar keinen Appetit mehr haben. Ach! das ist ein Fall, der mir nie passiren könnte, glaube ich."

„Ich habe in der That etwas Derartiges geträumt, aber das ist das Wenigste."

„Haben Sie noch etwas Anderes geträumt?"

„Gewiß!"

Kazil, unbeweglich und stumm und äußerlich eben so ruhig, wie Sop aufgeregt war, hörte mit der größten Aufmerksamkeit und Neugierde zu, da er so wohl wußte, daß der sogenannte Traum des Georg Malcolm vollkommene Wirklichkeit war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pascha unserer Zeit über Volksbildung.

Die Alliance israélite universelle in Paris hat in Jerusalem eine Schule für die dortige jüdische Jugend gegründet. Der türkische General-Gouverneur von Palästina, Rasif-Paschas, bewies der neuen Anstalt seine besondere Theilnahme und Unterstützung, so daß der Präsident der Allianz, Herr Ad. Crémieux, sich bewogen fühlte, ihm in einem Schreiben den Dank des Vereins auszusprechen. Hierauf erfolgte ein Reskript des Paschas in französischer Sprache, das einen merkwürdigen Kontrast zu den gehässigen Demonstrationen gegen die Juden bildet, die heutzutage wieder in türkenfeindlichen, slavischen Ländern stattfinden — ein Kontrast, der noch greller ist, wenn wir dieses Reskript mit den die Juden betreffenden gleichzeitigen Reskripten der rumänischen Minister Bratiano und Genossen vergleichen.

Digitized by Google

Das Schreiben Raſif-Paſchas lautet in deutſcher Ueberſetzung:

Jeruſalem den 12. März 1868.

„An Herrn Ad. Crémieux, Präſidenten des Central-Komites der Allianco israélite universelle.

„Herr Präſident!

Ich habe das Schreiben, womit Sie mich beehrten, mit dem Gefühle der lebhafteſten Erkenntlichkeit in Empfang genommen und geleſen. Sie drücken mir in demſelben den Dank aus für meine geringen Bemühungen um die Förderung einer Anſtalt, welche die Allianco israélite universelle zu dem Zwecke, ihre Glaubensgenoſſen im Oriente der Bildung zuzuführen, in Jeruſalem errichtet hat. Es war für mich eine heilige Pflicht, ein Inſtitut zu beſchützen, das ſich das edle Ziel geſetzt hat, einen der anſehnlichſten Beſtandtheile der ottomaniſchen Bevölkerung durch den Unterricht zu regeneriren. Aber auger der Sympathie, die jeder Gebildete für eine ſo umfaſſende und hochherzige Idee, wie die iſt, welche Sie erfüllt, empfinden muß, bietet ſie in meinen Augen ein noch weit höheres Intereſſe, weil ſie zum Theil die Löſung das für uns anerkannt wichtigſten Problems enthält, nämlich der Verbreitung der Bildung in der Türkei. An die Verwirklichung dieſes Programms knüpft ſich die Zukunft unſeres Vaterlandes. Daher kann jede Privatunternehmung, die unmittelbar oder mittelbar ihre Bemühungen darauf richtet, unſerer Verwirkung im Voraus verſichert ſein. Es iſt ein edles und der Anerkennung würdiges Beiſpiel, das Ihre Geſellſchaft gibt, in Jeruſalem, dem Vereinigungspunkte der drei wichtigſten Religionen der Welt, deren Bekenner die osmaniſche Nation mit Stolz zu den Ihrigen zählt, in jenem heiligen und neutralen Gebiete, auf welchem ſich der Koran, die Bibel und das Evangelium begegnen und ſich brüderlich die Hände reichen, ein Centrum der Bildung zu gründen, deſſen wohlthätiger Einfluß ſich jetzt ſchon durch Thatſachen bemerklich macht. Die osmaniſche Regierung kann ein Unternehmen, das ſie ſo glücklich in ihrem eigenen Vorhaben, überall im ganzen Reiche zur Errichtung von Volksſchulen den Anſtoß zu geben, unterſtützt, nur billigen und mit aller Macht fördern. Ihr Schutz iſt alſo hier, wie überall dem Werke geſichert, das die iſraelitiſche Allianz verfolgt und das uns eine koſtbare Streitmacht in dem Vertilgungskriege, welchen jede weiſe Regierung gegen die Unwiſſenheit, jene alte Verbündete des Fanatismus und der Barbarei, zu führen die Pflicht hat, zu ſtellen verſpricht.

Raſif Paſcha,
General-Gouverneur von Paläſtina."

Das Salzbergwerk Wieliczka

bildet im Vereine mit dem zwei Meilen langen davon entfernten Bochnia, bis wohin die koloſſalen Salzlager ſich erſtrecken, eine der großartigſten unterirdiſchen Bauten der Welt. Es iſt das Hauptlager des großen Salzſtockgebirges, welches ſich durch Galizien, Theile Ungarns und Siebenbürgens in die Moldau zieht. Das Bergwerk hat eine Tiefe von 4458 Fuß und eine Ausdehnung von 40,200 Fuß Länge (von O. nach W.) und 6720 Fuß Breite (von S. nach N.). Säumliche ausgehauenen Stollen zu begehen, würde einen Zeitaufwand von zwölf Tagen (den Tag zu zehn Stunden ohne Reſt gerechnet) erfordern. Im Jahre 1867 wurden daſelbſt 1292 Arbeiter mit 68 Aufſehern, ſo wie gegen 100 Pferde verwendet, ergeugt werden durchſchnittlich 1½ Mill. Ctr. Salz, zum überwiegenden Theile Steinſalz, welches der Farbe und Qualität nach in vier verſchiedene Kategorien zerfällt. Außer dem Steine und Induſtriеſalze wurden jedoch in den letzten Jahren auch mehr als 12,000 Eimer Salzlauge an Parteien verkauft. Aus dem reinſten kryſtalliſchen und durchſichtigſten Salze werden Schmuckgegenſtände aller Art, Roſenkränze, Kruzifixe ꝛc. verfertigt. Der Geſammtwerth der Erzeugniſſe erreicht durchſchnittlich die Höhe von 7—8 Millionen Gulden. Berühmt ſind die großen Prunkſäle dieſes Bergwerkes, darunter beſonders die Antonius-Kapelle, vor deren Eingang die Statue König Auguſt II. von Polen-Sachſen, deſſen Fläche gegen 600 Quadrat Klafter betragen ſoll und der einen ungeheuren Kronleuchter, und eine rieſige aus ſchwarzem Salze gehauene Säule enthält. Ferner der Ballſaal, an deſſen Wänden ſich verſchiedene überlebensgroßen Figuren, meiſt polniſche Könige darſtellend, befinden, und der kleeſchwarze, mit Salz übertäfelte geſchrängerte See. Die Einfahrt in das Bergwerk geſchieht entweder über die 470 Stufen lange Wendeltreppe oder an einem Taue, mit ziemlich 6 quemen für Reiſende eingerichteten Sitzen; die Grubenbeleuchtung iſt weiß. Die Entdeckung dieſes unermeßlichen mineraliſchen Schatzes wird in verſchiedene Zeiten verlegt. Beckmanns Antiquarium nennt 1251. Arnold hiſtoriſch-politiſche Geographie 1351, am tä ſtiſten wird erzä lt, daß es 1548 von einem Schuhflicker entdeckt wurde. Der König von Polen erhielt von den Gruben jährlich 50,000, die Königin 10,000 polniſche Gulden, außerdem hatten auch die Kronbeamten ihre reichlichen Einkünfte davon. 1772 kamen die Werke an Oeſterreich. Die mannigfachſten Sagen knüpften ſich vor Zeiten an dieſes herrliche Naturgeſchenk. Eine ganze unterirdiſche Stadt ſollte es da geben, mit Bewohnern, die das Tageslicht nie geſehen und alles für Fabel hielten, was man ihnen von der Welt erzählte. Im Jahre 1644 entſtand durch Unvorſicht gkeit ein Brand, deſſen gänzliche Dämpfung über ein Jahr erforderte.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Ulysses Grant), der neugewählte Präsident der amerikanischen Union, ist, nach der Schilderung der „New-Yorker Handelszeitung", so frei von militärischem Hochmuth, daß er sich nicht einmal eine Schildwache gefallen läßt. Ein Intriguant ist er so wenig, daß Alle, welche den Politiker eben im Intriguanten suchen, ihn einen Dummkopf schelten. Er gebraucht weder Andere, noch läßt er sich von Anderen gebrauchen. Niemand kann ihn bezüchtigen, seiner Vergangenheit jemals untreu geworden zu sein, mit den Feinden des Vaterlandes unter Einer Decke gesteckt, oder denselben Vorschub geleistet zu haben. „Es ist etwas Großes im Schweigen dieses Mannes!" sagte kürzlich der General Longstreet von ihm, und wahrlich, er hat Recht. Leute, welche mit Grant genau bekannt sind, wissen, daß er zu reden versteht, wie irgend Einer, und schweigt er, so thut er es wahrlich nicht, weil er befürchten müßte, sich, wenn er den Mund öffnete, zu blamiren, sondern weil er glaubt, es sich und dem Volke schuldig zu sein. Nicht nur agitirt er selbst nicht für sich, sondern er verbietet es sogar seinen persönlichen Freunden, „denn", sagt er, „das Volk muß wissen, was es thut, und sein Urtheil darf nicht beeinflußt werden." Alle seine Verdienste werden in Abrede gestellt; es werden ihm Verbrechen und Fehler ohne Zahl angedichtet. Er schweigt, weil er von der Ansicht ausgeht, daß, wenn das Volk, welches seine Thaten kennt, ihn nach diesen nicht beurtheilen könne, weiter kein Wort verloren werden dürfe. Ein Politiker, welcher ihn während einer Stunde umsonst von allen Seiten bestürmt, rief zuletzt ärgerlich und verzweiflungsvoll aus, „Aber, General, was soll ich denn dem Volke über Sie sagen?" „Gar nichts", antwortete er ruhig, ohne nur eine Miene zu verziehen. Grants Schweigen ist nicht das des Diplomaten, sondern das des sich seines Werthes bewußten, sich selbst achtenden und das Volk verehrenden Mannes, und wohl darf man es der Redseligkeit eines Johnson, Seymour und ähnlicher Politiker gegenüber groß nennen.

Das englische Gesetz erkennt allen Personen, welche ohne ihr Verschulden an Leib oder an Eigenthum beschädigt worden sind, einen der Sachlage entsprechenden Ersatz zu, und die Geschwornen verurtheilen oftmals die schuldig Befundenen zu großen Entschädigungssummen. Welche Schwierigkeiten es aber bietet, diese Entschädigung zu erlangen, wenn die nöthigen Geldmittel zur Einleitung der Klage nicht vorhanden sind, und wie segensreich deswegen der in London bestehende Rechtsschutz-Verein manchmal interveniren kann, zeigt der nachstehende Fall. Ein deutscher Tagelöhner war durch Verstümmelung seiner Hand, welche ihm ein unvorsichtiger Karrenführer zugefügt hatte, arbeitsunfähig geworden. Er bat den Eigenthümer des Karrens um Bezahlung der ärztlichen Kosten und um eine kleine Entschädigung für Arbeitsverlust, wurde jedoch barsch abgewiesen, weil man voraussetzte, daß der Applikant die Mittel nicht aufbieten könne, einen Advokaten für sich zu interessiren. Trotz mehrfacher Versuche zu einem gütlichen Vergleich beharrte der Betreffende auf seiner Abweisung und der Beschädigte rief nun den Beistand des deutschen Rechtsschutz-Vereins an, welcher sich nach mehrwöchentlicher Verhandlung mit dem Verklagten dahin verständigte, daß letzterer dem Beschädigten eine Summe von 20 L. auszahle und alle bis dahin erwachsenen gerichtlichen Kosten trage. Ohne Vorlage der ersten Gerichtskosten übernimmt kein Advokat einen derartigen Fall; ein armer Mann steht also in seinem besten Rechte vollständig hilflos da, wenn ihm nicht von anderer Seite beigestanden wird. Nur das energische Eingreifen des deutschen Rechtsschutz-Vereins machte es möglich, für unseren mittellosen Landsmann das oben erwähnte günstige Resultat zu erzielen.

Bei der neulich stattgefundenen Versteigerung der Weine aus den Kellern der berühmten Weingärten von Chateau Lafitte sind für die älteren Weine in Flaschen ganz unglaubliche Preise erzielt worden. Die Keller enthielten eine vollständige Folge von den Weinen in Flaschen aus allen Jahrgängen von 1797 bis 1864. Die erzielten Preise steigen von 7 Frs. die Flasche für die Jahrgänge von 1826 und 1863, welche die niedrigsten sind, bis zu dem fabelhaften Betrage von 121 Frs. die Flasche, zu welchem 24 Flaschen von 1811 an einen Hotelbesitzer in Bordeaux verkauft wurden. Der Jahrgang 1834 wurde mit 70 Frs. pro Flasche bezahlt. Wein in Fässern von 1865 erreichte den Preis von 2850 bis 3000 Frs. pro Faß von 228 Litres. So berichtet die Gironde von Bordeaux.

Die preußische Haupt-Bibel-Gesellschaft feierte unter zahlreicher Betheiligung am 21. Oktober ihr 54. Jahresfest. Die Thätigkeit der Gesellschaft war eine großartige, und es wurden im letzten Jahre nicht weniger als 90,000 Bibeln verbreitet, während sich die Zahl der in allen Provinzen mitwirkenden Vereine auf 141 gesteigert hat.

Logogryph.

Mit einem Worte nennt Hanns sein Gretchen,
Doch weil sie ihn einmal nicht leiden kann,
Gibt sie zurück es ihm, das lose Mädchen,
Doch leider! stellt ein Zeichen sie voran.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 262 Dienstag, 10. November 1868

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

„In meinem Traum," fuhr der junge Engländer fort, „habe ich nicht allein zu Nacht gespeist . . ."

„Ew. Herrlichkeit hatten wohl einen lustigen Tischgenossen?"

„Einen Tischgenossen — nein . . . aber eine Tischgenossin."

„E! das ist ja noch viel schöner. War die Dame hübsch?"

„Verführerisch, zum Anbeten! Schön, ich möchte darauf schwören. Indessen kann ich es nur vermuthen, denn sie trug eine Sammtmaske und trotz meiner inständigen Bitten, wollte sie mich durchaus ihr Gesicht nicht sehen lassen."

„Weich' seltsame Laune! So was ist mir auch einmal in der großen Oper in Paris vorgekommen, wo wir ja gewesen sind, als wir unsere Reisen auf dem Kontinent machten. In einem Traum ist's freilich was Anderes . . . Nun, und die Dame?"

„Ich habe ihr geschworen, daß ich sie liebe und auf Ehre, ich habe in jenem Augenblick die Wahrheit gesagt."

„Man sagt immer die Wahrheit, wenn man tüchtig gegessen hat . . . besonders in solchen Dingen! Es weiß ja doch Jeder, daß man sich dadurch nicht bindet.

Georg Malcolm fing an zu lachen.

„E, Meister Stop, Du sprichst ja wie ein Rous!"

„Ich, ein Rous? Nicht im Geringsten. Aber das ist gewiß, jedesmal, wenn wir nach London kamen, haben die Frauen mich mehr und mehr verdorben."

Dann, seinen Ton ändernd, fuhr er fort:

„Jedenfalls hat doch die Dame mit der Sammtmaske Ihren Schwüren Glauben geschenkt?"

„Wenigstens hat sie so gehandelt, um mir das zu beweisen; sie hat sich genau so benommen, als ob sie es glaubte."

Stop legte seine rechte Hand auf das linke Auge und schnitt ein sehr zweideutiges Gesicht.

„Und dann?" fragte er.

„Dann," antwortete Georg Malcolm, „ebenso wie ich geträumt habe, daß ich aufgewacht sei, habe ich geträumt, ich wäre von Neuem von einem unwiderstehlichen Schlaf befallen worden, und wenn ich jetzt meine, ich habe nach vierundzwanzig Stunden wieder die Augen geöffnet, so ist dies eine bloße Vermuthung, denn ich kann nicht mehr das Wahre vom Falschen, und den Traum von der Wirklichkeit unterscheiden."

„Nun, Ew. Herrlichkeit schläft in diesem Augenblick ebensowenig wie ich," rief Stop, „das kann man beschwören."

„Aber, wie soll ich mir diese seltsame Lethargie erklären, diesen todtenähnlichen Schlaf von vierundzwanzig Stunden, indem wir befangen gewesen sind?"

„Es ist das Kürzeste, wenn wir nicht weiter darüber sprechen."

Georg Malcolm wendete sich jetzt an Kazil und fragte:

„Sind Dir schon ähnliche Beispiele vorgekommen?"

„Ja, Herr! und mehr als einmal. Stürmisches Wetter, so stürmisch, wie wir es erlebt haben, hat schon oft ähnliche Zufälle bei Europäern hervorgebracht, welche erst kürzlich in Indien angekommen waren."

Georg Malcolm hatte keine Ursache, die Aussage des jungen Inders in Zweifel zu ziehen. Er nahm also das Gesagte für volle Wahrheit.

„Ich glaube, es hindert uns jetzt nichts mehr, unsere Reise fortzusetzen?"

„Gar nichts, Herr! Die Bahis haben sich ausgeruht, das Wetter ist gut, der Mond scheint hell und die Wege sind wieder trocken geworden. Vor acht Uhr Morgens werden wir das Ziel unserer Reise erreicht haben."

„Ach! und ich werde meinen Vater und meinen Bruder wiedersehen," rief Georg mit der lebhaftesten Freude.

„Und ich kann mich wieder einmal tüchtig satt essen," sagte Stop zu sich selbst. „Hier freilich muß ich meinen Riemen enger schnallen und mir einbilden, ich hätte gefrühstückt."

Kazil nahm die Kissen auf seine Schultern und unsere drei Personen begaben sich dahin, wo die Bahis rund um den Palanquin gelagert, auf sie warteten.

Das magere Pferd des Kammerdieners, welches an einen Pfahl festgebunden war, weidete das spärliche und

Digitized by Google

dünne Gras ab, welches den festigen, nur wenig vegetabilisches Leben zeigenden Boden der Hochebene bedeckte. Der Mond warf seinen falben Schein über die Gipfel der Berge Sis in die weite Ebene, in welcher die große und reiche Stadt Benares, weithin ausgedehnt lag. In der Ferne glänzte der Ganges wie eine ungeheure Silberschlange, die sich in einem Halbkreis um die Stadt wand.

Kazil ließ einen gellenden Ruf erschallen, um den Bahis die Ankunft des Reisenden zu verkünden. Augenblicklich standen die Bahis auf und hatten Stop's Pferd in wenigen Minuten gesattelt.

„Herr," sagte Kazil, nachdem er die Kissen des Palanquin's in Ordnung gebracht, „es ist Alles bereit, Sie können einsteigen."

„Nein, erwiderte Georg Malcolm. „Ich fühle mich durch den langen Schlaf so gestärkt, daß ich Lust habe, ein oder zwei Stunden zu gehen. Bis den Bahis das Zeichen zum Aufbrechen."

Die Karavane setzte sich in Bewegung. Die Träger gingen voraus; der junge Engländer und Kazil folgten, und Stop bildete, wie gewöhnlich den Nachtrab zu Pferd.

Anfangs ging es ziemlich rasch und im vollkommenen Schweigen vorwärts; Georg Malcolm war zu tief in die Erinnerungen seines seltsamen und verführerischen Traumes versenkt, als daß er Lust gehabt hätte, ein Gespräch anzufangen.

Endlich aber, um seinen Erinnerungen zu entfliehen und seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, bat er Kazil ein Zeichen, daß er zu ihm herankommen möge.

„Da bin ich, Herr," sagte der junge Inder, „was wünschen Sie?"

„Du hast mir schon mehr als einmal gesagt, daß mein Vater, Sir John Malcolm, Dich einst aus einer großen Gefahr gerettet habe."

„Ja, Herr, ich habe es gesagt, und es ist die Wahrheit."

„Aber," fuhr Georg fort, „ich weiß noch nicht, von welcher Art diese Gefahr gewesen ist."

„Und Sie wünschen, daß ich es Ihnen erzähle, um Ihren Vater noch besser kennen zu lernen und ihn noch mehr zu bewundern?"

„Ja."

„Und ich, Herr, finde ein großes Vergnügen darin, Ihnen zu gehorchen, denn mein Herz bebt vor Freude, wenn ich von John Malcolm sprechen kann."

Während Kazil die vorstehenden Worte sprach, hatte sich seine ganze Seele in seinen Zügen mit außerordentlicher Lebhaftigkeit abgespiegelt.

„Es sind ungefähr zwei Jahre," so begann er seine Erzählung, „ich war damals höchstens zwölf Jahre alt, als mich eines Tages die Lust anwandelte, eine Art köstlich schimmernder Fische zu fangen, welche wie lebende Blumen aussehen. Diese Fische halten sich besonders gern in dem kühlen Wasser unter dem Schatten der Bäume auf, welche am Ufer des Ganges stehen, und zwar vorzüglich in der Nähe des Waldes von Ramgaroth, der drei Meilen von Benares entfernt ist. Ich wanderte mit Tagesanbruch aus der Stadt, ging stromaufwärts und kam nach zwei Stunden an dem Wald von Ramgaroth an. Ohne mich nur einen Augenblick auszuruhen, fing ich zu fischen an; aber ich hatte Unglück; ich konnte keine Fische erhaschen. Dichte Massen von Wasserpflanzen bedeckten den Fluß auf weite Strecken, so daß meine Angel viel zu kurz war. Ich ging deßhalb weiter hinauf, in der Hoffnung, eine Stelle zu erreichen, wo der Fluß weniger von Wasserpflanzen bedeckt wäre. Ich marschirte über eine Stunde und meine Hoffnung fing schon an, gänzlich zu schwinden, als ich plötzlich vor Freude laut aufschrie; ich sah nämlich auf dem Sande des am Ufer sehr seichten Flusses einen jener kleinen, leichten Kähne, welche die Schiffer in wenigen Stunden aus Baumstämmen herstellen, indem sie dieselben mittelst Feuer aushöhlen. Der Kahn war schon mit allem Fahrzeug ausgerüstet. Augenblicklich faßte ich den Gedanken, mich des Kahnes zu bemächtigen, natürlich um ihn, nachdem ich ihn während einiger Stunden zum Fischen benutzt, wieder an seinen Platz zurückzubringen. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, watete nach dem Kahne hin und machte ihn flott; darauf sprang ich hinein, und mit wenigen Ruderschlägen war ich in die Mitte des Ganges gekommen, wo mein Fischfang sehr ergiebig war. Jedesmal, wenn ich meine Angel auswarf, hatte auch schon ein Fisch an dem Köder angebissen, so daß ich unaufhörlich damit beschäftigt war, die Fische von dem Haken los zu machen und die Angel wieder auszuwerfen, ohne daß ich die Zeit hatte, meine Blicke umherschweifen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Suez-Kanal.

Die Arbeiten am Suez-Kanal sind derart fortgeschritten, daß als Zeitpunkt der Beendigung derselben der erste Oktober 1869 festgestellt worden ist.

Dieser Tag wird zu den denkwürdigsten des 19. Jahrhunderts der Geschichte überhaupt gehören und eine neue Aera für den Verkehr eröffnen. — Eine Aktiengesellschaft stellte die ersten Fonds ihrem Direktor Lesseps zur Verfügung, nachdem eine internationale Kommission, bestehend aus Ingenieuren von England, Oesterreich, Frankreich, Spanien, Holland und Preußen, festgestellt hatte, daß kein Niveauunterschied zwischen den beiden getrennten Meeren vorhanden sei. Die auszuführenden Arbeiten waren auf 200 Millionen Francs veranschlagt worden, welche Summe aufgebracht wurde.

Digitized by Google

Im Jahre 1859 begannen die ersten Arbeiten unter der unmittelbaren Direction der Kompagnie selbst. Die Aufgabe war, eine Meerenge von 160 Kilometer Länge, 100 Kilometer Breite und 8 Meter Tiefe zu bilden. Zur Ausführung dieser Arbeit war man gezwungen, 74 Millionen Kubikmeter Erde aus einer Region wegzuschaffen, wo weder trinkbares Wasser noch bewohnbare Stellen vorhanden waren.

Von diesem Quantum sind bereits 34 Millionen Kubikmeter Erde weggeschafft. Der Rest wird mit Hilfe des ungeheuren Materials, der verschiedenen Maschinen, die jetzt in der Wüste fungiren, viel schneller ausgehoben werden, so daß, wie bereits erwähnt, am 1. Okt. 1869 der Kanal dem Welthandel übergeben werden soll, denn es werden monatlich circa zwei Millionen Kubikellen Erde ausgegraben.

Die in Suez jetzt angewendeten Maschinen arbeiten mit 18,000 Pferdekraft, welche der Arbeit von 100,000 Menschen gleichkommt; es werden monatlich 12,219 Tonnen Kohlen verbraucht.

Außerdem sind noch 10,000 Arbeiter aller Nationen bei dem Kanalbau thätig. Diese Arbeitskräfte ermöglichen die Wegschaffung von 1,500,000 Meter Erde in jedem Monat.

Trotzdem, daß die ursprünglich veranschlagte Summe von 200 Millionen Francs durch verschiedene Beiträge der egyptischen Regierung fast um dritte 100 Millionen erhöht worden war, stellte es sich doch Anfang dieses Jahres heraus, daß zur Beendigung des Kanals noch wenigstens 100 Millionen erforderlich seien. Lesseps ging nach Paris, um eine neue Anleihe zu negociren. Eine Anleihe, als solche scheiterte nun zwar, es gelang indeß, eine Lotterie mit Bewilligung der französischen Kammern zu Stande zu bringen, welche bis Anfang Juni 1868 bereits 40—45 Millionen ergab und voraussichtlich bald die ganze geforderte Summe erreichen wird.

Aus nachstehender Auffstellung ist die Ersparniß zu ersehen, welche der neue Weg nach Indien durch den Suez-Kanal gegen den bisherigen um das Kap der guten Hoffnung ergibt.

Häfen.	Distanz bis Bombay. Um das Kap, durch den Kanal.		Unterschied.
Konstantinopel	Meilen 6100	1800	4300
Malta	„ 5240	2062	3178
Triest	„ 5960	2340	3620
Marseille	„ 5650	2374	3276
Cadix	„ 5200	2224	2976
Lissabon	„ 5350	2500	2850
Bordeaux	„ 5650	2800	2850
Havre	„ 5800	2824	2976
London	„ 5950	3100	2850
Liverpool	„ 5900	3050	2850
Amsterdam	„ 5950	3100	2850
St. Petersburg	„ 6550	3700	2850
New-York	„ 6200	3761	1439
New-Orleans	„ 6450	3724	2726

Man kann den Kanal von drei verschiedenen Seiten her besuchen, nämlich von Port-Said, von Ismailia und von Suez. Von diesem letzteren Orte an bis nach Ismailia hat der Kanal eine Länge von 90 Kilometer; an der Wasserlinie ist er überall 14 Meter breit und hat eine durchschnittliche Tiefe von 1,20 Meter.

Der Transport von Transitwaaren über den Isthmus von Suez und Ismailia und durch die Rigole maritime zwischen letzterer Stadt und Port-Said begann, wenn auch in unregelmäßiger Weise, schon vor längerer Zeit und geschieht mittelst Chalands, welche von kleinen Dampfern durch den Seewasserkanal remorquirt werden, während für den Süßwasserkanal die Tonage eingeführt wurde. Die Tonage ist folgendermaßen konstruirt: durch den ganzen Süßwasserkanal von Suez bis Ismailia ist eine Kette gelegt: der Toneur, ein kleiner Dampfer ohne Schraube, oder vielmehr ein schwimmendes Lokomobile, trägt über dem Wasser ein starkes gezahntes Rad, das durch die Maschinen gedreht wird. Indem die Kette aus dem Kanale gehoben und derart über das Rad gelegt wird, bewegt sich durch die Drehung des Rades der Toneur an der Kette fort, indem er die angehängten Chalands-Trains nachzieht.

Zwischen den beiden Endpunkten der Landenge besteht bereits eine regelmäßige Post, zum Besuch der Kanalarbeiten kann man auch Extrafahrzeuge erhalten; Der Verkehr ist außerdem durch kleine Privatschiffe sehr belebt. Schon gegenwärtig beziehen die indischen Schiffe sowie die Bewohner von Suez alle Kohlen auf dem Kanal. — Jedes Passagierfahrzeug hat einen Vorraum und einen kleinen Salon, der für vier Personen eingerichtet ist, sogar ein kleines Ankleidezimmer und Accessoir fehlen nicht. Man kann die Fahrt von Suez nach Ismailia in 10—12 Stunden machen; indeß ist es sehr gerathen, einige Stunden „Chalouf zu bleiben, um die dortigen Arbeiten zu besichtigen. Es ist dies der einzige Ort, wo man auf felsiges Terrain, jedoch von lockerer Beschaffenheit, stieß. Täglich findet man hier die schönsten Versteinerungen: Fische, Säugethiere und Pflanzen. Es herrscht in Chalouf ein reges Leben, große Dampfpumpen sind fortwährend in Thätigkeit, um das eindringende Wasser, welches der nahe Süßwasserkanal durchsickern läßt, herauszuschaffen, während andere mächtige Maschinen die Erde selbst angreifen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Prim wird vom Feuilletonisten der „Neuen Freien Presse“ folgender Maßen geschildert: „General Prim trägt einen einfachen Waffenrock mit zwei goldenen Sternen auf dem Stehkragen, ein weißes Käppi, wie es die spanischen Reiter haben, mit breiten Goldborten

Digitized by Google

umgeben — das ist auch alles, was Einem sagt: der Mann ist Soldat, ist General! Stellte man mir ihn ohne jegliches Soldaten-Abzeichen, im Civilanzuge, vor, ich würde ihn für einen feinen Kavalier, für einen exquisiten Salonmenschen, der da gewiß liebt Reiten, Jagen, Spielen, galante Abenteuer u. dgl. m., halten. Alles Martialische, Haudegenmäßige oder auch nur soldatisch Derbe, Grobe liegt seinem Aussehen vollständig fern. Er ist von ziemlicher, schlanker Figur, nicht ganz mittelgroß zu nennen und kann auch zu Pferde nichts weniger, als einem Mars ähnlich sehen. Prim's Kopf erregt aber bei all dem weit mehr Interesse, als ein Dutzend sogenannter Soldatenköpfe zusammen erregen. Es liegt ein mysteriöser Glanz über ihm, wie über den Charakterköpfen eines Tintoretto. Das tief intensive Schwarz seiner Augen, seines Haares und des dünngezogenen Backen- und Schnurrbartes frappirt auch in diesem an dunkeln Gestalten gerade nicht armen Süden, und vereint mit dem olivenfarbenen Teint gibt es Symptome einer großen Leidenschaftlichkeit. Ein Zug von stete: innerer Unruhe geht auch durch dieses Antlitz; man glaubt auf ihm immer ein Sinnen nach großen Erfolgen ausgeprägt zu sehen." Von Olozaga heißt es: „Olozaga ist ein untersetzter, breitschulteriger, ältlicher Herr von gewiß sechzig Jahren, aber von rüstigem, kräftigem Aussehen. Sein Kopf hat etwas Deutsches, möchte ich sagen, etwas Gelehrtes, nichts von der Fieber-Physiognomie des Spaniers; er weist auf ein geordnetes, ruhiges, klares Denken. Seine Redeweise ist flüssig, sein Organ kraftvoll und wohltönend; er accentuirt stark mit den Händen, überhebt aber seine Worte nicht in der gewohnten spanischen Weise. Es ist viel Würde, und zwar geistige Würde in seinem ganzen Auftreten."

Die Trüffelernte ist in Frankreich seit 60 Jahren nicht mehr so reichlich gewesen, wie heuer. Die Preise sind dessen ungeachtet noch ziemlich hoch. In der Provence bedient man sich zum Aufsuchen der Trüffeln magerer Schweine, sogenannter Läufer; für jede Trüffel, welche sie aufscharren, erhalten sie eine Eichel zum verspeisen. Im Departement der Haut-Marne benützt man Hunde; ihre Abrichtung ist ziemlich einfach: man läßt sie fasten und verbirgt dann in einem mit Erde gefüllten Holzschuh eine Trüffel mit einem Stückchen Speck. Wenn sie dasselbe gefunden haben, erhalten sie zur Belohnung ein Stückchen Brod. Einige Tage genügen, um sie so zum Aufsinden der Trüffeln abzurichten.

[Ein Erdbeben in England.] In später Stunde des vergangenen Freitags sind von verschiedenen Theilen des westlichen England und in Süd-Wales vernehmliche Erdstöße verspürt worden. Briefe und Berichte aus Leamington, woselbst sogar drei Stöße deutlich wahrgenommen worden, Warwick, Chippenham, Bridgwater, Bristol, Worcester, Swansea, Exeter, Merthyr, Birmingham u. s. w. erwähnen mit mehr oder minder größerer Ausführlichkeit der ungewöhnlichen Naturerscheinung, die etwa 8—10 Sekunden anhielt und, wie vermuthet wird, durch eine wellenförmige Bewegung der Erde, eine sogenannte „Erdwoge", verursacht worden ist und in manchen Plätzen sogar von einem rollenden Geräusch begleitet war. Nirgends aber scheinen die Erdstöße irgend welchen Schaden angerichtet zu haben. Wie die „Times" schreiben, haben im October 1863 ähnliche Erdstöße im westlichen Theile Englands stattgefunden, die aber ebenfalls ohne üble Folgen abliefen.

Perlfischereigründe wurden unlängst in Westindien entdeckt, welche sich längs der Küste auf 1000 englische Meilen ausdehnen. Ueber 60,000 Perlschalen „oysters" wurden im letzten Dezember gefischt und für 100 Doll. per Tonne verkauft.

[Theilung der Arbeit.] Ein Yankee sah, als von der immensen Höhe eines Thurmes gesprochen wurde, mit der Versicherung ein: „Das ist noch gar nichts, bei uns zu Hause steht ein Thurm, an dessen ganzer Höhe ein einziger Mann unmöglich hinaufsehen kann. Um die Spitze zu erschauen, thun sich immer zwei zusammen, und der Zweite fängt an, wo dem Ersten das Gesicht ausgeht."

„Da habe ich schon wieder einen Zahn verloren!" sag'e eine Frau zu ihrer ritterlichen Ehehälfte. — „Der wird sich freuen, daß er mit Deiner Zunge nicht mehr in einem Bogis zu wohnen braucht!" murmelte der ungalante Gemahl.

[Auf der Schnepfenjagd.] Graf zum Bauern: Hiesi, sperr's Maul nicht immer so weit auf, sonst fliegt Dir einmal ein' Schnepf hinein! — Hiesi: War scho recht, Herr Graf, Ihr trefft's a so koan.

Auflösung des Räthsels in Nr. 248:

In der Form gar vielgestaltig,
In der Farb' gar mannigfaltig,
Wird der „Korb" gemacht;
Und vom größten bis zum kleinsten,
Wie vom größten bis zum feinsten
Auf den Markt gebracht.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 263 Mittwoch, 11. November 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Endlich nach zwei oder drei Stunden, sagte Kazil, war mein Arm ganz lahm vor Müdigkeit geworden und ich beschloß deßhalb mein Angelgeräthe, welches außerdem schadhaft geworden war, bei Seite zu legen, den Kahn wieder an den Platz zu bringen, von welchem ich ihn geholt hatte, und dann nach Benares zurückzukehren. Während ich nun mein Angelgeräthe in Ordnung brachte, erhielt der Kahn plötzlich einen heftigen Stoß, so daß ich beinahe in das Wasser gefallen wäre. Ich sah mich forschend nach der Ursache dieses heftigen Stoßes um, konnte aber nichts erblicken, als eine längliche braune Masse, welche wie ein alter Baumstamm aussah. Das, was ich für den Baumstamm hielt, wurde aber plötzlich lebendig und drehte sich um sich selbst. Unter den Schlägen der breiten und kurzen Füße, welche mit furchtbaren Krallen bewaffnet waren, schäumte das Wasser hoch auf; der scheußliche Kopf, welcher meinen Arm an Länge übertraf, war von einem Ende bis zum anderen gespalten und zeigte eine Reihe langer und spitziger Zähne; er erhob sich bis fast über den Rand des Kahnes, und fixirte mich mit seinen großen grünen Augen. Es war der furchtbarste, der wildeste Bewohner des Ganges; es war ein Kaiman . . .

Ich habe noch selten in meinem Leben Furcht empfunden, Herr, obwohl ich, trotzdem, daß ich damals noch ein Kind war, schon oft der Gefahr ins Auge geschaut hatte, ohne zu erzittern und zurückzuweichen; diesmal aber, als ich mich dem Ungeheuer gegenüber befand, vor dem alle Inder eine übernatürliche Furcht haben, war ich nicht mehr Herr meiner selbst und zitterte in allen Gliedern."

„Armer Junge, das glaube ich wohl!" sagte Georg Malcolm; „in einer solchen Lage würde selbst der muthigste Mann seine Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart verloren haben."

„Indessen ich verlor doch den Kopf nicht ganz," fuhr Kazil fort; „ich wollte wenigstens alle Kräfte anstrengen, um mein Leben zu retten, und da ich keine Waffe hatte, um mich zu vertheidigen, so suchte ich mein Heil in der Flucht. Ich ergriff das Ruder und lenkte das Boot mit Aufgebot aller meiner Kräfte nach dem Ufer zu. Der Kaiman verfolgte mich, ich verdoppelte meine Anstrengungen, als ich plötzlich einen heftigen Ruck an meinem Arme spürte — ich hatte mein Ruder verloren: der Kaiman hatte es mir entrissen und zermalmte es mit seinen Zähnen. Nun war es mir auch unmöglich gemacht zu entfliehen, und es blieb mir nun nichts mehr übrig, als in vollkommener Unthätigkeit den Tod zu erwarten. Ich kniete in meinem Kahne nieder und rief den Gott Wischnu, den Schöpfer der Welt, den Gott des Guten und den Feind des Siwa, den Gott des Bösen, an.

Der Kahn tanzte auf dem Wasser, welches durch die heftigen Bewegungen des Kaimans Wellen schlug, als wenn es vom Sturm gepeitscht würde; der Kahn drehte sich bald dahin, bald dorthin, der Kaiman sprang häufig hoch in die Höhe und suchte mit seinen Krallen den Rand des Kahnes zu erfassen, aber es gelang ihm nicht, und auch seine Krallen, obwohl sie beim Herabgleiten sich tief in das Holz eingruben, vermochten doch nicht das kleine, aber starke Fahrzeug zu zerstören. Plötzlich schien das Ungeheuer seine unnützen Bemühungen aufgeben zu wollen; es tauchte unter und verschwand. Ich glaubte, ich sei gerettet, und dankte Wischnu auf den Knieen dafür, daß er mein Gebet erhört; da tauchte der Kaiman plötzlich wieder auf, mit gewaltiger Wucht stürzte er sich auf das Fahrzeug, und mit einem einzigen Schlage seines Schwanzes warf er es um und begrub mich in den Wellen. Alles dies ereignete sich in viel kürzerer Zeit, als ich im Stande bin, es zu erzählen; ohne recht zu wissen, wie es geschehen, befand ich mich auf einmal in den Fluthen des Ganges und die Wellen schlugen über mich hin. Ich kann zwar schwimmen und tauchen, wie ein Fisch; da ich aber wußte, daß selbst der geschickteste Schwimmer einem Kaiman nicht entfliehen kann, so hatte ich mich bereits darein ergeben, von dem furchtbaren Ungeheuer zerrissen zu werden und ihm zur Speise zu dienen. Nichtsdestoweniger war die instinktmäßige Lust am Leben größer, als meine Ergebung in das unvermeidliche Schicksal; ich befand mich dicht neben dem Kahn, hielt mich an demselben fest, schwang mich darauf und stieß ein durchdringendes Geschrei aus, obwohl ich nicht die geringste Hoffnung hatte, gehört zu werden.

Wild peitschte der Kaiman das Wasser, indem er

Digitized by Google

das umgestürzte Fahrzeug umkreiste und wiederholt in die Höhe sprang, um mich zu fassen.

Ich aber schrie unaufhörlich; die Angst verwirrte meine Sinne, ich konnte die Gegenstände am Ufer kaum mehr unterscheiden, und es war, als ob völlige Dunkelheit um mich herrschte. Da hörte ich auf einmal am Ufer eine Stimme, welche auf mein Geschrei antwortete, und mir zurief: „Muth, Junge!“ . . . Muth! ich werde versuchen, Dir zu helfen!“

Der Gedanke, daß ich nicht mehr ganz allein und verlassen wäre, gab mir meine Sehkraft und meine Stärke wieder. Ich sah um mich und erblickte auf dem linken Ufer des Ganges einen Reiter, welcher sich alle erdenkliche Mühe gab, sein Pferd in den Fluß zu treiben. Das Pferd hatte Furcht und ging nicht vom Platze. Dieser Kampf zwischen dem Mann und seinem Pferd dauerte einige Sekunden. Endlich sprang das gebändigte Thier in den Fluß, und von einer eisernen Hand gelenkt, schwamm es gerade auf den Kahn zu. Der Reiter hielt in der rechten Hand einen indischen Dolch und zwischen den Zähnen eine Pistole. Das Wasser, von den Bewegungen des Pferdes aufgewühlt, spritzte rechts und links empor.

Es dauerte nicht lange, so hatten der Reiter und das Pferd den Zwischenraum zwischen dem Ufer und dem Kahne durchmessen. Als nun der Kaiman diese neue Beute auf sich zukommen sah, ließ er seine Kiefer auf einander schlagen und stürzte vorwärts. Der Reiter aber schwang seinen Dolch und stach ihn in den Rachen des Ungeheuers, so daß er tief im Schlunde stecken blieb. Der Kaiman konnte nun seinen Rachen nicht mehr öffnen, er war besiegt. Nun nahm der Reiter seine Pistole, hielt sie dem Kaiman fast dicht vors Auge und feuerte ab. Das Ungeheuer drehte sich um sich selbst, tauchte unter das Wasser, welches von seinen heftigen Bewegungen aufschäumte; bald darauf aber erschien er wieder an der Oberfläche, mit dem Bauch nach oben.

Mein Befreier lenkte sein Pferd nunmehr nach dem Kahne hin, auf welchem ich mich durch die unwillkürliche Kontraktion meiner Muskeln aufrecht erhielt, denn meine Kräfte hatten mich völlig verlassen; ich fühlte, wie mein Herz zu schlagen aufhörte, und meine Augen sich schlossen, und wie eine unbesiegbare Ohnmacht meinen Körper befiel.

„Du bist gerettet, armer Junge,“ sagte der Reiter mit einer so sanften, so guten und so liebreichen Stimme, daß ich bald wieder zu mir kam. „Fürchte nichts mehr, und komme zu mir.“

Gleichzeitig nahm er mich in seine Arme, setzte mich hinter sich auf das Pferd und eilte dem Ufer zu.

(Fortsetzung folgt.)

Der Suez-Kanal.

(Schluß.)

Zur Ausführung der großartigen Arbeiten sind folgende Maschinen thätig: 1) 10 mechanische Dermoimer, 2) 4 Handbaggermaschinen, 3) 10 kleine Baggermaschinen, 4) 58 große Baggermaschinen, 5) 30 Dampfschiffe, mit Seitenklappen, um den Schutt wegzutragen, 6) 79 Schuitdampfschiffe mit Grundklappen, 37 von diesen halten das Meer, 7) 18 Elevateurs, 8) 90 schwimmende Thalands mit Schuttsisten, 9) 30 Dampfwidder, 10) 15 Dampfchalands, 11) 60 Lokomobilen, 12) 15 Lokomotiven, 13) 20 Dampferhöhler, theils für trockenen, theils für nassen Boden, 14) 1800 Erdwagen, 15) 25 Dampfkanols oder Remorqueurs und 16) 200 eiserne Chalands; außerdem ein genügendes und massenhaftes Material von kleinen Geräthen, nebst einer Arbeitskraft von circa 12,000 Menschen.

Nur in Chalouf hat man das Bild und Profil des Kanals. Nebenbei ist hier eine ganze Stadt entstanden, es gibt Kirchen, Moscheen, Wirthshäuser, Spitäler und Kaffee's. Vom Süßwasserkanal führt eine Zweigbahn nach Serapeum. Auch hier kann man die Arbeiten in ihrer ganzen Ogantigkeit bewundern und auch hier hat sich rasch ein Ort entwickelt, wie es übrigens das Zusammenströmen so großer Arbeitermassen von selbst mit sich bringt.

Ismailia ist eine Stadt von circa 8000 Einwohnern. Nach einem vollkommen regelmäßigen Plane gebaut, wird sie weit hinaus im Halbkreise von einem Süßwasserkanal umgeben, welcher von üppigen Weiden eingefaßt ist. Man hat dort eine katholische und zwei griechische Kirchen, eine Moschee und zwei Hospitäler gebaut, von denen eines für die arabische Bevölkerung bestimmt ist. Es befinden sich hier die Gebäude der Direktoren, welche an Pracht und Bequemlichkeit in Nichts den Sommerwohnungen von Fürsten nachstehen. Die Straßen sind breit und vor allen Privathäusern befinden sich breite Blumenbeete und Baumanlagen.

In Ismailia ist das beste Gasthaus das *Hôtel des Voyageurs*; es gibt deren fünf oder sechs. Wo Franzosen sind, fehlen die Café chantants und das Roulette nicht; dieses letztere ist jetzt in Egypten so verbreitet wie in Californien, und namentlich zur Zeit der Baumwollperiode wurden oft in den schmutzigsten Winkelstuben Summen umgesetzt, um die sie die Banken von Homburg, Wiesbaden und Ems hätten beneiden können. Auch das deutsche Bier hat seinen Weg zu Kanal gefunden und in Ismailia wie in allen anderen Städten Egyptens giebt es deutsche Bierstuben, welche ihr Bier aus Wien beziehen.

Von Ismailia bis Port-Said benutzt man den Kanal maritime, der von Port-Said an gerechnet 75 Kilo-

Digitized by Google

meter lang ist; der ganze Kanal, wenn er fertig ist, wird bis Suez 160 Kilometer betragen. Es ist hier tägliche Dampfverbindung und man legt die Fahrt gewöhnlich in acht Stunden zurück.

Port-Said ist eine vollkommen europäische Stadt und hat in diesem Jahre circa 10,000 Einwohner, welche Bevölkerung aus Egyptern und nächst diesen hauptsächlich aus Oesterreichern, Franzosen, Italienern und Griechen besteht. Letztere, der Auswurf ihres Landes, machen indeß das Leben in Port-Said eben so unsicher wie in Suez und Alexandria. In allen diesen Städten kommt durchschnittlich jeden Tag ein Mord vor. Zum Glück für die übrigen Europäer, von denen sie wie die Pest gemieden werden, schlachten die Griechen sich meist unter einander ab. Die Stadt hat einen egyptischen Gouverneur und einen von der Regierung gepflegten Gesundheitsdienst; fast alle maritimen Staaten sind durch Konsuln vertreten, der norddeutsche Bund durch Herrn Braun, welcher früher schon ebendaselbst Konsul Preußens war. Es gibt Kirchen, Moscheen, Hospitäler und Kösker, eine Menge Hotels, von denen das Hotel Paquien das erste sein soll, sodann Cafe's mit und ohne Musik, öffentliche Bäder, Klubs, kurz es fehlt nichts, um schon jetzt Port-Said als kleine Großstadt bezeichnen zu können.

Schon gegenwärtig zieht sich ein sehr reger Verkehr von und nach Port-Said. Die Messageries, der österreichische Lloyd, die Affsite-Compagnie, die russischen Postdampfer, sowie andere regelmäßige Dampflinien von Privaten unterhalten eine regelmäßige Postverbindung mit den Haupthäfen des Mittelmeeres, der Ein- und Auslauf der Waarenschiffe ist ebenfalls ein sehr bedeutender.

Port-Said hat eine große Zukunft, und wenn Suez auch in der Einwohnerzahl, die jetzt nahe an 30,000 Seelen beträgt, vorangeeilt ist, so ist das dem Umstande zuzuschreiben, daß es Eisenbahn hat und Transitpunkt des Verkehrs nach Indien war. Port-Said mag in einer Reihe von Jahren die erste Stadt Egyptens sein. Wie Alexandria mit seinen 200,000 Einwohnern (zur Zeit Napoleon's I. nur 50,000 Einwohner stark) Damiette und Rosette überflügelt hat, so wird es seinerseits von Port-Said überholt werden. Wenn einmal die Verbindung zwischen dem rothen und mittelländischen Meer offen steht, dann wird, falls der Durchgang frei ist und eine Eisenbahn den Kanal entlang läuft, alle Welt diesen Weg gehen.

Für die Sendungen nach oder von Suez, sowie für Güter aus den Häfen des rothen Meeres oder dahin, ist der Weg über den Isthmus zum Theil schon heute viel billiger, als jener über Cairo. Allerdings dauert der Transport über den Isthmus 2 bis 3 Tage länger, als der über Cairo; da die Güter aber ohnehin nicht gleich nach der Einschiffung abgehen, so wird in den meisten Fällen durch den längeren Transport Nichts an Zeit verloren. Dagegen sind die bedeutenden Ersparnisse an Fracht bei vielen Waaren, die in großen Quantitäten versendet werden, Gründe dafür, daß sich recht bald ein großer Waarenverkehr über den Isthmus entwickeln wird.

Aus dem Gerichtssaale.

Wien, 4. November.

Auf der Anklagebank sitzt Joseph Dirx, aus Grafenwörth gebürtig, 54 Jahre alt, Taglöhner, einmal wegen Diebstahls und einmal wegen öffentlicher Gewaltthätigkeit abgestraft, unter der Anklage des Verbrechens der Majestätsbeleidigung.

Aus der mit Ausschluß der Oeffentlichkeit stattgefundenen Schlußverhandlung bringt die „N. Fr. Pr." folgende amüsante Details:

Präs.: Was haben Sie für ein Geschäft? — Angekl.: G'schäft hab' i gar kans, arbeiten thu i, wann wer a Arbeit hat. — Präs.: Sie sind Taglöhner? — Angekl.: Wegen meiner. — Präs.: Sind Sie verheirathet? — Angekl.: Na, dös is mein Unglück. — Präs.: Sie waren aber verheirathet? — Angekl.: Ja, dös is mein Unglück. — Präs.: Soeben sagten Sie, daß Sie nicht verheirathet sind, ist Ihr Unglück, und jetzt sagen Sie wieder: daß Sie verheirathet waren, ist Ihr Unglück; wie ist das zu verstehen? — Angekl.: Mein Weib war für mi a Unglück, jetzt bin i Wittwer, dös is no mehr Unglück, weil i ka ordentliche Betreuung hab', mir selbst kochen muß, an Pantsch g'stammenkoch', den schmeiß i nacher weg, krieg an Biechzorn, den sauf' i d'runter, und wann dös vorüber is, waß i nöt, was i thu. — Präs.: Haben Sie Kinder? — Angekl.: Zwa und a Madel. — Präs.: Sie wollten wohl sagen: zwei Knaben und ein Mädchen? — Angekl.: 's Madel is g'rad so wie ihr Mutter, dös kann i gar nöt für mein Kind ansehen; wie d'Mutter todt war, is' fort und hat sich um mi nöt mehr kümmert. — Präs.: Sie wurden auch schon abgestraft? — Angekl.: I nöt. — Präs.: Sie wurden vom Kreisgerichte Korneuburg wegen Diebstahls mit sechs Monaten Kerkers abgestraft. — Angekl.: Dös war a Dummheit; da habens mi angʼlernt, i soll a Kuh wegführen, dös hab' i thun, hab's verkauft, zwa Gulden davon vertrunken und 's Andere habens mir gʼstohlen. — Präs.: Sie wurden auch schon wegen Verbrechens der öffentlichen Gewaltthätigkeit abgestraft? — Angekl.: Ja, da war aber der Jud schuld; dem war i was schuldig, er hat a'Geld haben wollen, i hab' an Rausch gʼhabt und bin über den Juden in Zorn kommen.

Präs.: Sie führen immer Ihre Handlungen auf einen Rausch zurück, es scheint, daß Sie immer betrunken sind. — Angekl.: Eh' i a Weib gʼhabt hab',

Digitized by Google

hab' i mir trunken, aber mein Weib hat mi so viel g'ärgert, daß i 's Trinken g'lernt hab'. — Präs.: Jetzt ist aber Ihr Weib schon mehrere Jahre todt, Sie trinken aber noch immer fort. — Angekl.: Wann i ganz allan bin und Niemand um mi hab' — Präs.: Sie haben ja Ihre beiden Knaben bei sich in der Verpflegung. — Angekl.: I küss' d' Hand, dös is erst a schöne Unterhaltung. — Präs.: Ja sag.n Sie mir, was machen denn die armen Kinder so allein zu Hause, wenn Sie betrunken sind, wer sieht denn auf die Kinder? — Angekl.: Vorerst san's nöt allan, weil's zwa san, nachher laff' i's Vormittag alle Tag' beten, i hab's schon an, daß was werden sollen, Vormittag hab' i ja niemals an Rausch.

Präs.: Erinnern Sie sich, was am 29. Juni, am Peter- und Paullage, im Wirthshause beim Nowotny vorgekommen ist? — Angekl.: Ka Sterbenswörtel.

Präs.: Daß Sie im Wirthshause waren, wissen Sie? — Angekl.: Ja, nach der Mess' hab' i a Halbe Branntwein trunken, hab' mir 's Fleisch g'holt und wollt' mir beim Wirth a Geld holen. Der Wirth hat g'sagt: Du brauchst ka Geld, du vertrinkst es eh no und no, so hab' i's halt vertrunken. — Präs.: Wie viel halten Sie vom Wirthe bekommen? — Angekl.: No an Gulden und etliche Sechserln. — Präs.: Haben Sie dafür lauter Branntwein getrunken? — Angekl.: A na, im Wirthshaus trink i an Wein.

Präs.: Wie lange sind Sie da im Wirthshause geblieben? — Angekl.: Bis auf d'Nacht.

Präs.: Was haben indeß die Kinder gemacht? — Angekl.: G'wart haben's, bis der Vater hamkumme is, hat kocht, und hat Jedem no a Sechserl g'schenkt.

Präs.: Sie haben im Gasthause geschimpft über's Brod. — Angekl.: Der Bäck macht Ihna a a merkwürdiges Brod; so wos Schlecht's haben's no gor nöt gessen. — Präs.: Sie wollten dem Bäcker die Fenster einschlagen, aber die Wirthin hat Sie abgehalten. — Angekl.: Dös glaub' i, daß mögli is, i erinner' mi a nix, aber an dös erinner' i mi, daß i an Viechzorn g'hobt hab'. — Präs.: Sie haben dann zum Winkler weiter geschimpft auf die Gemeinde, das Bezirksamt, das Militär. — Angekl.: Wann i amol a Bisserl wos im Kopf hab', tischputir i (disputire ich) holt fort, so long's geht. — Präs.: Sie haben gesagt, die Soldaten sind keine Soldaten mehr. — Angekl.: I man' a, die jetzinga Soldoten san an nöt a so, wie Unserans wor.

Nachdem sich hierauf der Angeklagte über die als Majestätsbeleidigung inkriminirten Aeußerungen verantwortet hatte, bemerkte der Präs.: Als Sie zum Bezirksgerichte geladen wurden, sind Sie nicht erschienen und haben sagen lassen, wegen einer solchen Dummheit kommen Sie nicht. Angekl.: Jo, da muß der Wirth g'stroft werden, der hot mir g'sogt, daß i ihn wegen so aner Dummheit z'sombitten (angeschrien) hoben, und da hob' i mir denkt, werden s'r's nöt mir a nöt besser machen. — Präs.: Sie erhielten noch eine zweite Vorladung und sind auch dann nicht gekommen. — Angekl.: Jo, dös wor grod am Kirlog-Montag; soll i mi, wonn b' andern Leut' lustí san, einsperren lassen? — Präs.: Als endlich das Drittemal der Gendarm gekommen ist, um Sie abzuholen, haben Sie sich versteckt und unter den Leuten ausgestreut, Sie seien nach Preußen gereist, um Ihre Kinder zu verkaufen. Angekl.: Dös is ka Lug, dös hob' i thun wollen. Der Vetter Griesbauer hot g'sagt, in Preußen kaken's Kinder, 's hat erst jetzt an's 500 fl. für an Buben kriegt; no hob' i mir denkt, packst die zwa Buben z'sammen, fahrst 'nüber; 50 fl. a jedes werden's do werth sein. — Präs.: Haben Sie ernstlich dann geglaubt, daß man Kinder verkaufen kann? — Angekl.: Warum soll' i's nöt glauben? — Präs.: Und würden Sie Ihre Kinder verkauft haben? Angekl.: I bitt' Euer Gnaden, i hätt' a Bissel Geld bei anander g'sehen, und nochher wos glauben's denn, wos g'hört zu den Kindern für Geduld; jetzt stick' i thna d' Hosen, glei kommen's wieder z'riffen daher, und sog' i wos, schneiden's Gesichter. — Präs.: Woher sollen die Kinder Erziehung haben, wenn Sie nichts thun, als trinken? — Angekl.: Ja, sehen's, mir fehlet holt nix als a Weib, dös brauch' i wie an Bissen Brot.

Der Staatsanwalt stellt die Schlußanträge, der Vertheidiger sucht nach Thunlichkeit die Anklage zu entkräften, und der Präsident fragt den Angeklagten, ob er noch etwas vorzubringen habe. — Angekl.: Wäßt' nix.

Der Gerichtshof erkannte nach kurzer Berathung, der Angeklagte habe sich des Verbrechens der Majestätsbeleidigung schuldig gemacht und sei deßhalb durch drei Monate im schweren Kerker anzuhalten.

Präs.: Sind Sie mit dem Urtheil zufrieden? — Angekl.: Na, i kunnt's nöt sagen.

Präs.: Wollen Sie, daß die Akten dem Obergerichte vorgelegt werden? In dem Falle würde Ihnen die Haft, wenn das Urtheil bestätigt wird, erst vom Tage des Herablangens des Urtheils an gerechnet werden. — Angekl.: Dös mag i a net.

Präs.: Was wollen Sie denn? — Angekl.: Lassen Sö was nach und die Geschicht is aus.

Präs.: Dieser Gerichtshof kann sein Urtheil nicht ändern; Sie müssen entweder die Strafe annehmen oder die Berufung anmelden. — Angekl.: In Gottesnamen nimm i's halt mit.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 264 Donnerstag, 12. November 1868

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Kazil schwieg während einiger Sekunden, dann trocknete er mit seinen braunen Fingern eine Thräne, welche an seinen langen, weichen Wimpern hing und fuhr fort:

„Herr, dieser Reiter, welcher sein Leben daran gewagt hat, um dasjenige eines ihm unbekannten Kindes, welches weder seinem Stamm, noch seiner Kaste, noch seiner eigenen Religion angehörte, zu retten, dieser Reiter heißt Sir John Malcolm! Begreifen Sie jetzt, warum ich ihn liebe," fuhr Kazil fort, „und nicht dieß ihn, sondern auch Diejenigen, welche ihm theuer sind?"

„Mein lieber Kazil," fragte Georg, „hast Du noch Deine Mutter?"

Der kleine Inder schüttelte mit dem Kopf.

„Aber Dein Vater lebt noch?"

„Nein, Herr."

„Du hast aber doch noch Anverwandte?"

„Niemand .... Ich bin allein auf der Welt, Niemand hat mich je lieb gehabt, mit Ausnahme Ihres Vaters, und ich liebe nur ihn und die Seinigen..."

„Mein Junge," erwiderte der Engländer, „wenn Du willst, so trennen wir uns nie mehr."

Kazil senkte den Kopf und schwieg.

„Hat denn der Gedanke in meiner Nähe, in dem Hause meines Vaters und meines Bruders zu leben, etwas so Erschreckendes für Dich?" fragte Georg.

„O nein, Herr!" rief der junge Inder lebhaft.

„Fürchtest Du etwa die Abhängigkeit? Du würdest Unrecht thun, Dich darüber zu beunruhigen, denn Du wirst für uns eher ein Freund als ein Diener sein."

„Herr!" stotterte Kazil, „das ist's auch nicht."

„Nun, was ist es denn?"

„Um mich Ihnen ganz zu widmen — und ich nehme die Götter zu Zeugen, daß ich glücklich sein würde, wenn ich es thun könnte — muß man frei sein."

„Bist Du es denn nicht?"

„Nein."

„Du gehörst also Jemand?"

„Ja."

„Wem?"

„Ich kann Ihnen nicht darauf antworten."

„Warum?"

„Ich habe geschworen, darüber zu schweigen." Georg versuchte in Kazil zu dringen, dieser aber, welcher einer neuen Frage zuvorkommen wollte, sagte:

„Ja, Herr! in habe geschworen! Sie verlangen, daß ich ein Geheimniß enthülle, das nicht bloß mein Geheimniß ist. Fragen Sie mich nicht weiter, denn es ist mir unmöglich, zu antworten."

„Behalte Dein Geheimniß für Dich, mein Junge," erwiderte Georg, „und behalte auch Deine Freiheit. Du kannst mir nicht angehören; es sei, obwohl ich es lebhaft bedauere, weil ich Dich lieb habe."

Ein unwillkürlicher, kaum bemerkbarer Seufzer war die stumme und doch so beredte Antwort Kazils.

Noch eine Stunde lang marschirte der Engländer neben dem jungen Inder und fragte ihn über die Sitten, Gewohnheiten, Gebräuche und die Religion des Landes, und war sichtlich erstaunt über die treffenden und genauen Antworten, welche Zeugniß von einer ganz außergewöhnlichen Begabung ablegten.

Immer tiefer sank der Mond am Horizont und verschwand endlich ganz hinter den zackigen Gipfeln der Berge. Der Wind erhob sich, und da er aus Norden blies, so wich die bisher sehr angenehme Wärme einer ziemlich frischen Kühle, welche stets der Vorläufer des Morgenroths ist.

Georg ließ durch Kazil den Bahis den Befehl geben, Halt zu machen. Er legte sich wieder auf die Kissen des Palanquins, wickelte sich in seine Reisedecke, und die kleine Karavane setzte sich von Neuem in Bewegung.

Von der regelmäßigen, schaukelnden Bewegung des Palanquins sanft eingewiegt, verfiel der junge Engländer in einen Zustand körperlicher und geistiger Erschlaffung, in welchem ihm von seinen geistigen Fähigkeiten nur noch so viel übrig blieb, um sich von Neuem den reizenden Traum der vergangenen Nacht mit allen seinen lieblichen Einzelheiten vor die Seele zu rufen.

Mitten in diesen zauberischen Erinnerungen und in diesem halbwachen Zustande bemerkte der Engländer kaum, wie die Stunden enteilten. Auch bewirkten die

Digitized by Google

Vorhänge, daß in dem Palanquin ein angenehmes Dunkel herrschte.

Es war daher nicht zu verwundern, daß Georg einigermaßen erschrack und mit der Hand nach der Stirn fuhr, wie Jemand, der plötzlich aus einem hübschen Traume aufgeschreckt wird, als Kazil die Vorhänge bei Seite schob und ihm sagte:

„Herr, wir sind jetzt an Ort und Stelle. Sehen Sie da! Hier liegt Benares!“

Es war schon vollkommen hell. Georg Malcolm war im Augenblick aufgestanden, und ließ seine überraschten und entzückten Blicke über das wunderbare Panorama schweifen, welches sich seinen Augen von der Höhe eines kleinen Hügels, auf dem er sich gerade befand, und der etwa eine Meile von der Stadt entfernt war, darbot. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldeten die Dome der Pagoden, die Glockenthürme der Kiosken und Minarets der indischen Stadt, welche einen ungeheueren Raum auf den beiden Ufern des heiligen Flusses einnahm.

Die große herrliche Stadt übertraf in Wirklichkeit alle Beschreibungen, welche die Poeten des Orients von ihr gemacht, und sie konnte mit Recht darauf Anspruch machen, die Königin der Städte zu heißen.

Der Zauber dieses Schauspiels fesselte Georg Malcolm geraume Zeit, dann wandte er sich an Kazil und sagte:

„Zeige mir doch das Stadtviertel, in welchem das Haus meines Vaters liegt.“

Kazil zeigte mit der Hand nach einer Vorstadt, welche nicht sehr weit entfernt war, und in der zahlreiche Wohnungen in herrlichen Baumgruppen halb versteckt lagen.

„Da ist's!“ sagte er.

„Aber,“ erwiderte Georg, „was Du mir da zeigst, liegt auf dem Lande und nicht in der Stadt.“

„Das Bengalow des Sir John Malcolm ist in der That auf dem Lande! Der Oberrichter zieht die grünen Mauren den steinernen vor. Von seiner Veranda aus können seine Blicke über herrliche Gärten hinschauen, deren Blumen ihm alle gehören.“

„Immer noch derselbe!“ sagte Georg zu sich selbst. „Er liebt heute noch das Grün und die Blumen so sehr, wie ehemals.“

Darauf fuhr er laut fort:

„Wie weit ist es noch bis zu den Bengalow?“

„In einer halben Stunde, Herr, werden wir dort sein.“

„Vorwärts, Kazil, vorwärts!“

Sie eilten nun so rasch vorwärts, daß die Träger des Palanquins nicht nach konnten, und daß Stop seinen mageren Renner in Trab setzen mußte, um nicht zurückzubleiben.

Nach ungefähr zwanzig Minuten kamen die drei Personen an eine große Bambushecke, welche die herrlichen Gärten des Bengalow von Sir John Malcolm umschloß.

„Das sind die Gärten des Bengalow!“ sagte Kazil.

Georg legte die Hand auf die linke Seite seiner Brust, um das heftige Schlagen seines Herzens zu unterdrücken; er wurde von einer unwiderstehlichen Begier ergriffen, so rasch wie möglich zu eilen und dadurch den Augenblick des Wiedersehens auch nur um einen Augenblick näher zu bringen. Er flog mehr, als er lief, und kam endlich durch eine halboffene Thür in den Garten, wo er in der höchsten Aufregung rief:

„Vater! . . . Bruder! . . . da bin ich!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Holzknechte des Raßwaldes.

Einer der vielen geselligen Vereine Wiens führt den für den ersten Augenblick befremdenden Namen „Die Raßwalder“. Die Gesellschaft ist eine Berühmtheit in der städtischen Welt, ein Sammelpunkt, wo noch ächtes Wiener Bürgerthum schlicht und heiter waltet. Mit der Geselligkeit verbindet dieser Raßwalderverein den Zweck, wohlzuthun, und namentlich wird auch alljährlich armen Kindern ein Weihnachtsbaum angezündet.

Aber woher der seltsame Name?

Der „Raßwald“ ist eine Kolonie protestantischer Holzknechte in den österreichischen Alpen. Es war nun im Jahre 1857, als der wackere Wiener Bürger Rudolph Arthaber in den Raßwald kam, und dem Gottesdienste, welchen der Schullehrer inmitten der armen Waldgemeinde abhielt, beiwohnte. Die tiefe Frömmigkeit der Holzleute rührte ihn dergestalt, daß er sich sofort der verlassenen und im Gebirge vergessenen Glaubensgenossen annahm. Raßwald erhielt durch seine thatkräftige Mithülfe, welcher sich der Gustav-Adolph-Verein und einzelne Wohlthäter zugesellten, eine eigene Pfarre. Die Kirche empfing von ihm Stahlglocken zum Geschenk. Da aber die Kirche keinen Thurm, sondern nur ein hölzernes Glockengerüst nebenan besitzt, so befinden sich die Thurmglocken an der Erde. Man sagt deshalb scherzweise, im Raßwalde ist der Thurm in die Erde versunken und schaut nur ein Bischen heraus. Als diese Glocken am Reformationsfeste 1858 eingeweiht wurden, führte Arthaber eine Gesellschaft von Künstlern und Mitgliedern des Wiener Männergesangvereins hinaus, um die Feier durch Chorläle zu verschönern. Diese Männer waren so entzückt von der Natur des Raßwaldes, von der Biederkeit der Leute, die dort wohnen, und der Stunden, die sie dort zugebracht, daß sie beschlossen, sich auch in der Stadt, zum Andenken an jenen Ort und jene Zeit, wieder zusammenzufinden.

Dies die Entstehung der Gesellschaft „Die Raßwalder“. Alljährlich wird ein Ausflug nach dem Raßwald

Digitized by Google

unternommen, wo seit 1861 ein Denkstein sich erhebt und durch den Meißel mit der jedesmaligen Jahreszahl versehen wird.

Land und Leute, welche solche Theilnahme finden, verdienen wohl auch in weiteren Kreisen bekannt zu sein, und wir machen deßhalb mit Vergnügen auf eine warme, anschauliche Schilderung aufmerksam, welche jüngst August Silberstein in Wien dem reizenden, bisher wenig beachteten Alpenlande und dessen Bewohnern gewidmet hat.

Bis zum Jahre 1782 standen in dem ganzen Umkreise des Naßwaldes, der etwa zwei Fußwegstunden beträgt, nur vier zerstreute Hütten. Sie waren sörmlich im Bäumermeere begraben, von Niemanden gesehen als von Gott; denn Menschen kamen in den seltensten Fällen hierher. Alles war Wildniß und Urwaldvergessenheit. Die erste hieß die „Wasserbauerhütte", die zweite der „Reithof", die dritte der „Oberhof" und die vierte „in der Hinterleuthen". Weiter als bis zum „Oberhofe" war keine menschliche Ansiedelung ... jungfräuliche, von der Axt unberührte Wälder, Wildwasser und Felsenklüfte oder Grate starrten unbeirrt, ja nahezu ganz unbekannt von den Menschen, zum Himmel empor ...

In früheren Jahrhunderten hatte der Naßwald nur als ergiebiges Jagdgebiet Werth. Durch Geschenk gelangte er an die Grafen Hoyos, welche aus Spanien kamen. Da trat ein Ereigniß ein, durch welches das Besitzthum wie durch Zauber in eine ergiebige Geldquelle sich verwandelte.

Die kaiserliche Eisengewerkschaft in Reichenau, welche die kaiserlichen Wälder tüchtig abzuholzt hatte, bedurfte für ihre Oefen und Herde fortwährend neue Nahrung. Sie richtete ihr Augenmerk auf den nahen Urwald an der Naß und schloß auch 1779 mit dem Grafen Hoyos einen Abholzungsvertrag. An viertausend Klaftern lagen bereits geschlagen an dem Fuße der wilden Berge; als man aber an das dachte, woran man hätte zuerst denken sollen, nämlich an den Transport, da zeigte sich, daß man keinen Ausweg hatte, daß die Naß kaum einzelne Scheite fortwälzte, an verschiedenen Stellen Felsenengen und Geklüfte waren; so daß nichts durch oder weiter kommen konnte, und das kostbare Holz lag nutzlos da, eine Beute der Bohrwürmer, der Fäulschwämme und der nistenden Bachstelzen.

Die sämmtliche Gewerkschaft hatte unter ihren Leitern und Arbeitern keinen einzigen Mann, der die Aufgabe zu lösen vermochte, aus den Wildnissen des Naßthales Holz nach Reichenau hinauszubringen. Um dies zu bewerkstelligen, mußte erst ein Mann kommen, der mit Axt und Beil selbst gearbeitet, dem die Waldeinsamkeit Heimath geworden und dem Kühnheit als einziger Reichthum an der Wiege gestanden. Dieser Mann war Georg Huebmer, Schwemmmeister der Eisengewerkschaft Reichenau.

Georg stammte aus dem Salzburgischen. Frühzeitig hatten er und sein Bruder Johann sich als Holzknechte verdingt und noch jung Gelegenheit gefunden, in den Diensten der k. k. Haupt-Gewerkschafts-Direktion zu Eisenerz sich auszuzeichnen. Es galt nämlich, aus den nie berührten, noch von keinem Menschenfuße betretenen Urwäldern auf den Hochalpen die Holzblöcke herauszuschaffen. Namentlich die Herrenalpe, über 5000 Fuß hoch aufragend, bot außerordentliche Schwierigkeiten. Die beiden Huebmer machten sich verbindlich, das Werk zu vollbringen, brachten eine Schaar rüstiger Holzknechte, die zumeist aus Landsleuten aus dem Salzkammergut bestanden, zusammen und gingen kühn an die Arbeit. Unser Georg, der jüngere Bruder, heirathete hier rasch das Dirnl' eines Gosauer Holzknechts, das ihm gefiel, und hausete sich also in der Wildniß förmlich ein.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Berliner Original ist, wie die „Post" meldet, gestorben: die sogenannte „Bekehrsfrau". Gewöhnlich mit einer Kiepe auf dem Rücken ging sie durch die Straßen, und wo sie Jemand rauchen, trinken oder sich unterhalten sah, da trat sie schnell heran und rief: „Bekehrt euch! Saust nicht, spielt nicht, trinkt nicht! Alles ist Laster, Laster, Laster; Bekehrt euch!" So durchzog sie Jahre lang die Straßen, ihren stillen Wahnsinn mit sich umhertragend, bis sie endlich ein tragisches Ende fand. An einem Oktoberabend passirte nämlich der sogenannte „Jungfernwagen" die Lange Straße, welche bekanntlich sehr schmal ist und an einigen Stellen ein Trottoir hat, welches sich nach dem Straßendamme zu senkt. An einer solchen Stelle sah der Kutscher eine Frau, welche von dem Trottoir nach dem Damme herab stürzte und so unglücklich fiel, daß ihr das Hinterrad des schweren Wagens über den Kopf ging. Die Aermste war sofort getödtet. Die Todte wurde später von verschiedenen Personen als die sog. „Bekehrsfrau" rekognoszirt, sonderbarer Weise aber kennt bis jetzt Niemand ihren Namen oder ihre Wohnung.

[Für Mediziner.] Ein englischer Doktor, der sich seit längerer Zeit dem Studium der kleinsten Pilze und anderer mikroskopischer Wesen widmet, glaubt nicht nur, die Ursache des Wechselfiebers entdeckt, sondern auch gefunden zu haben, daß sich diese Krankheit in Küsten versenden läßt. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß das Fieber verursacht werde von den Keimkörpern auf Sumpfboden wachsender Kryptogamen, welche in die Luft übergehen, wenn der betreffende Boden abtrocknet, ließ er auf einer nassen Wiese, einem

Digitized by Google

anerkannten Fieberboden Rasenstücke sorglich auszuschneiden und in zinnerne Kästen einsetzen. Diese wurden nach einer anderen, hoch und frei gelegenen Gegend gebracht, wo sich niemals Fieberfälle gezeigt hatten. Man stellte sie auf die äußere Brüstung eines Schlafzimmerfensters in zweiter Etage und ließ zwei junge Leute bei offenen Fenstern hier schlafen. Das Pflänzchen, welches den Sumpfboden völlig überwuchert hatte, war eine Palmella, eine punktförmige, aus einer einzigen Zelle bestehende Alge. Nach wenigen Tagen schon fand man die über den Kästen und im Zimmer aufgehangenen mit Chlorkalium getränkten Glasstreifen mit Palmellasporen überdeckt; am 12. Tage erkrankte der eine, am 14. der andere der beiden Leute, beide am unverkennbaren dreitägigen Fieber, das übrigens durch die gewöhnlichen Mittel rasch beseitigt wurde. Vier andere Hausgenossen, die im Erdgeschosse schliefen, blieben durchaus gesund. Eine Wiederholung des Experiments in einem anderen Hause und mit anderen Personen gelang insoweit, daß zwei davon am 10. und 13. Tage ergriffen wurden, während der Dritte frei ausging.

Wenn verbissene Czechen die Schönheit ihrer Sprache und die Gelenkigkeit ihrer Zunge veranschaulichen wollen, dann pflegen sie den Satz: Strc prst skrsk krk zu citiren und alle Nichtczechen herauszufordern, denselben richtig auszusprechen, wenn sie es vermögen. Bei einer Schlußverhandlung wegen Diebstahls, die vor einigen Tagen in Wien durchgeführt wurde, vertrat ein einziges Wort, ein czechischer Name, die Stelle dieses merkwürdigen Schiboleths; die Mitglieder des Richter-Kollegiums, der Staats-Anwalt, die Vertheidiger, sie Alle waren vergebens aufopfernd bemüht, ihre Zunge den Anforderungen des fremden Lautes gemäß gebührend zu verrenken — es gelang nicht. Herr Preciwrz befand sich als Beschädigter im Gerichtssaale. Bei der Erörterung des Faktums mußte seiner wiederholt gedacht werden; der arme Mann war genöthigt, von allen Seiten die haarsträubendsten Verdrehungen seines Namens zu hören, und bei jeder Variation kicherte das Publikum von Neuem. Da ergriff einer der Vertheidiger zu seinem Schlußplaidoyer das Wort. Er hatte in seiner Praxis gelernt, das Wort ziemlich zu beherrschen, aber dieser Schwierigkeit war er nicht gewachsen. Mitten im feurigsten Pathos der Rede kam der unglückselige Name Preciwrz, und gethan war es um alle Wirkung, eine Lachsalve beantwortete das mißlungene Experiment. Einige Male wiederholte sich dies, da faßte endlich der geängstigte Redner seinen Entschluß. „Herr Präsident", rief er in tragikomischem Tone, „seit vier Stunden wende ich alle meine Kraft daran, den Namen dieses Zeugen auszusprechen; ich habe mich nun überzeugt, es ist unmöglich, und bitte den Gerichtshof, wenn ich von „diesem Zeugen" spreche, darunter — diesen Zeugen zu verstehen".

Das preußische Militär-Wochenbl. schreibt: „Wie bekannt, ist die englische Armee seit Anfang d. J. vollständig mit dem Snider-Gewehr versehen. Indessen hat der englische Kriegsminister eine Kommission niedergesetzt, um eine neue Verbesserung an demselben einer genauen Prüfung zu unterwerfen, die von einem Hrn. Marsini gemacht worden ist. Dieses neue Gewehr, das sich durch die Einfachheit seines Mechanismus auszeichnen soll, dürfte wahrscheinlich definitiv bei der englischen Armee eingeführt werden. Die Fabrikation dieses Gewehrs soll außerdem bedeutend billiger (ungefähr 8 bis 10 Schilling das Stück) sein, als die Anfertigung aller anderen Hinterlader."

Die Fürstin von Wittgenstein, welche in Rom lebt, ist unlängst das Opfer eines bedeutenden Diebstahls an Kunstgegenständen und Juwelen geworden, deren Summe auf 200,000 Frcs. veranschlagt wird. Man hat die Dienstboten verhaftet und alle Vorkehrungen getroffen, damit die gestohlenen Gegenstände nicht über die Grenze kommen. Die öffentliche Meinung ist sehr ungehalten über die Polizei.

Auflösung der Charade in Nr. 253:

Wenn du „Schaden" hast gelitten,
Rauf' dir d'rum nicht aus das Haar;
Tröste dich, und sei zufrieden,
Daß er nicht viel größer war.

Wenn du Ursach' hast zur „Freude",
Freue dich; doch nicht zu viel;
Denn es halten kluge Leute
Auch im Glücke Maß und Ziel.

Wer läßt „Schadenfreude" blicken,
Vor dem sei auf deiner Hut!
Er thut auch in andern Stücken
Was ein Ehren-Mann nicht thut.

Wenn ich pred'ge, lieber Leser,
Halt mich für den Besten nicht!
Mancher predigt noch viel besser —
Und thut auch nicht, wie er spricht.

M. W.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Hallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 265 Freitag, 13. November 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung)

Als Georg so seinen Ruf ertönen ließ, befand er sich etwa einen Flintenschuß von dem Bengalow, einem reizenden Landhaus, welches aber so groß war, daß man es wohl ein kleines Schloß nennen konnte, rundum war es von den schönsten Anlagen mit den duftigsten Blumen umgeben.

Kaum war der Ruf des jungen Engländers verhallt, als zwei unterdrückte Rufe, die gleichzeitig erklangen, ihm antworteten und zwei Männer, welche aus dem Bengalow hervorstürzten, auf Georg zuliefen, ihn in die Arme preßten, und ihn fast mit ihren Liebkosungen erdrückten.

Während einiger Sekunden dauerten die herzlichen Begrüßungen, dann aber entwand sich Georg sanft den Umarmungen, und mit einem in Freudenthränen gebadeten Antlitz, sagte er, indem er die Hände seines Vaters und seines Bruders festhielt:

„Mein Vater! . . . Mein Bruder! . . . jetzt, da wir wieder vereinigt sind, und wir uns begrüßt haben, will ich Euch auch ein wenig betrachten. Es ist so lange her, daß ich Euch nicht gesehen habe . . . ach so lange!“

Und er richtete bald auf seinen Vater, bald auf seinen Bruder seine feuchten Blicke, in denen alle Flammen der kindlichen und brüderlichen Liebe glänzten.

John Malcolm war sechzig Jahre alt, aber ein Blick auf seine Gestalt zeigte, daß er die Kraft des Mannesalters noch nicht verloren.

Er war seinem Sohn Georg ähnlich. Sehr dichtes, ehemals blondes, jetzt weißes Haar umgab ein Gesicht, das noch nicht von den Runzeln des Alters entstellt und dessen Wangen von einem frischem Blute gefärbt waren. Der schlanke Wuchs des Oberrichters, trotz der Jahre noch vollkommen ungebeugt, hatte seine ursprüngliche Geschmeidigkeit bewahrt.

Die Physiognomie von Sir John Malcolm machte schon auf den ersten Blick einen bedeutenden Eindruck und konnte nicht verfehlen, achtungsvolle Bewunderung einzuflößen. Sein schönes, ansprechendes Gesicht drückte Sanftmuth und Wohlwollen, aber zugleich auch unbeugsame Energie aus. Die breite vortretende Stirn verrieth eine hohe Intelligenz. Der feste und tiefe Blick schien bis in den Grund der Herzen dringen und die Geheimnisse der menschlichen Brust ergründen zu wollen. Der Mund hatte stets ein sanftes, wohlwollendes Lächeln, aber die scharf geschnittenen Lippen waren unbeugliche Anzeigen von Muth und Entschlossenheit.

Eduard Malcolm, ein schöner, junger Mann von vierundzwanzig Jahren, war das lebendige Ebenbild seiner Mutter, welche er schon in seiner Kindheit verloren hatte.

„Ach, Vater,“ sagte Georg, nachdem er Vater und Bruder wiederholt betrachtet hatte, „was bin ich so glücklich! Sechs Jahre hat uns der Ozean getrennt, und Gott sei Dank, die sechs Jahre sind vorübergegangen, ohne ihre Spuren an Dir zu hinterlassen. Wie ich Dich verlassen, so finde ich Dich wieder! . . . Dieselbe Gesundheit, dieselbe Kraft! Das verderbliche Klima Indiens hat den ehernen Körper, welcher einer so edlen und großmüthigen Seele zur Hülle dient, nicht anzutasten gewagt!“

„Lieber Sohn,“ sagte John Malcolm, indem er Georg von Neuem küßte. „Was Gott thut, das ist wohlgethan! Ich habe mir ein hohes Ziel gesteckt, ich habe mir eine schwere Aufgabe gestellt: Gott wird mich, ich hoffe es, erhalten, und mich gesund sein lassen, bis ich meine Aufgabe gelöst und mein Werk vollendet habe.“

Georg ergriff seine Hand, welche er ehrfurchtsvoll küßte und sprach:

„Wenn Menschen, wie Du, weniger selten wären, so würde die Welt viel gesitteter sein.“

Dann sagte er, indem er sich an seinen jüngeren Bruder wandte:

„Und Du, mein theurer Eduard, den ich verlassen habe, als Du noch ein Kind warst und den ich in dem vollen Glanze der Jugend wiederfinde, Du glaubst es kaum, wie glücklich und wie stolz ich bin, Dich so wiederzusehen.“

Diese gegenseitigen Herzensergüsse wurden durch die Ankunft Kazi's unterbrochen, den Sir John, als er seiner ansichtig wurde, zu sich winkte und sagte:

„Hab' Dank, mein Junge, daß Du mir meinen Sohn gesund und wohlbehalten zurückgeführt hast. Deine Schuld ist damit bezahlt, wir sind quitt.“

Digitized by Google

„Herr,“ sagte Kazil, indem er ein Knie vor dem Greis beugte und eine seiner Hände ergriff, auf die er nach indischem Gebrauch ehrfurchtsvoll seinen Kopf legte: „Herr, ich verdanke Ihnen das Leben und bis zu dem Tag, wo ich den letzten Tropfen Blut für Sie oder die Ihrigen vergossen habe, bleibe ich Ihr Schuldner.“

„Nun, wer weiß, mein Junge,“ antwortete Sir John, „wer kann in die Zukunft sehen? Es wird vielleicht bald ein Tag kommen, wo wir Deiner Hülfe bedürfen.“

„An diesem Tage, Herr, werden Sie mich bereit finden,“ antwortete Kazil mit einer Begeisterung, die vollkommen aufrichtig war.

John Malcolm und Eduard führten Georg in das Bengalow, und begleiteten ihn in die für ihn bestimmte Wohnung.

Diese Wohnung, welche im ersten Stock unmittelbar über dem Theile des Erdgeschosses lag, in welchem John Malcolm sich aufhielt, bestand aus drei möblirten Zimmern.

Nachdem Georg seine Kleider gewechselt hatte, begab er sich wieder zu seinem Vater und seinem Bruder, welche ihn im Speisesaal erwarteten.

Kaum hatte sich Georg zu Tisch gesetzt, als er einen Appetit verspürte, der mit dem Stop's rivalisiren konnte. Er sprach dem geräucherten Ochsenfleisch und dem Schinken von York, welchen das letzte Packetboot mitgebracht hatte, tüchtig zu, lehnte sich dann auf seinen Stuhl zurück und sagte:

„Nun wollen wir plaudern.“

„Mein Sohn,“ antwortete John Malcolm, „warum bist Du denn erst heute angekommen? Nach der Aussage des Boten, den Kazil geschickt, hatten wir Dich schon gestern erwartet. Ich empfand wegen dieser Verzögerung eine sehr große Unruhe, und hätte ich nicht gefürchtet, daß wir uns auf den vielen Bergpfaden verfehlen würden, so wären Eduard und ich heute Morgen aufgebrochen, um Dir entgegen zu gehen. Welches unvorhergesehene Hinderniß hat Deine Ankunft verzögert?“

„Mein lieber Vater,“ erwiderte Georg lächelnd, „ich hatte in der That gehofft, schon gestern hier eintreffen zu können. Ein merkwürdiges Ereigniß, das für Dich eben so unerklärlich sein wird, wie es für mich gewesen ist, hat mich verhindert, um die bestimmte Zeit hier zu sein.“

„Nun,“ fragte Sir John, „was war das für ein Ereigniß.“

„Ich habe vierundzwanzig Stunden geschlafen . . .“

Sir John sah ihn erstaunt an.

„Ja, Vater, genau vierundzwanzig Stunden und zwar an einem Ort, der zum Schlafen wohl selten benutzt wird; es war in den Ruinen der Pagode des Siva auf dem Berge Bramah. Ein furchtbarer Sturm hatte mich gezwungen, irgend ein Obdach zu suchen und ich bin dort eingeschlafen.“

„Und Dein Schlaf hat vierundzwanzig Stunden ohne Unterbrechung gedauert?“

„Gewiß! Ich habe um 11 Uhr des Abends zu schlafen angefangen und bin erst um diese Stunde des anderen Abends wieder aufgewacht.“

„Das ist aber höchst sonderbar. Und Stop?“

„Hat geschlafen wie ich.“

„Und Kazil?“

„Der bei uns.“

„Was machten denn die Bajis während dieser langen Zeit?“

„Sie warteten.“

„In der Pagode?“

„Nein. Nichts in der Welt würde sie vermocht haben, in den Tempel des Siva einzudringen, eine abergläubische Furcht hielt sie fern davon.“

„Und ist dieser todähnliche Schlaf nicht für einen einzigen Augenblick unterbrochen worden?“

„Meines Wissens nicht, nur daß ich geträumt, ich hätte eine Zeit lang gewacht.“

„Oh!“ rief John Malcolm.

„Es war ein wunderbarer Traum,“ fuhr Georg fort, den ich nicht mit der entzückendsten Wirklichkeit vertauschen möchte, wenn ich die leiseste Hoffnung hätte, daß er sich bald wiederholen würde.“

„Nun, hat sich vielleicht zufällig das Bild einer Frau in diesen Traum gemischt?“

„Ja, mein Vater, das einer reizenden Frau?“

„Der Traum aber, welcher Dich so sehr entzückt hat, ist gewiß beim Erwachen so ziemlich Deinem Gedächtniß entschwunden?“

„Nein, durchaus nicht, die geringsten Einzelheiten haben sich meinem Gedächtniß eingeprägt.“

„Nun, so erzähle mir ihn.“

„Dir erzählen? Zu welchem Zweck?“

„Du wirst es erfahren; aber erzähle mir zuerst.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Holzfrechte des Kaffwaldes.

(Fortsetzung)

Wer die Arbeit der Holzfrechte im Hochgebirge kennt, weiß, was sie an Kraft und Entschlossenheit erfordert. Nur zu häufig droht der Tod. Die Trauerbilder und sogenannten „Marterl“ am Wege kennen die Reisenden in den Bergwaldgebieten. Es muß mit einfachen Werkzeugen Großes ausgeführt werden. Felsgrund und Gebirgswasser, Schnee und Eis, See und Absturz müssen zusammenhelfen, in den Gefilden, wo der Fuß nur mit Eisen bewaffnet sich halten kann.

Digitized by Google

Der Holzknecht ruft Bauten ins Leben, deren Kühnheit und Höhe betäubt. Die Schwindelwege auf Felsenzacken, die Wasser- oder sogenannten Eisriesen, die trockenen Holzriesen und Stürze, dies Alles wird ohne jedes Gerüst, höchstens mit einem Strick um den Leib vollbracht. Und im Hängen und Schweben, im Klimmen und Kriechen muß Alles mit der einfachen Axt gemacht werden, ohne einen einzigen Eisennagel, Alles mit Holz, aus dem Holz und durch das Holz . . .

Solche Werke der kühnsten Art schufen die Brüder Huebmer in dem Hochwald- und Urwaldgebiete der „Herrenalpe“. Die kaiserliche Eisenwerks-Direktion sah sie mit freudigem Stolz und verfaßte den außerordentlichen Leistungen ihre Anerkennung nicht.

Während sich aber die Eisenerzer Gewerkschaft so wohl befand, gerieth jene in Hirschwang bei Reichenau in immer ärgere Verlegenheit. Die Wälder waren still geworden, keine Axt klang, die Holz- und Kohlennoth wurde immer größer, und die dicken, schönen, sechs Fuß im Durchmesser haltenden Blöcke faulten ruhig weiter. Riesige Urwaldbäume standen in der Nähe von einigen Stunden, man konnte sie fast greifen, aber nicht herbeischaffen . . . .

In dieser Noth wurden die Brüder Huebmer berufen, um wo möglich zu helfen. Sie begaben sich in den Urwald und mehrere Tage hörte man nichts von ihnen. Endlich erschienen sie wieder. Auf die Frage des Oberverwesers im Amt: „Ist es möglich?“ antworteten sie: „Ja, es ist möglich.“

Der Oberverweser und das ganze Amt schüttelte jedoch den Kopf: „es kann nicht möglich sein.“ Die Brüder blieben bei ihrer Ansicht. Man einigte sich endlich dahin, daß ihnen die Herbeischaffung des Holzes übertragen wurde, die Bezahlung jedoch erst, nachdem sie ihrer Verpflichtung nachgekommen sein würden, erfolgen sollte. Die kühnen Unternehmer schlugen ein und riefen ihre Landsleute und befreundete Holzknechte vom Oetscher herab in die niederösterreichisch-steirischen Gränz-Alpen, inmitten Schneeberg und Rax, an die rauschende Naß. Im Frühjahr 1782, als die Wasser der schmelzenden Schneemassen von den Höhen stürzten, da kamen sie herangezogen und brachen in den Urwald ein, singend, jodelnd, jauchzend, ihre ganze Habe, die Axt, auf dem Rücken. Nothdürftige Hütten wurden zusammengezimmert, und nun arbeiteten diese Pioniere den Sommer und den Winter hindurch, ohne irgend eine Unterbrechung.

Mit dem schönen Wetter des Frühlings begann ein Brausen, Rollen und Donnern bei der „Wehr“ in Horschwang . . . es schwollen die Gewässer und färbten sich braun von Spänen und harzigen Rinden, und eines Tages erscholl ein freudiger Aufschrei: „Das Holz ist da.“

Binnen einem Jahre hatten die Huebmer die ungeheure Arbeit vollendet: viertausend Quardratklafter Urwaldblöße für die Säge und die Kohlenmeiler lagen an dem Orte ihrer Bestimmung. Das war ein Jubel, das war aber auch eine That!

In den Wäldern klang die Axt seltdem fortwährend . . . neues Leben wuchs zwischen den gefällten Riesen der Wildniß. Beide Brüder bauten sich Häuser; doch sollte der ältere, Johann, sein Heimwesen nicht lange bewohnen: er starb im Jahre 1799. Sechs Jahre später ging Georg mit dem jungen Grafen von Hoyos einen Vertrag ein, durch welchen er sich verpflichtete, in dessen Interesse noch ganz unberührte Urwälder, ein Alpengebiet, das man bisher unzugänglich für das Holzfällen hielt, zu erschließen und dem Grafen jährlich 14,000 Klaftern Holz nach Wien zu liefern.

Die Ausführung dieses Vertrags gab, nach mancherlei Unterbrechungen, zu einem Werke Anlaß, durch welches Huebmer sich selbst das schönste Denkmal setzte: es ist dies der berühmte „Huebmer'sche Durchschlag“, der erste Felsentunnel Oesterreichs, ein Tunnel, früher gebaut, bevor Eisenbahn-Ingenieure an Tunnels zu denken Veranlassung hatten. Die Durchbruchs-Arbeiten nahmen einen Zeitraum von fünf Jahren (1822 bis 1827) in Anspruch. Der Tunnel selbst ist 217 Klaftern lang, 2 Klaftern hoch und so breit, daß neben dem Wassergerinne noch ein Schweg hinläuft.

Georg Huebmer starb als reicher Mann im Jahre 1833, fast 78 Jahre alt. Die Geschichte dieses Mannes ist, so lange er lebte, die Geschichte des Naßwaldes und der Naßwalder. Sie waren eins und einig, selbst im Glaubensbekenntniß, denn alle waren Protestanten. Sie wie er vollführten die gleiche Arbeit: er war das denkende Oberhaupt, sie waren die kräftigen Arme und rüstigen Glieder am gesunden Leibe. Sie hatten aus Urwaldgrund Feldchen und kleine Wiesen geschaffen, die ringsum zerstreuten Hütten erbaut, eine, ja mehrere ganz neue Ansiedelungen begründet.

(Fortsetzung folgt.)

Ein antiker Silberfund.

Bei Hildesheim hat am 17. v. M. das Militär einen sehr merkwürdigen Fund gemacht. Beim Anlegen eines Schießstandes am Galgenberge stieß man auf ein silbernes Geräth, das etwa 9 Fuß unter der Oberfläche sorgfältig deponirt war. Schon die Menge erregte Verwunderung. Es waren etwa 90 Pfund im Gewicht und man brachte es auf drei Schiebkarren in die Kaserne, wo es noch verwahrt wird. Als es gereinigt war, erstaunte man nicht minder über die Schönheit der getriebenen Arbeit, mit der es auf das Reichste geschmückt war. Die ersten Berichte in den Zeitungen sprachen von Renaissance der besten Zeit. Als aber Professor

Digitized by Google

Wieseler von Göttingen hin kam, erkannte er an den Gefäßformen wie an der Arbeit römische Antike der besten Zeit; und zögerte nur dies öffentlich auszusprechen, bis er bestimmt die Möglichkeit widerlegen könne, daß ein geschickter Künstler der Renaissancezeit hier etwa antike Vorbilder genau kopirt habe. Während er noch mit Nachforschungen in dieser Richtung beschäftigt war, ging schwedenfalls mit Hofrath Sauppe und Dr. Bendorf nach Hildesheim, und wir überzeugten uns bald, daß hier nur von antiker Silberarbeit der schönsten Art die Rede sein könne. In der That gibt es keinen Künstler der Renaissancezeit, der so täuschend die Antike nachzuahmen im Stande gewesen wäre. Dr. Bendorf untersuchte weiter. Die größtentheils erst von ihm entdeckten 24 Inschriften mit Gewichtsangaben und einigen Namen setzen es völlig außer Zweifel, daß die Arbeit römisch ist, und die Form der Buchstaben weist entschieden auf die Blüthezeit der römischen Kunst hin. Letzteres ist namentlich der Fall mit einer leicht eingeritzten Inschrift, von der jedoch nur der Anfang gelesen werden kann, das Wort **Mars**, vielleicht eine Anrufung desselben von Seiten eines Heerführers, welchem der Schatz gehört hat. Besonders interessant und einzig dastehend ist der Fund dadurch, daß er eine zusammengehörende Ausstattung für die Tafel eines reichen Römers enthält, große und kleine Vasen, Becher, Teller von verschiedenen Formen, Theile eines Dreifußes und einen Candelaberfuß. Die großen Gefäße sind nur theilweise erhalten, so von zwei großen Vasen die Hälfte, von einer ein Henkel, ein schwer massiver Henkel von einem Kessel, der Bauch einer großen Vase und die Crusta mit überaus schöner getriebener Arbeit von einer andern. Die kleinern Gefäße und dagegen meist wohlerhalten, nur die zusammengeschlagenen Stücke sämmtlich auseinandergefallen. Sehr Vieles läßt sich aber ohne Schwierigkeit wieder zusammensetzen. An diesen kleineren Gefäßen befinden sich nun nicht bloß die geschmackvollsten Verzierungen mit Masken, Vögeln u. dgl., sondern auch auf dem Boden von vier Schalen Medaillons mit hoch erhaben gearbeitetem Bildwerk, nämlich eine Minerva, ganze Figur, und Brustbilder einer Rhea, eines Deus Lunus und eines Herkules als Kind, der die Schlangen würgt. Besonders schön ist der Lunus, und eigenthümlich interessant ist die Darstellung des Hercules. Die Köpfe der Medaillons sind fast ganz als freistehende Büsten gearbeitet. Offenbar ist hier ein Beutetheil eines deutschen Fürsten an dem Silbergeschirr eines römischen Feldherrn zu Tage gekommen, und man wird unwillkürlich daran erinnert, daß das Feld der Varusschlacht nicht allzu weit von Hildesheim entfernt war. Einige Photographien und Gypsabgüsse sind bereits hergestellt.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt dem Moniteur aus Quito vom 15. Sept.: „Die Nachrichten, welche uns aus den verschiedenen Provinzen von Ecuador zugehen, erlauben heute, mit größerer Genauigkeit die Verwüstungen, die das Erdbeben in diesem Lande angerichtet hat, zu übersehen. Die Anzahl der umgekommenen Menschen beläuft sich auf ungefähr 32,000. Wie ich schon bei einer früheren Gelegenheit berichtet, war es am 16. August um 1 Uhr 20 Min. Morgens, als die Zuckungen sich verspüren ließen. Sie sind mit einer ganz ausnahmsweisen Heftigkeit in den Gegenden, die dem Vulkan Cotocachi benachbart sind, eingetreten. Beim ersten Erzittern des Bodens waren die meisten Städte der Provinz Imbabura nur noch Haufen von Ruinen. Diese Provinz war als Zentralpunkt für Industrie und Ackerbau die reichste, denn ihre Salzwerke, ihre Spinnereien, ihre Baumwollen- und Zuckerpflanzungen unterhielten einen ziemlich ausgedehnten Exporthandel. Heute sind die Fabriken vernichtet, die Maschinen von den angeschwollenen Fluthen fortgeschwemmt und das Vieh irrt zerstreut in den Gebirgen. Herr Garcia Moreno, zum Civil- und Militärgouverneur jener unglücklichen Provinz ernannt, ist am 24. August mit Geld- und Lebensmittelgegenständen eingetroffen. Die energischen Maßregeln, die er ergriffen, haben den Erfolg gehabt, die Leiden der Opfer ein wenig zu mildern."

Unter der Ueberschrift: „Tödtung durch Fahrlässigkeit" führt die „Spener'sche Zeitung" folgendes Kuriosum an: „Als Alexander v. Humboldt starb, passirte dem „Siecle" das Malheur, daß er, da in der Depesche der Vorname nicht angegeben war, mit einem rührenden Nekrolog des ein Vierteljahrhundert früher verstorbenen Wilhelm v. Humboldt den dahingeschiedenen Naturforscher feierte. Eine ähnliche kleine Verwechslung finden wir in einer der jüngsten Nummern der „N. fr. Pr". Das Wiener Blatt meldet den Tod des Malers Hildebrandt, und da es nicht weiß, daß es zwei berühmte deutsche Maler dieses Namens gibt, den Düsseldorfer Theodor und den Berliner Eduard, den Historien- und Landschaftsmaler, sondern nur den Düsseldorfer Theodor kennt, den Maler der Söhne Eduards, von Othello und Desdemona, der Krieger und sein Kind, der kranke Rathsherr ꝛc., so tödtet sie diesen und widmet ihm einen recht wohlgemeinten Nachruf."

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers K. Mailänder.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 266 Samstag, 14. November 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Georg Malcolm begriff durchaus nicht den von seinem Vater geäußerten Wunsch und fragte sich, welches Interesse der ernste Oberrichter an einem galanten Abenteuer haben könne, das er nur im Traum verlebt zu haben glaubte. Er fügte sich indessen dem Wunsche, dessen Motiv er nicht kannte, und erzählte mit ziemlicher Genauigkeit das, was ihm in der Pagode geträumt hatte, und das unsere Leser bereits kennen.

John Malcolm hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu, und nachdem Georg seine Erzählung beendet, fragte der Oberrichter:

„Wenn ich recht gehört habe, so war die Frau maskirt?“

„Ja, Vater!“

„Du hast sie mehrmals gebeten, Dich ihr Gesicht sehen zu lassen, und sie hat es beharrlich verweigert?“

„Ja Vater.“

„Erinnerst Du Dich noch, was die Frau zuletzt gethan hat, und zwar in dem Augenblick, wo Du zum Zweitenmale eingeschlafen bist?“

„Sie hielt mir ein Taschentuch vor die Nase, welches einen eigenthümlichen, sehr starken Geruch verbreitete.“

„Ach!“ rief John Malcolm im Tone der Ueberzeugung, jetzt bin ich meiner Sache sicher!“

„Wessen bist Du sicher?“ fragte Georg.

„Daß die geschickte Person, um Dich von Neuem einzuschläfern, eine jener starken narkotischen Flüssigkeiten angewandt hat, welche einen ungeheuer starken Duft verbreiten und einen todtähnlichen Schlaf hervorbringen.“

Georg Malcolm lächelte.

„Du vergißt, Vater, daß die Frau, von der ich sprach, nur in meiner Einbildung gelebt hat, es war ja blos ein Traum . . . eine Illusion . . .“

Der Oberrichter fing nun seinerseits an zu lächeln.

„Mein lieber Sohn,“ erwiderte er, „hier ist nach meiner Ueberzeugung von keinem Traum die Rede; was Du glaubst, geträumt zu haben, ist volle Wirklichkeit, Du bist sehr geschickten Leuten in die Hände gefallen, die im Stande waren, Dir die Wirklichkeit als Traum erscheinen zu lassen.“

Georg erschrack, und sah seinen Vater verwundert an.

„Das sind würdige Gegner von mir,“ fuhr der Greis fort, „sie haben Verstand und festen Willen und außerdem stehen ihnen eine große Menge von Hilfsmitteln zu Gebot, Sie sind sehr stark. Du hast nicht geträumt, mein Kind; die maskirte Frau existirt, und mehr als ein Mal schon habe ich ihre Spur verfolgt, denn zu wiederholten Malen hat sie ihre Sirenenrolle in ähnlichen Abenteuern, wie dem Deinigen gespielt.“

„Ist's nur möglich?“ bemerkte Georg.

„Es ist nicht nur möglich, es ist sogar gewiß!“ antwortete Sir John. „Mehr als einer unserer jungen Landsleute hat, wie Du, während des Schlafes überrascht, geglaubt, daß die Pforten des Paradieses von Mahomet sich für eine Stunde vor ihm geöffnet hätten.“

„Wie,“ rief Georg, „eine solche Frau sollte existiren, eine reiche und mächtige Frau, welche auf solche Weise, ohne Scham und Scheu, ihren Launen nachginge?“

„Warum nicht?“

„Das wäre fürchterlich!“

„Erinnere Dich, Georg, an eine französische Geschichte der Vorzeit. Eine Königin zieht edle und junge Männer in ihre Netze. Sie trägt auch eine Maske, aber nach der Liebeskomödie folgt eine blutige Tragödie. Gott sei Dank, die indische Margarethe von Bourgogne hat bis jetzt noch wenige wilde und blutdürstige Neigungen. Sie tödtet nicht ihre Liebhaber, sie begnügt sich damit, sie einzuschläfern.“

„Diese Frau war so schön, so bezaubernd,“ murmelte Georg, und fügte leise hinzu, „ich möchte sie wiedersehen.“

Der Oberrichter machte eine ungeduldige Bewegung und sagte:

„Du kannst sie nicht lieben, weil Du ihr Gesicht nicht gesehen hast.“

„Sie lieben? nein; warum sollte ich sie lieben? — Aber sie hat doch immerhin etwas sehr Anziehendes.“

„Glücklicherweise wirst Du sie nicht mehr wiedersehen.“

Digitized by Google

„Wer weiß," dachte Georg bei sich.

„Du sollst Dein Herz nicht an eine solche kecke mysteriöse Person verschenken," fuhr der Greis fort, „Dein Herz ist, wie ich hoffe, für ein reines, liebenswürdiges Mädchen bestimmt, und wenn Du erst Marie Burtell gesehen haben wirst, welche, wenn es meinem Sinne nachgeht, Deine Frau werden wird, so wirst Du die Zaubermittel der indischen Circe vergessen. Du wirst dann lieber Dein Glück und Dein Geschick mit dem Deiner jungen und edlen Landsmännin verbinden, deren geistige und körperliche Eigenschaften wahrhaft engelgleich sind."

„Marie Burtel...." wiederholte Georg, „wann werde ich sie sehen können, Vater?"

„Demnächst ... in wenigen Tagen, spätestens in einigen Wochen ... Mary und ihre Schwester Heva, die Braut Deines Bruders Eduard, die beide meine Mündel sind, leben gegenwärtig bei ihrer einzigen Verwandten, Edith Burtel, einer würdigen, fast hundertjährigen Frau, deren Wohnung sich an der Grenze der Präsidentschaft Allahabad befindet.

„Und Du glaubst, daß ich Mary lieb gewinnen würde."

„Du müßtest denn gerade blind und unempfindlich sein, denn die Anmuth ihres sanften Gesichtes und der liebliche Klang ihrer Stimme werden sich stegreich Deines Herzens bemächtigen, und wenn es so gleichgiltig und so wenig zu erweichen wäre, wie ein Herz von Stein."

„Nun, dann um so besser, sagte Georg, „ich habe noch niemals geliebt, und es drängt mich fast, mein Herz zu verschenken."

„Ich wünschte, es drängte Dich ebenso sehr, Deinen sogenannten Traum zu vergessen."

„Vater," erwiderte Georg, nachdem er einen Augenblick nachgesonnen hatte, „Du setzest wohl in Kazil unbedingtes Vertrauen?"

„Ohne Zweifel."

„Dann aber, wenn mein Abenteuer Deiner Meinung nach kein Traum war, so verdient Kazil dies Vertrauen nicht; dann hat er sich vielmehr zum Mitschuldigen der geheimnißvollen Unbekannten gemacht. Man konnte mich doch nicht im Schlaf aus der Pagode des Siva tragen, ohne daß er wenigstens durch Stillschweigen die Handlungen Derjenigen begünstigt, die mich fortgeschleppt."

„Halt! Wenn Du Kazil anklagen willst, so mußt Du auch Stop anklagen, Stop war ja auch mit Kazil und Dir im Innern der Pagode."

„Ja wohl, aber Stop hat fest geschlafen."

„Kazil wird jedenfalls eben so fest geschlafen haben."

„Als ich den jungen Inder fragte, antwortete er mir, er habe unaufhörlich gewacht."

John Malcolm zuckte mit den Achseln und sagte dann:

„Das ist wirklich wunderlich. Indessen ich glaube, der arme Junge hat gelogen, ohne daß er es wußte; er hat gemeint, er wache, und er hat geschlafen. Die narkotische Flüssigkeit, welche an Dir und Stop angewandt worden ist, hat auch an ihm ihre Wirkung gethan — das ist die ganze Geschichte. Ich kenne Kazil, es ist die eingefleischte Ergebenheit; er hat ein dankbares Herz, ein ehrliches, offenes Gemüth. Nichts auf der Welt könnte mein Vertrauen auf ihn erschüttern."

Georg nickte mit dem Kopf; er war überzeugt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Holzknechte des Naßwaldes.

(Fortsetzung.)

Als „Vater" Huebner lebte und es reichliche Arbeit gab, ging alles wohl im Naßwalde. Da gab es Geld in Fülle. Die Zwanziger und Guldenstücke rollten, Kohlenmeiler dampften und Kohlenwagen zogen dahin; selbst schweres Fuhrwerk zog später mit Frachten ein, als die Eisenbahnen das Holz brauchten, und der Holzknecht war König im freien Walde.

Da ward gejauchzt, gejohlt und gesungen. Wenn der Holzknecht seinen grünverbrämten grauen Lodenrock und seine Lederhose hatte; wenn er seine grünen Strümpfe oberhalb der „Schnallenschuhe" trug, seine kühn geschwungene Stutzhahnfeder, seinen Gemsbart, seine Alpenrosen und sein selbstgepflücktes Edelweiß auf dem reich schmückten Hute, so hätte er mit keinem Fürsten getauscht! Der reichste Bauer war nur ein armer Lump ihm gegenüber; denn dieser klebte an der Scholle, ging hinter den keuchenden Pflugthieren, während der Holzknecht die Waldluft athmete und, heimlich oder offen, die Gemse jagte.

Einem stolzen Liede der Holzknechte entnehmen wir die Anfangsstrophen:

Die Holzknechtbuben
Müssen früh aufsteh'n,
Müssen's Hackerl nehmen
Und in Holzschlag geh'n.

Wenn die Sunn schön scheint
Und das Hackerl schneid,
Das is den Holzknechtbuben
Ihre größte Freud'.

Die Holzknechtbuben
Müssen's Leben wagen,
Müssen noch a Geld
Aus 'n Wald 'rausschlagen.

Und die Holzknechtbuben
Hab'n a lustigs Leben:
Wenn der Samstag kimmt,
Thu' i den i Zwanz'ger geben.

Digitized by Google

Dann wendet sich das Lied spöttisch gegen die Bauernburschen, „bei denen es nit a so sei"; wenn der Samstag komme, fehle ihnen das Geld in der Tasche; jedes Dirnl wolle einen Holzknecht lieben,

„Aber d' ander Buben
Die wissen koani z' kriegen."

Die Raßwalder singen gern, und es wird versichert, daß sie auch gut singen. Diese Vorliebe für den Gesang drückt eins ihrer Volkslieder so aus:

„Ein Raßwalder is' holt
A lustiger Bur,
Er arbeit' wohl fest,
Aber er singt ah dazur."

Singen, „dudeln" und „juchzen" — das erfreut das Herz des Raßwalders, aber auch das der jungen Raßwalderin. Der Schluß des Liedes lautet:

D'rum geh'n wir so gern
Auf d' Alm und in Wald
Und singen, daß schön
Umanander oft hallt.

Und sagt ah 'n Leuten
Unser Singen nit zu,
So singen wir holt
'n Bäumen was vur.

Das ist die schönste Poesie, die sich selbst genügt und den stillen Bäumen etwas vorsingt. Ringsum liegt aber auch die Meisterin aller Poesie, die Natur der Alpen, liegen die Karlalm, 4500 Fuß, die Schneealm, 6000 Fuß, die Raxalm, 6400 Fuß, die Ameisbieglalm, 5800 Fuß, die den lustigen Alpengesang nicht verstummen lassen, trotz der jetzigen Noth und Entbehrung der Aelpler, welche nicht einmal Wasser, sondern in ganzen Hüttergruppen nur Schneeblöcke zum Austhauen statt des Wassers haben.

Aber mit der Lustigkeit von einstmals ist es jetzt vorüber. Der Holzknecht ist mehr als mäßig; man könnte fast sagen, er lebt so viel von seiner Alpenluft, als von seiner Nahrung. Er geht halbe Tage und Nächte von daheim aus, in den Hochwald, an seinen Arbeitsort, oder von dort wieder heim . . . er liegt unter einer Baumwurzel, die mit dem umgebrochenen Stamme von einem Felskerne losgelöst ist und eine überhängende Mauer bildet . . . er wohnt unter einem bischen Reisig, unter flüchtig gezimmerten Hütten . . . er kennt kein Fleisch . . . er nimmt auf Tage und Wochen in seinem Kost-Ranzen nur ein wenig Mehl und auch Schmalz mit . . . wenn er die Milch einer Kuh oder nur einer Ziege haben kann, ist er glücklich. Er sieht die Seinen nicht während mehrerer Tage oder der ganzen Woche, dann geht er, vielleicht in Wind und Regengüssen, Schneesturm und Frost über steile Alpen, vier, fünf und sechs Stunden, heim in seine Holzhütte, zu den Lieben, zu greisen Eltern oder Weib und Kindern.

Es ist ein armes, blutarmes, aber wackeres Volk beisammen. Die Raßwalder lieben die Natur, von der sie umgeben sind, und mögen sie nicht verlassen, nicht um besseres Leben, nicht um verlockenden Gewinn.

(Schluß folgt.)

Ueber die Religionsverhältnisse der Bevölkerung Bayerns

entnehmen wir dem Berichte des k. statistischen Bureaus weiter Folgendes: Im Großen und Ganzen ist eine erhebliche Aenderung in der Zusammensetzung der Bevölkerung aus den Angehörigen der verschiedenen Religionen nicht eingetreten. Ganz besonders ist dieß der Fall bei den einzelnen christlichen Konfessionen. Dagegen ist allerdings eine entschiedene Abnahme der Israeliten zu konstatiren. Während dieselben im Jahre 1840 unter 1000 Seelen der Bevölkerung im Durchschnitt für das ganze Königreich noch mit $13,_{58}$ vertreten waren, finden sich im Jahre 1852 noch $12,_{33}$ und im Jahre 1867 nur noch $10,_{33}$ Israeliten unter 1000 Einwohnern. Die Katholiken zählen im Jahre 1867 von je 1000 Seelen $2,_{15}$ die Protestanten und Reformirten $1,_{51}$ mehr zu den ihrigen, als im Jahre 1840. Betrachtet man dagegen die Zunahme beider Konfessionen für sich ohne Rücksicht auf das verschiedene Maß, mit welchem sie an der Gesammtbevölkerung partizipiren, so überwiegt die Zunahme der Protestanten und Reformirten in der Gesammtperiode 1840_{67} und in der Periode 1840_{52}, dagegen die der Katholiken in den letzten 15 Jahren von 1852 bis 1867. In Oberbayern und Niederbayern ist für die Periode 1852_{67} im Gegensatz gegen das Gesammtergebniß für das Königreich die relative Zunahme der Protestanten bedeutend größer, als die der Katholiken; dies gibt zwar im Ganzen wegen der an sich geringen Zahl von Protestanten keinen Ausschlag, ist aber bemerkenswerth als ein Zeichen der successive eintretenden größeren Vermischung der Konfessionen. Quantitativ bedeutender ist in derselben Hinsicht das Ergebniß in Schwaben, wo von 1852 auf 1867 die protestantische Bevölkerung um 6 Prozent, die katholische dagegen nur um 3 Prozent gewachsen ist. Außerdem hat noch in der Pfalz und in Unterfranken die katholische Bevölkerung relativ weniger zugenommen, als die protestantische. Bei Unterfranken konnte hierauf der Friedensschluß von 1866 nicht von Einfluß sein, denn die Bevölkerung der abgetretenen Gebietstheile bestand im Jahre 1852 aus 31,673 Katholiken und 3672 Protestanten, sonach zu einem etwas größeren Antheil aus Protestanten, als die Gesammtbevölkerung des Kreises. Die Regierungsbezirke, in welchen die relative Zunahme der katholischen Bevölkerung von 1852 bis 1867 überwiegt, sind Oberpfalz, Oberfranken und Mittelfranken. Abgesehen von

Digitized by Google

dem erstgenannten Kreise zeigt sich demnach auch hier eine größere Vermischung der Konfessionen im stärkeren Anwachsen der in der Minorität befindlichen Religionsangehörigen. In besonders bemerkenswerther Weise ist dieß in Mittelfranken der Fall, wo die etwas über ein Fünftel betragende katholische Bevölkerung von 1852 auf 1867 um 16 Prozent, die protestantische dagegen nur um 7 Proz. zugenommen hat. Es ist wohl nicht ohne Interesse, hiemit die Thatsache zu vergleichen, daß Mittelfranken zugleich derjenige Regierungsbezirk ist, in welchem die gemischten Ehen einen in allen übrigen Theilen des Gebiets diesseits des Rheins bei Weitem nicht erreichten Prozentantheil an der Gesammtzahl der Trauungen nachweisen. Was die Vertheilung der Konfessionen in den 5 größten Städten Bayerns anlangt, so treffen auf 1000 Seelen der Bevölkerung: in München 892 Katholiken, 95 Protestanten und Reformirte, 1 von anderen Konfessionen, 12 Israeliten; in Nürnberg 802 Protestanten, 178 Katholiken, 3 von anderen Konf., 17 Israel.; in Augsburg 670 Kath., 321 Prot., 0,06 von anderer Konf., 9 Israel.; in Würzburg 809 Kath., 164 Prot., 1 von anderen Konf., 26 Israel.; in Regensburg 805 Kath., 182 Prot., 0,4 von anderen Konf., 12 Israeliten.

Mannigfaltigkeiten.

Am 8. November starb in Berlin nach kurzem Krankenlager der Hofrath Dr. Friedrich Förster, der bekannte Freund Theodor Körner's, im 78. Lebensjahre. Derselbe ist durch seine Arbeiten als preußischer Historiograph, der die Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staats vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm bis auf König Friedrich Wilhelm IV. bearbeitet hat, bekannt. Seine politische Parteistellung charakterisirt am besten der ihm in Berlin gegebene Spitzname „Hofdemagoge". Großes Aufsehen erregte seiner Zeit diejenige Partie seines weitläufigen Werkes über die Geschichte Preußens, worin zum Erstenmale die Maitressenwirthschaft am Hofe Friedrich Wilhelm's II. historisch dargestellt wurde.

Man schreibt der „N. Fr. Pr." aus Berlin: Einen eigenthümlichen Anblick boten in den letzten Tagen die drei Treppen hoch gelegenen Inquirenten-Zimmer in dem Gerichtsgebäude, Molkenmarkt Nr. 2. Während des anhaltenden, in Strömen vom Himmel herabgießenden Regens mußten während der Dienststunde Waschfässer, Zäher, Wannen, kurz alle möglichen Gefäße herbeigeschafft werden, um das durch Dach und Decke hereinfließende Regenwasser aufzufangen. Das ganze Gebäude, vor 6 Jahren bereits auf Anordnung der Baukommission als den Einsturz drohend geschlossen, wurde ein Jahr später, nachdem Eisenbahnschienen als Träger der Decken eingezogen worden sind, wieder für den Dienst eingerichtet. Während Millionen jährlich zu palastartigen Bauten für die Soldaten verbraucht werden, müssen die Richter nächstens mit Wasserstiefeln und aufgespannten Regenschirmen in einer baufälligen Baracke Recht sprechen und dabei noch ihr Leben auf's Spiel setzen.

[Julie Ebergenyi.] Von Julie Ebergenyi erzählen die „Fdo. Lap." angeblich nach Mittheilungen eines mit der Familie Ebergenyi Befreundeten, daß die Oberin der Reudorfer Strafanstalt sich weit günstiger über die Ebergenyi äußert, als in verschiedenen Zeitungsberichten zu lesen war, daß über ihr Betragen keine Klage laut werde und daß die Gefangene fortwährend das Verbrechen leugnet, wegen dessen sie verurtheilt wurde.

Am 2. November feierte die Rossische Buchhandlung in Berlin das Jubiläum ihres hundertfünfundsiebzigjährigen Bestehens. Sie beschäftigt sich jetzt meist nur noch mit dem Verlag militärischer Werke, hat sich aber ihren Ruf gegründet durch den Verlag der Werke Friedrichs des Großen, Lessing's, Fichte's, Herder's und der ersten Erzeugnisse Jean Paul's.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 256:

Die „Matte" prangt im grünen Kleid;
Doch wird sie auch von Gast gemacht! —
Und meist von Rußland hergebracht.

Es kommt die heil'ge Weihnachtszeit; —
Zur „Mette" ruft der Glocke Ton!
Es freuen sich die Christen schon.

Ich zähl' mich auch zur Christenheit;
Es straft die „Motte" mir jedoch
Ins fromm' Gewand — ein großes Loch. —

Der Lebensweg ist ziemlich breit;
Doch Mancher tappt ihn blind, und fällt; —
Wohl dem, der stets die Mitte hält.

Ich halte viel! Und dank' noch heut'
Der „Mutter" — die mich also lehrte;
Sie ruht schon längst in kühler Erde.

M. M.

Gleich richtig gelöst von P. M. in O—s.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 267 Montag, 16. November 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

IV.

Zur Erklärung des Folgenden müssen wir einen kurzen Rückblick auf die Vergangenheit der Familie Malcolm werfen.

Die Familie Malcolm, deren männliche Glieder meist dem Kriegerstande angehörten, war von uraltem Adel und besaß ehemals sehr große Güter. Georg Malcolm aber, der Vater von Sir John, führte ein so lustiges Leben, hielt so viele Jagdhunde und schöne Pferde vom reinsten Blut, gab der Aristokratie der Grafschaft so kostspielige Feste, und vergeudete sein Geld an so viel junge Damen, daß seine Frau vor Kummer starb; nach ihrem Tode ging es noch toller zu, er verschleuderte Kapital und Zins, borgte, wo er nur Geld bekommen konnte, machte Hypotheken auf alle seine Liegenschaften und starb endlich im Alter von 48 Jahren an den Folgen eines Säbelhiebs, den er in einem Duell wegen den schönen Augen einer koketten Schauspielerin des Drury-Lane-Theaters erhalten hatte.

Dieser lustige Lebemann schied aus dieser Welt in ziemlich zerrütteten Vermögensverhältnissen und hinterließ einen einzigen Sohn, der kaum zwölf Jahre alt war.

Man brachte den Knaben in das Eton College und die Advokaten machten sich daran, seine Vermögensverhältnisse zu ordnen.

Nun weiß aber Jeder, wie diese Herren zu verfahren pflegen. Das ist in England wie in Deutschland und in Deutschland wie in England.

Nachdem der Prozeß drei Jahre gedauert und alle möglichen Schriften verfaßt worden waren, ließen die Herren Advokaten den Knochen liegen, den sie abgenagt hatten und erklärten die Liquidation für geschlossen.

Von einem väterlichen Vermögen, das mehr als hundert und fünfzig Tausend Gulden Rente abwarf, blieb dem zur Waise gewordenen John Malcolm nur die bescheidene Revenue von fünfhundert Pfund Sterling (ungefähr sechstausend Gulden) nebst dem kleinen Herrenhause Apesbury in Northumberland, eine zwar außerordentlich reizend gelegener und allerliebster, aber nur sehr wenig werthvoller Landsitz.

Sechstausend Gulden Rente ist in England allerdings noch nicht die vollkommene Armuth, gestattet aber dem Besitzer keineswegs so zu leben, wie ein Edelmann aus gutem Hause zu leben gewöhnt ist.

Nachdem nun John Malcolm seine Studien in glänzender Weise beendigt hatte, blieb ihm keine andere Wahl, als in den Staatsdienst zu treten, und so wurde er denn bald darauf an einem Gerichtshofe angestellt.

Der edle Name, den er trug, hätte ihm nun leicht zu einer sehr reichen Heirath verhelfen können, durch die er im Stande gewesen wäre, seine Verhältnisse wieder zum vollen Glanze zu erheben; er dachte aber gar nicht daran, denn er hatte sich in ein junges Mädchen verliebt, welches diese Liebe vollkommen verdiente, aber nichts Anderes besaß, als ihre Schönheit, ihre hohe Bildung und ihre Tugend. John Malcolm heirathete sie, zwei Söhne Georg und Eduard machten ihn zu dem glücklichsten der Menschen bis zu dem Tag, wo der fast plötzliche Tod seiner jungen Frau ihn in die tiefste Trauer versetzte.

Anfänglich hätte man glauben mögen, er würde diesem furchtbaren Schlage erliegen und würde, wenn auch nicht sein Leben, so doch alle Lebenslust für immer verlieren.

In der That dachte John Malcolm Anfangs an nichts Anderes, als an den Tod, der ihn wieder mit seiner so heiß geliebten Frau vereinigen könnte; aber er war Vater und das Pflichtgefühl fesselte ihn wieder an das Leben und verlieh ihm die Stärke, deren er unter solchen Verhältnissen unbedingt bedurfte.

„Ich will für meine Söhne leben," sagte er zu sich selbst.

Er arbeitete von nun an mit doppeltem Eifer in seinen Berufsgeschäften und seine glänzenden Fähigkeiten verschafften ihm bald bei der Behörde einen ausgezeichneten, aber wohlverdienten Ruf. —

Der Verwaltungsrath der ostindischen Kompagnie, welcher dadurch auf John Malcolm aufmerksam wurde, machte ihm eines Tages den Antrag, die Stelle als „Civilian", das heißt als Oberrichter in der Präsidentschaft Allahabad anzunehmen.

Nun weiß Jeder, daß die ostindische Kompagnie

Digitized by Google

die Dienste Derjenigen, welche derselben ihr Talent und ihre Arbeit widmen, wahrhaft königlich belohnt.

John Malcolm fand den Antrag sehr vortheilhaft, konnte er doch in wenigen Jahren ein großes Vermögen für seine Söhne erwerben. Er dachte nicht an die Gefahren, welche dem Europäer in Indien drohen, er nahm die Stelle an, brachte sodann Eduard und Georg ins Eton-College und reiste ab.

Nach zehn Jahren befiel ihn aber auf einmal eine heftige Sehnsucht, sein Vaterland wiederzusehen und seine Kinder zu umarmen. Er erhielt auf einige Monate Urlaub und schiffte sich nach England ein.

Georg, sein ältester Sohn, war dreiundzwanzig und Eduard neunzehn Jahre alt; Beide hatten sich, nachdem sie ihre Studien beendet, auf ihr kleines Schloß Aylesbury begeben, und lebten dort wie ächte Landedelleute.

John Malcolm verlebte mit seinen Söhnen sechs Monate, innerhalb deren er das reinste Glück genoß. Angebetet von seinen Söhnen dünkte es ihm, als lebe er wieder auf; sein Herz pochte laut vor Freude und Stolz, wenn er sie so jung, so schön und kräftig vor sich sah.

Als nun der Augenblick der Trennung kam, dachte Keiner daran, in England zurückzubleiben; sie verlangten Beide, daß er sie mit nach Indien nehme.

John Malcolm, auf's Heftigste bewegt, war nahe daran, ihren Bitten nachzugeben und auszurufen:

„Nun ja, meine lieben Söhne, wir wollen nicht mehr getrennt von einander leben; ich nehme Euch mit."

Als er aber überlegte, welche Gefahren das indische Klima, die ansteckenden Krankheiten, und der Haß der Eingebornen den Fremden bereite, wollte er seine Lieblinge nicht Beide einem ungewissen Schicksale entgegenführen, und sagte:

„Ich bin bereit, Einen von Euch, aber nur Einen, mit nach Indien zu nehmen, der Andere muß in England zurückbleiben."

„Gut!" sagte Georg, ich bin der Aeltere, ich gehe mit."

„Warum sollst Du denn eher als ich mitgehen, Georg?" fragte Eduard. „Das wäre eine große Ungerechtigkeit; was hat das mit dem Alter zu schaffen?"

Da dieser Streit kein Ende genommen haben würde, und John Malcolm bestimmt erklärt hatte, er selbst werde keine Wahl zwischen seinen Söhnen treffen, so ergriffen die jungen Leute das einzige Mittel, welches im Stande war, die Schwierigkeit zu lösen: sie vertrauten sich dem Zufall an und loosten.

Der Zufall begünstigte den jüngern. Eduard war außer sich vor Freude und rief:

„Vater! ich werde mit Dir gehen."

Georg aber wurde sehr traurig, seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Lieber Sohn," tröstete ihn John Malcolm, indem er seine Hände ergriff, „Geduld und Muth! Du wirst nicht lange in England bleiben; wenn ich mich erst überzeugt habe, daß das indische Klima und die neuen Gewohnheiten der Gesundheit deines Bruders Eduard nicht schaden, wenn er so kräftig bleibt, wie ich es geblieben bin, so werde ich auch Dich zu uns herübergerufen.

Tags darauf schiffte sich John Malcolm mit seinem jüngeren Sohne auf einem Schiffe der ostindischen Kompagnie ein.

Georg war durch das Versprechen seines Vaters wieder ruhiger und zuversichtlicher geworden; er blieb in dem kleinen Schlosse Aylesbury, und fehlte das einförmige Leben als Landedelmann und Jäger fort.

(Fortsetzung folgt.)

Die Holzknechte des Naßwaldes.

(Schluß.)

Die Heimathsliebe und die Liebe zu dem freien Walde ist so stark, daß selbst der Schmiede- und Eisenhammer Noth hat, Leute zu bekommen. Sie wollen Waldesluft, Alpenfernsicht, Wasserstürze und freies Leben in Rotten, von Niemanden geleitet, als von ihrem Paß- oder Rottenführer.

Die Liebe zur Heimath ist so groß, daß die nach dem steierischen Reiperg in Arbeit gegangenen Knappen oder Holzknechte zur Winterzeit sich zusammenscharen, um, mit Steigeisen an den Füßen und mit Schneeschaufeln in den Händen, allwöchentlich über den Naßkamm in das Heimathsthal, zur Hütte und Kirche vorzudringen.

Ach, wenn sie nur immer ein Daheim fänden! Während sie in der Ferne ihr Brod verdienten, planen sie, zurückkehrend, doch in die Lage kommen, keine Heimath mehr anzutreffen.

Niederösterreich hat nämlich zwei Absonderlichkeiten: einestheils Gemeinden (Waldgemeinden), auf denen kein Haus steht, anderntheils ganze Gemeinden, die nicht Grund noch Boden haben, und eine solche ist Naßwald.

Wenn man das romantische, aber nur von kleiner Gras- und Ackerpätzchen gebildete Reisthal durchsteigt, oder wenn man auf den Silberberg an der Naß emporsteigt, sieht man zerstreut umher Ruinen von Menschenwohnungen liegen. Sie betragen gegenwärtig beiläufig fünfzehn.

Dies sind sogenannte abgestiftete Hütten.

Die Menschen, welche mühselig diese Hütten als ihr Hab und Gut errangen, durch Geschlechter erhielten, die armen Menschen, welche diesen Urwaldgrund zum Haus- und Ackergrund umgestalteten, die armen Menschen, welche auf dieses, Andern fast nutzlose Flecken Gebirgserde schweißtriefend und reifumfroren emporschleppten, um sich in einer armseligen Hütte am Herde

Digitized by Google

und Ofenfeuer zu erwärmen, mußten fort: im Namen der Grundherrschaft hat man sie „abgestiftet.“

Wo Waizen wuchs und jährlich nährte, hat man Nadelholz gesetzt und Wald gepflanzt, der kaum oder gar nicht fortkommt, im günstigsten Falle Menschenalter bedarf, um Holz und nicht Brod zu geben.

Die Stätte, welche der Urgroßvater oder Vater mit eigener Hand gegründet, wo der Vater und dann wieder die Kinder erzogen worden, ist keine menschliche Behausung mehr, die Hütte ist eingebrochen, ohne Dach. Noch stehen die Thür- und Fensterblöcke, vielleicht auch die Dachbalken; aber an der Stelle, wo der sterbende Vater seine Kinder gesegnet, wo die eigene Wiege gestanden, innerhalb der noch stehenden Mauern, dort wuchert Unkraut, oder ein Baum steigt empor, nisten die Eulen und Fledermäuse.

Als die Schwemmgesellschaft der Huebmer'schen Erben 1855 ihren Vertrag mit dem Grafen Hoyos löste, wurden die vom Kaiser 1848 gewährten Ablösungsrechte der Grundsassen entweder nicht in aller Form gewahrt oder konnten nicht aus der Natur des Vertrag s an dem Fideikommißgute gewahrt werden. Die Folge ist, daß nun nur das Holz, aus dem die Hütte gebaut ist, den Leuten gehört, nicht aber der Grund und Boden. Sie dürfen nichts ankaufen, selbst kein Thier, ohne Bewilligung; es wird ihnen keine Scholle Eigenthum überlassen, sie dürfen auch nichts rücken, nichts richten, nichts verändern ohne Genehmigung. Sie dürfen Niemandem Aufenthalt geben, müssen aber jeden greifen, gebrechlichen Mann und seine erwerbsunfähige Familie, jede Kranke und Greisin aufnehmen, sobald es der Herrschaft beliebt, und zwar unentgeltlich. Und binnen drei Monaten kann das gräfliche Waldamt die Leute im: ordentlichen Wege fortjagen, im „unordentlichen“ sogleich, wenn ein Mann stirbt, dessen Witwe ebenfalls in drei Monaten!

Und dies ist vorgekommen!

Die Absetzsteine sind bei den andern eingepfercht worden. Statt Gesundheit in räumlicher lustiger Wohnung, zwang man ihnen und ihren unfreiwilligen Gästen alle Krankheiten auf, welche in überfüllten Wohnungen einheimisch sind. Enge Wohnungen in diesen Wäldern — es ist eine blutige Ironie!

Doch wir wenden uns zu einer erfreulicheren Erscheinung. Wer ein wahres Muster friedlichen Zusammenlebens der verschiedenen Konfessionen sehen will, muß nach Raßwald gehen. Streng Katholische haben schon oft den Krankendienst des evangelischen Pfarrers begehrt, da der eigene mehrere Stunden weit entfernt ist, und umgekehrt.

Inmitten seiner Schöpfung ruht Georg Huebmer in seinem Felsengrabe auf dem von ihm gestifteten Friedhof, unvergessen und unvergeßlich, der erste Pionier der niederösterreichischen Alpen.

Er starb, wohlhabend geworden durch seltene Ausdauer in praktischer Thätigkeit, als gräfl. Hoyos'scher Holzmeister und k. k. privilegirter Schwemmmeister an der Traisen; aber er war mehr als dies: der Friedensheld des von ihm erschlossenen Raßwaldes, der „Vater“ der Ansiedler.

Georg erinnerte schon durch sein Aeußeres an den ungewöhnlichen Mann: er war groß, breit, stark, mit feschen scharfen Augen, kühn gebogener Nase, und einem Kinn, das Entschlossenheit verrieth . . . sein Wesen hatte etwas Gebietendes an sich, und in der That gebot er im Raßwalde fast unbeschränkt.

Bis ins spätiste Alter blieb Georg einfach, schlicht, anspruchslos. Drei Dinge konnte er nicht leiden: einen Regenschirm, einen blank gewichsten Stiefel und einen Goldring. Derjenige Holzknecht, der etwa einen Regenschirm besaß, oder „geglänzte“ Stiefel statt der derben mit Fett eingeschmierten trug, hatte seine vollständige Achtung verloren und kam nie wieder zu Gnaden. Gold war ihm vollends ein Greuel an feinen Leuten, wie an sich selbst. Silber war ihm das höchste Erlaubte. Wenn Einer einen Goldring trug, so sagte er: „den mißt du ausziehen; so lang du den Ring trägst, wirst nit geschaidt!“ Er hielt fest daran, Gold bestricke die Sinne der Leute und verderbe sie.

Georg und sein Bruder Johann waren äußerst mäßig; Letzterer trank selbst bei den anstrengendsten Arbeiten nicht einen Tropfen Wein, er liebte nur Milch und Wasser, seine Lieblingsspeisen waren wie die eines ächten Patriarchen Obst, Honig und dergleichen. Geistiges Getränk kannte er nicht. Wenn er in ein Wirthshaus gehen mußte, nahm er immer einen andern mit, welcher die Aufgabe hatte, für ihn zu trinken. Der Wirth sollte sich über ihn nicht lustig machen, er sollte aber auch nicht zu kurz kommen.

Das Wort „unmöglich“ kannte Georg ebensowenig, als Napoleon. Er hatte einen Knecht, der sagte zu ihm: „Es thut's nit!“ Georg nannte ihn von da ab den „Thutsnit“. Diesen Namen behielt der Holzknecht, bis er starb. Huebmer's Grundsatz war: „Es muß thun, wenn nit gut, so schlecht, aber thun muß es!“

Solche energische, Widerspruch ausschließende Grundsätze mußten den König der Holzknechte bald in Konflikt mit den bedächtigen Amtsherren bringen. Diese waren gewohnt, viel und lange zu sinnen, viel und lange zu schreiben. Georg war gewohnt, in aller Kürze Nichts zu schreiben, einfach weil er nicht konnte, sprach kurz und bündig, und haßte thatlos Zaudern.

Anfangs, als die Hauptriesenarbeit zu thun war, ließ man das erwachsene Wunderkind des Raßwaldes nach Belieben schalten und walten. Später aber ward er den Amtsfedern unbequem, und Huebmer gerieth in Zwist und Streit mit ihnen. Der Naturfohn verstand wenig Spaß, zumal wenn er sich von den Federhelden chikanirt glaubte. Ein Amtmann entging nur mit Mühe der Gefahr, von ihm in's Wasser geworfen zu werden.

Dabei hatte Georg die Eigenschaft aller bedeutenden, sogenannt wirkenden Männer: in der starken Brust

Digitized by Google

wohnte ein mildes Herz. Er war nicht nur der armen Holzknechte König, sondern auch ihr „Vater“ — er wurde auch nicht anders genannt, selbst von den ältesten Leuten.

Im hohen Alter richtete er sich selbst seine Ruhestätte her, und gründete auf einen Hügel einen Friedhof. Wie er Allen gemeinsame Arbeit gegeben, so auch die letzte gemeinsame Heimath . . . auch hier ging er den Seinen voran, er war der Erste, den diese letzte gemeinsame Heimath empfing . . . auch im Tode blieb er der König der Holzknechte.

Unser Lieben.

Du sagst: „Ich lieb' mein Weib.“ — O prüfe, prüfe,
Ob du nicht etwa sie nur darum liebst,
Weil sie dir Freuden schenkt, und daß auch ferner
Sie zärtlich Rosen auf den Pfad dir streue!
Ist's so, so hast du deinen Lohn dahin.

Du sagst: „Ich lieb' mein Kind!“ — O prüfe, prüfe,
Ob du nicht etwa es nur darum liebst,
Weil Blut von dir in seinen Adern fließt, —
Nicht etwa darum blos, damit dein Kind
Durch seine Gegenliebe dich erfreue, —
Daß es, wenn du zum großen Schlaf dich legst,
Gerührten Herzens dir das Auge schließe
Und warme Thränen noch ins Grab dir weine!
Ist's so, so hast du deinen Lohn dahin.

Du sagst: „Ich lieb' den Nächsten.“ — Prüfe, prüfe,
Ob du nicht etwa ihn nur darum liebst,
Damit er selbst dir's — oder Gott — *vergelte*;
Ja, prüf' auch, ob du nicht blos Liebe *heuchelst*,
Um vor den Schauenden damit zu glänzen.
Ist's so, so hast du deinen Lohn dahin.

Du sagst: „Ich liebe Gott.“ O prüfe, prüfe,
Ob du nicht etwa ihn nur darum liebst,
Damit er viel dir schenke, — sei es nun
An Gütern dieser Erde oder sei's
An Schätzen, die im Himmel deiner warten.
Ist's so, so hast du deinen Lohn dahin.

Ja, wer in Andern nur sich selber liebt,
Nur eig'nen Vortheils wegen And're liebt, —
Und sei's auch um der Seele Seligkeit, — —
Viel höher steht er zwar als all' die Thoren,
Die, weder And're noch sich selber liebend
Und stets nur niedrigen Gelüsten fröhnend,
Ihr eig'nes Glück mit ihren Füßen treten: —
Doch ist sein Lieben unechter Natur,
Und kann dem Herzen Gottes nicht genügen.

Die reine Liebe schielet nicht nach Lohn,
Die reine Liebe quillt aus Herzensgüte,
Aus Dank und aus Bewunderung hervor,
Und hat zum Ziele des Geliebten Freude,
Die freilich auch die eig'ne Freud' ihr ist.

Mein Lieben ist von Eigennutz nicht frei:
Doch möcht' ich's gern davon erlöset wissen,
Und möchte gern mit reinster Liebe lieben. —
Durchschaust du mich, so weißt du es, mein Gott!
O rathe du, und hilf, daß mir's gelinge!

Barmen. **W. Langewische.**

Mannigfaltigkeiten.

[„Bismarck“ in der neuen Welt.] In Mexico am Conchosflusse wurde im vorigen Jahre in einer sehr fruchtbaren Gegend eine neue Stadt gegründet und mit dem Namen „Bismarck“ getauft. Der Gründer derselben ist Herr Gustav Schleicher aus Darmstadt, der seit 1847 in San Antonio in Texas wohnt und im Besitz bedeutender Ländereien ist. Die neue Stadt erfreut sich eines schnellen Wachsthums. Uebrigens existirt in Missouri bereits eine Stadt, welche den Namen des preußischen Premiers führt; sie ist erst vor kurzer Zeit entstanden und äußerst schnell aufgeblüht.

[Das Maitehen.] In Heddesdorf wurde an jedem Ostermontag durch den Gemeindevorstand das sogen. Maitehen gehalten, d. h. alle Mädchen des Orts zum gemeinen Nutzen für ein Jahr dem Meistbietenden als Tänzerin und Begleiterin bei allen festlichen Gelegenheiten zugeschlagen. Die Meisten behielten dadurch ihre Maitehn für immer!

Die weit über 500 Jahre in rein gothischem Style erbaut stehende katholische Kirche zu Markt Schorgast, welche dem Verfalle nahe war, ist unter namhaften Zuschüssen des Staates auf das Sachkundigste restaurirt und dem Besuche wieder geöffnet.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 257:
Leihen — Heilen.
Richtig gelöst von M. M.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 268 Dienstag, 17. November 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Wiederum verflossen sechs Jahre.

Während dieser Zeit hatte sich Georg Malcolm die ungeweile durch mehrfache Reisen nach London und rch eine mehrmonatliche nach Frankreich, welche er ts in Begleitung seines treuen Kammerdieners Stop nacht hatte, zu vertreiben gesucht. Im Allgemeinen r glich ein Tag dem andern, und jeder war einförg genug.

Jeden Monat brachte das Packetboot einen Brief Indien vom Vater und Bruder, und dieser unldig erwartete Tag, welcher den Brief brachte, war ls ein Freudentag für Georg. Er vergaß Jagd und nnen und brachte Stunden damit hin, die von den lieben Händen geschriebenen Briefe immer wieder Neuem zu lesen.

Eines Tages nun, gerade am Schlusse des sechsten hres, stürzte Stop in das Zimmer seines Herrn, enkte einen Brief mit den Händen über dem Kopf rief:

„Ew. Herrlichkeit! gute Nachrichten! ich habe einen f von da drunten!"

„Da drunten," sollte heißen von Indien. Georg te sein von einem ihm unerklärlichen Gefühl beengs Herz mit Heftigkeit schlagen.

„Er ist von meinem Vater," sagte er, als er das gel erbrach.

Der Brief war kurz, kaum aber hatte ihn der junge an durchflogen, als eine außerordentliche Freude sich seinem Gesichte kundgab und hell aus seinen Augen lte.

Stop hatte das Zimmer nicht verlassen und warneugierig und ungeduldig.

„Ach," sagte er mit der unterwürfigen Vertraulichit eines alten Dieners, der seine Privilegien kennt, mußte mich sehr täuschen oder Ew. Herrlichkeit eine sehr gute Nachricht erhalten."

„Du hast's getroffen, braver Stop," antwortete g Malcolm, „die Nachricht, die ich erhalten habe, nicht besser sein; ich hatte sie übrigens schon längst erwartet. In einigen Wochen werden wir meinen Vater und meinen Bruder umarmen."

„Sir John und Sir Eduard kommen also nach England?" fragte der Kammerdiener in sehr lebhaftem Tone.

„Das gerade nicht," erwiderte Georg lächelnd, „wir werden vielmehr zu ihnen gehen."

Stop, dessen Gesicht bisher vor Freude geglänzt hatte, wurde auf einmal ganz blaß.

„Nach Indien?" stammelte er.

„Ja, nach Benares! Eine herrliche Reise!"

Stop antwortete nicht und ließ den Kopf sinken.

„Aber Stop," sagte Georg, „man sollte meinen, daß der Gedanke der Abreise Dich traurig stimmt!"

„Ich bin nicht gerade traurig wegen der Reise, aber ich hatte daran nicht im Mindesten gedacht..."

Georg sah seinen Kammerdiener streng an und sagte:

„Wenn Du nicht den Muth hast, mir zu folgen, so steht Dir durchaus nichts im Wege, hier zu bleiben. Ich mag keinen Begleiter, der vor der Gefahr erschrickt und dessen Ergebenheit sogleich wankend wird, wenn sie auf die Probe gestellt werden soll.

„Ew. Herrlichkeit weiß wohl, daß ich Sie überall hin begleiten werde," sagte Stop, indem er sich in wahrhaft heroischer Weise bezwang. „Ich würde, um Ihnen zu folgen, einer mit Kartätschen geladenen Kanone trotzen, ich trotze dem Meer und dem Teufel!"

„Das lautet anders! Nun erkenne ich Dich wieder . . . ."

„Wann werden wir uns auf die Reise begeben?"

„Mit dem ersten Schiff der ostindischen Kompagnie, welches nach Calcutta fährt.

Acht Tage nach dem Empfang des Briefes von John Malcolm, schifften sich Georg und Stop auf dem „König Georg" ein.

V.

Die Wohnung des Sir John Malcolm lag, wie wir schon in einem der vorhergehenden Kapitel kurz bemerkt hatten, im Parterre, und bestand aus einem Vorzimmer, einem großen Arbeitszimmer und einem Schlafkabinet.

Das Arbeitszimmer, dessen Boden mit indischen Teppichen von seltsamer Zeichnung belegt war, enthielt

Digitized by Google

eine sehr große Bibliothek und einen enormen, mit vielen Aktenstücken bedeckten Schreibtisch.

In einer Ecke des Zimmers stand ein großer schöner Glasschrank, der mit Jagdwaffen von vorzüglicher Güte angefüllt war.

In dem Augenblick, wo Georg über die Schwelle des Zimmers trat, saß der Oberrichter vor seinem Schreibpult, den Kopf in die Hand gestützt und in tiefes Nachsinnen verloren.

Beim Geräusch der Schritte erhob Sir John den Kopf und lächelte freundlich, als er seinen Sohn erblickte.

Georg rollte sich einen Sessel neben den Schreibpult und sagte:

„Vater, wenn Du Lust hast, so wollen wir ein wenig plaudern."

„O gewiß! ich habe mich schon so lange auf die Freude gefreut, mit Dir zusammen zu sein, daß ich Dir gern jeden Augenblick widme."

Georg ergriff die Hand seines Vaters und sagte: „Ich möchte Dich gern wegen des letzten Briefes, den Du noch England geschrieben, befragen."

„Wegen des letzten Briefes?" fragte Sir John.

„Ja, wegen des Briefes, der mir die Erlaubniß gab, nach Indien zu reisen, und indem Du meine Neugierde so sehr gereizt hast in Betreff der großen Aufgabe, die Du Dir gestellt hattest, und an der ich auch Theil nehme sollte. In diesem Briefe war, wie Du Dich erinnern wirst, von Gefahren, die zu bestehen wären, und von Ruhm, den wir uns erwerben könnten, die Rede, und diese zwei Dinge, muß ich gestehen," fügte Georg lächelnd bei, „haben für mich eine besondere Anziehungskraft. Während der ganzen Fahrt nach Indien habe ich mir über Deine räthselhaften Worte den Kopf zerbrochen und manche Nacht vor fieberhafter Aufregung nicht schlafen können."

„Und Du möchtest wohl gern die Lösung des Räthsels ohne Verzug erfahren?" fragte John Malcolm.

„Das wirst Du ganz begreiflich finden."

„Allerdings, sehr begreiflich! Indessen mein lieber Georg, ich muß Dich noch etwas warten lassen."

„Warten!" wiederholte Georg im Tone völliger Enttäuschung.

„Ja, warten und Dich mit Geduld wappnen, denn Deine Neugierde kann heute noch nicht befriedigt werden."

„Aber warum denn?"

„Der Grund liegt in einer gewissen Eitelkeit meinerseits. Ebenso wie der Schriftsteller der einen Roman, oder ein Drama verfaßt, sein Werk nicht eher dem Urtheil aussetzt, bis er alle Theile zu einem gewissen Grad der Vollkommenheit gebracht zu haben glaubt, ebenso werde ich mein Werk erst dann Dir vor Augen stellen, wenn ich alle Theile geordnet und zu einem wohlgestellten Ganzen zusammengefügt habe."

„Nun aber," entgegnete Georg, „Deinem Sohn gegenüber könntest Du denn doch von dieser Schriftstellereitelkeit absehen."

„Warum? Wenn mein Sohn von meinem Werk erfährt, so wird er mein Kritiker, und ich halte etwas auf seine Bewunderung."

„Du weißt doch, daß sie Dir von vornherein sicher ist."

„Ich kann mich nicht mit einer kindlichen Bewunderung zufrieden geben, ich will ein wohlüberdachtes besonnenes Urtheil, und deßhalb behalte ich vor der Hand meine Geheimnisse für mich. Seit dem Abgang des Briefes habe ich wieder einen großen Schritt vorwärts gethan, mein Werk ist in unerwarteter, unverbesserter Weise vorgeschritten, und die entschleierte Enthüllung, der ich nachspürte, und die ich oft vergebens zu erhaschen gesucht, kann mir jetzt nicht mehr entgehen. Wenn ich erst diese Enthüllung fest in Händen habe, dann Georg, bin ich des Erfolges gewiß, und werde Dir die nöthigen Eröffnungen machen. Ich bin jetzt nahe daran, ich komme ans Ziel."

Während John Malcolm diese Worte sprach, zitterte seine Stimme vor Aufregung und eine fast leidenschaftliche Begeisterung verklärte seine Züge.

„Und Du, mein Sohn," fuhr er fort, „wirst den Ruhm theilen! Aber die letzte Anstrengung will ich allein machen."

„Das heißt, Du willst mich nicht an der Gefahr Theil nehmen lassen! Aber ich sage Dir, daß ich nichts von dem Ruhm haben will, wenn ich nicht auch Theil an der Gefahr habe."

„O, darüber kannst Du Dich beruhigen, Georg," entgegnete John Malcolm. „Wenn ich mit Archimed ausrufen kann: Heureka! ich hab's gefunden! dann ist das letzte Wort noch immer nicht gesprochen, und ich kann Dir dann Gefahren versprechen, vor denen die Ritter von der Tafelrunde erbleichen würden."

„Nun, das läßt sich hören, Vater!"

„Bist Du zufrieden?"

„Ich bin wenigstens etwas getröstet."

„Und Du willst geduldig warten?"

„Ja, wenn es absolut sein muß; vorausgesetzt, daß das Warten nicht zu lange dauert."

„Ich verspreche Dir, Dich nicht zu lange warten zu lassen. Einen Monat aber wird es noch dauern."

(Fortsetzung folgt.)

Die Bevölkerung Bayerns

nahm nach den Zählungs-Perioden vom Jahre 1834 an folgendermaßen zu. Im Jahre 1834 betrug die Gesammtbevölkerung 4,246,778 Seelen, im Jahre 1837 4,315,469, im Jahre 1840 4,370,977, im Jahre 1843 4,440,327, im Jahre 1846 4,504,874, im Jahre 1849 4,540,751, im Jahre 1852 4,599,452,

Digitized by Google

im Jahre 1855 4,541 556, im Jahre 1859 4 615,748, im Jahre 1861 4,689,837, im Jahre 1864 4,807,440, und im Jahre 1867 4,824,421. Vom Jahre 1834 bis 1867 beträgt sonach der Zuwachs im Ganzen 577,643 Seelen, oder 13,4 Prozent. Daß die Anziehungskraft der großen Städte auch in Bayern am stärksten ist, ergibt sich aus der Bevölkerungszunahme in den fünf größten Städten des Königreichs. München zählte im Jahre 1840 95,331 Seelen, im Jahre 1852 106,715, somit Zunahme in dieser Zeitperiode 12 Prozent; im Jahre 1861 148,201, sohin Zunahme 16 Proz.; im Jahre 1864 167,054, somit Zunahme 12 Prozent; im Jahre 1867 171,658, Zunahme 2 Proz.; Gesammtzunahme von 1840—1867 50 Prozent. Nürnberg hatte im Jahre 1840 46,824 Bewohner, im Jahre 1852 53,638, somit Zuwachs 14 Proz.; im Jahre 1861 62,797, Zuwachs 17 Proz.; 1864 70,492, Zuwachs 12 Proz.; 1867 77,895, somit Zuwachs 10 Proz.; Gesammtzuwachs von 1840—1867 66 Proz. Augsburg wurde im Jahre 1840 von 36,869 Menschen bewohnt, im Jahre 1852 von 39,340; nahm sohin in dieser Periode um 6 Proz. zu; im Jahre 1861 von 45 389, somit Zuwachs 17 Proz.; im Jahre 1864 von 49 332, Zuwachs 8 Proz.; im Jahre 1867 von 50,067, somit Zuwachs 1½ Proz.; Gesammtzunahme von 1840—1867 35 Proz. Würzburg zählte im Jahre 1840 26,814 Einwohner; im Jahre 1852 29,848, nahm somit in dieser Periode um 11 Proz. zu; im Jahre 1861 36,119, somit Zunahme 21 Proz.; im Jahre 1864 41,028, sohin Zunahme 13 Proz.; im Jahre 1867 42,185, sohin Zunahme 2½ Proz.; Gesammtzunahme von 1840—1867 57 Proz. In Regensburg wohnten im Jahre 1840 21,942 Personen; im Jahre 1852 25 898, was einen Zuwachs von 18 Prozent ergibt; im Jahre 1861 27,875, somit Zunahme von 7 Proz.; im Jahre 1864 29,893, sohin Zunahme von 7 Proz.; im Jahre 1867 30 357, somit Zunahme von 2½ Proz.; von 1840—1867 nahm sohin die Bevölkerung von Regensburg um 38 Prozent zu.

Mannigfaltigkeiten.

[Bonaventura Genelli †] Wir haben (meldet die „Weim. Ztg." aus Weimar unterm 13. Nov.) unsern Lesern die schmerzliche Kunde von einem großen Verluste mitzutheilen, der unsere Stadt, der die deutsche Kunst betreffen: Bonaventura Genelli ist aus diesem Leben geschieden! Schon seit längerer Zeit war diese an Geist wie Körper gleich mächtig angelegte Natur, namentlich in Folge des Schmerzes um den Tod des jugendlichen Sohnes, erschüttert, und obwohl er noch vor wenigen Wochen einen heftigen Krankheitsanfall überwand, durften sich sein Freunde nicht verhehlen, daß die Tage des theuren Lebens gezählt seien. Bald mußten erneuert bedenkliche Krankheitserscheinungen eintreten, und in der späten Morgenstunde des heutigen Tages erlosch das Leben in diesem seltenen Manne, dessen Genialität ihn zu einem der hervorragendsten Vertreter der bildenden Künste in unserem Zeitalter gemacht hat.

[Eine Hochzeit im Zuchthause.] Im Staat zuchthause zu Jeffersonville, Indien, sitzt ein junges lüstches Mädchen, welches wegen Theilnahme an einem bedeutenden Diebstahl zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden ist. Sie ist sehr still und bescheiden und verschickt fortwährend, daß sie an dem ihr zur Last gelegten Verbrechen ganz unschuldig sei. Ein junger Former, welcher mit dem Mädchen vor ihrer Verurtheilung verlprochen war, ist von ihrer Unschuld so fest überzeugt, daß er ste, so oft er die Erlaubniß dazu erhalten kann, im Zuchthause besucht. Als er vor Kurzem wieder da war, fragte ihn einer der Aufseher, ob er denn das Mädchen nach ihrer Freilassung wirklich heirathen wolle? Er bejahte diese Frage mit großem Nachdruck. „Nun denn," sagte der Aufseher, „warum heirathen Sie ste denn nicht lieber gleich? Sie könnten dann ihre Freilassung weit eher bewirken." Der junge Former war auf der Stelle dazu bereit; der Zuchthausdirektor und der Kaplan wurden konsultirt, ein Erlaubnißschein wurde schnell herbeigeschafft und die beiden Liebenden in Anwesenheit der anderen weiblichen Gefangenen getraut. Jetzt sucht der junge Ehemann den Gouverneur Baker auf, um von ihm die Begnadigung seiner jungen Frau, von deren Unschuld er fest überzeugt ist, zu erflehen.

Hr. Dr. med. Lent in Köln, welcher dem dortigen Komite für öffentliche Gesundheitspflege angehört, hat einen längeren Bericht über die beiden Choleraepidemien des vorigen Jahres herausgegeben. Demnach sind 1867 in Köln 1172 Personen erkrankt und davon 601 (in 1868 nur 2) gestorben. Am 16. Sept. erkrankten 45 und starben 19 Personen. In einem Hause erkrankten 11 und starben 5 Personen, in 4 Häusern je 9, in 3 Häusern je 8 und in 7 Häusern je 7 Personen. Es hat sich gezeigt, daß die Krankheit bei ihrem Wiedererscheinen vorzugsweise die Choleraherde wieder aufsucht, resp. die Häuser, wo ste früher schon grassirte. Die meisten Erkrankungen fallen auf die ersten Tage der Woche und zwar deßhalb, weil am Samstag und Sonntag die meisten Exzesse im Essen und Trinken vorkommen. Der Tod tritt in den meisten Fällen am ersten und zweiten Tage der Erkrankung ein, selten nach dem sechsten und siebenten Tage. Das Gesundheitskomite verordnete, es möge die Cholerawäsche in Zinkvitriol gekocht oder 5 Minuten lang gekocht, dann gewaschen

werden; die k. Regierung aber verbot das, weil sich bei dieser Methode Oryd an die Fasern festsetze und der Gesundheit schädlich werden könne. Trotz eingeholter gründlicher Gutachten im Sinne des Komités hielt die Regierung ihr Verbot aufrecht und ein Rekurs an den Minister v. Mühler hatte auch keine Folge.

[Pietistische Barbarei.] Die „Spen. Ztg." führt einige Stellen aus dem neuen Gesangbuch an, welches der jetzige Herr Superintendent für Preußisch-Schlesien einführen will. Es heißt daselbst:

Wie's Gott gefällt, so gefällt mirs wohl
In allen meinen Sachen.
Wie's Gott versehen hat einmal, (Reim!)
Wer kann das anders machen?
Drum ist umsonst
Geld, Witz und Kunst, (Reim!)
Hilft auch nicht Haarausraufen.
Man murr' und beiß',
Soll's sein, so sei's,
Wird doch sein's Weg nauslaufen. (II)

In einem Adventliede (N. 1. B. 5) heißt es:

„Laßt uns die Weg' ihm bahnen
Und machen Alles schlecht."

In Nr. 443:

„Und weil ich voller Fehler bin,
Und wo ich mich nur wende hin,
Beschmutzet und unflätig."

Wie weit ist da noch zum „Sündenknüppel" anderer Gesangbücher, und welche geistige Erhebung und Veredlung kann das Volk von solchen Barbarismen und Rohheiten davontragen? Man wird es nur begreiflich finden, wenn Gemeinden mit gebildeter Bevölkerung von solchen Büchern nichts wissen wollen.

[Egyptischer Parlamentarismus.] Der bekannte afrika-Reisende Rohlfs erzählt in dem soeben erschienenen Werke über seine letzte Expedition Folgendes: Als der Vizekönig vor zwei Jahren die erste Abgeordneten-Versammlung eröffnete, hatte man den Deputirten vorher gesagt, daß man Rechte, Centrum und Linke unterschieden haben müsse, daß die Rechte immer mit, die Linke gegen die Regierung stimme und das Centrum bald für, bald gegen. Als nun Se. Hoheit die Versammlung eröffnen und sich mit seinen Ministerien in den Sitzungssaal begeben wollte, hörte er einen furchtbaren Lärm und Aufruhr. Mit Vorsicht wurden die Filgelthüren geöffnet und ein Eunuch vorangeschickt, um zu erkunden, was es gebe. Der Vizekönig glaubte schon an eine Juli- oder Februar-Revolution, wenn er überhaupt von dergleichen Dingen Kunde besaß. Aber, o Wunder! Der Eunuch vernimmt mit Staunen, daß zuerst ein Streit und Drängen stattgefunden habe, wer rechts sitzen solle, da alle Deputirten der Rechten angehören wollten und daß dadurch eine große Schlägerei und Prügelei entstanden, welche noch dauere. Der Vizekönig konnte denselben Tag die Sitzung nicht eröffnen; theils hatten die meisten Deputirten schwere Verletzungen auf ihren glattrasirten Köpfen erhalten, theils hatten sie sich den Schnurrbart ausgerissen, theils auch waren alle Stühle zerbrochen, indem sich die Kämpfenden wegen Mangels an Waffen der Stuhlbeine bedient hatten.

Die freiwilligen Feuerwehren in Bayern vertheilen sich nach dem Münchener Boten auf die einzelnen Kreise, wie folgt: Oberbayern 36, Niederbayern 40, Rheinpfalz 14, Oberpfalz 30, Oberfranken 30, Mittelfranken 29, Unterfranken 30, Schwaben und Neuburg 42; im Ganzen 251 Feuerwehren mit durchschnittlich 110 Mann, so daß wir also in Bayern jetzt 27,610 freiwillige Feuerwehrmänner haben.

Die „Gräfin von Derwentwater" hat endlich das Feld geräumt, doch nicht vor den gestrengen Behörden, denen zum Trutz sie ihre hinweg geschaffte höhere Burg alsbald durch ein solides Stubenhaus ersetzte, sondern vor der heftigen Kälte, welche die arme Dame schließlich bewog, die Gastfreundschaft eines Bewohners von Düsseldorf anzunehmen und inzwischen die Entscheidung der Appellinstanz abzuwarten.

Kreuz und Quer-Charade.

	1 | 2
	3 | 4

Ein guter 1, 2 ist oft Goldes werth,
Doch sorge, daß er nie getrennt dir widerfährt,
Dann bringt er physisch wie moralisch Schmerzen,
Und findet Mitleid nur bei weichen Herzen.

Bist du dabei, zu nehmen dir ein Weib,
So wünsch' ich dir, daß 1, 4 ferne bleib';
Doch getrennt, zumal von wärmem Munde,
Ist er von Wirkung wohl zu dieser Stunde.

3, 2 bewirkt gar Vieles in der Welt,
Verschafft oft Ehre, Rang und Gut und Geld.
Doch möge man ihm nicht zu sehr vertrauen,
Denn wer wird gern sein Haus auf Sand erbauen.

Wenn Jemand ein Geschäft und Töchter hat,
Dann ist 3, 4 willkommen in der That.
Ein milder 3, 4 wird oft Trost da bringen,
Wo Trauernde verzweifelt Hände ringen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 269 Mittwoch, 18. November 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

VI.

Am folgenden Tage ging Georg Malcolm, nachdem er in der Familie zu Nacht gegessen, nach der Stadt zu. Es war schon vollkommen dunkel geworden, nur das zahllose auf dem blauen Firmament zerstreute Heer der Gestirne erhellte einigermaßen die Finsterniß. Kein Lüftchen regte sich in den Wipfeln der Bäume, Alles war still, nur von Weitem hörte man den monotonen Vortrag eines indischen Liedes.

Georg ging aus dem Garten, dessen Thüre er hinter sich verschloß, und schlenderte auf einer Allee weiter, welche wie ein natürliches Gewölbe erschien; die Zweige der Bäume auf beiden Seiten hatten sich ineinander verschlungen, und ließen zu keiner Tageszeit das geringste Licht durch.

Kaum aber hatte Georg den Garten verlassen, als ein weißer Schatten von außerordentlicher Größe hinter einem Baume hervorhuschte und ihm geräuschlos folgte.

Georg ging langsam, in Träumen verloren. In diese mischten sich immer wieder neue Ruinen der Pagode des Siva. Er gedachte wiederum seines nächtlichen Traumes, und immer noch konnte er nicht daran glauben, daß er, wie sein Vater behauptete, nicht geträumt habe, sondern von listigen Personen getäuscht worden sei. Und er gedachte jener herrlichen Frau, von der er immer noch nicht wußte, ob sie bloß ein Traumbild, oder lebenswarme Wirklichkeit gewesen.

Die weiße Gestalt ging hinter Georg her, ohne das geringste Geräusch zu verursachen.

Da plötzlich, an einem Orte, wo die Allee weniger dicht war, und die Sterne einige Helligkeit verbreiteten, schrack Georg zusammen. Eine Hand hatte sich auf seine Schulter gelegt. Er drehte sich um und befand sich einer riesigen vom Kopf bis zum Fuße weiß gekleideten Gestalt gegenüber. Das Gesicht konnte man nicht sehen, es war ebenfalls bedeckt, das Gewand hatte nur drei Oeffnungen, zwei für die Augen und eine für den Mund.

John Malcolm hatte seinem Sohne gerathen, nie ohne einen dreischneidigen indischen Dolch und Taschenpistolen auszugehen.

Georg ergriff die Pistole, spannte den Hahn, und sagte mit fester Stimme:

„Nimm Dich zusammen! Ich bin bewaffnet!“

„Ihre Waffe ist unnöthig,“ antwortete eine rauhe Stimme in schlechtem Englisch, „Sie haben Nichts von mir zu befürchten.“

„Was willst Du?“

„Sind Sie der Sohn des Oberrichters, welcher in dem Bengalow wohnt, aus dem Sie eben gekommen?“

„Ja!“

„Sie sind erst seit drei Tagen in Benares?“

„Ein junger Inder, Namens Sagli, hat Ihnen von Calcutta bis hierher als Führer gedient und Sie heißen Georg Malcolm?“

„Ja, aber was geht das Dich an, und warum fragst Du mich dies Alles?“

Die Gestalt schwieg einen Augenblick, als ob sie überlegte, wie sie fortfahren sollte; dann sagte sie:

„Haben Sie die stürmische Nacht vergessen, welche Sie in der Pagode auf dem Berge Bramah zugebracht?“

„Nein, wahrhaftig nicht!“

„Erinnern Sie sich noch Ihres Traumes?“

„Was? Weißt Du etwas von dem Traum?“

„Sie sehen, ich weiß Alles. — Würden Sie wünschen, noch einmal so zu träumen?“

„O, mit dem größten Vergnügen! Das ist mein heißester Wunsch!“

„Nun gut! es liegt blos an Ihnen! Noch in dieser Nacht kann sich der Traum wieder erneuern.“

„Was muß ich thun, damit ich dies erreiche?“

„Sie geben mir Ihr Ehrenwort, daß Sie alle Bedingungen gewissenhaft erfüllen, welche ich Ihnen auferlege.“

„Gut, aber ehe ich mein Wort gebe, muß ich erst die Bedingungen kennen.“

„Zuerst müssen Sie sich die Augen verbinden lassen. Es wird Ihnen Nichts geschehen. Wäre es meine Absicht, Ihnen ein Leid anzuthun, so hätte ich Sie vorhin mit einem Messerstich niederstrecken können, ohne daß Sie auch nur einen Laut auszustoßen vermocht hätten.“

„Das ist allerdings wahr!“ sagte der Engländer

für sich. „Dieser verdammte Weg ist ganz wie zu einem Meuchelmord gemacht,“ und fuhr laut fort: „Nun meinetwegen, ich will mir die Augen verbinden lassen.“

„Sie dürfen keinen Versuch machen, die Binde zu entfernen, ehe ich es Ihnen sage, und dürfen nie auszuspähren suchen, was das für ein Ort ist, an den ich Sie führe.“

„Zugestanden!“

„Sie werden die Maske respektiren, welche die Dame trägt, die Ihnen für immer unbekannt bleiben muß.“

„Immer noch die Maske! Wird sie nie fallen?“ rief Georg mit offenbarem Mißbehagen.

„Nie!“

„Gut, wenn's nicht anders sein kann, will ich auch die Maske ertragen. Hast Du noch eine Bedingung?“

„Noch eine.“

„Welche?“

„Niemand auf der Welt, weder Ihr Vater, noch Ihr Bruder, noch Ihr Diener, darf um Ihr Abenteuer wissen.“

„Ich verpflichte mich gern dazu, ihnen nie ein Wort zu sagen?“

„Und,“ fuhr der Unbekannte fort, „wenn Jemand durch irgend einen Zufall erfahren sollte, daß Sie einen Theil der Nacht außerhalb des Bengalow zugebracht haben, so werden Sie irgend einen Vorwand erfinden, um Ihre Abwesenheit zu erklären.“

„Gut, meine Erfindungsgabe wird mich nicht im Stiche lassen.“

„Und Sie schwören Alles auf Ehrenwort?“

„Auf mein Wort.“

„Gut; dann kommen Sie.“

„Was? Jetzt schon?“

„Wie? Sie tragen Bedenken?“

„Durchaus nicht; aber mein Vater, welcher mich spätestens in einer Stunde zurückerwartet, würde vor Unruhe sterben, wenn ich nicht zurückkäme!“

„Dann kehren Sie ins Bengalow zurück, suchen Sie sich auf eine passende Art von Ihrem Vater zu verabschieden, und kommen Sie hierher zurück.“

„In einer Viertelstunde werde ich wieder hier sein.“

Nach ungefähr zehn Minuten war Georg wieder zurück.

„Hier bin ich,“ sagte er zu dem Unbekannten.

„Gut, folgen Sie mir.“

Die zwei Männer gingen nun eine ziemliche Strecke, ohne ein Wort zu wechseln, vorwärts und kamen schließlich an einen Kreuzweg, an dem drei gesattelte Pferde unter der Obhut eines taubstummen Negers neben einem großen Baume standen, die zu wiehern anfingen, als sie die Männer kommen sahen.

Der Führer blieb stehen.

„Ah,“ sagte Georg, „wir werden also einen Ritt machen?“

„Ja!“

„Werden wir eine weite Strecke zurückzulegen haben?“

Der Unbekannte schwieg.

„Sagen Sie mir wenigstens,“ bemerkte Georg, „ob ich vor Tagesanbruch wieder im Bengalow sein werde?“

„Gewiß!“

„Das ist Alles, was ich wissen wollte.“

(Fortsetzung folgt.)

Gioachimo Rossini.

Am 14. November starb in Paris der weltberühmte Maßstro Rossini, einer der wenigen Sterblichen, denen es vergönnt war, ihre Unsterblichkeit zu erleben.

Rossini stammt aus dem romagnolischen Küstenstädtchen Pesaro her, woselbst er am 29. Februar 1792 geboren wurde. Seine Eltern trieben die Musik gewerbsmäßig, und so konnte es nicht fehlen, daß der spätere Beherrscher der italienischen Oper, — der ruhmreiche Nachfolger von Cimarosa und Paesiello, schon in den frühesten Kinderjahren Anregung zur Entwickelung und Entfaltung seiner reichen, genialen Musikbegabung empfing.

Zuerst spielte und sang er Kinderrollen auf den kleinen Theatern, an welchen seine Eltern (sein Vater im Orchester, seine Mutter dagegen als Sängerin auf der Bühne) thätig waren. Da sich nun bei dieser Gelegenheit sehr bald das außerordentliche Talent des Knaben geltend machte, so gab man ihm weiterhin einen Musiklehrer in der Person eines gewissen Tesei, unter dessen Anleitung er Klavierspiel und Gesang trieb. Dies geschah in seinem zwölften Lebensjahre. Drei Jahre später wurde er Schüler des Pater Mattei am Lyzeum zu Bologna. Durch den Unterricht des Letzteren sah sich Rossini so schnell gefördert, daß er bereits im Jahre 1809 an die Komposition einer Oper: „Demetrio e Polibio“ ging. Doch waren damit noch keineswegs seine Lehrjahre abgeschlossen.

Einige Bologneser Kunstmäzene, die Rossini's freudigen Genius richtig zu würdigen wußten, unterstützten den hochbegabten Jüngling derart mit Geldmitteln, daß er sich in die angenehme Lage versetzt sah, behufs weiterer Studien, von denen man indeß keine nähere Kunde hat, nach Venedig zu gehen. Hier schrieb er während der Folgezeit mehrere Opern schnell hintereinander. Dieselben kamen auch zur öffentlichen Aufführung, jedoch ohne sonderlichen Erfolg. Eine dieser Opern: „la scala di seta“, fiel sogar gründlich durch, wozu der Komponist absichtlich, um sich an dem übermüthigen herrischen Impresario des Theaters, auf welchem die Oper zur Darstellung kam, zu rächen, allerdings das Wesentlichste selbst beigetragen hatte.

Digitized by Google

Rossini's glanzvolle, vielbeneidete Laufbahn eröffnete sich erst in Mailand, wohin der Komponist demnächst gegangen war, um eine eben vollendete Oper: „la pietra di paragona“ im Skalatheater aufzuführen. Dieselbe übte eine so große Wirkung auf das Publikum, daß Rossini's Ruhm als dramatischer Tonsetzer jedenfalls von hier ab datirt werden muß, wenn auch das fragliche Werk längst verschollen ist, überhaupt keine weitere Verbreitung gefunden hat.

Nicht lange währte es, so trat Rossini mit einer Oper hervor, die jetzt noch, wenigstens dem Namen nach, allgemein gekannt ist, und die jedenfalls immer einen Platz in der Geschichte der italienischen Oper wird beanspruchen dürfen, weil sie gewissermaßen den Anfangspunkt der Reaktionsperiode italienischer Opernmusik durch Rossini bildet. Es war „Tankred“. Diese Bühnenschöpfung, geschrieben 1813, erlebte ihre erste Aufführung in dem „Teatro Fen'ce“ zu Venedig. Sie hatte einen so überaus günstigen Erfolg, daß Rossini's Name in Folge dessen nicht allein in seinem Vaterlande, sondern auch auswärts viel genannt, und sogar in einem gewissen Grade berühmt wurde. Der Ruf des Komponisten mehrte sich, nachdem er in demselben Jahre mit der „Italienerin in Algier“ das Repertoire der vaterländischen Bühne bereichert hatte.

Nun aber folgt ein Intermezzistikum in Rossini's Komponisten-Laufbahn. Nicht als ob der mit größter Leichtigkeit produzirende Künstler während der nächsten Zeit unthätig gewesen wäre, — im Gegentheil: er schuf kurz hintereinander mehrere Opern; keine einzige derselben machte indessen sonderliches Glück. Dann aber, gleichsam als ob Rossini's schöpferische Kraft sich wieder konzentrirt und zu neuen hervorragenden Leistungen vorbereitet habe, erschien im Jahre 1816 sein anerkannt vollendetstes und genialstes Werk: „Der Barbier von Sevilla“, auf den Brettern. Diese von ächtem Humor, feinstem musikalischen Witz, ergötzender Laune, vollendeter Grazie und originellster melodischer Erfindung übersprudelnde Oper hat der Maestro, so Bedeutendes und Außerordentliches sein Genius später noch spendete, in ihrer Totalität nicht wieder zu überbieten vermocht. Mit ihr gab er den unwiderleglichsten Beweis einer ganz eminenten und in ihrer Art einzigen Begabung für das dramatische Genre, — einen Beweis, dessen Führung ihm sohin in den meisten anderen Fällen nicht allzusehr am Herzen gelegen zu haben scheint. Denn wie hoch man auch Rossini's schöpferisches Vermögen, gleichwie die bewundernswerthe Leichtigkeit, mit der er eine ziemlich große Zahl von Opern schrieb, veranschlagen möge, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß seine Arbeiten im Allgemeinen nur zu häufig offenkundige Spuren von einer gewissen Flüchtigkeit und künstlerischen Nonchalance, sowohl betreffs der Konzeption als auch hinsichtlich der Detailausführung, erkennen lassen. Die Formgebung zeigt sich bald rein schematisch und konventionell, und der wahre Ausdruck der Worte, der Empfindung und der Situation kommt dabei nur in seltneren Fällen zur musikalischen Verkörperung.

Der „Barbier von Sevilla“ wurde zuerst in Rom gegeben, wohin sich der Komponist eigens zu diesem Zweck begeben hatte. Inzwischen war Rossini's Ruhm bis zu solch' einer Höhe emporgestiegen, daß der Impresario des Theaters in Neapel, natürlich zunächst in seinem eigenen Interesse, es für zweckmäßig fand, mit dem gefeierten Tonsetzer ein kontraktliches Abkommen zu treffen, wonach es Rossini oblag, für die neapolitanische Bühne jährlich zwei Opern gegen ein festes Honorar von 12,000 Francs zu liefern. In wie weit, und wie lange dieser Vertrag aufrecht erhalten wurde, ist unklar. Nur so viel läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß die nächstdem in Italien komponirten Opern: „Otello“, „Cenerentola“, „la gazza ladra“, „Armida“, „Adelaide di Borgogna“, „Adina, ossia il Califo di Bagdad“, „Moses“, „Ricciardo e Zoraide“, „Ermione“, „Odoardo e Cristina“, „la Donna del Lago“, Bianca e Falliero“, „Maometto secondo“, „Matildo di Chabran“ und „Zelmira“ waren, so wie daß dieselben, wenigstens zum größten Theil, in Neapel zur Aufführung gelangten. Geschrieben wurden sämmtliche genannten Opern in dem unglaublich kurzen Zeitraume von fünf bis sechs Jahren, während welches Rossini sich abwechselnd in Neapel, Rom, Venedig, Mailand und in seiner Vaterstadt Pesaro aufhielt.

Mit dem Jahre 1822 beginnt in Rossini's äußerem Leben ein neuer Abschnitt.

Er verließ zum Erstenmale sein Heimathland, um sich für einige Zeit nach Deutschland, und zwar speziell nach Wien zu wenden. Die nächste Veranlassung dazu gab die Oper „Zelmira“, welche eigens für die Kaiserstadt geschrieben worden war. Hier wurde Rossini, getragen durch den oberflächlichen, sinnlich genußsüchtigen und wetterwendischen Geschmack des Wiener Publikums, welches eben erst einem Haydn und Mozart zugejauchzt hatte, der Held des Tages. Alle Welt bemühte sich, dem Maestro Huldigungen darzubringen, und bis in die höchsten Kreise hinauf beeuchte man sich an den süßen einschmeichelnden Klängen seiner Musik dermaßen, daß selbst ein so gewaltiger Geist wie Beethoven sich dadurch für den Augenblick, gleich einem Vergessenen, in den Hintergrund zurückgedrängt sehen mußte.

Rossini's damalige Triumphe in Wien sind übrigens, um gerecht zu sein, nicht blos bezeichnend für den zum Bewundern wandelbaren Modegeschmack der Wiener, sondern überhaupt charakteristisch für die gesammten öffentlichen Zustände der sogenannten gebildeten Welt jener Tage in Deutschland. Der allgemeinen Aufregung und Erbitterung über die napoleonische Willkürherrschaft und Tyrannei des deutschen Volkes war, nachdem man das französische Joch abgeschüttelt hatte, eine Zeit politischer Erschlaffung gefolgt. Und diese Letztere wurde, wie genugsam bekannt, von den Lenkern der Staatengeschicke behufs einer politischen Restauration

Digitized by Google

ausgebeutet, während das große Publikum angenehme Erholung nach den stürmischen Zeiten des Befreiungskrieges suchte. Dies Verlangen gründlich zu befriedigen, war Rossini mit seiner Musik der rechte Mann. Nicht blos die Wiener, sondern überhaupt die Deutschen legten ihm ihr Herz zu Füßen. Ganz wohl kann man daher Rossini den glorreichen Komponisten der nachnapoleonischen politischen Restaurationsperiode nennen.

Von Wien begab sich Rossini nach Verona, wo er während des Kongresses eine Kantate komponirte, die jedoch wenig gefiel. Sodann ging er nach Venedig. Hier wurde die Oper „Semiramide“ geschrieben und aufgeführt, jedoch gleichfalls ohne durchgreifenden Erfolg.

Im November des Jahres 1823 reiste Rossini nach Paris, und demnächst auch nach London. In beiden Weltstädten feierte er neue Triumphe. Sodann nahm der Maestro seinen Aufenthalt für längere Zeit in Paris, wo man ihm unbegränzt Verehrung bewies, wie schon allein der Umstand zeigt, daß man im Foyer des Opernhauses sein Abbild in Marmor aufstellen ließ. Während jenes Pariser Aufenthaltes nahm Rossini zunächst eine Umarbeitung des „Mohamed“ vor, in welcher erneuerten Gestalt diese Oper den Titel „die Belagerung von Corinth“ erhielt. Außerdem komponirte er die Opern „Comte d'Ory“ (1826) und „Wilhelm Tell“ (1829), mit denen er gewissermaßen den Beschluß seiner Komponistenlaufbahn machte. Nachdem Meyerbeer 1830 seinen „Robert“ in der großen Oper zu Paris aufgeführt hatte, soll der italienische Meister in dem ihm eigenen sakonischen Tone geäußert haben, daß es an der Zeit sei, fortan darauf zu verzichten, für die Bühne zu schreiben.

Rossini hat seine schöpferische Thätigkeit fast ausschließlich dem Theater zugewendet. Kaum mehr als zwei Werke existiren von ihm in der Oeffentlichkeit, die für andere Zwecke bestimmt waren. Sie sind: ein „Stabat mater“ und die „Soirées musicales“. Mit dem letztern Opus hat der Komponist ein Werk geschaffen, welches schon vom rein gesanglichen Standpunkte aus betrachtet, werthvoll genannt werden muß. In dieser Hinsicht freilich zeichnen sich sämmtliche Kompositionen Rossini's aus. Ein feiner, gewiegter Kenner der menschlichen Stimme, selbst ausgezeichneter Sänger, wurde er der Schöpfer einer moderuen italienischen Gesangsschule, die bis auf den heutigen Tag noch ihre Nachwirkungen erkennen läßt. Namentlich im Gebiete des Koloraturgesanges leistete er Außerordentliches, sowohl betreffs einer mannigfaltigen reiz- und effektvollen Erfindung, gleichwie instichtlich einer gesangsmäßigen Schreibart, wenn schon hinzugefügt werden muß, daß seine desfallsige Gestaltungsweise ziemlich früh bereits einer einseitigen konventionellen Manier verfiel, die gegenwärtig in vielen Fällen als eine sich überlebte, veraltete zu bezeichnen ist. Dennoch wird die Rossinische Vokalmusik in gewisser Hinsicht immer eine wichtige Quelle für das höhere Studium des Gesanges, namentlich aber im Hinblick auf das kolorirte Fach bleiben.

Aus dieser Darlegung geht zur Genüge hervor, daß Rossini hauptsächlichstes Vermögen betreffs des Bewältigens der Kunsttechnik im vokalen Gebiete liegt: seine Handhabung des Instrumentalen tritt dagegen allerdings zurück. Zwar zeugt seine Instrumentation von großer Gewandtheit und Kenntniß, indessen das Orchester spielt in seinen Werken, wie freilich in denen aller italienischen Komponisten, doch zur Hauptsache immer nur eine sekundäre, beinahe untergeordnete Rolle, wenigstens in dem Sinne, wie wir es z. B. bei Mozart's Opern gewohnt sind. Im Uebrigen besitzt Rossini in hohem Grade die Gabe dramatischer Charakterisirung, wie vor allen sein „Barbier von Sevilla“ — eine Musterschöpfung in ihrer Art — beweist. Aber auch in der Gattung der tragischen Oper hat er nach seiner Weise Außerordentliches geleistet. Freilich sind es meistens nur einzelne Theile und Scenen seiner zahlreichen Opern, die sich durch Tiefe der Empfindung und poetische Konzeption auszeichnen. Allein diese reichen vollkommen hin, um die desfallsige geniale Begabung des Meisters zu erkennen und nachzuweisen. Hierher sind als die hervorragendsten Proben seines Genies zu rechnen: der letzte Akt des „Othello“, viele Einzelheiten in der „Belagerung von Corinth“, im „Moses“, so wie in dem nach Art der großen Pariser Oper gestalteten „Wilhelm Tell.“

Rossini hat später, so viel man weiß unter Hinbringung eines „dolce far niente“, hauptsächlich gastronomischen Studien und andern seltsamen Gelüsten obliegend, eine lange Reihe von Jahren in seinem Vaterlande gelebt. Später und bis zu seinem Lebensende hielt er sich in Paris auf, verehrt als einst gefeierter schöpferisches Genie, geliebt als geistreicher und witziger Gesellschafter und bewundert als Gourmand.

Mannigfaltigkeiten.

[Auch ein Trost.] Ein Pechvogel fährt mit der Bahn durch eine kleine Station. Der Zug fuhr gerade in den Perron, als Jemand fortwährend Meyer! Meyer! brüllte. Unser Herr steckt den Kopf zum Fenster heraus und — erhält eine tüchtige Ohrfeige. Zornwend erzählt er sein Leid dem Bahnhof-Inspektor. Dieser fragt ganz gelassen: „Heißen Sie denn Meyer?“ „Nein.“ — „Nun, dann geht die Sache Sie ja gar Nichts an!“

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Brilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 270 Donnerstag, 19. November 1868

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Der Führer zog jetzt ein Tuch von weißer Seide aus der Tasche seines Gewandes und sagte:

„Der Augenblick ist da; Sie müssen sich jetzt die Augen verbinden lassen."

Georg ließ sich ruhig die Binde über die Augen legen und zu einem der Pferde hinführen. Dann sagte der Fremde:

„Sie sind dicht an der Seite des Pferdes, steigen Sie auf."

Georg stieg auf; der Fremde schwang sich auf das andere Pferd, nahm die Zügel beider Pferde in die Hand, und stieß einen lauten Kehlton aus. Augenblicklich setzten sich die edlen Renner, welche von ausgezeichneter Race und vom reinsten Blute waren, in einen scharfen Gallop. Wie der Wind flogen die stolzen Thiere über die Ebene hin.

„Ah!" sagte Georg träumend für sich, „so bin ich denn also mitten in einem pikanten Abenteuer. Der Orient wird doch immer der Orient bleiben. Hier bewahrt noch in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die Zauberei ihre vollen Rechte. Ein mir günstiger Genius ruft für mich die gute alte Zeit der reizenden Legenden zurück, wo verschleierte Sultaninnen auf geflügelten Rossen die glücklichen unter den Männern entführen ließen, denen sie so wohl wollten, um sie für eine Stunde zu Rivalen des Sultans zu machen."

Aus den Träumereien, denen sich Georg so hingab, wurde er durch das plötzliche Halten der Pferde erweckt.

„Steigen Sie ab!" sagte der Führer leise zu ihm, „wir sind an Ort und Stelle . . . Geben Sie mir Ihre Hand, ich werde Sie geleiten . . ."

Georgs Füße schritten über einen Sand, der so weich wie Sammt war; balsamische Gerüche aus tausend seltenen Blumen üblen eine berauschende Wirkung auf ihn aus, und sein Ohr ergötzte sich an dem melodischen Geplätscher zahlreicher Springbrunnen.

Nachdem Georg neben seinem Führer den Garten durchschritten, kamen sie an eine Thüre, die Thüre öffnete sich, und ein wunderbarer Geruch strömte aus dem Zimmer, in das sie einzutreten im Begriffe waren.

Sie durchschritten das Zimmer, gelangten von hier in eine Reihe aneinanderstoßender Säle, bis sie endlich in einem Boudoir von rundlicher Gestalt Halt machten.

Der Unbekannte ließ Georgs Hand los und sagte: „Wenn Sie bis zwanzig gezählt haben, können Sie die Binde abnehmen."

Georg that gewissenhaft, wie ihm gesagt worden, und war nicht wenig erstaunt, als er sah, daß er sich genau in demselben Zimmer befand, in dem er schon einmal mit der schönen Unbekannten zusammengetroffen war.

Georg Malcolm setzte sich oder ließ sich vielmehr in einen runden Sessel fallen; sein Herz schlug heftig; er wartete mit fieberhafter Ungeduld und jede Sekunde schien ihm die Dauer einer Stunde zu haben.

In Wirklichkeit jedoch brauchte er nur sehr kurze Zeit zu warten.

Es öffnete sich plötzlich eine der Thüren und eine wahrhaft glänzende Erscheinung stand vor dem entzückten jungen Mann. Es war die geheimnißvolle Frau, deren Bild seit jener in der Pagode verbrachten Nacht nicht aus seinen Gedanken entschwunden war.

Eine Tunika von Musselin, mit Gold und Edelsteinen überstickt, bedeckte die schlanke und doch üppige Gestalt; der ungeheuere Haarwuchs, welcher fast bis zu den Knöcheln hinabreichte, umgab sie wie ein Schleier. Ihre schwarzen Augen blitzten mit leidenschaftlichem Glanz aus den Oeffnungen der Maske hervor.

Georg eilte ihr entgegen, küßte ihr die Hand und sprach:

„Ah! diesmal ist es kein Traum!"

„Ich habe Dich wiedersehen wollen, Georg Malcolm, weil ich Dich liebe . . ."

Einige Stunden nachher befand sich unser Held wieder für einige Augenblicke allein; dann kam der große Inder, in dem unsere Leser den bereits früher erwähnten Sangor wieder erkannt haben werden, verband ihm die Augen, führte ihn aus dem Hause, und half ihm das Pferd besteigen.

Der Tagesanbruch war nahe, als Georg Malcolm zum zweiten Male von der Binde befreit, seinen Fuß auf den Kreuzweg setzte, der einige hundert Schritte von dem Bengalow seines Vaters entfernt war.

Digitized by Google

VII.

Es war zwischen Georg Malcolm und seinem geheimnißvollen Führer ausgemacht worden, daß der Erstere jeden Abend zu der Zeit, in der die Glocke im Präsidentschaftshotel zu Benares zehn Uhr verkündete, in dem Garten des Bengalow spazieren gehen solle. Wenn der Schrei der Eule sich dann dreimal hinter einander in dem Gebüsch hören ließe, so solle dies Georg ein Zeichen sein, daß er von der Geheimnißvollen mit der schwarzen Seidenmaske erwartet werde.

Acht Mal im Verlaufe von vierzehn Tagen ertönte dies Zeichen, und eben so viel Mal eilte Georg mit fieberhafter Ungeduld zu dem süßen Stelldichein.

Obschon John Malcolm gesagt hatte, daß es nicht gut möglich sei, eine Dame zu lieben, deren Gesicht man nicht kenne, so übte diese geheimnißvolle Persönlichkeit doch einen ungemeinen Einfluß, eine Art zauberischer Anziehungskraft auf Georg aus. Denn, obschon Georg Malcolm sich manchmal an die Worte seines Vaters in Betreff Mary Burtells erinnerte, und dann, da er ein durchaus ehrbarer Charakter war, sich nicht enthalten konnte, vor sich selbst zu erröthen, und diese Leidenschaft zu verwünschen, so hatte er doch nicht die Kraft, ihr zu widerstehen.

Vierzehn Tage waren, wie schon oben bemerkt, verflossen, als Georg Malcolm, der, nicht allzulange von einem seiner nächtlichen Ausflüge heimgekehrt, noch in tiefem Schlafe lag, des Morgens von Stop geweckt wurde, der ihm mittheilte, daß er von seinem Vater beim Frückstück erwartet werde.

Er fand denselben mit strahlendem Gesicht, so daß er um mehrere Jahre jünger erschien. Lange hatte sein sonst so ernstes Gesicht keine solche Freudigkeit gezeigt. Er hielt in seiner Hand einen offenen Brief.

„Es scheint, Vater," sagte Georg, nachdem er ihn begrüßt, „daß Dir Etwas große Freude macht."

„Das ist allerdings wahr!"

„Ist es der Brief da, welcher Dir so angenehme Nachrichten gebracht hat?"

„Ja, er bringt mir eine frohe Nachricht und Du sollst meine Freude theilen. Meine lieben Mündel, Mary und Hewa Burtell, sind auf dem Wege hierher uns zu besuchen."

„Ah!" murmelte Georg. „Schon?"

„Sie werden morgen hier sein," fuhr der Oberrichter fort, „morgen wirst Du Deine Verlobte kennen lernen, und Eduard die Seine wiedersehen. Aber diese frohe Aussicht scheint Dich ziemlich gleichgültig zu lassen."

„Du irrst Dich, lieber Vater," entgegnete der junge Mann, indem er sich Mühe gab, zu lächeln, „ich freue mich sehr darauf, Miß Mary kennen zu lernen."

„Ich habe wirklich viel zu heißes Blut für meine Jahre, und bin viel zu eifertig. Ich bilde mir ein, daß Du schon verliebt bist. Das ist aber ein Irrthum in der Zeit. Heute bist Du noch gleichgiltig, morgen wirst Du es nicht mehr sein."

„Bist Du dessen so sicher, mein Vater?" fragte Georg lächelnd.

Ebenso sicher, wie ich weiß, daß ich John Malcolm heiße. Da Dein Herz, wie Du mir versichert hast, noch frei ist, so wirst Du es morgen sicherlich gefangen geben."

Georg erwiderte Nichts und Eduard's Ankunft machte die Unterhaltung allgemein. Kurze Zeit darauf meldete der Bediente, daß das Frühstück servirt sei. Man setzte sich zu Tisch, und so lange das Frühstück dauerte, war von Nichts, die Rede, als den Reizen und Vollkommenheiten der beiden erwarteten Damen. Endlich wurde die Tafel aufgehoben, und Georg froh, den für ihn peinlichen Gesprächen entfliehen zu können, zog sich in die Einsamkeit des Gartens zurück.

Der Tag verging ohne ein besonderes Ereigniß, und um zehn Uhr Abends ging Georg seiner Gewohnheit gemäß in den Garten spazieren und erwartete mit Ungeduld das gewohnte Zeichen.

Durch Nichts aber wurde die Ruhe des Abends unterbrochen.

Für den jungen Engländer war dies eine grausame Täuschung, und schon bemächtigte sich die Eifersucht seiner, denn der Gedanke stieg in ihm auf, daß die indische Margarethe von Bourgogne, wie sie sein Vater genannt, vielleicht gerade in diesem Augenblick irgend einem anderen Einfall ihrer Laune Opfer brächte.

(Fortsetzung folgt.)

Maximilians Ende.*)

(Aus der „Frankfurter Zeitung".)

Prinz Felix Salm-Salm scheint etwas von der Natur eines mittelalterlichen Landsknechts in sich zu haben. „Ich war mit Leib und Seele Soldat", sagt er. Den amerikanischen Bürgerkrieg hatte er als Oberst, dann als Brigadegeneral der Republik mitgemacht; allein der im Heer zu bleiben entsprach nicht seinen Wünschen, obschon es ihm an „Anerkennung seiner im Feld geleisteten Dienste" nicht fehlte. Er nennt ganz unbefangen als seinen hauptsächlichsten Grund: das Leben dort zu Lande habe ihm nicht besonders zugesagt, weil man sich „von Jugendeindrücken, und wenn man will, von Vorurtheilen" nicht freimachen könne. Zum angenehmen

*) „Queretaro." Blätter aus meinem Tagebuch in Mexiko. Von Felix Prinzen zu Salm-Salm. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Prinzessin Agnes zu Salm-Salm. Zwei Bände. (Stuttgart, A. Bonz.) Mit mehreren Porträts, Plänen u. s. w.

Digitized by Google

Dasein in Friedenszeiten mochte er also eines Hofes und adeliger Genossen bedürfen.

Er ging mit guten Empfehlungen nach Mexiko; doch der österreichische Gesandte Graf Thun verhinderte nach Kräften die gewünschte Anstellung im Heere Maximilians. „Ihm und seinem Verwandten, der General Thun, welcher das österreichische Korps befehligte, ist es zuzuschreiben, daß nicht ein einziger Preuße in demselben aufgenommen wurde.“ Der preußische Gesandte Baron Maanus setzte es endlich durch, daß er Prinz (1. Juli 1866) zum Obersten im Generalstab ernannt ward.

„Bald nach unserer Ankunft wurde von einem Gesandten der Vorschlag gemacht, gewisse Unterhandlungen mit den Vereinigten Staaten anzuknüpfen, und mich und meiner Frau mit dieser wichtigen Sendung zu beauftragen. Für etwa nöthige Ausgaben sollten uns zwei Millionen Dollars in Gold mitgegeben werden.“ Also ein Bestechungsversuch im Großen. Die Sache kam aber nicht zur Ausführung, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß der Versuch, auch wenn man ihn unternommen hätte, mißglückt wäre. Einzelne Personen in Nordamerika hätten ihre Dienste wohl für Gold erkaufen lassen, allein nie hätte die Regierung der Vereinigten Staaten die Stimme des Volkes so mißachten dürfen, daß sie den Bestand eines mexikanischen Kaiserreichs zugegeben hätte.

Von allen unbefangenen Beurtheilern ist das Unternehmen des Erzherzogs Maximilian im Voraus als hoffnungslos bezeichnet worden. Mit den Verhältnissen vertraute Stimmen prophezeiten, noch ehe Maximilian den Boden Mexiko's betrat, daß der denkbar günstigste Ausgang für ihn eine Rückkehr nach Miramare sein würde.

Aber dieser Glücksfall sollte nicht eintreten.

Um eine Herrschaft über Mexiko zu begründen, hätte der Erzherzog einen Charakter von Stahl, eine tiefe Menschenkenntniß, die rascheste Entschlossenheit im Handeln und die kälteste Rücksichtslosigkeit besitzen müssen. Das waren aber gerade die Eigenschaften, die ihm fehlten, und für welche seine persönliche Tapferkeit einen sehr geringen, seine Milde und Liebenswürdigkeit, sein redlicher Wille gar keinen Ersatz bieten konnten. Dazu war er ein Fremder, was ein romanisches Volk um so weniger verzeiht, je niedriger es auf der Stufe geistiger Entwickelung steht. Der „Fremdling“ war den Gegnern ein Ziel unversöhnbaren Hasses, und den eigenen Anhängern nur ein Werkzeug ihres Interesses und Ehrgeizes; und früher oder später das Verderben unvermeidlich über den Kaiser zu bringen, dazu genügte schon der eine Umstand, daß das Kaiserthum die Schöpfung eines Bonaparte war.

Nicht nur waren es Franzosen, die den Kaiser ins Land gebracht, Napoleon III. hatte noch dazu die Stimmen der klerikalen Partei für die der Nation ausgegeben. Eine mißachtete Minderzahl sollte die Pfeiler eines Thrones bauen, und eine Abstimmungskomödie, noch weit unwürdiger als ihr Vorbild aus der Zeit nach dem Staatsstreich, sollte für die Rechtsgrundlage der neuen Monarchie gelten. Ein solches Blendwerk zugelassen oder für Ernst genommen zu haben, ist der berechtigste der Vorwürfe, die Maximilian verdient hat. Wenn es auch in Mexiko an ehrlichen Männern nicht fehlte, die dem Kaiserthum deßhalb beitraten, weil sie die endliche Herstellung geordneter Zustände von ihm hofften, so hätte doch der Erzherzog, wenn er jenen klaren Blick besaß, ohne den die Durchführung einer so schweren Aufgabe überhaupt unmöglich war, sich darüber nicht täuschen dürfen, daß sein Recht wie seine Macht nur auf den französischen Bajonetten beruhte, und daß diese nicht um Mexikos noch um seinetwillen, sondern allein um Napoleonischer Zwecke willen verwendet wurden. Aber er täuschte sich, und täuschte sich gern. Er begab sich in eine Stellung, deren Klippen und Abgründe er nicht ermessen hatte, zu Land und Leuten, die er nicht kannte, auf Männer vertrauend, die ihm keine Bürgschaft zu gewähren im Stande waren, auf eine Partei sich stützend, deren Wesen und Ziele ihm im tiefsten Herzen widerstrebten.

Prinz Salm gibt uns flüchtige, leider zu flüchtige Zeichnungen von den Männern, die seine Helfer und Vertheidiger sein sollten.

„General Don Leonardo Marquez ist ein kleiner sehr lebhafter Mann, mit schwarzem Haar und schwarzen sehr stechenden Augen. Er trägt einen vollen schwarzen Bart, um eine entstellende Schußwunde in der Wange zu verbergen. Er hat sich durch seine schändliche Grausamkeit den Namen des Alba von Mexiko erworben. In früheren Zeiten schon das Haupt der alten Kirchenpartei, war er auf sehr vertrautem Fuße mit allen Geistlichen und Klosterbrüdern. Obwohl sehr tapfer, war er doch als General von geringer Bedeutung, da er von strategischen Bewegungen gar keinen Begriff hatte. Sein Hauptlatent bestand im Organisiren.“ Seinen Charakter malt auch noch folgender Vorgang bei Gelegenheit eines von den Kaiserlichen gewonnenen Treffens: „General Marquez wollte die Gefangenen sogleich erschießen lassen; allein der Kaiser widersetzte sich diesem Befehl auf das Entschiedenste. Trotzdem, sagt das Gerücht, ließ der blutdürstige General sie in der folgenden Nacht heimlich erschießen.“ Marquez verließ zuletzt, als es mit dem Kaiserthum vergab ging, an Maximilian einen noch unwürdigeren Verrath als Lopez, der Judas von Queretaro.“

„Baier Fischer ist ein großer, etwas starker, stattlicher Mann von großem Verstand und ebenso großem Ehrgeiz. Er ging in bürgerlicher Tracht, und war erst kürzlich zum Kabinetssekretär des Kaisers ernannt worden. Ueber seine Moral zirkulirten nicht eben sehr erbauliche Gerüchte, und es war bekannt, daß er an verschiedenen Orten Kinder besaß. Sein Einfluß auf den Kaiser war bedeutend. Ihm war es hauptsächlich, meist Marquez und Miramon, zuzuschreiben, daß der Kaiser sich, zur

Digitized by Google

großen Bestürzung des Marschalls Bazaine und des von Napoleon abgesandten Grafen Castelnau, entschloß, nicht abzudanken, sondern in Mexiko zu bleiben. Marquez und Miramon versprachen dem Kaiser freilich hoch und theuer, daß ihn die Kirchenpartei mit Geld und Soldaten unterstützen würde, und waren mit ihrem Ehrenwort sehr verschwenderisch; allein da der Kaiser den Werth dieser Versprechungen keineswegs überschätzte, so wußte Pater Fischer, der seinen großherzigen Charakter besser kannte, ihn dadurch festzuhalten, daß er ihm das traurige Loos seiner Anhänger nach seiner Abreise ausmalte. Pater Fischer meinte es gut mit dem Kaiser; allein bei ihm war das Interesse desselben dem der Kirche bei weitem untergeordnet."

„Don Miguel Miramon war einer der vorzüglichsten Generale der Kirchenpartei, und sogar in seinem fünfundzwanzigsten Jahre Präsident der Republik gewesen. Er war nun ein schöner Mann von einigen dreißig Jahren, von mittlerer Größe, schöner Figur, eleganten Manieren, dunklem Haar. Er hatte viel Verstand, war außerordentlich ehrgeizig, und dabei tapfer und unternehmend, allein kein wissenschaftlich gebildeter Soldat und kein besonderer Strategiker."

„Don Tomas Mejia war ein kleiner, gelber, merkwürdig häßlicher Indianer von etwa fünfundvierzig Jahren, mit einem ungeheuer großen Mund, und ein paar struppigen schwarzen Haaren darüber. Er war ein durchaus ehrenwerther zuverlässiger Mann, dem Kaiser treu ergeben, und ein tüchtiger Kavalleriegeneral, der wegen seiner persönlichen Tollkühnheit berühmt war. Sobald es zum Angriff ging, nahm er stets einem seiner Leute eine Lanze ab, und stürzte damit voran in den Feind. In früheren Jahren hatte er einmal den Liberalen Queretaro abgenommen. Als er in die Stadt eindrang, flüchteten die letzten Feinde in den ersten Stock des Rathhauses. Mejia erschien an der Spitze einer Reiterabtheilung vor demselben, sprengte, die Lanze in der Hand, die Treppe hinauf, ritt in den großen Rathhaussaal, und zwang die hieher geflüchteten Feinde, sich zu ergeben. Dann ritt er an den Balkon heran, und brachte seinen siegreichen Truppen ein Hurrah."

„Don Ramon Mendez war ein kleiner fetter Indianer mit hübschem Gesicht und schwarzbraunem Haar und Bart, der in seiner rothen mexikanischen Husarenjacke mit Generalsabzeichen sehr gut aussah. Er trug einen Sombrero (breitrandigen Hut) wie der Kaiser. Mendez war ein außerordentlich guter Parteigänger, sehr tapfer und von seinen Soldaten vergöttert, allein leider zur Grausamkeit geneigt. Er war dem Kaiser durchaus ergeben, aber ein entschiedener Feind von Miramon, dem er mißtraute, und von dem er behauptete, daß er sich wenig um den Kaiser und Kaiserreich kümmere, sondern nur ehrgeizige persönliche Zwecke verfolge; eine Ansicht, die ziemlich allgemein war, die aber bei Mendez vielleicht noch durch Eifersucht verstärkt werden mochte."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Nürnberg schreibt man vom 11. Nov.: Gestern Vormittags hat im Hotel-garni ein s. g. Bauernfänger einem Bauern, der seinen Hopfen hier verkaufte, auf die bekannte Art mit dem Napoleonsspiel 100 fl. abgeschwindelt und sich eilig entfernt. Aber dem Bäuerlein wollte der Spaß gar nicht behagen, denn die ganze Baarschaft, welche er für seinen Hopfen erlöst hatte, war dahin und er sollte leer nach Hause ziehen. Er rannte deßhalb die Stadt auf und ab nach dem Bauernfänger, und dieser wurde von ihm auch auf der Museumsbrücke gefangen, an der Gurgel gepackt und zur Herausgabe des Geldes aufgefordert. Der Angepackte machte zum bösen Spiel gute Miene und gab das Geld zurück, wofür ihn dann der Bauer aus Dankbarkeit einem eben die Straße daher kommenden Polizeisoldaten übergab. Der Bauernfänger ist ein junger, sehr anständig auftretender, elegant gekleideter Mann, von dem das Bäuerlein, wie es sich ausdrückte, meinte, er sei Einer, der leicht 50 fl. (so hoch wurde geschätzt) für ihn entbehren könne, was ihm wünschenswerth gewesen wäre, weil er seinen Hopfen sehr billig habe verkaufen müssen.

In Berlin erscheint mit dem neuen Jahre eine „deutsche Schuhmacherzeitung." Dieselbe wird im Verein angesehener und intelligenter Schuhmacher des ganzen Deutschlands unter Leitung des bewährten Haupt-Redakteurs der weitverbreiteten „Deutschen Gerberzeitung", Herrn F. A. Günther in Berlin herausgegeben.

Auflösung der Charade in Nr. 260:

Wenn ich auf den Kirchhof gehe,
Manchmal einsam und allein,
Hier des Armen Holzkreuz sehe,
Dort des Reichen „Leichenstein",
Denk' ich — ich sag's unumwunden:
Wie das schlecht zusammenpaßt!
Sind sie Alle gleich da unten —
Warum oben — den Kontrast?

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bauland.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 271 Freitag, 20. November 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Mit solchen Gedanken suchte Georg sein Zimmer auf, um des andern Morgens, nach einer schlecht verbrachten Nacht, durch ein ungewöhnliches Geräusch aufgeweckt zu werden. Es waren dies freudige von Männern ausgestoßene Rufe, in die sich Gegenrufe weiblicher Stimmen mischten. Georg näherte sich dem Fenster und sah einen großen Palanquin gerade vor dem Haupteingang der Behausung halten.

„Ah," sagte er ungeduldig, „die erwarteten jungen Damen! In einer Stunde ist die Zeit des Frühstücks und da wird wohl die feierliche Vorstellung stattfinden. Wir dürfen also nicht fehlen."

Da indessen auch die Männer, so gut wie die Frauen, eine gewisse Eitelkeit besitzen, so klingelte er, um Stop herbeizurufen und ihm zu befehlen, die nöthigen Vorbereitungen zu seiner Toilette zu treffen.

Stop, welcher sah, daß Georg ein ziemlich verdrießliches Gesicht machte, wagte zuerst nicht zu sprechen, nach einiger Zeit aber konnte er seine Zunge nicht mehr zurückhalten und sagte:

„Haben Ew. Herrlichkeit schon gehört?

„Was denn?"

„Zwei junge Damen sind angekommen. Sir John und Sir Edward waren ganz außer sich vor Freuden. Die jungen Damen haben eine Kammerjungfer mitgebracht, die sich Sciadia nennt — ein drolliger Name. — Es ist eine kleine allerliebste Indierin, mit braunen Wangen und schwarzen Augen; wenn sie lacht, so sieht man eine Reihe von blendend weißen Zähnen. Und sie lacht immer."

„Diese kleine Indierin mit den braunen Wangen hat aber sehr schnell Deine Eroberung gemacht, Meister Stop!"

„Ob, Ew. Herrlichkeit," entgegnete dieser, „ich hab' mein Herz da drüben bei mir, in den Händen der armen Kattin gelassen und ihr Treue geschworen. Und ich bin ein Mann von Wort. Aber diese arme Katin ist sehr weit und — man will doch auch hier Unterhaltung haben."

„Ich höre Dir so leichtfertige Grundsätze gar nicht zugetraut .... Uebrigens ist jetzt keine Zeit zum Schwatzen, eile Dich, ich muß so schnell, wie möglich hinunter."

In diesem Augenblicke trat ein Kammerdiener des Sir John ein, welcher Se. Herrlichkeit ersuchte, zum Frühstück kommen zu wollen.

„Sag' meinem Vater, ich würde alsbald unten erscheinen," bedeutete ihm Georg Malcolm.

Obwohl nun dem jungen Mann die zwei Damen ziemlich ungelegen kamen, so war er doch zu eitel, um nicht noch einmal vor dem Spiegel seinen Anzug und seine ganze Erscheinung einer sorgfältigen Revision zu unterwerfen. Nachdem er hie und da noch Einiges gebessert, begab er sich in das Speisezimmer.

In dem Augenblick, in dem er die Thüre des Salons öffnete, ging sein Vater auf ihn zu und nahm ihn bei der Hand; dann führte er ihn zu den beiden jungen Mädchen, welche mit Edward plauderten, und sagte mit sichtlicher, aber vor Aufregung zitternder Stimme:

„Mary, Hva, meine lieben Kinder, ich stelle Euch Denjenigen vor, von dem ich Euch so viel gesprochen — mein ältester Sohn, Georg Malcolm.

Georg machte eine Verbeugung vor den jungen Mädchen, welche nach englischer Sitte mit anmuthiger Vertraulichkeit die Hände reichten. Er warf einen Blick auf sie und konnte sich eines außerordentlichen Erstaunens nicht erwehren.

Die Schönheit der beiden Schwestern überstieg allerdings noch die Beschreibung, welche der Oberrichter davon entworfen. Wir wollen nicht unternehmen, sie zu schildern, nur so viel wollen wir bemerken, daß Mary, die älteste, achtzehn Jahre zählte, etwas über mittlere Größe war, braunes Haar und dunkelblaue Augen hatte.

Hva, die jüngere, war kaum kleiner als Mary, hatte aber blonde Haare und schwarze Augen.

Beide waren zart und schlank gebaut und doch nicht ohne Fülle.

Was aber Georg Malcolm so sehr überraschte und die jungen Damen ihm so liebenswürdig erscheinen ließ, so daß selbst die maschinistische Schönheit der Unbekannten, die in der letzten Zeit sein Herz in Banden geschlagen, davor in den Hintergrund trat, das war jene echte Jungfräulichkeit, das bescheidene und schüchterne

Digitized by Google

echt weibliche Benehmen, der zarte Hauch einer reinen, unentweihten Seele. Er stand wie gefesselt vor den jungen Mädchen, so daß diese fast in Verlegenheit geriethen, und er sich rasch wieder fassen mußte, um nicht lächerlich zu erscheinen.

Mary und Hero, obwohl von Natur schüchtern und bescheiden, benahmen sich doch John Malcolm und Edward gegenüber, wie wenn sie zur Familie gehörten. Und da Georg der Sohn des einen und der Bruder des andern war, so legten sie auch ihm gegenüber bald jede Schüchternheit ab, und waren munter und vergnügt, wie junge Mädchen zu sein pflegen.

Gegen zwei Uhr des Nachmittags zogen sich die Damen zurück, um sich ein wenig von den Strapatzen der Reise auszuruhen. Georg war nun mit seinem Vater allein im Zimmer.

„Nun, Georg, wie findest Du meine Mündel?“

„Es sind wahre Engel, mein Vater,“ rief Georg.

„Welcher Enthusiasmus!“ entgegnete der Oberrichter lächelnd.

„Ja, mein Vater; es ist Enthusiasmus, und so lange ich lebe, habe ich ihn nie reiner empfunden.“

„Du stehst also, daß ich nicht übertrieben habe.“

„Durchaus nicht, Du bist sogar mit Deiner Beschreibung noch weit hinter der Wahrheit zurückgeblieben.“

„Du würdest also nicht böse werden, wenn Mary Deine Frau würde.“

„Ich wäre der Glückseligste der Menschen, wenn sie meinen Namen zu dem Ihrigen machen wollte.“

Sir John ergriff die Hände seines Sohnes, sein Gesicht überstrahlte eine himmlische Freude, als er gerührt und tief ergriffen sagte:

„Theurer Georg, Gott erweist mir eine große Gnade, daß er mich noch in meinem Alter eine so große Freude erleben läßt. Mary als Deine, und Hero als die Frau Deines Bruders zu sehen, war mein heißester Wunsch. Er geht jetzt in Erfüllung, und ich habe nichts mehr für das Glück meiner Familie zu wünschen. Was Gott mir noch die große Gnade gewährt, und mich das Ziel, das ich mir gesteckt, erreichen läßt, dann will ich gerne von der Erde scheiden; dann habe ich genug gelebt, dann kann ich in Frieden sterben.“

„Sterben, Vater!“ rief Georg, „wer wird denn vom Sterben reden. Du bist noch in voller Kraft, und wir können nicht glücklich sein, wenn Du uns nicht zur Seite stehst.“

Sir John umarmte Georg, während eine Thräne in seinem Auge blinkte; er wandte sich ab, sein Gesicht strahlte vor Freude und Begeisterung.

Georg entfernte sich bald darauf, er war so bewegt, daß er das Bedürfniß fühlte, allein zu sein.

Gegen Abend war die Familie wieder beim Abendessen vereinigt; die jungen Damen, welche sich vollständig ausgeruht hatten, waren munter und lebhaft, und bewiesen bei der Unterhaltung, daß sie eben so viel natürliche Gaben, wie feine Bildung besaßen.

Nach dem Essen ging die Gesellschaft in den Garten und athmete die herrliche Luft und den balsamischen Geruch der Blumen.

Es war allmälig spät geworden und eben schlug die Uhr zehn.

Kaum war der letzte Schlag verhallt, da ließ sich das Geschrei einer Eule dreimal hintereinander vernehmen; es war das Zeichen zum Rendezvous.

Georg fuhr zusammen, er befand sich in außerordentlicher Aufregung. Hatte er früher mit der größten Sehnsucht auf dieses Zeichen gelauscht, so schien es ihm jetzt ein Verbrechen, Angesichts der jungen, liebenswürdigen und reinen Mädchen seiner Leidenschaft Gehör zu geben; er war entschlossen, den Rufe nicht zu folgen.

Mary, welche gesehen, wie Georg zusammengefahren war, gerieth dadurch selbst in große Angst und sagte:

„Was ist Ihnen, Sir Georg? Sie zittern ja förmlich.“

„Es ist nichts, Miß Mary; was soll mir sein?“ sagte Georg kleinlaut.

„Ich weiß es nicht, aber auch Sie sind erschrocken.“

„Es war jedenfalls eine Nervenerschütterung, von der ich kaum ein deutliches Bewußtsein habe.“

„Sie sind gewiß wegen des Geschreis der Eule, das sich so eben drei Mal in unserer Nähe hatte hören lassen, erschrocken, auch auf mich hat es einen peinlichen Eindruck gemacht, denn man sagt, daß ein solcher Schrei einen baldigen Todesfall bedeute.“

„Ich weiß wohl, daß man so sagt, aber es ist nur ein Aberglaube — da so ein Schrei doch unmöglich mit einem bevorstehenden Unglück zusammenhängen kann.“

„Aber Sie sind doch selbst so erschrocken.“

„Sicher weil dieser in der großen Stille plötzlich erlönende Schrei auf meine Nerven eine Wirkung gemacht hat, wie ihn in einem Konzerte eine falsche Note auf musikgewöhnte Ohren macht.“

„Und Sie haben sonst keinen Schreck empfunden?“

„Keinen.“

„Auch nicht das Gefühl einer Ahnung?“

„Nein, durchaus nicht.“

„Dann sind Sie glücklicher, als ich, denn mir kommt es vor, als ob dieser Schrei eine Warnung von Oben sei, daß uns demnächst ein unerwartetes Unglück bevorstehe.“

(Fortsetzung folgt.)

Maximilians Ende.

(Fortsetzung.)

Miramon und Mejia wurden später mit Maximilian zusammen erschossen; Mendez hatte dasselb

Digitized by Google

Geschick schon einige Tage vorher getroffen. Pater Fischer aber, der eigentliche Urheber all dieser Schlächtereien, lebt in Europa gesund und vergnügt.

Zur Zeit, als Prinz Salm in kaiserliche Dienste trat, war der Rückzug der Franzosen nahe bevorstehend. Der Prinz erzählt uns ihren Ausmarsch aus der Stadt Mexiko recht anschaulich.

„So kam der 5. Februar 1867 heran, der Tag, an welchem die Franzosen für immer Mexiko verlassen sollten. Es war einer jener klaren wundervollen mexikanischen Morgen. Die ganze Bevölkerung der Hauptstadt war auf der Straße und in freudiger Aufregung; der Abzug der Franzosen war für alle ein freudiges Ereigniß, denn sie hatten sich bei allen Parteien verhaßt gemacht. Das Benehmen des Marschalls Bazaine brauche ich nicht zu charakterisiren; es ist in vielen Schriften gewürdigt worden. Er mochte nach seinen Instruktionen gehandelt haben; allein er that es nicht nur in einer ihm eigenthümlichen brutalen Weise, sondern überschritt dieselben wahrscheinlich in manchen Punkten, je nachdem es seinen grenzenlosen Ehrgeiz und seiner Geldgier*) paßte. Die französischen Offiziere athmeten dem Marschall nach, und ihre Anmaßlichkeit und Habgier überschritt alle Begriffe. Was kümmerte sie Maximilian, oder die vorgeschützten jubilatorischen Absichten ihres Kaisers! Sie verachteten die Mexikaner mit französischer Anmaßung, raubten so viel sie immer konnten, und beleidigten gröblich die Bewohner von Mexiko bei jeder Gelegenheit. Herren auf dem Trottoir, die ihnen nicht schnell genug aus dem Wege gingen, stießen sie auf das Pflaster hinunter, und Damen, die sich auf die Straße wagten, waren vor ihrer gemeinen Zudringlichkeit nicht sicher. Die mexikanischen Offiziere zogen es vor, meist in Zivil zu gehen, da sie ihre Uniformen nicht der Beschimpfung aussetzen wollten, daß ihre Begrüßung von den Franzosen nicht erwidert wurde.

Die mexikanischen schwarzäugigen Damen, den Rebozo (Schleiermantille) lockig und kokett über Kopf und linke Schulter geworfen, füllten schon frühzeitig die zahlreichen Balkone. Der Ausmarsch begann um 9 Uhr. Kein freundlicher Zuruf, kein Abschiedszeichen grüßte die verhaßten Bedrücker, und die Damen sahen unbeweglich und mit verächtlichem Lächeln auf die rechts und links umher kokettirenden Offiziere hinab. Das Volk verhielt sich durchaus still. Der Kaiser trat nicht ans Fenster; doch konnte er sich nicht versagen, hinter der Gardine hervor den letzten Blick auf die Truppen seines treulosen Verbündeten zu werfen. Die Zitadelle wurde erst am anderen Tage geräumt, damit die Besatzung Zeit hatte, vierzig dort stehende Kanonen unbrauchbar zu machen, und die Munition in's Wasser zu werfen. Sechs gezogene Geschütze und viertausend Granaten wurden sorgfältig vergraben, damit die Liberalen sie finden sollten; allein es wurde verrathen, und sie kamen in unsere Hände. Daß Marschall Bazaine dem General Porfirio Diaz anbot, ihm die Stadt Mexiko zu überliefern, kann ich in so weit bestätigen, als er mir von dem General selbst im November 1867 mitgetheilt wurde. Porfirio Diaz hatte das ehrlose Unternehmen abgelehnt, indem er sagte, er hoffe die Stadt wohl selbst nehmen zu können."

Es ist unstreitbar, daß die Franzosen die Absicht hatten, dem Kaiser das Verbleiben in Mexiko möglichst zu verleiden, und für den Fall, daß er dennoch beharrte, dafür zu sorgen, daß er nicht lange halten könne. Der Napoleonische Plan eines mexikanischen Kaiserthums war von Haus aus auf die Voraussetzung gebaut, daß die amerikanische Rebellion siegreich sein werde. Prinz Salm geht ohne Zweifel zu weit, wenn er sagt, Napoleon habe er mit der Gründung dieses Reiches gar nicht ernst gemeint, und als Beweis dafür den Umstand anführt, daß andernfalls der französische Herrscher die Konföderation der rebellischen Südstaaten kräftigst unterstützt haben würde. Napoleon that dies einfach deßhalb nicht, weil er das Wagniß zu kühn fand, wie es denn überhaupt seine Sache nie war, gegen die Muthigen Muth und gegen die Starken Stärke zu zeigen. Aber Recht hat der Prinz darin, daß die Unternehmung der Franzosen mehr eine Finanzoperation, als eine politische That sein sollte. Napoleon wollte die mexikanische Provinz Sonora gewinnen, und die Männer in seiner Umgebung, Morny und seine Genossen, wollten ungeheure Summen in die Tasche stecken. Es war den meisten, vielleicht mit Ausnahme Napoleons und Maximilians, bekannt, daß die Spekulation auf die Millionen der Jecker'schen Forderung der eigentliche Ausgangspunkt des mexikanischen Abenteuers war. Wie der Beginn unwürdig, so der Fortgang schmachvoll. Maximilian mußte sich von seinen französischen Herren die ärgsten Demüthigungen gefallen lassen; Marschall Bazaine schrieb ihm unverschämte Briefe; die Franzosen wühlten auf's Aergste die Mexikaner der Kaiserpartei, und öffneten gegen die Republikaner die empörendste Grausamkeit. „Sie stahlen Alles, was sie nur konnten, und von den Anleihen flossen nur neunzehn Millionen in den Staatsschatz." Wohin die übrigen Millionen kamen, darüber hätten Morny, und Rouher und andere Großen des Bonapartismus wahrscheinlich gute Auskunft geben können.

Jede Rücksicht schwand aber bis auf's Letzte, sobald der Sieg der Vereinigten Staaten über die Rebellion den Franzosen eine ungesäumte Heimkehr auferlegt hatte. Maximilians Krone sollte das Gepäck auf ihrem Rückzug bilden. Es sollte ihm klar gemacht werden, daß er ohne sie nichts sei. So weit ihre Wirksamkeit

*) Er und der französische Geschäftsträger Dano benutzten die gute Gelegenheit, um sehr reiche Mexikanerinnen zu heirathen. Um sich die Mitgift für alle Fälle gehörig zu sichern, trugen sie Sorge, ihre Gattinnen aus liberalen Familien zu wählen.

Digitized by Google

zeichte, schnitten sie ihm nicht nur die Hilfsmittel ab, sondern bereiteten auch alles zu seinem Verderben. Marschall Bazaine setzte jeder Organisation eines mexikanischen Heeres die erdenklichsten Schwierigkeiten entgegen; die Franzosen, die in demselben Dienst genommen hatten, bemühte er sich zur Rückkehr in die Heimath zu verleiten, und wahrscheinlich von ihm angetrieben, thaten die Vertreter Oesterreichs und Belgiens ähnliche Schritte bei ihren Landsleuten. Die belgische Legion, bereits im Januar aufgelöst, hatte damals eine gezogene Batterie und ihre ausgezeichnet guten Gewehre dem französischen General Douai überliefern müssen, und Prinz Salm fand später diese Waffen in den Händen der feindlichen Truppen unter Porfirio Diaz wieder! Uebrigens war es schon vor dem Erscheinen dieses Buches bekannte Sache, daß die Franzosen vor ihrem Abzug mit den Feinden Maximilians unter Einer Decke spielten; sobald sie nicht mehr bleiben konnten, erachtete Napoleon es für sein Interesse, der ganzen Kaiserposse ein Ende zu machen, damit sie ihm weiter keine Verlegenheiten schaffen könne. Der Schreiber dieser Zeilen, der zur Zeit der mexikanischen Sendung des Generals Castelnau in Paris war und einen hochgestellten Mann nach der Bedeutung derselben fragte, erinnert sich noch sehr genau der Erklärung, die dieser ihm mit merkwürdiger Offenheit und soldatisch derben Ausdrücken gab: „Castelnau geht nach Mexiko, um Maximilian zu sagen: Edler Schwachkopf, du machst dich augenblicks durch die Lappen, oder wenn nicht, bringen wir dich in die Tinte.“ Doschon wir die Verdeutschung gemildert haben, müssen wir doch noch den Leser um Entschuldigung für solche Kernsprache bitten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Rostock, 10. Nov., schreibt man: Bei dem gestrigen Nord-Oststurme kam in Warnemünde ein einzelner Mann im offenen Boote an. Es war ein Stralsunder, welcher bereits vor 8 Tagen von Rügen nach Stralsund hatte übersetzen wollen, aber vom Nord-Weststurme verschlagen und die ganze Zeit über ohne Kompaß auf der See umhergetrieben war. In der Nähe von Moen traf er vorgestern auf die mecklenburgische Brigg „Franziska“, Kapt. Schmidt. Letzterer versah ihn mit Proviant und Wasser, und rieth ihm, seinen Kurs vor dem Winde nach Südwesten zu steuern, wo er dann auf einen Hafen treffen würde. So gelangte er nach Warnemünde und fand glücklich die Einfahrt zwischen den beiden Molen, obgleich dieselben vollständig überschwemmt waren.

Dem „Stuttgarter Beobachter“ entnehmen wir Folgendes: Aus dem Allgäu ist uns eine kleine, mit einem Oehr zum Aufhängen und Annähen versehene, aus ächtem Kölngrätzer Kanonenmetall geschlagene, in Feuer vergoldete, sechslergroße allerliebste Medaille eingesandt worden. Auf dem Avers, d. h. auf der Vorderseite ist in kunstreicher Arbeit das Haupt eines süddeutschen Volksmannes dargestellt. Auf der linken Seite des Kopfes finden sich folgende ibunische Zeichen eingravirt: „DR. FR. IOS.“ Rechts aber steht: „VOELK.“ Auf der Kehrseite der Medaille steht folgende Inschrift: DEM VERTRETER DES ALLGAEUS ZUR EHRE.“ Diese merkwürdige Denkmünze wird jetzt im Allgäu fast ausschließlich getragen, besonders in Kempten. Männer tragen sie meist an der Uhrkette, Frauen tragen sie am Halsschnürchen oder am Rosenkranz.

Ein Strike eigenthümlicher Art wird aus Cambridge gemeldet. In dem dortigen Suffex College beklagten sich die Studenten über das zu schlechte und zu theure Essen und erhoben sich sämmtlich nach dem Tischgebet von ihren Sitzen, um in corpore den Speisesaal zu verlassen und in einem nahegelegenen Hotel zu Mittag zu speisen. Bis zur Einführung einer gründlichen Reform gedenken die Studenten bei ihrem Strike auszuhalten.

[Grabschrift.] Der Gemeinde-Vorsteher von R. reiste nach München, wo er plötzlich starb. Da er in seiner Gemeinde sehr beliebt war, setzte man ihm in seinem Heimathsorte einen Denkstein mit der Inschrift:

Hier ruhet Herr R.
Gemeinde-Vorsteher allhier,
welcher in München begraben ist ꝛc.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 261:

Hanns nennt sein Gretchen einen „Engel“,
Doch weil sie ihn einmal nicht leiden kann,
So stellt sie noch ein B voran,
Und nennt ihn also, einen „Bengel“.
Ob Hanns sich in sein Schicksal fügte,
Und mit dem Bengel sich begnügte —
Ob er sich gar darüber kränkte,
Und an den nächsten Baum sich hängte,
(Vielleicht auch an ein ander' Mädel)
Zum großen Schrecken seiner Grethel —
Das weiß ich nicht!

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers J. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 272 Samstag, 21. November 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte Mary diese Worte gesprochen, als der Schrei der Eule abermals kurz hintereinander ertönte.

Die Wirkung dieses Rufes auf das junge Mädchen war eine ganz außerordentliche, ihre Brust hob sich konvulsivisch und stammelte mit kaum vernehmbarer Stimme:

„Um Gotteswillen, Sir Georg, gehen wir in das Haus. Diese unheimlichen Schreie verursachen mir eine fürchterliche Pein. Sie können über meine Schwäche spotten, aber Sie vermögen mir nicht die Ueberzeugung von einem uns bevorstehenden Unglück zu nehmen."

Bei diesen Worten wurde sie leichenblaß und Georg hatte kaum noch Zeit, die Sinkende in seinen Arm aufzufangen.

„Mein Gott!" rief John Malcolm, „was fehlt denn dem lieben Kinde?"

„Sie ist ohnmächtig, mein Vater," antwortete Georg ängstlich.

„Schnell, schnell, in die Wohnung! Es ist hoffentlich nur ein vorübergehendes Unwohlsein."

Georg nahm die Ohnmächtige auf seine Arme und eilte nach dem Bengalow, während Sir John, Heva und Eduard mit ängstlichen Ausrufen folgten. Er legte Mary auf ein Ruhebett, und Dank den Bemühungen Aller, schlug sie bald wieder die Augen auf.

„Nicht wahr? ich bin recht kindisch," sagte sie mit matter Stimme zu den Umstehenden. „Ihr dürft nicht böse sein, ich habe doch schon so oft eine Eule schreien hören, ohne daß es auf mich einen Eindruck gemacht hätte, aber heute Abend hat mich dieser unheimliche Vogel recht in Schrecken gesetzt. Ich bin vielleicht noch schwach von den Anstrengungen der Reise und der freudigen Aufregung, mich wieder in dem Hause meines väterlichen Vormundes zu befinden."

„Ja, mein Kind," sagte Sir John, „so wird es sein. Wir wollen zu Bett gehen, und morgen, wenn Sie erst ordentlich ausgeschlafen, und sich von den Strapatzen der Reise erholt haben, wird Ihre volle Kraft wiederkehren."

Heva reichte ihrer Schwester den Arm und führte sie zum Schlafzimmer; auch die Uebrigen zogen sich auf ihr Zimmer zurück.

Georg von Gefühlen aller Art bewegt, ging unruhig in seinem Zimmer auf und ab; er öffnete das Fenster, welches auf einen Balkon führte, und lehnte sich auf die Brüstung; seinem heißen Kopfe that die Kühle des Abends wohl.

Seine Gedanken schweiften bald zu Mary, bald zu der schönen Unbekannten hinüber, aber es dauerte nicht lange, so hatte er seinen Entschluß gefaßt; er wollte für immer mit seiner mysteriösen Geliebten brechen.

Sangor hatte vergeblich zwei Mal den Schrei der Eule ertönen lassen, und wußte nun nicht, was er anfangen sollte.

Unmöglich konnte er, von dem Zauber und der Allgewalt seiner Gebieterin unbedingt überzeugt, annehmen, daß Georg Malcolm den Ruf gehört und nicht habe folgen wollen.

Um sich aber bestimmt zu überzeugen, ob Georg Malcolm im Bengalow sei oder nicht, näherte er sich der Umzäunung und kroch durch eine Oeffnung der Hecke in den Garten.

Er schlich an der Hecke hin und näherte sich dem Hause so viel als möglich. Einen großen Theil der Fenster fand er erleuchtet; es war aber immerhin möglich, daß Georg Malcolm selbst nicht zu Hause war. Wie erstaunte er aber, als er den jungen Mann auf dem Balkon erblickte. Es war ihm unfaßbar, daß Georg den Wünschen seiner Gebieterin entgegenhandeln könne.

Indessen, so sehr er auch seiner Herrin ergeben war, so wagte er doch, daran gewöhnt, lediglich empfangene Befehle auszuführen, nichts Weiteres auf eigene Hand zu unternehmen, ohne seine Herrin befragt zu haben.

Er schlich sich deßhalb wieder aus dem Garten und sprengte im schärfsten Galopp nach dem Schlosse. In wenigen Minuten hatte er den Weg zurückgelegt, zu dem er sonst, wenn er Georg Malcolm mit sich führte, viel mehr Zeit gebraucht hätte, da ihm eingeschärft worden war, mit dem jungen Mann stets nur auf Umwegen nach dem Schlosse zu reiten.

Am Schlosse angekommen ging er durch mehrere Säle nach dem Boudoir seiner Gebieterin, legte seine Hände über die Brust, neigte den Kopf und blieb stumm in dieser unterwürfigen Haltung stehen.

Digitized by Google

Die Unbekannte sah ihn ganz erstaunt an und sagte:

„Warum kommst Du allein? Ist Georg Malcolm nicht zu Hause?“

„Doch, Herrin!“

„Hat er den Ruf nicht gehört?“

„Das ist unmöglich, ich habe zwei Mal gerufen, und konnte selbst die Leute im Garten sprechen hören.“

„Er hat also nicht folgen wollen,“ sagte die Unbekannte mit unbeschreiblicher Bitterkeit.

Sie erhob sich von ihrem Kissen, ihre Augen sprühten ein unheimliches Feuer, ihr Antlitz war blässer als je. Da fiel ihr Blick auf den Spiegel; sie betrachtete ihr Bild, und allmälig wurde ihr Gesicht wieder freundlicher, ihre Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, und sie sagte halblaut:

„Ah, ist es denn möglich? Bin ich denn Eine von Denen, deren Liebe man gewinnt und in der nächsten Stunde wieder wegwirft? Was konnte ihn abhalten, Sangor heute Abend zu folgen? Doch, was es auch sei, ich muß es wissen! Er muß wieder hieher kommen! Und wenn es sein muß, so werde ich, um ihn zu fesseln, thun, was ich noch nie gethan, ich werde die Maske fallen lassen und ihn mein Gesicht sehen lassen. Ja, ich werde es thun, denn ich liebe ihn!“

Nach diesen leise vor sich hin gesprochenen Worten drehte sie sich nach Sangor um und sagte laut:

„Du eilst nach dem Bengalow zurück, und bringst in die Wohnung; Du sagst ihm, ich wünschte, daß er unverzüglich komme. Hörst Du?“

„Ich werde es thun, Herrin! aber . . .“

„Nun?“

„Wenn er nicht will?“

„Er geht mit.“

Sangor verbeugte sich und wollte gehen.

„Sangor!“ rief ihm die Unbekannte nach: „Eile Dich, so viel Du kannst; die Minuten bis zu Deiner Zurückkunft werden mir zu Stunden.“

Kaum hatte die Unbekannte diese Worte gesprochen, als Sangor schon im Garten war und sich auf das Pferd geschwungen hatte. Er flog dahin in die schweigende Nacht, eine phantastische Erscheinung, mit einer Geschwindigkeit, wie der gespenstige Reiter in Bürgers Leonore.

Nachdem Sangor an dem gewöhnlichen Ort die Pferde der Bewachung des Negers übergeben, der ihm gefolgt war, schlich er nach dem Bengalow. Er hatte nicht vergessen, in welchem Zimmer Georg gewesen war. Er blickte hinauf; Georg hatte unterdessen den Balkon wieder verlassen und ging unruhig im Zimmer auf und ab. Sangor, welcher dies bemerkte, schlich nach der Veranda, kletterte hinauf und stand in wenigen Sekunden auf den Balkon.

Eben drehte sich Georg bei seiner Wanderung im Zimmer um und schritt wieder nach dem Fenster zu, als er die Riesengestalt Sangors auf dem Balkon stehen sah. Er wußte auch im ersten Moment nicht, wer es sein konnte, denn er hatte Sangor noch nie mit unbedecktem Gesicht gesehen. Georg von den wilden Zügen des Inders, welcher diesmal seinen Kopf nicht verhüllt hatte, betroffen, wollte eben einen Hülferuf ausstoßen, und nach einer Waffe greifen, als Sangor ihm halblaut zurief:

„Machen Sie keinen Lärm, und denken Sie nicht daran sich vertheidigen zu wollen, ich bin kein Feind.“

„Wer bist Du denn?“

„Ich bin Der, welcher Sie heute Abend vergeblich am Kreuzwege erwartet hat.“

„Mein Führer!“

„Ja.“

„Und wen suchst Du heute Abend in diesem Hause auf?“

„Sie.“

„Und warum?“

„Um Sie dahin zu führen, wo man Sie erwartet.“

„Wer schickt Dich?“

„Sie.“

„Sie weiß also, daß Du mich zwei Mal vergeblich gerufen hast?“

„Sie weiß es.“

„Und trotzdem hat sie Dir den Befehl gegeben, hieher zu gehen.“

„Ja sie hat mir aufgetragen, Sie aufzusuchen und Ihnen zu sagen, daß sie erwarte.“

Georg schwieg einige Sekunden: dann sagte Sangor:

„Kommen Sie, Herr! die Pferde stehen an der gewöhnlichen Stelle, und wir werden in wenigen Augenblicken bei meiner Herrin sein.“

„Geh allein,“ antwortete Georg, „ich gehe nicht mit.“

(Fortsetzung folgt.)

Maximilians Ende.

(Fortsetzung.)

Als Maximilian von seinen Beschützern befreit war, faßte er den Plan, mit dem größeren Theil seiner Truppen nach den nördlichen Provinzen zu ziehen, um die feindlichen Abtheilungen einzeln zu vernichten. Der Plan war gut, allein er hätte mit entschlossener Raschheit und Thatkraft ausgeführt werden müssen. Statt dessen zeigte sich unentschiedenes Schwanken und Halbheit. Man wählte zum Mittelpunkt der Operationen die höchst ungünstig gelegene Stadt Queretaro, ließ sich dort mehr und mehr vom Feind einschließen und aushungern, und benutzte keine der günstigen Gelegenheiten, sich entweder nach Mexiko zurück oder an die Meeresküste durchzuschlagen; ja man versäumte sogar die Besetzung der Höhen umher, die die Stadt beherrsch-

Digitized by Google

ten. Ein europäisches Heer hätte Queretaro in drei Tagen genommen; die Mexikaner unter General Escobedo brauchten dazu drei Monate und die Beihilfe des Verraths. Maximilian war seit dem Tage, da er aus der Hauptstadt gezogen, von denen, die er zurückgelassen, bereits gänzlich aufgegeben. Seine hingesendeten Befehle wurden nicht mehr beachtet; er verlangte, die in Mexiko zurückgebliebenen Truppen sollten ihm nachfolgen, seine Minister untersagten es. Er hatte Marquez als seinen Stellvertreter hingesendet, und auch dieser, trotz seines feierlich gegebenen Ehrenwortes, schickte weder Truppen noch Geld; ja er verschmähte es sogar, dem Kaiser auch nur die geringste Mittheilung zukommen zu lassen und benahm sich überhaupt so, als sei er von nun an allein der Beherrscher von Mexiko.

Maximilian hatte am 13. Februar 1867 den Marsch nach Queretaro angetreten. Am Morgen des 5. Mai spielte der Verrath des Obersten Lopez die Stadt dem feindlichen General Escobedo in die Hände, und der Kaiser ward gefangen. In dieser langen Zeit von 12 Wochen war Fehler auf Fehler gehäuft worden. Mehr als ein siegreiches Gefecht mit den Truppen Escobedo's bot die beste Gelegenheit, sich durchzuschlagen; aber sie ward nicht benutzt, trotz dem dringenden Rathe des Prinzen Salm. Und als Maximilian sich endlich zu dem unvermeidlich gewordenen Rückzug entschloß, verschob er ihn nicht nur von einem Tag zum andern, sondern beging noch dazu den unverzeihlichen Fehler, seine Absicht nicht in das nothwendige Geheimniß zu hüllen. So gab er selbst durch wenzeitige Mittheilung des Vorhabens dem Verräther Lopez die Möglichkeit, ihn den Feinden zu verkaufen. Gegen die Zusage einer bedeutenden Summe führte er persönlich am frühen Morgen die Feinde in den ihm anvertrauten Posten, das auf einem Hügel gelegene Kloster de la Santa Cruz. Der Entgelt, der einem solchen Dienst gebührte, ward ihm vollständig von den Mexikanern; sie haben ihm von dem versprochenen Verrätherlohn nicht einen Pfennig gezahlt.

Uebrigens weist Prinz Salm überzeugend nach, daß Lopez die Absicht hatte, wohl die Stadt, aber nicht den Kaiser dem Feinde zu überliefern; im Gegentheil wollte er ihm Zeit zur Flucht verschaffen. Gleich nach dem Einbringen der Republikaner schickte er seinen Mitschuldigen, Oberstlieutenant Jablonski zum Kaiser, um ihn von dem Erfolg der Feinde zu benachrichtigen; hierauf eilte er selbst zum Prinzen Salm und forderte ihn auf, den Kaiser zu retten. Als sodann Maximilian mit dem Prinzen und drei andern Begleitern sein Quartier verließ, traf er sofort auf Lopez und den feindlichen Obersten Don José Rincon Gallardo; dieser erkannte den Kaiser; allein er wandte sich an seine Soldaten und sagte: „Können passiren, sind Bürger." „Die Soldaten traten zur Seite, und wir gingen an ihnen vorbei, der Kaiser, Castillo, Pradillo und ich in voller Uniform, und Secretär Blasio! Der ganze Vorgang war so überraschend und auffallend, daß ich dem Kaiser erstaunt und fragend ins Gesicht sah. Er verstand meinen Blick und sagte: Sehen Sie, es schadet niemals, wenn man Gutes thut. Die Mutter des feindlichen Offiziers, der uns passiren ließ, war sehr häufig bei der Kaiserin, die ihr viele Wohlthaten erwiesen hat. Thun Sie Gutes, Salm, wenn immer Sie können.... Gleich darauf kam Lopez zu Pferde und bewaffnet. Er drang in den Kaiser, sich in das Haus des Bankiers Rubio zu begeben, dort werde er sicher sein; allein der Kaiser sagte: Ich verstecke mich nicht, — und Lopez ritt wieder zurück. Plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, stand der Scheele des Kaisers an der Hand seines mexikanischen Reitknechts vor uns, wie ich vermuthe, von Lopez selbst mitgebracht, der augenscheinlich nicht die Freiheit und das Leben des Kaisers in sein Verbrechen des Verraths mit einschließen wollte." Während der Kaiser auf das Festungswerk Corro de la Campana (Glockenhügel) flüchtete, traf Lopez noch einmal mit einem feindlichen Bataillon auf ihn; allein als die Offiziere desselben den Kaiser sahen, verkürzten sie ihren Schritt. So gelangte Maximilian unbehelligt auf den Hügel; allein da seine meisten Truppen zum Feinde übergingen, und es ganz unmöglich war, mit den schwachen Reste durch Escobedos Heer zu brechen, so blieb ihm nichts übrig, als sich zu ergeben. Der letzte Akt des Trauerspiels ist noch frisch in Aller Gedächtniß.

Lopez hat am 31. Juli 1867 in Mexiko eine Flugschrift drucken lassen, um sich von dem Vorwurf des Verraths zu reinigen. Es ist ihm das aber sehr übel bekommen. Wenige Tage nach dem Erscheinen der Flugschrift veröffentlichten 41 Stabsoffiziere des kaiserlichen Heeres, aus ihrem Gefängniß in Morelia, eine Entgegnung, die die vollständigen Beweise für den geübten Verrath brachte. Auch Prinz Salm, obschon im Gefängniß zu Queretaro und noch in Todesgefahr schwebe d, unterließ nicht, in einem Briefe vom 4. Oktober 1867 dem schmutzlichen Menschen die Thatsachen vorzurücken, die Jeden von seiner Schuld überzeugen mußten. Aus diesem Briefe erfahren wir unter Anderem, daß Lopez das Eindringen der Republikaner dazu benutzte, vor Allem das Archiv des Kaisers und dessen silberne Waschtoilette zu stehlen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Swords in Irland starb kürzlich eine Frau, Namens Anna Lowham, 107 Jahre alt. Sie war im Jahre 1761 geboren und die Mutter von fünf Söhnen und drei Töchtern. Einer ihrer Urenkel ist gegenwärtig ein Konstabler in der Londoner Polizei.

Digitized by Google

In Bahn (Pommern) wurde am 8. November unter allgemeiner Theilnahme ein Veteran aus den Jahren 1813—1815 zu Grabe getragen. Der Mann hatte redlich gearbeitet, denn er hatte, wie die „Od. Ztg." erzählt, mit seinen Bewerbungen um eine Pension kein Glück. Alle seine Gesuche darum waren nutzlos und war er damit von Einem zum Andern gewiesen worden. Endlich war ihm auf seine desfallsige Petition ein einmaliges Geschenk von drei Thalern durch die Regierung zu Stettin angewiesen worden, mit der Hinweisung, daß er zu einer laufenden Pension noch nicht an der Reihe sei. Beim Eintreffen dieser Verfügung war der Bittsteller just 82 Jahre alt und jetzt ist er bei Gevatter Hain eher an die Reihe gekommen, als bei dem Pensionsfonds. Er ist der erste nicht!

[Kalklicht.] Nach dem „J. of Gaslighting" hat das englische Kriegsministerium beschlossen, das Kalklicht (Drummondslicht) statt des Gaslichtes in den Kasernen und den Ställen der Regimenter einzuführen, seit man durch Versuche zu der Gewißheit gelangt ist, daß das erstere eben so viel Nutzen schafft, wie das letztere und zwar mit weniger Unkosten. Ueber die Versuche selbst, die man in Perth angestellt hat, schreibt der „Edinburg Courant": Die Versuche mit dem Drummond'schen Licht wurden theils im Hafen The Queens Barrack, theils in einem Winkel eines Kasernenflügels, theils in den Sälen der Kasernen gemacht. Auf einem 20 Fuß hohen Gestell befand sich der Lichtapparat und der Reflexionsspiegel. Als das Kalklicht angezündet und der Spiegel auf den Hof gerichtet wurde, war derselbe fast eben so hell erleuchtet, wie zur Zeit der Mittagssonne und in einem Abstand von 100 Yards von der Lichtquelle vermochte man die feinste Schrift zu lesen. In dem einen Ende des Winkels setzte man ein kleineres Licht auf, das von einer Glaskugel umgeben, stark genug war, in einem Abstand von 30 Yards eine auf der Erde liegende Knopfnadel finden zu lassen. Der in einem der Säle aufgestellte Apparat war noch kleiner, erleuchtete aber dennoch denselben weit klarer, als es sonst mit Gas zu geschehen pflegt. Die Versuche wurden in Gegenwart eines vom Kriegsdepartement aus London dahin entsandten Fachgelehrten und des Obersten des Ingenieurkorps in Schottland vorgenommen, welche Beide sich über die Ergebnisse höchst befriedigend erklärten.

[Deutschredende Israeliten.] Wie verbreitet die deutschredenden Israeliten über den ganzen Erdboden sind, davon liefert wohl der Umstand den deutlichsten Beweis, daß der in Mainz erscheinende „Israelit" fast nach allen Ländern versandt wird, in denen die Civilisation Boden gewonnen hat. Der „Israelit" geht nicht allein nach England, Frankreich, Belgien, Holland, Schweden, Dänemark, Rußland, Italien, Galizien, Ungarn, Siebenbürgen, Rumänien, Dalmatien, Slawonien, nach der Schweiz und der Türkei, sondern auch nach Nord- und Südamerika, nach Australien, nach Vorderasien, Palästina, Persien und Indien, nach Algier, Egypten und nach dem Cap der guten Hoffnung.

Aus Fontainebleau wird gemeldet: Zwei Arbeiter, die durch einen Erdeinsturz bei den Brunnenarbeiten in Banne verschüttet wurden, sind endlich aufgefunden. Fünf Tage und fünf Nächte war man unaufhörlich mit der Wegschaffung des Gerölles beschäftigt. Man fand sie beide im Grunde des Brunnens stehend, mit ihren Hacken in den Händen. Ihre Züge waren ruhig und ohne den Ausdruck überstandener Qualen. Der Tod muß augenblicklich erfolgt sein. Einer der Arbeiter, die am meisten Energie bei dem Rettungsversuche entwickelt hatten, erzählte, daß auf jeden Kilometer dieser Kanalisation drei Menschenleben kämen, und berechnete die Zahl der Opfer auf 36.

Ueber die Eigenthümerschaft an dem zu Hildesheim gefundenen Silberschatz war bereits einiger theorelische Streit entbrannt; ob dem Soldaten, der zuerst den Spaten dort eingeschlagen, dem Offizier, der das befohlen, dem Regiment, zu welchem Beide gehören — oder endlich dem Staate? Die Sache ist dadurch entschieden, daß der betr. Kompagniechef jetzt mit dem Schatze in Berlin eingetroffen, um ihn der „kompetenten Staatsbehörde" zu überbringen, so daß also wohl der k. preuß. Militärfiskus der von keinem römischen Kaiser mehr anzufechtende Erbe des Barus werden würde. An dem hohen Alter des Fundes zweifelt man übrigens neuerdings, da sich auch ein Stück Pergament dabei vorgefunden haben soll, auf welchem noch Schriftzeichen erkennbar seien.

Herr Watson in Ann Arbor hat einen neuen (seinen neunten) Planeten entdeckt; die Zahl aller Planeten ist dadurch auf 114, die der kleinen Planeten auf 106 gestiegen.

Logogryph.

Nimm einer Kuh den Kopf,
Und setz' ihr Herz ihr an:
Leicht glaubt nun, wer kein Tropf
Ist, daß sie fliegen kann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Bailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 273 Montag, 23. November 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Sangor fuhr zusammen; offenbar traute er seinen Ohren nicht; es schien ihm unmöglich, daß Jemand dem Willen seiner Gebieterin ernstlich Widerstand leisten könne. Er glaubte mißverstanden worden zu sein und sagte deßhalb:

„Ich bin gekommen, Herr, um Sie, wie sonst zu meiner Herrin zu führen."

„Ich habe Dich vollkommen verstanden," erwiderte Georg, allein ich habe nun einmal den Entschluß gefaßt, nicht mitzugehen."

Sangor sah ihn mit unglücklicher Miene an, und sagte:

„Das ist unmöglich!"

„Warum denn?"

„Die Herrin hat befohlen, und man muß gehorchen," rief Sangor enthusiastisch.

„Du hast ganz Recht, wenn Du, der Du Deiner Herrin Gehorsam zu leisten, so sprichst und handelst," entgegnete Georg, „Du bist ein treuer Diener und verdienst einen guten Herrn zu haben."

Bei diesen Worten ging Georg an seinen Pult und nahm eine Anzahl Goldstücke. Dann sagte er:

Zu wiederholten Malen hast Du mir als Führer gedient, und heute Abend noch hast Du Dich einer ernstlichen Gefahr ausgesetzt, um zu mir zu gelangen, Du verdienst eine Belohnung, hier ist sie."

Damit drückte er die Goldstücke in die Hand Sangors.

Dieser betrachtete einen Augenblick das glänzende Metall mit einer Art von naivem Erstaunen; alsbald aber nahm sein Gesicht den Ausdruck äußerster Verachtung an und er ließ das Gold gleichgiltig aus seiner Hand auf den Teppich fallen.

„Was machst Du?" fragte Georg.

„Herr!" antwortete Sangor mit eigenthümlicher Würde, „Diejenige, der ich gehöre, ist reicher als die Diamantengruben von Golconda, und großmüthiger wie Finger wie das Wasser einer Quelle . . . Das Gold ist in ihrem Palaste eine so gewöhnliche Sache, daß der geringste ihrer Diener gar keinen Werth darauf legt."

„Seltsames Volk!" sagte Georg zu sich, „welcher Stolz selbst bei der Dienerschaft."

„Die Zeit vergeht," sagte Sangor, „die Herrin wartet; ich frage Sie nun zum letzten Male: gehen Sie mit?"

„Nein, mein Entschluß ist unwiderruflich."

„Warum?"

„Darüber habe ich mir nur allein Rechenschaft abzulegen."

„Sie irren sich. Diejenige, welche wartet und die noch nie gewartet hat, verlangt darüber Aufschluß, denn eine solche Weigerung ist eine Beschimpfung."

„Nun," sagte Georg, „ich will nicht undankbar sein; ich will ihr schreiben; der Brief dient Dir zugleich als Beweis, daß Du Deinen Auftrag richtig ausgeführt hast."

Georg setzte sich und hatte nach wenigen Augenblicken seinen Brief geschrieben, er lautete:

„An Diejenige, deren Gesicht ich nicht gesehen!"

„An Die, welche für mich keinen Namen hat!"

„Dank Ihrer Gnade, Madame, habe ich einen Traum geträumt, einen entzückenden Traum, der zur Liebe hätte führen können, ja zur Liebe hätte führen müssen.

Zum Glück aber für mein Herz war zwischen der Liebe und mir eine Maske. Wie oft habe ich gebeten, aber immer umsonst; die leidige Maske ist nicht gefallen, sie hat den Weg zur Liebe versperrt.

Auf den Traum ist das Erwachen gefolgt; der Traum war entzückend; er wird nie aus meinem Gedächtniß schwinden. Ihr Bild, reizend — obwohl unvollständig — wird mich stets umschweben, und sein Zauber wird für immer erfüllen das dankbare Herz des

Georg Malcolm."

Der junge Engländer legte den Brief in ein Couvert und versiegelte es mit seinem Siegelring, der das Wappen der Malcolm trug. Er reichte es Sangor und empfahl ihm, diesen Brief seiner Herrin zu überbringen.

Kaum war Sangor mit dem Briefe verschwunden, als Georg fast bereute, nicht mitgegangen zu sein.

Digitized by Google

Mußte er sich doch selbst sagen, daß seine Weigerung wirklich eine Beschimpfung, eine enorme Beschimpfung sei, und daß es die Höflichkeit erfordert haben würde, sich persönlich mit der Unbekannten auseinander zu setzen.

Er ging in seiner gedrückten Stimmung mehrmals im Zimmer auf und ab, plötzlich blieb er stehen, und sagte zu sich selbst:

„Es mußte so kommen . . . ich habe meine Pflicht gethan; ich konnte nicht anders handeln! Eine Liebe, wie diejenige, welche ein einziger Blick auf Mary Burtell einflößt, muß von jeder unreinen Berührung fern gehalten werden. Die Ehre gebot mir, zu widerstehen, ich würde es noch einmal thun, wenn es nöthig sein sollte."

Georg warf sich in einen Sessel, von den widersprechendsten Gefühlen bewegt; er merkte nicht, wie die Zeit verfloß, und doch war schon fast eine ganze Stunde seit der Unterredung mit Sangor vergangen.

Auf einmal fuhr Georg zusammen; ein kleiner weißer Gegenstand von geringem Umfange, der aber doch schwer zu sein schien, fiel gerade zu seinen Füßen nieder.

Er bückte sich, um ihn aufzuheben; es war ein kleiner Brief, der an einen Stein gebunden war; er öffnete den Brief und las:

„Kommen Sie, die Maske wird fallen und der Traum nie endigen, denn er wird durch die Liebe immer wieder von Neuem beginnen."

Als Nachschrift standen die drei Worte:

„Der Bote wartet."

Georg näherte sich dem Fenster und suchte die Dunkelheit zu durchdringen. Er bemerkte auch unterhalb des Balkons eine menschliche Gestalt, welche seinem Führer glich, und er hatte sich nicht getäuscht — es war Sangor.

Georg aber hatte seinen Entschluß gefaßt und blieb fest. Er nahm ein Blatt Papier und schrieb darauf nur die vier Worte:

„Es ist zu spät."

Er wickelte das Blatt um den Stein und warf es in den Garten.

„Nun," sagte er zu sich selbst, mit offenbarer Selbstzufriedenheit, jetzt ist's am Ende."

Ein Viertelstunde später legte Sangor den Brief seiner Herrin in die Hand.

Während diese die vier Worte las, welche ihr jede Hoffnung raubten, wurde ihr bleiches Gesicht noch bleicher. Ein unbeschreiblich bitteres Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie sagte:

„Es ist also zu spät!"

„So," sagte sie, „es ist also zu spät! Gut, Du verschmähst meine Liebe, Du sollst meinen Haß dafür haben. Die Prinzessin Djella vergißt und verzeiht nicht. Höre Dich, Georg Malcolm!"

Die Prinzessin, deren Namen und Titel wir so eben aus ihrem eigenen Munde vernommen, hatte diese Worte laut vor Sangor gesprochen.

„Herrin," fragte dieser, „was gedenkst Du zu thun?"

„Mich rächen."

„Wie?"

„Ich weiß es noch nicht, aber ich schwöre Dir, daß die Rache eine schreckliche und solcher Beleidigung würdig sein wird."

„Herrin, willst Du mir diese Rache anvertrauen?"

„Dir?"

„Du weißt wohl, daß Sangor zu jedem Dienste bereit ist."

„Ich weiß es, aber ich verbiete Dir Georg Malcolm auch nur ein Haar auf seinem Haupte zu krümmen, für Dich und alle die Unsern, muß das Leben dieses Engländers ein geheiligtes sein."

Das Gesicht des Inders drückte das höchste Erstaunen aus, während er leise fragte:

„Was, er soll am Leben bleiben?"

„Ja, ich will, daß er lebe, um zu leiden, ich will, daß er lebe, um zu sehen, daß Alles, was er liebt, zu Grunde gehe, daß er sehe, wie alle seine Hoffnungen scheitern. Ich will dieses zu stolze Herz zu meinen Füßen sehen, um es dann wieder hinzuwerfen. Ich will endlich, daß er den Tod herbeisehnt, und ich will ihn selbst tödten, und ihm sagen, warum ich ihn tödte. Begreift Du jetzt meine Rache, und glaubst Du, daß sie besser als die Deinige ist?"

Der Inder warf sich zu den Füßen der Prinzessin, deren dunkler Blick einen unverföhnlichen Haß verkündete und rief:

„Herrin, Du bist groß! ich bete in Dir an die vielgeliebte Tochter des Siva, des Gottes des Bösen, und der Bowhanis, der Göttin des Hasses."

„Die Tamerliden sind die Söhne der Götter," erwiderte die Prinzessin stolz, „und ich bin eine Tochter der Tamerliden."

(Fortsetzung folgt.)

Maximilians Ende.

(Schluß.)

Maximilians Charakter tritt in dem Buche des Prinzen Salm aufs Günstigste hervor. Er war in der That eine wohlwollende, menschenfreundliche Natur, und hoch erhebt ihn die Ruhe, Milde, freundliche Gelassenheit, mit der er bis zum letzten Augenblick die Härte seines Geschickes trug. Er hatte sich in der kurzen Zeit seiner Herrschaft viel Liebe gewonnen, und selbst bei seinen Feinden erwarb er sich ungetrübte Hochachtung, die sich hiers bis zur Anhänglichkeit steigerte. A

Digitized by Google

Morgen seiner Hinrichtung sagte ein mexikanischer Oberst zum Prinzen Salm: „Ich wollte, ich hätte Maximilian niemals kennen gelernt! Ich war sein erbitterter Feind; aber durch seine heitere erhabene Ruhe im Unglück und durch seine Liebenswürdigkeit gewann er mich ganz. Als ich ihn so eben sah, brach mir das Herz, und ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich in ein Nebenzimmer ging und weinte.“ Es waren eigentlich nur der Präsident Juarez und General Escobedo, die auf der Hinrichtung Maximilians bestanden; ersterer aus Gründen der Politik, der letztere, weil Zwecke persönlichen Ehrgeizes ihn antrieben. Erst vor wenigen Monaten, als Miramon die Stadt San Luis de Potosi, wo Juarez damals verweilte, überfiel und einnahm, hatte Maximilian seinem General befohlen, wenn er Juarez gefangen nehme, ihn mit aller möglichen Milde zu behandeln. Mit Maximilian ließ der General Escobedo, wie bekannt, auch Miramon und Mejia zur Gesellschaft erschießen. Der Letztere hatte einmal in früheren Zeiten Escobedo gefangen genommen, aber als diesen das Kriegsgericht zum Tode verurtheilte, ihm die Mittel zur Flucht verschafft und Reisegeld gegeben. Escobedo lohnte ihm jetzt nach seiner Art.

Die Freunde Maximilians, und deren waren nicht wenige, selbst im Lager der Republikaner, hatten die Zeit zwischen seiner Gefangennahme und Hinrichtung zu benutzen gesucht, um ihm zum Entkommen zu verhelfen. Aber die wohlangelegten Pläne mißlangen, und zwar durch die Schuld der diplomatischen Vertreter von Belgien und Oesterreich. Maximilian hatte, als er vor's Kriegsgericht gestellt ward, von Mexiko zwei Rechtsbeistände begehrt, und auch die Gesandten und Geschäftsträger ersuchen lassen, sich in Querétaro einzufinden. Die Anwälte kamen; von den diplomatischen Vertretern stellten sich die der beiden verwandten Höfe ein, also der belgische und der österreichische, Baron Lago, — der preußische und italienische. Der französische Gesandte Dano blieb selbstverständlich aus. Baron Lago zeigte in seiner ganzen Wirksamkeit nichts als eine grenzenlose Furcht vor dem Galgen. Der Prinz Salm und seine Gemahlin hatten die mexikanischen Obersten Billanuera und Palacios, — letzterer führte den Befehl im Gefängniß, — gegen das Versprechen großer Geldsummen gewonnen. Der Kaiser stellte Wechsel aus; allein Palacios wollte wenigstens fünftausend Dollars baare Anzahlung haben. Das Geld war nicht aufzutreiben; die Gesandten konnten oder wollten nichts geben. Nun sollten die Wechsel wenigstens von den Vertretern Oesterreichs und Belgiens mitunterzeichnet werden. Aber Herr von Lago, der vorher es für unmöglich erklärt hatte, daß man den Kaiser erschieße, bekam jetzt Angst, dies Schicksal möchte gar noch seine geheiligte diplomatische Persönlichkeit treffen und verweigerte die Unterzeichnung. Noch in derselben Nacht verrieth Palacios dem General Escobedo den ganzen Plan, und Alles war vorüber.

Eine der Hauptanschuldigungen, die das Kriegsgericht gegen Maximilian erhob, beruhte darauf, daß er das Gesetz vom 3. Okt. 1865 unterzeichnet hatte, welches dem republikanischen sogenannten Doblado'schen Gesetz vom 25. Januar 1862 entgegengesetzt wurde, und dasselbe noch an Härte überstieg. Auch die öffentliche Meinung Europa's hat es als Rechtfertigung der Erschießung des Kaisers angesehen. Allein dasselbe war das Werk des Marschalls Bazaine; auch gab es damals weder eine republikanische Armee noch Regierung, —Juarez hatte sich in den äußersten Norden geflüchtet, — „und Maximilian unterzeichnete das Gesetz nur unter dem Vorbehalt, daß es allein auf Mörder und Straßenräuber, und auch dann nur unter seiner speziellen Bestätigung angewendet werden sollte; ja er gab den ausdrücklichen Befehl, daß man ihn bei Ankunft einer solchen Anfrage, an welcher Leben und Tod hing, zu jeder Tagezeit und in jeder Beschäftigung augenblicklich und unbedenklich stören solle. Eine Thatsache ist, daß außer einigen schon mehrmals verurtheilten und begnadigten Räubern Niemand auf Befehl des Kaisers hingerichtet, und daß das Gesetz sogleich nach Abzug der Franzosen widerrufen wurde.“

Der Prinz Salm erscheint in diesen Aufzeichnungen als ein tapferer, treue Soldatennatur. Als eine wahre Heldengestalt tritt seine Gattin hervor, eine Amerikanerin aus der großen Republik. Man muß in dem Buche ihres Gemahls und in ihren eigenen Aufzeichnungen lesen, welche Wagnisse sie unternahm, welche Gefahren sie kaltblütig bestand, um den Kaiser und ihren Gatten zu retten. Bald reiste sie nach Mexiko zu Marquez, bald nach San Luis zu Juarez, bald zu den republikanischen Generalen, mitten durch Feinde, meist allein und ohne andern Schutz als den ihres eigenen Muthes. So eilte sie hin und her, versuchte Unterhandlungen anzuknüpfen, drängte die feindlichen Häuptlinge mit fast unwiderstehlichen Bitten, mühte sich unter den Feinden Werkzeuge für die Befreiung des Kaisers zu gewinnen. Hätte Maximilian ein halb Dutzend Männer gehabt wie die Prinzessin Salm, er hätte gewiß ein besseres und schöneres Ende gefunden. Vielleicht einer der besten Habsburger, sollte er die Kurzsichtigkeit, die den Versprechungen Napoleons traute, mit seinem Blute bezahlen.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein moderner Prophet.] Sei Langen Jahren lebt in dem gesegneten Wuppertha ein schlichter, achtungswerther Mann, welcher sich für den Auserwählten Gottes hält und sich berufen glaubt, im Verein mit verschiedenen Königen eine neue Weltordnung

Digitized by Google

zu begründen. Er ist Senfmüller, trägt einen blauen Kittel und ist daher der Ansicht, daß die Geschichte vom „Senftorn“ auf sein Geschäft sich beziehe, und daß er der von der Offenbarung Johannes vorhergesehene „Mann im blauen Kittel“ sei. Er belegt sein Mandat durch einige zwanzig Stellen aus der Bibel, die er übrigens beinahe ganz auswendig gelernt hat. Mit den Wupperthaler Pfarrern aller Konfessionen steht er auf gutem Fuße und sie allesammt haben ihm jüngst attestirt, daß er ein gläubiger frommer Mann sei, der den Herrn lieb habe. Unser moderner Prophet setzt sehr häufig mystische Rathschläge zum Heil der Welt auf, läßt sie drucken, versendet sie gegen „Reff-pisse“, wie er schreibt, an Kaiser, Könige, geistliche Würdenträger, einflußreiche Staatsmänner, Zeitungsredaktionen und läßt sich keineswegs durch die Unaufmerksamkeit, welche seinen Erzeugnissen zu Theil wird, entmuthigen. In welcher Weise diese Prophezeiungen abgefaßt sind, davon mag folgendes Specimen aus der neuesten Botschaft des Kittelmanns Zeugniß geben. Dasselbe führt die Ueberschrift:

„† Die wunderliche Offenbarung!“

und beginnt also: Jesus Christus nach dem Geist — sich hier in einer andern Person erweist. — Quintessens!

† Prolongativas ꝛc. ist eine Ueberleitung aus dem 15. Jahrhundert ins 19. Jahrhundert Klericatas et sanctus. † Amen.

Der preußisch-deutsche und weltkatholische Wendepunkt.

Der VII. Wind oder der göttliche Posaunenschall.

(Wird allgemein Sympathie und Anerkennung finden.)

Der neue Anfang oder das Zentrum der neuen 1000-jährig eingetretenen Weltentwicklungsperiode, die Finsternis der gegenwärtigen mistischen Mitternachtsperiode, sichhaltig mitwirkend durch Presse und Post zu verscheuchen; zum Handel, Gewerbe und Industrie einen neuen Aufschwung zu bereiten. Zentralisch und damit in Verbindung die drückende Koalitionsfrage als gelöst wegen Arbeitszeit und möglichen Lohnerhöhung zu verbessern kommt dem Allmächtigen zur Befriedigung schließlich die Ehre zu, die man ungebührlich, abgöttisch den Kreaturen in Gottes Hand zuschreibt ꝛc. Halleluja! Gott zu loben! Amen.

An die Pressen-Verwaltungen als unentgeltliche Nationalinteressen beförderander Druckstoff. Eingesandt, datirt vom 7. Juni 1868.

Unter Preußens Mission zum gesammt einigen Deutschland noch mehr ausdehnbar — und erklärend — nöthige Sympathie zu erwecken, folgt hiermit nothwendig tonangebend, weiter wie folgt:

Die persönlich freiheitliche, des Verfassers weiter bekannt zu machende Ausscheidung der kultur-preußisch-orthodoxen, provisorisch bis heute, verwaltenden Landeskirche, die sich im letzteren, religiösen Calaminationsstudium als universell kultur-religiös, weltnational abgehalten, als evangelische Allianz, politisch-religiös und als unzulänglich für Gegenwart und Zukunft, als Protestantisch, wie bewußt, sich bezeichnete. (u. w.)

New-York wird mit Brooklyn durch eine Hängebrücke über den East River verbunden, welche eine Spannweite von 1600 Fuß haben, 130 Fuß über dem Wasserspiegel schweben und ihre ganze Länge unter Hinzurechnung der auf dem Boden ruhenden Endstücke zu beiden Seiten nahezu eine engl. Meile sein wird. Getragen wird das Hängewerk durch vier Drahtseile von je 14 Zoll Durchmesser, die über granitne Thürme von 350 Fuß Höhe laufen. Die Breite wird so genommen, daß ein Fußweg in der Mitte und auf beiden Seiten zwei Pferdeeisenbahnen und zwei für gewöhnliches Fuhrwerk Raum haben. Die Baukosten sind auf sechs Mill. Dollars veranschlagt.

Die Volkszählung in den verschiedenen Theilen Indiens ergibt eine sehr beträchtliche Zunahme. Seit 12 Jahren ist die Bevölkerung des Pendschab um 2 Mill. Seelen gewachsen und in den Distrikten von Berrar erwies die amtliche Zählung im vergangenen November 2,234,585 Einwohner, was ebenfalls einen Zuwachs von 70,000 Seelen darstellt.

Aus Alexandria wird berichtet, daß man beim Ausgraben des Suezkanals auf Felsen, statt wie man vorausgesetzt auf Sand gestoßen ist. Dieß wird die Eröffnung des großen Werkes sehr verzögern und wie es heißt, ist noch eine Vermehrung des Anlagekapitals nöthig, bevor der Kanal ganz dem Betriebe übergeben werden kann.

Logogryph.

Vier Zeichen bilden mich,
Und sechsmal wechsle ich,
Mit B vereint'ge ich,
Mit M red' ich zu dir;
Mit O bin ich ein Thier,
Mit R dem Kreise gleich,
Mit S sehr wasserreich.
Laß alle diese Zeichen fort,
So bin ich: Bindewort.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 274 Dienstag, 24. November 1868

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

VIII.

Die Leser werden sich noch der Unterhaltung zwischen John Malcolm und seinem Sohne Georg erinnern, welche Beide am Tage nach der Ankunft des Letzteren in Benares hatten, und in der der Oberrichter seinem Sohn versprach, binnen einem Monat ihm Aufschlüsse über seine geheimen Nachforschungen geben zu wollen.

Drei Wochen waren seit jener Zeit verflossen, und Georg zählte ungeduldig die Stunden bis zu dem Tage, an welchem er seine Kräfte mit denen seines Vaters vereinen könnte, um mit ihm Gefahr und Ruhm zu theilen.

John Malcolm verdoppelte seine Thätigkeit und arbeitete oftmals bis tief in die Nacht, so daß der Diener häufig des Morgens das Bett unberührt fand.

Eines Tages erfuhr dies Georg durch Stop, worauf er deßhalb seinen Vater zur Rede stellte.

„Wie ich höre, mein Vater, so verbringst Du ganze Nächte am Arbeitstisch."

„Ich bestreite das durchaus nicht, mein liebes Kind, aber es muß sein."

„Du schläfst fast gar nicht . . ."

„Sehr wenig, aber ich habe keine Zeit dazu."

„Das eben macht mich unruhig."

„Warum denn?"

„Weil Du, trotz Deiner eisernen Gesundheit, Dein Leben dadurch verkürzest und Dich tödten wirst, wenn Du so fortfährst."

„Wenn ich so fortführe, so würde ich sicherlich bald sterben, gerade wie Du; aber diese etwas anstrengenden Tage nahen sich ihrem Ende. Ich habe jetzt die Sicherheit, daß ich den Ariadnefaden, welcher meine Schritte in der Dunkelheit zu leiten hat, und welchen ich schon so lange suchte, nicht mehr verlieren werde. In acht Tagen werden die Tage — zwar nicht der Ruhe, doch die Tage einer nicht mehr aufreibenden Thätigkeit für mich beginnen, denn dann wirst Du alle meine Arbeiten und Geheimnisse mit mir theilen. Sieh mich nur an, — die Hoffnung und die Gewißheit auf den Erfolg halten mich aufrecht, und ich fühle weder eine Schwäche meines Körpers, noch ein Nachlassen meines Geistes."

Der Greis sprach wahr; die außerordentlichen Anstrengungen der letzten Tage hatten auch nicht den geringsten Eindruck auf ihn gemacht; so wie ihn Georg am Tage seiner Ankunft gefunden, so war er noch heute. Der junge Mann fühlte sich beruhigt und konnte nun um so mehr an Mary Burtell denken, mit der er jetzt verlobt war, und zu der sein Herz sich von Tag zu Tag mehr hingezogen fühlte.

Eines Abends, als der Oberrichter von einem beschwerlichen Ritt, zu dem er den ganzen Tag verwendet hatte, zurückgekehrt war und gerade mit den Seinen bei dem Abendessen saß, wurde ihm durch den Diener eine Anzahl Briefe übergeben, die während seiner Abwesenheit eingegangen waren. Darunter befanden sich zwei, die sich durch die Größe ihrer Couverts und ihrer Siegel auszeichneten. — Nachdem der Oberrichter die übrigen Briefe gelesen, öffnete er auch den einen dieser beiden und rief, einen Blick auf dessen Inhalt werfend:

„Das ist Etwas für Euch, ihr Mädchen!"

„Was denn, Vater?" fragte Heva und Mary wie aus einem Munde.

„Eine Einladung, meine Kinder, zu einem Fest, zu einem Ball sogar."

Mary und Heva klatschten vor Freude in die Hände und die Erstere frug:

„Wer ist der edle Ritter, der einen so glücklichen Gedanken hat, einen Ball geben zu wollen und uns einzuladen?"

John Malcolm las mit erhobener Stimme:

„Lord Singleton, Gouverneur der Präsidentschaft Benares, bittet Sir John Malcolm, Sir Georg Malcolm, Sir Eduard Malcolm und Miß Mary und Heva Burtell, um die Ehre Ihres Besuchs bei einem Feste, welches derselbe im Präsidentschaftspalais Dienstag den 8. September 1830 geben wird."

„Ein von Lord Singleton gegebenes Fest. Ein Fest im Präsidentschaftspalais, dessen große Säle und ungeheuere Gärten voller Wunder sind, das muß schön werden, Papa," sagte Mary lebhaft.

„Mehr als schön, liebe Kinder, prächtig, denn ich versichere Euch, daß Lord Singleton siegreich mit der verschwenderischen Pracht der Orientalen kämpft, und

Digitized by Google

daß er es auch hier verstehe, das Banner Englands hochzuhalten."

„Und dieses Fest ist nächsten Samstag?"

„Ja."

„Und heute ist Montag. Da haben wir gerade noch Zeit an unsere Toilette zu denken."

„K letten," bemerkte Georg lächelnd.

„Kokett, wenn Ihnen das besser gefällt, mein Herr Verlobter," entgegnete das junge Mädchen. „Aber es ist doch sicher auch unsere Pflicht, auch unserseits die nationale Ehre hochzuhalten. Wir wollen, daß Ihr auf uns stolz seid. Wir wollen alle die Begums*) ausstechen und alle Rajah's**) hinreißen. Kurz und gut wir wollen schön, sehr schön sein."

„Ihr wollt es wirklich? Nun, da darf ich Euch wohl einen guten Rath geben," bemerkte Georg.

„Einen guten Rath?"

„Ja."

„Welchen?"

„Wenn Ihr nämlich schön sein wollt unter allen den Schönen, Glänzenden, Hinreißenden, so habt Ihr nur Etwas zu thun . . . ."

„Nun?"

„So zu bleiben, wie Ihr seid."

„Schmeichler!" rief Mary mit in Scherz erhobenem drohenden Finger.

„O, Du Evastochter," versetzte Georg, „Du weißt nur zu gut, daß das was für Andere eine Schmeichelei sein würde, für Dich und Heva nur der Ausdruck der reinsten Wahrheit ist."

Da Mary und Heva dies nicht zugeben wollten, so wurde John Malcolm als Schiedsrichter gewählt, der sein Urtheil dahin abgab, daß Georg Recht habe, und beide jungen Mädchen, so wie sie jetzt seien, zwar am schönsten wären, man ihnen aber gestatten müsse, bei diesem Feste auch durch den Glanz ihrer Toiletten hervorzuleuchten. „Denn," fuhr der Oberrichter fort, „das Fest wird ein herrliches werden, wie sie Lord Singleton zu veranstalten gewohnt ist. Es ist dies aber auch kein Wunder, da Singleton nicht blos selbst ein großes Vermögen besitzt, sondern auch als Gouverneur so außerordentliche Einkünfte bezieht, daß er fast den König spielen kann. Dabei ist er ein Mann vom feinsten Ton und von so ausgesuchter Höflichkeit, daß selbst die eingebornen Patrizier und die Abkömmlinge der alten Beherrscher Indiens sich wenigstens äußerlich mit ihm versöhnt haben. Ihr werdet die Söhne und die Töchter der Tamerliden auch auf diesem Feste zu sehen bekommen und das ist wohl der Mühe werth. Die Rajahs pflegen bei solchen Gelegenheiten in ihren alterthümlichen Trachten zu erscheinen, derart mit Perlen und Geschmeide übersäet, daß europäische Millionäre vor Neid kreideweiß würden, wenn sie es sähen. Nun sie rühmen sich ja auch Abkömmling der Götter zu sein, und datiren ihren Ursprung von der Zeit der Erschaffung der Welt her."

„Das ist eine starke Behauptung," entgegnete Georg. „Aber wenn Alles so ist, wie Du es schilderst, lieber Vater, so glaube auch ich, daß das Fest Lord Singletons ein höchst glänzendes werden wird."

In der einen Hand hielt John Malcolm noch den anderen großen Brief, dessen rothes Siegel eine ungeheuerliche indische Gottheit vorstellte.

„Hier seht einmal her!" sagte er.

„Was ist denn das für ein Götzenbild?" fragte Georg.

„Das ist das Siegel der Tamerliden, von denen ich Euch so eben erzählt."

(Fortsetzung folgt.)

*) Indische Fürstin.
**) Indischer Fürst.

Der Feldzug in Böhmen.

(Nach dem offiziellen Berichte des österreichischen Generalstabes.)

Wien, 20. November.

Die Welt kniet vor dem Erfolge. Dem Glücklichen, dem Sieger gesteht sie willig zu, daß er durch seinen Scharfsinn, seine Kriegsleit Glück und Sieg verdient habe, auch wenn nur ein günstiger Zufall ihm beides gewährte. Man sieht das so recht anschaulich an den Urtheilen über die Schlacht von Königgrätz. Selbst Fachmänner haben für die österreichischen Dispositionen nur Tadel, für die preußischen nur Lob. Wir erlauben uns dagegen die Behauptung, daß die preußischen Angriffsmaßregeln um kein Haar besser getroffen waren, als die österreichischen Vertheidigungs-Anstalten. Litten die letzteren unter dem berüchtigten Reservesystème, das nach den Worten eines bekannten preußischen Militär-Schriftstellers immer die eigene Niederlage als das Wahrscheinlichere voraussetzt, so zeugt der preußische Angriff bei Königgrätz während des Vormittags von einem Leichtsinn, den man nur aus den überraschend schnell errungenen Vortheilen der letzten Juniwoche und einem durch diese in unglaublicher Art gewachsenen Selbstvertrauen, nur aus einer im Kriege stets gefährlichen Unterschätzung des Gegners erklären kann.

Daß wir mit dieser Anschauung im Rechte sind, ergibt sich schon aus der Betrachtung des beiderseitigen Stärkeverhältnisses. Die sieben österreichischen Armeecorps und die Sachsen zählten am Morgen des Schlachttages von Königgrätz, nach dem offiziellen Berichte, zusammen 215,028 Mann mit 770 Geschützen, ohne die nach Böhmisch-Trübau detachirte Brigade Rothkirch und das ihr beigegebene 7. Ulanenregiment. War die österreichische Stellung im Allgemeinen auch mangelhaft, so war sie doch gerade im Zentrum sehr günstig und ein Frontangriff auf dasselbe ein sehr gefährliches Unter-

Digitized by Google

nehmen, zumal mit so schwachen Kräften, als sie dem Feinde bis Mittag zur Verfügung standen. Die erste preußische Armee unter Prinz Friedrich Karl zählte, nach offiziellen preußischen Angaben, 84,836 Mann mit 300 Geschützen, die Elbe-Armee unter Herwarth v. Bittenfeld 39,088 Mann mit 144 Geschützen, zusammen 123,918 Mann mit 444 Kanonen. Beide Armeen waren überdies fast ohne Verbindung, und hatten während der ersten Stunden der Schlacht keine Nachricht von einander. Die zweite preußische Armee unter dem Kronprinzen, von deren rechtzeitigem Eintreffen Alles abhing, war 97,064 Mann, mit 336 Geschützen, stark. „Demnach wäre das preußische Heer," sagt der österreichische Generalstabs-Bericht, „nur um sechstausend Streitbare der kaiserlichen Armee überlegen gewesen, und derselbe begab sich durch die Präcipitation, mit der ein Theil desselben den Entscheidungskampf suchte, und durch die Art und Weise, wie es überhaupt in die Schlacht ging, auch noch dieses nicht allzu großen Vortheils. Weiters verlor auch jene Heeresmasse, welche in einer entscheidenden Richtung gegen die rechte Flanke der kaiserlichen Armee vorging, an Bedeutung dadurch, daß sie nur nach und nach und erst in den späteren Stunden in den Kampf eingreifen konnte."

Die Armee des Kronprinzen war weit von dem Schlachtfelde entfernt. Den Befehl, vorzurücken, hatte sie zwar um 5 Uhr Morgens erhalten, allein nur eine einzige Division, die bei Gradlitz stand, brach schon um 6 Uhr, die übrigen zwischen 7 und 9, das erste Korps unter Bonin gar erst um halb 10 Uhr von Ober-Prausnitz auf. Sämmtliche Abtheilungen mußten viele Stunden auf schlechten Wegen marschiren; ehe sie eintrafen, konnten die erste und Elbearmee bereits vollständig geschlagen sein. War aber auch dies nicht der Fall, so mußten sie doch darauf gefaßt sein, dem zweiten und vierten österreichischen Korps mit der Front gegen Norden zu begegnen. Dann mußte die zweite preußische Armee einen Frontal-Angriff gegen die starke Position von Horzenowes unternehmen, dessen Erfolg bei der großen Ermüdung der eingein eintreffenden Divisionen mindestens sehr zweifelhaft gewesen wäre. Davon, daß die beiden österreichischen Korps die Front verändert und sich gegen Westen gezogen hatten, konnte man im preußischen Hauptquartier nichts wissen. So darf man es wohl als eine an Leichtsinn streifende Verwegenheit des Prinzen Friedrich Karl und Herwarth's bezeichnen, mit 123,000 Mann gegen eine von 215,000 Oesterreichern und einer furchtbaren Artillerie besetzte Stellung anzurennen.

In eine detaillirte Beschreibung der Schlacht einzugehen, kann nicht unsere Aufgabe sein. Wir begnügen uns mit der Erwähnung jener Momente, welche die schließliche Entscheidung herbeiführten. Der Kampf hatte um halb 8 Uhr Morgens an der Bistritz begonnen. Dem Uebergange der Preußen wurden keine großen Hindernisse entgegengestellt, weil zu wenig Batterien in der Nähe postirt waren und die in der Tiefe aufgestellten österreichischen Abtheilungen den Befehl hatten, sich auf die Höhen zurückzuziehen. „Aber dieser erste Erfolg brachte die preußische Infanterie in eine der schwierigsten Lagen; dieselbe hatte nun die Bistritz im Rücken und vor sich im wirksamsten Ertrage die österreichischen Geschützmassen bei Langenhof und Lipa." Siebzehn Batterien schleuderten ihren Granatenhagel gegen die vordringenden Preußen, welche nicht im Stande waren, Terrain zu gewinnen. Einzelne Versuche, die Höhen zu erstürmen, wurden blutig zurückgewiesen, die Schlacht stand. „Es waren lange Stunden, die das preußische Armee-Kommando da verlebte — sie waren die Folge der übergroßen Eile, mit der man zum Kampfe vorgegangen war." Um 12 Uhr beorderte Prinz Friedrich Karl seine letzten Reserven in die Schlachtlinie, aber auch diese vermochten die Oesterreicher nicht zurückzudrängen. Im Gegentheil, der Swiepwald bei Benatek, in dem sich die siebente preußische Division (Franseckt) mit verzweifelter Anstrengung bis gegen Mittag behauptet hatte, ward endlich von den Oesterreichern unter furchtbaren Opfern genommen. Ohne die aufopfernde Haltung der Division Franseckt, welcher der österreichische Bericht, übereinstimmend mit dem preußischen, einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der Schlacht zuschreibt, wäre der Rückzug des Prinzen Friedrich Karl schon um 12 Uhr unvermeidlich gewesen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Schulmeister und Wirth in Konkurrenz.] Ein Schullehrer in einer preußischen Stadt, unter dessen Wohnung sich ein sog. „Keller" (Wirthschaftslokal) befand, ließ sich, um die Zahl seiner tributpflichtigen Schüler möglichst zu vermehren, eine Firma folgenden Inhalts anfertigen:

„Hier unterrichtet man die Jugend
In Christenthum und Tugend,
Im Lesen und Sprechen,
Im Schreiben und Rechnen;
Strumpfstrickerei
Hält meine Frau auch dabei."

Diese originelle Anpreisung erregte so viel Aufsehen, daß alle Vorübergehenden stehen blieben, um das Schild des Schulmeisters zu lesen. Die Weinstube im „Keller" aber verlor dadurch ihr Licht und der höchlich erboste Wirth richtete an den Schulmeister die Aufforderung, seine Firma in's drei T . . . . . Namen wegzuthun, was der Schulmeister in gleich energischer Weise verweigerte. Der Wirth bedachte sich die Sache und — ließ sich auch eine Firma, gerade unter derjenigen des Schulmeisters, anfertigen. Sie lautet wie folgt:

Digitized by Google

„Hier unterrichtet man die Alten,
Wie sie sich sollen verhalten
Bei Braten und Schinken
Ein Gläschen zu trinken
Strumpfstrickerei
Hält meine Frau nicht dabei."

Als diese Verse unter denjenigen des Schulmeisters prangten, sah sich der Letztere veranlaßt, seine Firma einzuziehen und Wirth und Schulmeister lebten fortan in Friede.

[Originaller Schmuggel.] Man sagt immer, es gebe nichts Neues unter der Sonne, aber in dem Falle, den wir erzählen wollen, liegt wirklich eine durchaus neue Erfindung. Ein Uhrmacher in Alençon bot nämlich einem seiner Kunden eine Uhr zu einem Preise an, der auch Jemanden, welcher schon versehen ist, hätte reizen können: 40 Prozent unter dem wirklichen Werth. Der Kunde fragte, ohne daß er auf den Handel eingehen wollte, den Uhrmacher, wie er denn im Stande sei, seine Waaren zu so ermedigten Preisen fortzugeben? Das ist sehr einfach, entgegnete der Uhrmacher; ich habe sie von einem Thierbändiger gekauft, der in diesen Tagen hier angekommen ist und Vorstellungen geben will. Er hatte in Genf gute Geschäfte gemacht und kam deßhalb auf die Idee, unterwegs noch ein kleines Kapital im Schmuggel anzulegen. Um die Wachsamkeit der Zollbeamten zu betrügen, fand er kein besseres Mittel, als einige dreißig in Genf gekaufte Uhren mit Stroh gut zu umwickeln und sie unter der Streu seiner Löwin und seines Tigers zu verstecken, mit denen ohne Gefahr zu verkehren nur er allein das Privilegium hatte. Auf der Gränze wurde das Gepäck des Menageriebesitzers auf das Gewissenhafteste untersucht, nur fiel es den Beamten nicht ein, auch den Zustand des Innern der Käfige der wilden Bestien zu exploriren.

Wie das „Mem. dipl." aus Brüssel berichtet, hat sich bei der Kaiserin Charlotte eine wesentliche Besserung eingestellt. Mit dem Eintritte der kälteren Jahreszeit habe die Schlaflosigkeit aufgehört und in Folge dessen sei ihr Zustand ein ruhiger geworden. Die hohe Frau hat bereits ihre Korrespondenz wieder aufgenommen und beschäftigt sich, wie in früheren Tagen, viel mit Musik, Malerei und Lektüre. Sie beabsichtigt selbst eine Geschichte des letzten mexikanischen Kaiserreiches zu schreiben, und hat deßhalb bereits an alle Personen, welche mit dem Kaiser Maximilian in naher Verbindung standen, das Ansuchen richten lassen, ihr alle darauf bezüglichen Dokumente, welche dieselben von ihm erhalten, zuzustellen. Die unglückliche Fürstin besitzt bekanntlich ein großes Schriftstellertalent.

Aus der Erzgießerei der Herren Lenz und Herold in Nürnberg ist ein neues Werk hervorgegangen, das Standbild König Max II., welches die Stadt Landshut demselben errichtet, woselbst es an seinem Geburtstage, den 28. November, unter entsprechenden Festlichkeiten (nach dem Kurier für Niederbayern in Anwesenheit König Ludwigs II.) enthüllt werden wird. Die vom Bildhauer Bernhard in Landshut trefflich modellirte Statue ist unter Leitung des Herrn Professors Lenz untadelhaft im Guße wieder gegeben und wird eine neue würdige Zierde der alten „Dreiheimen-Stadt" bilden.

In Chicago sind kürzlich zwei Wochen-Journale in's Leben getreten, die ausschließlich von Damen redigirt werden. Eins derselben nennt sich die „Legal News", und bringt juristische Mittheilungen aus der Gerichtshöfen der Nordwestlichen Staaten. Der Redakteur dieses Journals ist Mrs. Myra Bradwell, die Gattin eines Advokaten in Chicago. Das andere Journal führt den Titel „Sorosis" (gleichzeitig der etwas mystische Name eines Damenklubs in New-York) und ist gewidmet den „Frauenrechten im Allgemeinen."

In Kiew (Rußland) ist eine Frau im Alter von 137 Jahren gestorben.

Auflösung der Kreuz- und Quer-Charade in Nr. 268:

Ein „Einfall" ist ein guter oft,
Und oftmals auch ein schlimmer;
Betrifft ein Haus er unverhofft —
Dann gibt es Schutt und Trümmer.

Der „Einspruch", wenn mit Fug und Recht?
Kann gute Wirkung machen;
Verliebten zwar behagt er schlecht,
Und reizt zu bitt'ren Klagen.

Dem „Zufall" sind der Dinge viel
Im Leben zuzuschreiben;
Er trieb von Anbeginn sein Spiel,
Und wird's auch ferner treiben.

Auf „Zuspruch" rechnen Alle, die
Gern Geld und Gut erwerben;
Die meisten Mädchen auch, weil sie
Nicht gerne ledig sterben.

M. M.

Ein | fall
Zu | spruch.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers K. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 275 Mittwoch, 25. November 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Nachdem alle das Siegel mit Verwunderung betrachtet, öffnete Sir John den Brief und sagte:

„Abermals eine Einladung.“

„Zu einem Ball?“ fragten die Mädchen.

„Nein, meine lieben Kinder, es ist nichts für Euch.“

Sir John las:

„Die Prinzessin Djella bittet Sir John Malcolm, Oberrichter der Präsidentschaft Benares und seine Söhne, Sir Georg und Sir Eduard, ihr die Ehre zu erweisen, an einer Pantherjagd theilzunehmen, welche Donnerstag den 6. September 1830 in dem Wald von Perava stattfinden wird.“

Die Eingeladenen versammeln sich um 9 Uhr Morgens an dem Kreuzweg im Walde, welchen am Ende der Steinstraße in der Nähe der Ruinen der Pagode des Kali gelegen ist.

„Nach der Jagd wird die Prinzessin ihren Gästen mit einem Souper in dem Landhaus Schahabad aufwarten.“

„Eine Pantherjagd,“ rief Mary mit bleichem Gesicht ganz erschreckt aus. „Wenn nur Keinem von Euch dabei ein Unglück zustößt.“

„Beruhige Dich, liebe Tochter,“ erwiderte Sir John, „bei solchen Jagden, welche von den indischen Großen angestellt werden, ist jede mögliche Vorkehrung getroffen, daß kein Unglück passirt. Und es ist auch wirklich höchst selten, daß sich ein Unfall ereignet hat.“

„Aber es kann doch vorkommen,“ entgegnete Mary... „lieber Vater, gehen Sie nicht auf die Jagd!“

„Liebes Kind, so gern ich Dir sonst zu Willen bin, so kann ich doch unmöglich die Einladung der Prinzessin abschlagen. Und Georg,“ fuhr Sir John lächelnd fort, „wird sich schon in Acht nehmen, er wird wissen, wie viel ihm das Leben jetzt werth ist.“

„Nun denn,“ sagte Mary, welche eine unerklärliche Furcht wegen dieser Jagd empfand, „ihr mögt dann hingehen, und ich will hoffen, daß wir uns nach der Jagd gesund und wohlbehalten wiedersehen.“

„Vater!“ fragte Georg, „wer ist denn diese Prinzessin Djella?“

„Sie ist ein direkter Abkömmling der Tamerliden und besitzt eines jener riesenhaften Vermögen, von denen selbst unsere Millionäre sich kaum einen Begriff machen können. Ganze Provinzen sind ihr Eigenthum und sie besitzt in denselben fast absolute Gewalt. Ihr Palast in Benares ist ein wahres Wunder; aber sie hat noch eine Menge solcher Paläste in Calcutta, Agra, Delhi, Lahore und Gott weiß noch wo! ... Die Zahl ihrer Landstöße ist Legion, und ihr Einfluß bei den Eingebornen in ganz Indien ist ohne Grenzen, und wenn sie nicht eine sehr treue Freundin der ostindischen Kompagnie wäre, so könnte sie uns sehr gefährlich werden ...“

„Glaubst Du denn,“ fragte Georg, „daß sie uns wirklich ergeben ist?“

„O ganz sicher! Sie hat es wiederholt bewiesen.“

„Ist die Prinzessin verheirathet?“

„Nein, sie ist aber schon seit ihrem achtzehnten Jahre Wittwe, jetzt erst etwa fünfundzwanzig Jahre alt, dabei besitzt sie eine wahrhaft blendende Schönheit, der Glanz ihrer großen schwarzen Augen, der sanft gerötheten schneeweißen Teint der Haut, und namentlich auch die unendliche Fülle des herrlichsten, schwarzen Haares sind wahrhaft unvergleichlich.“

„Ei,“ sagte Mary mit etwas erzwungenem Lächeln, „die muß schön sein!“

„Sehr schön, aber doch nicht so schön, wie Du, mein Kind. Ihre Schönheit hat etwas Sonderbares, fast möchte ich sagen Erschreckendes. Denn Frauenschönheit ist nicht ohne jene Züge von Sanftmuth, Bescheidenheit und Herzenreinheit denkbar. Majestätische Pracht allein kann die Herzen der Männer nicht gewinnen.“

Mary dankte mit einem Lächeln ihrem Vormund, indessen fühlte sie sich nicht vollständig beruhigt. Eine ihr selbst unerklärliche Unruhe beherrschte sie — es war die Eifersucht, welche in ihr Herz einzog, ohne daß sie es ahnte.“

Georg Malcolm fragte:

„Nach der Einladung zu der Pantherjagd zu schließen, die uns diese Prinzessin zuschickt, wie in England eine Einladung zum Thee, scheint dieselbe noch die Sitten ihrer Vorfahren beibehalten zu haben.“

„Von allen hervorragenden Persönlichkeiten, welche Du während Deines Aufenthaltes in Indien kennen

Digitized by Google

lernen wirst, ist diese Prinzessin Djalla sicherlich die merkwürdigste."

„Wie so, mein Vater?"

„Diese Prinzessin hat eine Doppelnatur, sie ist ein Wesen, das sich schwer entziffern läßt. Sie ist eine so vollkommene Weltdame, wie nur irgend eine Dame der hohen englischen Aristokratie. Sie hat eine gute, ja glänzende Erziehung genossen, sie ist lange in Paris und London gewesen, sie ist in Europa herumgereist, hat in den Tuilerien und in Westminster getanzt, und in der Schweiz und in Italien nach der Natur gezeichnet. Sie läßt ihr Geschmeide von London, ihre Kleider von Paris kommen. Trotz alledem aber kniet sie mit der vollkommensten Gläubigkeit vor dem Siva und der Bowhanie nieder und zählt den Gott Wischnu unter ihre Vorfahren."

„Sind das Gegensätze!" rief Georg...

„Ja, noch mehr," fuhr Sir John fort, „wenn sie eben von einem Ball käme und irgend einer ihrer Götter befähle durch den Mund der Priester den Tod ihres besten Tänzers, so würde sie nicht anstehen, mit einem Lächeln auf den Lippen den Todesqualen ihres Opfers zuzusehen."

„Schauderhaft!" rief Georg, „diese Frau ist ein Ungeheuer!"

„Durchaus nicht!" entgegnete der Oberrichter.

„Sie ist nur die Tochter ihres Landes und ihrer Race, es ist nicht ihr Fehler, wenn die Kunst der Erziehung nicht die Kraft gehabt hat, tausendjährige Vorurtheile und Aberglauben zu vernichten!"

„Bei ihrem ungeheuren Vermögen," sagte Georg, „muß sie wohl einen fast fürstlichen Aufwand machen."

„Nicht blos fast fürstlichen, sondern mehr als fürstlichen. Sie lebt mitten in einem Luxus, von dem wir Europäer uns keinen Begriff machen können, und dieser Luxus ist gerade so sonderbar, wie die Prinzessin selbst. Sobald man die Schwelle eines ihrer Paläste betritt, verläßt man das gewöhnliche Leben, um sich in ein Feenreich versetzt zu fühlen; sie hat zum Beispiel eine militärische Leibwache, welche aus lauter Frauenzimmern besteht."

„Aus Frauen?" wiederholte Georg ungläubig.

„Ja, gewiß, aus lauter Frauenzimmern. Du wirst sie übrigens mit eigenen Augen sehen, diese Frauen, welche ganz vorzüglich exerzirt sind, und ihren Dienst durchaus nicht als Spielerei ansehen. Sie versehen die Wache in den Palästen der Prinzessin, und manövriren ganz ausgezeichnet im Feuer. Sie würden nöthigenfalls auch im Kriege Dienst thun, und dabei bin ich überzeugt, daß sie dann nicht weniger Muth als unsere Spahis beweisen würden."

„Nun, das muß ich sagen," bemerkte Georg, „Indien ist ein sonderbares Land. Inmitten des 19. Jahrhunderts noch wirkliche Amazonen — nun ich werde sie zu sehen bekommen, und das ist ein Grund mehr, mich auf die Jagd zu freuen. Sie wird also am Donnerstag stattfinden, zwei Tage vor dem Ball bei Lord Singleton."

„Ja, und ich glaube, daß der Lord an der Jagd Theil nehmen wird. Es ist gut, wenn Du ihm vorgestellt bist, und ich werde Dich daher morgen in das Präsidentschaftspalais führen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Feldzug in Böhmen.

(Nach dem offiziellen Berichte des österreichischen Generalstabes.)

(Fortsetzung.)

Die Division aber hielt sich im Swiepwalde und war die Ursache, daß fast das ganze vierte, zuletzt auch beträchtliche Theile des zweiten Korps in den Kampf im Zentrum eingriffen. Endlich eroberten die Oesterreicher nach einem beiderseits mit unglaublicher Tapferkeit und Ausdauer geführten Kampfe den Wald, dessen Besitz ihnen gar nicht einmal unumgänglich nöthig war; aber was war der Preis der Einnahme? Die vollständige Entblößung des rechten Flügels. Als gegen 2 Uhr Nachmittags, im Augenblicke, da der Swiepwald verloren gegangen und Prinz Friedrich Karl trotz der günstigen Nachrichten von der Elbe-Armee den Rückzug antreten wollte, als in diesem Augenblicke die Spitzen der kronprinzlichen Armee auf dem Schlachtfelde eintrafen, fanden sie den Weg in den Rücken der im Zentrum kämpfenden Oesterreicher beinahe offen. Die Stellung von Horzenowes über Ratschitz bis zur Trotina war nur von neun, sage neun Bataillonen besetzt. Kurze Zeit vorher hatte man im österreichischen Hauptquartier frohe Siegesgedanken. Man sprach vom Vorrücken im Centrum, vom Durchbrechen der ganzen feindlichen Angriffslinie. Namentlich trug sich FML. v. Gablenz mit dem Gedanken eines kräftigen Vorstoßes bei Sadowa. Man hat später Benedek auch daraus einen schweren Vorwurf gemacht, daß er nicht zum Angriffe gegen die erschütterte erste preußische Armee überging. Der offizielle Bericht weist jedoch nach, daß es ein unglücklicher Gedanke gewesen wäre, zur Offensive überzugehen, indem das zweite und vierte Korps nicht mehr in der Lage waren, den von Norden kommenden frischen Kräften des Feindes wirksam zu begegnen, und der Angriff der Oesterreicher auf die Höhen von Dub ebenso schwierig gewesen wäre, wie der preußische gegen Langenhof oder Lipa. Was Benedek versäumte, war die Kräftigung seiner Flügel, wohin um Mittag alle Infanterie-Reserven hätten disponirt werden sollen. Indeß ermannte sich der Oberfeldherr auf Antrag des GM. Baumgarten endlich dahin, dem vierten und zweiten Korps den bestimmten Befehl zu schicken, sie müßten von dem Waldkampfe im Zentrum ablassen

Digitized by Google

und in ihre vorgeschriebene Stellung, Front gegen Norden, zurückzukehren. Das erste Mal kam dieser Befehl um halb 11 Uhr zu den Korps und — ward nicht befolgt. Der Bericht entschuldigt das mit der Schwierigkeit, die im Kampfe um den Sweipwald verbissenen Brigaden aus dem Gefechte zu ziehen. Um 12 Uhr ward der Befehl wiederholt, und obwohl FML. von Mollinary Benedek dagegen Vorstellungen machte, auf das Entschiedenste aufrecht erhalten. Zu spät! Als die müden und dezimirten Brigaden nun ostwärts abrückten, stand der Feind bereits in ihrer Flanke und hatte die Position von Horzenowes fast ohne Schuß genommen. Wenn wenigstens hinter den gelockerten Bataillonen des vierten und zweiten Korps das sechste gestanden hätte! Aber es war leider nicht da. GM. v. Baumgarten hatte schon nach 11 Uhr mit Zustimmung Benedek's an FML. Ramming die Ordre gesendet, „das sechste Korps solle sofort hinter das vierte und zweite in die Stellung Chlum-Rebeliß rücken.“ Kaum aber hatte das sechste Korps den Vormarsch begonnen, da kam der Geist des „Reservesystems“ über Benedek und er widerrief den Befehl, ohne Wissen seines Generalstabs-Chefs.

Erst als der ganze rechte Flügel gesprengt, eine Schanze und Batterie nach der anderen von den Preußen genommen, als das gegen Westen verschanzte Chlum von dem ostwärts hereinbrechenden Feinde erstürmt und Rosberitz gefallen war, erst dann befahl Benedek den Angriff der Reserven. Sie gingen mit einer wahren Todesverachtung vor, und jetzt begann erst die eigentliche Blutarbeit. Die Brigade Rosenzweig erstürmte Rosberitz, die „eiserne Brigade“ vom ersten Korps nahm sogar die Höhe südöstlich von Chlum, drei Geschütze wurden erobert und zahlreiche Gefangene gemacht. Allein das mörderische Feuer des Feindes, der sich mit wahrer Verzweiflung wehrte, den Vortheil der Stellung jetzt auf seiner Seite hatte und theilweise hinter den von den Oesterreichern angelegten Schanzen und Verhauen stand, die kolossalen Verluste, welche unsere Truppen in diesem letzten Akte des Dramas erlitten, zwangen endlich zum Rückzuge. Gleichzeitig retirirte, vom Süden her umgangen und gedrängt, auch der linke Flügel der kaiserlichen Armee — die Unordnung begann, und die Massen der feindlichen Reiterei erschienen auf dem Schlachtfelde.

(Schluß folgt.)

Der Wahnsinn Chorinsky's.

In Bezug auf den Wahnsinn, der angeblich bei dem zu einer traurigen Bekanntheit gelangten Gustav Chorinsky auf der Festung Kronach ausgebrochen, gibt der Münchener „Korrespondent des „Münch. Korrespondenten“ folgende interessante Mittheilungen unter:

München, 21. November.

Die Kunde von dem bei dem Festungssträfling Gustav Chorinsky ausgebrochenen Wahnsinn vernahm ich mit dem größten Interesse schon deßhalb, weil ich wohl so ziemlich der Einzige war, der die Ansicht von der Unzurechnungsfähigkeit des Grafen in der Presse vertheidigt hatte. So früh schon hat der alte Dr. Morel Recht bekommen, so schnell ist seine Prophezeihung eingetroffen! Noch sehe ich ihn vor mir, den alten Herrn mit schneeweißen Haaren, wie er die Hand ausstreckte und mit fester, weithin schallender Stimme sprach:

„Meine Herren, wir werden uns in drei Jahren wieder ein Rendez-vous hier geben, ich setze Ihnen meine wissenschaftliche Ehre zum Pfande: Sie werden sehen, daß der Graf Chorinsky, er werde nun freigesprochen oder nicht, von Stufe zu Stufe sinken und schließlich vollkommen dem Wahnsinn erliegen wird.“

Schon jetzt, nach wenigen Monaten milder Festungshaft, ist diese Prophezeihung in Erfüllung gegangen. Wie sich aber diese Vorhersagung erfüllt hat. Das wird in den weitesten Kreisen interessiren, und ich theile Ihnen deßhalb ein an den Vertheidiger des Chorinsky gerichtetes Privatschreiben eines hochgeachteten Arztes mit der Erlaubniß des Empfängers mit. Es lautet:

Kronach, 18. November.

Lieber Freund!

Indem ich meinen Brief beginne, wirst Du meine Depesche mit der Bestätigung der Geistesstörung Chorinsky's bereits in Händen haben. Chorinsky ist ein physisch und psychisch herabgekommener Mensch, der den Keim des Irrsinns schon lange in sich trägt, und die Uebersendung ihm gehöriger militärischer Kleidungsstücke in jüngster Zeit scheint die nächste Veranlassung zum vollständigen Ausbruche seines Wahnsinns gewesen zu sein. Schon seit Sonntag vor acht Tagen war er, wie mir Herr Regimentsarzt F. mittheilte, im höchsten Grade aufgeregt und verfiel bald darauf derartig in Tobsucht, daß er Alles um sich her zerschlug und seine Kleidungsstücke in Fetzen zerriß. Er mußte in das Krankenzimmer verbracht werden, und hier ward er endlich, da er sich gegen Jedermann Gewaltthätigkeiten erlaubte, in die Zwangsjacke gesteckt, ebenso mußten ihm Fußriemen angelegt werden. Vom Sonntag vor acht Tagen bis letzten Montag soll er fast keinen Bissen über die Lippen gebracht haben und völlig schlaflos gewesen sein. Den Regimentsarzt überhäufte er mit den fürchterlichsten Schmähungen, und da er sich an ihm in der Zwangsjacke nicht mehr vergreifen konnte, spuckte er ihm sogar in das Gesicht. Am letzten Montag wurde er zudringer, er war sehr abgemattet und heiser in Folge

Digitized by Google

des vielen Schreiens, und es konnte ihm die Zwangsjacke wieder abgenommen werden, aber schon in vergangener Nacht mußte sie ihm wieder angelegt werden. Man glaubte zuerst allgemein, eine Simulation annehmen zu müssen, und auch ich theilte diesen Glauben, gab ihn aber sofort auf, als ich von seiner anhaltenden Schlaflosigkeit Kenntniß erhalten hatte. Seit gestern beobachte ich Chorinsky nun auf Requisition der k. Kommandantschaft selbst und überzeugte mich auf das Evidenteste, daß wir es mit einem vollkommen wahnsinnigen Menschen zu thun haben. Chorinsky ist nicht mehr im Stande, auch nur eine Minute lang einen Gedanken zu fixiren, fragt Dieß und Jenes und springt, ohne eine Antwort zu erwarten, sofort auf einen anderen Gegenstand über und schwätzt so ununterbrochen fort. Heute theilte ich nun in Gemeinschaft mit dem Herrn Regimentsarzt F. dem k.k. Kommando unsere feste Ueberzeugung von dem wirklichen Bestehen der Geist-Krankheit Chorinsky's mit, ebenso beantragen wir seine möglichst baldige Ueberführung in eine Irrenanstalt, worauf dann das k. Kommando sofort nach Würzburg berichtet hat.

So weit der Privatbrief eines Gerichtsarztes, der als Mann und Gelehrter in den weitesten Kreisen verehrt wird. Man muß Chorinsky während seine Prozesses beobachtet haben, wie wir es gethan, die wir die ganze Woche hindurch so unmittelbar hinter ihm saßen, daß uns keine seiner Bewegungen entging. Man muß die Fragen gehört haben, die er an uns selbst in den furchtbarsten Momenten richtete, wo wir erstarrt dasaßen, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß der Mensch wahnsinnig sei. Ich erinnere mich recht gut noch, welchen Eindruck es auf mich machte, als er, nachdem der Gerichtshof sich zurückgezogen, um den Straf-Antrag des Staatsanwaltes auf lebenslängliches Zuchthaus zu berathen, sich zu mir umdrehte und mich, seinen Bart ruhig streichelnd, fragte: „Was meinen Sie, werde ich mir ein Klavier halten dürfen auf der Festung?“ Das erschreckende Bild des Wahnsinns setzte sich mir aus tausend kleinen Zügen zusammen; sein fixirer Blick, das krampfhafte Zucken der Hände und Füße, das fortwährende eigenthümliche Wirbeln des Bartes — das Alles ist mir unvergeßlich. Es ist ein schauerlicher Triumph, den die Expertise der Herren Doktoren Morel und Mayer jetzt feiert, aber es ist eine Genugthuung, die den beiden würdigen Männern der Wissenschaft gegenüber den mannigfachen Anfeindungen ihres Parere's wohl zu gönnen ist. Ebenso ist es auch dem wackeren Vertheidiger Chorinsky's für seine aufopfernde Thätigkeit wohl eine Art von Genugthuung, daß sein Vertheidigungsplan als ein psychologisch wohl berechtigter, jetzt allgemein anerkannt werden muß. Ich höre noch, daß der Vertheidiger auf diese Vorkommnisse hin sofort ein Begnadigungsgesuch eingereicht hat. Allem Anscheine nach dürfte die Bescheidung dieses Gesuches den Wahnsinnigen schwerlich mehr am Leben treffen.

Mannigfaltigkeiten.

In Ermangelung des elektrischen, Kalk- oder Magnesium-Lichtes wird jetzt zu Signalisirungszwecken mit Nutzen ein Apparat angewendet, der gestattet, eine Lichtquelle durch höchst einfache Mittel in der Art zu verstärken, daß sie als Nachtsignal bis auf Entfernungen von 3 bis 6 englischen Meilen dienen kann. Dieses Licht, Chatamlicht bezeichnet, hat sich bei Gelegenheit des Krieges in Abessinien vorzüglich bewährt, wo man sich mit Lichtquellen geringerer Stärke, also Oellampen u. dgl. begnügen mußte. Das Princip, auf welchem dies Verfahren beruht, besteht einfach darin, daß man in die Flamme pulverisirte, aufs Feinste zertheilte Substanzen hineinbläst, welche kohlenstoffreich sind und bei ihrer Zerlegung kohlenwasserstoffhaltige Verbindungen entwickeln. Die Lampe, welche zu diesem Zwecke benutzt wird, hat unter der Flamme (welche nur eine Weingeistflamme zu sein braucht) ein mit dem Pulver gefülltes Gefäß, aus dessen oberem verschlossenen Deckel zwei gegen die Flamme gerichtete Röhren hervorragen. In geeigneter Weise wird nun mit einem Blasbalg ein Luftstrom von unten in das Gefäß hineingepreßt. Die Luft entweicht durch die beiden Oeffnungen, reißt das Pulver mit und führt so zur Flamme frische Luft und Pulver, wodurch ihre Intensität sehr gesteigert wird. Pulverisirte Kohle, pulverisirtes Harz und Gemenge von pulverisirtem Harz und geschmolzenem Magnesia geben in Reihenfolge immer stärkere Lichtquellen.

Zur Charakteristik der Volksbildung in Rußland theilt die „Allg. Deutsche Lehrerzeitung“ mit, daß unter den 92,104 angenommenen Rekruten des russischen Reichs nur 7851 des Lesens kundig waren, und wenn von diesen letzteren 181 aus den privilegirten Ständen als Stellvertreter Eingetretene, so wie 864 Juden und 2170 Lutheraner, die wohl alle lesen können, abgezogen werden, so bleiben von der übrigen Klasse nur 5 pCt. des Lesens Kundige übrig!

In Weidenwang, Bezirksamt Bellingries, hat sich ein Komité gebildet, um dem daselbst geborenen berühmten Tondichter Chr. W. v. Gluck ein Denkmal oder wenigstens eine Gedenktafel zu errichten.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 276 Donnerstag, 26. November 1868

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

IX.

Am folgenden Tage ging Sir John mit Georg zu dem Gouverneur, und stellte diesem seinen Sohn vor. Lord Singleton empfing sie auf das Freundlichste, und man konnte wohl sehen, wie viel er auf den Oberrichter hielt. Sir John fragte auch, ob Lord Singleton mit auf die Jagd gehe, was dieser bejahte. Zugleich hatte der Oberrichter nicht verfehlt, der bevorstehenden Verheirathung seiner Söhne mit seinen Mündeln Mary und Heva Bartell Erwähnung zu thun, welche Mittheilung Lord Singleton mit den herzlichsten Glückwünschen erwiderte.

Zwei Tage waren seitdem verflossen; Georg war in großer Aufregung, morgen sollte die Jagd stattfinden, er war schon in England ein leidenschaftlicher Jäger gewesen, wie sehr mußte also das Ungewöhnliche einer Pantherjagd die Lust in ihm rege machen.

Es war Donnerstag Morgens um 6 Uhr; fünf gesattelte Pferde standen vor dem Bengalow; drei waren für John Malcolm und seine Söhne und die beiden andern für Step und Kajil.

Mary und Heva begleiteten Sir John und ihre Verlobten zu den Pferden; sie empfanden eine nicht geringe Angst, und ließen sich noch einmal das Versprechen geben, die größte Vorsicht auf der Jagd zu beobachten und das Leben nicht unnöthig der Gefahr auszusetzen.

Endlich saßen die drei Herren im Sattel und ritten die Straße entlang nach dem Palaste des Gouverneurs. Dieser aber erwartete sie schon mit einer Anzahl Offizieren, welche ebenfalls zu der Jagd eingeladen worden waren.

Nach ungefähr zwei Meilstunden kam die ganze Cavalcade an dem Rande des Waldes von Parava an, wo sie von einer großen Anzahl Eingeborner auf prachtvollen Pferden und in sehr reichen Trachten erwartet wurden. Die Inder setzten sich an die Spitze der Reiter, um ihnen den Weg zu zeigen, und gleichzeitig ihnen als Ehrengarde zu dienen. Große Wolken rothen Staubes wirbelten empor; die Sonne fing an zu brennen, als man endlich in den Wald gelangte, wo der Schatten hundertjähriger Bäume die große Schwüle einigermaßen milderte.

Nach etwa viertelstündigem Ritte gelangten die Reiter an den bezeichneten Kreuzweg, welcher als Versammlungsort dienen sollte. Auch die Ruinen der Pagode des Kali waren in der Ferne sichtbar.

Auf dem Kreuzweg herrschte ein reges Leben und Georg war nicht wenig erstaunt, als er die vielen bunten Gestalten von Jägern und Treibern, von Elephanten, welche hohe Thürme auf dem Rücken trugen, von riesengroßen Hunden mit breiten stachelichen Halsbändern, und einen Trupp herrlicher Pferde sah, welche auf Anordnung der Prinzessin den Eingeladenen zur Verfügung stehen sollten.

„Nun, was sagen Sie dazu, junger Mann?“ redete Lord Singleton den Verlobten Mary's an.

„Ich glaube, Mylord, ein Maler hätte hier Gelegenheit, ein herrliches Bild zu entwerfen, ohne daß er seine Phantasie anzustrengen brauchte; er hätte nur nöthig, naturgetreu aufzunehmen, was wir hier sehen.“

Der Gouverneur zog seine Uhr, und auf dieselbe einen Blick werfend, sagte er:

„Die in dem Einladungsschreiben bezeichnete Stunde ist bereits vorüber, aber die Königin des Festes fehlt noch.“

Hier unterbrach ihn lächelnd John Malcolm mit den Worten:

„Mylord, Djella ist eine Frau, und noch dazu eine hübsche Frau. Bei dieser doppelten Eigenschaft hat sie das Recht uns warten zu lassen. Sowohl bei der Jagd als bei dem Balle ist das Spätkommen ein Mittel, welches nie seinen Zweck verfehlt. In ihrer Eigenschaft als Tochter der Goa kennt sie dieses Mittel und benutzt es.“

In diesem Augenblick ertönte ein Trompetenstoß, der sich mehrmals hintereinander wiederholte. Alle Blicke wandten sich nach der Waldallee, an deren Ende ein großer Trupp phantastischer Gestalten aller Art sichtbar wurde.

„Was ist das?“ fragte Georg.

„Das ist die Prinzessin und ihr Gefolge,“ antwortete Lord Singleton. Kennen Sie dieselbe noch nicht?“

„Nein, Mylord.“

„Dann legen Sie einen dreifachen Panzer um Ihr

Digitized by Google

Herz, sonst ist's um Sie geschehen," sagte der Gouverneur und fuhr, als Georg spöttisch lächelte, fort: „Lachen Sie nicht, junger Mann. Die Prinzessin ist in der That eine hinreißende, beinahe unwiderstehliche Persönlichkeit, und wenn Sie sie gesehen haben, werden Sie mir Recht geben."

„Mylord, ich zweifle nicht an den Reizen und der Schönheit der Dame, die uns eingeladen, aber ich bin unverwundbar."

„Unverwundbar," wiederholte Lord Singleton ungläubig. „Sind Sie dessen so sicher?"

„O, vollkommen sicher! Mein Schutz und Schirm ist die Liebe. Das Herz des Verlobten der Mary Burtell kann für keine andere Frau als Mary Burtell schlagen."

„Sie haben Recht; ich hatte ganz und gar nicht daran gedacht, daß Sie mit einer unserer reizendsten Landsmännin verlobt sind."

Während der Zeit, da diese Worte gewechselt wurden, war die Prinzessin sammt Gefolge so nahe gekommen, daß man die einzelnen Personen unterscheiden konnte.

Der Zug, welcher die Prinzessin begleitete, bestand aus zwölf prächtig gekleideten Trompetern, welche auf weißen Pferden vorausritten. Hierauf folgte ein Trupp von fünfundzwanzig Reitern der weiblichen Leibwache der Prinzessin, sämmtlich auf schwarzen Pferden. Hinter diesen liebenswürdigen Gardes du Corps ritt Djella selbst, umgeben von ihren hauptsächlichsten Hausbeamten in reicher Tracht. Eine zweite Abtheilung der weiblichen Garde folgte und eine ungeheure Zahl Diener in den buntesten Trachten beschloß den Zug.

Zur Rechten der Prinzessin ritt ein indischer Prinz in Nationaltracht, der fast eben so reich wie Djella war, und der in unserer Geschichte noch eine bedeutende Rolle spielt; es war der Rajah Doorgal Sahib.

Als der Zug ziemlich nahe kam, befahl die Prinzessin Halt zu machen, und ritt mit dem Rajah auf ihre Gäste zu.

Sie stach durch ihren einfachen Anzug merkwürdig von ihrem Gefolge ab; sie war als Amazone, und ganz europäisch gekleidet, trug ein kleines, graues Hütchen und eine rothe Feder, welche sehr anmuthig auf ihr dichtes, schwarzes Haar niederbog.

Als Djella und Doorgal Sahib in die Nähe kamen, setzten Lord Singleton und seine Begleiter ihre Pferde ebenfalls in Bewegung, und ritten auf die Prinzessin zu.

Sie grüßte gracids mit der Hand und rief:

„Ich danke Ihnen, Mylord, ich danke Ihnen meine Herren, daß Sie meine Einladung angenommen haben. Ich bin Ihnen sehr verbunden."

Als Georg die Stimme der Prinzessin hörte, erfaßte ihn ein eigenthümliches Erstaunen, er glaubte diese Stimme schon einmal gehört zu haben; daran aber dachte er nicht im Entferntesten, daß die Dame mit der Sammetmaske und Djella ein und dieselbe Person seien.

„Prinzessin," sagte Lord Singleton, indem er ihre Hand an seine Lippen führte: „Wir sind glücklich und stolz darauf, an Ihren Hof eingeladen worden zu sein, und sagen Ihnen unseren verbindlichsten Dank."

„Sie sind allzu gütig, Mylord!"

Dann sich an John Malcolm wendend, sagte sie:

„Nun, es freut mich, daß auch Sie meiner Einladung gefolgt sind; ich fürchtete schon, Sie würden durch Ihre vielen Arbeiten als Oberrichter abgehalten werden, zu erscheinen."

„Nicht doch, Prinzessin," antwortete Sir John, indem er sich verbeugte, „ich hätte um Nichts in der Welt verfehlen wollen, Ihrer gütigen Einladung Folge zu leisten. Erlauben Sie mir zugleich, Ihnen meinen ältesten Sohn, Sir Georg, den Sie noch nicht gesehen, und der erst vor einigen Wochen hier angekommen ist, vorzustellen."

Djella richtete auf Sir Georg ihre großen schwarzen Augen, welche mit einem so eigenthümlichen Feuer brannten, daß dieser den Blick nicht aushalten konnte.

„Sir Georg," sagte sie endlich, „seien Sie willkommen in Indien, Ihre Landsleute sind mir einstens, als ich in England war, auf das Artigste entgegengekommen; ich fühle mich noch in der Schuld. Ich habe Sie ein, heute mein Jagdgefährte und Kavalier zu sein. Glauben Sie nicht, daß Sie dadurch von der Jagd abgehalten werden, ich fürchte die Gefahren nicht. Wollen Sie?"

„Mit dem größten Vergnügen," erwiderte Georg, „jedoch unter einer Bedingung."

Ein lebhaftes Erstaunen spiegelte sich in den Augen der Prinzessin.

„Eine Bedingung," wiederholte sie, „Sie legen mir eine Bedingung auf."

„Ja, Prinzessin!"

„Und welche, mein Herr?"

„Daß die Gefahr, in die wir kommen könnten, mir allein überlassen wird."

Djella fing an zu lächeln.

„Nun, das werden wir schon sehen, wenn die Gefahr kommt," erwiderte sie. „Ich verspreche Nichts. Seien Sie mein Kavalier ohne Bedingung, oder treten Sie diesen Ehrenposten an Rajah Doorgal ab, welcher mich hinlänglich kennt, um zu wissen, was ich Angesichts der Gefahr werth bin."

„Ihr Wille wird geschehen, Prinzessin, welcher Art er auch immer sei," versetzte Georg. „Aber meinen Posten trete ich an Niemand ab."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Feldzug in Böhmen.

(Nach dem offiziellen Berichte des österreichischen Generalstabes.)

(Schluß.)

„Es warfen sich ihr sofort", sagt der Generalstabs-Bericht, „die kaiserlichen Reserve-Kavallerie-Divisionen (1. und 3.) entgegen und bewahrten durch ihre Aufopferung das Heer vor den verhängnißvollen Folgen, welche in diesem Augenblicke das Eindringen der feindlichen Kavallerie nothwendig hätte haben müssen." Nun folgte das Nachspiel der Schlacht, der große Reiterkampf zwischen Streselitz und Wschestar. Der offizielle Bericht versichert, die preußische Reiterei sei in demselben vollständig geworfen worden, und da die preußischen Berichte über diesen Reiterkampf nicht sehr redselig sind und blos von der Tapferkeit der Oesterreicher sprechen, wird das auch richtig sein. Den beiden Reserve-Kavallerie-Divisionen und der wackeren Artillerie, von der noch zwischen 5 und 6 Uhr Abends 14 Batterien zur Deckung des Rückzuges im Feuer standen, verdankte das österreichische Heer seine Rettung vor völliger Vernichtung. Gleichwohl lösten sich erst jetzt, obwohl man vom Feinde beinahe nichts mehr zu leiden hatte und eine eigentliche Verfolgung gar nicht stattfand, die Bande der taktischen Ordnung. Die gespannte Inundation und die geschlossenen Thore der Festung Königgrätz waren der Armee, nach den Worten des Generalstabs-Berichtes, verderblicher als die Schlacht. Fuhrwerke, Geschütze und Roß' blieben hier stecken und versanken. Dazu kamen die Massen der eigenen Kavallerie, die rücksichtslos in das Fußvolk hineinritt. Ueber die Scenen der Verwirrung und des Unheils, die hier spielten, deckt der Bericht einen mitleidigen Schleier. Die mehr als 7000 „Vermißten", welche in der Verlustliste der österreichischen Armee bei Königgrätz aufgeführt und nach der ausdrücklichen Bemerkung des offiziellen Berichtes „sämmtlich zu den Todten zu zählen sind, sprechen ohnehin deutlich genug.

Der Gesammtverlust der Oesterreicher in der Schlacht betrug über 41,000 Mann und 6000 Pferde. Die Ziffer an und für sich enorm, wird noch schrecklicher, wenn man die einzelnen Rubriken mit einander vergleicht! Denn den 16,000 Verwundeten stehen 5328 Gefallene und 7867 „Vermißte" gegenüber. Zählt man die Letzteren zu den Todten, wie man es leider thun muß, so steigt die Zahl derselben auf 12,895. Ein geradezu schauerliches Mißverhältniß. Gewöhnlich rechnet man im Kriege Einen Todten auf vier Verwundete, und bei der preußischen Armee (3242 Todte, 11,966 Verwundete im ganzen böhmischen Feldzuge) entsprechen auch die Verluste dem gewöhnlichen Maßstabe; bei dem sächsischen Korps stellt sich das Verhältniß noch viel günstiger. Woher bei uns diese Unmasse von Todten? Noch merkwürdiger ist der Unterschied in den Verlusten einzelner Regimenter. Das Infanterie-Regiment Nr. 59 (Mecklenburg-Schwerin) hat bei Königgrätz 15 Offiziere, 355 Mann todt, das Infanterie-Regiment Nr. 46 (Sachsen-Meiningen) 13 Offiziere, 405 Mann todt und verliert im Ganzen über 2000 Mann, das Infanterie-Regiment Nr. 47 (Nobili) 12 Offiziere, 456 Mann todt. Neben diesen verbluteten, aufgeriebenen Regimentern verliert das ganze 10. Armee-Korps 13 Offiziere, 169 Mann an Todten, das Infanterie-Regiment Erzherzog Sigismund hat 11 Offiziere und 16, sage „sechzehn" Mann todt. Ob im letzteren Falle maßlose Aufopferung der Offiziere oder Schlimmeres zu Grunde liegt, diese und ähnliche Angaben der österreichischen Verlustliste sind so unbegreiflich wie die geringen Opfer, mit welchen die preußische Armee ihre Erfolge errang. Freilich, die Leichen derer, welche der Cholera erlagen, hat Niemand so recht gezählt! Sie waren die traurigsten, die beklagenswerthesten Opfer des Krieges und jedes derselben eine stumme Anklage gegen den Gedanken, die deutsche Frage durch einen Bruderkrieg zu lösen.

Mannigfaltigkeiten.

Am 5. November starb zu Giroda, nächst Temesvar, die Wittwe Persida Brestowitz im seltenen Alter von 115 Jahren. Einige Tage vor ihrem Tode noch war sie bei voller Kraft.

Ueber einen unerhört frechen Gaunerstreich berichtet der „S. M." also: Am 4. Nov. Abends erschien in B., im Sulzer O.-A., ein anständig gekleideter Herr im Hause des Gemeindepflegers und forderte unter der Behauptung, daß er von der Kreisregierung beauftragt sei, in Gemeinschaft mit seinem Prinzipal, dem Reg.-R. Graf von Bartenstein, welcher im Gasthof zur Post in Sulz warte, Kassenvisitation vorzunehmen und zu diesem Zwecke ihm die Rechnungsakten nebst dem Kassenbestand abzuverlangen. Die vom Gemeindepfleger Anfangs geäußerten Bedenken wurden theils durch Vorweisung des schriftlichen Auftrages der Kreisregierung, theils durch die Drohung mit sofortiger Verhaftung beseitigt. Beide traten nun die Wanderung nach Sulz an, wobei der angebliche „Sekretär" dem Gemeindepfleger erlaubte, den Kassenbestand mit 160 fl. und die Rechnungs-Akten selbst zu tragen. Unterwegs wurde in einem Orte eingekehrt (offenbar, um den Gemeindepfleger betrunken zu machen, was jedoch nicht gelang), und Beide kamen um 10 Uhr in Sulz an, wo dann der Gemeindepfleger veranlaßt wurde, mit dem Sekretär im Wirthshaus zum Waldhorn zu übernachten, da der Herr Graf v. Bartenstein im Poßwirthshause

Digitized by Google

bereits zu Bette gegangen sei. Des andern Morgens 7 Uhr veranlaßte der Sekretär den Gemeindepfleger, ihm das Geld und die Rechnungsakten zu übergeben, damit er sie seinem Prinzipal v. Bartenstein überbringe. Wirklich begab er sich auf die Post, bestellte Quartier für seinen Prinzipal, gab die Rechnungsakten daselbst in einstweilige Verwahrung und entfernte sich dann. Das Weitere haben unsere Leser bereits errathen, Trotzdem, daß die Sache sofort angezeigt wurde, auch eine sehr energische Thätigkeit der Polizei entfaltet worden ist, gelang es bis jetzt nicht des Sekretärs mit seinen 160 fl. habhaft zu werden, und es beweist dieser Umstand, daß man es hier mit einem abgefeimten Spitzbuben zu thun hat.

Der „M. A." berichtet über einen Fall von grenzenlosem Leichtsinn eines Eisenbahnbediensteten, der das größte Unglück hätte herbeiführen können. Auf der Station St. Wendel der Rhein-Nahebahn suhte nämlich ein angeblich in trunkenem Zustande befindlicher Maschinenputzer eine Lokomotive in Bewegung und überließ dieselbe, als er die Hebelvorrichtung nicht zu bewältigen im Stande war, ihrem Schicksal, indem er von derselben herabsprang. Die so losgelassene Lokomotive fuhr nun nach dem Bahnhof Neukirchen, wurde jedoch hier in Folge telegraphischer Meldung zum Stehen gebracht, indem man rasch einige Schienen losmachte und sie so aus dem Geleise brachte. Zum Glück richtete weiter dieselbe nichts an, denn zu der Zeit befand sich auf der fraglichen Strecke kein Zug. Wäre dieß der Fall gewesen, ein Zusammenstoß hätte unvermeidlich stattgefunden und welches Unglück wäre wieder zu beklagen gewesen!

[Ein strammes blondes Mädchen mit strahlenden blauen Augen.] In der „Weser-Ztg." lesen wir folgendes einladende Inserat: Ein strammes blondes Mädchen mit strahlenden Augen und herrlichem Wuchs, im Alter von 19 Jahren, sucht auf diesem nicht ungewöhnlichen Weg, da es ihr an Herzensbekanntschaft gänzlich mangelt, einen hübschen Mann." Weiter erbittet sich das stramme blonde Mädchen die Photographien der ehelustigen Bewerber, selbstverständlich unter Zusicherung der üblichen Diskretion.

[Versicherung gegen Regenwetter.] Unter den verschiedenen Arten von Versicherungen gegen alles Mögliche gibt es jetzt in Amerika (in New-York) auch eine gegen das Regenwetter. Wer z. B. am Sonnabend ein gutes Geschäft machen will, wozu gutes Wetter unbedingt nothwendig ist, versichert sich Tags zuvor mit 1 Dollar. Regnet es dann an dieser Sonnabende, so erhält er von der Kompagnie den zehnfachen Betrag ausgezahlt. Wirthe, Kunstfeuerwerker und Direktoren von öffentlichen Schauproduktionen sollen diese Gesellschaft bedeutend benützen.

Der jüngst zu Paris verstorbene Heros der Musik, Rossini, hat einen besonderen Preis „für melodische Tondichtungen in unseren Tagen so vernachlässigt", ausgeschrieben. (Es heißt wörtlich: Oeuvres mélodiques si négligées de nos jours.) Die Werke können geistliche oder weltliche sein; bei den letzteren muß der Text sittlich vollkommen reinen Inhalt haben.

Bei Mentale, in der Provinz Modena, ist ein großer Fund gemacht worden; man ist bei Ausgrabungen auf ungeheure Haufen von Thierknochen gestoßen; Menschenknochen fand man nicht, wohl aber viele Gefäße von schwarzem Thon, aber keine Spur von Metallen oder bearbeiteten Knochen; es sind nun Sachkundige an Ort und Stelle gesandt worden, um die Ausgrabungen zu leiten.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 272:

Nimm einer Kuh den Kopf
Und setz' ihr Herz ihr an:
Das ist wohl schnell gesagt,
Doch nicht so schnell gethan!
Wenn ich des Räthsels Sinn —
Dem Leser auch kann sagen,
So kann doch aus der Kuh
Ich keinen „Uhu" machen!
Und wenn ich's wirklich könnt'
Und wär' dazu bereit:
Bekäm' ich für die Müh'
Ja doch nicht einen Deut.
Auch braucht die Hausfrau Milch
Zum täglichen Kaffee,
Und eines Uhu's Schrei
Thut ihren Ohren weh.
Es bleibt darum die Kuh
Ganz ungenirt im Stall,
Zur Ruhe und zum Trost
Der Kaffeeschwestern all'.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 277 Freitag, 27. November 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Die Prinzessin verbeugte sich, und gab einem in respektvoller Entfernung stehenden Diener ein Zeichen, näher zu kommen.

„Laß die bereitstehenden Pferde herbeiführen," befahl die Prinzessin.

„Und Sie, meine Herren," wandte sie sich an die sie umgebenden Gäste, „bitte ich, sich beritten zu machen, denn es ist Zeit, die Panther warten auf uns. Und Sie, Sir Georg, vergessen Sie nicht, daß Sie für den ganzen Tag mein Kavalier sind."

„Prinzessin," erwiderte der junge Engländer, es ist eine zu hohe Gunst für mich, als daß ich sie nur einen Augenblick vergessen könnte."

Nach wenigen Minuten saßen alle Gäste der Prinzessin im Sattel; Lord Singleton und John Malcolm hatten auf einem Elephanten Platz genommen, ein Trompetenstoß gab das Signal zum Aufbruch und vorwärts stürmten die Jäger hinter den Hunden her, so schnell die Pferde zu laufen vermochten.

Obwohl einige der Treiber, welche zum Voraus den Wald untersucht hatten, mehrere Tiger und Panther in der Frühe an dem kleinen See in der Nähe der Pagode des Kali gesehen hatten, so wollte sich doch im Verlaufe von mehr als zwei Stunden keines dieser Raubthiere sehen lassen; das Getrappel und Gewieher der Pferde, das Heulen der Hunde und das Geschrei der Menschen hatte sie offenbar verscheucht. Man durchsuchte den Wald nach allen Seiten, aber es zeigte sich kein anderes Wild, als eine große Menge zierlicher Gazellen, welche aus ihren Verstecken aufgeschreckt, nach allen Seiten auseinander stoben.

Georg empfand einen großen Widerwillen, auf diese lieblichen Thiere zu schießen, und war innerlich empört darüber, daß namentlich die Inder unbarmherzig auf sie Jagd machten. Dagegen schien Djella von einem wahren Vertilgungseifer beseelt zu sein. Sie trug einen kleinen Karabiner und schoß auf jede Gazelle, die in Schußweite vorbeikam; sie bewies dabei eine Sicherheit im Treffen, welche den jungen Engländer in nicht geringes Erstaunen versetzte. Um so mehr war er innerlich verletzt durch die gänzlich unweibliche Blutgier, namentlich den anmuthigen Gazellen gegenüber; er fand nun, daß das Bild, welches ihm sein Vater von der Prinzessin entworfen, erschreckend ähnlich sei, und daß sie, die Tochter der Tamerliden, trotz ihrer europäischen Erziehung, die ganze Wildheit ihrer Race bewahrt habe. Er zweifelte nun nicht mehr daran, daß sie gegen die Menschen nicht minder grausam sein könne, wie gegen die Gazellen. Von Zeit zu Zeit mäßigte Djella den raschen Lauf ihres Pferdes, um, wie sie sagte, den Reitern Zeit zu geben, sich in ihrer Nähe wieder zusammen zu finden, in Wahrheit aber, um mit Georg plaudern zu können, und alle ihre geistigen Schätze ihm gegenüber zur Schau zu stellen. Ein Zuschauer, welcher sie hätte beobachten können, würde leicht bemerkt haben, wie sie alle Künste weiblicher Koketterie anwandte, um ihren Kavalier unwiderstehlich und für immer zu fesseln.

Es war bereits Mittag vorüber.

Die Jagd ergab keine anderen Resultate, als die, welche wir schon erwähnt hatten. Tiger und Panther ließen sich nicht sehen.

Der Himmel, welcher bisher von leichtem, weißem Gewölk bedeckt gewesen, wurde allmälig ganz klar und die Sonne goß Ströme von Feuer auf die Erde.

Georg und Djella waren gerade an einer Waldblöße von elliptischer Form angekommen, die derjenigen ganz ähnlich sah, welche als Versammlungsort gedient hatte, nur daß sie etwas kleiner und rundum von sehr hohen Bäumen umgeben, und der Platz schattig und verhältnißmäßig kühl war. Hier hielt die Prinzessin ihr schweißtriefendes Pferd an und betrachtete die mit lieblichem Grün bedeckte Waldblöße, an deren einem Ende aus einem Granitblock eine starke Quelle sprudelte. Djella ergriff eine kleine silberne Trompete, welche sie an einer um den Hals hängenden seidenen Schnur auf dem Rücken trug, setzte sie auf den Mund und ließ dreimal ein lautes Signal erklingen, das vielfach wiederhallte.

Einige Augenblicke nachher ertönte dasselbe Signal an den verschiedensten Stellen des Waldes.

„Prinzessin, was soll das bedeuten?" fragte Georg.

„Ich habe einen Befehl gegeben," antwortete Djella, „und man antwortet mir."

Digitized by Google

„Erlauben Sie mir zu fragen, was Sie befohlen haben?“

„Ich habe befohlen, alle Jäger hierher unter die Schatten dieser Bäume zu bringen, wir wollen ein wenig frühstücken. Gefällt Ihnen der Ort?“

„Ausgezeichnet. Aber wo ist denn das Frühstück?“ Diella lächelte und erwiderte:

„Haben Sie deßhalb keine Sorge, es wird gleich da sein.“

„Wie in den Feenmährchen, durch Zauberei.“

„Vielleicht,“ sagte die Prinzessin lachend. „Sie können sich, wenn es Ihnen Spaß macht, immerhin denken, daß dieser Wald wie auf den Theatern zu London und Paris, im Augenblick hervorgezaubert ist, aber eines verspreche ich Ihnen, daß die Postelen und das Geflügel nicht von Pappe sind, und daß es auch nicht an echtem Champagner fehlen soll.“

Wenige Augenblicke waren verflossen, als schon sämmtliche Beamte und Bediente der Prinzessin in der Nähe der Waldblöße erschienen. Bald ließ sich das Gewieher der Pferde ringsum vernehmen, und verkündete, daß alle Jäger dem Ruheplatz zuströmten. Jetzt auch erschien die weibliche Garde, welche, als sie der Prinzessin ansichtig wurde, ihre fremdartigen Musikinstrumente erklingen ließ. Von allen Seiten kamen die Jäger mit ihren traurigen Jagdtrophäen, blutenden Antilopen und Gazellen an.

Hierauf erschienen mit schweren Schritten, unter denen der Boden erdröhnte, als wenn Berge sich in Bewegung gesetzt hätten, wie die heilige Schrift sagt, eine Anzahl Elephanten mit hohen Thürmen auf dem Rücken. Lord Singleton und Sir John befanden sich in einem derselben.

Den Schluß bildeten eine Menge Maulthiere mit reich verziertem Geschirr und mit großen und gutverschlossenen Körben beladen. Diese Körbe enthielten die Speisen zum Frühstück.

Slop, welcher sich über den Inhalt der Körbe von Kazil Auskunft erbeten, und diese erhalten hatte, konnte sich nicht enthalten, seine Freude auf allerlei bemerkbare Weise kund zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Giftmischerin.

Genf, 20. Nov.

Unter diesem Titel bringt das heutige „Journal de Genève“ einen Artikel, welchem wir folgende Angaben über die Krankenwärterin Jeanneret und die ihr zur Last gelegten Verbrechen entnehmen. „Da haben wir einen Fall, der, wenn er in Paris vorgekommen wäre, beide Halbkugeln in die größte Spannung versetzen würde. Es handelt sich um eine Krankenwärterin, welche in Genf in dem Zeitraum von 6 Monaten ohne bekannten Beweggrund, ohne durch Elend, durch Begierde, Neid oder Rache zum Bösen getrieben worden zu sein — mit einem Wort ohne Interesse und Leidenschaft langsam und nach und nach neun Personen, welche ihrer Pflege anvertraut worden waren, mit einer unerklärlichen Geduld und Beharrlichkeit vergiftet haben soll. Die öffentlichen Verhandlungen welche am 23. Nov. beginnen werden, erwartend, unternehme ich es, die Thatsache mit einer Ruhe und einer Zurückhaltung zu erzählen, wie sie durch die öffentliche Aufgeregtheit geboten erscheinen.“ Die Angeklagte, Frln. Jeanneret, gehört einer ehrbaren Familie des Kantons Neuenburg an. Sie besitzt eigenes Vermögen und Bildung. Man schreibt ihr, in religiöser Hinsicht, mystische Ideen zu. Die Physiologie findet bei ihr jene außerordentliche Sensibilität des Nervensystems, welche der Gegenstand vieler modernen Romane ist. Die, welche sie gesehen haben, sagen: sie sei schwächlich und klein, habe eine krumme Nase und ein zurückweichendes Kinn, ihre kranken Augen seien unter einer grünen Brille verborgen. Sie ist 32 bis 35 Jahre alt. Man weiß, daß sie einige Zeit in Lausanne in einer Krankenwärterinnenschule zubrachte. Sie lebte auch in Bevey in einer Anstalt, welche von dem geschickten Augenarzte Dor, jetzt Professor in Bern, geleitet wurde. Hier beginnen die Conjekturen. Die Angeklagte gab vor, sie sehe nur mit einem Auge. Hr. Dor bekam schließlich, sagt man, Verdacht wegen dieser Halbblindheit, welche durch keine erkennbare Krankheit erklärt wurde; man fügt hinzu, daß der gelehrte Arzt nach längerer Zeit durch Anwendung eines neu erfundenen Instruments zu der Ueberzeugung gelangte: die Angeklagte täuschte ihn. Aber warum diese angebliche Krankheit? Geheimniß! Erst heute nach den Vergiftungen hat man die Gründe dieses Betrugs begriffen, oder zu begreifen geglaubt. Man behauptet, daß die Angeklagte, im Voraus auf ihre Verbrechen sinnend, geduldig und beharrlich die bei Augenkrankheiten angewandten Gifte, namentlich Belladonna und hauptsächlich Atropin, sammelte. Allein Nichts von alledem ist bewiesen.

Die Angeklagte kam nach Genf, wo sie sich gleich Anfangs den Hauptärzten und Apothekern der Stadt empfahl. Sehr höflich, machte sie durch ihre feine Sitten guten Eindruck, und schien hoch über ihrem Stande zu stehen. Man konnte sie für einen alt Frau verkleideten Arzt halten; so sagte mir eine der Kranken, die ihr entgangen sind. Sie hatte Kenntniß, oder wenigstens eine medicinale Terminologie, welche selbst die Sachverständigen in Staunen setzte. Sie war voll Ergebenheit und Emsigkeit bei den Personen, welche sie zu pflegen hatte. Die Berichte, welche sie den Aerzten über die Patienten erstattete, waren lang und voll erstaunlicher Einzelheiten. Den Herren gegenüber zeigte sie sich von einer oft ermüdenden Sorgsamkeit und Dienstbeflissenheit, den Dienern gegenüber

Digitized by Google

lachte und spaßte sie gern; sie zeigte ihnen gewöhnlich mit einem eigenthümlichen Ton den Tod der Kranken an, welche sie besorgte. Dieß sind Thatsachen, welche ich glaube versichern zu können, da ich sie von guter Hand erhalte.

Im Anfang ihres Aufenthaltes in Genf wurde sie in die Pension Judet berufen; es war eines der in unserem Lande ziemlich zahlreichen Häuser, welche dazu bestimmt sind, alte oder kranke Personen aufzunehmen. Diese Pension war so eben eröffnet worden. Man bemerkte, doch nicht ohne einiges Erstaunen, daß die ersten dort aufgenommenen Pensionäre nicht lange lebten. Die Herrin des Hauses und ihre Tochter starben ebenfalls, von einer sonderbaren Krankheit befallen. Die Aerzte verstanden Nichts davon. Doch keiner hatte Verdacht gegen die Krankenwärterin. Nur eine unbekannte Hand schrieb über die Thüre folgende freie Uebersetzung des Dante'schen Verses:

Ceux qui entrent ici, n'en sortent pas.

(Schluß folgt.)

Winzergedanken nach dem Herbst 1868.

(Aus der Trierer Ztg.)

Gekeltert haben wir ihn nun,
Den Saft der würz'gen Traube,
Im Keller soll er jetzo ruh'n,
Statt sonst im grünen Laube;
Und all' den heißen Sonnenschein,
Der draußen ihn umflossen,
Den nahm er mit in seinen Schrein
Und hält ihn wohl verschlossen.

Auch jener Geist, der draußen weht,
Mehr als im engen Hause,
Der um die grünen Berge schwebt,
Zog mit in seine Klause.
Der Geist der Freiheit, groß und stolz,
Er ist es, den ich meine,
Auch er wohnt in dem Faß von Holz,
Im süßen duft'gen Weine.

Wohl sträubt er sich voll Muth und Kraft
Und will den Kerker sprengen,
Doch Eisen hält ihn fest in Haft,
Und widersteht dem Drängen.
Die Jugend, die nach Freiheit strebt,
Dämpft man in manchem Lande,
Damit es sich hübsch ruhig lebt,
Durch Kerkerhaft und Bande.

Es gilt auch hier der alte Spruch:
Austoben will die Jugend,
Und hat sie erst genug,
Bekehrt sie sich zur Tugend.
So wird denn auch in kurzer Zeit
Der Neue still und friedlich,
Und glaubt mir, er probirt sich heut'
Ganz prächtig und gemüthlich.

Beim ersten Glase merkt man nicht,
Was Alles d'rin verborgen. —
Beim zweiten wird schon hell und licht
Der trübste Wintermorgen. —
Beim dritten dringt durch's Fenster ein
Der Sonne erster Schimmer, —
Beim vierten ist mit Sonnenschein
Erfüllt das ganze Zimmer.

Und trinkt man, wie es sich gehört,
Noch ein paar Gläschen weiter,
So wird der Dümmste fast gelehrt,
Der Traurigste wird heiter.
Und daß der Freiheit man bedarf,
Die viel zu sehr beschränket,
Das sagt in Worten schroff und scharf,
Wer sonst kaum daran denket.

Das ist der Freiheitsgeist im Wein,
Der mit ins Faß geflogen, —
Das ist der liebe Sonnenschein,
Der ihn uns groß gezogen!
Gut, daß ein solches Tröpfchen wuchs
In diesen schönen Zeiten
Des Defizits, des Steuerdrucks
Und and'rer Lustbarkeiten!

Wenn's über uns're Kräfte geht —
Wir wissen, daß kein Klagen
Uns hilft, und daß die Welt sich dreht.
Es läßt sich Vieles tragen,
Hat man den Trost im edlen Naß,
Dem Achtundsechz'ger Weine! —
Prosit! Ihr Herren! ein volles Glas
Der Freiheit, die ich meine!

Fr. Herrmann.

Mannigfaltigkeiten.

Eine seltsame Todes-Anzeige findet sich in der dritten Beilage der „Vossischen Zeitung" vom Freitag den 20. November; dieselbe lautet: „Kameraden der fünften 4pfündigen Garde-Batterie von 1866! Am 17. d. Mts., Abends halb 6 Uhr, verschied an einem Gehirnleiden unser braver, vielgenannter Kriegsgefährte von 1866, Schneider. Dem Feinde der gebrannte Schrecken, den Freunden ein stets erheiternder Gefährte, bleibt sein Andenken unvergeßlich." Nur wenige Leser werden es errathen haben, welche Bewandtniß es mit diesem heim-

Digitized by Google

gegangenen „Herrn Schneider, dem gehörnten Schrecken und vielgenannten Kriegsgefährten von 1866“, hat. Die „Tribune“ gibt im Folgenden seine kurze Geschichte: „Der Verstorbene war der Feld-Zeugmeister der ehemaligen fünften 4pfündigen (jetzt ersten 6pfündigen) Garde-Batterie, welche ihn zur Zeit der Mobilmachung im Jahre 1864 erworben hatte. Er attachirte sich bald an die Mannschaften, und auch diese hatten bald ihre Freude an dem Gefährten. Herr Schneider — diesen Namen hatte man ihm gegeben — war der Korporalschaft des ersten Geschützes zugetheilt und bezog von dort seine regelmäßige Verpflegung. Beim Appell gesellte er sich stets zur Rotte der Avancirten, welche vor den Mannschaften Stellung zu nehmen pflegen, und hörte dort mit gespannter Aufmerksamkeit dem Lesen der Befehle zu. Wegen seines guten Verhaltens beim Abmarsche zum Obergefreiten befördert, wurde er beim Ueberschreiten der Gränze von der Mannschaft zum Unteroffizier ernannt und ihm als solchen ein schönes Halsband mit dem Abzeichen seiner neuen Charge verehrt. Als dann die Feindseligkeiten begannen, wurde Herr Schneider der hintersten Munitionswagen-Staffel zugetheilt, damit sein kostbares Leben nicht in Gefahr komme. Bei Königinhof jedoch, als die Kanonen donnerten und die Gewehrsalven krachten, wollte es dem muthigen Unteroffizier Schneider auf seinem Sicherheitsposten nicht mehr gefallen; er echappirte der ihn bewachenden Ordonnanz und sprengte im vollen Laufe dem Schauplatze des Kampfes zu, die unglückliche Ordonnanz hinterher. Unser Kronprinz, welcher gerade die Chaussée passirte, bemerkte die tolle Jagd und fragte die Ordonnanz, was sie mit dem Bocke wolle. Der Mann gab Bescheid, worauf der Kronprinz erwiderte: „Laßt den nur, der avancirt auf eigene Hand, der kommt viel früher an den Feind, als Ihr!“ Herr Schneider kehrte später unversehrt zu seinem Munitionswagen zurück, sollte jedoch merkwürdiger Weise noch dort dem Feinde furchterregend erscheinen. Gefangene des österreichischen Regiments Coronini passirten nämlich zufällig die Wagenstaffel der Batterie und sahen mit Entsetzen (?) den Bock oben auf einem Vorrathswagen thronen. „Nun“, riefen die Gefangenen (?), „da sollen wir wohl nicht geschlagen werden, wenn Ihr den Teufel in Person bei Euch führt!“ Der Bock wurde später von der Mannschaft wegen bewiesener Tapferkeit zum Feldwebel-Aspiranten befördert und sein Halsband mit einer aus einem Coronini-Kochlöffel fabrizirten Verdienst-Medaille dekorirt. Nachdem Herr Schneider den ganzen Feldzug ohne irgendwelche Gefährdung durchgemacht hatte, sollte ihn nach geschlossenem Frieden auf dem Rückzuge noch das Unglück ereilen. Er brach bei einem unglücklichen Sprunge vom Wagen ein Bein; ein geschickt angelegter Gypsverband und die nöthige Ruhe heilten jedoch den Schaden, und der Bock zog triumphirend in Berlin ein. Hier war er in der Kaserne der Garde-Artillerie eine beliebte und wohlangesehene Persönlichkeit; er verschmähte durchaus nicht ein Glas Bayerisch Bier, und von Tabak und Cigarren war er ein so großer Freund, daß er dieselben, wo er sie fand, auffraß. Wegen einiger Konflikte, in die er mit den Fourage- und anderen Oekonomischen Verhältnissen gerieth, wies ihn die Mannschaft zur Zahlmeister-Carrière über, und schon hatte er die Charge eines Zahlmeister-Aspiranten erreicht, als er, bereits längere Zeit kränklich, einem Gehirnleiden erlag.“

[Geschworne in Rußland.] Aus Petersburg, 6. Nov., schreibt man: Zur Charakteristik unserer Geschwornengerichte will ich Ihnen folgendes Curiosum mittheilen. In einem Bezirksgerichte in der Provinz wurde ein Kriminalprozeß verhandelt. Die Geschworenen saßen und hörten aufmerksam der Debatten zu. Endlich, nachdem dieselben vorüber waren, wandte sich der öffentliche Ankläger und der Advokat des Beschuldigten gesprochen hatten, überreichte der Präsident dem Aeltesten der Geschwornen die Frageliste, nach welcher die Entscheidung erfolgen sollte. Die Geschwornen saßen sich untereinander an und der Aelteste wandte sich dann an den Präsidenten: „Was sollen wir denn hier, Ihre Exz., entscheiden? Wenn Se. Exz., der in der goldgestickten Uniform (auf den Staatsanwalt deutend) behauptet, daß der Dieb schuldig sei, was brauchen wir diesen da, (auf den Vertheidiger zeigend) zu hören? Er ist wahrscheinlich selbst ein Spitzbube, da er einen Dieb vertheidigt.“

In einem der nobelsten Vereine zu Berlin wurde von den weiblichen Mitgliedern beschlossen, von jetzt an nur noch die praktische Kapotte zur allgemeinen Kopfbedeckung der Damen zu erheben, da die modernen Damenhüte so klein sind, daß man sie bequem nur noch durch ein Vergrößerungsglas betrachten kann, und im Winter dem Zweck, den Kopf zu schützen und warm zu halten, so wenig entsprechen.

Der größte Schneesturm, von dem die Geschichte erzählt, wüthete im Jahre 1637 in den kirgisischen Steppen Sibiriens. Eine Million Schafe, 205,000 Pferde, 33,000 Stücke Rindvieh und 10,000 Kameele verloren das Leben. — In England fiel 1814 in 48 Stunden so viel Schnee, daß er an manchen Stellen 20—24 Fuß hoch lag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 278 Samstag, 28. November 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Mit wahrhaft wunderbarer Schnelligkeit hatten die zahlreichen Diener der Prinzessin kostbare Teppiche von außerordentlicher Größe und brillanten Farben auf der Waldblöße ausgebreitet; hierauf legten sie in bestimmter Entfernung weiche Kissen auf die Teppiche und breiteten die Teller, die Schüsseln und Krystallgläser, welche in den Körben eingeschlossen waren, vor den einzelnen Sitzen aus. Während dies geschah, stellten eine Anzahl Küchenjungen, unter der Aufsicht eines Küchenmeisters, die verschiedenartigsten Vorräthe, nebst den Weinen aller Länder in Schachtelordnung auf. Auch der Champagner, von dem die Prinzessin geredet, fehlte nicht: eine Menge Flaschen mit silbernen Hälsen standen in mit Eis gefüllten Zinkgefäßen.

Kurz, nach kaum zehn Minuten waren die Vorbereitungen zu dem Mahle, welches die Engländer „Lunch“ nennen, vollkommen getroffen.

„Ich kann nicht sagen: Zu Tisch, meine Herren,“ rief die Prinzessin ihren Gästen zu, indem sie auf das malerische Arrangement dieses üppigen Mahles deutete, „es fehlen uns ja gerade die Tische und die Stühle, aber wir können ja einmal speisen wie im Alterthum. Bekränzen Sie sich, wenn es Ihnen beliebt, das Haupt mit Reben, und legen Sie sich, wie die alten Römer zur Tafel, statt sich zu setzen. Lord Singleton wird mir die Ehre erweisen, an meiner Rechten und Sir John Malcolm an meiner Linken zu sitzen.“

Die beiden Männer machten eine Verbeugung.

„Indessen, meine Herren,“ fuhr die Prinzessin fort, „legen Sie Ihre Waffen neben sich, man kann nicht wissen, ob nicht plötzlich ein Panther oder Tiger für gut befindet, sich als Gast bei uns einzufinden, halten wir uns deßhalb bereit, ihn seines Ranges würdig zu empfangen.“

Ein allgemeines Lächeln folgte diesen Worten, da es in der That höchst unwahrscheinlich schien, daß ein solches Ereigniß eintreten könne. Trotzdem befolgte jeder Gast seine Waffe in der Nähe.

Da alle Gäste durch den langen Ritt hungrig und namentlich durstig geworden waren, so ging das Mahl mit ziemlicher Geschwindigkeit vor sich und der Wein floß in Strömen. Die Engländer wurden dadurch bald so gesprächig wie die Franzosen, und selbst die Eingeborenen, welche sich sonst in ein eisiges Phlegma einhüllten, waren lustig und mittheilsam geworden.

Da ertönte plötzlich mitten in der allgemeinen Fröhlichkeit ein herzerschütternder Schrei, ein Schrei wie der eines Menschen, welcher zum Tode getroffen ist, so daß selbst die Unerschrockensten erzitterten. Diesem Schrei folgte ein Brüllen von furchtbarer Stärke und außerordentlicher Wildheit. Wir haben vorhin erwähnt, daß an einem Ende der Waldblöße aus einem Granitblock eine kleine Quelle hervorspringe. Dieses Wasser floß in einer sanftgeneigten Rinne zu Thal, und bildete ein schmales Bächlein, an dessen Ufer lieblich duftende Blumen wuchsen. Kazil stand an dieser Quelle und wollte sich einen Strauß wilder Blumen pflücken, als er plötzlich ein rauhes Athmen vernahm; er drehte sich um, sah zu seinem furchtbaren Schrecken einen schwarzen Panther von ungewöhnlicher Größe, der nur um die Breite des Baches von ihm entfernt war, und dessen schwarze Augen blutgierig auf ihn gerichtet waren.

Der junge Inder sah, daß er verloren war, und wollte entfliehen; aber der Schrecken hatte seine Glieder gelähmt, und er blieb unbeweglich, wie an den Boden gefesselt . . . In diesem Augenblick war es, wo er jenen durchdringen Schrei ausstieß.

Der Panther aber stieß, als ob er diesen Schrei erwartet hätte, ein rauhes Gebrüll aus, setzte zum Sprunge an, und stürzte, einen Halbkreis in der Luft beschreibend, mit aufgesperrtem Rachen und zusammengezogenen Krallen auf den jungen Inder los. Der Knabe aber fiel nicht auf den Boden, denn sonst würde er rettungslos verloren gewesen sein, da er von dem Gewicht des Panthers erdrückt worden wäre, sondern in das Bett des Baches, mit dem Gesicht nach oben.

Der Panther stellte sich an das Ufer und legte seine Tatze auf Kazil's Brust, während er seine Seite mit dem Schwanze peitschte, nach Art der Katzen, wenn sie, um die Todesqual ihrer Opfer zu verlängern, mit den Mäusen spielen.

Obwohl nun fast alle Gäste der Prinzessin junge und beherzte Männer waren, welche schon oft auf dem Lande und der See dem Tode ins Auge geschaut hatten,

Digitized by Google

so waren sie doch im ersten Augenblick aufs Aeußerste erschrocken; ihre Herzen hörten fast auf zu schlagen, und kalter Schweiß bedeckte ihr Gesicht.

Georg Malcolm war der Erste, der sich von dem Entsetzen erholte.

Er befestigte sein Dolchmesser, das gleichzeitig als Bajonett dienen konnte, an der Mündung seines Karabiners, lud sein Pistol, und wollte nach dem Panther hineilen.

Alle Hände streckten sich nach ihm aus, als wollten sie ihn zurückhalten, nur sein Vater, der selbst keine Gefahr achtete, dachte nicht daran, seinen Sohn abzuhalten.

Georg lächelte Denen zu, welche ihn zurückzuhalten suchten, aber sein Blick und sein Lächeln sagten deutlich:

„Meine Lieben, laßt mich los. . .“

Die ausgestreckten Hände zogen sich zurück und Georg ging vorwärts. Da legten sich plötzlich zwei Hände auf seine Schultern und Prinzessin Djella stürzte ihm ängstlich zu:

„Sie Georg, Sie Georg, was wollen Sie thun?“

„Das arme Kind retten . . . oder doch wenigstens einen Versuch zu seiner Rettung machen.“

„Es ist zu spät, das Kind ist schon todt.“

„Ich glaube nicht, es ist vielleicht nur ohnmächtig.“

„Aber, wenn der Panther Sie auf sich kommen sieht, wird er sich auf Sie stürzen.“

„Darauf rechne ich ja gerade, denn nur, wenn das geschieht, wird er den Körper Kazil's verlassen.“

„Aber das kann ja den Tod für Sie zur Folge haben.“

„Nun, und wenn? Gott hat dem Menschen das Leben gegeben, damit er dem Tode Trotz bieten kann.“

Die Prinzessin wollte ihm noch weiter zureden, Georg aber, der keine Sekunde verlieren durfte, war in wenigen Sprüngen in der Nähe des wilden Thieres.

Sobald der Panther Georg auf sich zueilen sah, richtete er seine glänzenden Augen auf, und ließ ein dumpfes Knurren vernehmen, ähnlich dem Rollen des Donners, welches dem Blitz vorhergeht. Georg aber ließ sich dadurch nicht in seinem Laufe hemmen.

Der Panther, welcher seither am Bache gelegen hatte, richtete sich halb in die Höhe, und war, die Augen voll Feuer und Wuth, den Rachen weit geöffnet, und eine Reihe fürchterlicher Zähne zeigend, bereit, den neuen Feind zu erwarten.

Georg blieb stehen, seine Augen fest und ruhig auf das Raubthier gerichtet, seinen Mund halb geöffnet und das Gesicht todtenblaß.

Der Panther schickte sich zum Sprunge an, und Georg sah ein, daß jetzt der Augenblick zum Handeln gekommen sei; er mußte sich beeilen, seinem Gegner zuvorzukommen. Er richtete das Pistol auf die Augen des Panthers und schoß. Die Kämpfenden waren einen Augenblick in eine dichte Rauchwolke gehüllt — man sah nichts und hörte nur das wilden Schmerzensschrei des Panthers. Bald aber sah man, wie sich der Panther auf den jungen Engländer stürzte.

Aber schon hatte Georg seine Pistole fallen lassen und mit beiden Händen den Karabiner ergriffen, an dessen Ende sein Dolchmesser befestigt war.

Der Panther stürzte sich mit voller Kraft auf dieses improvisirte Bajonett und die Heftigkeit des Stoßes war so groß, daß das Dolchmesser in der Brust des Panthers verschwand und abbrach.

Es war ein schrecklicher Augenblick und keine Feder vermag die Gefühle Derer zu schildern, welche der aufregenden Scene beiwohnten.

Nunmehr stand Georg dem Ungeheuer wehrlos gegenüber, und Jeder erwartete, daß es unseren Helden im Augenblick mit seinen Krallen zerfleischen würde.

Niemand konnte Georg zu Hilfe kommen, und man wagte auch nicht zu schießen, weil man sonst sicher hätte, den Engländer selbst zu treffen.

Joß Malcolm war bleich geworden, und richtete seine Blicke nach Oben, als ob er den Himmel anflehen wollte, zur Rettung seines Sohnes ein Wunder zu thun.

Die Prinzessin Djella, bleich wie eine Todte, dachte nicht mehr daran, ihre Gefühle zu unterdrücken, und gab der Leidenschaft, welche ihr Herz zerstrickte, freien Lauf.

Diese für alle Zuschauer ängstliche, peinliche Szene, welche wir so eben geschildert haben, dauerte kaum eine halbe Stunde.

Der Panther lag zwei Schritte von Georg und dieser erwartete jeden Augenblick einen neuen Angriff, aber so wild das Thier um sich schlug, so furchtbar es am Anfang brüllte, so schien doch seine Kraft gebrochen; seine Bewegungen wurden in wenigen Sekunden immer kraftloser, und endlich streckte er sich gerade aus — er war verendet. Der Dolch hatte das Herz getroffen.

Kaum hatten die Zuschauer den Ausgang des Kampfes erkannt, als sie in ein lautes Beifallsgeschrei ausbrachen; Engländer und Inder zeigten gleiche Begeisterung für diese muthige That, die, außerdem, so glücklich ausgefallen war, daß Georg nicht die mindeste Verletzung davon getragen hatte. Nur wenige Blutflecken die sich da an seinem weißen Anzug bemerkten, aber es war das Blut des Panthers und nicht das Seinige.

Die Prinzessin Djella hatte wieder die Herrschaft über sich selbst gewonnen, aber eine schöne Purpurröthe hatte sich auf ihren Wangen ausgebreitet, und die eine Hand lag auf ihrem Herzen, das vielleicht zum Erstenmale in ihrem Leben mit unbeschreiblicher Heftigkeit schlug.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine Giftmischerin.

(Schluß.)

Die Angeklagte wurde hierauf zu einem hiesigen Maler, Bouveret, einem Franzosen, der in Genf wohnend, herüber, dessen Schwiegermutter, kaum des Pflegebedürftigen angetraut, von einer unerklärlichen Nervenaufregung befallen wurde. Die Kranke, von ihrer Wärterin beläftigt, welche sie mit Zuvorkommenheiten belagert hielt, wollte diese nicht mehr sehen und erholte sich wieder, als die Angeklagte schicklich mit guten Worten entfernt war. Von daher entstand ein erster, freilich sehr unbestimmter Verdacht. Hr. Bouveret, dessen Eifer und Klugheit bei dieser Angelegenheit nicht genug zu loben sind, eröffnete nun eine persönliche Untersuchung. Er erfuhr bald, daß die Wärterin, nachdem sie sein Haus verlassen, in das des Hrn. Gros eingetreten sei; auch dort waren zwei Personen gestorben. Eine dritte, Frau L., eine Freundin der Familie, hatte bei einem Besuch eine Tasse Thee genommen, welche die Jeanneret geboten hatte, die dann zu den Leuten des Hauses gesagt haben soll: „Ihr setzt diese Dame, die den Thee getrunken hat?“ Sie wird daran sterben.“ In der That wurde Frau L. von einer eigenthümlichen Krankheit befallen; die Aerzte, Dr. Gautier, entdeckte beim ersten Anblick eine Vergiftung durch Belladonna. Sofort wegen des Getränkes, welches sie gereicht hatte, befragt, erwiderte die Angeklagte, die bei dem französischen Maler nur noch in ganz unbestimmtem Verdacht stand: sie wisse nichts davon, und war wie aus den Wolken gefallen. Man erblickte nichts in der Sache als einen einfachen Zufall; indessen hielt es die Wärterin für gut, sich zu entfernen. Sie verschwand einige Zeit, und begab sich, glaubt man, in den Kanton Waadt; indessen begegnete ihr Hr. Bouveret, der die Augen eines Malers hat, auf einer großen Straße. Sofort war sein Entschluß gefaßt, er wollte handeln. Er fand die etwas abgelegene Wohnung der Wärterin, und verständigte sich mit dem muthigen Arzte des Viertels, Dr. Rapin. Ehe sie sich an die Gerichte wandten, erhielten die beiden Verbündeten die Ueberzeugung, daß eine neunte Vergiftung von Frln. Jeanneret begangen sei. Eine ihrer Freundinnen war verrückt; die erste Wirkung des Atropins ist gewöhnlich, wie man versichert, eine Art hysterischen Deliriums. Dieses letzte Opfer, in's Spital gebracht, wurde Dank ärztlicher Hülfe gerettet. Alsdann beschuldigten Hr. Bouveret und Dr. Rapin, in der Absicht, es sei keine Zeit mehr zu verlieren, zu dem Generalprokurator auf's Land, um 11 Uhr Abends. Der Verhaftsbefehl wurde sofort gegeben und am andern Morgen, mit großer Geschicklichkeit, ausgeführt. Die Angeklagte wurde unversehens abgefaßt, und hatte nicht Zeit, ihre Fläschchen mit Belladonna verschwinden zu lassen. Das Gericht hat Alles in Händen. Dies sind die Verbrechen der Unseligen, man schreibt ihr noch viele andere zu, und vergrößert Alle über das Maß. Man legt ihr Grausamkeiten ohne Namen bei. Wir wollen die Anklageakte und die öffentlichen Verhandlungen erwarten, um diese Gerüchte auf die Wahrheit zurückzuführen.

Wie haben nun alle diese Verbrechen begangen werden können? Warum wurde die Wissenschaft so lange getäuscht? Warum haben die Apotheker so viel Fläschchen Atropin verabgeben? Warum hat sich die ganze Stadt erst so spät gerührt? Das sind allerdings Fragen, welche schwer zu beantworten sind, und auf die bezüglichen Zustände Gmfs ein eigenthümliches Licht werfen.

Unbegreiflich ist auch die Angeklagte selbst, ihre Zwecke und Absichten, diese furchtbare Manie, die sie zum Verbrechen trieb. Denn vielleicht handelt es sich wirklich nur um eine Manie. Niemals kochte die Verbrecherin daran, ihm Opfer zu berauben, oder zu beerben. Die Mehrzahl ihrer Opfer war arm; sie scheint sie nicht gehaßt zu haben, sie pflegte sie sorgfältig. Sie bewahrt von vielen Haarlocken auf, zu welchen sie zärtliche Inschriften fügte. Die Jeanneret soll Alles gestehen, und nur zu ihrer Rechtfertigung hinzufügen: sie habe den Aerzten nicht geglaubt, und Experimente machen wollen, auch an sich selbst. Andere behaupten: sie habe die armen Leidenden fromm in's beffre Jenseits spedieren wollen. Noch andere nehmen vollkommene Geistesverrüttung bei der Verbrecherin an. Man sieht mit der größten Spannung den Verhandlungen entgegen.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Komplott in dem Potsdamer Militärwaisenhause.] In dem Potsdamer Militärwaisenhause besteht eine Musikschule, in welcher die jungen Leute vollständig in der Musik ausgebildet werden, um sie dann den verschiedenen Kapellen des Heeres als tüchtige Musiker überweisen zu können. Von diesen Zöglingen ist nach der „Ger.-Ztg.“ kürzlich ein Komplott mit einer Energie durchgeführt, wie man sie kaum von älteren Leuten erwarten sollte. In Folge verschiedener Unzuträglichkeiten, welche sich die Zöglinge in der letzten Zeit hatten zu Schulden kommen lassen, wurden sie ab und zu mit Arreststrafen belegt, und es wurde ihnen die Innehaltung der vorgeschriebenen Schulgesetze wiederholentlich und in der liebevollsten Weise zur strengsten Pflicht gemacht. Trotzdem machten sie kürzlich, während in der gegenüberliegenden Garnisonkirche Gottesdienst gehalten wurde, in ihrem Musik-Saale eine rauschende Musik, welches ihnen ebenfalls untersagt war. Zur Strafe hierfür war den sechs Aeltesten zudiktirt, nächsten Mittag ihr Essen stehend eine

Digitized by Google

zunehmen, während die Uebrigen ihren konnten. Der Mittag kam und die Schüler stellten sich wie gewöhnlich in Reih und Glied auf, um dann von einem Unteroffizier nach dem Speisesaale geführt zu werden. Derselbe kommandirte: „Stillgestanden! Links um!“ Aber Knehn! Niemand dreht sich; er kommandirt nochmals, aber die jungen Leute stehen wie eine Mauer. Er läuft und holt den Offizier, dieser wiederholt jetzt selbst das Kommando, aber keiner rührt sich. Man ruft den Obersten, er kommt und kommandirt, um — gleichfalls dasselbe Schicksal zu erfahren. Es blieb nun weiter nichts übrig, als das Kommando zum Zurückgehen in die Zimmer zu geben, welchem sie auch willig Folge leisteten. Muthwillen können die Zöglinge nicht bestraft werden, da sie eben noch keine Soldaten sind; dafür sind aber die sechs Rädelsführer entlassen und die Uebrigen mit verschiedenen Arreststrafen belegt worden. Sie hatten sich vorher durch Handschlag zu diesem Komplot verbunden und das Wort gegeben, daß Niemand zum Essen gehen würde, bevor nicht die Strafe von den sechs Kameraden genommen sei.

Im neuesten Rhein. Courier findet sich folgende amüsante Annonce:

An das weibliche Geschlecht!

Der Zufall ist ja so oft Ehestifter, auch ich baue auf ihn. Ich bin jung, gebildet, von einem Aeußeren, welches nicht das Aeußerste ist, aber auch Niemand in die Flucht jagt, und suche eine Lebensgefährtin. Bedingungen sind: Alter zwischen 20 und 32 Jahren; Aeußeres anmuthig, keine falschen Haare! Von Gemüth treu, von Charakter sanft; in der Küche nicht lärmend, kein beständiger Krieg mit den Dienstboten! Bälle werden in der Ehe nicht besucht, dagegen die Sommerabende gemeinschaftlich im Freien verbracht bei einem Glase Bier. Mein Einkommen beträgt 1000 Thlr. ꝛc.

In Passau wurde am 10. Abends auf dem dortigen Bahnhofe von der Gendarmerie eine seltene Persönlichkeit festgenommen. Ein Mann mit einem Landwehrhelme auf dem Kopfe, mit Seitengewehr und sonst gutem Anzuge versicherte vergebens, er sei der Kaiser von Oesterreich und habe Geld im Ueberflusse bei sich. In die Frohnfeste verbracht, wurde an ihm vollends ein Irrsinniger erkannt, der in diesem Kostüme mit hölzernem Säbel die Reise von Oberviechtach nach Passau unternahm, wo er so lange detinirt bleibt, bis amtliche Feststellungen über seine Heimath eingelangt sein werden.

In Magdeburg hat, wie die „M. Z.“ erzählt, am 24. d. Mts. in der Friedrichsstädter Kirche eine seltene Feier stattgefunden. Die 73 Jahre alte Wittwe F. ist zum siebenten Male getraut worden. Die alte glückliche junge Frau erfreut sich noch einer seltenen körperlichen Rüstigkeit und ist ihrem junge Ehemanne der die dreißiger Jahre noch nicht erreicht hat, mit jugendlicher Liebe ergeben. Der jetzige Mann ist eigentlich schon der achte, welchem die merkwürdige Wittwe ihr liebeerfülltes Herz schenkte.

In dem tiefsten Schachte der Salzgruben von Wieliczka ist eine Süßwasserquelle plötzlich mit so gewaltiger Kraft losgebrochen, daß das Wasser bis jetzt, trotz Anstrengungen, längs eines hundert Klafter langen Durchgang korrirts sich ergossen hat und bis zu einem Hauptschacht empordrang. Hier wurde ein großer Damm aufgeworfen, um das feindliche Element zu bewältigen. Vorläufig ist keine Gefahr.

[Wirkung der Maschine.] Ein Engländer hat berechnet, daß 200 Arme mit Maschinen in einem Jahre so viel Baumwolle spinnen, als ohne Maschinen 20,000 000 Arme in der gleichen Zeit spinnen würden. Um ohne Maschinen den gegenwärtigen Ertrag der englischen Fabriken zu liefern, würden wenigstens 400 Millionen Arbeiter erforderlich sein.

Charade.

Oft mit Fleiß und herber Mühe
Bei des Tages erster Frühe,
Pflegtest du das erste Sylbenpaar;
Nie empfund'nes Hochentzücken
Brach einst aus Kolumbus Blicken,
Als der Ruf ihm brach't das Letzte dar.
In dem Ganzen ruht des Wohlstands Segen,
Wenn auf ihm sich fleiß'ge Hände regen.

Auflösung des Logogryphs in Nrs. 273: Rad.

Richtig gelöst von M. M.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers R. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 279 Montag, 30. November 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

John Malcolm und Eduard eilten zuerst auf Georg zu, und hörten nicht auf, ihn zu umarmen.

„Ihr seht," sagte Georg, „daß ich nicht die geringste Verletzung erhalten; wenn Kazil nur auch so glücklich wäre; wir wollen sehen, wie es mit ihm steht."

Der junge Inder lag noch immer in dem Bette des nur wenige Zoll tiefen Baches, und gab kein Lebenszeichen von sich. Georg glaubte deßhalb, er sei durch den heftigen Fall getödtet worden; als er ihn aber genauer untersuchte, fand er, daß das Herz noch langsam schlug; es war also augenscheinlich, daß blos eine tiefe Ohnmacht sich seiner bemächtigt hatte.

John Malcolm trug immer ein Flacon mit Alcali bei sich. Kaum hatte er es Kazil unter die Nase gehalten und dieser einige Athemzüge gethan, als er die Augen aufschlug und verwundert um sich blickte. Sobald er des getödteten Panthers ansichtig wurde, erinnerte er sich wieder des Vorgefallenen und sagte:

„Ach, ich war verloren, wer hat mich gerettet? Wer hat den Panther getödtet?"

„Der da! . . ." sagte Eduard, und deutete auf seinen Bruder.

Kazil warf sich vor Georg auf die Knie und sprach: „Sahib, schon Ihr Vater hat mich einmal gerettet, und heute habe ich Ihnen mein Leben zu verdanken! Wann wird die Gelegenheit kommen, wo ich mein Leben für Sie oder für Ihren Vater aufopfern kann?"

In Indien, wo der Mensch täglich Gefahren aller Art ausgesetzt ist, machen solche Begebenheiten nicht den Eindruck, wie in andern Ländern, wo nur höchst selten das Leben der Menschen auf dem Spiele steht. Es ist deßhalb auch nicht verwunderlich, daß die Gesellschaft rasch das Vorgefallene vergessen hatte, und sich wieder zu ihren Sitzen zurückbegab, um munter und vergnügt das Mahl fortzusetzen.

Nur auf die Prinzessin hatte die muthige That Georgs einen bleibenden Eindruck gemacht, und ihre Gesinnung war wesentlich dadurch geändert worden.

Wir wissen, daß als Georg aus Gründen, welche der Prinzessin unbekannt waren, sich geweigert hatte, Sangor zum Rendez-vous zu folgen, ein heftiger Zorn sich der Prinzessin bemächtigt hatte, und daß sie den Entschluß gefaßt, sich an dem treulosen Liebhaber zu rächen.

Sangor hatte sich erholen, Georg auf irgend eine Art ums Leben zu bringen, aber Djella wollte die Rache selbst übernehmen, sie wollte Körper und Geist zugleich verderben.

Stolz auf ihre außerordentliche Schönheit, deren Macht sie für unwiderstehlich hielt, hatte sie beschlossen, alle Künste der Koketterie anzuwenden, um den widerstrebenden Geliebten unter die Gewalt ihrer Reize, die er nie unverschleiert gesehen, das bis dahin die Halbmaske den größten Theil des Gesichts der jungen Frau zu seiner Gegenwart verdeckt hatte, zu beugen.

War so Georg Malcolm ihrer Schönheit ganz unterthan geworden, was, wie Djella nicht zweifelte, sehr bald geschehen würde, so wollte sie ihn mitleidslos alle Qualen hoffnungsloser Liebe empfinden lassen.

Um ihren Plan unverzüglich ins Werk zu setzen, hatte die Prinzessin jenen Brief an John Malcolm geschrieben, um ihn und seine Söhne zu einer Jagd einzuladen. Sie wollte möglichst rasch sich dem jungen Engländer zeigen; es wurde ihr die Zeit lang, bis sie ihren Haß an ihm auslassen könne.

Aber die männliche schöne Erscheinung des jungen Engländers, der Muth und die Unerschrockenheit, welche er in dem Kampfe mit dem Panther in so hervorragender Weise bewiesen, hatten ihren ganzen Plan auf einmal über den Haufen gestürzt.

Von Neuem war wieder in ihrem Herzen jene außerordentliche Leidenschaft angefacht worden, die in der Pagode des Siva durch einen einzigen Blick auf den schlafenden Engländer entstanden war.

Zwar nahm sie sich immer noch vor, Georg Malcolm unter die Macht ihrer Reize zu beugen, und ihm eine heftige Liebe einzuflößen, aber sie hatte weder mehr die Absicht, noch den Willen, ihn unerhört schmachten zu lassen; sie wollte ihn nur wieder zu ihren Füßen haben.

Wir wissen aber, daß die Liebe Georg Malcolms zu Mary Burtell die Verwirklichung dieses Traumes zur Unmöglichkeit machte.

Nachdem das Mahl beendet war, gab die Prinzessin

Digitized by Google

ein Zeichen; die Bedienten führten die Pferde vor; Djella und ihre Gäste sahen auf und setzten die Jagd fort.

Am Nachmittag war die Jagd merkwürdigerweise viel glücklicher als am Morgen. Ein Tiger und zwei Panther fielen unter den Kugeln der Gäste der Prinzessin, und auffallend genug — diese günstigen Resultate kosteten keinem Menschen, noch nicht einmal dem Geringsten der Diener, das Leben.

Unterdessen fing die Sonne an, sich zu neigen. Auf den Befehl Djellas, den der Rajah Doorgal Sahib weitergab, sinnen alle Trompeten an, Rückzug zu blasen, um die Jäger zu veranlassen, sich zu versammeln, und mit nach dem Schlosse Schahabad zu reiten, wo die Prinzessin, wie wir wissen, ihren Gästen ein Souper angeboten hatte.

X.

Wie wir erwähnten, war der Weg von Benares bis zum Jagd-Rendez-vous bergig und beschwerlich; dagegen war die Strecke vom Wald von Parawa bis zum Schloß Schahabad herrlich, denn man brauchte nur einer vortrefflich unterhaltenen, auf beiden Seiten mit hohen Bäumen bepflanzten Straße zu folgen, um dorthin zu gelangen, wozu man zu Pferde beinahe eine halbe Stunde nöthig hatte.

Nachdem die Jagdgesellschaft ungefähr eine Viertelstunde im Wald geritten war, führte die Straße durch angebautes Feld, auf dem hie und da Fruchtbäume verschiedener Art gepflanzt waren. Fünf oder sechs Flintenschüsse weit benannen auf der rechten Seite die felsigen Spitzen einer Reihe gänzlich kahler Hügel, welche den Horizont wie eine Granitmauer begrenzten.

Lord Singleton hatte die Prinzessin in ein Gespräch über verschiedene Angelegenheiten der ostindischen Kompagnie verwickelt. Nun kannte und erfüllte zwar Djella die Pflichten, welche ihr die Lage auferlegten, stets auf das Vollkommenste, sie war eine vollendete Weltdame, ja, wenn man will: Schauspielerin, so daß sie anscheinend auf das Eifrigste an dem Gespräch Theil nahm; ihre Gedanken aber waren ganz wo anders, sie verweilten bei Georg Malcolm.

Dieser aber ritt allein in geringer Entfernung von der Prinzessin, und ebenso wie Djella an ihn dachte, so dachte er an Mary Burtell.

In diesem Augenblick flog ein sehr großer Vogel, ähnlich der amerikanischen Trappe, quer über die Allee weg und setzte sich auf einen Baum mitten im Feld, etwa zwei oder drei Hundert Schritte von der Jagdgesellschaft entfernt.

Beim Anblick dieses Wildes, das Georg noch nicht kannte, erwachte seine ganze Jägerleidenschaft. Er trieb sein Pferd an über den Graben zu springen, welcher den Weg vom Felde trennte, und machte sich daran, den Vogel zu verfolgen.

Kaum aber war er auf Schußweite herangekommen, als der Vogel auffloß und sich einige hundert Schritte weiter, auf einen großen Stein setzte. —

Wer den Eigensinn eines echten Waldmannes kennt, wird sich nicht verwundern, daß Georg ihm auch dorthin nachfolgte. Der Vogel aber schien sein Vergnügen daran zu haben, den Jäger zu necken; er flog von Ort zu Ort, ließ nieder und erhob sich wieder, wenn der Jäger auf Schußweite nahe gekommen war.

Endlich aber erhob sich der Vogel und flog nach den Granitbergen zu. Georg, ganz im Jagdeifer, ließ auch jetzt nicht ab, sondern gab seinem edlen Renner die Sporn, indem er in den Bart murmelte:

„Man soll mir nicht nachsagen, ich hätte mich vergeblich um den Vogel bemüht."

Mit außerordentlicher Geschwindigkeit ritt Georg über die Ebene hinweg, mußte aber plötzlich Halt machen, als er an einen sehr steilen Abhang kam, der mit vielen dicken Kieselsteinen bedeckt war. Georg sah um sich; der Vogel war nicht mehr zu erspähen, wohl aber bot die Landschaft einen ungewöhnlichen phantastischen Anblick dar. Die ungeheuren Granitfelsen schlossen ein ovales Land von mäßiger Größe ein, in dessen Mitte ein hohes, mit allerhand lebhaften Farben bemaltes Götzenbild stand.

Rund um die Statue (Georg traute seinen Augen kaum, so merkwürdig war der Anblick) lagen zahllose Gerippe von kolossaler Größe, und blendend weiß wie Elfenbein.

Georg hatte gute Lust, den Berg hinabzureiten, um sich in der Nähe von der Wirklichkeit dessen, was er gesehen, zu überzeugen, er zögerte aber doch, da der Berg so steil abfiel, daß an ein Hinabreiten kaum zu denken war.

Georg drehte sich um und wollte irgend einen Weg erspähen, als er Pferdegetrappel vernahm — Kajil war ihm gefolgt und stand in wenigen Minuten an seiner Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Die Noth an den Nordseeküsten

(Mitgetheilt von M. Winkler, Mitglied der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger.)

Bremen, 8. Nov. 1868.

Die letzten vierzehn Tage sind für die deutschen Nordseeküsten reich an Seenoth und Unheil gewesen, während die Ostsee fast ganz verschont blieb. Orkanartige Stürme, jählings losbrechend, hatten bei uns eisigen Regen und dichte Schneeflocken in ihrem Gefolge. Am Lande fegte der brausende Wind die letzten Zeichen des Sommers von Flur und Wald; gegen die Seedeiche trieb er mit furchtbarer Gewalt die Wogen empor; in dem sichern Hafen riß er die Fahrzeuge von den Ankern

Digitized by Google

und ſauſte an ihrem Bauwerk; die offenen Inſeln vor unſeren Seegrenzen überſtathete er in ihren Niederungen, als wolle er ihre ſchäftenden Dünen vernichten; auf den weit ins Meer hinaus reichenden Riffen und Sanden ſtürmte er die Brecher der Brandungen haushoch auf.

Mancher hat in den verfloſſenen Tagen wegen ſeiner Lieben gezittert, die er auf dem Meere wußte und beſonders wegen derjenigen, die in den tückiſchen Gewäſſern der Küſte nahe ſein mußten. Noch jetzt iſt nicht die ganze Größe des Unheils zu überſehen; manche Nachricht iſt noch dunkel und widerſprechend; es fehlt ja an unſeren Nordſeekäſten ein Telegraphennetz, das ſchnell die Kunde zu vermitteln vermöchte; ſind doch Sylt, Föhr, Curhaven, Bremer Leuchtthurm, Norderney und Emden die einzigen Punkte, von denen Nachrichten aus See raſch und ſicher zu uns gelangen können.

Die ſchweren Wetter der letzten vierzehn Tage begannen in der Nacht vom 24. auf den 25. Oktober; es brauſte ein wilder Südweſt-Sturm, der gegen Morgen in einen fürchterlichen Nordweſt-Orkan umſchlug. Ueberall auf den Stationen zur Rettung Schiffbrüchiger mußte man des Dienſtes gewärtig ſein.

Einigen Stationen glückte die Rettung.

Früh am Morgen des 25. wurde das Rettungsboot der Station Wangeroge dienſtfertig gemacht; in der furchtbaren Nacht war es unmöglich geweſen, irgend etwas auf dem Meere zu erkennen. Jetzt bei Tages-Anbruch ſah die Stationsmannſchaft zunächſt am Südſtrande ein ſchwer geſtrandetes Schiff. Das Rettungsboot war raſch zum Strande geſchafft; aber beim Toben des Orkans war das Wrack nicht ſofort zu erreichen; die Brandungen warfen das Boot immer wieder zurück. Nach zweiſtündiger Arbeit gelang es an die Seite des Schiffs zu kommen; es war das holländiſche Dſailſchiff „de Brouw Martha“, Kapt. Boe, aus Boutkamp; die drei Mann Beſatzung wurden ans Land gebracht. Allein ſofort mußte die Rettungsmannſchaft aufs Neue ihre Hilfe beginnen; es zeigte ſich abermals am Südſtrande ein Schiff unter Nothflagge; das Boot wurde ſofort wieder gegen die Brandung gerudert; dieſe ward nach längerem Kampfe bewältigt und zwei Mann wurden von dem preußiſchen Schiffe „Oclina“, Kapitän Janſſen, in Rhederſehn zu Hauſe gehörig, im Boote aufgenommen.

Als wir kaum mit dieſer Rettung fertig waren, ſo fährt der Stationsbericht fort, da erblickten wir weſtwärts, ungefähr gegen den hieſigen Kirchthurm, wo indeſſen ſchon zwei Fahrzeuge geſunken waren, ohne daß wir helfen konnten, wieder zwei andere Schiffe unter Nothflagge. Auch hier war raſche Hilfe dringend, und ſofort wurde Hand ans Werk gelegt. Leider waren aber jetzt der Bugmann, wie einer der Bootsruderer, zufolge Näße, Kälte und Ueberanſtrengungen ſo ſehr abgemattet, daß dieſe Beiden ſich ans Land begeben mußten. Wir blieben ſomit nur mit vier Mann im Boote, bis uns kurz nachher noch ein Fünfter zu Hilfe kam.“

„Während wir nun beſchäftigt waren, vermittelſt Trellen das Boot gegen die gedachten beiden Schiffe zu bringen, zeigte daſelbſt noch ein drittes Siff ſeine Nothflagge, und hatten wir bald darauf nach nicht geringen Anſtrengungen die Freude, auch von dieſen drei Schiffen die Mannſchaften retten und ans Land bringen zu können, und zwar zwei Perſonen vom preußiſchen Schiffe „Katharina“, Kapt. Rosendahl, zwei vom preußiſchen Schiffe „Hermine“, Kapt. Börchers, ſo wie vier von dem preußiſchen Schiffe „Anna Maria“, Kapt. Eilts, darunter zwei, welche von dem geſunkenen Schiffe „Antina“, Kapt. Brauer, bereits geborgen waren.“

„Wenn auch während dieſer Rettungen das Boot durch Rudern des übermächtigen Windes und Seegangs wegen keinen Zoll breit von der Stelle zu bringen war, ſo konnten dieſelben doch vermittelſt Trellen und Segeln gehörig zur Ausführung gebracht werden, obgleich wir dabei faſt unausgeſetzt das im Boote ſich ſammelnde Waſſer wieder herauspumpen mußten. Im Segeln hat das Boot ſich vorzüglich gut bewährt.“

Leider iſt dem Berichte noch ein trauriger Schluß hinzugefügt; er lautet: „Wenn wir auch heute dreizehn Menſchen aus Lebensgefahr gerettet haben, ſo kann ich nicht umhin, die Nachricht zu überbringen, daß höchſtwahrſcheinlich in der Nähe dieſer Inſel etwa 9 Perſonen jämmerlich ertrinken mußten, weil hier drei Schiffe von ihren Ankern losgeriſſen und ſpurlos verſchwunden ſind. Es ſollen zwiſchen dieſer Inſel und dem gegenüberliegenden Feſtlande nicht weniger als 8 Schiffe gänzlich verloren gegangen ſein.“ — Zu dieſen Schiffen gehört die Dſalk „Janſſe“, Kapt. Dübbeln; die Beſatzung rettete ſich auf das Baltrumer Schiff „Eintracht“, Kapt. Peters. Jedoch iſt dieſes Schiff von den Ankern geriſſen und ſeitdem verſchwunden, ſo erzählt die lakoniſche Zeitungsnotiz, die einzige Nachricht, die bis jetzt vorliegt. Aehnliches wird über das Schiff „Emanuel“, Kapt. Hinrichs, berichtet.

Die zweite Station, die jener furchtbare Sturm zur Thätigkeit rief, war die von Amrum. Früh am Morgen gewahrte man auf der Inſel, daß ein Schiff von Hörnumſand ſchwer mit den Wogen kämpfte; nachdem es mehrere Stöße in den Brandungen erhalten hatte, ſank es eben außerhalb der Sandbänke ſo tief, daß nur ein Theil der Maſten aus dem Waſſer hervorragte. Kaum war Hoffnung vorhanden, daß eine Rettung möglich ſei; trotzdem trat das Rettungsboot ſofort in Dienſt. Die Entfernung des Stationsortes von der Strandungsſtelle war ſehr bedeutend, und eine ſchwere Brandung mußte überwunden werden. Zwei Mal waren die Verſuche vergebens, und bereits ſank den Ruderern der Muth. Da wurden noch einmal alle Kräfte angeſtrengt, und es gelang der Rettungsmannſchaft nach ſchwerer Arbeit, das Wrack zu erreichen. Zwei Mann der Beſatzung waren bereits ein Opfer der Wellen geworden; der Kapitän und der Steuermann. Jener war von einer Starzſee fortgeriſſen; dieſer hatte ſich zuerſt an der Steuerpinne

Digitized by Google

festgebunden, wo er von jeder Welle überspielt wurde, und verlor sein Leben bei einem Versuch zu seinen Leidensgefährten zu gelangen, die auf dem aus dem Wasser hervorragenden Mast sich festgebunden hatten und von dort durch das Rettungsboot erlöst wurden. Entkräftet und erstarrt wurden sie ans Land gebracht: sie hatten fast 24 Stunden lang den Tod vor Augen gehabt. Das verunglückte Fahrzeug war das preußische Schiff „Hoffnung", Kapt. Bandow.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Immer deutlicher beginnt sich herauszustellen, welch' großen Gewinn die Wissenschaft den Finsterniß-Expeditionen dieses Jahres verdanken wird. Nachdem Jansen, Herschel, Tennant und Rapet in Indien während der Sonnenfinsterniß durch die prismatische Analyse entdeckt haben, daß das Spectrum der am Sonnenrande erscheinenden Protuberanz-Gebilde aus drei wohlbestimmten lichten Linien besteht, ist es dem Engländer Lockyer und dem Franzosen Jansen gelungen, die Protuberanzen auch ohne Verfinsterung der Sonnenscheibe am Rande der Sonne zu erkennen, indem sich die charakteristischen lichten Linien des Protuberanz-Spectrums auf dem Spectrum der von der Sonne erleuchteten Luft deutlich hervorhoben. Es ist nunmehr auch auf der Berliner Sternwarte gelungen, diese beständige Sichtbarkeit der Protuberanzen zu konstatiren. Herr Dr. Tietjen, welcher sich als Mitglied unserer leider vom Better nicht begünstigten Expedition nach Indien mit diesen Untersuchungen vertraut gemacht hatte, hat am Morgen des 21. Novembers am Sonnenrande zwei Protuberanzen entdeckt, deren eine eine Länge von etwa einer Minute hatte. Aus der Geschichte der schönen Entdeckung von Lockyer und Jansen geht in erfreulicher Weise hervor, wie zweckmäßig die rechtzeitige Verwendung großer Mittel zur Beobachtung der dießjährigen ungewöhnlich günstigen Sonnenfinsterniß gewesen ist. Es wird fortan, um die Umhüllungen des Sonnenkörpers zu untersuchen, nicht mehr unbedingt erforderlich sein, bis in entfernte Gegenden der Erde den Mondschatten aufzusuchen, sondern das Stadium jener Gebilde ist nun durch die Resultate der letzten Expeditionen überall zugänglich geworden.

[Eine praktische Einrichtung.] Vorige Woche trat ein dunkler Ehrenmann aus einem kleinen mecklenburgischen Orte in den Laden eines Hamburger Geschäftsmannes, um Waaren zu kaufen; nebenbei bemerkt, versteht er unter kaufen nur borgen, denn ein alter Ethymologe erklärte er den Namen Mecklenburger dahin, daß sie erst mäckeln und dann borgen. An der Wand des Ladens ging ein Sprachrohr hinauf, und da der Fremde einen solchen Ohrentrichter noch nicht gesehen, so fragte er nach der Bedeutung desselben. Statt aller Antwort legte einer der Kommis den Mund an die Oeffnung des Rohres und rief die „oeffentlichen Worte" hinein: „Sollen wir Meyer für 10 Thlr. borgen?" Und mit einer Schnelligkeit, die einer größeren Summe würdig gewesen wäre, tönte es zurück: „Dem Lumpen nicht für einen Schilling!" „Gott wie 'ne praktische Einrichtung!" ruft Meyer und entfernt sich zur selbigen Stunde.

[Eine Frauenuniversität zu Petersburg.] Eine Anzahl zum Theil hochgestellter Damen russischen, mitunter auch deutschen Namens, macht Anstrengungen für Herstellung einer Frauenuniversität, um namentlich historische, philosophische und naturwissenschaftliche Kenntnisse dem weiblichen Geschlechte zugänglicher zu machen.

Charade.

Ein Eigenschaftswort ist es kurz und klein,
Und schließt doch alle Andern in sich ein:
Noch gibt es keinen Menschen auf der Erde,
Dem unser Wort mit Recht gegeben werde.
Was Glauben, Tugend, Lieb' verlangen,
Wir in der Sylbe sehen prangen.

Das zweite Wort, der Sylben zwei enthaltend,
Das wirkt als Hauptwort ringsum vielgestaltend —
Mit Erde sagt's, was Erdenschooß entroffen;
Ihr werdets Alle drum wohl kennen müssen.
Vor tausend Jahren ist es schon gewesen
Und drüber noch, wie überall zu lesen.

Das Ganze nun, in seinen Sylben dreien,
Mit jenen ersten Wortes Weihen,
Umfaßt das Letzte, das in höherer Bedeutung
Sich rüstet zu des Meisterwerks Bereitung.
Und wie es so ein Bund von zweien Worten,
So ist's im Leben auch, ein Ding allorten,
Wo unter räthselhaften heil'gen Zeichen,
Verschwiegen Mehr'e sich die Hände reichen.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 280 Dienstag, 1. Dezember 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

„Nun, was willst Du hier, mein Kind?“ fragte Georg.

„Sahib,“ erwiderte Kazil, „ich wollte Sie aufsuchen, denn in wenig Augenblicken würden Sie mich nöthig gehabt haben.“

„Womit willst Du mir denn nützlich sein?“

„Um Ihnen den Weg zurück in die Ebene zu zeigen.“

„Kann ich auf demselben Weg nicht wieder zurückreiten?“

„Nein, Sahib; das Heraufreiten ist möglich, das Herabreiten nicht. So kräftig und vortrefflich auch Ihr Pferd sein mag, es wäre mehr als zwanzig Mal auf den Kieseln ausgerutscht, und mit Ihnen über die Felsen gestürzt.“

„Und Du kennst einen Weg, auf dem man hinabreiten kann?“

„Ja, es ist das ausgetrocknete Bett eines Gießbaches, nur einige hundert Schritte von hier entfernt.“

„Nun, wir wollen ihn benützen. Aber jetzt, mein Kind, erkläre mir da unten das Sonderbare, wenn Du es vermagst. Was soll die Statue bedeuten, und was sind das für Gerippe?“

„Es ist der Kirchhof der Elephanten,“ antwortete hierauf Kazil, „die Knochen sind Elephanten-Skeletten.“

„Wie kommt es aber, daß sich hier eine so große Anzahl Gerippe befindet?“

„Ehemals, Sahib, waren die Elephanten ungleich zahlreicher in Indien, als jetzt. Man sagt, der ganze Wald von Parvda sei in früheren Zeiten, wo hier noch keine Menschen lebten, von ganzen Elephantenheerden bevölkert gewesen. Nun ist es aber eine Eigenheit vieler Thiere überhaupt, und namentlich der Elephanten, deren Instinkt fast den menschlichen Verstand erreicht, sowohl zur Brunstzeit, als auch wenn sie fühlen, daß der Tod herannaht, sich zu verstecken. Sie verstecken sich um zu lieben, sie verstecken sich, um zu sterben. Hier nun war ein solcher Ort, an den sich die todtkranken Thiere geflüchtet haben.“

„Aber,“ fragte Georg, „wie konnten denn die Thiere in diese Höhle kommen, die ringsum von unübersteigbaren Felsen umgeben zu sein scheint.“

„Doch nicht, an einem Ende des Thales befindet sich ein ganz enger Gang, den zu beiden Seiten jenkrecht aufsteigende Felsen begrenzen.“

„Was ist denn das für eine bemalte Statue, welche sich in der Mitte der Skelette befindet?“

„Es ist die Bildsäule des Gottes Siva.“

„Wie kommt es denn, daß gerade hier der Gott Siva aufgestellt ist?“

„Unserer Religion gemäß, Sahib, werden die Kirchhöfe der Elephanten als heilige Orte verehrt. Sobald ein solcher entdeckt wird, beeilen sich die Brahminen und die Fakirs, solche Statuen, wie die, welche sie hier sehen, zu errichten, und kommen dann zeitweise in mondhellen Nächten dahin, um sich vor dem Gott niederzuwerfen und ihm Loblieder zu singen.“

„So ein Aufzug muß höchst sonderbar sein?“

„Ich glaube es wohl, Sahib, aber ich habe es nie gesehen.“

„Weißt Du, Kazil, daß ich viel darum geben würde, wenn ich einem solchen Schauspiel anwohnen könnte.“

„Das ist leider unmöglich, Sahib.“

„Warum denn?“

„Will die Brahminen das Geheimniß ihrer religiösen Gebräuche streng bewahren, und Niemand weiß, wann eine solche religiöse Feierlichkeit stattfindet. Anderen, nicht ohne Gefahr sein, wenn man entdeckte, daß er den Mysterien der Priester und des Gottes beigewohnt.“

„Weißt Du wohl, Kazil, daß die Gefahr mich anzieht und meine Neugierde verdoppelt.“

„Eine sehr fatale Neugierde, Sahib, welche Ihnen eines Tages das Leben kosten kann.“

Nach einem augenblicklichen Stillschweigen frug der junge Engländer weiter:

„Nicht wahr, zur Zeit des Vollmondes kommen die Brahminen und Fakirs in den Kirchhof der Elephanten?“

„Ja, Sahib, wenigstens sagt man so, denn ich persönlich habe noch keinen Beweis davon.“

„Seit gestern Abend ist Vollmond. Nicht wahr?“

„Ganz recht, Sahib.“

Damit war die Unterredung über diesen Gegenstand beendet und Beide begaben sich auf den Weg, welchen

Digitized by Google

Georg zu führen sich Kaul angestolen hatte, in die Ebene, von wo aus sie bald an dem Schloß Schahabad anlangten.

Dieses Schloß war unter den vielen Besitzungen der Prinzessin eines der schönsten. In rothen Ziegelsteinen und weißem Marmor aufgebaut, bot es bei seinem gewaltigen Umfang einen eben so großartigen wie eigenthümlichen Anblick dar. Der Luxus im Schloß war außerordentlich; indische Pracht und europäischer Geschmack waren hier vereinigt und gaben einen Begriff von dem unendlichen Reichthum der Besitzerin.

Riesige Gärten, theils nach altindischer, theils nach englischer Art angelegt, belebiert mit Gazellen und Antilopen umgaben das Schloß und bildeten in ihrer Gesammtheit einen großartigen Park.

Unter den fast tausendjährigen Bäumen dieses Parkes befand sich ein See, der mit einer Flotille leichter und allerliebster Fahrzeuge bedeckt war, die theils zum Spazierenfahren, theils zum Fischfang bestimmt waren, und zu Letzterem bot die tiefe und durchsichtige Fluth des mit einer Menge von Fischen angefüllten Sees vielfältig Gelegenheit.

Ein ungeheurer Speisesaal in orientalischem Styl vereinigte die Gäste der Prinzessin um eine mit den ausgesuchtesten Gerichten und den feinsten Weinen besetzte Tafel.

Zwei Springbrunnen, welche an beiden Enden des großen Raumes ihre Wasser in große Vasen von rosenrothen Marmor fallen ließen, verbreiteten eine angenehme Kühle. Ein unsichtbares Orchester spielte italienische Stücke und die herrlichen Melodien Rossini's klangen schwach und verschleiert, wie ein Zauberlied zu den Gästen.

Zahlreiche schwarze Sklaven, in rothem Sammt und Silberluch gekleidet, bedienten schweigend und mit außerordentlicher Geschicklichkeit.

Wie beim Frühstück, so saßen auch jetzt Lord Singleton und John Malcolm zu beiden Seiten der Prinzessin.

(Fortsetzung folgt.)

Die Noth an den Nordseeküsten.

(Fortsetzung.)

Am selbigen Tage strandete vor Sylt die preußische Kuff „Jalphine“, Kapt. Bruns, von Christiansand nach Eiderstedt bestimmt, deren Mannschaft sich indeß selber in Sicherheit brachte.

Im Rettungsdienste auf den Meeresküsten ist manche vergebliche Arbeit zu verrichten; in jedem Jahre haben wir erfolglose Rettungsversuche mitzutheilen gehabt, und so auch jetzt.

An jenem Tage kam zur Rettungsstation Hornumersiel ein Bote und meldete, daß auf dem Neubrack, einer Sandbank vor der Jade, ein Schiff mit zerrissenen Segeln und Nothflagge herumtreibe, dessen Mannschaft noch an Bord und in großer Gefahr sei. Das Hornumersieler Rettungsboot war in einer Viertelstunde bemannt und ging sofort zur Hilfeleistung aus dem Hafen von Hornumersiel ab. Es wehte ein harter Sturm aus Nordwest, mit starken Regenschauern gemischt. Die Brandung ging so hoch, daß das Spritzwasser vier bis fünf Fuß über's Boot schlug und dieses mehrere Male stark mit Wasser füllte. Anfangs ging das Boot halb beim Winde verhältnißmäßig schnell durch Brandung und Sturzwellen. Vor dem Neubrack aber angekommen, mußte es fortan direkt gegen Sturm und Strömung ankämpfen. Das Wrack war nicht zu finden. Obwohl jenes Unternehmen Menschenkraft überstieg, arbeitete die Rettungsmannschaft drei Stunden lang unverdrossen gegen Wind und See, bis sie, ermüdet und auf die Hont durchnäßt, ihr aussichtsloses Vorhaben aufgeben und zurückkehren mußte. Am Stationsorte war unterdeß schon um 2 Uhr Nachmittags vom Minsener-Norder-Altendeich aus die Meldung angekommen, daß das Schiff in der Nähe des Außengrodens, dem sogenannten Mahnstücke, feststehe, und nicht auf dem Neubrack selber, und daß die Besatzung, zwei Männer und zwei Frauen, das Schiff verlassen habe und, obgleich unter großer Gefahr und Anstrengung, glücklich in Sicherheit gekommen sei. Das verunglückte Schiff war die Tjalk der Schiffer Alberts, in Baltrum zu Hause. Auch die Station Bremerhaven trat vergebens in Dienst. Ihr fehlten die Nachrichten von dem Leuchtthurm in der Wesermündung, da die Drahtleitung gestört war, und auch von anderen Küstenpunkten trafen keine Depeschen ein. Vergebens war die Stationsmannschaft den ganzen Tag über beim Boote beschäftigt; endlich beschloß der Ortsausschuß auf gut Glück hinauszufahren und im Schlepptau des Dampfers „Solide“ wurde die Mündung der Weser aufgesucht. Man traf eine Reihe von Schiffen, die außer Kurs gerathen war, aber keines, dem Gefahr drohe. Dagegen war unsern des Leuchtthurms, auf dem Hohenwege das preußische Schiff „Greise Johanna“, Kapt. Frerichs, gesandet, dessen Mannschaft sich gerettet hatte.

Vor unseren Küstengewässern müssen am 25. Okt. übrigens noch mehr Unfälle sich ereignet haben. Am 26. trafen die Lootsen vor der Unterems die holländische Tjalk „Merkurius“, Kapt. Boß, ohne Mannschaft an; am selbigen Tage sah die engl. Brigg „Adventure“, Kapt. Robinson, diesseits Helgoland ein gekentertes Schiff treiben; ebenso die engl. Bark „John Bulton“, Kapt. Lindsay, bei Langeroge.

Mancher Unfall dieser Nacht ist noch in Dunkel gehüllt; wir führen noch eine Nachricht vom 25. Oktober an.

An jenem Tage verunglückte in der Nordsee, unfern

Digitized by Google

Helgoland, die preußische Galliot „Moritz“, Kapt. Biermann, von Rhyssiers mit Wicken nach Rouen bestimmt, durch Ueberschießen der Ladung. Das Schiff ward ganz auf die eine Seite geworfen, so daß das Deck desselben mehrere Fuß unter Wasser lag; die Masten mußten gekappt werden; drei Tage lang schwamm die aus vier Mann bestehende Besatzung auf den Wogen umher. Am 28. October traf sie der Kutter Nr. 1 der Ersten deutschen Nordsee-Fischerei-Gesellschaft; Kapt. Schoon nahm sie an Bord. Derselbe berichtet darin über das Weitere: Wir blieben in der Nähe des treibenden Wracks in der Hoffnung, das Letztere werde sich legen und die Möglichkeit gewähren, das ganze Fahrzeug zu bergen. Diese Hoffnung schien sich zu erfüllen. Nachmittags wurde der Wind schwächer, und die See nahm ab; die Besatzung der Galliot ging mit unserm Boot an Bord ihres Fahrzeuges und befestigte unsere dicke Reptstoffe an demselben. So bugsirten wir das Schiff der Weser zu.

(Fortsetzung folgt.)

Mongkut, König von Siam.

Der Telegraph hat das Hinscheiden des ersten Königs von Siam gemeldet, und mit ihm ist jedenfalls der geistig am höchsten stehende, für abendländisches Wesen am meisten empfängliche Herrscher Asiens dahingegangen. War Mongkut auch der unbeschränkte Gebieter, der über Leben und Tod seiner Siamesen zu befehlen hatte, wie andere asiatische Despoten ebenfalls, blieben auch seinem Volke die Segnungen unserer Zivilisation fern, so herrschte doch an dem üppigen Hofe zu Bangkok neben orientalischer Pracht ein reger Geist für die Wissenschaften, die in dem verstorbenen Fürsten einen thätigen Förderer und Verehrer fanden. Kann man auch nicht behaupten, daß dem in einem buddhistischen Kloster aufgewachsenen Fürsten unsere Kultur ganz und gar zugängig geworden sei, blieb er, vermöge seiner asiatischen Abkunft und Umgebung, immer in einer gewissen Halbheit stecken, so hat er es doch an redlichem Willen, an eifernem Fleiß nicht fehlen lassen. Wo wäre der europäische Fürst, der so viele Sprachen redete, wie der jetzt verstorbene erste König von Siam sprach? Die Zeit, als er Mönch war, hat er vortrefflich benutzt. Er studirte nicht nur das Pali und die heiligen Schriften, sondern lernte auch von französischen Missionären lateinisch. Seitdem liebte er es, sich Rex Siammensium zu unterzeichnen. Später gaben ihm amerikanische Glaubensboten Unterricht im Englischen. Alle Sprachen Hinterindiens cochinchinesisch, peguanisch, malayisch und auch hindostanisch, waren ihm geläufig.

Mongkut war am 18. Oct. 1804 geboren. Er war der Thronerbe, als sein Vater im Jahre 1825 starb, allein durch eine Kreaturintrigue gelangte nicht er, sondern sein von einer Nebenfrau stammender Halbbruder Kromkiat auf den Thron, der nun in echt orientalischer Ueppigkeit ein Vierteljahrhundert über Siam herrschte. Diese Zeit benutzte Mongkut, um in der Zurückgezogenheit eines Klosters sich ganz den Wissenschaften hinzugeben; er wurde buddhistischer Mönch, drang tief in die Lehren seiner Religion ein, und versuchte gegen Mißbräuche derselben reformatorisch aufzutreten. Ganz verschieden von dem Fanatismus, der sonst uns wohl im Orient entgegentritt, zeichnete ihn in religiösen Dingen eine milde Duldsamkeit aus, die er sich bis an das Ende seiner Tage bewahrte. Er liebte es, mit christlichen Geistlichen zu verkehren, und mit ihnen über die Grundsätze unserer Religion zu philosophiren. Als ihn unser Landsmann, der Bremer Adolf Bastian, im Jahre 1862 besuchte, begann er mit diesem sogleich ein Gespräch über die verschiedenen Formen, welche der Buddhismus angenommen habe, dabei bemerkend, daß der nepalesische Glaube am Addi-Buddha der christlichen Anschauung am nächsten komme. Neben theologischen Studien, die durch eine große Bibliothek unterstützt wurden, pflegte er sich mit Musik zu beschäftigen; er spielte Klavier, und besaß ein Laboratorium mit physikalischen und chemischen Instrumenten. Auch verstand er, vortrefflich zu photographiren.

Aus dieser beschaulichen Zurückgezogenheit rief ihn das Jahr 1851. Er hatte es zu den höchsten geistlichen Würden gebracht, und dachte nicht mehr daran, wochenmals sich mit weltlichen Dingen befassen zu müssen. Da starb Kromkiat, der den Thron usurpirt hatte, und Mongkut wurde sein Nachfolger. Am 18. März 1851 nahm er die Titel eines Königs von Siam an, die hochtönender und zahlreicher sind, als selbst diejenigen des Kaisers von Oesterreich. Als die gewöhnlichsten darunter erwähnen wir Phra Maha Krafat (der erhabene Herr und Kaiser); Maha Chakrophatiraya (der mächtige Kaiser des drehenden Rades); Chaoo-Pendin (der Herr des Erdkreises); Phra-Chom-Klaoo-Jiu-Hua (der heilige Scheitel, welcher gebietet); Chaoo-yuit (der Herr des Lebens). Als Trägerin der Krone übte er nun unbeschränkte Vollgewalt aus, er wurde göttlich verehrt, und seine Umgebung kroch nur auf den Knien zu ihm hin. Was ihn umgab, war heilig, so gut wie die Räse Sr. Majestät, die in der Palisprache Phra-Räsa heißt. Alle von ihm gebrauchten Gegenstände und die Möbel des Palastes empfingen vornehme Titel, selbst ein wesentliches Toilettestück des Schlafzemachs Ma-Long-Phra-Banghoom (in usum regis dominus [rullous!]). In der Vielweiberei machte König Mongkut keine Ausnahme von andern orientalischen Herrschern; außer zwei ihm rechtmäßig angetrauten Gattinnen (Akamahesi) besaß er noch 600 Konkubinen. Anfangs noch der siamesischen Kleidung zugethan, liebte er es später, der Mode einer Art von gemischter Tracht zu zeigen. Er trug eine schottische

Digitized by Google

Mütze, Strümpfe und Pantoffeln, dazu einen Säbel und Stock mit goldenem Knopf. Während seine Gemahlinnen Roben aus Paris bezogen, exerzirten seine Truppen nach europäischer Weise, trugen die Garde-Amazonen — eine alte flamesische Einrichtung — vollständige schottische Hochlandstracht mit Kilt, Parse und Bonnet.

Neben solchen Aeußerlichkeiten, wohin wir auch die Porträte europäischer Potentaten, die den Palast des Königs zieren, rechnen müssen, suchte aber Mongkut das abendländische Wesen in der That zu erfassen, und daß es hierbei sich nicht um bloße Spielerei handelte, geht schon daraus hervor, daß er bis an das Ende seiner Tage den gelehrten Neigungen treu blieb. Die englischen Zeitungen las er regelmäßig, und seine Bibliothek, der ein besonderer Archivdirektor (Phra Klak) vorstand, wurde wirklich benutzt. Bastian sah in derselben Auszüge englisch abgefaßter Aktenstücke, die der König aus seiner Privatdruckerei zur Korrektur dahin geschickt hatte. Jährlich wurde im Palast ein Staatskalender verfaßt, der ganz Siam mit den wichtigsten Ereignissen bekannt machte, und der Redakteur dieses „Almanaque de Bangkok's" war Niemand Geringeres als Se. Majestät König Mongkut.

Er baute auch Kanäle, Festungen, besaß europäische Schiffe und verkehrte gern im philosophischen Gespräch mit dem Vorstande der katholischen Mission, Bischof Pallegoix. Als dieser ausgezeichnete Mann, dem wir ein vortreffliches Werk über Siam verdanken und der auch die Korrespondenz zwischen Mongkut und Pius IX. vermittelte, im Jahre 1862 zu Bangkok starb, schrieb der König sofort einen Kondolenzbrief an die Missionäre, in welchem er bat, zur Erhöhung der Leichenfeierlichkeit seines verstorbenen Freundes beitragen zu dürfen, „so viel die Bräuche der christlichen Religion dergleichen statthaft erscheinen lassen." Dankbar nahm man dieses Anerbieten an. Da der Begräbnißzug auf dem Memamstrome, der Hauptverkehrsstraße Bangkoks, sich bewegen mußte, so sandte Mongkut seine Palast-Dschunke zur Aufnahme der Leiche, ließ die königliche Flagge zum Trauerzeichen auf halben Mast hissen und begab sich selbst in einem Dampfer auf den Strom um dem Freunde die letzte Ehre zu erweisen. Zum Andenken an diesen übersandten die Missionäre dem König einen Ring, welchen der Verstorbene getragen. Charakteristisch für ihn ist das Schreiben, mit welchem er für diese Gabe dankte. Es ist datirt vom 9. Juli 1862, und lautet: „Der hochwürdige Bischof von Rallos ist 28 Jahre lang mein guter, inniger und aufrichtiger Freund gewesen. Der Inhalt Ihres Schreibens und das Geschenk haben mir große Freude bereitet. Diesen geweihten Ring — ich habe ihn gleich wieder erkannt — trug der Selbe, als er mich zum Erstenmale besuchte. Er trug ihn am Finger, wenn er den Segen sprach über das christliche Volk. Mit Vergnügen vernehme ich den Wunsch, welchen Sie mir ausdrücken; daß dieses Erinnerungszeichen an meinen seligen Freund auch für mich eine Quelle des Segens sein möge."

Mongkut gab hiemit einen Beweis der höchsten Duldsamkeit gegenüber dem Bischof einer andern Kirche, wie er in ähnlicher Weise von den Beherrschern des Abendlandes uns nicht bekannt geworden ist. Auch die europäischen Kaufleute, die sich in Bangkok niedergelassen haben, fanden in ihm einen eifrigen Beschützer. Zweimal schickte er Gesandtschaften nach Europa, so 1857 nach London, 1861 nach Paris und Rom. Während in Japan, China und anderen Ländern Ostasiens die Europäer oft auf feindselige Gesinnungen stießen, ist ihnen in Siam Niemals etwas in den Weg gelegt worden. Sie konnten unter Mongkuts Regierung Proselyten machen und Geld erwerben; auch hielt er redlich die abgeschlossenen Verträge, und ging solche willig ein mit jeder europäischen Macht, die bei ihm anklopfte. So 1860 mit dem Zollverein.

Bei alledem ist König Mongkut doch Siamese geblieben. Er wußte es selbst recht gut und hatte es auch zu wiederholtenmalen ausgesprochen, daß er in der Halbheit stecke. Die Zustände in Siam waren verwildert und ließen sich nicht ohne Weiteres reformiren. Sein Volk konnte er nicht ändern, und die hergebrachte Ordnung durfte nicht angetastet werden. Die Sklaverei und andere mißbräuchliche Einrichtungen blieben unter ihm nach wie vor. Aber Milde und Gerechtigkeit ließ er walten, so weit es der nothwendige Despotismus ihm gestattete. Ohne die Verehrung des weißen Elephanten, die für einen so gebildeten Mann allerdings sonderbar erscheint, ohne 600 Lebsweiber, ohne Pracht und Luxus würde er kein König von Siam gewesen sein. Er trennte daher den Gelehrten von diesem, und war ganz Europäer, wenn er sich in sein im florentinischen Styl erbautes Sandsouci zurückzog, über welchem die Worte stehen: Royal pleasure.

König Monkut wird immer als eine hervorragende Erscheinung unter den Monarchen des Orients gelten müssen, und wir bedauern nur, daß sein Wirken nicht auch auf das Volk von Einfluß werden konnte.

Charade.

Mein Erstes seh'n mit Wonne die Piloten,
Und klagen, wenn mein Zweites droht;
Mein Ganzes wird, — wie oft vergebens aufgeboten,
Als Hülf' in allgemeiner Noth.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 281 Mittwoch, 2. Dezember 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Das Mahl war fast vorüber. Lord Singleton neigte sich zur Prinzessin und sprach:

„Madame, Ihre Gastfreundschaft ist wahrhaft königlich, und ich hoffe, daß es mir erlaubt sein wird, übermorgen Abend im Palaste der Präsidentschaft Ihnen nochmals meinen Dank zu sagen."

„Uebermorgen?" fragte Djella.

„Ich habe mich beehrt, die Elite der indischen Aristokratie, die höchsten Beamten der ostindischen Kompagnie und die Offiziere der Armee zu einem Ball auf übermorgen einzuladen."

„In der That, Mylord," entgegnete die Prinzessin, „ich habe diese Einladung erhalten."

„Und ich hoffe, daß Sie dieselbe annehmen?"

„Es wäre mir sehr angenehm, dies thun zu können, ja sehr angenehm," wiederholte sie mit einem Seitenblicke auf Georg Malcolm." Leider aber ist es mir für übermorgen unmöglich. Ich habe schon vorher eine Einladung angenommen.

„Und," fragte Lord Singleton, „läßt sich diese Einladung nicht absagen?"

„Leider, nein."

„Dies ist mir sehr leid, Madame! Ich hatte mich schon in der süßen Hoffnung gewiegt, Sie als die Königin des Festes bei mir zu sehen."

„Ah Mylord," sagte Djella lächelnd, „Sie haben so viele schöne Landsmänninnen, daß sie um eine Königin nicht verlegen sein können."

„Was Anmuth und Schönheit anlangt, so kenne ich allerdings zwei Damen, welche diese Ehre verdienen," erwiderte Lord Singleton, „aber sie sind noch zu jung und noch zu wenig weltgewandt, als daß es möglich wäre, ihren kleinen Händen das Scepter anzuvertrauen, das Sie so anmuthig zu tragen wissen."

„Wer sind denn diese jungen Damen?" fragte die Prinzessin.

„Es sind die Mündel des Sir John Malcolm, Mary und Hera Burtell, die Bräute von Sir Georg und Sir Eduard."

„Was," rief die Prinzessin, der es unmöglich, sich zu beherrschen, in großer Bewegung, „Sir Georg will sich verheirathen?"

Aber da sie fürchtete, sich zu verrathen, fügte sie hinzu: „Sir Georg und sein Bruder Eduard?"

„Ja, Madame," erwiderte John Malcolm, „und ich hoffe, daß diese Heirath ebensowohl meinen liebenswürdigen Mündeln, wie meinen Söhnen zum Glück ausschlagen wird."

„Und wann soll die Doppelhochzeit stattfinden?" fragte Djella, die sehr bleich geworden war.

„In vierzehn Tagen Madame," antwortete der Oberrichter.

„Ah," bemerkte Lord Singleton lächelnd, „ich begreife, warum sich Sir Georg und Sir Eduard so beeilen, sie würden auch sehr Unrecht haben, wenn sie es nicht thäten. Miß Mary und Miß Hera sind wahrhafte Wunder von Grazie, Anmuth und Schönheit, und hätte ich nicht den Gegenbeweis vor Augen, so würde ich kühn behaupten, daß sie selbst mit Ihnen, Prinzessin, den Vergleich nicht zu scheuen hätten."

Djella hatte Mühe, die Herrschaft über sich zu behaupten, doch aber siegte ihre Energie und sie sagte mit einem Lächeln auf den Lippen:

„Sie machen mich wirklich sehr neugierig, Mylord, die jungen Damen kennen zu lernen; habe ich denn wirklich so bestimmt abgelehnt, auf dem Ball zu erscheinen?"

„Leider nur zu bestimmt," antwortete Lord Singleton.

„Nun," erwiderte Djella, ich mache von meinem Recht auf die Launenhaftigkeit einer jungen Frau Gebrauch, ich habe allerdings frühere Verpflichtungen; ich habe mich gebunden, aber ich kann mich auch wieder frei machen, Lord Singleton, Sie können auf mich rechnen, ich nehme Ihre Einladung an."

„Sie machen mich außerordentlich glücklich," erwiderte Lord Singleton.

„Ich werde sie sehen," sagte Djella so leise, daß es Niemand hören konnte, und warf dabei Sir Georg einen Blick zu, in dem Liebe, Haß und Eifersucht gemischt waren.

Das Mahl ging fröhlich zu Ende; nur die Prinzessin war einsylbig und still geworden.

Ein Hausbeamter trat zu ihr und sagte ihr leise einige Worte.

Digitized by Google

Dsella erhob sich und sprach:

„Meine Herren, der Kaffee, das Eis und die Cigarren sind bereit, wollen Sie sich auf die Terrasse bemühen?“

Die Gesellschaft schickte sich an der Aufforderung zu folgen, und sich auf die Terrasse zu begeben; John Malcolm bot der Prinzessin den Arm, denn diese aber ablehnte, und dabei bemerkend:

„In wenigen Augenblicken werde ich an Ihrer Seite sein.“

Dann zu der Gesellschaft gewendet, rief sie:

„Meine Herren: Lord Singleton wird Ihnen den Weg zeigen.“

Hierauf ging sie ganz dicht an Georg Malcolm vorbei, und sagte ganz leise und rasch:

„Sir Georg, folgen Sie Ihren Landsleuten, kommen Sie aber noch einigen Augenblicken zurück, ich muß Sie sprechen.“

Der junge Engländer ging hinaus und suchte die Verwunderung, welche sich seiner bemächtigt hatte, so viel als möglich zu verbergen.

Was mochte wohl die Prinzessin ihm zu sagen haben? Und warum wandte sie sich gerade an ihn? Georg legte sich diese Fragen vor, ohne sich eine Antwort darauf geben zu können.

Die Terrasse, auf welcher der Kaffee, das Eis und die Cigarren auf die Gäste warteten, war in gleicher Höhe mit dem ersten Stock und breite Glasthüren führten auf dieselbe. Von ihr aus hatte man die herrlichste Aussicht auf die prächtigen Gärten und den Wald von Perava. Ein breiter Vorhang von Segeltuch schützte vor den brennenden Strahlen der Sonne und vortrefflich gearbeitete Bambustische und Sessel bildeten das Mobiliar der Terrasse.

Nachdem Georg einige Worte mit seinem Vater, seinem Bruder und Lord Singleton gewechselt hatte, benutzte er den ersten günstigen Moment, in dem er ohne Aufsehen zu erregen, sich von den übrigen Gästen trennen, und in das Innere des Palastes zurückkehren konnte.

Er durchschritt zwei große Säle, welche die Terrasse von dem Speisesaale trennten, und gelangte so in diesen selbst, in welchem die Prinzessin, wie sie gesagt, auf ihn warten wollte.

Dsella stand auch mit dem Saale zugewandten Rücken in einer Fensternische und ihre Blicke weren auf die Landschaft draußen gerichtet.

Bei dem durch den Eintritt Georgs hervorgerufenen Geräusch drehte sie sich um, ging ihm entgegen und sagte:

„Kommen Sie!“

Dann drehte sie sich nach der entgegengesetzten Richtung um, und hob eine Portiere in die Höhe, und ließ Georg in ein Boudoir eintreten, welches ganz nach französischem Geschmack eingerichtet war. Alle Möbel waren von Paris und die Gemälde von französischen Malern.

(Fortsetzung folgt).

Prozeß der Giftmischerin Marie Jeanneret,

verhandelt vor dem Geschwornengericht zu Genf am 23., 24., 25. und 26. November 1868.

Am 23. Nov. hat in Genf die öffentliche Gerichtsverhandlung über die Giftmischerin Jeanneret von Locle begonnen. Der erste Gerichtstag war der Zeugenabhöre der Männer der Wissenschaft gewidmet. Am Vormittage berichteten Aerzte, Chemiker und Apotheker über das Resultat ihrer Beobachtungen, während Nachmittags mehrere Irrenärzte über den Seelenzustand der Angeklagten verhört wurden. Die letzteren stimmten sämmtlich überein, daß dieselbe hysterischen Anfällen unterworfen sei, ohne jedoch darum als vollständig unzurechnungsfähig erklärt werden zu können. Die Angeklagte zeigt sich in jeder Beziehung theilnahmslos und gibt auf die Fragen des Präsidenten kaum hörbare Antworten. Sie ist schwarz und ärmlich gekleidet, klein von Statur und ihre Gesichtszüge bieten kein Interesse. Auffallend an ihr ist nur ein fortwährendes Zucken mit der Augenbrauen.

Aus dem Zeugenverhör vom 24. heben wir Folgendes hervor: Der erste Zeuge, Dr. Dor, Augenarzt und Beweis, kennt die Angeklagte sehr genau. Seit 1865, sagt er unter Anderem aus, kenne er das Fräulein. Sie kam in seine Klinik und klagte, auf einem Auge blind zu sein. Da eine sichtliche Alteration nicht wahrnehmbar war, so setzte er Zweifel in ihre Aussage. Er hat der Kranken niemals Atropin verschrieben, und schließlich kam er zu der sicheren Ueberzeugung, daß die Jeanneret mit beiden Augen sehr gut sehen könne und ihn fortgesetzt getäuscht habe. Sie war hysterisch und verlangte beständig Anwendung des glühenden Eisen ꝛc. An Monomanie glaubt er nicht, doch bestätigt er, daß sie durch den beständigen Mißbrauch von Atropin, den sie drei Jahre hindurch an ihren Augen gebraucht hat, sich selbst habe vergiften können. Er hält sie für verlogen und verdorben, nicht für verrückt, auch nicht für recht gescheit. Die Aussage des Dr. Marset aus Bevey, der die Angeklagte auch behandelt hat, wird, da derselbe nicht erscheinen konnte, verlesen. Auch ihn habe sie auf Brennung des Rückens mit dem glühenden Eisen gedrängt. Sie ließ sich wegen wirklicher oder eingebildeter Krankheiten von sehr vielen Aerzten behandeln. Aus der Aussage anderer Zeugen geht hervor, daß die Angeklagte, wenn sie Zuckungen und Verzerrungen ihrer Opfer gewahrte, durch Lachen ihr innigeres Wohlbehagen bekundete. Als eine aufopfernde, um rührliche Wärterin wird sie geschildert, die es stets brachte. 7—8 Nächte

Digitized by Google

bei den Kranken zu wachen. In Bezug auf ihre Moral kann eine unsittliche Handlung ihr nicht nachgewiesen werden; doch Aufsehen erregt die von den Zeugen bekundete Lügenhaftigkeit.

In der Abend-Sitzung hatten vor allen die Aussagen der Familie Juvet Interesse. Herr Juvet hatte in Genf ein Krankenhaus errichtet, in welchem sie, als Wärterin angestellt, sich sehr gut betrug, und bei der Familie großes Zutrauen gewann. Mehrere Pensionäre der Anstalt wurden während ihrer Thätigkeit daselbst von fremdartigen Krankheiten befallen, wobei Delirium und Convulsionen allgemein waren. Zwei Kranke starben, darauf die Tochter des Herrn Juvet und zuletzt auch dessen Frau. Sämmtliche Bewohner des Hauses wurden krank, und zwar, wie sich später ergab, an Vergiftung. Trotz der vier Opfer schöpfte man noch immer keinen Verdacht. Die Angeklagte antwortet auf alle Fragen sehr geschickt und bestimmt. Sie gesteht, den Kranken Arznei beigebracht zu haben, und erkennt unter Thränen an, daß sie Unrecht gethan habe, jedoch den Kranken nicht habe Uebels zufügen wollen. Sie habe die Krankheit der Leute voraussagen können, denn sie sei selbst und geschickt darin gewesen; sie verstehe nicht die Uebelthaten, deren man sie anklage. Den Zeugen-Aussagen folgt sie mit ruhiger Miene, nichts entgeht ihr, nur was sie am meisten ergärnen konnte, war die Anklage, einem ihrer Opfer einen Ring entwendet zu haben, und sie erklärt diese Thatsache in lebhafter, dramatischer Schilderung.

In der Sitzung vom 25. Nov. zieht besonders das Verhör der Familie Bourcart die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Frau Bourcart, deren Mutter von der Jeanneret vergiftet werden sollte, erzählt, daß die Wärterin die verordneten Arzneien mit anderen Stoffen vermischt habe. Sie habe eine unbestegbare Abneigung gegen die Wärterin gehabt und mit der aufmerksamsten Wachsamkeit die Krankheit ihrer Mutter und das Benehmen der Wärterin beobachtet. Sie habe zuerst Verdacht gegen letztere geschöpft, der zur Entdeckung der Verbrechen geführt. Andere Zeugen erinnern sich der Worte der Wärterin: „Frau Bourcart habe ein Gehirnleiden und die junge Frau Bourcart wird derselben Krankheit unterliegen.“ Darauf hin antwortet die Angeklagte, daß sie eines Abends die junge Frau Bourcart so aufgeregt gesehen und geglaubt, diese habe einen Gehirnzufall bekommen. Sie läugnet, der Frau Bourcart Atropin beigubringen beabsichtigt zu haben. Die Fläsche, die gefunden worden, sei ihr und nicht für Frau Bourcart bestimmt gewesen; doch sei das Krankenzimmer sehr dunkel gewesen, so daß sie allerdings die Fläschen habe verwechseln können. Das Verhör über die Vorgänge in der Familie des Herrn Gros, wo ebenfalls zwei Opfer dem Tode verfielen, bietet nichts Anderes als das bereits erwähnte. Immer kommt die Angeklagte darauf zurück, sie habe Heilversuche an den Kranken machen wollen. Der Frau Bouvier habe sie Morphium beigebracht als Beruhigungsmittel, in der einzigen Absicht, der Frau Bouvier Linderung zu verschaffen. Was die Krankheit des Herrn Gros betreffe, so schreibe sie diese dem zu starken Weingenusse zu, und auch ihm Gutes zu thun, habe sie ihm Belladonna verabreicht.

Hinsichtlich des Falles der Fräulein Fritzgds schwur die Angeklagte bei allen Heiligen, daß sie sich geirrt habe. Kurz sie besteht hier darauf, den Unglücklichen weder Morphium noch Atropin beigebracht zu haben, nur erinnere sie sich eines Lavements von Belladonna, welches sie Herrn Gros gegeben. Hr. Colladon, Präsident des Gerichtshofes, fragt bei einer eindringlichen Ansprache an die Angeklagte unter Anderem, wie es denn möglich gewesen, daß bei so traurigen Folgen ihrer Medikamente sie nicht zur Einsicht gelangt oder doch beunruhigt worden sei. „Ich glaubte nicht Uebles, sondern nur Gutes zu thun“, gab sie zur Antwort. Sie lobt beständig alle jene unglücklichen Personen, mit welchen sie in Berührung gekommen. Fassen wir das ganze Verhör zusammen, so ging durchgängig daraus hervor, daß die Jeanneret die ihr zur Pflege anvertrauten Kranken einem Dämon gleich mit Morphium oder Atropin vergiftet hat. In Betreff von zwei Fällen behauptet dieselbe, sich in den Mitteln vergriffen zu haben; dagegen gesteht sie zu, Fräulein Gay Morphium, Fräulein Junod ein Klystier von Belladonna und Morphium, Frau Juvet Morphium, Jule Juvet Morphium, Frau Bourcart Morphium und Wasser mit Orangenblüthe, „wenn sie sich nicht geirrt habe“, Frau Bouvier Morphium, Herrn Gros ein Atropin-Klystier, Frau Lasseret Atropin statt Carmenwasser, „ohne es zu wissen“, und Fräulein Fritzgds Atropin, „wahrscheinlich statt Kirschenwasser“, gegeben zu haben. Die Angeklagte will nie in böser Absicht gehandelt haben, „wie habe sie geglaubt, daß der Tod folge mit diesen Dingen“. Nach Beendigung des Verhörs ergreift der Staatsanwalt das Wort und verweilt bei der Furchtbarkeit und der Eigenthümlichkeit dieser Reihe von Verbrechen. „Allen diesen Schandthaten gegenüber, die begangen sein sollen ohne Absicht, ohne Interesse, ohne Leidenschaft, wird man bestürzt.“ In der Vergangenheit der Angeklagten findet er keine Erklärung. „Wäre es jene Krankheit, die Hysterie? Eine gewisse Grausamkeit, die ein Bedürfniß fühlte, zu leiden und Andere leiden zu lassen? Selbst die sein Menschen oft schreckliche Eitelkeit, von sich reden zu machen? oder der eitle Vorwitz, eine schreckliche Waffe in ihren Wirkungen zu prüfen? Alle diese und ähnliche Voraussetzungen sind hinfällig und erklären dieses schreckliche Räthsel nicht. Aber wenn wir hier keine Einsicht haben, warum klagen wir an?“ Er glaubt nicht an Irrsinn. Die Zeugnisse der Aerzte, das Gebahren der Angeklagten, ihre Aussagen während des Verhörs legen ihm Zeugniß für ihre volle Zurechnungsfähigkeit ab. Selbst die Monomanie scheint ihm kein annehmbarer Entlastungsgrund zu sein. Er kann

Digitized by Google

in dieser Reihenfolge von verbrecherischen Thaten und den Einzelnheiten, die vorhergingen und dieselben vorbereiteten, nicht die Wirkung eines unwiderstehlichen Triebes erkennen. Dieses Weib hatte ihren Willen und ihre Freiheit des Willens. Nun greift er das Entschuldigungssystem der Angeklagten als kindisch, obwohl schlau durchgeführt an. Darauf geht er auf die Beleuchtung der einzelnen Thatsachen über und sucht die volle Schuld darzulegen. Perfidie, Halsstarrigkeit, List und Verwegenheit wirkten zusammen, und wenn es hier einen Stumpfsinn gebe, so sei es der Rausch des Lasters, der sich selbst das Gewissen irre führe. Schrecklich wäre die That, aber immer schwebte noch ein mysteriöses Dunkel über derselben. Sein Antrag lautete auf Todesstrafe.

Das Plaidoyer des Vertheidigers Hrn. Burlinden, womit die Sitzung am 26. begann, war wie sterhaft und voll Feuer. Er erwartet kein Todesurtheil und sucht den Eindruck des Prozesses auf die öffentliche Meinung zu bekämpfen. Er habe die Angeklagte über hundertmal im Kerker gesehen und sie kennen gelernt besser als Zeugen und Experten. Er spricht von ihrer ehrenhaften Familie, die an die Schuld der Angeklagten nicht glaube. Ihm, ihrem Vertheidiger, der ihr Freund geworden, habe sie nie etwas Anderes gesagt, als was sie vor dem Instruktionsrichter, dem Generalprokurator und dem Gerichtshofe ausgesprochen: „Sie glaube nicht den Tod zu geben, noch daß sie ihn gegeben habe.“ Niemand habe sie unterwiesen, kein Arzt etwas geahnt, Niemand sie beargwohnt und Niemand ihr gesagt: „Nimm Dich in Acht!“ Sie habe die Leichen der Opfer bewacht und diese freiwillige Konfrontation habe sie nicht erschüttert. Wäre dieses möglich gewesen, wenn sie sich schuldig geglaubt? Nun beizuchtet er die Hysterie, ihre Manie und Unzurechnungsfähigkeit. Nach kurzer Replik des Staatsanwaltes und des Generalprokurators erklärt der Präsident die Verhandlungen geschlossen und gibt ein klares und treues Resume, worauf die Geschworenen sich gegen 11 Uhr zurückziehen. Die 9 Fragen, die denselben vorgelegt wurden, lauteten: Marie Jeanneret, ist sie schuldig, im Jahre 1867 und 1868 im Kanton Genf Substanzen beigebracht zu haben, die den Tod zur Folge haben konnten: 1) der Frau Bourcart, 2) der Frau Juvet, 3) der Fräulein Juvet, 4) der Fräulein Junod, 5) der Fräulein Gay, 6) dem Hrn. Gros, 7) der Frau Bouvier, dessen Tochter, 8) der Frau Legeret und 9) der Fräulein Fritzges? Nach fünf Stunden, während welchen eine fieberhafte Aufregung das Publikum beherrschte und in dem zum Erstickten gefüllten Gerichtssaale Gendarmen und Gerichtsdiener kaum die Ordnung aufrecht zu erhalten vermochten, erschienen gegen 4 Uhr die Geschworen. Alle Fragen, mit Ausnahme der dritten, werden bejaht, unter Annahme mildernder Umstände. Der Gerichtshof erkannte auf dieses Verdikt hin für die Verurtheilte 20 Jahre Zwangsarbeit und 10,000 Fr. Schadenersatz für die Zivilpartei. Die Strafe, welche der Jeanneret zuerkannt wurde, wird die öffentliche Meinung befriedigen. War sie in Folge Geisteskrankheit unzurechnungsfähig, so gehört die Angeklagte in das Irrenhaus und nicht in die Zuchtanstalt; ist sie zurechnungsfähig, so ist die des Mordes überwiesene Giftmischerin zu gelinde bestraft.

Mannigfaltigkeiten.

In Wien ist Major Eder gestorben. Er war der ausgezeichnete Offizier, der, damals noch Hauptmann bei Belgien-Infanterie, die ehrenvolle Mission hatte, die im dänischen Kriege erbeuteten Trophäen nach Wien zu überbringen. Die letzte Kugel, welche im Feldzuge von 1866 abgefeuert wurde (bei Blumenau, wenige Stunden vor dem Abschluß des Waffenstillstands), zerschmetterte ihm den Arm, und den Folgen der Amputation ist er nach schmerzlichen Leiden nun erlegen. Er war Kommandant des Invalidenhauses in Neulengbachfeld gewesen.

[Lava.] Die seit einiger Zeit mit größerer Heftigkeit eingetretenen Lavaausbrüche des Vesuvs haben in englischen Journalen zur Frage Veranlassung gegeben: „Was ist Lava?“ Ein Herr Silbestri, welcher sagt, die vor Kurzem dem Gesav entströmt ist, einer genauren Analyse unterworfen hat, gibt im „Expreß“ die folgende Erläuterung: Lava enthält 39 Theile Kieselerde, 18 Theile Kalk, 14 Theile Alaunerde, 3 Theile Magnesia, 13 Theile Eisenoxyd, 1 Theil Pottasche, 10 Theile Soda, 2 Theile Wasser, und hat somit große Aehnlichkeit mit ordinärem Weinflaschenglase. Obgleich Lava in Farbe und Festigkeit oder Zerbrechlichkeit beträchtlich von Glas variirt, und nur hin und wieder kleine Gruppen krystallartiger Minerale enthält, so scheint sie doch eine Art rohes Naturglas oder Thon zu sein, das aus Sand, Kalk, Lehm und ähnlichen ordinären erdartigen Substanzen gebildet worden ist.

Auflösung der Charade in Nr. 278:

Der „Acker“, den einst Adam baute —
Ist unentdeckt geblieben;
Das „Land“, das einst Kolumbus schaute,
Ist längstens schon beschrieben.
Das „Ackerland“ bringt reichen Segen,
Wenn fleiß'ge Hände sich d'rauf regen.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Hartleben.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 282 Donnerstag, 3. Dezember 1868

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Einen Augenblick lang herrschte zwischen Beiden das tiefste Schweigen. Georg wußte nicht, wie er eine Unterhaltung beginnen sollte, deren Zweck er nicht kannte, und selbst die Prinzessin, obwohl im höchsten Grade gewandt, konnte nur schwer ihrer Verlegenheit Herr werden.

Endlich aber begann sie:

„Sir Georg, Sie sind wohl erstaunt darüber, daß ich Sie zu diesem tête-à-tête gebeten habe; nicht wahr?"

„Erstaunt, Madame! . . . Ein wenig vielleicht!" antwortete Georg sich verbeugend, „aber noch mehr bin ich entzückt über die Gunst, welche ich zu erlangen nicht hätte hoffen dürfen."

„Wenn dem wirklich so ist, dann um so besser: ich kann mir nur dann ein günstiges Resultat von der Unterhaltung versprechen, welche wir mit einander haben werden, und die von der größten Wichtigkeit ist."

„Ich bin im höchsten Grade gespannt, Madame, auf das, was Sie mir sagen wollen, und hoffe, daß Sie an dem Interesse, das ich daran nehme, nicht zweifeln werden."

Ein neues Stillschweigen trat hierauf wieder ein, das abermals von der Prinzessin gebrochen wurde, indem sie leise sagte:

„Sir Georg, ich kenne Jemand, dem wegen Ihrer bevorstehenden Heirath gewiß das Herz brechen wird."

Der junge Engländer konnte sein Erstaunen hierüber nicht verbergen; es trat vielmehr so offen zu Tag, daß Djella zu ihm sagte:

„Sie glauben es wohl nicht?

„Meine Antwort hierauf, Madame, ist sehr einfach," erwiderte Georg lächelnd; „die Person, wer sie auch sei, die Ihnen von mir gesprochen hat, muß sich geirrt haben. Vielleicht eine auffallende Aehnlichkeit der Person oder des Namens hat den Irrthum veranlaßt. Ich habe in England keine weibliche Liebe, kein zartes Andenken zurückgelassen."

„Warum aber Sir Georg setzen Sie voraus, daß ich von England spreche?"

„Es kann nicht anders sein, ich bin ja eben erst hier angekommen! Und außer Lord Singleton und Ihren übrigen Gästen, weiß in Benares und Umgebung überhaupt Niemand, daß ich existire."

„Sie irren," entgegnete Djella, „Sie irren und sind zu bescheiden. Es ist eine Dame hier zu Lande, welche Sie liebt."

Georg lächelte und machte ein ungläubiges Gesicht.

„Ich kenne die Dame," bekräftigte Djella, „sie hat sich mir selbst offenbart."

„Und sie hat," fragte der junge Engländer erstaunt, „Ihnen gesagt, daß sie mich liebt?"

„Sie hat es mir gesagt."

Ein Blitz des Verständnisses durchzuckte unseren Helden, und allmälig begann sich das Dunkel zu lichten, welches seit dem Beginn dieser Unterhaltung das Begriffsvermögen Georgs umhüllt hatte, diese Dame konnte keine Andere, als die Dame mit der Maske sein.

Ohne Zweifel las Djella auf Georgs ausdrucksvollem Gesicht, was in seinem Innern vorging, denn ihm ohne Zeit zum Antworten zu lassen, fuhr sie fort:

„Sie errathen, wen ich meine, und damit Sie sehen, daß ich in Alles eingeweiht bin, weil ich Sie nur an die Ruine der Pagode des Siva erinnern und an den Schrei der Eule, der sich drei Mal in der Vorstadt von Benares hat vernehmen lassen."

„Ja," sagte Georg, „an diese Frau habe ich wirklich eben nicht gedacht, an diese Frau, deren bezauberade Zärtlichkeit mich überglücklich gemacht hat, aber deren Gesicht mir wegen der leidigen Maske zu sehen nicht vergönnt war. — Diese Frau . . ."

„Die war's," unterbrach ihn Djella, „und — sie liebt Sie! . . . — Aber Sie verachten wohl diese Dame, weil sie sich Ihnen so ergeben hat, fügte sie mit fast zitternder Stimme hinzu.

„Ach, Madame! Sie werden mir doch nicht zutrauen," rief Georg mit ungeheuchelter Offenherzigkeit, „daß ich Diejenige verachten soll, die mich mit Ihrer Liebe beglückt hat. Ich hege gegen diese Dame nur das Gefühl der tiefsten Dankbarkeit. Von allen Rechten der Frauen, ist das Recht der Launenhaftigkeit ohne Widerspruch das legitimste und unverjährbarste. Der in der Laune gewählte Mann, der sich undankbar gegen die ihm entgegengebrachte Liebe zeigen würde, käme mir vor wie ein armer Teufel, der einen Millionär beswegen

Digitized by Google

verachtete, weil er von ihm ein unverhofftes und reiches Almosen empfangen.“

Mit jedem Worte, das Georg sprach, heiterte sich das Gesicht Djella's immer mehr auf, und als er geendet, rief sie feurig aus:

„Oh, Sie haben hundert Mal Recht, denn niemals wäre Mißachtung unverdienter, ungerechter und beleidigender gewesen. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Die kenne, welche Sie liebt, sie hat kein Geheimniß vor mir, und ich will Ihnen ihr Herz offenbaren. Sie haben so eben von Launen gesprochen, und Sie haben Recht. Es war in der That Anfangs nur eine Laune ... mein, ich täusche mich — es war vielmehr ein unwiderstehlicher Drang, welcher diese Frau in Ihre Arme getrieben hat. Aber je mehr Sie diese Frau als das kennen lernte, was Sie sind, als ein in hohem Grade intelligenter und herzensgebildeter Mann, als ein Kind an Sanftmuth und Einfachheit, als ein Held an Energie und Muth, da schwand die Laune, um der Liebe Platz zu machen, der unwiderstehliche Drang verwandelte sich in tiefe Leidenschaft. Kurz und gut, Sir Georg, diese Frau liebt Sie, liebt Sie mit ganzer Seele, wie sie, bevor sie Sie kennen lernte, nie geglaubt hat, jemals einen Mann lieben zu können.“

Man kann wohl annehmen, daß es für das Ohr eines Mannes nichts Schmeichelhafteres gibt, als das Geständniß einer Liebe, die er eingeflößt hat.

Unser Held befand sich dagegen gar nicht wohl in der Lage, in die er zufällig gekommen war. Er verwünschte die gewaltige Leidenschaft, welche er der Unbekannten eingeflößt, und die ihn jetzt unter bewandten Umständen eine beinahe lächerliche Rolle spielen ließ. Er nahm eine traurige Miene an und sagte:

„Nach dem, was Sie mir so eben gesagt haben, ist es mir unmöglich, obschon es meine Bescheidenheit nicht zulassen sollte, auch nur einen Schatten von Zweifel zu hegen. Die Person, deren beredter Dolmetsch Sie so eben gewesen sind, macht sich aber von mir eine so große Einbildung, daß sie nur die Leidenschaft entschuldigt. Man behauptet, daß die Liebe blind ist, das ist falsch, denn sonst wäre sie keine Liebe mehr; sie sieht, aber sie kann falsch sehen, und deßhalb stößt mir die Zärtlichkeit dieser Dame ein tiefes Bedauern ein.“

„Ein tiefes Bedauern?“ sprach Djella mit kaum vernehmbarer Stimme. „Aber warum denn?“

„Weil ich die Zärtlichkeit weder verdiene, noch theilen kann.“

„Was steht denn im Wege?“ fragte die Prinzessin ungeduldig.

„Die volle Unmöglichkeit. Ein ehrliches Herz kann sich nicht theilen, und ich habe das meinige ganz weggegeben.“

Djella zuckte unmerklich mit den Schultern und ein ironisches Lächeln umzog ihre Lippen, als sie sagte:

„An Miß Mary Burtell, Ihre Verlobte, nicht wahr?“

Georg, durch das spöttische Lächeln verletzt, sagte mit bestimmten Tone:

„Ja, an Mary Burtell, meine Verlobte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Noth an den Nordseeküsten.

(Fortsetzung.)

Während der nächsten Nacht (28. zum 29. Okt.) ging die Fahrt auch gut von Statten. Gegen Morgen jedoch nahm sich der Wind aus Südwesten wieder mit aller Macht auf; die Seen wurden höher und heftiger; sie gingen fortwährend über das geschleppte Fahrzeug hinweg. Die Leute der Galliot, welche bis dahin auf derselben ausgeharrt hatten, riefen uns nun zu, ein Tau mittelst einer Boje zu ihnen hertreiben zu lassen, damit sie wieder von dem Wrack abkommen könnten. Ich that dies, und es gelang den Leuten, die Leine zu fassen; sie stiegen in das Boot, um wieder zu uns gezogen zu werden. Kaum waren sie von dem Wrack abgefahren, da zerriß eine Sturzsee die Leine des Bootes; das letztere schlug um und verschwand sammt seinen Insassen in den Wogen. — Ein Wunder bewirkte es, daß das Boot, an welchem die Armen sich mit Anstrengung aller Kräfte festgeklammert hatten, sich mit einer der nächsten Seen wieder aufrichtete und daß es nun auch den Leuten gelang, wieder in dasselbe hineinzukommen. Wind und Wellen trieben dasselbe aber, jedes Mittels zum Steuern und Rudern beraubt, rasch, in nordöstlicher Richtung fort. — Sogleich setzen wir Alles daran, die Leute zum zweiten Male zu retten; wir kappten das am Wrack befestigte Tau, wodurch uns freilich an 80 Faden desselben verloren gingen, und eilten dem Boote nach, aus welchem es uns nach verschiedenen vergeblichen Versuchen gelang, die Leute wieder an Bord unseres Kutters zu bringen, der sie am 31. Oktober im Hafen von Geestemünde landete.

Der in diesem Bericht erwähnte Sturm vom 29. Oktober richtete auch sonst auf unseren Nordseeküsten Unheil an.

An jenem furchtbaren Tage kenterte unterhalb Juist, in der Nähe jenes Riffes, auf dem noch die letzten Reste des „Ereflor“ zwischen den Wogen emporstarrten, der preußische Schuner, „Maria Theresia“, Kapt. Dalhoff, mit Holz von Norwegen kommend und nach Emden bestimmt. Es war etwa um 9 Uhr Morgens (29. Okt.) Nach dem Unfall hielt sich die Mannschaft mit äußerster Anstrengung eine Stunde lang auf der Seite des umgeschlagenen Schiffes; auf Hilfe vom Lande ist nicht zu hoffen; Regen und Schlossen verhinderten die Fernsicht. Da zerspringt das Deck. Das Schiff wird von den Wellen fortgeworfen; es kommt auf eine

Digitized by Google

tiefere Stelle und erhebt sich auf's Neue; die Mannschaft gelangt wieder auf Deck, aber das Schiff ist jetzt ohne Mast, Rahen, Segel, Steuerruder — ein Spielball der Wellen. So treibt das Wrack nicht fern von der Küste weiter; die Anker werden ausgeworfen, damit man nicht zuweit von Juist sich entfernt, wo die Rettungsstation Hülfe bringen kann; aber die schweren Ketten und Ankertrossen halten nur kurze Zeit; sie zerspringen und zerreißen, das Schiff treibt weiter ostwärts. Eine Stunde nach der andern vergeht; die Finsterniß bricht herein. Die Menschen an Bord müssen sich für verloren halten; da geräth das Schiff auf's Neue fest und in der Ferne zeigt sich Land. Es ist die Insel Norderney; mit der Kraft der Verzweiflung erheben die Schiffbrüchigen ihren Hülferuf, der Sturm trägt das Jammern und Klagen zu den Ohren der Inselbewohner.

Der Bericht des Ortsausschusses schildert die folgenden Ereignisse: „Acht Uhr Abends war das plötzlich ein Rufen, ein Laufen, Fragen auf der sonst stillen Insel. Männer, Frauen, Kinder, Alles lief zum Orte des Schreckens, die Mannschaft des Rettungsboots eilte zu ihrem Samariterwerke, Fuhrleute holten Pferd und Wagen, und bald standen wir an der Westseite des Badestrandes dem Wrack gegenüber. — Wie gräßlich, furchtbar war der Anblick! Etwa 100 Schritt vor uns lag das Schiff; Welle auf Welle stürzte darüber hin; die Stange des Vordermastes und der ganze Hintermast, ein Theil des Bugspriet, Rahen waren über Bord geschlagen, das Steuerruder fort. Segel und Taue hingen und flatterten in Fetzen im Winde; Blitze zuckten und erleuchteten von Zeit zu Zeit das grausige Schauspiel, dazwischen heulte der Sturm mit immer größerer Wuth und trug zum Strande von Knaben- und Männerstimmen das angstvolle Flehen und Rufen: „Helft! Helft doch! Helft!“ —

Das Schiff so nahe, und doch schien es, als könnte von unserer wackeren Rettungsmannschaft keine Hülfe gebracht werden. Immer auf's Neue versuchten sie hinauszugelangen, und immer auf's Neue wurde das Boot trotz fürchterlichster Arbeit der Ruderer an den Strand zurückgeschleudert. Dann erfaßten andere Männer und Knaben ein Tau und zogen das Boot nach einer zweiten Stelle, von der aus das Wrack leichter erreichbar zu sein schien; fast Alle waren über und über naß; man brachte das Boot möglichst weit ins Wasser, aber wieder schleuderten Wellen und Strom dasselbe zurück. — Man warf vom Wrack aus eine Kiste, dann eine Tonne, an der man Taue befestigt hatte, ins Meer, damit diese an den Strand trieben und die Rettungsmannschaft die Taue greifen könnte; aber die Taue rissen ab wie Bindfaden. Da endlich gelingt es der Rettungsmannschaft, die Kraft der Elemente zu brechen; sie kommen vorwärts; man sieht es vom Strande aus, wie die Braven sich abmühen; man erkennt die Lebensgefahr, in der sie schweben. Endlich liegt das Boot an dem Schiffe — ein Augenblick und vier Mann sind gerettet.

(Schluß folgt.)

Festlied,

gedichtet von Gotthold und gesungen bei der Enthüllungsfeier des Denkmals des Königs Max zu Landshut am 28. November 1860.

Es schwebt zu dieser heil'gen Stunde
Der Geist des Königs um uns her;
Grüßt seine Treuen in der Runde,
Und stillen Segen spendet er.

Den Todesträumen hat enthoben
Sein edles bleiches Haupt sich heut:
Und leuchtend schaut sein Aug' von oben
Wie treuen Dank sein Volk ihm beut.

Rauscht gewaltig hin auf Engelsschwingen
Ihr mächt'gen Töne durch das Land:
Ihr werdet wiederhallend klingen
Von Berg zu Berg, von Strand zu Strand!

Denn gleichendeiner Wunderblume,
Die nimmermehr ein Sturm verweht,
In Aller Seelen Heiligthume
Des Königs Name leuchtend steht!

Wir haben Alle uns verbündet,
Und bringen ihm dies Denkmal dar;
Das sich in unsr'en Herzen gründet
Auf treue Liebe immerdar.

In heh'rer Schöne wird es ragen,
In Sonnenglanz und Wetterbraus;
Und wird den fer nsten Zeiten sagen,
Von Treue über's Grab hinaus!

Bavaria! in Ehrenweihe
Den König grüße! Er ist dein!
Ein Fels, bewacht von Volkestreue,
Wird ewig dieses Denkmal sein!

Nichts sann den Lorbeer je verjehren,
Ergrünt in ew'ger Herrlichkeit;
Triumph und Preis, und hohe Ruhmesehren
Sind Max zu eigen allezeit!

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Hundertjähriger.] Zu Greenwich starb eben im berühmten Invalidenhause ein Mann, der lange

Jahre hindurch Großbritanniens Stolz und Bewunderung war. Thomas Cubsforth hieß dieser Brave und war seit 20 Jahren Insasse des Marine-Invalidenhospitals in erwähnter Stadt. Es war ein cyclischer Greis von hundert Jahren, der ohne Brille las, das heißt hätte lesen können, wenn man es ihm in seiner Jugend beigebracht hätte, stolz und schlank wie eine Tanne einherschritt, trotz seines hölzernen Beins und seiner vielen Wunden, die er in 49 Schlachten zu Wasser und zu Land empfangen hatte und sogar Äffchen Misses mit Schlangenaugen ganz kokette Blicke zuwarf, die ordentlich gefährlich aussahen. Greenwich und England waren, wie gesagt, stolz auf ihren hundertjährigen Krieger. Man räumte ihm ein eigenes Häuschen als Wohnung ein, alle Besucher fütterten ihn fast todt mit allen möglichen Delikatessen, er trank den ältesten Portwein und das schäumendste Stout Ale und Porter. Jeder riß sich darum, aus seinem beredten Munde zu hören, wie er 1789 an Bord der „Flower of Mary" kämpfte, mit diesem Schiff in die Luft sprang und Gottlob wohlbehalten, wenn auch ein bischen „geschunden" nieder in das Salzwasser hineinstürzte, wobei ihm aber später ein Holzsplitter das Bein zerschmetterte. Nachdem er sechs Stunden tapfer geschwommen hatte, nahm ihn ein französisches Schiff auf und so ward er gerettet. Auch den berühmten Kampf des „Vengeur" hatte er beigewohnt und die französischen Touristen hörten mit tiefer Rührung, wie ihre Landsleute untergingen, indem sie „Vive la République" riefen. Die Königin lud unseren Biedermann jährlich Weihnachten zu sich nach Windsor ein, spritzte mit ihm an Einem Tische und schenkte ihm Pulswärmer u. a. nette Kleinigkeiten außer noch netteren güldenen Guineen mit ihrem eigenen huldreich lächelnden Portrait, und der Magistrat von Greenwich verehrte ihm an jedem Neujahrstage ein neues, elegantes Stelzbein von Jakarandaholz, schön mit Kupfer ausgelegt, das gar herrlich im Sonnenschein flimmerte. Nie wurde ein Greis mehr „in Baumwolle gewickelt" als unser alter Held. Er machte täglich 2 Stunden zu Fuß, trank seine 10 Pinten Ale und sein halbes Quart Gin und theilte scheinisch die Kindermädchen, die ihm begegneten, in den Nacken. Kein Mensch konnte begreifen, wie ein Mensch, der über hundert Jahre zählte, noch so wohl sein konnte. Es war das ein Gottes-Wunder und John Bull sagte stolz: So was kommt nur in Old England vor. Ach, alles ändert sich oft, wenn „Hanns Klapperbein" anlopft und seine Karte p. t. v. unwiderstehlich uns aufdringt. Als Thomas Cullisort todt war, wühlte man neugierig in seinen Papieren und entdeckte, daß der famose Hundertjährige nur — 67 Jahre alt war. Seit zwanzig Jahren ließ er sich unter dem Namen seines Großvaters kartesiren, dessen Papiere der schlaue Bursche für die seinigen ausgegeben hatte. Ganz England ist außer sich. Der Humbug nistet sich selbst im Invaliden-Hospital ein und es gibt keinen „frommen Stelzbein" mehr, selbst wo „Invalidgreise" mit „unzähligen Wunden" erscheinen, in die jetzt jeder unglückliche Thomas seine Hand legen wird. Aber das nicht schon mancher „Held" der Weltgeschichte auf falsche Papiere Nachruhm erschwindelt, Mäkler Cullisorth war nicht der erste Schelm dieser Art und wird auch gewiß nicht der letzte sein!

Der „Mezzofo", Giornale di Napoli" vom 24. November bringt folgenden Bericht des Professors Palmieri über den Ausbruch des Vesuvs in den letzten Tagen: „Aus den Oeffnungen ergießt sich nur noch wenig Lava mit sehr schwachem Rauch. Die Spaltung des Kegels des Vesuvs ist deutlich bezeichnet durch eine Linie von Fumarolen. Gestern Nachmittag erschien der Berg wie mit Schnee bedeckt; die Ursache dieser Erscheinung war eine reichliche Efflorescenz von Salzen, welche unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen auf der Oberfläche der in den letzten Tagen gefallenen Asche hervortrat, die damit stark versetzt ist. Die Laven, welche über die bebauten Felder geflossen sind, haben sich fast alle schon verhärtet und sind mit zahlreichen Fumarolen bedeckt, an welchen sich unter anderen Sublimationen auch bereits Salmiak zeigt. Die Laven, welche die schönsten Ländereien am Vesuv zerstört haben, können übrigens in nicht langer Zeit die angerichteten Schäden ersetzen und mit reichlichen Zinsen; es wäre zu wünschen, daß die Regierung in einigen Monaten Versuche anstellen ließe, um die Urbarmachungen zu erleichtern und die Eigenthümer zu ermuthigen."

[Lutherdenkmals-Einnahme.] Die dieser Tage erschienenen „Gedenkblätter an die Enthüllungsfeier des Lutherdenkmals" von Dr. Eich in Worms weisen einen Ueberschuß von ca. 18,415 fl. nach. Die ganze Einnahme beträgt 236,556 fl. 59 kr. und die Ausgaben 218,141 fl. 57 kr. Der Ueberschuß soll zur Gründung einer Lutherstiftung verwendet werden.

Mit dem englischen Dampfer „Fancefold" ist die bekannte holländische Touristin Alexine Tinne von Malta mit einem Gefolge von etwa zwanzig Personen, theils Christen, theils Muselmännern, in Tripolis eingetroffen, von wo dieselbe abermals eine Reise in das Innere von Afrika zu unternehmen beabsichtigt.

[Ernst Mahner], der sog. Urgesundheitsapostel, gastirte vor Kurzem in Bremen, wo er unter Zusammenlauf eines zahlreichen Publikums ein Stück die Weser hinabschwamm.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 283 Freitag, 4. Dezember 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Die Prinzessin, wohl einsehend, daß sie einen Fehler dadurch begangen, daß sie die Eigenliebe des jungen Mannes verletzt, beeilte sich einen anderen Ton anzuschlagen und sagte:

„Ich bin fest überzeugt, daß Miß Mary an Liebreiz und Schönheit nichts zu wünschen übrig läßt, ein Mann wie Sie kann sich nur eine tadellose Perle aussuchen. Aber im Alter von Miß Mary ist die Frau noch Kind, — das Herz ist noch todt. Miß Mary liebt Sie nicht, was man lieben heißt. Für sie ist ihr Verlobter nicht mehr, als ein Bruder, als ein Freund . . .“

„Um so besser, Madame!“ erwiderte Georg. „Wenn ihr Herz noch stumm ist, so werde ich es sprechen, so werde ich es Liebe lehren.“

„Liebe!“ rief Djella mit Nachdruck. „Was ist die eisige Liebe der Töchter Eures nebeligen Landes, Eures ewig kühlen Englands, verglichen mit jener, die in uns lodert, in uns, den Töchtern der Tropenländer. Hier ist die liebende Frau mehr als eine Gefährtin, sie ist zugleich die Sklavin des Mannes!“

„Madame,“ erwiderte Georg lächelnd, „ich verlange das gar nicht von dem jungen Mädchen, welches meine Frau werden soll. Ich will in ihr keine Sklavin, sondern eine reine und ergebene Lebensgefährtin finden.“

„Eine ergebene Lebensgefährtin,“ wiederholte die Prinzessin. „Ach, Sir Georg, Diejenige, von der ich Ihnen vorhin schon gesprochen, und die Sie verschmähen, würde es an Ergebenheit nicht fehlen lassen, sie würde für Sie leben und — sterben.“

„Diejenige, welche ich verschmähe, sagen Sie!“ entgegnete Georg. „Wie konnte ich Jemand verschmähen, den ich gar nicht kenne? Die Maske verbarg mir ihre Züge . . .“

„Sie ist schön unter den Schönsten!“ rief Djella. „Die Dichter vergleichen sie mit Kali, der indischen Venus. Die Jugend in ihrer vollen Blüthe thront auf ihrem Antlitz, und man sagt, daß ihre Augen eine magische Kraft besitzen, und die Herzen zu bezaubern wissen.“

„Nun, warum hat sie denn ihre bezaubernde Macht nicht auf mich wirken lassen, warum hat sie mir ihre Reize verborgen, als es noch Zeit war?“ sagte Georg leise.

„Hören Sie mich an Sir Georg,“ fuhr Djella fort; „ich habe Ihnen noch nicht Alles gesagt. Diese Frau ist so hoch gestellt, daß Diejenigen, welche sie umgeben, kaum zu ihr aufzublicken wagen. Sie nennt unter ihren Vorfahren die Tamerliden, die alten Könige von Indien, die Beherrscher der Welt! . . . Ihr Vermögen ist groß, daß ihre Verwalter Millionäre werden. Auf ein Zeichen von ihrer Hand, würden dreimalhunderttausend Inder sich erheben und ihrer Befehle gewärtig sein! . . . Zwischen dieser Frau und Ihnen, Sir Georg, scheint eine unübersteigliche Kluft zu sein, was Religion, Rang und Vortheil betrifft. Aber Vortheile, Rang und Religion würde sie unter die Füße treten, um Sie zu ihrem Gemahl machen zu können. Macht und Reichthum würde sie Ihnen zubringen . . . eine unbegrenzte Macht . . . einen fabelhaften Reichthum . . . Und wenn je der Wille des Himmels ihr den Thron ihrer Vorfahren wiedergäbe, so würde sie Ihnen die Hälfte davon überlassen . . . das ist es, was Ihnen die Unbekannte bietet, was haben Sie mir darauf zu erwidern?“

„Ach, Prinzessin — nicht sehr viel! Vor wenigen Sekunden habe ich Ihnen gesagt, daß ich nicht mehr zu haben sei. So verführerisch nun auch die gemachten Aussichten sind, so erlaube ich mir doch hinzuzufügen, daß ich auch für Geld nicht zu haben bin.“

Djella machte ein Zeichen schmerzlicher Ueberraschung und sagte:

„Ah, Sir Georg, das sind grausame Worte! Wie ist es nur möglich in dem Anerbieten eines Herzens, das Ihnen ganz und gar gehört, einen Handel zu sehen?“

„Gut denn, Madame, ich nehme meine Worte zurück, aber ich wiederhole Ihnen: ich bin nicht mehr frei, ich liebe Mary Burtell.“

„Die bleichen Wangen Djellas wurden purpurroth und ihre Augen blitzten, als sie mit schlecht verhehlter Leidenschaft ausrief:

„Nein! Nein, Sie lieben sie nicht. Nein! Sie können sie nicht lieben . . . Vergessen Sie das Kind! Wir werden einen andern Bräutigam für sie finden, und sie wird sich zufrieden geben. Sir Georg, seien

Digitized by Google

Sie nicht grausam gegen die Frau, welche Sie liebt, und die Alles Ihnen zu opfern bereit ist! Georg . . . Georg . . . hören Sie mich . . . ich liebe Sie!"

„Sie! Madame! . . , Sie!" stammelte unser Held von grenzenlosem Erstaunen erfaßt.

„Ja," sagte Djella, welche die Leidenschaft von Sinnen gebracht hatte, „. . . ja, ich! Ich war schon Dein und will Dir auch fernerhin angehören, sei, die Prinzessin Djella, sie liegt zu Deinen Füßen, sie bedeckt Deine Hände mit ihren Thränen, sie kniet vor Dir, wie Du vor ihr gekniet hast, als noch die Maske ihr Gesicht verdeckte . . . erinnere Dich! . . . erinnere Dich! . . . Gib mir Dein Herz, gib es mir . . . Du bist mein Leben . . . vernichte mich nicht!"

„Madame, ich beschwöre Sie, beruhigen Sie sich!" rief Georg. „Ihre Aufregung, Ihre Thränen brechen mir das Herz."

„Du kannst mir die Ruhe geben, Du kannst meine Thränen trocknen. Sei mein!"

„Vor Gott schwöre ich, daß ich es wohl möchte. Aber es ist unmöglich . . . Ich liebe! . . ."

Die Prinzessin wurde leichenblaß; eine tiefe Falte zeigte sich auf ihrer Stirn und ihre zwei schwarzen Augenbraunen schienen ineinandergewachsen zu sein.

Im ersten Augenblick war Georg darauf gefaßt, daß der heftige Sturm der erregten Leidenschaften losbrechen würde, und daß die furchtbare Eifersucht Djellas sich mit außerordentlicher Gewalt Luft machen würde. Aber er täuschte sich.

Die Prinzessin besaß eine ungewöhnliche Herrschaft über sich selbst. Sie kämpfte gegen ihren Zorn und ging siegreich aus dem Kampfe hervor. Der Wille war stärker, als die Leidenschaft. Mit wunderbarer Gewalt gebot sie ihren Leidenschaften Ruhe. Sie bezwang ihren Kopf und ihr Herz.

Nach kaum einer Minute war jedes äußere Zeichen des inneren schrecklichen Kampfes verschwunden. Eine Schneedecke hatte sich über den Vulkan ausgebreitet. Djella schien ruhig.

„Sir Georg," sagte sie leise und zögernd, „eine plötzliche Leidenschaft hat mich übermannt, ich hatte den Kopf verloren, ich war toll, verzeihen Sie mir . . ."

„Ach Madame!" stotterte Georg, der in große Verlegenheit geriet.

„Von dieser plötzlichen Leidenschaft beherrscht," fuhr Djella fort, „habe ich ein Geheimniß entschlüpfen lassen, das Sie nie hätten kennen lernen sollen. Ich appellire an Ihre Ehrenhaftigkeit, schwören Sie mir, das Geheimniß zu bewahren!"

„Auf meine Ehre als Edelmann, Madame, schwöre ich es," rief feurig der junge Engländer.

„Gut, ich glaube Ihnen! Das Vergangene soll vergessen sein; ich will vergessen, vergessen Sie auch! Heirathen Sie Miß Mary und seien Sie glücklich! Ich werde den Muth finden zu leiden und zu leben."

„Ja, zu leben," sagte sie zu sich selbst," „aber — um mich zu rächen."

(Fortsetzung folgt.)

Eröffnung der militärischen Gesellschaft zu München.

München, 28. November.

Gestern Abend 8 Uhr wurde im Café Holzinger die schon seit mehreren Wochen in der Bildung begriffene „militärische Gesellschaft München" im Beisein von mehr als 200 Offizieren aller Grade und Waffen definitiv konstituirt und mit nachstehender Ansprache des ersten Vorstandes (Directors) eröffnet:

„Es ist meines Wissens dies die erste militärische Gesellschaft in Bayern, welche unter so zahlreicher, alle Waffen und sämmtliche militärische Hilfselemente vereinigenden Betheiligung die Devise wissenschaftlicher Fortbildung adoptirt hat. Wenn auch bisher schon viele kleine militärische Kreise und eine große Zahl einzelner Standesgenossen dasselbe Ziel mit den schönsten Resultaten verfolgt haben, so glaube ich es doch als einen freudig zu begrüßenden Fortschritt bezeichnen zu dürfen, daß ein so großer Kreis der Vertreter der militärischen Macht des Staates sich zur Verbreitung des Grundsatzes vereinigt: Bildung ist Macht!

„Den Nachweis der Wahrheit dieses Satzes liefert uns die Geschichte der Entwickelung der Kriegsvölker und der Armeen mit tausenden von Belegen. Doch entnehmen wir aus derselben auch, daß das militärische Wissen nur dann auf bedeutende Erfolge rechnen kann, wenn es sich mit soldatischem Können, militärischer Zucht und Disziplin vereinigt.

Ich erlaube mir hier in größter Kürze, mit wenigen Zügen einzelne der hervorragendsten dieser Belege aus der Kriegsgeschichte hervorzuheben. Ungeachtet der hohen kriegerischen Tugenden unserer Altvordern, ungeachtet des furor teutonicus, welcher — wie Tacitus erzählt — lange Zeit der Schrecken der Römer gewesen ist, mußten dennoch die rohen Germanen sich dem Joche der insbesondere auf hoher Stufe kriegerischer Bildung stehenden Römer beugen, bis sie, durch ihre Unterdrücker selbst zu kriegerischer Bildung gelangt, ihre Fesseln in der Schlacht im Teutoburger Walde zerschmetterten, um nicht lange nachher wieder und in nachhaltiger Weise der Schrecken Roms zu werden. Karl der Große wußte den Kriegsscharen seinen Geist einzuflößen und durch passende Institutionen, wie die Umgestaltung der Gefolgschaften in den Heerbann, welcher durch außerordentlich strenge Kriegsgesetze zusammengehalten wurde, dieselben furchtbar zu machen. Das Mittelalter zeigt uns die eigenthümliche Erscheinung des Verschwindens des Fu-

Digitized by Google

wohl aus den Reihen der Kämpfenden. Wir finden es nur mehr im Troß, quasi als Statisten zur Ausfüllung des Hintergrundes. Den kühnen und tapfern Schweizern war es vorbehalten, denselben die Anerkennung seines wahren Werthes wieder zu verschaffen, indem sie beim Morgarten (1315), bei Laupen, Sempach und Näfels (1389) die stolzen Reiter besiegten und dadurch die Rückkehr zu dem naturgemäßen Verhältniß zwischen Fußvolk und Reiterei anbahnten. Epochemachend war der Tag von Ampfing (Mühldorf 1322), an welchem Ludwigs des Bayern einsichtsvoller braver Schweppermann den Sieg erfocht; denn die in dieser Schlacht von ihm vorgenommenen Evolutionen werden als der Ausgangspunkt der neuen Taktik bezeichnet. Daß „ächte Ritterlichkeit" wahre Einsicht nicht ausschließt, beweist Kaiser Maximilian I., indem er mit Hilfe Frundsbergs das Institut der Landsknechte in das Leben rief und dadurch den Uebergang zu einer stehenden Armee vorbereitete. Seine Bestrebungen über die Entwicklung der Artillerie sind bekannt. Die Anwendung des Pulvers zu Kriegszwecken rief anfänglich nur die Thätigkeit weniger Kreise hervor. Wir sehen hiebei die intelligenteren Städte an der Spitze der Bestrebungen für Anfertigung und Verbesserung der Feuerwaffen; Augsburg besaß schon 1340 eine Pulverfabrik, erwarb sich große Verdienste um die Ausbildung des Geschützwesens, und rüstete sehr bald eine Abtheilung Fußvolk mit der Handfeuerwaffe aus. — Von Amberg ist bekannt, daß schon im Jahre 1301 ein Geschütz dortselbst entstanden ist. Nürnberg erfand das Radschloß, den Kaliberstab, und ringt auch heute in würdiger Weise um die Palme für das beste Rückladungsgewehr. Daß die Schweizer hier gleichfalls nicht zurückstehen, entnehmen wir daraus, daß sie in der Schlacht von St. Jakob, also schon vor 424 Jahren unter dem Namen der Hagelbüchse, eine Vorgängerin der Kugelsprize führten, und wie der Chronist sagt, „mit ziemlich bedeutender Wirkung". Dieselbe bestand aus neun auf einem Rädergestell ruhenden eisernen Röhren kleinen Kalibers. — Endlich nennen wir noch das 1497 in Leipzig bei einem Scheibenschießen verwendete gezogene Gewehr. Die Ueberlegenheit der sich allmählich Bahn brechenden Feuerwaffentaktik über die mittelalterliche Schlachtenkunst zeigt sich recht deutlich in der Schlacht von Pavia (1525), diesem deßhalb besonders interessanten Kriegsereigniß, weil es auf der Scheide zwischen alter und neuer Kriegführung steht. Der Gebrauch der (schon durch Karl VIII. auf eine verhältnißmäßig hohe Stufe gebrachten) Artillerie auf französischer Seite und das Auftreten der spanischen Arkebusiere in der zerstreuten Fechtart auf kaiserlicher Seite hätten sich gegenseitig die Waage halten können. Franz I. jedoch, ungeduldig — in althergebrachter Kampfesweise — mit seinen schweren Reitern die feindlichen Reihen zu durchbrechen, greift diese mit seinen Gendarmen an, maskirt hiedurch seine Artillerie, welche ihre Thätigkeit einzustellen gezwungen ist, und verschafft dem Gegner die Möglichkeit seine Scharfschützen in Verbindung mit der halbschweren (durch Karl V. geschaffenen) Reiterei in höchst wirksame Thätigkeit zu bringen. Die schweren Reiter unterliegen, und nachdem auch Frundsberg mit seinen tüchtig geschulten Landsknechten das französische Fußvolk umzingelt und niedergemacht hat, bleibt dem ritterlichen König Franz I. kein anderer Ausweg übrig, als seine Mißachtung der Feuertaktik mit seiner Freiheit zu bezahlen. Den lebendigsten Nachweis der Ueberlegenheit, welche Einsicht, Wissen und Können verschaffen, liefert uns Gustav Adolf mit seiner Armee. Fern von seinen natürlichen Hilfsquellen hat er sich gegen einen häufig bedeutend überlegenen tapferen Feind stets siegreich zu behaupten gewußt. Seine meisterhafte Verwendung der drei Waffen nach ihren Eigenthümlichkeiten, die Organisation seiner Regimenter nach Landsmannschaften oder Bezirken, wodurch er das moralische Element derselben bedeutend hob, ferner die von ihm mit tiefer Einsicht ausgebeuteten Neuerungen und Erfindungen seiner Vorgänger und Zeitgenossen, wie z. B. die Verwerthung des Reglements Moritzens von Oranien, der Wurmbrandt'schen ledernen Kanonen, sowie später der eisernen leichten Geschütze Hamiltons u. a. m. geben den Schlüssel zu seiner Ueberlegenheit, und haben seine Armee zum Muster für alle anderen gemacht. Er hat begründeten Anspruch auf den Namen der Schöpfers der neuen Taktik.

„Ich verzichte darauf aus dem ganz besonders reichen Schatze der folgenden zwei Jahrhunderte der Entwicklung der deutschen Armeen weitere Beispiele anzuführen, weil die Ereignisse derselben so tief eingreifend in die jetzigen Verhältnisse hereinragen, daß sie ja jedem von uns lebendig vor Augen stehen. — Was den weiteren Zweck unserer Vereinigung anbelangt, so wird derselbe eben durch Verfolgung des ersten erreicht; denn die ächte Kameradschaft wurzelt in der wahren militärischen Bildung, da diese den Werth der einzelnen Waffen und der militärischen Hilfselemente, so wie die Nothwendigkeit ihres innigen Zusammenwirkens richtig erkennen lehrt, dadurch jeden Kastengeist verbannt und die Basis ächter Kameradschaft gegenseitige Hochachtung — feststellt. Ein solch' ächter kameradschaftlicher Sinn wird uns auch veranlassen, unsere Standesgenossen der fremden, und insbesondere der verbündeten Armeen mit offenen Armen aufzunehmen."

„Nur soldatische Zwecke verfolgend, liegt uns jede andere Politik fern, als die der Liebe und Anhänglichkeit zu unserem Vaterlande und der Treue an unser angestammtes Königshaus, und gipfelt dieselbe in dem Rufe, in welchem Sie gewiß alle freudig einstimmen werden: „Es lebe unser oberster Kriegsherr, Se. Maj. König Ludwig III!"

Alsdann hielt ein Ausschußmitglied (Bibliothekar) unter dem Titel „Einige Gedenktage des bayerischen Heeres" einen größern Vortrag, worin einzelne Haupt-Momente aus dem an heroischen Thaten so reichen

Digitized by Google

Buch der einheimischen Armeegeschichte mit markigen Zügen und bündigen Worten geschildert wurden, zunächst aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert und mit vorherrschender Beziehung auf Gründung wie organisatorische Veränderungen des Heeres. Mehrere auf ganz neuen archivalen Erhebungen ruhende Schlacht- und Gefechtsdaten, dann der für die Errichtung des jetzigen 4. Infanterie-Regiments nunmehr feststehende Monat März des Jahres 1706 werden den etwa zuhörenden Forschern in diesem schwierigen und noch so vielseitig brach liegenden Zweige des militärisch-geschichtlichen Wissens sicher nicht entgangen sein. Gleichzeitig wurden in die frei vorgetragene Skizze alle bedeutenden Namen jener edlen Schaar verflochten, welche einstens im Heere Bayerns entweder durch That oder Wissen hervorglänzten und worunter sich nur wenige finden, deren Nachkommen noch bis zur Stunde in der Armee dienen. Bei dem allgemeinen Interesse, welches der Vortrag für sämmtliche Angehörige des bayerischen Heeres hat, wurde beschlossen, denselben in Druck zu legen und an sämmtliche Mitglieder zu vertheilen, so wie auf Verlangen an auswärtige Garnisonen zu versenden.

Erst gegen die Mitternachtsstunde trennte sich die Versammlung sichtlich freudig erregt und in gehobener Stimmung. Diesen Eröffnungstage nach zu schließen, wird der aufrichtige Zuruf Glück auf! mit freiem Ausblick in die Zukunft gemacht werden können. Möge die „militärische Gesellschaft“ wachsen und gedeihen, aber nur im Sinne ihrer wackeren Begründer!

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Troy (New-York), vom 1. Nov.: „In einem Monate von heute an,“ schreibt die New-Yorker „Staatszeitung“, „wird Weston seiner mit Dan Rice eingegangenen Wette gemäß seinen Dauerlauf antreten. Weston hat sich verpflichtet, seine besten Kräfte aufzubieten, um in 100 Tagen, die Sonntage ausgenommen, somit in 86 Marschtagen, eine Entfernung von 5000 Meilen zu marschiren. Wenn er diese Aufgabe erfüllt, soll er einen Preis von 20,000 Dollar erhalten. Weston wird seinen 5000 Meilen langen Marsch von Bangor in Maine aus antreten und nach St. Paul in Minnesota und von dort nach der Stadt New-York zurückkehren. Auf dem Marsche von Portland nach Chicago wird verlangt, daß Weston die gegebene Distanz innerhalb der festgesetzten Zeit in Tagemärschen von durchschnittlich 58½ Meile zurücklege. Wenn Weston am 1. Dez. den Marsch antritt, dann würde er seinen Dauerlauf von 100 Tagen am 11. März beendigen. Derselbe wird den Fußgänger durch 17 verschiedene Staaten, 188 Counties und 728 Städte und Dörfer führen. Wenn er St. Paul in Minnesota erreicht, dann wird er 3033 Meilen zurückgelegt haben. Er kehrt auf einer Marschlinie zurück, die ihn am Ende der 5024 Meile an der City-Hall in New-York ankommen läßt, so daß er 24 Meilen mehr marschiren wird, als sein Kontrakt von ihm fordert.“

Im dänischen Reichstage ist am 25. Nov. vom Abg. J. A. Hansen ein Gesetzentwurf eingebracht worden, der die Bestattung der Leichen betrifft und in sechs Paragraphen Bestimmungen enthält, wie man sich zu verhalten hat, um dem Lebendigbegrabenwerden vorzubeugen. Leichen dürfen danach nicht ohne Aufsicht an einsame Orte hingestellt und der Sargdeckel nicht darüber gelegt werden, ehe sichtbare Spuren der Verwesung eingetreten sind. Todes-Atteste dürfen erst drei Mal 24 Stunden nach Eintritt des vermeintlichen Todes ausgestellt werden und sollen die beginnende Verwesung ausdrücklich bezeugen ꝛc.

[Nur Zündhölzchen.] Von dem Umfang, in welchem die Fabrikation eines scheinbar unbedeutenden Artikels in Amerika betrieben wird, kann man sich einigermaßen aus der Thatsache einen Begriff machen, daß in der Zündhölzchenfabrik zu Frankfort im Staate New-York 700,000 Fuß Fichtenholz zur Bereitung derselben, 400,000 Fuß Lindenholz für Packkisten, 400 Fässer Schwefel und 9600 Pfund Phosphor gebraucht werden. Zur Anfertigung der Büchsen braucht man täglich 1900 Pfund Pappdeckel und Papier. Die Zahl der Arbeitsleute beträgt 300, welche täglich 144,000 Büchsen voll Zündhölzchen hervorbringen.

Räthsel.

Ich bin ein kleiner Palast,
Bewohnt nur von einem Gast,
Oft auch von Zweien und Dreien,
Die rings das Dunkel zerstreuen.
Im Sommer hab' ich gute Rast,
Verborgen, vergessen fast,
Bis sie mit der Nacht erneuen
Mich wieder dem Frohndienst weihen.
In Frankreich bin ich verhaßt,
Doch eben nur in dem Palast,
Das Volk wird sich meiner freuen,
Und willig Gehör mir leihen.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Aſchaffenburger Zeitung

Nr. 284 Samstag, 5. Dezember 1868

Die Geheimniſſe Indiens.

(Fortſetzung.)

Djella reichte Georg die Hand und wollte noch Weiteres reden, als es leiſe an die Thüre klopfte.

Djella rief:

„Herein!“

Die Thüre öffnete ſich, die Portiere wurde aufgehoben, und das Geſicht Sangors erſchien wie eine Bronzemaske zwiſchen den hellfarbenen Draperien. Sobald er des Engländers anſichtig wurde, wollte er ſich ſofort zurückziehen, aber Djella rief:

„Komm nur, er darf Dich ſehen, denn er weiß Alles.“

Sangor trat in das Zimmer, legte ſeine linke Hand auf die Bruſt und verbeugte ſich ſchweigend vor der Prinzeſſin. In ſeiner rechten Hand hielt er einen Strauß Lotosblumen.

Djella beachtete den Strauß kaum, ſondern fragte nur in indiſcher Sprache, damit es Georg Malcolm nicht verſtehen ſollte:

„Wer hat Dich hierher geſchickt und was willſt Du?“

Sangor hielt Djella den Strauß hin und ſagte leiſe:

„Herrin, dieſe Blumen ſind für Sie.“

Die Prinzeſſin erſchrack heftig, ihre ſchwarzen Augen ſchienen aus den Höhlen treten zu wollen.

Sie nahm das Bouquet und ſagte leiſe:

„Lotosblumen! Die Blume des Siva, des Gottes des Böſen! Was geht denn vor?“

Sangor glaubte, daß die Frage nicht an ihn gerichtet wäre; er ſchwieg deßhalb. Djella fuhr, nachdem ſie den Strauß betrachtet, fort:

„Es ſind vier Blumen . . .“

„Ja, Herrin!“ antwortete Sangor.

„Es ſind alſo vier Abgeſandte?“

„Ja, Herrin.“

„Wann ſind ſie angekommen?“

„So eben.“

„Es hat ſie doch Niemand geſehen?“

„Niemand.“

„Gut! . . . Sie mögen ein wenig warten! . . . Geh' und ſag' ihnen, ich würde ſie bald empfangen können.“

Der Inder verneigte ſich, wie beim Eintreten, und verließ das Boudoir.

Dieſe Unterhaltung hatte weſentlich dazu beigetragen, Djella wieder die gewöhnliche Gemüthsruhe zu verſchaffen. Mit einem Lächeln auf den Lippen wandte ſie ſich an Georg Malcolm, und ſagte im anmuthigſten Tone:

„Wir ſind alſo einig. Das Mißverſtändniß, welches zwiſchen uns obgewaltet, hat ſich aufgeklärt. Wir ſind Freunde. Geben Sie mir alſo Ihren Arm, Sir Georg und führen Sie mich zu den Gäſten zurück, die nichts in Betreff unſerer langen Abweſenheit wiſſen dürfen.“

Unſer Held bot ihr den Arm und führte Djella auf die Terraſſe.

Die Dunkelheit war, da in Indien die Nacht ſchnell dem Tage folgt, bereits hereingebrochen und zahlreiche Neger ſtanden mit brennenden Fackeln umher, und leuchteten den noch auf der Terraſſe ſitzenden Jägern.

John Malcolm ging einige Schritte auf die Prinzeſſin zu, welche ſich noch immer des Armes von Sir Georg bediente, und ſagte:

„Mein Sohn iſt heute ſehr glücklich, Prinzeſſin, da er Ihr Kavalier ſein darf, um welche Ehre wir ihn Alle beneiden.“

„Ihr Sohn erzählte mir von ſeinen Plänen für die Zukunft, von ſeiner bevorſtehenden Heirath, von ſeiner Liebe zu ſeiner Braut. Es machte mir Vergnügen ihm zuzuhören, und ich verſicherte ihn, daß ich ein tiefes und aufrichtiges Intereſſe an ſeinem zukünftigen Geſchicke nehme.“

Alles dieß ſagte ſie vollkommen ruhig, ſo lächelnd, daß Georg kaum ſeinen Ohren traute; er wußte nicht, ſollte er mehr ihr Schauſpielertalent oder ihre Verſtellungsgabe bewundern.

Lord Singleton, welcher näher getreten war, hatte die letzten Worte gehört, und ſagte lächelnd:

„Das heißt, daß unſer Verliebter, egoiſtiſch, wie ſie Alle ſind, Ihnen die Reize ſeiner Verlobten weitläufig auseinandergeſetzt, und dabei ſich wenig darum gekümmert hat, wie lange er Sie, Prinzeſſin, unſerer Geſellſchaft entzieht.“

Digitized by Google

„Mylord, Mylord,“ versetzte Djella neckend, „Sie haben einen ganz merkwürdigen Scharfsinn, und es ist unmöglich, Etwas vor Ihnen zu verbergen. Sie haben Alles errathen. Aber man muß einem Verliebten Vieles verzeihen, und so verzeihen auch Sie.“

Nachdem die Unterhaltung einige Zeit fortgedauert hatte, sagte der Gouverneur:

„Und jetzt, Prinzessin, bleibt uns nichts mehr übrig, als Ihnen noch einmal für Ihre glänzende Gastfreundschaft zu danken und Abschied zu nehmen . . . Die Nacht ist schon hereingebrochen und wir möchten doch gerne vor Mitternacht wieder in Benares sein.“

„Ihr Wille geschehe, meine Herren! Meine Gäste sollen vollkommene Freiheit haben.“

„Prinzessin,“ erwiderte Lord Singleton, „erlauben Sie mir, daß ich Sie an Ihr gegebenes Wort erinnere. Nicht wahr, übermorgen darf ich Sie erwarten, damit ich eine würdige Ballkönigin habe?

„Ich habe es versprochen.“

„Und Sie werden es nicht vergessen?“

„O, Mylord, beruhigen Sie sich nur, ich vergesse nie!“

Nun wurden die Pferde vorgeführt und die letzten Abschiedsgrüße gewechselt.

Lord Singleton und der Oberrichter küßten der Prinzessin die Hände.

„Sir Georg,“ sagte diese in dem Augenblicke, wo Georg sich vor ihr verbeugen wollte, „ich rechne darauf, daß auch Sie nicht vergessen, was Sie mir versprochen, nämlich mir übermorgen auf dem Ball des Gouverneurs Miß Mary, Ihre liebenswürdige Braut, vorzustellen.“

Diese Worte wurden in dem natürlichsten Tone von der Welt gesprochen, nichts desto weniger machten sie auf Georg einen sehr peinlichen Eindruck. Er erwiderte deßhalb bloß:

„Ich werde die Ehre haben, sie Ihnen vorzustellen.“

„Ich rechne darauf, Sir Georg, und würde Sie daran erinnern, wenn Ihr Gedächtniß Sie verließe.“

Bald darauf glänzten in der Ferne die Fackeln der Fackelträger wie fliegende Leuchtkäfer und das Geräusch der fortgaloppirenden Pferde wurde schwächer, ein Zeichen, daß sich die Gesellschaft immer mehr von dem Schlosse entfernte.

(Fortsetzung folgt.)

Von König Ludwig II. Stilleben im Gebirge

gibt Alfred Meißner in einem eben in der Wiener „Presse“ erschienenen längeren Artikel: „Herbsttage am Starnberger See“ eine recht interessante Schilderung. Wir theilen daraus mit einigen Auslassungen und Abkürzungen Folgendes mit:

Es mochte am vierten oder fünften Tage nach meiner Ankunft sein — erzählt Meißner — als ich ein Boot bestieg, um mir die in neuerer Zeit so oft genannten Punkte: Schloß Berg und die Rosentinsel, anzusehen. Man erreicht ersteres, die Sommerresidenz des Königs, von Starnberg aus in zwanzig Minuten. Der ursprüngliche Bau ist von Ludwig I. vergrößert worden und sieht jetzt ganz modern aus. Er präsentirt sich, wenn wir näher kommen, zweistöckig, in normännischem Styl, mit fünf Fenstern in der Fronte und ist von crenelirten Seitenthürmchen flankirt.

Das Innere des Schlosses kann nicht gesehen werden, Vorhof und Park aber sind, zumal in Abwesenheit des Königs, zugänglich. Dieser weilt eben in der Vorderriß, und so können wir eintreten. Der Vorhof mit seinen Fontainen und Blumenparterres ist wie ein geöffnetes Kleinodienkästchen anzuschauen. Die Blumen leuchten und flammen in allen Farben und mitten drin läßt der Springbrunnen seine Diamanten-Garbe im Sonnenschein funkeln. Am Abhang des mäßigen Hügels zieht der Park still und schattig hin, mit den verschiedenartigsten Bäumen. Links einige hundert Schritte vom Schlosse erhebt sich ein neues Stallgebäude, in welchem wohl dreißig Pferde Platz haben mögen. Der König ist, wie bekannt, ein leidenschaftlicher Reiter und Pferdeliebhaber.

Vom Berg fahren wir quer über den See zur Roseninsel. Klein, anscheinbar liegt die Roseninsel dem Orte Feldafing gegenüber. Die hohen Nüstern und Trauerweiden umgeben sie rings wie eine grüne Mauer, und lassen weder ihre Rosengefilde erkennen, noch das Haus, das mitten drin steht. Kaum hat der Kahn ans Ufer gestoßen, vernimmt man ein wildes Gebell und sieht zwischen den Bäumen einen mächtigen Wolfshund, der aus seiner Hütte herausfährt und sich drohend vor dem Wanderer aufstellt. Doch der Schiffmann zieht eine Glocke, die zur Gärtnerwohnung führt, ein Gärtner erscheint, sogleich beschwichtigt sich das Thier, beißt wieder seine Lagerstätte und läßt uns eintreten. Sicht noch im späten September scheint der Ort, den wir da besuchen, ein Eden, wie aber muß es in der Rosenzeit sein? Zwanzigtausend Rosenstöcke sind hier angepflanzt und zwar von sechshundert Arten. Welch' ein Anblick und welch ein Meer von würzigem Duft, wenn sie alle blühen, indessen der Morgenthau noch auf ihren Blättern funkelt! In der Mitte der Beete erhebt sich ein Häuschen im kokettesten Tyrolerstyl, mit einer Warte und einer übergiasten Veranda. An den Wänden zieht sich die chinesische Schlingpflanze mit ihren grüngelben Blättern, Basen mit Agaven stehen auf dem Vorbau und am Treppengeländer. Auf dem weiteren Theile der Insel, die fünf Tagwerke groß ist, steht Nadelgehölz aller Art auf den üppigen Rasenmatten, die canadische, die Blaufichte und die Balsamfichte mischen die verschiedenen Tinten ihres Grüns ineinander. Dazwischen entfaltet die Pterocarya ihre seltsamen Laubfächer und

Digitized by Google

die Hängebuche läßt ihre Zweige traurig zur Erde fallen. Diese Inſel, von ihrem Wall von Räſtern umſchloſſen, iſt wie für ſtilles Glück geſchaffen. Schön bei Tageslicht, muß ſie beim Mondſchein geradezu etwas bezaubernd Traumhaftes haben.

Wie ſie jetzt daliegt, iſt ſie eine Schöpfung des Königs Max. Sie hieß früher Werth und gehörte einem Fiſcher in Feldafing, der ſie um dreihundert Gulden einem Kapitaliſten verkaufte, von welchem ſie wieder der König erſtand. In der Mitte war der Kirchhof der umliegenden Ortſchaften. Die Gräber wurden ausgegraben, die Todten nach Feldafing belegirt, der Kirchhof armer Leute wurde ein königliches Buen-Retiro. Hier pflegte König Max, von einem langwierigen Kopfleiden gequält, und jedes auch das geringſte Geräuſch ſcheuend, tagelang in völliger Zurückgezogenheit zu weilen. Auch ſein Sohn hat eine große Vorliebe für dieſes kleine Eldorado, und fährt, wenn er er ſich in Berg a ſtellt, täglich mit ſeinem kleinen Dampfer „Triſtan“ dahin.

Meißner erzählt hierauf mehrere Erlebniſſe des Tages, und erſt Abends, als er einſam in der Wirthsſtube ſaß, ſchweiften ſeine Gedanken wieder nach Schloß Berg und der Roſeninſel zurück. Beide Orte — meint er — ſind keine ſolchen, die man ſo leicht vergißt. Ihr Beſuch, und was man gelegentlich dabei hört, vervollſtändigen aber auch und berichtigen theilweiſe das Bild, das man ſich von dem jungen König entworfen. Hier lebt er einen großen Theil des Jahres in tiefer Zurückgezogenheit, ohne Hofſtaat, beinahe ohne Geſellſchaft. Eine eigenthümliche Natur jedenfalls! Auf die wohlgeordnete Regierungsmaſchine ſeines Staates übt er ſcheinbar gar keinen Druck aus, doch wird Alles vermieden, was auf alle, durch die Ereigniſſe unfahrbahr gewordene Bahnen zurückführt. Er repräſentirt zwar mit einer über ſein Alter gehenden Sicherheit und Gewandtheit, aber Nichts zeigt, daß ihn ſolche Repräſentation freue. Er legt keine Vorliebe für militäriſches an den Tag und iſt im Gegenſatz zu ſeinen gekrönten Kollegen gar kein Jäger. In ſeinen Forſten läßt er ſtatt ſeiner Andere dem Waidwerk nachgehen und beſucht ſeine verſchiedenen Jagdhäuſer nur, um dort zu leſen oder ſich an den Ausſichtspunkten zu erfreuen. Nie ſieht man ihn im Theater, außer in ernſten und ſogenannten klaſſiſchen Stücken; wird aber ein ſolches geſpielt, ſo iſt er gewiß aus Berg da und dann gibt es auch im ganzen Hauſe keinen andächtigeren Zuhörer. Intereſſant iſt es dabei, ihn zu beobachten. Intelligenz und eine große Herzensgüte ſtehen auf ſeinem ſchönen Geſichte ausgeprägt, aber Alles iſt reſervirt und wie von einer Scheu vor der Welt, den Menſchen, der Öffentlichkeit zurückgehalten. Nach dem Schluß der Vorſtellung eilt er meiſt wieder nach ſeinem Landſitz. Kaum iſt das Theater zu Ende, ſo ſieht man die Straße, die nach dem Bahnhof führt, einen Reiter mit einer Laterne in der Hand dahinfliegen, ein Wagen, bei jeder Witterung offen, folgt ihm, zwei Herren ſitzen darin, der Eine von ihnen iſt der König, der wieder nach Berg zurückkehrt.

Hervorſtechend an dem König ſcheint ein großer Naturſinn und eine Liebe zur Einſamkeit, wie ſie nur idealiſtiſchen, in ſich bewegten, poetiſchen Gemüthern eigen. Selbſt in München will er ſeine Alpen vor Augen ſehen, und wohnt vier Stockwerke hoch gegen den Hofgarten hin.

Plötzlich, ohne Rückſicht auf Wetter oder Jahreszeit ſetzt er ſich zu Pferde und fliegt, meiſt nur von einem Bereiter begleitet, bald dahin, bald dorthin, meiſt in die Berge. Etwas Gewöhnliches iſt es, daß er von Peißenberg die acht Meilen bis nach Hohenſchwangau reitet oder in einer Tour von Penzberg über Benediktbeuren, Walchenſee und Walgau in die Borderriß fliegt. Sechs, acht, zwölf Meilen werden wie im Fluge mit unterlegten Pferden zurückgelegt, ſei es Tag, ſei es Nacht, ſei es ſchönes Wetter oder böſes. Selbſt die Berge ſteigt er zu Pferde hinan. Der verſtorbene König Max hat zu mehreren berühmten Anſichtspunkten Reitwege angelegt. Sie koſten der Felſenſprengungen und Brücken wegen beträchtliche Summen, welche allerdings den Arbeitern wohl zu Statten kommen; ſie koſten auch dann noch viel, wenn ſie fertig ſind, denn ſie werden eigentlich nie fertig. Die Berggeiſter haben es nicht gern, daß man ſolche Pfade durch ihre Gebiete und in der Nähe ihres Thrones führt und zerſtören immer wieder durch Waſſerräuſe und Abſtürze das Werk der Menſchenhände. Der König benützt dieſe Reitwege oft, aber die vorhandenen genügen ihm nicht. Jetzt läßt er einen neuen auf den neuntauſend Fuß über der Meeresfläche ragenden Sepern hinaufführen und auf die Spitze deſſelben ein Haus hinſtellen, wie eines bereits auf dem Hochkopf bei Kitzloch ſteht. Es wird eine geradezu Manfred'ſche Wohnung ſein, die Realiſation eines kühnen, beinahe idealen Wunſches.

Ich hatte ſchon viel von den weiten nächtlichen Ritten des Königs gehört, ich ſollte ſchließlich eine frappante Beſtätigung alles Gehörten erhalten.

Ich wohnte am einſamen, ganz von Bergen und Wäldern umſchloſſenen Walchenſee, auf welchen der Herzogenſtand und der Heimgarten, beide über fünftauſendfünfhundert Fuß hoch, herabſchauen.

Einmal hatte es den ganzen Tag geregnet, graue Wolken umhüllten alle Berge, es war wie im tiefſten Herbſt. Langſam waren die Tagesſtunden vergangen, und als nun die Nacht kam und nur das Geräuſch des Regens ſich mit dem Wogenſchlag des Sees miſchte, machte das Ganze den Eindruck tiefſter Melancholie.

In der Wirthsſtube war bereits Heizung nöthig befunden worden. Jeder, der eintrat, ſchüttelte ſeine naſſen Kleider und freute ſich der Wärme. „Was das für ein Wetter iſt!“ rief der preußiſche Baron, am Tiſche Platz nehmend, und der Fiſcher, dem er gegenüber zu ſitzen kam, meinte: „Ah ja, dös iſt ſchon a

Digitized by Google

quat's Wetter. So ein's können wir brauchen. Meine Red' hob ich scho' traußen."

„Wo ist denn heutzutage Theres?" fragte ich, als statt der Kellnerin von sonst mir eine andere das Nachtessen hinstellte.

„Ja", antwortete die Wirthin, „die hat heut Abends mit noch einer Frau auf den Herzogenstand hinaufmüssen. Es wohnt sonst Niemand oben als der Förster, da soll sie dort Geschirr waschen und in der Küche aushelfen. Der König reit' heut' hinauf."

Die Vorstellung, daß Jemand an solchem Regentag, vielleicht knapp vor einbrechender Nacht, die Zickzackwege des Herzogenstands hinaufreite, war geradezu fulminant.

Indeß brachte der nächste Morgen den schönsten Tag. Die Regenfluthen waren verrauscht, frische Winde hatten die Wolken vertrieben, Himmel und See waren tiefblau.

Als ich vom Morgenspaziergang zurückkam, rief mich der Wirth in die Fischerhütte. Das „gute Wetter des Fischers" hatte sich wirklich bewahrheitet. Da lag ein gewaltiger Fisch, den ich anderswo für einen Wels gehalten hätte, aber es war ein zehnpfündiges Forellenungeheuer. Ein Vierpfündiger zappelte noch im Wasserbehälter. Solches Wetter und eine solche Nacht mußten kommen, wenn sich die schlauen Forellengreise aus den tiefsten Tiefen herauf an die Oberfläche wagen und in die Netze gehen sollten.

Vor dem Posthause standen vier Rappen, zwei davon Wagen-, die anderen Reitpferde. Letztere, mit den schönen, menschlich klugen Augen, waren die Bergeher des Königs, die ihn nach dem Herzogenstand geführt und nun nach Walgau, der nächsten Station, gebracht wurden, um als Relais zu dienen. Der König weilte noch oben.

Geht man vom Walchensee Posthause die Straße gegen den Katzenkopf zu, so sieht man auf dem Grat des Herzogenstands einen weißschimmernden Punkt, der sich, wenn man ein scharfes Glas zur Hand nimmt, als ein ziemlich großes Gebäude darstellt. Es ist neu erbaut und mit Stallungen für sechs Pferde versehen worden.

Gegen 1 Uhr Nachmittags machten wir, ein Freund und ich, wie gewöhnlich unsern Spaziergang das See-Ufer entlang gegen Urfeld zu. Mit einem Male kam uns der Ton von im schärfsten Trab gejagten Pferden ans Ohr. Wohl 8 Minuten vergingen, bis wir endlich die Reiter zu Gesicht bekamen, so weit trägt der Schall in dieser Gegend. Nun kamen sie zum Vorschein, zwei Reiter voraus, einer hinterd'rein. Der Reiter rechts auf einem ungewöhnlich hohen Rappen im schwarzen Rock, ein schwarzes ungarisches Hütchen auf dem Kopf, war der König. Er war sehr, sehr ungewöhnlich bleich, aber auf seinem sinnigen Gesichte lag der Ausdruck völligster Ruhe. Er grüßte freundlich, und im Nu waren die beiden Reiter um die Ecke verschwunden. Ein Reitknecht kuchte hinterher.

Abends erfuhren wir von den heimgekehrten Dienstboten, daß der König mit seinem Bergher spät gegen Abend angekommen sei und gegen Mitternacht kampirt habe. Erst gegen Drei, hieß es, sei er schlafen gegangen, was übrigens seine gewöhnliche Schlafenszeit sein soll. Vormittags hatte man ihn auf dem Balkon sitzen und lesen gesehen, dann war er wieder auf's Pferd gestiegen und hinabgeritten.

Solche Passion für die Berge und Alles was zu ihnen gehört, kann nur einem idealistischen, mit starkem Natursinn ausgestatteten Gemüthe innewohnen. Nur der, den viele Träume erfüllen und dem eine reiche Gedankenwelt Gesellschaft leistet, erträgt und liebt die Einsamkeit. Der Mann am Abend seines Lebens sucht sie auf, denn seine Erinnerungen gehen mit ihm und sind ihm lieber als der Eindruck der Gegenwart. Am Jünglinge ist der Zug zur Einsamkeit etwas Ungewöhnliches.

Biannigfaltigkeiten.

[Seltener Fall.] In Heuchelheim starb vor einigen Tagen ein Ehepaar, wovon der Mann 88 und die Frau 83 Jahre alt war und das 62 Jahre in glücklicher Ehe bei fast ununterbrochener Gesundheit gelebt, an einem und demselben Tage, der Gatte Vormittags um 9 und die Gattin Nachmittags um 4 Uhr.

Ein wahrhaft poetischer Glaube besteht bei dem Stamme der Seneca-Indianer. Wenn ein Indianer-Mädchen stirbt, so halten die anderen, ihr befreundeten jungen Mädchen einen Vogel so lange gefangen, bis er die ersten Fluchtversuche macht. Dann überhäufen sie ihn mit Küssen und Schmeicheleien und lösen seine Bande über dem Grabe der Verstorbenen, in dem Glauben, daß der Vogel seine Flügel nicht eher zusammenfalten und seine Augen nicht eher schließen werde, bis daß er in's Geisterreich gestiegen und seine kostbare Bürde von Zärtlichkeiten der geliebten Verstorbenen überbracht habe. Es ist nicht selten, daß zwanzig bis dreißig solcher Vögel über einem einzigen Grabe ihre Freiheit unter Liebesgrüßen zurück erhalten.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Pallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 285 Montag, 7. Dezember 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung)

XI.

Während die Jäger von reitenden Fackelträgern begleitet, auf dem Wege nach Benares hinritten, stand Djella am Fenster in trüben Gedanken verloren. Sie war bleicher als je und alle ihre Züge drückten einen tiefen unaussprechlichen Schmerz aus.

Dieser Zustand dauerte indessen nicht lange; Djella fuhr mehrmals mit der Hand über die Stirn, als wollte sie die traurigen Gedanken verscheuchen, und indem sie das Fenster verließ, sagte sie zu sich selbst:

„Eine Beleidigung ist nur dann sühnlich, wenn sie ungestraft bleibt. Was liegt an der Größe der Beschimpfung, wenn die Rache ihr vollkommen die Wage hält. Mich soll Niemand ungestraft verschmähen und unter die Füße treten! Meine Rache dem, der mir eine Andere vorzieht! Diese verfluchten Europäer! Unser Land und unser Herz, Alles treten sie unter die Füße! Aber warte! Der Tag wird kommen, wo ihre angemaßte Herrschaft nur noch eine Erinnerung ist."

Während Djella so mit sich sprach, ging sie auf einen Tisch zu, der in der Mitte des Zimmers stand und schellte. Sogleich erschien Sangor in seiner gewohnten Weise, und wartete bis ihn die Prinzessin anreden würde.

„Sind alle Engländer bis auf den Letzten fort?" fragte sie.

„Ja, Herrin! es ist kein Einziger mehr in dem Bereich des Schlosses und des Gartens."

„Woher kommen diese unsere Brüder, welche die Lotosblumen gebracht haben?"

„Vom Mittag, vom Abend, von Norden und Süden."

„Kennst Du sie bei Namen? Hast Du ihre Gesichter gesehen?"

„Ich kenne ihre Namen nicht und ihre Gesichter sind unter dichten Schleiern versteckt. Sie wollen nur vor Ihnen die Schleier fallen lassen. Soll ich sie hierher führen?"

„Ja, ich bin bereit, sie zu empfangen."

Sangor ging.

„Was werden sie für Nachrichten bringen?" murmelte Djella; „was befiehlt Siva? Verlangt er das Blut der Engländer? Was er auch befehlen mag, ich werde gehorchen."

Die Thür öffnete sich und vier Männer, von Sangor geführt, verneigten sich vor der Prinzessin bis zur Erde.

Schwarze um ihren Kopf geschlungene dichte Schleier, die bis auf die Brust herabfielen, ließen ihre Züge nicht erkennen.

Djella grüßte sie mit der Hand, und sprach mit feierlicher Stimme:

„Die Boten Gottes stehen vor der Königin der Phanfingars und der Thugs. Kein neugieriger Blick kann sie sehen, und kein verrätherisches Ohr sie hören; sie können also mit unverhülltem Gesicht sprechen."

Die Neuangekommenen warfen, indem sie dem Befehle Derjenigen, welche offenbar Lust sie zu befehlen hatte, nachkamen, ihre Schleier zurück, und Djella konnte ihr Erstaunen nicht unterdrücken, als sie die Männer erkannte.

„Der Fakir Suniacy!" rief sie; „Akbar! Tjaal! Holcar!"

„Die Größten nach Ihnen unter den Oberhäuptern der Thugs!" antwortete der Fakir, welcher wie ein Gorilla aussah, und auf dessen magerem Leibe ein häßlicher Kahlkopf saß.

„Brüder," fuhr die Prinzessin fort, „seid willkommen in dem Palaste Eurer Königin! Ehre und Preis dem Siva und der Bowhanie, welche Euch zu mir geführt haben. Ihr habt mir durch Sangor die Lotosblumen, jene geheimnißvollen und heiligen Blumen übergeben lassen, welche eine bestimmte Bedeutung haben, und lange Reden ersetzen. Wir sind also in Gefahr?"

Ja," antwortete Akbar, „wir sind es!"

„Von woher droht sie?"

„Von einem Engländer, einem Beamten der ostindischen Kompagnie, einem Obrichter."

„Einem Oberrichter?" wiederholte die Prinzessin. „Erklärt Euch deutlicher!"

„Dieser Engländer," begann der Fakir Suniacy, „hat geschworen, alle Geheimnisse der schrecklichsten Verbrüderung der Thugs auszukundschaften, und daß er sie im Herzen trifft, das Werk der Söhne der Bowhanie zu vernichten."

Digitized by Google

„Ja," ergänzte Djaal, „und seit er geschworen, sucht er . . ."

Djella zuckte verächtlich mit den Schultern und entgegnete:

„Was schadet es, Mag er suchen, er wird nichts finden."

„Er hat schon gefunden," sagte der Fakir.

„Es ist unmöglich!"

„Und doch ist es so."

„Was weiß er denn?"

„Sehr viel. Falsche Brüder haben ihm gefährliche Geheimnisse verkauft. Er hat den Faden in der Hand, und wenn er noch einen Schritt vorwärts thut, wird das Herz unserer Verbrüderung selbst bedroht sein."

„Die Wege, die er noch jetzt wandelt," sagte Holcar, „sind dunkel; er weiß keinen Namen und kennt kein Gesicht, aber das Licht ist bereit, um den Schatten, der uns umhüllt und uns seinen Augen verbirgt, zu beleuchten. Morgen vielleicht weiß er Alles, morgen vielleicht kennt er die Häupter der Brüderschaft und ihre Königin."

Djella stampfte mit dem Fuße, ihre Nasilöcher wurden weiter, ihre Lippe warf sich auf und ihr Auge warf Blitze, als sie mit vor Wuth zitternder Stimme rief:

„Und England würde triumphiren! Und wir wären dann nie mehr im Stande, und von ihrer verfluchten Herrschaft zu befreien! Das soll nicht geschehen, ich schwöre es bei meinen Vorfahren, ich schwöre es bei allen Göttern!"

„Prinzessin," erwiderte der Fakir, „aus Dir spricht Bowhanie, deren Tochter Du bist . . . Du kennst jetzt die Gefahr, was befiehlst Du?"

Djella überlegte einen Augenblick, dann sprach sie:

„Fakir, Du bist der geliebteste Sohn des Siva, seine Weisheit spricht aus Dir, was würdest Du thun?"

„Ich würde den Engländer niederschmettern; dieser Mann darf nicht leben bleiben."

Djella erschrack und sagte:

„Also Blut verlangt Ihr?

„Ja, aber das Blut des Verfluchten! . . . denn sonst würde bald unser Blut in Strömen fließen."

„Du hast Recht, Fakir! er soll heute Nacht sterben, und zwar auf dem Kirchhof der Elephanten, vor der Statue des Siva."

„Gut!" sagte der Fakir.

„Aber, wie heißt denn der Engländer?" fragte Djella.

Djella antwortete:

„Sir John Malcolm, der Oberrichter von Benares."

Djella erschrack heftig und murmelte: „John Malcolm . . . sein Vater!"

Das Zusammenschrecken der jungen Frau war keineswegs den Blicken der Inder entgangen; der Fakir Sunlacy nahm eine fast feindselige Miene an und sagte:

„Fühlt die Prinzessin etwa mit unserm gefährlichen und unversöhnlichen Feinde Mitleid? will sie ihn begnadigen?"

Djella hatte ihre ganze Kaltblütigkeit wiedergewonnen.

„Ich ihn begnadigen? Geh, Sunlacy, das glaubst Du selbst nicht. Ich denke so wenig daran, daß ich Euch das Opfer selbst ausliefern will."

Sie schellte.

Sangor, der riesenhafte Inder, erschien sogleich.

„Höre, Sangor! aber beachte genau jedes meiner Worte: Kennst Du John Malcolm, den Oberrichter von Benares?"

„Ich kenne ihn."

„Weißt Du, wo er wohnt?"

„Ich weiß es."

„Nun, so sage ich Dir: dieser John Malcolm muß morgen Nacht in unsern Händen sein, und zwar so gefesselt, daß er weder sich vertheidigen, noch einen Hülferuf ausstoßen kann."

„Es wird geschehen, Herrin," entgegnete Sangor so ruhig, als wenn es sich um die natürlichste Mission von der Welt handelte.

„Das ist noch nicht Alles," fuhr die Prinzessin fort; es muß jeder Lärm im Hause des Oberrichters vermieden werden. Zudem, und das merke Dir besonders, alle Papiere, die im Zimmer zu finden sind, bringst Du mit."

„Wir werden die Papiere ebenso wie den Mann bekommen," sagte Sangor leise.

„So ist es recht, ich habe auch auf Dich gezählt, sagte Djella, und zu den vier Abgesandten gewandt, fuhr sie fort: „Und Ihr, Abgeordnete des Gottes und Häupter des heiligen Werkes versammelt unsere Brüder! Morgen um Mitternacht auf den Kirchhof der Elephanten wird das Volk sehen, wie die Königin des Phantigars und des Thugs darüber wacht, daß die Geheimnisse der Söhne der Bowhanie nicht verrathen werden."

Die vier Abgesandten verhüllten ihr Haupt wieder mit den Schleiern und entfernten sich, nachdem sie sich vor der Prinzessin abermals bis auf die Erde verbeugt hatten. Sangor folgte ihnen.

„Nun, Georg Malcolm," sagte Djella leise, als sie allein war, in der nächsten Nacht wird meine Rache beginnen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Noth an den Nordseeküsten.

(Schluß.)

Da reißen die mächtigen Wellen das Boot wieder vom Schiffe fort und spülen es dem Strande zu: hier

Digitized by Google

werden die Schiffbrüchigen unter Jubel empfangen. — Aber horch! kommt nicht vom Schiffe das Angstgeschrei eines Kindes? Ja, es ist der Schiffsjunge, ein 14jähriger Knabe, der seine erste Seereise macht; er hatte sich festgebunden, um von den Wellen nicht über Bord geschlagen zu werden, konnte so schnell nicht loskommen und blieb allein zurück. — Man ruft: „Ja wir kommen, wir holen Dich!“ — Doch wer will es dem Knaben verargen, wenn er fort und fort um Hilfe schreit? Es ist Nacht und er allein auf einem Wrack, welches knackt und kracht und jeden Augenblick zu zerschellen droht. — Drei Mal fährt das Rettungsboot ab, den Knaben zu holen, dieselben Anstrengungen, wie vor Kurzem, beginnen auf's Neue; ein Mal sind sie am Schiffe, aber vergebens; erst beim vierten Versuche gelingt auch diese Rettung, der Knabe läßt sich vom Schiffe in's Boot fallen, starke Männerarme greifen und halten ihn. — Das war nach 11 Uhr. Halb zerschunden, Arme, Hände Beine und Füße geschwollen, sind die Schiffbrüchigen auf der Insel geborgen. Die Rettungsmannschaft hat sich tapfer gehalten! Ihrem Vormann Frerich Wedermann gebührt die Anerkennung, daß er, obwohl krank, sich dennoch aufraffte, auf seinem Posten erschien und auf demselben bis zum letzten Augenblicke ausharrte.

Ueber die sonstigen Verwüstungen, die dieser Sturm hervorgerufen hat, wissen wir leider bis jetzt sehr wenig. Am 30. sah man von Amrum aus einen Schuner mit gekappten Masten; das Rettungsboot fuhr hinaus; allein das Schiff ging verloren mit Allem, was an Bord war; der Stationsbericht fehlt noch. Am selben Tage trieb Kieloberst zu Westerhever eine Galliot an, mit Holz beladen; ohne Mannschaft und ohne Namen; auch ward dort ein Namensbrett an den Strand geworfen, gezeichnet: H. H Wjpkes; van Bendam. Auf Knip, westlich von Amrum, trieb ein halber Schiffsrumpf an. Endlich strandete an jenem Tage auf Sylt die holländische Kuff „Wilhelmine“ Kapt. Janfonius, deren Mannschaft die Rettung glückte. So werden wir noch von manchem Unglück hören, wenn erst die genauen Nachrichten eintreffen.

Auch die nächsten Tage waren sehr stürmisch. Unterm 1. November wird aus Amrum gemeldet: „Jetzt ist wieder eine Brigg in den Brandungen; Das Rettungsboot ist hinausgefahren, die Mannschaft zu bergen, aber bis jetzt (Abends 8 Uhr) noch nicht zurückgekehrt.“

Unterm 2. November wurde aus Kurhafen gemeldet, in See sei die englische Brigg „Jane“, Kapt. Nesfield, gesunken, deren Mannschaft die Hamburger Fischerslup Nr. 10 geborgen habe. Am selben Tage verunglückte in den nordfriesischen Gewässern die norwegische Brigg „Torening“, Kapt. Thomassen, und eine Bark „Wilhelm“.

Zum dritten Male erhob am 3. November der Sturm seine ganze Kraft; abermals sollte die Station Norderney eine Rettung vollbringen. An jenem Tage verschlug nach jener Insel die englische Brigg „Elisabeth“, Kapt. Russel aus Wilhby, mit Ballast beladen, auf der Reise von London nach Hartlepool. Die Besatzung des Schiffes bestand aus 7 Mann, die sämmtlich in der Zeit von 11 bis 2 Uhr Nachts von dem Schiffe mit dem Rettungsboot gerettet wurden. Die Anstrengung der Bootsmannschaft war wiederum eine außerordentliche, denn die Brandungen der See waren sehr schwer. Es haben die Leute sich aber Nichts verdrießen lassen, um die Unglücklichen zu retten; sie gingen immer von Neuem, wenn sie von den Elementen zurückgeworfen wurden, wieder vor, bis das Werk vollbracht war. Das Schiff saß sehr gefährlich, da es sich bereits auf die Seite gelegt hatte, aber auch diese Gefahr scheuten die Ruderer nicht, sondern gingen muthig und umsichtig vor.

Ebenfalls am 3. November trieb ein englisches Wrack auf der Insel Pelworm an; sieben Menschen fanden sich im elendigsten Zustande an Bord; nur drei von ihnen kamen lebend an's Land. In der folgenden Nacht verunglückte der preußische Schoner „Friede“ Kapt. Rieſstahl, von Gothenburg im Hafen nach London bestimmt, von der Eider auf Blauorstand; unter schweren Anstrengungen retteten sich vier Mann Besatzung im Schiffsboote nach Hadewigenkoop. Vor Föhr verunglückten die englische Brigg „St. Helier“, Kapt. King, und die norwegische Brigg „Emerentia“. Am 5. Nov. strandeten auf Föhr die „Eintracht“, Kapt. von Hoorn, ohne Mannschaft, sowie die holländische Kuff „Junker Wellem“, Kapt. Swart, deren 5 Mann geborgen wurden. Am selbigen Tage verunglückte auf der Westseite von Röm ein norwegisches Schiff, dessen Besatzung sich rettete (Name unbekannt).

Das Jahr 1868, das sonst ziemlich ruhig an unseren Küsten verlief, scheint nach diesen Notizen nicht schließen zu sollen, ohne daß auf's Neue der Beweis geliefert wird, wie nothwendig es ist, das Rettungswesen an den deutschen Küsten immer besser zu organisiren, die Zahl der Stationen zu mehren, und die Böte, wie die sonstigen Rettungsgeräthe zu verbessern.

Mannigfaltigkeiten.

[Erlaß gegen eine Katze.] Man sendet der „Wiener Presse“ die Kopie eines komischen Erlasses, der von Prag 3. Oktober 1808 datirt, an das Czaslauer Verpflegsmagazin gerichtet worden ist und wörtlich lautet: „Es ist sehr traurig, daß die in dem Magazine aufbewahrten ärarischen Getreidevorräthe durch Ratten und Mäuse zerfressen werden. Das Verpflegsmagazin hat demnach die beihabende Magazinskatze zur Pflicht anzuhalten, wenn solche aber durch Alter oder Kränklichkeit ihrem Berufe nicht nachkommen könnte, so

Digitized by Google

ist sie dem Superarbitrium vorzustellen, und in das Prager Invalidenhaus zur einstweiligen leichteren Dienstleistung im Holzgewölbe abzugeben. Es ist in diesem Falle eine mit allen erforderlichen Eigenschaften versehene neue Katze zu assentiren, derselben der Vortheil des A. h. Aerars zu Gemüthe zu führen, und allenfalls auch durch Prämien sie in ihrem löblichen Beruf zu ermuntern. Uebrigens aber wird dem löblichen — des eigenen Vortheiles willen anheimgestellt, gegen nächtliches Herumwagiren, unsittliche Liebeshändel der jeweiligen Magazinskatze, absonderlich aber gegen das Herumlaufen auf den Magazinsdächern, die kräftigsten Maßregeln zu treffen, und überhaupt der Magazinskatze einzuprägen, daß der Dienst ihre Gegenwart nicht auf den Dächern, sondern in den Speichern, Gewölben ꝛc. erfordere. Von dem Erfolge wird die Anzeige erwartet. Zastiery, m. p., Verwalter.

[Warum China keine Eisenbahnen hat.] In der letzten Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London wurde mitgetheilt, daß die Einführung der Eisenbahnen in China hauptsächlich daran gescheitert sei, und noch für lange Zeit scheitern werde, daß die Chinesen keine besonderen Begräbnißstätten besitzen, sondern ihre Todten begraben, wo immer sie wollen, so daß das ganze Land einem großen Kirchhofe gleiche, und es unmöglich sei, eine Eisenbahn anzulegen, ohne Hunderte dieser geheiligten Stätten zu entweihen. Und die Regierung allein könne gegen den Willen des Volkes keine bedeutenden Maßregeln durchführen, denn nur dem Namen nach sei sie despotisch, in der Wirklichkeit aber demokratisch.

[Weinlese auf Madeira.] Der diesjährige Ertrag zeigt gegen die letzten Jahre einen bedeutenden Zuwachs und dürfte sich etwa auf 4000 Pipes belaufen. Neun Zehntel, welche auf der Südseite der Insel gezogen wurden, werden wahrscheinlich von guter, das letzte, auf der Nordseite gezogene Zehntel, nur mittelmäßiger Qualität sein. Im Ganzen jedoch dürften nur etwa 1000 Pipes ausgeführt werden, da zwei Drittel für heimischen Verbrauch und zur Branntweinbrennerei erforderlich sind.

Charade.

Das Erste brechen viele Leute,
Viel lieber als ein Bein;
Das Zweite bringt bald gute Beute,
Bald Freud', bald Aerger ein;
Das Ganze soll zum Scherz, auch heute
Getrieben sein.

Auflösung der Charade in Nr. 279:

I.

Fröhlich, froh, und „frei",
— sind der Worte drei:
Die zwei Ersten — sind gar Viele
Hier im großen Weltgewühle;
Doch es war das Letzt' —
Niemand noch bis jetzt.

„Maurer", das sind Leut',
Fleißig jederzeit! —
Wenn sie fertig sind mit Essen,
Rauchen sie Tabak, und messen,
Messen mit Bedacht —
Was jetzt wird gemacht?
D'rüber geht, o Graus!
Ihre Pfeife aus;
Und weil sie nicht mauern können,
Wenn nicht auch die Pfeifen brennen,
Suchen sie jetzt gleich
Nach dem Feuerzeug;
Haben sie's, alsdann
Geht das Kippen an:
Zehn Minuten — die vergehen,
Bis den Schwamm sie brennen sehen,
Maurer-Schwamm ist feucht —
Brennt d'rum nicht so leicht;
Wenn die Pfeif' dann brennt,
Speis'n sie in die Händ' —
Und ich könnt' noch viel erzählen,
Wie sich muß ein Maurer quälen;
Wär' der Raum allhier —
Nicht zu klein dafür.

Vom „Freimaurer" las
Ich schon dies und das!
Doch wenn sie beisammen kavern —
Weiß der Teufel, was sie mauern!
Aber jetzund still!
Schon sprach ich zu viel.

M. M.

II.

Ich bin zwar nur ein Bauersmann,
Von ziemlich grober Sorte,
Doch sag' ich Dir, o Räthselmann,
Das waren bitt're Worte; —
Du hast in Deinem Räthselein
„Freimaurer" hochgehoben,
Sie würden bei uns groß wie klein
Zur Thür hinausgeschoben.

K. K. von M.....ff.

Gleich richtig gelöst von Schumann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Aſchaffenburger Zeitung

Nr. 286 Dienstag, 8. Dezember 1868.

Die Geheimniſſe Indiens.

(Fortſetzung.)

XII.

Es waren ungefähr vierundzwanzig Stunden ſeit dem Augenblicke verfloſſen, da Prinzeſſin Djella die „Diener des ſchrecklichen Werks“ ſo nannten ſich Diejenigen, welche dem Kultus der Bowhanie, der ſchrecklichen Gottin des Mordes und der Vernichtung anhängen, — verabſchiedet und ihnen ein Rendezvous für die folgende Nacht im Kirchhof der Elephanten gegeben hatte.

Es war ungefähr 11 Uhr Nachts; große, vom Südweſtwind getriebene Sturmwolken eilten über den nächtlichen Himmel, indem ſie bald die glänzende Scheibe des Vollmondes verbargen, bald durchſchimmern und dann die Spitzen der Granitfelſen wie glühendes Kupfer erglänzen ließen.

Der Kirchhof der Elephanten war, wie wir ſchon in einem früheren Kapitel erwähnt, ein ringsum von hohen Granitfelſen eingeſchloſſenes Thal. In der Mitte desſelben ſtand die Statue des Gottes Siva, rundum von rieſigen Elephantenſkeletten umlagert. Nur an einer Seite hatte das Thal einen ſehr ſchmalen Eingang, welcher durch hohes Geſtrüpp faſt ganz verdeckt war.

In dem Augenblicke, wo wir in dieſes Thal dringen, ſteht ein mit glühenden Kohlen gefüllter Dreifuß dicht neben der Statue.

Zugleich ſah man, an die Statue gelehnt, ein Frauenzimmer von ungewöhnlicher Größe. Sie war ganz roth gekleidet, ſehr bleich und nicht mehr jung; doch aber zeigte ihr mageres Geſicht Spuren früherer Schönheit. Ihr langes, ſchwarzes Haar, das ſchon hie und da ergraut war, fiel über den Rücken herab.

Dieſe Frau hieß Jube und erfreute ſich eines außerordentlichen Vertrauens bei den Häuptern der weitverzweigten indiſchen Verſchwörung und bei der Prinzeſſin Djella ſelbſt.

Sie war die oberſte Prieſterin der Hauptpagode zu Benares und in dem Kultus der Bowhanie eingeweiht. Ihr Amt war es, über die Talisman der Göttin zu wachen, die in einem Ring und einem Schleier beſtanden, und die in unſerer Erzählung noch eine große Rolle ſpielen werden.

Um Jube herum lagen das Geſicht nach der Erde gekehrt, eine große Anzahl Inder auf den Knien.

Die Prinzeſſin, welche bis jetzt mit halblauter Stimme Gebete oder Beſchwörungen hergeſagt hatte, ließ einen tiefen Kehllaut hören, in Folge deſſen ſich die Inder erhoben und ſich in gebückter Haltung mit über die Bruſt gekreuzten Händen vor die Prinzeſſin ſtellten.

„Was wollt Ihr hier?“ fragte Jube.

Einer der Inder ergriff das Wort und erwiderte im Namen der Uebrigen:

„Wir gehorchen den Befehlen, die man ausgegeben hat.“

„Wie lauten dieſe Befehle?“

„Zu kommen und zu warten.

„Seid Ihr die Söhne des ſchrecklichen Werks?“

„Ja.“

„Der Beweis?“

Der genannte Inder hob den weiten Mantel ſeines Gewandes in die Höhe und zeigte die untere Seite ſeines Armes. Man ſah hier ein blaues, in ſeltſamen Linien in das Fleiſch eingezeichnetes Mal.

Darauf ſagte der Inder:

„Hier iſt das Zeichen der Bowhanie, welches ſeit unſerer Kindheit in unauslöſchlichen Zügen auf unſere Haut eingebrannt iſt. Möge es die Prieſterin unterſuchen.“

Bei dieſen Worten näherte der Inder ſeinen Arm dem Kohlenfeuer, worauf Jube, nachdem ſie einen Blick darauf geworfen, ſagte:

„Es iſt gut!“ und fortfuhr: „Der Geiſt des Siva, des Gottes des Böſen wohnt inmitten dieſer Flammen. Was bringt Ihr dem Gotte?“

Drei Inder traten jetzt aus der Gruppe vor und ſprachen nacheinander:

„Das Gift der Jungfrau,“ ſagte der Erſte.

„Den tödtenden Laſſo,“ der Zweite und

„Das herzdurchbohrende Meſſer,“ der Dritte.

Jube nahm nun aus einer an ihrem Gürtel hängenden ſilbernen Büchſe ein erbſengroßes Stück einer unbekannten Subſtanz und warf es in die Kohlenpfanne.

Digitized by Google

Sogleich schlug eine rothe Flamme wirbelnd in die Höhe, und beleuchtete eine Sekunde lang den Kirchhof der Elephanten in seiner ganzen Ausdehnung.

Die erschreckten Inder ließen sich auf den Boden fallen, als ob die schrecklichste ihrer Gottheiten ihnen plötzlich erschienen wäre.

Ein verächtliches Lächeln spielte um Jubes Lippen und ihr auf die am Boden liegenden Inder gerichteter Blick drückte Verachtung über deren große Leichtgläubigkeit aus.

„Ihr seid die, welche ich erwarte," sagte sie darauf mit fester Stimme, „und der Geist nimmt Euer Anerbieten an. Geht hin und besehet, das Messer in der einen und den Lasso in der anderen Hand alle Winkel des Engpasses, welcher zu dem Kirchhof führt. Lasset unsere Brüder ungehindert eintreten, stoßt aber Jeden ohne Weiteres nieder, der nicht Djella antwortet, wenn Ihr ihm Siva zuruft."

Die Inder erhoben sich und gingen, nachdem sie sich verbeugt in der Richtung des Engpasses, fort.

Die Priesterin, welche allein geblieben, warf einige Kohlen in das Becken, um das Feuer anzufachen, dann setzte sie sich auf den Sockel des Götzenbildes und wartete. Zehn bis zwölf Minuten verflossen so, und tiefes Schweigen herrschte auf dem Kirchhof und seiner Umgebung.

Plötzlich schrack Jube zusammen und erhob sich. Ein eigenthümlich rhythmischer Gesang, welcher von zahlreichen Stimmen herzurühren schien, ertönte in der Ferne und kam schnell näher.

„Da sind sie!" murmelte die Priesterin.

Noch einige Minuten verstrichen, da ertönte der Gesang in unmittelbarer Nähe des Friedhofes und sein Inhalt vollkommen verständlich.

Es waren einige, ungezähmte wilde Gefühle ausdrückende Strophen aus dem Gedichte Ramapanas, welche durch den Ausdruck, mit welchem sie gesungen, noch schrecklicher erschienen. Sie lauteten:

O Gott des Mordes, schrecklicher Siva
Schmettere mit der Blitze Flammen
Von dem heiligen Berg Beomah
Uns're Feinde rings zusammen!

O Gott des Feuers, entfeßle den Wind
Zu wildem, tosenden Wehen
O Gott des Mordes, die Rache entzünd'
Alt-Indien laß neu entstehen.

Während das Echo aus dem engen Thale diese schrecklichen Gesänge immer wiederholte, füllte allmälig eine, den Kleidern nach, der plebejischen Kaste angehörige Menge den Raum, und bildete um die Statue des Siva einen großen Halbkreis.

Die Gesänge dauerten fort, nur wurde ihr Ausdruck von Minute zu Minute wilder:

Zündet an des Krieges Feuer
Lasset Eure Dolche blitzen,
Denn die Stunde naht, da Euer
Blick soll sich am Blut ergötzen.

O Gott des Feuers entfeßle den Wind
Zu wildem, tosenden Wehen,
O Gott des Mordes, die Rache entzünd'
Alt-Indien laß neu erstehen.

Der Halbkreis wurde immer dichter, um sich plötzlich zu öffnen, und eine Anzahl Personen durchzulassen, vor welchen sich die Anwesenden bis auf den Boden verbeugten.

Es waren die Prinzessin Djella, der Rajah Doorgal-Sahib, der Fakir Suniacy, Akbar, Holcar und Djaal.

Sie schritten durch den Kreis bis in die Nähe des Standbildes, wo Jube stand, gefolgt von zwei Indern, welche einen schwarzverhangenen Korb trugen, und ihn am Fuße des Bildes hinsetzten.

Djella gab der Priesterin ein Zeichen, welche sich zu ihr neigte und beide Frauen tauschten einige Worte aus. —

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben von Peru und seine Veranlassung.

Die Lösung der geheimnißvollen Frage über die im Innern der Erde schlummernde Veranlassung der Erderschütterungen und der damit in Beziehung stehenden Seebeben und der vulkanischen Thätigkeit, hat schon an sich für weiteste Kreise ein sehr großes und leichterklärliches Interesse. Es kann uns demnach nicht Wunder nehmen, wenn diese Frage, Angesichts der großen Katastrophe des 13. Augusts dieses Jahres wieder an die Tagesordnung gesetzt wird.

Denn sie steht mit dem inneren Baue der Erde im innigsten Verbande, und hat daher schon im Bezuge auf die gesammte bergmännische Thätigkeit, welche im Haushalte aller Völker der Erde eine wichtigste Rolle spielt, einen so wesentlichen Einfluß, daß die weitesten Kreise und somit auch wir, an der befriedigenden Beantwortung dieser Frage ein lebhaftes Interesse haben.

Der großen Fortschritte ungeachtet, welche die Naturwissenschaft in unsern Tagen auf allen ihren Gebieten gemacht hat, ist jedoch die in Rede stehende Frage auch in der Gegenwart noch in jenes mystische Dunkel gehüllt, in welches sie in früheren Jahrhunderten gehüllt war.

Es fehlte zwar nicht an bedeutenden Männern der Wissenschaft, welche wie Humbold, Volger, Necker, Fuchs, Boussingault, Darwin ꝛc. dem wichtigen Gegenstande ernste und eingehende Studien gewidmet hätten. Aber die bezüglichen Versuche zur Erleuch-

Digitized by Google

tung des haſtenden geheimnißvollen Dunkels betrachteten die Erſcheinung der Erderſchütterungen meiſt nur als vereinzelnte und ſelbſtſtändige Aeußerungen der innerem Thätigkeit der Erde, und überſahen den nothwendigen Zuſammenhang, in welchem dieſe Erſcheinung mit den zahlreichen Naturgeſetzen ſteht, deren immer thätiger Schauplatz die Erde iſt.

Auch wurde hiebei niemals berückſichtiget, daß unſere Erde bereits eine ſehr langzährige Entwicklungs-Geſchichte beſitzt, denn ältere Blätter die gegenwärtigen Formen der Erd-Oberfläche ſind, welche zum Verſtändniſſe dieſer Geſchichte geleſen und enträthſelt werden müſſen.

Denn in dieſen Formen ſind zahlreiche Beweiſe verzeichnet, daß die Erſcheinungen, welche bis zu Tage mit den Erderſchütterungen verbunden ſind, ſchon zahlreiche Vorgänger in jenen Zeiten hatten, in welchen dieſe Formen gebildet worden ſind.

Daß dies in der That der Fall ſein müſſe, erſehen wir ſchon aus der Wahrheit: daß alle jene Veränderungen, welche mit der Erde in früheren Epochen ihres Beſtandes vor ſich gingen, nothwendig durch die gleichen und ewig unveränderlichen Naturgeſetze hervorgeführt worden ſein müſſen, welche auch heut' zu Tage nicht blos die Erde, ſondern auch alle Sphären des geſammten Weltgebäudes beherrſchen, deſſen unvergängliche Ordnung wir bewundern.

Dieſe Fehler vermeidend, nehmen wir zur klaren und faßlichen Beantwortung der in Rede ſtehenden Frage den Ausgangspunkt unſerer Beweisführung in der Kant-Laplac'ſchen Theorie der Entſtehung der Erde aus der Sonnenatmoſphäre, welche eine ebenſo ſichere und verläßliche, als allgemein bekannte und anerkannte Grundlage jeder geologiſchen Erörterung bildet.

Sie wird und zugleich die richtige Auffaſſung der Formen der Erd-Oberfläche erleichtern, welche ebenſo ſehr in dieſer, wie in jeder andern geologiſchen Frage, ohne klaren und umfaſſenden Auffaſſung bedürfen.

Und ſo laſſen wir vertrauensvoll in dieſe Grundlage hier unſere kurzgefaßte Ideenentwicklung folgen.

Sie lautet: Die Erde war einſt in einem viel höheren Zuſtande, als in der Gegenwart, in welcher nur mehr der metalliſche Kern ſich in einem großen Hitzegrade befindet.

Bei ihrer erſten Entſtehung war ſie ſogar in feuerflüſſigem Zuſtande, weßhalb die Ablagerung ihrer verſchiedenen Beſtandtheile, nach dem Geſetze der Schwere ſo erfolgte, daß die ſchwerſten zunächſt am Mittelpunkte, die leichten aber an die Oberfläche zu liegen kamen.

Ihre Bewegung im kalten Weltraume war die Veranlaſſung einer allmäligen Abkühlung, welche an der Oberfläche beginnend, auch auf das Innere übergieng; ſie verminderte allmälig das Volumen der Erde, die Länge der Axe, und jene des Aequator-Durchmeſſers; und bildete ſchließlich aus einem gedehnten Sferoiden jene faſt vollkommene Kugel, als welche die Erde jetzt erkannt wird.

Aus dieſen feſtſtehenden Hauptgrundſätzen und aus dieſen ſicheren Ausgangspunkten ergibt ſich von ſelbſt nachſtehende weitere Schlußfolgerung:

Die Volumen-Verminderung konnte weder in allen Schichten der Erde eine gleichförmige, noch eine gleichzeitige ſein; ſondern erfolgte, ganz abgeſehen von der Lagerung in größerer oder geringerer Nähe der Oberfläche, an jenen Theilen der einzelnen Schichten ſtärker, an welchen ausdehnſamere Mineralien ſich gelagert hatten, und im minderen Grade dort, wo weniger ausdehnſame ſich befanden.

Dieſes verſchiedene Verhalten der Erdbeſtandtheile bei ihrer allmäligen Auskühlung brachte es nothwendig mit ſich, daß ſowohl zwiſchen den verſchiedenen Schichten der Erde, als auch zwiſchen den verſchiedenen Beſtandtheilen dieſer Schichten zahlreiche Trennungen, Klüfte, Sprünge, mit Einem Worte die mannigfaltigſten inneren Hohlräume entſtehen mußten.

Der Beſtand dieſer Hohlräume konnte kein längerer ſein, als bis zu dem Augenblicke, in welchem die Schwere, dieſes große und allgemeine Geſetz der Weltordnung, die nicht mehr geſtützten Obrigen der Hohlräume auf die Unterlagen, oder obere Hohlräume auf tieferliegende ſolche hinabſtürzen konnte.

Mit dieſen Einſtürzen im Innern der Erde mußten jedoch nach Maßgabe der Größe der ſtürzenden Maſſen auch weitreichende Erſchütterungen der benachbarten Theile der Erde verbunden ſein, ja ſelbſt das Nachſinken der Erdoberfläche, welches der ganz natürliche und rein mechaniſche Prozeß der Volumenverminderung der Erde iſt.

Dieſe Erderſchütterungen und dieſes Nachſinken der Erd-Oberfläche, welche bald ſanftere, bald heftigere, bald allmälige, bald plötzliche ſein mußten, ſind ſchon des älteſten Datums, und reichen einerſeits in die fernen Epochen des Nichtvorhandſeins der organiſchen Schöpfung auf Erden, andererſeits jedoch auch tief in die Zeit des Beſtandes derſelben hinein.

(Fortſetzung folgt.)

Das geprüfte Herz

Laß die bange Stunde flieh'n,
Laß die trüben Bilder weichen,
Laß das Leid vorüberzieh'n
Und die Klage, laß ſie ſchweigen.

Jedem Schmerze, jedem Leid
Iſt ein Ende doch beſchieden,
Jedem Kampfe, jedem Streit
Folgt ein glückumblühter Frieden.

Digitized by Google

Und das Herz, das nie empfand
Einer Prüfung ernste Weisen,
Wird sich doch bei allem Tand
Nie im Leben glücklich preisen.

Wird in keinem Angesicht
Eine treue Seele lesen
Und zuletzt die heil'ge Pflicht
Oder Menschlichkeit vergessen.

Wird bei fremdem Leide arm,
Nur sich selbst zu schützen trachten
Und ein Herz in seinem Harm,
Das um Mitleid fleht, verachten.

Wird in allem Rausch der Welt
Keine hohe Stunde feiern,
Und wenn es zusammenfällt,
Zitternd nach dem Hafen steuern.

Solch' ein Herz ist starr und kalt,
Solch' ein Herz kann nimmer lieben,
Tas in Tagen jung und alt,
Ohne Kampf und Noth geblieben.

An dem Herzen, das geweint,
Das den Kelch des Leid's gesehen,
Wird der edle Menschenfreund
Ehrfurchtsvoll vorübergehen.

Und die Palme, die er schwingt,
Wird von seinem Siege zeugen,
Und wenn es von Neuem ringt
Sich beschützend d'rüber beugen.

Ernst Juri.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Extincteurs betreffend.] In Folge eines in Fürth letzten Samstag wiederholt angestellten Feuerlöschversuchs mit dem Extincteur gibt eine aus Fachmännern und Industriellen zusammengesetzte Kommission, darunter der städtische Baurath Friedreich und die beiden Vorstände des Gewerbevereins, Dr. Frommüller und J. F. Jordan, folgendes Gutachten ab: „In Erwägung, daß der Extincteur durch die zweifache Wirkung seines Strahles, 1) durch Wasser, 2) durch Kohlensäure, beschränke, wenn auch intensive Brände, sofort tödtet; in Erwägung, daß derselbe leicht transportabel, stets schlagfertig und zur Aktion bereit, selbstthätig und deßhalb leicht zu handhaben ist, so wie durch die freie Disposition der Hände des Löschenden der Strahl mit freier Umsicht auf den Heerd des Feuers geleitet werden kann; in Erwägung, daß schließlich kein Wasserschaden durch Anwendung des Extincteurs entsteht: so können wir diesem äußerst praktischen Feuerlösch-Apparat zur Anschaffung bestens empfehlen. Besonders paßt der Extincteur für feuergefährliche Räume von Werkstätten, Geschäften und Fabriken, für Gasthöfe, öffentliche Gebäude, als Theater, Archive, Museen, Bibliotheken, für Holzställer, Irrenanstalten, und dann für Feuerwehren insbesondere zur Anwendung bei Thurm- und Kellerbränden, sowie bei größeren Bränden, als nützliches Feuer-Einschränkungs- und Aufhaltungs-Requisit und bei Abbruch brennender Gebäude, als vortreffliches Abkühlungs-Mittel. Schließlich ist der Extincteur für Landbewohner, die gewöhnlich ohne Wasserleitung und organisirte Feuerwehren sind, sehr passend. Die Löschungsvortheile durch den Extincteur sind so einleuchtend, daß wohl jeder, der die Wirkungen desselben gesehen hat, eine Anschaffung zu besagten Zwecken bewerkstelligen kann."

In Bezug auf den Hildesheimer Silberfund schreibt man der „Brest. Ztg.": In einer der Vasen hat sich eine Art von Pergament- oder Schweinsleder-Streifen gefunden, auf dem noch einige Charaktere zu erkennen waren. Diese sind jetzt als das Wort „Herzog" entziffert, mit einem darunter stehenden „U" (Ulrich?). Wie kommt dieser Streifen mit dem Namen des Herzogs Ulrich (?) in die Vase? Ist derselbe Besitzer des Schatzes gewesen, und hat er ihn dort bei einer der vielen Fehden oder Belagerungen der Stadt vergraben, um ihn in Sicherheit zu bringen? Jedenfalls alterirt dieser Fund die Annahme in bedenklichster Weise, daß der frühere Besitzer des Schatzes Varus gewesen sei, der hier ein Lager bezogen hätte. Leider stellt sich auch jetzt mit ziemlicher Bestimmtheit heraus, daß von dem Funde gestohlen worden ist. Einige Soldaten sind in Arrest gehalten, weil sie im Verdachte stehen, gleich Anfangs einige Geräthe an Hildesheim'sche Goldscheider oder Händler verkauft zu haben.

[Neues Riesenschiff.] Die San Francisco Times liefert die Beschreibung eines demnächst in Angriff zu nehmenden großen Passagierschiffes, welches von derselben Größe wie der „Great Eastern" sein und viermal so viele Passagiere befördern soll, als irgend eines der bestehenden Auswandererschiffe. Zur Bequemlichkeit der Reisenden werden die früheren unbequemen Schlafstätten durch ordentliche Betten ersetzt werden. Die Salons werden, nicht wie früher an den Seiten, sondern in der Mitte des Schiffes angebracht sein, so daß die Schwankungen und die Erschütterungen durch die Maschinen fast unbemerklich sind. Der Salon ist nicht länger zum Speisesaal bestimmt, der Passagier zahlt nur das Reisegeld und befriedigt seine leiblichen Bedürfnisse in zwei Konkurrenz-Restaurants an beiden Enden des Schiffes, so daß er nur für das zu bezahlen braucht, was er wirklich ißt und trinkt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Vallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 287 Mittwoch, 9. Dezember 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Nach dieser kurzen Unterredung richtete sich Jube hoch auf, und sprach nach der Menge gewandt, einige monotone Worte aus, worauf augenblickliches Stillschweigen eintrat, und auf allen Gesichtern sich die höchste Spannung ausdrückte.

Die Priesterin ergriff nun das Wort:

„Söhne des schrecklichen Werks," sagte sie, „Anbeter des Siva, des Gottes des Bösen und der Bowhanie, der Göttin des Hasses und der Vernichtung, ihr seid hierher in das Thal der Geheimnisse gekommen. Der Gott, welcher Euch Haß und Rache befiehlt, ist mitten unter Euch, er hört, er versteht Euch. So stimmt denn die Hymne des Siva an."

Alle Stimmen sangen im Chor:

O Gott des Feuers entfessle den Wind
Zu wildem tosenden Wehen,
O Gott des Mordes, die Rache entzünd'
Alt-Indien laß neu erstehen.

Die Stimmen schwiegen und zwei Inder rückten den schwarzverhangenen Korb dicht vor die Priesterin.

„Was ist in dem heiligen Korb?" fragte Jube.

Der Fakir Suntecy antwortete:

„Der Vogel der Nacht, der Todtenvogel!"

„Hebt die Decke auf!"

Einer der Inder beeilte sich, ihrem Befehle zu gehorchen.

„Hört," sprach Jube, sich an die Versammelten wendend, „wenn der Vogel davon fliegt, ohne sich an dem Kohlenbecken seine Flügel zu verbrennen, wenn Ihr ihn in der Ferne seinen unheimlichen Schrei ausstoßen hört, so ist Siva uns gnädig, und alle unsere Werke gelingen. Habt Ihr verstanden?"

„Ja!" murmelte die Menge.

„Nun, so laßt ihn fliegen!"

Der Inder hob die Decke ab, und nahm aus dem Korb eine riesige Eule, deren große Augen mit hellem Glanze in der Dunkelheit leuchteten.

Der Vogel schien einen Augenblick zu zaudern, dann erhob er sich, und ohne nur in die Nähe des Kohlenbeckens zu kommen, verschwand er in der Ferne.

Die Menge athmete kaum.

„Der Vogel hat die Flammen nicht berührt!" rief Jube triumphirend; „nun horcht, ob er schreit!"

Eine oder zwei Sekunden verstrichen, da hörte man den Schrei der Eule in der Ferne.

„Habt Ihr gehört?" fragte Jube. „Ehre dem Siva, der uns begünstigt."

„Ehre dem Siva!" wiederholten die Inder.

„Solche Zeichen können nicht trügen," sagte Djella, deren Seele allen abergläubischen Vorstellungen zugänglich war. „Sangor hat seinen Auftrag erfüllt."

In diesem Augenblicke hörte man in der Ferne ein dreimaliges Pfeifen.

„Das ist Sangor," rief Djella.

Alsbald erschien der riesengroße Inder und verbeugte sich vor seiner Herrin.

„Nun, Sangor, hast Du meinen Befehl ausgeführt?"

„Ja, Herrin, ich habe es."

„Ist es Dir gelungen?"

„Ja, der Mann ist da."

„Bringe ihn her!"

Nun schritt Djella einige Stufen der zu dem Standbild führenden Treppe hinauf, so daß sie die Menge überschauen konnte, und rief mit lauter kräftiger Stimme:

„Söhne des schrecklichen Werks, wißt Ihr, warum ich Euch diese Nacht herbeschieden? . . . Ich will Euch einen Feind zeigen . . . einen besiegten Feind! Kinder der Bowhanie, Ihr werdet sehen, wie Bowhanie richtet."

Das Geräusch von Pferdetritten ließ sich am Eingang des Kirchhofs hören, und gleich darauf führte Sangor ein Pferd herbei, auf dem ein Mann festgeknebelt saß. Dieser Mann war John Malcolm. Er war am Sattel festgebunden, seine Hände waren auf dem Rücken festgemacht, die Augen mit einer Binde belegt, und im Munde hatte er einen Knebel, der ihm nicht gestattete, den geringsten Laut auszustoßen.

Die Menge betrachtete den Mann mit sehr großer Neugierde.

„Löst seine Bande!" rief Djella.

Augenblicklich wurden die Bande, mittelst deren John Malcolm auf das Pferd gebunden war, gelöst.

Digitized by Google

Zwei kräftige Hände erfaßten ihn und hoben ihn aus dem Sattel. Darauf machte man die Arme frei, nahm die Binde von den Augen und den Knebel aus dem Mund.

Eine Zeit lang ließ der Oberrichter seine Blicke umherschweifen, aber seine durch den Druck der Binde angegriffenen Augen vermochten die Gegenstände kaum zu unterscheiden.

„Wo habt Ihr mich hingeführt?“ fragte er mit fester Stimme. „Wozu diese Menschenmenge?“

Djella trat vor den Oberrichter und antwortete:

„Ich will es Ihnen sagen, John Malcolm!“

Der Oberrichter war starr vor Verwunderung.

„Die Prinzessin Djella!“ rief er. „Wache ich oder träume ich?“

„Sie wachen, John Malcolm, und was geschehen ist, ist Alles auf meinen Befehl geschehen.“

„Nein,“ sagte der Oberrichter, „das ist unmöglich, ich bin das Opfer irgend eines Mißverständnisses, irgend eines Irrthums!... Warum ist man vor zwei Stunden in mein Haus gedrungen, warum hat eine Bande von Dämonen mich geknebelt und auf's Pferd gebunden? Warum diese Grausamkeit gegen einen Mann, welcher gestern noch an Ihrem Tisch gesessen, und den Sie Freund genannt haben?“

„Das geschah, um den heißesten Ihrer Wünsche zu erfüllen.“

„Den heißesten meiner Wünsche?“ wiederholte der Engländer.

„Ja. Seit Sie in Indien sind, John Malcolm, seit Sie bei der Präsidentschaft von Benares angestellt sind, haben Sie sich damit beschäftigt, eine Idee unablässig zu verfolgen. Sie wollen um jeden Preis in ein schreckliches Geheimniß eindringen, was Ihnen aber bisher, trotz der angestrengtesten Bemühungen nicht gelang. Sie verfolgen ein Phantom ... das Phantom entwischt Ihnen!... Nicht wahr, John Malcolm?“

„So ist's.“

„Nun, da ich Ihren Wunsch kenne, so will ich ihn erfüllen. Ich will Sie mit einem Schlage mitten in das Geheimniß bringen. Ich will Ihnen die Söhne der Bowhanie zeigen, der düsteren Göttin des Mords und der Vernichtung. Sie haben geschworen, die Spuren des letzten Engländers auf indischem Boden zu verwischen. Ich will Ihnen die Phantsigars zeigen, welche so listig wie Schlangen sind, diese unsichtbaren Feinde, auf welche Sie umsonst fahndeten. Ich will Ihnen die Häupter der Verschwörung — und nicht blos diese, sondern auch deren Königin vorstellen!“

John Malcolm athmete kaum.

Djella fuhr fort:

„Hier ist der Najah Doorgal-Sahib, hier Akbar, hier der Fakir Suntacy, hier Holcar und hier Djaal! ... Und endlich setzen Sie hier Diejenige, der Alle gehorchen, die Königin der Inder, die Prinzessin Djella!“

„Sie!“ rief John Malcolm. „Sie! ...“

„Ja, mich! Nun wissen Sie, warum Sie hier sind.“

„Ich danke, Madame,“ antwortete John Malcolm mit jener Kühnheit, die heroischen Seelen selbst in den verzweifeltsten Lagen nicht verläßt. „Jetzt weiß ich Alles; ich werde es nicht vergessen.“

„Um sich zu erinnern, muß man leben!“ rief Djella, „und Ihre Minuten sind gezählt!...“

„Die Rache wird nicht ausbleiben!“

Djella lächelte höhnisch.

„Unsinniger! spricht von Rache, während er sterben soll.“

„Wenn ich mich auch nicht rächen kann, so wird Gott mich rächen.“

„Unser Gott befiehlt Deinen Tod.“

„Der meinige wird mich rächen.“

„Wir verachten seine Rache.“

„Was liegt an Eurer Verachtung? Wann der Tag und die Stunde gekommen ist, wird Gott die zu rufen wissen, welche er zur Vergeltung auserkoren!“

„Wir werden sehen!“

Dann zu den Indern sich wendend, rief sie:

„Unsere Geheimnisse müssen unverletzt bleiben. Sterben muß, wer in die Geheimnisse Indiens dringen will, er muß sterben, wie dieser Mann! Kinder der Bowhanie, thut Eure Pflicht!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben von Peru und seine Veranlassung.

(Fortsetzung.)

Wir finden die Beweise hiefür in der allgemein zu beobachtenden Aufrichtung und Ueberwerfung der Gesteinsschichten unserer Berge; in den zahlreichen vorhandenen Petrefakten einst lebender Organismen; in den allseitig von schroffen Felswänden umschlossenen Gebirgsseen; in den hochliegenden ebenen Steine, Schotterund Sandwüsten, als ehemaligen Seegründen; in den zahlreichen hohen Tafelbergen und von steilen Felsabstürzen begränzten Hochgebirgsplateaux; in den steil ins Meer abfallenden hohen Vorgebirgen; in den zahlreichen Spaltungen der Gebirgszüge und in vielen besonderen Thalformen; in den Vulkanen aller Art; in den Maaren und in der sogenannten Karstformation mit ihren unterirdischen Wasserläufen; kurz, in gar zahlreichen geologischen Vorkommnissen der Erd-Oberfläche.

Und wenn wir diese Beweise der in der Vorzeit stattgefundenen Erdbewegungen aufmerksam prüfen, so finden wir darin auch zahlreiche solche über eine Großartigkeit dieser Bewegungen, daß selbe den Charakter

Digitized by Google

allgemeiner Umwälzungen der Erd-Oberfläche an sich trugen.

Die Versteinerungen, welche wir auf den höchsten Gebirgen der Erde, so wie in den Schichten der tiefsten Ebenen treffen, geben uns den sprechenden Beweis, daß die Entstehung dieser Gebirge, so wie jene der ebenaufgezählten besonderen Formen der Erd-Oberfläche der Schöpfungszeit angehört.

Wir stehen demnach dieser Entstehung näher als gewöhnlich verwöhnt wird, und besitzen in den Erscheinungen und in den Gebilden, welche noch gegenwärtig bei Erderschütterungen wahrgenommen werden, die unträglichsten Beweise, daß auch in der Gegenwart noch die gleichen Veränderungen der Formen der Erde vor sich gehen, wie in der Vorzeit, wenn gleich jetzt im viel kleineren Maßstabe.

Wenn aber in der Vorzeit die im Innern der Erde bestandenen Hohlräume, die Veranlassung gewaltiger Formveränderungen waren, so müssen die heut' zu Tage eintretenden gleichartigen Formveränderungen der Erde, auch von vorhandenen Hohlräumen und von Einstürzen derselben im Innern der Erde herrühren, wie ehemals!

Es handelt sich demnach um den näheren Beweis, daß die eben aufgezählten älteren Formbildungen der Erde, wirkliche Folgen stattgefundener Einstürze im Innern der Erde gewesen seien.

Diesen Beweis aber liefert uns die Wissenschaft sehr korrekt, indem sie jene Erscheinungen näher bezeichnet, welche die naturgemäßen Folgen aller im Innern der Erde stattfindenden größeren Einstürze nothwendig sein müssen.

Diese Erscheinungen, welche zu allen Zeiten als die nothwendigen Begleiter der Einstürze auftreten mußten, sind aber folgende:

a) Ein entsprechend vernehmbares Getöse.

b) Erschütterung der elastischen Unterlage, nach Maßgabe der Größe der Sturzmasse, bald wellenförmig, bald als reagirende Stöße.

c) Nach Maßgabe der Größe und Heftigkeit des Einsturzes, Entstehung von Erdspalten, von muldenförmigen Einsenkungen, von schroffen Erdstürzen, oder nach Terrainbeschaffenheit Bildung von Land-Seen, von Meeresbuchten und überhaupt Versenkungen des festen Landes unter die Wässer.

d) Vulkanische Thätigkeit in allen Fällen, wo hiebei die Herde brennbarer Stoffe im Innern der Erde, durch Druck oder Stoß in besondere Mitleidenschaft gezogen werden.

e) Keine besonderen Bewegungen der Oberfläche der Meere bei gewöhnlichen Erschütterungen des Meeresgrundes.

f) Beim Einsturze großer Strecken des Meeresgrundes in bedeutende Tiefen jedoch, heftige Bewegung der Meeresoberfläche und hohe, weitverbreitete gegen die Küsten anstürmende Sturzwellen.

Wir sehen, daß die Postulate der Wissenschaft mit den Erfahrungen der Wirklichkeit vollkommen übereinstimmen, ja daß zwischen Beiden eine nicht zu verkennende photographische Aehnlichkeit besteht.

Getöse, Erschütterungen, Spaltenbildung, Senkung der Erdoberfläche, Entstehung von Seen und Meeresbuchten, Aufruhr der Wässer, Aufruhr der Vulkane ꝛc. finden sich in gleicher Weise bei den Forderungen der Wissenschaft, wie bei den wirklichen Vorkommnissen von Erderschütterungen vor.

(Fortsetzung folgt.)

An die Nacht.

O, Sonne, die du liebend breitest
Auf alle Welt dein labend Licht —
Mir ist es wohler, wenn du scheidest,
Du königliches Angesicht.
Mir bist du fremd, von keinem Glücke
Weiß ich, das mir ein Tag gebracht,
Denn meines Lebens Sonnenblicke
Birgt das Bereich der finstern Nacht.

Ich fühl' in mir ein neues Leben,
Von keinem Aergernis getrübt,
Wenn ihre Schatten mich umschweben,
Ihr stilles Dunkel mich umgibt.
Mir dünkt die Welt um Vieles reiner,
Sobald die Nacht hernieder steigt,
Und Alles stillversöhnt in einer
Erhab'nen Ruhe um mich schweigt.

Da sieht kein Spötter meine Thräne,
Die andachtsvoll dem Aug' entquillt,
Und alles Glück, das ich ersehne —
Mir däucht, als wär' es schon erfüllt.
Da bin ich ganz im stummen Zählen
Mit meinem Schmerz und Glück allein
Und kein Gelächter nied'rer Seelen
Schallt in dies Heiligthum hinein.

Da hört kein Lauscher meine Klage
Und mein vertrauendes Gebet;
Kein höhnend Echo, wie am Tage
Mich jedes Wort der Welt verräth.
Da bin ich ganz in den Gedanken
An mein geträumtes Glück vertieft —
Und überflogen sind die Schranken
Des harten Schicksals, das mich prüft.

Da blickt das Auge zu den Sternen,
Sie glänzen still und bleiben steh'n —

Digitized by Google

Und weiter schweift es in die Fernen,
Die längst verlebt vorübergeh'n.
Da fragt der Geist nach keiner Dauer,
Nach keinem Glück, wie lang es währt —
Das Alles macht der nächt'ge Schauer,
Der mich beglückt und doch verzehrt.

Ernst Jurk.

Mannigfaltigkeiten.

Schiller's Sohn, der württembergische Oberförster war ein herzensguter, freundlicher Mann, wenn auch in geistiger Beziehung durchaus nicht der Erbe seines großen Vaters; dabei hielt er sich nach seinem eigenen Geständniß am liebsten da auf, „wo's nicht weit zu einem guten Schoppen war." Einer seiner ehemaligen Bekannten erzählt von ihm folgende heitere Geschichte, indem er den munteren Alten selbst redend einführt: „Mein Sohn," plauderte Oberförster v. Schiller, „seh'n Se, der ist zu groß und zu stark, hat gar zu viel Dragonermäßiges an sich, als daß er auch nur einen Zoll von seinem Großvater haben oder werden könnte. Da hab' ich noch mehr von ihm, wenigstens ein Bisle von seinem Herzen. Aber ein nettes Stück von meinem Jungen muß ich Ihnen doch einmal erzählen. Als er noch 'n Bub' war, that ich ihn zu 'nem Präzeptor in Kost, Zucht und Schule. Der hielt alle Semester Examen mit seinen Zöglingen und ladete dazu öffentlich ein, speziell deren Eltern ꝛc. Ein Mal, denke ich, mußt du doch auch hingehen, und g'rad' als ich in's Schulzimmer tret', überhört der Präzeptor die Buben lateinische Vocabeln. Mich sehend, natürlich, meint' er besonders meinem Fritzen Aufmerksamkeit schenken zu müssen. Er frägt zwei, drei; der Bub' weiß se, und man sah's dem Kerl deutlich an, wie herzlich froh er war. Aber da frägt er wieder: Silva? (zu deutsch „Wald") und der Bub' weiß es nicht, schaut verdrießlich vor sich nieder; na, Silva? wiederholte der Präzeptor, Silva? Schiller! Du weißt's, ich bin sicher; Du weißt's, Dein Vater ist ja often d'rin, und — auf fährt der Bub' wie der Blitz, das hat ihn auf die rechte Spur gebracht; und Feuer in d'e Augen, Freud' auf dem mageren Gesicht, antwortete er flugs und laut: Ja, ja, Wirthshaus! Wirthshaus! Silva? das Wirthshaus! — Der dumme Kerl, der Präzeptor, und alle die Leut, die da waren, meinten nun, das Lachen unterdrücken zu müssen, und ich, ich selbst wußte m'r vor Lachen gar nicht zu helfen, mußt fort und ging dann natürlich in's Jungen Silva. — Vergess' das mein Lebtag nicht!"

Die Testamentsbestimmung Rossini's, durch welche der Meister zwei musikalische Preise aussetzt, lautet wörtlich, wie folgt: Ich will, daß nach meinem und meiner Gattin Tode für alle Zeiten für Paris und ausschließlich für Franzosen zwei Preise von je zweitausend Franken gegründet werden sollen, welche alljährlich zu vertheilen wären, und zwar der eine an die Verfasser einer kirchlichen oder weltlichen musikalischen Komposition, in der besonders auf die gegenwärtig so vernachlässigte Melodie Bedacht genommen sein soll, der andere an den Verfasser des Textes (in Prosa, oder in Versen), auf welchen die Musik gemacht und dem sie vollkommen angepaßt werden soll; *bei diesem* Text sind die Gesetze der Moral zu beobachten, welchen die Schriftsteller nicht immer genug Rechnung tragen. Diese Produktionen sind einer der Akademie der schönen Künste zu entlehnenden Kommission zu unterbreiten, welche denjenigen der Mitbewerber zu bezeichnen haben wird, der den Preis Rossini verdient hat, welcher Preis in öffentlicher Sitzung nach Ausführung des Stückes, sei es in dem Lokal des Instituts, oder im Konservatorium, zuerkannt werden soll. Ich habe gewünscht, Frankreich, welches mir eine so wohlwollende Aufnahme zu Theil werden ließ, diesen Beweis meiner Dankbarkeit und meines Wunsches zu hinterlassen, eine Kunst sich vervollkommnen zu sehen, welcher ich mein Leben gewidmet habe. G. Rossini. Die Stadt Lugo in der Romagna nimmt gegen Pesaro die Ehre in Anspruch, die Vaterstadt Rossini's zu sein, und hat durch gemeinderäthlichen Beschluß die Sammlung und Veröffentlichung aller diesen Umstand betreffenden Dokumente, so wie die Absendung einer Kondolenzzuschrift an die Wittwe, die Errichtung eines Denkmals des großen Meisters in einer der Hauptstraßen der Stadt und endlich den Ankauf seines Vaterhauses von den Erben verfügt.

Unter den 63,692 Lehrkräften in Oesterreich finden sich 1221 Nonnen, 26,216 Welt- und 1677 Ordensgeistliche, zusammen 29,114 Lehrer geistlichen Charakters.

Räthsel.

Was ich bin, das bin ich nicht,
Wär' ich's, wär' ich nicht so klein;
Wär' ich, was mein Name spricht,
Würd' ich, was ich bin, nicht sein.
Doch, wenn ich das wär', was ich bin,
So wär' es wohl nach meinem Sinn;
Und dennoch wünsche ich vielmehr,
Daß ich nimmer, was ich bin, wär'.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 288 Donnerstag, 10. Dezember 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Zwei Inder traten vor und näherten sich dem Oberrichter. Der eine hatte einen Lasso, der andere einen Dolch.

„Wartet, Ihr verruchten Mörder!“ rief John Malcolm, „Ihr greift einen Wehrlosen an, ich werde mit Euch kämpfen, — mit den Nägeln, mit den Zähnen will ich mich vertheidigen, wie ein Tiger gegen die Schakale.“

Indem er dies sagte, stürzte er sich auf den Inder, welcher mit dem Dolch bewaffnet war. Der andere Inder aber warf den Lasso um ihn, so daß er in wenigen Augenblicken des Gebrauchs seiner Glieder beraubt war.

Kalt und theilnahmslos betrachtete Djella das Schauspiel, und sagte dann im gebietenden Tone:

„Die Zeit vergeht, stoßt ihn nieder!“

Der zweite Inder näherte sich John Malcolm, der vom Lasso umstrickt, und unfähig war, ein Glied zu rühren, und stieß ihm den Dolch in die Brust, den er in der Wunde stecken ließ.

„O, meine Kinder, meine Kinder!“ war Alles, was der Oberrichter noch hervorbringen konnte. Der Dolch hatte das Herz zerschnitten. Ein Blutstrom floß aus dem Munde des Unglücklichen, der einige Male hin und herschwankte, und dann in das Gestrüppe niederfiel. Die breiten Blätter der Pflanzen verhüllten den Körper des Todten.

Ein dumpfes Gemurmel lief durch die Menge, welche sich auf dem Kirchhof befand; sie bewegte sich hin und her wie ein Waizenfeld, über das der Wind streicht.

Diese plötzliche Bewegung war aber weder durch Schrecken, noch Gewissensangst hervorgebracht worden, es war die triumphirende Freude über den Tod eines Feindes.

Was lag dieser Horde von systematischen Mördern an einem Verbrechen mehr oder weniger. Der Leichnam John Malcolms hatte für diese Menschen nur die Bedeutung, daß sie einen Feind weniger hatten.

„Ich,“ sagte Djella, indem sie sich zu Sanger wandte, „wo sind die Papiere?“

„Hier sind sie!“ antwortete der Inder, indem er auf eine Masse zusammengebundene Aktenstücke und lose Blätter deutete, welche er im Zimmer des Oberrichters gefunden.

„Hier, neben seinem Leichnam,“ rief die Prinzessin, „wollen wir die Notizen verbrennen, die er zu unserem Verderben verwenden wollte.“

Djella gab sich daran, die Blätter rasch durchzusehen, und es entschlüpften ihr dann und wann Ausrufe, wie:

„Er war auf der Spur . . . Dieser Mann hatte wahrhaftig Luchsaugen . . . Er war in die tiefsten Geheimnisse eingedrungen.“

Unter Anderem fand sie ein Blatt, auf welchem stand:

„Eine furchtbare Brüderschaft hat der ostindischen Kompagnie den Untergang geschworen. Die vernichtende Hand ist zwar überall, aber in Benares selbst muß das leitende Oberhaupt sein . . .“

Djella unterbrach ihre Lektüre, und indem sie ihre Blicke drohend über die Menge schweifen ließ, rief sie:

„Es gibt Verräther unter uns! Im Namen der Bowhanie sage ich Euch, wer unsere Geheimnisse verräth, stirbt den Tod der Verräther!“

Banges, banges Schweigen folgte auf diese Drohworte.

Djella nahm die Papiere, und warf sie nacheinander in die Flammen des Kohlenbeckens, wo sie rasch verbrannten. Es dauerte indessen ziemlich lange, bis alle Papiere vernichtet waren, denn es waren sehr viele; endlich hatte sie das letzte Blatt ins Feuer geworfen.

Djella streckte den Arm gegen die Menge aus und sprach:

„Söhne des schrecklichen Werks, schwört bei dieser Asche und bei diesem Leichnam, daß Ihr die ostindische Kompagnie vernichten wollt!“

Die Menge antwortete:

„Wir schwören!“

„Gut! Ich habe Euern Schwur gehört, und werde mich seiner erinnern. Die Stunde naht, wo die alte Erde der Tamerliden sich in einem Blutbad verjüngen wird. Jetzt Brüder, geht auseinander und — vergeßt nicht!“

Hierauf entstand ein ziemlicher Tumult auf dem Kirchhof. Die Menge strömte in Unordnung nach

Digitized by Google

dem Ausgang, indem sie dabei die schrecklichen Verse wiederholt sang:

Zündet an des Krieges Feuer
Laßt Eure Dolche bluten,
Denn die Stunde naht, da Euer
Blick soll sich am Blut ergötzen.

O Gott des Feuers, entfessle den Wind
Zu wildem, tosenden Wehen
O Gott des Nordes, die Rache entzünd'
Alt-Indien laß neu erstehen.

Bald verloren sich die Gesänge in der Ferne und tiefe Stille herrschte wieder auf dem Kirchhof der Elephanten, unter dessen grünen Gesträuchen der blutende Leichnam John Malcolms verborgen lag.

Wenige Minuten vor diesem Zeitpunkt langte ein Trupp von fünf Reitern am Fuße der Hügelkette an, in deren Mitte der Schauplatz des Verbrechens lag, dessen Lauf wir so eben geschildert haben.

Diese fünf Reiter waren: Georg Malcolm, Stop, Kajil und zwei eingeborne Inder.

Der junge Engländer hatte es sich, wie wir wissen, auf der Jagd in den Kopf gesetzt, den Kirchhof der Elephanten bei Nachtzeit zu besuchen und zwar bei Vollmond, wo er hoffen durfte, den religiösen Feierlichkeiten, welche hier veranstaltet zu werden pflegten, beizuwohnen zu können; er wollte die riesigen Elephantenstellete bei Mondschein sehen und den Gesang der Priester hören.

Selbstverständlich hatte er weder seinem Bruder, noch seinem Vater etwas von dem Ausflug, den er unternehmen wollte, mitgetheilt, weil diese ihn wegen der Gefährlichkeit der Sache davon abgehalten haben würden.

Stop war zwar durchaus kein Freund von solchen waghalsigen Unternehmungen, doch aber hatte der treue Diener um jeden Preis den Ritt mitmachen zu wollen erklärt.

Um neun Uhr Abends hatte Georg Mädigkeit vorgeschützt und sich auf sein Zimmer zurückgezogen, nachdem er von seinem Vater, von Sir Edward, von Miß Mary und Hebe Abschied genommen. Er hatte dann rasch einen Jagdanzug angelegt, und sich mit Pistolen und einem Dolche bewaffnet; geräuschlos verließ er das Bengalow, um zu Kajil und Stop zu stoßen, welche am Kreuzweg mit den Pferden warteten.

Kajil hatte es für gut befunden, zwei Inder mitzunehmen, auf die er sich glaubte verlassen zu können, und als Georg ihm sein Erstaunen darüber zu erkennen gab, sagte er:

„Wir sind stärker zu fünf als zu drei, und ich habe mich auf alle Fälle vorsehen wollen. Ich bürge Ihnen für die zwei Inder."

„Gut denn," sagte Georg.

Kaum waren unsere fünf Personen eine halbe Stunde geritten, als sie einer ebenfalls berittenen Truppe von vier Reitern begegneten, welche an ihnen vorbeieilten. Der eine von ihnen war Sangor; sie ritten nach dem Bengalow.

Sangor stieg ab, mit ihm zwei seiner Begleiter. Alle drei krochen durch die Hecke und schlichen wie Schlangen nach dem Wohnhaus des Oberrichters.

Wenige Minuten nachher brachten sie John Malcolm gefesselt und geknebelt heraus, banden ihn auf ein Pferd und jagten mit fabelhafter Geschwindigkeit von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben von Peru und seine Veranlassung.

(Fortsetzung.)

Durch diese Uebereinstimmung in den Erscheinungen werden wir nur vollkommen berechtigt, die gleiche Uebereinstimmung auch in den Veranlassungen vorauszusehen, und folglich unsere Frage durch den Hinweis auf die im Innern der Erde bestehenden Hohlräume zu beantworten, welche jetzt wie in der Vorzeit ein Verlangen nach Ausfüllung, durch den Einsturz der darüber befindlichen Schichten besitzen.

Wir werden in dieser Ansicht noch durch den besonderen Umstand bestärkt, daß alle andern bisher versuchten Beantwortungen der in Rede stehenden Frage von der Wissenschaft als unbefriedigend verworfen worden sind; wobei selbst Alex. v. Humboldt's bekannte Reaktionskraft des Erdinneren keine Ausnahme machte.

Demungeachtet wollen wir noch einen Rückblick auf die große Katastrophe vom 13. August werfen, um durch die dabei aufgetretenen Erscheinungen, unsere Einsturztheorie noch besser zu stützen, zugleich und auch um die großen Züge dieses großartigen Ereignisses näher zu zeichnen.

Wir wenden hiebei unsere Aufmerksamkeit nur auf die drei vorzüglichsten der beobachteten Thatsachen und zwar: auf die große Ausdehnung der gleichzeitigen Erschütterung, auf den Aufruhr des Oceans und auf die Ruhe der Vulkane.

In ersterer Beziehung wurde genauconstatirt, daß die ganze Küste von Peru in einer Längen-Ausdehnung von nicht weniger als 20 Breitengraden, oder von 300 deutschen Meilen ganz gleichzeitig, nämlich um 5 Uhr N. M. am 13 August erschüttert wurde.

Die Verbreitung dieser Bewegung gegen das Innere des Festlandes war dagegen, soweit die Berichte reichen eine verhältnißmäßig geringe, und jedenfalls eine sehr abgeschwächte, da von Verwüstungen wie jene von Arequipa, Tacna, Moquegna ꝛc. keine Erwähnung geschieht.

Digitized by Google

Auch die dieser ersten Erschütterung später nachfolgenden Erdbewegungen, so wie jene von Equador am 16. August, und von Californien am 21. Oktober, bestellten die gleichen Charakter bei, jenen der Gleichzeitigkeit nämlich, auf sehr langer Linie.

Dieser Längen-Ausdehnung der gleichzeitigen Bewegung wegen, kann der Herd und der Ausgangspunkt derselben nicht unterhalb des erschütterten Festlandes, sondern nur westlich im großen Oceane gelegen und zu suchen sein, und zwar in keiner geringeren Entfernung von der Küste, als einer der gleichzeitig erschütterten Linie entsprechenden, von mindestens 3—400 deutschen Meilen.

Hiebei ist noch zu erwägen, daß an dem Ausgangspunkte der Bewegung, welcher dem zu Folge ungefähr zwischen dem 90. und 120. Grade westlicher Länge und dem 30. bis 35. Grade südlicher Breite gelegen sein muß, eine sehr bedeutende plötzliche Einsturzbewegung bestandener Hohlräume stattgefunden haben müsse.

Denn Neuseeland, welches volle 100 Breitengrade oder 12 bis 1400 deutsche Meilen von den Küsten Amerikas entfernt ist, wurde am gleichen Tage und zu gleicher Stunde ebenfalls heftig erschüttert.

Es kann also die Veranlassung dieser zwei gleichzeitigen, aber dem Raume nach so fernen Bewegungen, nur eine und dieselbe, und demnach nur ein einziger großer Einsturz im tiefen Erdinnern gewesen sein.

Dieser kann aber füglich nirgends anders als an der oben genannten Stelle, in gleicher Entfernung von beiden Endpunkten angenommen werden.

Mit dieser Annahme stimmt auch die große Bewegung des Oceans am Tage der Erderschütterung überein, welche allen Nachrichten zu Folge, sowohl in Amerika als in Neuseeland beobachtet wurde, und welche in hohen Sturzwellen von 40 und 60 Fuß Höhe bestand, die nach anfänglichem bedeutendem Rückzuge des Meeres von den Küsten, in mehrfacher Wiederholung gegen dieselben anstürmten.

Eine so gestaltete und so weit reichende Wellenbewegung, kann jedoch nicht die Folge einer bloßen Erschütterung des Meeresgrundes sein; denn so häufig auch Seebeben gefühlt werden, welche sich durch Stöße an den Schiffen, durch Zerreißen der Verankerung und dergleichen kund geben, so werden dergleichen Sturzwellen hiebei doch niemals beobachtet.

Die veranlassende Ursache muß daher eine andere als die Wellenbewegung des Meeresgrundes gewesen sein, die bei der Tiefe der Oceane, schon der Elastizität des Wassers wegen, diese Wirkung nicht hervorbringen kann.

Es muß eine unmittelbare bedeutende Erschütterung der Meeres-Oberfläche vor sich gegangen sein, welche einzig und allein im Stande ist, die erhaltene Bewegung, nach dem Gesetze der Wellenbewegung, bis an ihre fernsten Küsten fortzupflanzen.

Eine so heftige und jedenfalls auch sehr umfangreiche Erschütterung der Meeres-Oberfläche, wie sie erfordert wird, um 40 und 60 Fuß hohe Wogen auf 500 bis 600 deutsche Meilen Entfernung zu versenden, kann aber bei dem gänzlichen Mangel jeder andern, auch halbwegs nur annehmbaren Veranlassung, keine andere als der nämliche große Einsturz gewesen sein, welcher von uns zur Erklärung der Bodenerschütterung, in Mitte des großen Ozeans verlegt worden ist.

Nur müssen wir über diesen Einsturz jetzt noch besonders bemerken, daß er nach Oben bis zum Grunde des Meeres sich mitgetheilt, und einen weitläufigen Theil dieses Grundes in nicht geringe Tiefe hinabgerissen haben müsse.

Senkungen des Festlandes in sehr bedeutenden Strecken, welche unter den Augen verläßlicher Beobachter vor sich gingen, und die daher keiner Täuschung unterliegen, sind uns zahlreich bekannt.

In den Jahren 1811 und 1812 verursachten die Erschütterungen des Mississippi-Thales so bedeutende Bodensenkungen, daß eine derselben zu einem See von 5 deutschen Meilen Durchmesser wurde. Im Jahre 1819 erzeugte, nach Lyell, das Erdbeben von Cutsch am Indus die Senkung von 500 deutschen Geviertmeilen, welche in einen See verwandelt wurden. An einem anderen Orte senkte dieses Erdbeben volle 90 geogr. Quadratmeilen unter das Meer, welche zu einer Meeresbucht von durchschnittlich 10 Fuß Tiefe wurden.

Die Erklärung solcher Einstürze im Innern der Erde, welche so großartige Folgen auf der Erdoberfläche, wie diese genannten, zu zeigen vermögen, ist aber bei den zahlreich noch vorhandenen Hohlräumen keine sehr schwierige Sache. Sie bedarf nur der Annahme des Bestandes zahlreicherer solcher, in größerer gegenseitigen Nähe, neben oder unterseinander, um befriedigend gewannt zu werden. Eine solche Annahme widerstreitet aber weder einem Naturgesetze, noch den zahlreichen thatsächlichen Beobachtungen, welche wir in unseren Grotten und Höhlen zu machen täglich Gelegenheit haben.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Bezug auf das Aushängen einer schwarzen Fahne am Sterbetag Robert Blums an der sogenannten Reichslaterne des Frankfurter Domes geht der „D. B. Z." folgendes Kuriosum zu: Die Fahne war bekanntlich an der Spitze des Blitzableiters über der sogenannten Reichslaterne, welche nur durch Klettern zu erreichen ist, angebracht. Nachdem nun der Trauerflor durch die Polizei wieder abgenommen war, wurden durch anonyme Schrift der dortigen Polizei drei Frankfurter Persönlichkeiten als die Thäter des Vergehens denuncirt.

Digitized by Google

Der betreffende Beamte hatte kaum die Zuschrift gelesen, als sein Amtsdiener erwachte und er diese Persönlichkeiten sofort vor sich beschied. Sie kamen ohne Säumen. Bei ihrem Erscheinen soll der Polizist sofort ausgerufen haben: „Meine Herren die Sache, wegen der ich Sie vorfordern ließ, hat sich bereits erledigt!“ Dann — — ein Conterfei jedes dieser Individuen, die die ehrsame Zunft der Schlächter, Bäcker und Bierbrauer in ihrer vollkommensten Gestalt repräsentirten, hätte eine Illustration zu Bürgers bekannten: „Drei Männer umspannten den Schneerbauch ihm nicht!“ abgegeben. Die Geladenen aber wollten nicht so mir nichts dir nichts gehen, ohne den Grund ihrer Vorforderung zu wissen, und ersparten dem Polizisten das Bekenntniß nicht, daß er sich habe dupiren lassen; denn es sei doch geradezu unmöglich, meinte er, daß Leute von solchem Kaliber so gute Kletterer wären, daß sie die Spitze des Blitzableiters auf der Reichslaterne hätten ersteigen können!

Im Hause Nr. 74 in der Währinger Hauptstraße in Wien bewohnte der Maurer Johann Gröger eine ebenerdige Wohnung, bestehend aus Zimmer und Küche, mit seiner Gattin Margaretha, seinen Kindern Leopold und Agnes und einem kleinen Findling, den die Frau zur Erziehung übernommen hatte. Am Abende des 24. November heizte Frau Gröger in dem Zimmer mit Kohlen ein und nach genossenem Abendmahle legte sich die Familie zu Bette. Ob ein unglücklicher Zufall die Frau verleitet hat, die Ofenklappe zu schließen, das kann heute nicht mehr untersucht werden — Thatsache ist es, daß die Ofenklappe geschlossen war. Am nächsten Morgen, als die Gröger'sche Familie nicht zum Vorschein kam und ein übelriechender Kohlendunst im Hause sich verbreitete, schöpften die Nachbarn Verdacht und drangen in die Wohnung ein. Alle Glieder der Familie Gröger lagen bewußtlos in ihren Betten. Bei 3 Personen blieben alle angewandten Wiederbelebungsversuche erfolglos. Die Frau Gröger und deren Kinder waren todt, nur den Gatten konnte man, da er noch Lebenszeichen gab, retten. Er wurde in das allgemeine Spital getragen und dort genas er nach zweitägigem Krankenlager. Auch das kleine Findelkind ist gerettet worden.

Aus Vera-Cruz, 26. Oktober, wird berichtet: Am 20. Juni d. Js. wurden von den Bewohnern der indischen Dörfer an dem Flusse des Jztaccihuatl, des zweiten der mit ewigem Schnee bedeckten vulkanischen Berge, welche die Ostseite des Thales von Mexiko begränzen, starke Detonationen vernommen; die letzte und heftigste war mit einem Erdbeben verbunden. Zu gleicher Zeit stürzten ungeheure Felsmassen in die Tiefe und wilde Sturzbäche rissen tiefe Schluchten in die zerklüfteten Seiten des Berges. Indianer des Dorfes Nopopoalco suchten in den folgenden Tagen nach der Stelle des Ausbruches, Caballete genannt, zu gelangen, fanden aber unüberwindliche Hindernisse durch die Steilheit der Schluchten und die Zerrissenheit des Gletschereises. Nur so viel konnten sie erspähen, daß ein ungeheurer Spalt, eine riesige Oeffnung seitlich am Berge war. Die Wasser, welcher dieser Mündung entströmten, hatten einen starken Schwefelgeruch und waren trübe, auch eine andere, intensiv nach Schwefel riechende Substanz wurde von den Indianern gefunden. Sachkundige, welche nähere Untersuchungen anstellten, erkannten eine vulkanische Eruption, die, in der Tiefe arbeitend, durch gespannte Gase den Durchbruch bewirkte.

Der schwedische Kapitän Arwidsson hat in Gemeinschaft mit dem Instrumentenmacher Lyth in Stockholm einen wichtige Verbesserung am Kompaß angebracht, um die Schwankungen der Magnetnadel bei hoher See und Sturm zu beseitigen. Kupfer, der Nadel genähert, bringt eine beruhigende Wirkung hervor; Arwidsson hat daher einen breiten, losen Kupferring in der Oberkante des Kompaßkastens angebracht, der die Kompaßscheibe so nahe als möglich umschließt und gerade nur so viel Raum läßt, daß die Scheibe sich ungehindert bewegen kann.

[Ein zartes Scherzwort Rossini's] aus dessen letzter Leidenszeit bezeichnet das innige Verhältniß, welches zwischen ihm und seiner Frau bestand. „Welcher Unterschied ist zwischen Dir und einer Uhr?“ fragte der kranke Meister seine treue Pflegerin, als diese ihm gesagt hatte, welche Stunde es sei; und als Madame Rossini die Lösung nicht fand, erklärte es ihr Gatte selbst mit den Worten: „Die Uhr zeigt mir die Stunden an, und Du lässest sie mich vergessen!“ So wig ein mot, auf das jeder zärtliche Bräutigam stolz sein könnte.

Charade.

So viel die Sorgfalt auch 1, 2 mag pflegen,
Daß hoch und grade es zum Himmel strebt,
Erliegt es endlich doch den kräftigen Schlägen,
Daß rings von seinem Fall die Erde bebt.

2, 1: ein Pergament, das jedem Tadel
Nicht edlen Ursprungs deutlich widerspricht;
Doch wem im Herzen wohnt der Tugend Adel,
Ist achtungswerth, hat auch 2, 1 er nicht.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers A. Weilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 289 Freitag, 11. Dezember 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

XIII.

Wir wollen nun wieder zu Georg Malcolm, Kazil und Stop und den zwei Indern zurückkehren, von denen wir gesagt, daß sie kurz nach der nächtlichen Feier im Elephantenkirchhofe im Wald von Parava langsam dahin geritten seien. Der Pfad war durch den Schatten, welchen die hohen Bäume warfen, fast völlig dunkel, trotzdem der Mond in vollem Glanze am fast wolkenlosen Himmel stand.

Dort sprengten auch die vier Reiter, welche ihnen schon einmal begegnet, in rasender Eile an ihnen vorbei.

Georg hatte nicht die geringste Ahnung davon, daß sein Vater auf einem der Pferde saß und seinem Tode entgegeneilte.

„Was sind das für Leute?“ fragte er, indem er sich an Kazil wandte, der neben ihm ritt.

„Ich weiß es nicht, Herr!“ antwortete das Kind, „ich habe keine Vermuthung.“

„Ach, Euer Herrlichkeit,“ flüsterte Stop, den sein Muth völlig verließ; „das sind schlimme Gesellen, das sind ja wahre Teufel; so schnell kann nur das wilde Heer dahinsausen; denen zu begegnen kann uns nur Unglück bringen. Wenn Sie doch endlich einmal den Rath eines Dieners befolgen wollten, der nur das Beste seines Herrn im Auge hat, und dessen Klugheit seiner Ergebenheit gleichkommt. Dieser Elephantenkirchhof ist ein abscheulicher Ort, wo uns gewiß ein Malheur passirt! Es wäre am besten, wir kehrten um, und ritten im gestreckten Galopp nach Benares zurück. Wir kommen dann ungefähr eine Stunde nach Mitternacht im Bengalow an, und schlafen zur Erholung von unserem nächtlichen Ritt bis in den hellen Tag hinein.“

„Armer Stop!“ erwiderte Georg lächelnd, „Du bist und bleibst ein Hasenfuß! Uebrigens steht es Dir frei, nach Benares zurückzukehren, wenn es Dich dort hinzieht; ich für meinen Theil kehre nicht um.“

„Ach,“ seufzte Stop, „die vernünftigen Leute haben gut reden; man hört sie nicht an und deßhalb geht es so schlimm auf der Welt.“

Murrend folgte er seinem Herrn, dessen feuriges Roß vor Ungeduld wieherte und in den Zaum biß.

Auf einmal hörten die Reiter den Gesang der vom Elephantenkirchhof wegströmenden Menge.

Zwar konnte Georg die Worte nicht verstehen, aber der wilde Klang der Melodien regte den Engländer sichtlich auf.

„Das sind wohl die Fakirs? Nicht wahr, Kazil?“

„Ich glaube es, Herr.“

„Nun vorwärts, daß wir noch etwas zu sehen bekommen.“

Er wollte eben sein Pferd antreiben, als der Gesang wieder verstummte.

„Es ist am Ende schon vorbei?“ sprach Georg völlig enttäuscht. „Das wäre doch fatal. Wo ist der Eingang in den Kirchhof?“

„Ungefähr hundert Schritte von hier,“ antwortete Kazil, „dort wo man die große Masse Felsblöcke sieht, welche auf dem Boden umherliegen.“

„Vorwärts also!“

Kazil aber war unterdessen abgestiegen, und hatte Georgs Pferd am Zügel ergriffen.

„Was machst Du denn, Kazil; warum hältst Du mein Pferd an?“

„Herr, Sie haben mir befohlen, Ihr Führer zu sein und ich habe gehorcht.“

„Nun?“

„Aber, ich habe nicht versprochen, Sie blind der Gefahr Trotz bieten zu lassen.“

„Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, daß es gerathen ist, hier zu bleiben, und sich mit den Pferden hinter den Felsen zu verstecken, welche uns den Blicken der Vorübergehenden entziehen. Ich will allein in den Kirchhof gehen und Ihnen mittheilen, wenn Sie ohne Gefahr nachkommen können.“

„Die Gefahr wird nicht soweit her sein.“

„Doch, Herr! Die Fakirs werden nicht zugeben, daß profane Augen einen Blick in ihre Geheimnisse werfen. Unsichtbare Wächter halten alle Eingänge des Kirchhofs besetzt und tödten Jeden aus dem Hinterhalt nieder, der auf dem Kirchhof nichts zu suchen hat. Ich kann nicht zugeben, daß Sie sich nutzlos opfern und auf eine so unwürdige Weise umkommen.“

„Er hat Recht, der kleine Inder! er hat Recht!“

Digitized by Google

rief Stop mit Begeisterung, „wir sind für große Dinge geboren, und es wäre Schade, wenn wir unser werthvolles Leben bei einer solchen Lumperei verlören!“

Wir wissen nicht, ob Georg mit Stop einerlei Meinung war und sich durch dessen Worte mitbestimmen ließ; da aber Kazil erklärte, ihn allein in den Kirchhof eintreten zu lassen, und ihm den Weg nicht zeigen zu wollen, so bestand er nicht länger auf seinem Vorhaben. Kazil begab sich allein nach dem Elephantenkirchhofe.

Seine Abwesenheit dauerte nur zehn Minuten, die aber unserem Helden sehr lang vorkamen. Kein Gesang, nicht das geringste Geräusch ließ sich mehr vernehmen.

Endlich kam Kazil wieder, sein Herz schlug heftig.

„Nun?“ fragt Georg lebhaft.

„Herr, Sie können jetzt ohne Gefahr in den Elephantenkirchhof eintreten; die Fakirs und die übrigen Inder sind fort.

Stop lächelte still für sich hin, und rieb sich vergnügt die Hände, während sein Herr ziemlich mißmuthig und enttäuscht aussah.

„Nun, sagte Georg, „wir müssen also auf die Fakirs verzichten und uns mit den Elephantenskeletten begnügen.

Stop schauderte zusammen.

„Elephantenskelette? Ew. Herrlichkeit! Wir wollen also mit schneeweißem Haare wieder nach Benares zurückkehren?“

„Nun, Du mit Deinen rothen Haaren würdest doch nichts dabei verlieren,“ entgegnete Georg. „Uebrigens lege ich Dir keinen Zwang auf; Du brauchst ja nicht mitzugehen.“

„Ich gehe mit, Herr,“ sagte Stop ingrimmig; „aber ich protestire.“

Alle stiegen nun von den Pferden, welche dem einen der indischen Bedienten zur Bewachung übergeben wurden. Der andere Inder nahm eine mitgebrachte Fackel und ging voran; Kazil, Georg und Stop folgten.

Nur mit Mühe kamen die vier Personen auf dem beschwerlichen Wege fort; der Mond konnte nicht in den Engpaß scheinen, und ohne die Fackel wäre es unmöglich gewesen, vorzudringen.

Als sie aber in den Elephantenkirchhof eintraten, erwartete sie ein überraschendes Schauspiel; der Mond beleuchtete die ganze Fläche mit hellem Schein; die weißen Skelette boten einen gespensterhaften Anblick dar und die Bildsäule des Gottes Siva schaute düster und unglückverheißend zur Erde nieder.

„Das ist wirklich grandios!“ murmelte unser Herr, „aber zugleich phantastisch und schauerlich genug. Man sollte glauben, das wäre ein Stück Landschaft unmittelbar nach der Sündfluth, so liegen hier die Skelette umher. Es kommt einem vor, als wäre man in einer andern Welt, und alle Augenblicke fürchtet man, die Skelette würden lebendig.“

Stop klapperte mit den Zähnen.

„Ach Herr, im Namen aller Heiligen Englands sprechen Sie nicht so; ich verliere den Verstand, mein Beine versagen mir schon den Dienst.“

Georg näherte sich der Statue; er kletterte auf einer Stufen des Piedestals von Granit und hielt, da in diesem Augenblick der Mond hinter die Wolken trat, dem Gotte Siva, um ihn besser betrachten zu können, mit Hintansetzung aller Ehrerbietung, die Fackel vor das Gesicht.

Als Kazil diese Kühnheit sah, welche er für gottlos hielt, schrack er zusammen, und der indische Bediente wandte sich ängstlich ab und murmelte irgend ein Gebet.

„Georg indessen fuhr ruhig in seiner Untersuchung fort.

„Dieser seltsame Kerl da,“ sagte Georg lachend, „ist also der Gott des Bösen! Uebrigens sieht der Bursche abscheulich aus; seine Figur entspricht ganz seinem Charakter. Er hätte sich doch bei seiner Allmacht eine bessere Physiognomie anschaffen können. Wenn ich je wieder nach England zurückkehre, so nehme ich mir den Burschen mit und stelle ihn als Vogelscheuche in meinen Obstgarten. Der frechste Spatz läuft vor dem davon und stiehlt sein Lebtag keine Kirschen mehr.“

Kazil und der indische Diener wurden blaß vor Schrecken und zitterten an allen Gliedern. Sie erwarteten, daß der Gott Siva den kecken Engländer sogleich mit dem Blitz erschlagen würde.

Doch aber geschah nichts von all' dem. Der Gott schien erhaben über solche Beschimpfung seiner hohen Person und sparte seinen Blitz.

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben von Peru und seine Veranlassung.

(Schluß.)

Wenn wir die vorerwähnte letztere Senkung am Indus cubisch berechnen, so ergibt sich die Größe von mehr als einer englischen Kubikmeile, welche gleichzeitig zum Sinken gelangte.

Fand aber eine so großartige Senkung des Meeresgrundes in Mitte des großen Ozeans, an der von uns angedeuteten Stelle, in der Nähe der niederen oder Gesellschaftsinseln statt (welcher im Vorbeigehen sei es gesagt, ohnehin öfteren Einsenkungen unterliegt), so fragt es sich, welche Bewegungen der Ozeansoberfläche ein solches Ereigniß nothwendig herbeiführen müßten?

Nach hydrodinamischen Gesetzen fällt bekanntlich das Wasser in den entstandenen Hohlraum allsogleich und plötzlich hinab; an der Oberfläche des Ozeans entsteht eine viel größere Mulde als der Einsturzraum ist

Digitized by Google

Meeresgrunde gewesen ist; bei Wiederschließung dieser Mulde ergibt sich in der Mitte derselben durch den Zusammenstoß der konzentrischen Wellen ein gewaltiger und hoher Wasserberg; und dieser erzeugt bei seinem Bestreben, die verlorene Ruhe wieder zu erlangen, eine Wogenbewegung, deren Größe und Verbreitung der Tiefe und der Ausdehnung des erfolgten Einsturzes entsprechen wird.

Bei den Dimensionen, welche solche unterseeische Einstürze, analog mit den erwähnten des Festlandes haben können, widerstreitet es des Bewegungsgesetzen des Wassers nicht, wenn die hohen Sturzwellen, welche am 13., 14. und 15. August dieses Jahres die ganze Westküste von Amerika und zugleich (soweit bis jetzt die Nachrichten lauten) auch die Ostküste von Neuseeland verheerten, als von der heftigen Aufregung der Wasser-Oberfläche in Mitte des Oceans durch Einstürze des Meeresgrundes an diesem Punkte, hingestellt werden.

Im Gegentheile stimmen dieselben vollkommen mit jeder Berechnung, wenn, wie gesagt, die entsprechenden Größen der bewegenden Veranlassung zur Grundlage genommen werden.

Wir finden demnach solcherweise ebensowohl die außerordentliche Verbreitung gleichzeitiger Erderschütterungen, als auch jene der nachfolgenden hohen Wasserbewegungen in weitester Verbreitung, mit der Annahme von Einstürzen großer innerer Hohlräume im Innern der Erde, und großer Theile der Meeresgründe im vollkommensten Einklange.

Die gleiche Uebereinstimmung zeigt auch das beobachtete Verhalten der Vulkane bei diesen weitverbreiteten Katastrophen.

Es sind nämlich unsern geologischen Begriffen zu Folge die Vulkane der Erde nur die hohen Schlöte von großen inneren Behältnissen leicht brennbarer, ja selbst feuerflüssiger Bestandtheile der Erde, welche durch Klüfte, Spaltungen und Risse mit der in diesen Holzräumen befindlichen und sehr erhitzten Luft in Verbindung stehen.

Wie wir Salze, Metalle und andere vom Bergbaue verfolgten Mineralien entweder in großen Massen (Nestern) oder in weit verbreiteten Schichten an besonderen Lokalitäten vereint finden, so sind auch besondere Lokalitäten die Lagerstätten der Steinkohlen, Oele, Erdpeche, mit Einem Worte jener leicht brennbaren Mineralien, welche bei gebotener Veranlassung die Erscheinungen vulkanischer Ausbrüche hervorbringen.

Ohne eine solche Veranlassung bleiben jedoch die brennbaren und geschmolzenen Stoffe der Vulkane im Innern der Erde in ewiger Ruhe, wie dieß mit allen anderen Stoffen der Fall ist.

Unter allen Veranlassungen, welche die im Innern der Erde waltenden Naturgesetze zu bieten im Stande sind, um die Thätigkeit der Vulkane zu wecken, vermag aber keine so großartigen Erscheinungen hervorzubringen, wie es die vulkanische Thätigkeit der Vorzeit und auch jene der Gegenwart nothwendig fordern, Wärme, Krystallkraft, Cohäsion, Magnetismus, Metamorphose, Feuchtigkeit ꝛc. wirken zwar unaufhaltsam und ununterbrochen fort, aber mit nur so geringem und mit so langsamem Erfolge, daß wir solchen erst nach sehr langen Zeiträumen wahrzunehmen vermögen.

Auch wirken sie unablässig und ohne Unterbrechung fort, weßhalb diese ihre Einwirkung auf die Vulkane auch eine gleichförmig anhaltende, keineswegs aber eine sporadische sein müßte, wie dies in der That der Fall ist.

Es können die genannten Kräfte demnach die veranlassenden Ursachen der vulkanischen Erscheinungen nicht sein!

Nur die Schwerkraft mit ihrer unwiderstehlichen Gewalt erschüttert, wie wir gesehen haben, ganze Kontinente und ganze Oceane, und ist daher auch im Stande, bei den Vulkanen jenen plötzlichen Aufruhr zu wecken, den wir leider noch immer zu oft zu erblicken die Gelegenheit finden.

Aber die bloße leise Erschütterung der Erde, wie sie bei Erdbeben so häufig beobachtet wird, vermag die Veranlassung der vulkanischen Erup.tionen nicht zu sein; ebensowenig als sie jene der großen Sturzwellen im Meere zu sein vermag, deren Ursprung wir eben gezeigt haben. Es wird hiezu vielmehr ein besonderer Druck oder Stoß gegen die Grundlage oder gegen die Seitenwände der vulkanischen Herde erfordert, welcher den kubischen Raum desselben zu vermindern und solcherweise eine Bewegung der feuerflüssigen Stoffe zu erzeugen vermag.

Dergleichen kann jedoch nur durch den Einsturz nahe gelegener Hohlräume bewirkt werden, welcher zugleich die heiße Luft des Erdinnern durch die vorhandenen sich hiebei öffnenden Spalten und Risse mit dem Herde des Vulkans in Verbindung bringt.

Man denke sich ein großes Lager brennbarer, vielleicht feuerflüssiger Materien durch Stoß und Druck in Bewegung gesetzt, und durch den Hinzutritt hochgedrückter heißer Luft noch in größeren Aufruhr gesetzt. Wir werden dann leicht alle vulkanischen Erscheinungen begreifen!

Jene Erdbewegungen aber, welche sich den Vulkanen nur aus großer Ferne mittheilen, und welche daher nur undulatorischer Natur sind, können, wie wir es am 13. August und in den nachfolgenden Tagen sahen, diese Wirkung nicht haben.

Deßhalb blieben auch bei dem großen Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755 alle naheliegenden Vulkane ruhig, obwohl sie ebenfalls von der Erderschütterung erreicht wurden.

Denn auch damals war nicht Lissabon der Ausgangspunkt der bis Nordamerika verbreiteten Erd- und Wasserbewegung, sondern irgend eine Stelle im atlantischen Oceane, deren Grund damals so einstürzte, wie dies heuer im großen Oceane der Fall gewesen sein wird.

Digitized by Google

Indem wir nun die wesentlichsten Erscheinungen der großen Katastrophe vom 13. August, welche jedenfalls allen übrigen großen Katastrophen der historischen Zeit durch ihre großartigen Wirkungen nicht nachsteht, umständlicher erörtert haben; hoffen wir durch diese Erörterung der richtigen Beantwortung unserer Frage einigermaßen näher gerückt zu sein.

Wir haben den Bestand zahlreicher und großer Hohlräume im Innern der Erde wissenschaftlich nachgewiesen; wir haben zahlreiche Formen der Erdoberfläche als die nothwendigen Folgen der in der Vorzeit der Erde stattgefundenen großen Einsturzbewegungen erkannt; wir haben die Erscheinungen, welche solche Einsturzbewegungen nothwendig mit sich führen müssen, gründlich erwogen; wir haben an den Erscheinungen neuester Erderschütterungen diese Erwägungen bestätigt gefunden!

Es bliebe uns demnach nur noch ein Blick in die Tiefe der Erde zu thun übrig, um die Richtigkeit unserer Schlüsse (oder unsere gänzliche Täuschung) ganz vollkommen klar zu machen!

Es haben in neuester Zeit die wissenschaftlichen Erkenntnisse an Weite unendliche Fortschritte gemacht; unsere Spectral-Analyse reicht schon bis zur unendlichen Ferne der Sonne, ja bis zu den funkelnden Sternen hinaus!

Wir sehen solcher Weise, daß die herkulischen Säulen unserer Forschbegierde viel weiter gestellt sind, als wir noch unlängst vermuthet. Unsere Kräfte reichen recht weit, wenn der Geist sie beflügelt. Dürfen wir nicht hoffen, daß ein zweiter Bunsen uns vielleicht recht bald auch diesen Blick in die Tiefe ermöglichen werde; in jene geheimnißvolle Tiefe unserer Erde, die uns doch so viel näher steht als Sirius und Ursa Leonis!

Hoffen wir es zur endlichen Feststellung unserer noch sehr schwankenden geologischen Begriffe!

Triest im November 1868. **M.**

Mannigfaltigkeiten.

[Der Papst'sche Juwelenkasten.] Vater Papst ist der „Juwelier" der Krone. Seine Juwelen-Bundeslade bei der Pariser Ausstellung repräsentirte die Kleinigkeit von 30 Millionen Kapital! Neben den verschiedenen Stirnreifen, Hals- und Brustschmuckſachen, alle besetzt mit blitzenden Diamanten oder großen und kleinen Perlen, Perlentropfen oder Smaragden, Rubinen, Saphiren, von zehntausend Francs bis zu einer Million Francs im Werthe aufsteigend, barg dieser Kasten auch noch ein historisches Juwel: den Diamant Sancy, den „Ahasverus der Diamanten". Der Sancy ist ein historischer Diamant und Karl der Kühne hat ihn in der Schlacht bei Nancy getragen. Das ist aber etwas lange her, und der Sancy, wenn er sprechen könnte, so hell und schön, wie er im Bewußtsein seiner dreiundfünfzig und einem halben Karat leuchtet, würde Verschiedenes von Leuten, die ihn seither besaßen, zu erzählen. Er war auf einer ewigen Wanderung begriffen. Seine Besitzer waren meist unglücklich, und er ging schon oft den Weg aus den Palästen der Großen der Erde in die Boutiquen der Juweliere. Er kam von Frankreich nach England, von England nach Belgien, von da im Jahre 1830 nach Petersburg an das Haus der Demidoffs. Aus diesen russischen Händen gelangte er durch Kauf wieder nach England und von da nach Indien. Bombay war die letzte Station seiner langen und großen Wanderungen. Von dort wanderte er zur Ausstellung nach Paris. Prinz Demidoff hat seiner Zeit 1,500,000 Francs für den Stein in Brüssel gegeben; heute ist der Sancy um eine Million zu haben und doch nicht an den Mann zu bringen. Man hat bereits früher schon an allen Höfen Europas Verkaufsofferten gemacht, doch vergeblich. Als nun die Pariser Ausstellung herbeikam, glaubte man, daß sei die Zeit des Glückes für den „Ahasverus der Diamanten", es werde endlich auch für ihn der Tag der Ruhe kommen. Man setzte die größten Hoffnungen auf die Souveräne, welche während der Ausstellung Paris besuchten, sah sich aber vollständig getäuscht. Sie kamen, die großen und kleinen Potentaten, und blieben vor dem Kasten des Hrn. Papst und dem „Sancy" stehen, aber keiner wollte das Juwel kaufen, und keiner hat es gekauft.

[Das Telegraphennetz.] Ueber die Ausdehnung des Telegraphennetzes in den wichtigsten Staaten Europas gibt folgende Uebersicht Aufschluß: Frankreich 37,151 Kilometer mit 1486 Bureaux, Oesterreich 19,640 Kil. mit 851 Bureaux, England 19,640 Kil. mit 1593 Bureaux, Preußen 28,110 Kil. mit 1331 Bureaux, Rußland 35,917 Kil. mit 324 Bureaux und Italien 15,064 Kil. mit 839 Bureaux.

Auflösung der Charade in Nr. 280:

Das „Land" steht freudig der Pilot,
Zumal, wenn ihn ein „Sturm" bedroht;
Und bietet man den „Landsturm" auf,
Dann geht es tüchtig d'ran und d'rauf; —
Aber: langsam voran, nur langsam voran!
Daß der Krähwinkler Landsturm nachkommen kann.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bailandi.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 290 Samstag, 12. Dezember 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Georg stieg nun von dem Piedestal herunter und gab dem Inder die Fackel zurück; er ging nach einem der Skelette hin, um sie bei dem Schein des Mondes, der wieder hinter den Wolken hervorgekommen war, genauer zu untersuchen.

Kazil schlenderte unterdessen langsam auf dem Kirchhof einher und schaute auf dem Boden umher.

Plötzlich blieb er erschreckt stehen. Ein heftiges Zittern befiel ihn. Er trat einen Schritt zurück, als wollte er fliehen, bezwang aber wieder seine Erregung, beugte sich vor und schob die Pflanzen etwas bei Seite. Kaum hatte er aber näher zugesehen, als er einen furchtbaren Schrei ausstieß.

„Was ist das?“ fragte Georg Malcolm, indem er sich rasch umdrehte.

Kazil war so in seiner stummen Betrachtung versenkt, daß er die Frage überhörte.

„Wahrscheinlich eine Riesenschlange,“ sagte Stop mit kaum hörbarer Stimme, „vielleicht ein schwarzer Panther, ein großer Leopard, oder ein wilder Tiger. Wir sind verloren. Lauft, lauft, so schnell ihr könnt.“

Stop machte wirklich Anstalten zu entfliehen, aber der Schrecken hatte seine Glieder gelähmt; seine Knie schlotterten, halbohnmächtig sank er auf einen großen Stein in der Nähe nieder.

Georg richtete seine Frage zum Zweitenmale an Kazil und sagte:

„Nun, Kazil! gib mir doch Antwort, was ist denn los?“

„Es liegt hier ein Leichnam im Gras!“ sagte der junge Inder mit dumpfer Stimme.

„Ein Leichnam?“ wiederholte Georg.

„Ja, Herr!“

Stop bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, kalter Schweiß trat auf seine Stirn, er hatte keine mehr die Kraft zu sprechen, und murmelte vor sich hin:

„Es ist mir ganz schlecht! ... Ich falle um! ... Ich bin todt! ...“

Kazil kniete neben dem Leichnam nieder. Er hatte aus der Wunde einen indischen Dolch gezogen und untersuchte nun beim Schein des Mondes die blutige Klinge.

Plötzlich ergriff ihn eine heftige Erregung und er murmelte vor sich hin:

„Ein Dolch im Namen der Göttin! Das haben also die Söhne der Bowhanie gethan!“

In diesem Augenblick wurde der Mond durch eine große Wolke verdeckt; der Kirchhof der Elephanten war ziemlich dunkel geworden. Georg nahm deßhalb dem indischen Diener die Fackel aus der Hand und ging auf Kazil zu, indem er sagte:

„Das wollen wir denn doch untersuchen.“

Der junge Engländer beugte sich über den Leichnam und senkte die Fackel tief herab, um genauer sehen zu können; aber fast augenblicklich schnellte er wieder empor; er ließ die Fackel in das Gras fallen, so daß sie am Boden erlosch, und stieß einen herzerschütternden Schrei aus.

„O, nein, nein! ... ich träume blos! ... eine Sinnestäuschung ... eine teuflische Lüge! ... Ich habe mich versehen! ... ich bin toll! ... Dieses Gesicht! ... diese Züge! ... Wenn ich denn doch recht gesehen hätte! ... Mein Gott! Mein Gott! ich flehe dich auf den Knieen, laß das Phantom verschwinden ... Es ist unmöglich! Es ist nicht wahr! Es wäre entsetzlich! ...“

„Herr! Herr! was ist denn?“ fragte Kazil, welcher die Verzweiflung Georgs sah, ohne den Grund derselben zu begreifen.

Stop war auf die Knie gesunken und schickte heiße Gebete zu allen Heiligen, deren Namen er im Gedächtniß behalten.

In diesem Augenblick trat der Mond wieder zwischen den Wolken hervor, und goß Ströme von Licht auf den Leichnam nieder.

Georg drehte sich um, er konnte nicht hinsehen!

„Ich möchte doch noch einmal nachsehen,“ sagte er nach einigen Sekunden, „und kann es auch kaum über mich gewinnen!“

Er ging auf Kazil zu und sagte:

„Kazil, bück' Dich und sieh! Nicht wahr, Du kennst diesen Leichnam nicht? Im Namen Gottes, antworte schnell! Sag' mir, daß Du ihn nicht kennst!“

Digitized by Google

Kazil gehorchte! er beugte sich nieder und sah dem Todten in's Gesicht.

Seine Augen traten fast aus den Höhlen, sein Antlitz verzerrte sich und dann rief er mit heiserer Stimme:

„Sir John Malcolm! Sir John Malcolm!“

Wie vernichtet sank Georg neben der Leiche auf die Knie, und ganz leise, so daß es nur Kazil, der dicht neben ihm stand, hören konnte, sagte er:

„Mein Vater! Ja, es ist mein Vater!“

Stop, unfähig das glauben zu können, rief im Zorn:

„Es ist nicht wahr, der Juder ist ein Lügner!

Kazil, dessen Gesicht ganz in Thränen gebadet war, sagte zu sich:

„Mein Wohlthäter! Mein Retter! sie haben ihn getödtet . . . und das sind meine Brüder!“

Georg hob nun Kopf und Brust der Leiche empor, er stützte sie gegen sich und suchte sie wieder zu beleben, indem er zugleich die Blutstropfen, welche noch aus dem Munde kamen, abwischte. Er streichelte die Wangen, er drückte die Hände, und sagte dazwischen mit von heftigem Weinen erstickter Stimme:

„Mein Vater! . . . ins Herz getroffen. . . . Mein armer blutender Vater! . . . todt! . . . Er kann mich nicht mehr hören! . . . Er kann mich nicht mehr sehen! . . . Seine Augen sind geschlossen, seine Stimme ist schon erloschen! . . . Ich liebte ihn mit der ganzen Kraft meiner Seele, ich liebte ihn von ganzem Herzen, den edlen Greis, der mein Vater war! Die vielen Jahre der Abwesenheit von ihm hatten nur meine Zärtlichkeit verstärkt! Nun waren wir vereinigt, ich hoffte auf dauerndes Glück und finde . . . den Tod!“

Von Thränen erstickt, hielt Georg inne; dann fing er wieder an in einer Art fieberhafter Erregtheit Hoffnung zu schöpfen, wie dies in einem so schrecklichen Zustand leicht zu begreifen ist.

„Todt! Warum denn todt! Nein, nein! ich glaube es nicht, ich kann es nicht glauben . . . er lebt noch und Gott wird mir beistehen, damit er wieder zum Leben erwacht! . . .“

Und als er wirklich glaubte, daß das Leben noch nicht aus der Leiche entschwunden sei, umfaßte er seinen Vater und drückte ihn gegen sich, wobei er ihm ins Ohr sprach:

„Vater! . . . Vater! Dein Sohn ruft Dir! . . . Höre doch . . . antworte mir! Dein Sohn ist bei Dir! . . . Vater! . . . öffne doch die Augen! . . . drücke mir die Hand! . . . Sieh mich an! Erkennst Du mich noch?“

Augenblicklich darauf verließ ihn wieder jede Hoffnung; er sah die Wirklichkeit in ihrer vollen, schrecklichen Gestalt.

„Ach! seine Hände sind eiskalt! . . . sie sind weiß, wie Marmor! . . . Sein Herz schlägt nicht mehr! . . . Der Dolch hat das Herz getroffen! . . , Und wie das Blut umherfließt! . . .“

Er verfiel in convulsivisches Schluchzen und sagte, indem er die Hände rang:

„Muß ich dieses Unglück erleben! Mein Vater ist todt! . . . Mein Vater ist todt! . . . sie haben ihn ermordet! . . .“

Auch Stop, dessen Angst beim Anblick seines todten Herrn in tiefsten Schmerz sich umgewandelt, trocknete unaufhörlich seine Thränen.

„Sie haben meinen Wohlthäter getödtet!“ stammelte Kazil; „O, die Feiglinge!“

(Fortsetzung folgt.)

Die südafrikanische Republik Pretoria.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts wanderte ein Glied der in Schlesien viel verbreiteten Predigerfamilie Pretorius (ursprünglich Breithor geheißen), wie so viele Deutsche, nach dem Kap der guten Hoffnung aus. Ein Sohn dieses Ausgewanderten zog 1838 aus der Kapkolonie nach Natal und von dort 1842 in's Innere des Landes, wo er eine Republik gründete, welche endlich 1852 von der englischen Regierung anerkannt wurde. Der Sohn dieses Begründers der Republik Pretoria steht jetzt als Präsident an der Spitze dieses Gemeinwesens und hat jüngst einen von der Berliner Staatsbürger-Zeitung veröffentlichten Brief an den ihm verwandten und seit einigen Jahren mit ihm korrespondirenden Bürgermeister Kunzer in Naumburg am Bober gerichtet. Wir entnehmen daraus Folgendes:

„Gern hätte ich Ihnen schon früher geantwortet, doch Unruhen, Kriege mit Eingebornen und drückende Geschäfte in der Landesverwaltung haben mich bis jetzt daran gehindert. Von jeher war ich für Deutsche besonders eingenommen; es ist dies natürlich, da ich selbst deutschen Ursprungs bin und einer Familie angehöre, deren ich mich nicht zu schämen brauche, welche viele Männer nennt, die zur Erziehung und Bildung ihrer Zeitgenossen mitgewirkt haben. Für dasselbe bei meinem Volke zu sorgen, ist gegenwärtig meine Lebensaufgabe, es ist ein mühevolles und undankbares Werk, da Unkenntniß und Mißtrauen im Volke mir oft entgegenarbeiten, doch will ich Muth behalten und mich glücklich preisen, wenn es mir gelungen ist, auch nur etwas Gutes für mein Land und meine Landsleute zu Stande gebracht zu haben.“

„Mein Vater verließ im Jahre 1838 die Kapkolonie mit einer Anzahl seiner Mitbürger, als das Joch des englischen Gouvernements anfing, zu schwer auf die Kolonisten zu drücken; sie zogen nach Natal und legten hier eine Kolonie an, nachdem sie die wilden Kaffernstämme daselbst durch ihre männliche Tapferkeit bezwungen hatten. Im Jahre 1842 jedoch mußten sie der Uebermacht der englischen Truppen weichen und N

tal aufgeben, da besonders mein Vater sich dem britischen Gouvernement durchaus nicht unterwerfen wollte. Sie zogen nun in das Innere des Landes unter steten Kämpfen mit den barbarischen Eingebornen; unter zahlreichen Verlusten von Leben und Eigenthum gelang es ihnen durch beharrlichen Muth und Ausdauer, den Grund zu der Republik zu legen, welche wir jetzt bewohnen.

„Das britische Gouvernement hat uns ferner nicht mehr verfolgt und hat uns laut Kondention im Jahre 1852 für frei und unabhängig erklärt. Seit dieser Zeit ist das unangenehme Verhältniß, welches zwischen der englischen Regierung und den Kolonisten bestand, aufgehoben, und wir leben gegenwärtig in der größten Harmonie. Ich habe selbst in der Kapstadt und in Natal Besuche abgestattet, und ich bin sowohl von den Gouverneuren, als auch den Bürgern dieser Kolonien mit allen Ehren als Präsident der südafrikanischen Republik Pretoria empfangen worden.

„Unsere Verfassung ist der jungen Republik angemessen — sehr einfach. Der Staats-Präsident wird für die Dauer von fünf Jahren vom Volke gewählt, ihm zur Seite steht der ausführende Rath, der aus vier Gliedern besteht, nämlich dem oberkommandirenden General, dem Gouvernements-Sekretär und zwei andern Gliedern, denen außer der Zeit der Sitzung kein offizielles Amt obliegt. Der gesetzgebende Körper ist der „Volksrath", er besteht aus Bürgern aus allen Distrikten des Landes, diese werden durch Stimmenmehrheit vom Volke gewählt. Er hält jährlich einmal Sitzung, theils um neue Landesgesetze zu entwerfen und zu sanktioniren, theils alte zu revidiren, und wenn nöthig, zu verändern. — Für die Rechtspflege ist über jeden Distrikt ein Landdrost gesetzt, der mit einigen Räthen alle geringeren Sachen übernimmt und schlichtet. Für große gewichtige Fälle kommen drei dieser Landdrosten jährlich zwei Mal in jedem Distrikte zusammen, denen eine Anzahl Geschworener beigegeben ist, die zusammen bilden den Gerichtshof. — Jeder Distrikt hat einen Kommandanten, der nur in Kriegszeiten Geschäfte hat.

„Unsere Landessprache ist die holländische, doch wird in den Dörfern auch viel englisch gesprochen. Das Land ist fruchtbar und das Klima gesund, die hochgelegenen Striche eignen sich zur Vieh-, besonders Schafzucht, die tiefer gelegenen und durch hohe Berge vor rauhen Winden geschützten Striche eignen sich zum Anbaue aller Arten von Feldfrüchten, ferner zu Pflantagen von Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle und besonders Tabak; die Fruchtbäume wachsen und tragen schnell, außer den Pfirsichen und Obstorten Europa's gedeihen alle Arten von Südfrüchten. Die Berge sind reich an Metallen, als: Eisen, Kupfer, Blei; selbst Gold und Silber ist vorhanden; aber noch fehlen die nöthigen Anstalten, Gerätschaften und besonders des Bergbaues kundige Männer, um die in der Tiefe ruhenden Schätze an das Tageslicht zu befördern. Mit der Zeit hoffe ich jedoch, daß diesem Mangel abgeholfen werden wird, besonderes Vergnügen würde es mir gewähren, einen oder mehrere Deutsche hier zu sehen, die im Bergfache erfahren sind; vielleicht kann solches bald geschehen, denn ich habe mich entschlossen, mit Preußen in Verbindung zu treten; ich habe dieserhalb schon die ersten Schritte gethan und ein Schreiben an den König abgehen lassen.

„Ich wünsche nämlich auch in Berlin einen Konsul als Repräsentanten unserer Republik zu placiren, wie solches in London bereits geschehen ist. Ein Seehafen steht für uns in Aussicht, und so hoffe ich für später auch die deutsche oder preußische Flagge als eine uns befreundete daselbst sich entfalten zu sehen. Die wichtigsten Produkte des Landes, welche sich zum Export eignen, sind Elfenbein, Straußfedern, Wolle, Felle, Tabak und dergleichen, später jedoch werden Metalle bei Weitem das Ueberwiegende aller Ausfuhr-Artikel bilden.

„Das Land hat noch keine eigene geprägte Münze, das kourstrende harte Geld ist das englische. Unser eigenes Geld besteht aus Banknoten, wovon ich das Exemplar einer Ein-Pfundnote beifüge. Für gute, unbescholtene Kolonisten haben wir noch viel Platz, und mein Wunsch ist, recht viele dergleichen Deutsche zu bekommen; es sind mehrere Deutsche hier ansässig, und alle kommen sehr gut fort. Am fühlbarsten und drückendsten ist der Mangel an guten Aerzten und an Lehrkräften für alle Zweige, sowohl der elementaren als auch der höheren Wissenschaften. Musik fehlt ganz, und das Land wird erst Leben und Geist bekommen, wenn Wissenschaft und Kunst nur etwas vertreten sein werden.

„Ich sende Ihnen meine Photographie durch den Missionsdirektor Dr. Wangemann, Direktor der Berliner Missions-Gesellschaft; dieser Herr hat unser Land Behufs einer Visitation der verschiedenen Stationen bereist, die innerhalb der Gränzen der Republik angelegt sind. (Schreiber wünscht zum Schlusse Wappen und Portraits der Familie Pretorius, das preußische Landeswappen, die gangbaren Münzen und Banknoten Preußens, ferner Samen deutscher Garten- Feld- und Baumfrüchte.) Das preußische Zündnadel-Gewehr habe ich aus den Zeitungen kennen und achten gelernt, und ich wünschte wohl, ein solches einmal zu sehen zu bekommen. — (Der Präsident ist zu näherer Auskunft gern bereit und schließt): „Möge es Ihnen und meinen Stammesgenossen in Preußen wohlgehen." Dies wünscht Ihnen Ihr gewogener

Martinus Wessel Pretorius,
Präsident der transvalischen Republik Pretoria."

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Die „Weimarische Zeitung“ berichtet vom 7. Dezember: „So eben erhalten wir aus Jena die Trauernachricht von dem gestern Abend 10 Uhr erfolgten Hinscheiden August Schleicher's. Er erlag einer Lungenentzündung. Im kräftigsten Mannesalter und im bedeutungsvollsten wissenschaftlichen Wirken ist er von uns genommen. Sein Scheiden ist ein schwerer Verlust für unsere Landesuniversität, für die Wissenschaft und für seine Freunde. Die Universität hat in ihm einen Lehrer verloren, der es wie wenige verstand, seine Schüler mit Liebe und Begeisterung für die Wissenschaft zu erfüllen.“

In der Nähe von Inowlodz (Kreis Rawa, Gouvernements Warschau) lebt ein 117jähriger Greis, Ramens Anton Kazubinski. Derselbe ist 1751 in Rydzin im Großherzogthum Posen geboren, hat in der zweiten Hälfte vorigen Jahrhunderts im Kriegsdienst gestanden und für seine Thaten ein Kreuz erhalten. Er verheirathete sich als er 37 Jahre alt war, und lebte 40 Jahre mit seiner Frau im Gouvernement Kalisz. Er verlor hier bei einer Feuersbrunst alle seine Dokumente und ein durch saure Arbeit erworbenes Vermögen von 11,000 Thlrn. Zwei Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau verheirathete er sich zum Zweitenmale und wohnte damals in einem Dorfe in der Nähe von Blaszki. Eine Feuersbrunst und Mißernten beraubten ihn zum Zweitenmale seines Vermögens, und der 101jährige Mann siedelte nun nach Lodz über, richtete daselbst eine Schuhmacherwerkstätte ein, in welcher er mehr als 10 Jahre arbeitete. Nach dem Tode seiner zweiten Frau, der nach 30jähriger Ehe vor ungefähr drei Jahren erfolgte, ging Kazubinski zu seinem Sohn, der in einer Kolonie in der Nähe von Inowlodz wohnt. Er lebt daselbst noch und ist, trotz der Schicksalsschläge, die er erfahren, körperlich ganz gesund.

In Rußland gibt es zur Zeit 4 Lauren, 8 Mönchsklöster und 1 Nonnenkloster, die unmittelbar unter dem heiligen Synod stehen, 8 Klöster, davon eines in China, die den beiden zuerst genannten Kategorien untergeordnet sind, und 430 Mönchs- und 150 Nonnenklöster in den Eparchien, im Ganzen also 600 Klöster der griechischen Kirche.

Im nördlichen Frankreich sind in den letzten Tagen die Enten, besonders Anas Penelope, Anas fusca und Anas glacialis, in Masse eingetroffen. Diese Vögel nisten auf Grönland, Island, Spitzbergen u. s. w. und ziehen im September nach dem Süden, treffen im Oktober an der deutschen und holländischen Nordseeküste und im Kanal ein und gehen bei eintretender Kälte weiter nach Süden vom Rhein nach den Schweizer Seen, nach der Rhone, nach dem Mittelmeere, nach der Berberei, nach Aegypten, Nubien und selbst bis in die Colla, die das abessinische Hochland umgürtet. In diesem Jahre trafen die nordischen Gäste besonders früh ein.

Der in Paris verstorbene Rothschild war einmal zu einer Galatafel geladen, zu der nebst anderen Honoratioren auch der Erzbischof von Paris gezogen war. Als die Flügelthüren zum Speisesaals geöffnet wurden, bestand der Erzbischof hartnäckig darauf, daß Rothschild ihm vorangehe. Rothschild wollte wieder dem Erzbischof den Vortritt lassen. Da nun bei diesem Wettstreite keiner von Beiden in den Saal kam, rief endlich Rothschild: „Nun denn, Eminenz, ich gehe voran, aber nur in dem Sinne, wie das alte Testament dem neuen vorangeht.“

„O wie glücklich bin ich mit meiner Frau!“ rief ein Ehemann aus, „in meinem Hause ist Alles in der schönsten Ordnung, wenn ich um Mitternacht aufstehe, so finde ich jedes Stück meiner Wäsche im Dunkeln“, — und bei diesen Worten zog er statt des Schnupftuches eine Schlafhaube aus der Tasche, um sich den Schweiß abzutrocknen.

Einige Damen in Paris haben ein Komplott im Bereich der Mode eingefädelt. Es handelt sich um nichts Geringeres als um die allgemeine Wiedereinführung der gepuderten Damenfrisuren. In der italienischen Oper und in einigen Salons wurden schon verschiedene Versuche gemacht.

Anagramm.

Willst Du reisen, willst Du jagen,
Mußt Du willig uns ertragen.
Eins der Zeichen lasse wandern.
Und versetze klug die andern:
Diener waren's, Herren gleich,
Einst in einem großen Reich.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Garland.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 291. Montag, 14. Dezember 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Nachdem Georg lange Zeit sich seinen schmerzlichen Empfindungen, seiner Verzweiflung überlassen, änderten sich plötzlich seine Züge. Sein Gesicht wurde starr wie Marmor und todtenbleich. Seine Augen von der inneren Flamme ungewöhnlich trocken, hatten auf einmal eine Thränen mehr. Sein zusammengepreßter Mund rückte eine todesmuthige Entschlossenheit aus.

Er erhob sich und sprach mit fester Stimme:

„Fort mit der unnützen Schwäche! Die Thränen können nicht helfen! Ich will nicht mehr um meinen Vater weinen, ich will handeln, ich will ihn rächen!"

Er unterbrach sich, preßte beide Hände auf das Gesicht, richtete dann von Neuem seine Augen auf die Leiche und fuhr fort:

„Wer mag wohl diese scheußliche That begangen haben? Wer hat sich vermessen, diesen edelmüthigen Greis feige zu ermorden? Allmächtiger Gott! Du hast den Mord zugelassen, nun verstatte auch die Rache! Hilf mir! Verlaß mich nicht meiner eigenen Kraft! Ich allein kann den Thäter nicht finden! Gib mir den Faden in die Hand, der mich sicher zur Entdeckung des Mörders führt!"

Georg wollte vorwärts schreiten, als er etwas unter seinen Füßen rauschen hörte. Er beugte sich nieder, um zu sehen, was es wäre und erhob sich sogleich wieder mit dem Ausruf:

„Papiere sind's, halb vom Feuer verzehrt! Ha, hier ist der Faden! Gott hat meine Bitte erhört! Zünde die Fackel wieder an, Kazil, schnell!"

Das Kind beeilte sich zu gehorchen, und Georg las eifrig die Reste der Papiere auf, welche, wie wir wissen, die Bemerkungen und Notizen über John Malcolm's Entdeckung enthalten hatten.

Als Georg aber die fast völlig verkohlten Blätter über beseitigte, ergriff ihn völlige Enttäuschung.

„Nichts, nichts!" rief er, nicht mehr ein Wort ... das Feuer hat mich's übrig gelassen!"

Dreimal suchte er die Blätter zusammen und dreimal fand er sich getäuscht, als ihm plötzlich ein Blatt in die Hände fiel, das blos halb verbrannt war, während die andere Hälfte noch im guten Zustande sich befand.

„Ach! rief er, von Hoffnung neu belebt, „das sind wenigstens noch einige lesbare Zeilen ... komm einmal mit der Fackel her, Kazil!"

Kazil hielt die Fackel mit zitternder Hand dicht über das Papier.

„Nun, Herr?" fragte er, „nun?"

„Nun, Ew. Herrlichkeit?" fragte Stop ebenfalls, den die Neugier herbeigeführt hatte.

„Die Schrift meines Vaters! ... Ja! ... Ja! Das ist seine Schrift! Ach, wenn ich nur eine sichere Spur fände!"

Seine Augen verschlangen die noch erhaltenen Zeilen, dann sagte er mit völliger Enttäuschung:

„Ach, ich hatte zu früh gehofft! ... Worte ohne Zusammenhang! ... nicht ein einziger Satz!"

Er las nun laut:

„Eine furchtbare Verschwörung ... Im Herzen von Benares muß man suchen ... Das ist Alles, sonst nichts. Das gibt mir keinen Anhaltspunkt! Aber wie kommt denn mein Vater hieher, den ich erst vor wenigen Stunden im Bengalow verlassen? Wer hat ihn hierhergebracht, und welches waren die Beweggründe? Hat Jemand hier Privatrache geübt? Ist er dieser geheimnißvollen Verschwörung zum Opfer gefallen, von der er mir in seinen Briefen geschrieben, und die er in wenigen Tagen enthüllen wollte. Wie soll ich das herausbringen, wo soll ich suchen? Vater, Vater! sollen denn die Ungeheuer ungestraft bleiben? Nein, nein, das ist nicht möglich, das kann Gott nicht wollen! Er wird mir Kraft und Schaffstan verleihen! Er wird mir beistehen in dem heiligen Kampf, an den ich mein Leben setze! Adieu Vater! Adieu! Adieu! Höre den Eid, den ich auf Deine erstarrten Hände schwöre! ... Ich schwöre, die Mörder zu verfolgen, sie zu finden, sie zu strafen! ... Es soll mein Tod sein, wenn ich es nicht thue!"

Die nervöse Aufregung, welche Georg bisher aufrecht erhalten hatte, machte plötzlich einer völligen Abspannung Platz.

Seine zurückgehaltenen Thränen brachen von Neuem hervor. Er fiel neben dem Leichnam auf die Knie, ergriff dessen Hände, und versank ganz in seinen grenzenlosen Schmerz.

Digitized by Google

Stop weinte neben seinem Herrn. Ueber das Gesicht des bronzefarbenen indischen Dieners aber glitt ein teuflisches Lächeln. Kazil auf den Boden gekauert, beleuchtete mit der Fackel das schreckliche Leichengemälde.

XIV.

Es hatte so eben auf allen Thürmen von Benares neun geschlagen, und alle Straßen und Häuser der Stadt strahlten im Glanze der Lichter, als wollten auch sie zur Erhöhung der Feierlichkeit beitragen, welche Lord Singleton in seinem Palaste den Großwürdenträgern der ostindischen Kompagnie und der ostindischen Aristokratie gab, wie wir schon aus dem Gespräch des Lord Singleton mit der Prinzessin Djella vernommen haben.

Die herrlichen Gärten des Präsidentschaftspalastes boten einen fernhaften Anblick dar. Farbige Flammen brannten in ungeheurer Zahl; ganze Guirlanden von Lichtern gingen von einem Baum zum andern; alle Springbrunnen glänzten in hellem Schein und zur Vervollständigung des Ganzen bildete der ausgedehnte Palast von weißem Marmor mit über hundert erleuchteten Fenstern den massiven Hintergrund zu all' Diesem.

Denkt man sich noch mitten in diesem glänzenden Raume unter den Wipfeln hundertjähriger Bäume, in den Lauben und auf dem sammtweichen Gras die vielen rothen Uniformen der englischen Offiziere, die leuchtenden anmuthigen Gestalten der Damen, die reichen Kostüme der Rajahs und der indischen Frauenwelt, so kann man sich einen Begriff von dem Gemälde machen, welches sich unseren Augen darbietet.

Da die Luft außerordentlich rein, und die Temperatur sehr mild war, so hatten die Gäste des Lord Singleton's es vorgezogen, unter dem gestirnten Himmel im Freien, statt in der schwülen Atmosphäre des Hauses zu verweilen.

Zwei Orchester, welche an den Enden des Gartens ganz versteckt waren, spielten abwechselnd beliebte englische Weisen.

Eine große Anzahl Livreebedienten gingen unaufhörlich unter den Gästen hin und her und boten Erfrischungen aller Art an.

Nicht weit von den untersten Stufen der Treppe, welche reich mit Blumen verziert war, und die Verbindung zwischen dem Palast und den Gärten bildete, stand eine kleine Gruppe, von vier oder fünf jungen englischen Fräuleins und eben so viel Offizieren der ostindischen Kompagnie.

Der eine dieser Offiziere, ein prächtiger junger Mann von 25—26 Jahren, dessen langer blonder Schnurrbart ihm ein martialisches Ansehen gab, schien das große Wort zu führen, und sicherlich mußte er interessante Dinge erzählen, denn seine Zuhörer legten die gespannteste Aufmerksamkeit an den Tag.

Dieser Offizier hieß Midley.

Auf einmal unterbrach ihn eine der jungen Fräulein, ein liebenswürdiges Mädchen von 20 Jahren, schön wie die Engländerinnen es sind, wenn sie sich überhaupt damit abgeben, schön zu sein: weiß und sanft gerötet, mit großen blauen Augen und einer Fülle blonden Haares. Sie machte ein ungläubiges Gesicht und lachte:

„Geh'n Sie doch, Herr Midley; wer zu viel beweisen will, beweist nichts! Sie übertreiben!"

„Ich, Miß Hellen!" erwiderte der Lieutenant verdutzt, „ich übertreibe, sagen Sie!"

„Ja, ja, ja!" bekräftigten alle jungen Mädchen.

„Was sollte ich aber für einen Grund dabei haben?"

„Sie wollen sich belustigen und uns Angst einjagen."

„Ach, Fräulein, Sie thun mir sehr Unrecht!"

„Nun, Herr Lieutenant," sagte Miß Hellen ächelnd, „es kann ja sein, daß Sie es selbst glauben, aber wenn auch, so betrachten Sie jedenfalls die Gefahren in Indien durch das Vergrößerungsglas, das Maulwurfshügel zu Bergen, und Mücken zu Elephanten macht."

„Nein, auf Ehre! ich habe nicht übertrieben, nicht im Geringsten, und ich brauche weder Vergrößerungsglas noch eine Lorgnette, da ich sehr gute Augen habe."

„Beweisen Sie das, Lieutenant Midley!"

„Das ist sehr leicht, das will ich thun. Die Gefahren, die uns bedrohen, uns, die englischen Soldaten, sind ungeheuer. Unser Leben würde in einer geregelten Schlacht, unter dem Feuer der Kanonen und Gewehre, viel weniger in Gefahr sein. Was ist eine Schlacht! Man kämpft doch wenigstens am hellen Tage, sieht seinen Feinden gerade ins Gesicht, und kämpft mit ehrlichen Waffen."

„Aber es scheint mir," unterbrach ihn ein anderes Mädchen, Miß Nancy, „daß Sie überhaupt hier keine Armee zu bekämpfen haben."

„Das ist allerdings ganz richtig; das ist's aber gerade, was ich beklage. Hier hat man keine Armee, aber viele Feinde!"

„Wo sind sie denn?"

„Das wäre ein sehr gescheidter Kerl, der diese Frage beantworten könnte, und außerdem würde der gewiß sein Glück machen!"

„Warum?"

„Weil der Feind sich verbirgt! er ist überall, aber er ist unsichtbar! Er führt einen heimtückischen und hinterlistigen Krieg mit uns . . . den Krieg des Meuchelmords! Jeden Morgen fehlen einige der Unsrigen beim Appell, hie und da ist eine Schildwache niedergestochen oder mit dem scheußlichen Lasso erwürgt worden. Jeden Morgen scheint die Sonne auf frisch geschlachtete Opfer und auf Blut, das im Finstern vergossen worden."

Die jungen Mädchen lachten nicht mehr.

Digitized by Google

„Wenn man Ihnen zuhört, Herr Mildey,“ sagte Miß Lovel, dann läuft einem eine Gänsehaut über den Rücken.

„Ich möchte die Gänsehaut einmal sehen,“ sagte der Fähndrich Scully zu sich selbst, der sehr in Miß Lovel verliebt war, indem er einen verliebten Blick auf die runden weißen Schultern des jungen Mädchens warf.

(Fortsetzung folgt.)

Der Prozeß der Marseiller Giftmörderinnen,

welcher sich eben vor dem Schwurgerichtshofe in Aix abspielte, füllt die Spalten französischer Journale und ähnelt vielfach andern großen Mordprozessen, an denen die Neuzeit so reich ist. Wir greifen daher aus demselben nur einzelne romantische Scenen heraus, in denen sich der Charakter des Ganzen abspiegelt. Zuerst die Entdeckung dieses Rattenkönigs von Verbrechen. Der verheirathete Maurermeister Marino in Marseille unterhielt ein Liebesverhältniß mit der Wirthin Bille, deren baumstarker Mann auf dem Siechbette lag. Kam nun schon der Tod des Mannes dem Liebhaber und andern Gästen verdächtig vor, so wurde Marino in seinem Argwohn noch mehr bestärkt, als seine rechte Frau ihm einst weinend entgegenkam, das Liebesverhältniß vorwarf und dazu bemerkte, auch sie solle von der Bille vergiftet werden; die Kartenschlägerin Lampert habe ihr das im Vertrauen mitgetheilt; der Kräuterhändler Joye werde das Gift liefern. Marino, dem dabei der Gedanke kam, das Mordweib könne, dermaleinst seiner überdrüssig, auch ihn opfern, suchte sie von nun an dadurch unschädlich zu machen, daß er ihr das Geständniß der Ermordung ihres Mannes nebst Nebenumständen entlockte und zu diesem Zweck ihr weiß machte, um sie heirathen zu können, wolle er seine eigene Frau vergiften. Die also Berthörte nahm den Vorschlag lebhaft an und adressirte ihn an den Mitteischaffer Joye, theilte ihm auch gesprächsweise die Namen mehrerer Frauen mit, welche, wie sie, ihre Männer aus der Welt geschafft. Als Marino zu Joye kam, war Letzterer auf sein Kommen schon durch die Bille vorbereitet worden; er erhielt daher ohne viel Bitten gegen Erlegung einer Summe das verlangte Gift nebst einer ganz genauen Gebrauchsanweisung. Schon Tags zuvor hatte Marino den Staats-Anwalt von dem ganzen Handel in Kenntniß gesetzt, die Polizei lag auf der Lauer, und so erfolgte denn die gleichzeitige Verhaftung Joye's, der Bille, der Lambert und anderer namhaft gemachter Frauen. Dieser Akt führte nun in der schwurgerichtlichen Verhandlung beim Zeugenverhör des Marino zu dem charakteristischen Schmerzensruf der Bille: „Derjenige, dem zu Lieb ich meinen Mann gemordet, liefert mich nun selbst an's Messer.“ In ähnlicher Weise fällt auch der Hauptheld des Drama's, der Kräutersammler Joye, durch einen sozusagen legalen Verrath. Man sperrt einen dreifachen Mörder zu ihm, dem er in Anbetracht dieser Wahlverwandtschaft Vertrauen schenkt und seine vielen Verbrechen mittheilt gleichwie das Rezept jener künstlichen Mischung von Arsenik und Belladonna, womit er sein schauerliches Brod selber verdiente. Derselbe Zelle-Kamerad wird nun als Zeuge dem Joye gegenübergestellt, welcher die Glaubwürdigkeit eines dreifachen Mörders mit Geringschätzung behandelt. Nun stellt sich aber heraus, daß der zu ihm Eingesperrte ein Vertrauter des Gerichts war, um Selbstmordversuche des Joye zu verhindern, und auch wirklich verhinderte. „Also getäuscht?“ schrie erschrocken Joye, was die Zuhörerschaft mit lautem Hohngelächter begleitete. In jenem Schrei lag die nunmehrige Gewißheit seines Untergangs. Nach dem gefällten Urtheil wurden die Frauen Dye und Flayol freigesprochen, die Kräutersammler Joye und die Frauen Lambert, Bille und Gabriel zu lebenslänglicher, Frau Salvago zu 20jähriger Galeere verurtheilt.

Mannigfaltigkeiten.

Wieder ein neues Stückchen Lynch-Justiz erzählt die in St. Louis erscheinende „Westliche Post“: „Zu Anfang vergangener Woche wurden die Bewohner des sonst so ruhigen und friedlichen Städtchens Otterville in nicht geringe Aufregung versetzt, als sich das Gerücht verbreitete, daß Frau Mape daselbst ihren Mann ermordet habe. Da es bekannt war, daß die beiden erwähnten Eheleute schon lange in Unfrieden mit einander lebten, begab sich die Polizei sofort nach Mape's Wohnung und überzeugte sich bald von der Wahrheit des Gerüchtes, die durch eine elfjährige Tochter der Frau Mape verrathen wurde. Dieselbe erzählte nämlich, daß Georg McIntosh, der Bruder der Frau Mape, der Letzteren am Abende vor dem Morde 35 Dollars zur Aufbewahrung übergeben habe, welche sie in einer Tasche ihres Kleides stecken ließ, als sie dasselbe umwechselte. Mape setzte sich in Besitz dieses Geldes, und brachte es bei Seite. In der Nacht erschienen nun George McIntosh und Thomas Goode vor dem Hause Mapes und riefen ihn heraus. Als er herauskam, verlangte McIntosh das seiner Schwester zur Aufbewahrung übergebene Geld. Mape erwiderte, daß es nicht im Hause sei, daß er es morgen Früh herbeischaffen werde. McIntosh und Goode fielen über ihn her, und nachdem sie ihm durch mehrere Schläge auf den Kopf mittels eines stumpfen Instrumentes des Bewußtseins beraubt hatten, ergriffen sie ihn und hängten ihn auf. Thomas Bennet, ein achtzehnjähriger Bursche, welcher

Digitized by Google

in dem Hause der Familie Mape's lebte, setzte sofort die Polizei davon in Kenntniß, welche George McIntosh, Thomas Goode, Frau Mape und Thomas Bennet verhaftete und sich mit ihnen auf den Weg nach der hiesigen Jail begab. Auf dem Wege hierher wurde die Escorte, in deren Mitte sich die Gefangenen befanden, von etwa 60 Männern eingeholt, die beiden älteren Verbrecher aus den Händen der Polizei gerissen und ohne Weiteres aufgehängt. Die Frau des Ermordeten und Thomas Bennet kamen, ohne dann weiter inkommodirt zu werden, an, wo sie sogleich nach der Jail abgeführt wurden. Man vermuthet, daß Mape's Frau und ihr Bruder nebst Thomas Goode mit diesem Gelde Mape eine Falle stellten, um ihn leichter aus dem Wege zu schaffen; McIntosh hatte schon früher Bennet 100 Dollars versprochen, wenn er ihn beseitigen würde.

[Die größte Küche] der Welt ist, dem „Buenos Ayres Standard" zufolge, das Etablissement der „Liebig's Fleischextrakt-Kompagnie" in Fray Bentos am Uruguay. Dasselbe bedeckt 20,000 Quadratfuß und ist in eine Anzahl von Räumen abgetheilt, welche sämmtlich ihrer Bestimmung gemäß konstruirt sind. Der Besucher tritt zuerst in eine große, dunkle, mit Flurplatten belegte Halle, in welcher das Fleisch abgewogen und durch die Oeffnungen den Schneidemaschinen zugeführt wird. Diese, vier an der Zahl, sind im Stande, das Fleisch von je 200 jungen Ochsen, in einer Stunde zu zerschneiden. Aus diesen Maschinen kommt das Fleisch in sog. „Digeratoren", in denen dasselbe mit einem Dampfdruck von 75 Pfund auf den Quadratzoll zersetzt wird. Sie sind aus Schmiedeeisen angefertigt und halten je etwa 12,000 Pfund Fleisch, die Anstalt besitzt ihrer neun, gedenkt indeß noch drei weitere aufzustellen. Aus diesen Digeratoren wird die Flüssigkeit durch Röhren in eine Anzahl Gefäße geleitet, welche das Fett absondern und aus diesen wieder in 5 gußeiserne Klärpfannen, deren jede 1000 Gallonen hält. Luftpumpen, durch Dampfkraft getrieben, heben die Flüssigkeiten von hier in zwei Kühlschiffe, von wo sie nach verschiedenen Filterprozessen in vier Verdunstungsapparate abfließt, in Kannen gesammelt und Tags darauf in großen Behältern krystallisirt und verpackt wird. Der Metzger der Kompagnie tödtet 80 Ochsen in der Stunde durch Trennung der vertebrae von den occipitale, und 150 Mann sind mit der Zerlegung des Viehes für die Maschinen beschäftigt.

Es gab bisher noch ein Fleckchen deutscher Erde, wohin weder ein Steuer-Exekutor, noch eine Aushebungskommission je ihren Fuß setzte. Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet, mochte mancher Deutsche denken, wenn er an das Rittergut Wald dachte, welches, an der Grenze von Pommern und Mecklenburg gelegen, in schöner Anarchie lebte und gedieh. Im Jahre 1600 schlossen Preußen und Mecklenburg, welche Beide die Oberhoheit über Wolde beanspruchten, einen Vergleich dahin, sich bis zum endlichen Austrag ihres Streites jeder Ausübung ihrer Hoheitsrechte zu enthalten. Dieser Streit, bei dem Wolde sehr wohl befand, ist zwar noch nicht entschieden, aber die Tage der Herrlichkeit sind doch vorüber für das deutsche Andorra. Ein Vertrag zwischen Mecklenburg und Preußen bestimmt, daß fortan ohne Präjudiz des Besitzstandes die Woldenser im mecklenburgischen Kontingent ihre Militärpflicht ableisten sollen. Die Steuern werden wohl nachkommen.

Der gegenwärtig in Paris weilende Tenor und Opern-Impresario, Howard Paul, hat Herrn Offenbach 25,000 Francs für eine neue Operette offerirt, die eine Fortsetzung der „Großherzogin von Gerolstein" unter den englischen Titel „The Grand Duchess more Married than Settled" bilden soll. Das Libretto soll, falls Offenbach sich zur Annahme der Offerte entscheidet, von zwei englischen Autoren geliefert werden.

[Ein frommer Wunsch.] Der „Dresdener Anzeiger" vom 3. Juli 1868 enthält folgende Todesanzeige: „Verwandten und Freunden die traurige Nachricht, daß mein theurer Mann, der Schuhmachermeister August Madig, am 1. Juli, 7 Uhr, nach kurzem Krankenlager sanft entschlafen ist. Gott behüte Jeden vor solchem Schicksal. Die trauernde Wittwe."

Logogryph.

Mit a am Fuß ist's eine Stadt,
Nach der ein deutscher Staat sich nennt;
Wenn man den Fuß verändert hat,
Als tapfern Helden man ihn kennt;
Einst war sein Volk sehr hoch geehrt,
Jetzt lebt's nur noch in der Geschichte.
Wenn um ein Zeichen man's vermehrt,
Ist es ein Meister der Gedichte.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 292. Dienstag, 15. Dezember 1863

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Midley fuhr fort:

„Diese geheimnißvollen Mörder, diese Dämonen, denen ein unbegreiflicher Fanatismus die Waffen in die Hand gibt, und an denen man sich nicht rächen kann, sind nun so gefährlicher, als man sie nicht greifen kann."

„Wo kommen sie denn her?" fragte Miß Hellen.

„Ja, das weiß kein Mensch!"

„Man muß sie aber doch sehen, wenn sie Einen angreifen?"

„Nie!"

„Wie, so?"

„Nur in ganz dunklen Nächten, wie ich Ihnen auch schon gesagt habe, verrichten sie ihr scheußliches Werk; mit den ersten Strahlen der Morgenröthe sind sie wie ein Gespenst verschwunden. Vollständig nackt, den Körper mit Oel eingerieben, den Kopf rasirt, damit sie den Händen ihrer Opfer nichts darbieten, woran man sie mit Sicherheit festhalten kann, kommen sie, sobald die Nacht angebrochen, aus ihren Schlupfwinkeln hervor; sie klettern wie die Katzen, kriechen wie die Schlangen und springen wie ein Jaguar, beim geringsten Lärm entfliehen sie so schnell, wie trockne Blätter von dem Sturmwind verweht werden."

„Ach, Lieutenant, Lieutenant!" rief Miß Lovel, deren Wangen ziemlich bleich geworden waren, „das ist ja fürchterlich. Ihre Erzählung liegt wie ein Alp auf mir."

„Aber Lieutenant," fragte Miß Nancy, „auf welche Art ist es Ihnen denn möglich, sich einigermaßen vor diesen Ungeheuern zu schützen?"

„Wir bringen das fertig, theils durch die Verachtung der Gefahr, theils dadurch, daß wir immer auf unserer Hut sind und Aug' und Ohr offen behalten. Wir nehmen selbst die Gestalt der Wilden an, um die Wilden zu bekämpfen. Den einzigen Erfolg, den wir gegen sie errungen haben, verdanken wir einer eigenthümlichen List."

„Einer List?" fragte Miß Hellen.

„Ja, Miß!"

„Und was für eine?"

„Ich werde es Ihnen sagen. Vorher aber will ich Ihnen bemerken, daß man sie komisch finden könnte, wenn sie nicht so schrecklich wäre, daß einem das Blut in den Adern erstarrte."

„Ach, Lieutenant," sagte Miß Nancy, „Sie besitzen im höchsten Grade die Kunst, die Neugierde auf's Aeußerste zu spannen. Sprechen Sie doch, ich bitte Sie darum!"

„Ja, sprechen Sie, Lieutenant, erzählen Sie!" riefen alle Mädchen auf einmal.

„Ich zittere schon im Voraus," fügte Miß Lovel hinzu, „ich höre für mein Leben gern solche grausige Geschichten, und bin am meisten zufrieden, wenn sich mir die Haare zu Berg stellen."

Nun, sagte der Fähndrich Scully zu sich selbst, „wenn sie einmal meine Frau wird, so weiß ich wenigstens, wie ich sie glücklich machen kann; ich will ihr schon eine Gänsehaut nach der andern verschaffen, und die Haare sollen gar nicht aufhören, sich zu sträuben."

„Die List! die List! erzählen Sie uns die List!" riefen die jungen Engländerinnen im Chor.

Midley begann:

„Eine Zeit lang fand man fast jeden Morgen an dem Saume eines kleinen Waldes, der an die südliche Vorstadt von Benares grenzt, die Schildwache ermordet. Da faßte einer unserer Offiziere den Gedanken, Puppen herzustellen, welche mit der Uniform und mit dem reglementmäßigen Käppi bekleidet wurden, und dieselben am Abend auf den gefährlichen Posten aufzustellen, während wir selbst, den Kopf in große Lotosblätter verhüllt und die Pistolen in den Zähnen, und bis an den Hals in das abscheuliche Wasser eines Sumpfes steckten, der nahe am Wald war."

„Ei, ei!" unterbrach ihn Miß Hellen, „das war wirklich eine sehr glückliche Idee, Herr Lieutenant."

„Sie sehen daraus," erwiderte Midley lachend, „daß wir Offiziere auch manchmal gute Gedanken haben! Drei Stunden verginnen und ich verschwor Sie, daß und diese drei Stunden in der malerischen, aber wenig komfortablen Lage, in der wir uns befanden, wahrhaft endlos erschienen. Er blieb vollkommen ruhig, der Tag brach an, die Kälte des Wassers hatte uns ganz starr gemacht und wir verzweifelten schon daran, daß unsere List etwas helfen würde, als plötzlich ein leises Pfeifen, wie das der rothen Schlange sich vernehmen

ließ, und ein Haufen von Dämonen wie aus der Erde hervorkamen, um sich auf die Schildwachen zu stürzen."

Midley überließ sich der instinktiven Koketterie, welche alle Erzähler oft unbewußt beherrscht; er unterbrach sich für eine oder zwei Sekunden, um sich an der Wirkung zu weiden, die seine Erzählung hervorbrachte.

Diese Wirkung mußte ihn befriedigen. Die jungen Mädchen athmeten kaum mehr und Miß Nancy rief:

„Fahren Sie doch fort, Herr Lieutenant! Fahren Sie doch fort! Uns jetzt schmachten zu lassen, ist nicht recht, das ist abscheulich!"

Midley lächelte und fuhr fort:

„Ein Hagel von Kugeln flog den Scheusalen entgegen. Sechs von ihnen waren augenblicklich todt, dem siebenten war das Bein zerschossen. Es war uns möglich den Verwundeten zu ergreifen, trotz seines hartnäckigen Widerstandes. Auf dem Boden ausgestreckt und in seinem Blute sich wälzend, hatte er sein Messer noch fest in der Hand, und brachte zweien der Unserigen schwere Wunden bei. Man entwaffnete ihn und brachte ihn lebend nach Benares. Wir hofften, daß er Geständnisse machen würde, aber bei diesen Leuten grenzt der Fanatismus an Tuzend, an Heldenmuth. Weder die Androhung des Todes, noch die Hoffnung auf Pardon und Freilassung konnten ihm nur ein einziges Wort abzwingen. Sir John Malcolm selbst, dem geschicktesten Richter in Indien, ging hier das Latein aus, wie man zu sagen pflegt. Der Inder blieb stumm. Er verweigerte alle Nahrung, riß den Verband von seiner Wunde, und starb nach drei Tagen; das Geheimniß nahm er mit ins Grab; es sind jetzt gerade zwei Monate her."

Einen Augenblick lang herrschte das tiefste Schweigen, die Worte Midley's hatten einen außerordentlichen Eindruck hervorgebracht.

Miß Nancy war die Erste, welch das Stillschweigen brach, indem sie ausrief:

„Ach, Lieutenant, ich zittere an allen Gliedern! Wenn man Sie anhört, so klingt das wie ein Kapitel aus jenen schrecklichen Romanen, welche eigens dazu erfunden und geschrieben zu sein scheinen, um verwöhnten Personen schlaflose Nächte zu bereiten."

Miß Hellen fing an zu lachen; sie lachte über Alles und bei jeder Gelegenheit.

„Ist denn das wirklich ein Roman?" fragte sie. „Jedermann weiß, daß der Herr Lieutenant Midley sehr viel Phantasie hat . . . Gewisse Leute wollen behaupten, er schreibe in verschiedenen Zeitschriften und die Quarterly-Review und die Edinburg-Review verdanken ihm einen Theil ihrer Erfolge."

„Diejenigen, welche Ihnen das gesagt haben, mein Fräulein," entgegnete der junge Engländer, „schreiben mir ein Talent zu, das ich zu meinem Bedauern durchaus nicht besitze. Was ich Ihnen so eben erzählt, ist die reine Wahrheit im buchstäblichen Sinne."

„Ich kann das bezeugen," sagte der Fähndrich Scully. „Uebrigens hier kommt ja auch der Doktor Dieudonné, fragen Sie den, er ist ein Franzose und sein Zeugniß werden Sie wohl nicht für verdächtig halten."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Weihnachtsabend eines Alt-Junggesellen.

(Von J. U. Sieben.)

Und wieder naht das Fest der reinsten Freude, dem Millionen Herzen entgegenschlagen, vom lallenden Kinde bis zum zitternden Greise!

Die Mutter hat schon oft versucht, die Ungeduld der Kleinen zu beschwichtigen, indem sie ihnen erzählt, daß sie nur noch acht- oder neunmal auszuschlafen brauchten, dann käme das holde Christkind und bringe den braven Kindern goldene Aepfel und Nüsse, und viele, viele schöne Spielsachen; eine Puppe für Minna, und ein Schaukelpferd für Karl, und noch Etwas für Beide, was sie aber nicht sagen dürfe.

Der ältere Knabe vertraut seinen Kameraden geheimnißvoll an, wie er nun wisse, daß der Vater und die Mutter das eigentliche Christkindchen seien, und daß er gehört habe, wie sie sich besprochen, ihm eine Uhr zum Feste zu bescheeren. Er jubelt auf vor unbeschreiblicher Lust, denn eine Uhr ist immer sein höchster Gedanke, das Ziel aller seiner Wünsche gewesen. Er kann den Tag nicht erwarten, der ihm darüber Gewißheit geben muß, denn in seinen Träumen — und er träumt alle Nacht von der Uhr — tritt immer Etwas dazwischen, das ihn an dem Entgegennehmen hindert. Und wenn er Morgens in die Schule geht, versäumt er nie, an dem Uhrladen des Herrn Schultz nachzusehen, ob die Uhr auch noch da hängt, von der er nun annimmt, daß sie sein Vater kaufen werde.

Die Geliebte hat dem Manne ihres Herzens längst schon abgelauscht, daß ihm ein Ruhekissen, von ihrer Hand gearbeitet, die meiste Freude bereiten würde, aber sie spricht in seiner Gegenwart oft und wie sich selbst vergessend von einem allerliebsten Cigarrenetuis, das sie in dem Fischer'schen Laden zwischen den Thoren gesehen, und daß das, welches der Geliebte im Gebrauche habe, doch gar zu beschmutzt sei. Sie thut's, um ihn auf eine andere Spur zu leiten, wenn er ja eine Ahnung haben sollte, denn in der Ueberraschung liegt ja ein so schöner Reiz. Der jung verehelichte Gatte, der bisher sein höchstes Glück darin fand, die Abende daheim an der Seite seiner Gattin zuzubringen, verläßt schon seit mehreren Tagen, vielleicht Wochen mit eintretender Dämmerung seine Wohnung. Der Arzt hat ihm gesagt, daß seine Gesundheit dies erheische; er müsse sich Zerstreuung machen, Erholung sei ihm nothwendig ꝛc. ꝛc. Und wenn er dann wieder heimkehrt, — bemerkt er

Digitized by Google

wohl, wie seine Gattin Etwas zu verbergen sucht, das eben auf dem Tische gelegen zu haben scheint? Sieht er die kleinen Abfälle nicht, die auf dem Boden des Zimmers liegen? Nein, er sieht sie nicht, oder vielmehr: er will sie nicht sehen, weil er seiner Gattin sonst eine Freude verderben würde. Hat er doch selbst seine Gabe für sie in dem hintersten Fach seines Schreibpultes sorgfältig verborgen und betastet beim Ausgehen jedes Mal ängstlich die Taschen seiner Weste, ob er auch den Schlüssel zum Sekretär bei sich habe.

Und erst in der Familie! Wie da seit Wochen schon alle Hände beschäftigt sind mit Nähen und Sticken, Bügeln, Schneidern, Kleistern ꝛc., wie bald dieses, bald jenes Glied geheimnisvolle Gänge macht, wie die Sparbüchsen von den Kleinen wieder und wieder gezählt oder dem Vater die Börse abgeschmeichelt wird, um dem Geschwisterchen oder der Mutter noch eine letzte und dann allerletzte Gabe zu kaufen, die erst heute Morgen in dem Ladenfenster des Herrn Trier ausgestellt worden ist.

Selbst der Großvater hat in der letzten Zeit seine Enkel häufiger zu sich kommen lassen und ihnen scherzend allerhand närrische Dinge genannt, welche der heilige Christ dieses Mal bringen werde. Er hat durch die Art, wie seine List von den Kleinen aufgenommen wurde, glücklich ermittelt, was jedem einzelnen Kinde besonders lieb sein wird.

So ist der heilige Weihnachtsabend ein Fest, das durch alle Altersstufen Jubel und Freude bereitet, vom lallenden Kinde an, das seine kleinen nackten Arme, von dem Schoße der Mutter aufhüpfend, nach dem funkelnden Lichtlein des Christbaumes ausstreckt, bis zu dem Greis im Silberhaar, der, die Gruppen der Bescheerten und Bescheerenden vom Hintergrunde überblickend, eine heilige Zähre im Auge zerdrückt. War er doch auch einmal jung!

Und doch — nicht Alle sind glücklich an diesem Abend! Der unbeweibte und kinderlose Mann, der Alt-Junggeselle, wie man ihn nennt, hat gerade in der Stunde, wo die Töne der Glocken poesievoll durch die Winterluft zittern, wo das Kindesauge auf den blühenden Lichterbaum ruht, wo der Gatte der Gattin an die Brust fällt, wo die Empfindungen Aller in dem Gedanken zusammentreffen, so vieler Liebe sich würdig zu machen, — der Alt-Junggeselle hat gerade da Schweres durchzukämpfen. Die ältere Jungfrau, welche ihre Bestimmung, Gattin und Mutter zu werden, aus irgend einem Grunde nicht erreicht, immerhin wird sie noch eine liebe Verwandte oder Freundin in ihrer Nähe haben, die sie durch eine Arbeit von eigener Hand erfreuen kann, denn ihr Beruf hat sie nicht in die Ferne getrieben, wie den Mann, der in dem vorgerückten Alter und in der fremden Stadt nicht so leicht ein Herz findet, das sich ihm anschließt, oder dem er sich enge anschließen möchte. Zudem ist ja Geschicklichkeit der Hände zur Anfertigung von Gegenständen, die sich zu Geschenken eignen, eine nur seltene Eigenschaft des Mannes.

Beruf und Lebensstellung mögen es freilich in sehr vielen Fällen dem unverheiratheten Manne nicht so schmerzhaft empfinden lassen, daß er an diesem Abend allein steht, und weder Ueberraschungen zu bereiten, noch entgegen zu nehmen hat; aber wenn ihm die Vorsehung ein weiches empfängliches Herz gegeben, dann empfindet er es doppelt, wie traurig es ist, das schöne Fest vereinsamt begehen zu müssen.

Ein unnennbares Weh durchbebt sein Inneres; die Sehnsucht nach dem nur geahnten häuslichen Glück überkommt ihn mit überwältigender Macht, er durchlebt alle Schmerzen der zerstörten Hoffnungen seines ganzen Lebens in einer einzigen bangen Minute nochmals, und in das gebrochene Herz zieht tiefe Wehmuth ein.

Dann hüllt er sich wohl tief in den Mantel, drückt den Hut fest in die Stirne, schleicht sich in die erhellten Straßen und legt das Ohr lauschend an die verschlossenen Fensterläden. Eine Spalte darin gestattet ihm, in dem Zimmer ein rührendes Bild zu überschauen. Gatte und Gattin liegen sich in den Armen, und obwohl sie im Uebermaße ihrer Freude keine Worte sprechen, der Lauscher versteht doch, was ihre thränenfeuchten Augen sagen wollen. Ihm selbst perlen heiße Tropfen über die Wangen, und er zieht weiter, weil ihn sein Schluchzen verrathen könnte. Lauter Kinderjubel schlägt ihm am nächsten Hause ins Ohr; aber obwohl er weiß, daß es seinen Schmerz nur vergrößern wird, so kann er es sich doch nicht versagen, die süße Pein noch einmal zu erleiden, und wiederum legt er bald sein Auge, bald sein Ohr an die kleine helle Spalte.

So macht er sich wohl eine Stunde lang ein selbstgeschaffenes Weh, dann kehrt er scheinbar erleichtert nach Hause. Er hat seiner Dienerin schon vor einer Woche Auftrag gegeben, daß auch ihm daheim ein Bäumchen geputzt und zur bestimmten Stunde angezündet werde. Noch zwar fehlt an der verabredeten Zeit fast eine Viertelstunde; aber er kommt absichtlich früher, um sich im geeigneten Moment aus einem Nebenzimmer rufen lassen zu können, wie es in seinem elterlichen Hause Gebrauch war. Und in der That, es gelingt ihm, ungeduldig zu werden, wie ein Kind. Endlich ertönt der helle Klang einer Glocke; er tritt ein — — die Dienerin entfernt sich ....

Ob es ihm auch, vor dem blitzenden Bäumchen stehend, gelingt, sich selbst zu täuschen und wieder Kind zu werden? Ob ihm die Geschenke, die seine Dienerin auf dem Tische ausgebreitet, wirklich Ueberraschung bereiten? Fast glauben wir es, denn er lacht unter Thränen, nimmt einen Gegenstand nach dem andern von dem Tisch und sagt: „Wie gut die Marie ist, auch eine Schlummerrolle hat sie beigelegt, weil sie weiß, daß ich mir eine solche schon lange gewünscht habe. Nun soll sie aber auch eine größere Gabe beim Jahreswechsel haben!“ Er vergißt in seiner glücklichen Selbsttäuschung, daß er seiner Dienerin schon vor Wochen

Digitized by Google

einen Zettel mit seinen Wünschen und die Mittel zur Anschaffung dazu nach ihrer Auswahl eingehändigt hat. — Es ziemt und nicht, ihn länger zu belauschen, denn Thüren und Fenster seines Zimmers sind fest verschlossen, und wir hören nur selten einen leisen Laut, von dem wir nicht wissen, hat ihn das gepreßte Herz aus Freude oder aus Wehmuth ausgestoßen.

Du armer, armer Mann in reicher Zeit!

Was willst du trauern stets?

Was willst du trauern stets und klagen,
Weil dich das Schicksal hart bedrückt,
Warum in deinen besten Tagen
Schon gänzlich aller Freud' entsagt?
Ein jeder Mensch hat seine Sorgen,
Noch Keinem war das Glück getreu,
Und wer da fröhlich ist am Morgen,
Wer weiß, ob er's am Abend sei?

Geduldig trag', was dir beschieden,
Mit voller Kraft und zage nicht,
Wenn schwere Wolken auch hienieden
Beschatten dir dein Angesicht.
Ein Sonnenstrahl senkt sich hernieder
Und bricht durch Nebel sich die Bahn,
Auch dein Haupt wärmt er liebreich wieder
Und neues Glück begrüßt dich dann.

Mit frischer Kraft besteig' den Hügel,
Der dir den Lebensweg erschwert;
Die rasche Zeit verleiht dir Flügel
Und bald hast du den Kelch geleert.
Nur muthig mußt du vorwärts eilen,
Verzag' nicht über dein Geschick;
Die Zeit wird deine Wunden heilen
Und lächelnd kehrt das Glück zurück.

Adolph Fischer.

Mannigfaltigkeiten.

[Ueber den Fortbau des Kölner Domes,] bringen die „Köln. Bl." einen längeren Artikel, den wir hier in gedrängtem Auszug wiedergeben wollen. Die Vollendung des Gotteshauses ist gesichert und der Ausbau der Thürme bleibt keine eitle Hoffnung. Der nördliche Thurm an der Westseite des Domes ist von Grund aus neu gebaut und hat nahezu die volle Höhe den südlichen, von dem übrigens mehrere Schichten abgetragen werden mußten, um auf ganzfester Grundlage weiter bauen zu können. Beide Thürme, deren Höhe gegenwärtig bei 150 Fuß beträgt, werden über das Hauptstrongesims hinaus noch 67 Fuß fast in gleicher Stärke wie sie jetzt dastehen fortgesetzt. In der Höhe von 217 Fuß verjüngt sich der Kern als Schaft und steigt um weitere 73 Fuß empor, worauf dann der Aufbau der Thurmhelme geschieht, die für sich eine Höhe von 210 Fuß erreichen, ganz aus Stein bestehen, aber weil durchbrochen doch zierlich und leicht erscheinen werden. Auf der Höhe von 500 Fuß folgt dann die Aufstellung der Kreuzblume, deren vier Riesenblätter zusammen nicht weniger als 360 Centner wiegen. Abgesehen von den gewöhnlichen Bausteinen wurden in diesem Jahre 2400 Stück Werkstücke, mehr als im Vorjahre kunstvoll bearbeitet. Alles Material liegt fertig, sowohl die reichen Fiale, Wimberge und sonstigen Verzierungen, wie auch das große Maßwerk für die Doppelfenster an der Nord- und Westseite des nördlichen Thurmes. An der Nordseite des Domes geht der Ausbau der Sacristei und des Kapitelsaales rüstig voran; übrigens gewinnt auch die ganze Umgebung des Domes eine immer freundlichere Gestaltung; an der Nord- und Ostseite sind die Hauptarbeiten vollendet; an der Südseite ist man mit der Regulirung des Platzes beschäftigt. Mit der Aufstellung der am Südportal noch fehlenden 27 Bildsäulen, die im Atelier des Dombildhauers Professor Mohr vollendet dastehen, wird in Bälde begonnen, desgleichen wird die Aufstellung der Statuen an den Seiten des Langschiffes, deren bereits 16 fertig sind, nicht lange mehr auf sich warten lassen. Zum Fortbau des Domes wurden in diesem Jahre allein 170,000 Thlr. verwendet und für die Bauthätigkeit des nächsten Jahres ist ein Betrag von 520,000 Thlr. in Aussicht genommen. Es steht zu hoffen, daß auch fortan die Mittel reichlich genug fließen, da in den bisher errungenen Erfolgen ein neuer Sporn liegt zu immer regerer Betheiligung sowohl an der jährlichen Kollekte für den Dom, wie an den großen Verloosungen, die Gewinne vertheilen von 43,750 fl. bis herab zu 35 fl.; die Summe der Gesammtgewinne erhöht sich auf 218,750 fl.; die nächste Ziehung der Kölner Dombauloterie findet am 13. Januar 1869 statt.

In England werden die Zierpflanzen in den öffentlichen Parks und königlichen Gärten alljährlich vor Einbruch des Winters unter die ärmeren Arbeiterklassen, Schulen, Armenhäuser u. s. w. vertheilt, so wurden in diesem Jahre 48,987 Pflanzen, welche im Freien umkommen müßten, verschenkt, und gewiß mancher armer Familie eine große Freude damit bereitet.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 293 Mittwoch, 16. Dezember 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

„Um was handelt es sich denn?“ fragte der Arzt, indem er die Damen grüßte und seine Brille auf der Nase zurechtrückte.

„Es handelt sich, Doktor, um jene Attaque am kleinen Gehölz. Sie waren ja diese Nacht bei uns, und haben sogar ungeheure Beweise Ihrer Tapferkeit dadurch abgelegt, daß Sie einen Baumstumpf erwürgen wollten, den Sie für einen Inder hielten.“

Allgemeines Lachen folgte auf den Scherz.

Der französische Arzt war artig genug, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, er lachte mit und erwiderte:

„Das ist allerdings die Wahrheit; aber es ist mein Fehler, ich bin sehr kurzsichtig.“

In gleicher Weise bestätigte er die Wahrheit des von Mildey Erzählten.

„Und jetzt“, sagte ein dritter Offizier, Stewart mit Namen, „strengen wir unseren Geist vergebens an, wieder eine neue List zu erfinden, um diese Banditen zu überraschen.“

„Nun, es wird noch soweit kommen,“ sagte Diendonné, „daß wir uns in Felsen, Rhinocerosse oder Affen verwandeln müssen.“

Miß Hellen lachte sich fast todt.

„Ach, Doktor,“ sagte sie, „Sie würden sich als Affe mit einer Grille auf der Nase sehr gut ausnehmen.“

„Sie sind allzugütig, mein Fräulein!“ antwortete der Doktor.

In diesem Augenblicke näherten sich einige Diener mit Präsentirtellern, die mit Speisen und Getränken vollauf beladen waren.

Die jungen Engländerinnen machten sich sogleich darüber her und räumten gehörig auf.

„Ach, Sandwichs!“ rief Miß Nancy, „die esse ich für mein Leben gern.“

Und das blonde Kind nahm sogleich in jede Hand einen.

„Ich,“ sagte Miß Lovel, indem sie ein bis zum Rand mit Eiskalt gefülltes Glas ergriff, „ich lobe mir den Champagner, und habe meine guten Gründe dazu. Denn Erstens ist er gut und Zweitens wollen einige meiner guten Freunde behaupten, man würde geschieden davon und äußerst liebenswürdig, . . . sie täuschen sich vielleicht, aber es macht mir Vergnügen, Ihnen zu glauben.“

Miß Lovel leerte das Glas auf einen Zug und sagte, indem sie die Augen mit einer Art jungfräulicher Bescheidenheit niederschlug:

„Ich wollte ihn nur einmal versuchen.“

Gleichzeitig sagte Miß Hellen:

„Das ist ausgezeichneter Rum, gewiß von Jamaika und 20 Jahre alt . . .“

„Der Champagner ist gut,“ fing Miß Lovel von Neuem an, indem sie mit der Zunge schnalzte. „In der That, ich glaube, daß er gut ist, aber es wäre doch leichtsinnig, schon nach einem Glas ein bestimmtes Urtheil abgeben zu wollen . . . ich muß ihn der Gewissenhaftigkeit wegen noch einmal versuchen.“

Sie rief deßhalb den Bedienten, der auf sie zukam, und nahm ein zweites Glas Champagner, das sie, wie das Erste, auf einen Zug leerte.

„Dieses Fräulein Lovel,“ sagte der junge Stewart, „versuchen Sie doch erst eine oder zwei Sandwichs, der Champagner schmeckt Ihnen nachher viel besser.“

„Sie können Recht haben,“ erwiderte Miß Lovel, „ich will Ihren Rath sogleich befolgen.“

Sie wandte sich an den Diener:

„Sandwichs, wenn's gefällig ist.“

„Und mir noch ein paar Tropfen Rum“, sagte Miß Hellen, . . . „er ist wirklich köstlich.“

Während einiger Minuten stand der Doktor Diendonné ganz verwundert da, seine Züge drückten zugleich Ueberraschung, Unruhe und Unzufriedenheit aus.

Er war schließlich nicht mehr Herr seiner Gefühle und rief, indem er die Hände zum Himmel erhob und wie ein Tragöde der alten Schule gestikulirte, der eine Verwünschung ausstoßen will:

„Ihr unglückseligen jungen Damen, was macht Ihr denn da?“

„Sie sehen's ja“, antworteten die jungen Engländerinnen, „wir essen und trinken.“

„Ach, ich sehe es nur zu gut. Aber denkt Ihr auch daran?“

„Woran, lieber Doktor?“

Digitized by Google

„An das Magenweh, das Ihr unfehlbar bekommen werdet."

„Seien Sie unbesorgt, Doktor," erwiderte Miß Nancy, die den Mund noch ganz voll hatte, „seien Sie unbesorgt, das ist Alles leicht verdaulich."

„Die Sandwichs und leicht verdaulich!" rief Dieudonné. „Ach, die unverständige Jugend, das ist ja Blei."

„Nun," sagte Miß Nancy lachend, „je schwerer, je schneller geht's hinunter."

„Was?" sagte Dieudonné, der über diese seltsame Bemerkung aus dem Konzept gekommen war.

„Das ist ganz richtig," fuhr Miß Nancy fort, „Blei geht rasch hinunter."

„Bringen Sie mir Champagner," sagte Miß Lovel zu einem Diener.

„Man trinkt ja doch auch gehörig zu den Sandwichs," fügte Miß Hellen hinzu.

„Ja, man trinkt," wiederholte Dieudonné. „Ich sehe es wohl, ich sehe es nur zu gut. Aber nun und nimmermehr werden Sie alles das Zeug da gut verdauen können, was Sie da verzehren."

(Fortsetzung folgt.)

Die Fabrikation von Liebig's Fleisch-Extrakt zu Fray Bentos in Uruguay.

Die Herstellung von Liebigs Fleischextrakt ist nicht gerade eine neue Erfindung, der berühmte Chemiker hat sie schon vor etwa zwanzig Jahren beschrieben, aber ihre Ausübung in größerem Maße und die Verwendung des Extraktes in weiteren Kreisen ist erst ein Fortschritt der Neuzeit, sie datirt erst von der Einführung der Fabrikation des Extraktes in die viehzüchtenden Länder am La Plata. Seit langen Jahren schon war es ein Gegenstand des Bedauerns für Alle, welche jene Länder kennen, daß die unendlichen Mengen werthvollen Rindfleisches, welche sie erzeugen, größtentheils verloren gehen mußten; jährlich wurde ein Unzahl von Thieren lediglich für die Häute und Hörner geschlachtet, später gewann man auch wohl den Talg derselben, aber das Fleisch ging verloren; was davon in neuester Zeit in gesalzenem oder getrocknetem Zustande ausgeführt wurde, genügte nur dem allerrohesten Bedürfnisse und hat für Europa bis jetzt fast keine Bedeutung erlangt.

Dieß brachte einen unternehmenden und aufmerksamen Mann, Herrn Giebert aus Hamburg, der die südamerikanischen Länder längere Zeit bereist und bewohnt hatte, auf den Gedanken, Liebigs Verfahren auf den in den La Plata-Gegenden so reichlichen Rohstoff anzuwenden und dort die Herstellung des Fleisch-Extraktes in größerem Maßstabe zu versuchen, wie es bis dahin in Europa geschehen war. Im Jahre 1862 hielt er sich einige Monate in München auf und lernte in Liebigs Laboratorium das Verfahren auf das Gründlichste, und Professor Liebig erklärte sich bereit, bei günstigem Erfolge das Unternehmen durch seine Empfehlung zu unterstützen. Das Unternehmen ist vollkommen gelungen, es hat nach kleinen Anfängen überraschende Fortschritte gemacht, und gegenwärtig ist die Produktion und die Ausführung nach Europa schon eine nicht unbedeutende.

Ein in Buenos-Ayres erscheinendes englisches Blatt, The Standard, bringt einen ausführlichen Bericht über die Fabrik des Herrn Giebert, ihre Entstehung und ihre jetzige Entwicklung, dem wir das Nachfolgende entnehmen: Wie schon gesagt, studirte Herr Giebert die Fabrikation des Fleischextraktes in München, suchte und fand Theilnahme zu dem Unternehmen, bildete eine Handelsgesellschaft mit vorläufig hinreichendem Kapitale und Domizil in Antwerpen, ließ die Werkzeuge und Maschinen in Deutschland machen und kam damit 1863 in La Plata an. Trotz der kriegerischen Unruhen in jenen Gegenden ließ er sich in Fray Bentos nieder, einer sogenannten Stadt von zwei oder drei Lehmhütten, kaufte eine größere Estancia (ein Viehzüchtergut), miethete Land dazu, baute die nothwendigsten Gebäulichkeiten, stellte seine Maschinen auf und konnte endlich im August 1864 den regelmäßigen Betrieb beginnen.

Die Fabrikation begann mit der Verarbeitung von zehn Ochsen täglich. Die erste Sendung von Fleischextrakt kam in Antwerpen im November 1864 an, sie bestand in 250 Pfund, ward Liebig zur Untersuchung gegeben und ihre Qualität von dieser unbezweifelten Autorität für vortrefflich und über alle Erwartung gelungen erklärt. Verschiedene Ehrenpreise auf europäischen Ausstellungen verbreiteten den Ruf des Produktes, es entstand Frage danach und die Fabrik konnte 15 Stück Vieh täglich verarbeiten, da der Absatz durch die europäischen Agenten 500 Pfund monatlich betrug und der gesammte Absatz etwa 1500 Pfund monatlich.

Um die Mitte von 1865 konnte der Begründer der neuen Industrie bereits zu einer bedeutenden Vergrößerung derselben den Plan fassen, er ging nach Europa und bildete zunächst in London eine neue Gesellschaft, welche Anfangs 1866 in's Leben trat mit einem Kapital von 500,000 L.; dann verweilte er einige Monate in Glasgow, wo er nach seinen Plänen Maschinerie anfertigen ließ, welche im Laufe des Jahres nach Fray Bentos geschafft wurde. Nun wurden neue Ländereien angekauft und eine Fabrik auf größerem Fuße errichtet, die im Mai 1868 zu arbeiten begann, und zwar mit dem Schlachten von 150 Thieren täglich, was sich bald auf 350 steigerte und demnächst auf 500 steigern wird. Inzwischen hat auch die erste kleine Fabrik fortgearbeitet und sich auf 100 Stück täglich gesteigert.

Die Fabrik liegt eine englische Meile südlich von dem Städtchen Fray Bentos auf dem hohen Ufer des Flusses, und die dazu gehörige Bodenfläche mißt etwa eine halbe Quadratmeile. Dieser ganze Raum ist eingefaßt mit einer Umzäunung von Drahtseilen an Pfo-

Digitized by Google

sen und doppelten Gräben, an einer Seite der Hauptstraße, welche zu dem Fabrikgebäude führt, sind große eingehegte Viehstände, welche etwa 5600 Stück enthalten können, auf der anderen Seite Wohnungen für die höheren Arbeiter und ihre Familien. Weiterhin befindet sich ein großes Wasser-Reservoir, welches aus eisernen Platten konstruirt, 97 Fuß über dem Wasserspiegel des Flusses steht und 10,000 Oxhoft Wasser enthält. Es wird täglich durch eine Dampfmaschine von 14 Pferdekraft aus dem Flusse gefüllt. Das Wasser wird aus dem Reservoir in Röhren über die sämmtlichen Fabrikräume geführt und dient zu allen Zwecken der Fabrikation, wie für die Dampfkessel und das Reinigen der Anstalt. Links davon liegen der Schlachtplatz, die Talgsiederei und die Anstalt zum Einsalzen der Häute. Die zum Schlachten bestimmten Thiere werden aus den „Corralos“ (den großen Einzäunungen) zu fünfzig in einen Verschlag getrieben. An einer Seite dieses Verschlages ist eine Oeffnung, gegen welche auf Eisenbahnschienen ein Wagen herangerollt wird. Der zu schlachtende Ochse wird mit einem Lasso (Lederstrick mit Schlinge) an den Hörnern gefaßt und von 2 Pferden mit dem Kopfe fest an einen Balken herangezogen, der quer über dem Wagen befindlich ist; der Metzger gibt ihm einen Genickfang mit einem zweischneidigen Messer und das Thier stürzt todt auf den Wagen. Die ganze Operation dauert keine Minute und es werden oft 80 Thiere in der Stunde getödtet.

Der Wagen rollt dann nach dem Abziehplatze, wo hundertundfünfzig Mann beständig beschäftigt sind; die Thiere werden abgehäutet, in sechs Theile zerlegt und das Fleisch für die Fabrikation abgesondert. Die Häute werden 24 Stunden lang in starkes Salzwasser gelegt, wozu eigene Cisternen vorhanden sind, dann herausgenommen, eingesalzen und zusammengefaltet und auf Haufen gelegt, wo ihr eigenes Gewicht das überflüssige Wasser herausdrückt. Auf Schienen rollende Wagen fahren die fertigen Häute direkt an die Schiffe im Flusse. Knochen, Eingeweide, Köpfe und andere nicht sonst verwendbare Theile werden in zwölf ungeheueren Kufen mit Dampf ausgekocht. Jede dieser Kufen kann diese Abfälle von 380 Thieren aufnehmen und die Auskochung dauert 70 Stunden. Der so gewonnene Talg wird dann durch Dampf gereinigt, abgekühlt und dann in Fässer gebracht. Die Dampfkessel werden mit den Rückständen der Abkochung geheizt und die Asche aus diesem Brennmaterial wird als „Knochenasche“ als Düngemittel nach England exportirt. Demnächst sollen die Abfälle auch zur Bereitung von Leuchtgas für die Fabrik benutzt werden. Das nicht zum Fleisch-Extrakt brauchbare Fleisch wird gesalzen und getrocknet, doch übergehen wir die dazu gehörigen Prozeduren, wie manches andere Nebensächliche.

Getrennt von diesen Anstalten ist dann die eigentliche Fabrik für den Extrakt, Gebäude von etwa 20,000 Quadratfuß Flächenraum, alle in Stein gebaut mit Dächern aus Glas und Eisen und steingeplatteten Fußböden. Nebenan ist das Kesselhaus der Dampfmaschine, welches acht Kessel enthält, die etwa 740 Pferdekraft hervorbringen. Das Fleisch wird vom Schlachtplatz auf Schienenwagen in den Fabrikraum gerollt, dort gewogen und durch Oeffnungen in die Schneidmaschine gebracht. Vier solche Maschinen sind da, die mit Dampf getrieben, stündlich das Fleisch von 200 Ochsen verkleinern können. Das zerschnittene Fleisch kommt dann in eiserne „Digeratoren“, worin es unter einem starken Druck von heißem Dampf „digerirt“ wird. Die daraus entstehende Flüssigkeit, welche den Fleischextract mit Fett enthält, fließt in eine Reihe von besonders konstruirten Behältern, wo im heißen Zustande das Fett abgeschieden wird. Es ist nämlich bei dem ganzen Prozesse die größte Schnelligkeit nöthig, weil bei Zögerung sogleich Fäulniß eintreten würde. Von dort kommt die Flüssigkeit in andere Behälter, wo sie von noch weiteren zu entfernenden Bestandtheilen gereinigt wird, und dann bringen mit Dampf getriebene Pumpen sie in zwei große höher gelegene Gefäße hinauf, von welchen sie in große Evaporatoren überfließt, worin sie durch besondere Apparate unter sehr niedriger Temperatur evaporirt.

Diese und andere Apparate, worin der Stoff noch weiter geklärt und abgedampft wird, sind zum Theil besondere Erfindungen und Einrichtungen des Herrn Giebert und hier nicht wohl zu beschreiben. Nach diesen verschiedenen Procedüren wird der Extrakt in große Fässer gefüllt und bewahrt. Am folgenden Tage wird derselbe dann in eiserne Kufen, die mit heißem Wasser gewärmt werden und 10,000 Pfund auf einmal aufnehmen können, zu einer gleichförmigen Masse gemacht und dann von dem Chemiker der Anstalt, Herrn Seekamp, analysirt. Zeigt er sich gut, so wird er sofort verpackt in Blechbüchsen von 88—100 Pfund; je zwei solcher Büchsen kommen in eine Kiste und so wird das fertige Produkt nach Europa verschickt. Jede solcher Kisten ist nach dem jetzigen Preise etwa 100 L. werth. Die Blechbüchsen werden in einer besonderen Werkstatt der Fabrik aus schottischem Bleche hergestellt, wozu die nöthigen Maschinen vorhanden sind; es werden jetzt jährlich etwa 400 Kisten Blech verarbeitet. Sämmtliche Fabrikräume werden beständig auf's Sorgfältigste reingehalten; es sind dazu überall Wasserröhren angebracht, einige Vorkehrungen sind für die Ventilation und die Abführung der Dämpfe angelegt und in den Räumen, wo der Extrakt fertig gemacht wird, sind sämmtliche Oeffnungen mit feinem Drahtnetz geschlossen, um alle Insekten abzuhalten.

Die Leiter der Fabrik sind gegenwärtig die Herren E. G. Giebert, Direktor, C. Fribolin, Unter-Direktor, E. H. Lanigan, Ingenieur, F. Marr, Architekt, M. Seekamp, Chemiker, F. Coppenrath, Buchführer, und P. Denis, Oberschlächter.

Es konnte nicht fehlen, daß das Unternehmen des

Digitized by Google

Herrn Siebert Rachahmer finden würde, um so mehr als die Ausfuhr von gesalzenem und getrocknetem Fleische bisher sich nicht zu einem rentablen Geschäfte gestalten wollte: das Produkt ist zu gering. So haben denn eine ganze Reihe von Unternehmern begonnen, Fleisch-Extrakt zu machen; aber es ist bis jetzt keinem derselben gelungen, eine haltbare und verkäufliche Waare herzustellen, und fast alle diese Versuche sind wieder aufgegeben worden.

Mannigfaltigkeiten.

[Warnung vor Betrug.] Nach einer Anzeige, welche dieser Tage ein in der Umgegend von Dresden wohnender Gutsbesitzer der Polizei gemacht hat, scheint, es, daß der in früheren Jahren auf Messen und Märkten besonders schwunghaft betriebene betrügerische Leinwandhandel, dem der betreffende Gutsbesitzer zum Opfer gefallen, neuerdings wieder aufgetaucht ist. Es dürfte daher an der Zeit sein, auf die Praxis der Händler, die diesen Handel früher betrieben haben, hinzuweisen. Zunächst ist zu erwähnen, daß chemische und mikroskopische Untersuchungen ergeben haben, daß die Leinwand, die sie verkaufen, zwar reines Leinen, ohne den geringsten Zusatz von Baumwolle, aber dennoch von sehr geringem Werthe ist. Der dazu verwandte Flachs wird, ohne vorher gehechelt zu sein, mit seinen Holztheilen fein zerhackt und mit einem Klebstoffe vermischt, durch Maschinen gesponnen. Das aus diesem Gespinnste angefertigte Gewebe wird auf besonders kunstvolle Weise appretirt, so daß es der besten Leinwand täuschend ähnlich sieht, jedoch nach mehrmaligem Waschen, entweder ganz unscheinbar wird, oder sich gänzlich auflöst. Die Taktik der mit solchen Waaren handelnden Leute besteht darin, daß sie meist zu Zweien in eleganter Kleidung zu ihren Opfern kommen, die sich mit großer Vorsicht aus den bemittelten, weniger Geschäftskundigen Personen des Bürger-, Gutsbesitzer- und geistlichen Standes auswählen. Sie machen die vertrauliche Mittheilung, daß sie im Begriffe seien, Bankerott zu machen, oder nach Amerika auszuwandern ꝛc., und packen darauf ihre Leinen waren aus, welche insgesammt ein sehr verlockendes Aeußere haben, welche sie aber nur im Ganzen verkaufen wollen. Sie zeigen einzelne Stücke vor, welche in der That einen wirklichen Werth haben, lassen sie prüfen und geben einen ungemein billigen Preis dafür an. In der Regel gelingt es den Betrügern, ein Geschäft zum Abschlusse zu bringen, wodurch der Käufer für große Summen, mit Ausnahme der gedachten wenigen guten Stücke, eine fast nutzlose Waare bekommt. Ein solches Geschäft wird von den Verkäufern eine „Prise“ genannt und Letztere nennen sich selbst untereinander „Prisenkänder“.

Man schreibt aus Jerusalem, 20. Nov.: Das schon jetzt großartig zu nennende Kloster der „Dames de Sion“, an der Via Dolorosa unweit des schönen österreichischen Pilgerhauses gelegen, wird durch einen Anbau beträchtlich vergrößert; das Erziehungsamt der obgenannten französischen Schwestern hat unter der gewandten Leitung des bekannten Jesuiten Ratisbonne innerhalb eines Jahrzehents festen Fuß gefaßt und rasch sich ausgedehnt. Die vor Kurzem vollendete Kirche des Klosters bildet eine der schönsten architektonischen Zierden der Stadt; auf eine sehr geschmackvolle Weise ist ein beim Bau des großen Klosters entdecktes, aus der Herodianerzeit stammendes Gemäuer zur Chorwand benutzt worden. Die auf dem höchsten Punkte der Stadt im gothischen Styl sich erhebende lateinische Kathedrale, eine Schöpfung des Patriarchen Valerga, rückt ihrer Vollendung rasch entgegen. Die durch Kapitän Warren geleiteten Ausgrabungen werden von einer Abtheilung Genietruppen und einer großen Schaar gut bezahlter Fellahin unverdrossen weiter geführt. Die Hauptarbeiten werden jegenwärtig im Kidronthal unterhalb des Hiobsbrunnens betrieben; sie bezwecken die Bloßlegung einer weitauslaufenden unterirdischen Gallerie.

Herr Bayliß aus New-Orleans hat sich eine interessante Erfindung patentiren lassen, ein Wagen, durch komprimirte Luft fortbewegt. Die Luft wird durch Dampfmaschinen auf den Hauptstationen in zwei auf dem Dache des Wagens angebrachten Reservoirs komprimirt und setzt eine kleine auf dem Wagen angebrachte Maschine und mit ihr den Wagen selbst in Bewegung. Die komprimirte Luft in den beiden Reservoirs soll zur Zurücklegung von 10 engl. Meilen hinreichen.

Ein neuer Filtrirapparat, Patent von Bayley u. Co., welcher eigens für Truppenmärsche berechnet ist, verdient erwähnt zu werden. Derselbe besteht aus einem großen Fuhrwerk in Gestalt eines Möbelwagens, welches 250 Gallonen Wasser zu halten und 100 in der Minute zu filtriren vermag. Der Filtrirprozeß geht im Gegensatze zu dem bisherigen von unten nach oben vor sich.

Auflösung des Räthsels in Nr. 282:
Laterne.
Richtig gelöst von M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers C. Hallberger.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 294 Donnerstag, 17. Dezember 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Der Doktor wollte noch einige Bemerkungen machen, aber er sah, da die Mädchen fortwährend lachten, wohl ein, daß sie ganz vergeblich sein würden.

Dafür sprach Lieutenant Midley:

„Lieber Doktor, haben Sie für meine anmuthigen Landsmänninen keine Angst. Wenn Sie erst länger hier sind, so gewöhnen Sie sich an die englischen Sitten; die Fräuleins trinken hier Rum und Champagner, wie man in Frankreich die Limonade trinkt."

In diesem Augenblick erschien Lord Singleton auf der großen Treppe und gab beim Herabsteigen seinen Bedienten die Weisung:

„Dick, John, Toby," sagte er, bringt den Damen dort Sandwichs, fette Gänsleber und Champagner, Rum und Claret."

Dieudonné eilte auf den Gouverneur zu:

„Mylord, Mylord," rief er mit flehender Stimme, „geben Sie keine solchen Befehle, die jungen Damen können das unmöglich vertragen."

„Machen Sie sich keine Sorgen, lieber Doktor, und lassen Sie mich gewähren," erwiderte Lord Singleton lächelnd. „Die lilienweißen und rosenrothen Wangen meiner schönen Landsmänninen sind aus Rostbeef, Pudding, Portwein und Champagner zusammengesetzt. Beruhigen Sie sich und machen Sie sich keine Sorgen."

„Ich will es wohl," murmelte der halb in Verzweiflung gebrachte Arzt zwischen den Zähnen, „aber die Sandwichs werden ihnen doch zusetzen; es ist rein unmöglich, daß sie alles das Zeug vertragen können."

Während so Dieudonné seinem Zorn im Stillen Ausdruck gab, ging Lord Singleton auf die Offiziere zu, welche so eben mit den jungen Mädchen gesprochen, und fragte:

„Wissen Sie, meine Herren, ob unser gemeinschaftlicher Freund, Sir John Malcolm, schon im Präsidentschaftspalais angekommen ist?"

„Wir haben ihn noch nicht gesehen," antwortete Midley.

„Auch ich glaube Eurer Lordschaft versichern zu können, daß er noch nicht hier ist," fügte Sculty hinzu.

In diesem Augenblick erschien auf der obersten Stufe der breiten Treppe Eduard Malcolm nebst seiner Braut Heva Burtell und der Braut seines Bruders Mary Burtell.

Lord Singleton war der Erste, der sie bemerkte und sagte:

„Ah, siehe da, Sir Eduard mit den Mündeln Sir John's; sie werden mir wohl Auskunft über den Oberrichter geben können."

Der Gouverneur ging den Ankommenden einige Schritte entgegen und fragte, nachdem einige Worte der Begrüßung gewechselt worden waren, Sir Eduard, wo er seinen Vater gelassen habe.

„Ich hoffte ihn hier zu finden," antwortete der junge Mann.

„Wir erwarten ihn eben, und sind erstaunt über seine Abwesenheit," bemerkte der Gouverneur.

„Nein, das erstaunt mich nicht blos, das beunruhigt mich!"

„Warum denn?"

„Er war weder beim Frühstück, noch beim Abendessen."

„Eigenthümlich," murmelte Lord Singleton.

„Mein Vormund," sagte Miß Heva, „hat das Bengalow vor Tagesanbruch verlassen, ohne Jemand etwas davon zu sagen."

„Ich war in seinem Arbeitszimmer," fügte Sir Eduard bei, „sein Bett war unberührt; er muß also in der letzten Nacht gar nicht geschlafen haben."

„Das scheint mir nicht ganz in der Ordnung zu sein," sagte Lord Singleton nachdenklich.

„Nur eins beruhigt uns einigermaßen, Mylord," sagte Miß Mary.

„Was denn, liebes Fräulein?"

„Daß mein Vormund nicht allein ausgegangen ist. Sein ältester Sohn, Georg Malcolm, hat ihn begleitet und ebenso Stop, ein englischer Bediente, den wir als sehr ergeben kennen."

„Nun, dann ist die Sache nicht so gefährlich."

„Zudem," fügte Sir Eduard hinzu, „hat mein Vater die Gewohnheit, sich oft wegzubegeben, ohne Jemand davon zu benachrichtigen."

„Das begreife ich recht gut," sagte Lord Singleton, „seine Geschäfte, als Oberrichter, machen es manchmal nothwendig, daß er ganz im Geheimen Reisen unternimmt, von denen noch nicht einmal die Seinigen etwas

Digitized by Google

wissen dürfen. Ein solches unaufschiebbares Geschäft mag wohl heute seine Abwesenheit von Hause nothwendig gemacht haben. Und so bleibt uns doch noch die Hoffnung, daß wir ihn bald hier sehen werden."

„Das hoffen auch wir, Mylord!"

In diesem Augenblick erschien ein Thürsteher mit kurzen Hosen und einer silbernen Kette über die Brust, und rief:

„Der Rajah Doorgal Sahib."

„Eine allgemeine Bewegung ließ sich unter den Gästen Lord Singleton's bemerken, da die meisten derselben den angemeldeten Gast nur dem Namen nach kannten.

„Meine Herren," sagte Lord Singleton zu den ihn Umstehenden gewandt, „der Rajah Doorgal ist einer der zivilisirtesten, sicherlich aber der reichste unter den indischen Fürsten, welche uns freundlich gesinnt sind."

„Und nun ging er dem Prinzen entgegen, der ein mit den kostbarsten Edelsteinen bedecktes orientalisches Gewand trug. Er stieg die große Treppe herunter, begleitet von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge.

Mary nahm Heva bei der Hand und sagte ihr ganz leise ins Ohr:

„Sieh einmal, Schwester! Das ist der Mann, der uns so oft begegnet, der mich immer anstarrt, und dessen Blick, wenn er auf meinem Gesichte ruht, mir wie ein Feuerstrahl auf den Augenlidern brennt, so daß mir gegen meinen Willen das Blut ins Gesicht schießt. Heva! Heva! ich fürchte mich vor ihm; es kommt mir immer so vor, als müßte mir dieser Mensch noch einmal Unheil bringen."

Heva küßte Mary lächelnd auf die Stirn und erwiderte:

„Liebe Schwester, ich weiß wirklich nicht, warum Du Dich eigentlich fürchtest? Wenn der Prinz uns häufig begegnet, so ist dies jedenfalls der reine Zufall. Wenn er Dich ansieht, so kommt dies daher, weil Du lieb und schön wie ein Engel bist, und ich kann über diese Bewunderung nicht im Geringsten erstaunen, da ich sie selbst theile. Außerdem ist der Prinz selbst ein ganz charmanter Mann, der mit unvergleichlicher Grazie die herrlichsten, reichsten Kleider trägt. Auch kennt ihn unser Vormund und hält große Stücke auf ihn. Warum soll man sich also vor ihm fürchten?"

„Ich weiß nicht," antwortete Mary, „aber es graut mir vor ihm. Ich bin sehr schwach und sehr einfältig vielleicht, aber daran bin ich nicht schuld, man kann solchen unwillkürlichen Empfindungen nicht gebieten."

Während dessen waren Lord Singleton und der Rajah ganz nahe bei einander gekommen.

„Doorgal Sahib," sagte der Gouverneur, „ich heiße Sie in meinem Palaste willkommen, ich bin glücklich und stolz darauf, Sie unter meine Gäste zählen zu dürfen."

„Mylord," erwiderte der Rajah, „ich biete Ihnen meine Hand und mein Herz mit ihr. Unser Vaterland ist zwar nicht dasselbe, und unsere Götter ebenso, doch aber sind wir Brüder."

„Es kann auch gar nicht anders sein," sagte Lord Singleton, „weil England und Indien Schwestern sind."

Doorgal hatte die reizende Gruppe bemerkt, welche die beiden jungen Mädchen bildeten. Er beeilte sich, zu ihre Nähe zu kommen, wobei Heva empfand, wie sehr die Hand ihrer Schwester in der ihrigen zitterte.

„Miß Mary, Miß Heva," sagte der Prinz in der respektvollsten Weise. „Gestatten Sie mir, daß Knie vor Ihnen zu beugen, als vor den lieblichen Gottheiten dieses Hauses. Sir Eduard," fügte er hinzu, indem er sich an den Bräutigam Heva's wandte, „ich grüße Sie. Werde ich nicht das Vergnügen haben, heute Abend Ihren Vater, Sir John Malcolm zu sehen?"

„Sie werden ihn sehen, denn wir erwarten ihn," erwiderte Sir Eduard.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Justizmord.

Am 3. Dez. l. J. begann vor dem Kassationshofe zu Paris die Debatte eines großen Kriminalprozesses, der bereits vor 70 Jahren entschieden wurde. Es handelte sich um die Revision des Prozesses Lesurques. Lesurques wurde wegen angeblicher Theilnahme an der Ermordung des Kuriers von Lyon zum Tode verurtheilt. Die Exekution wurde vollstreckt und nach der Hinrichtung stellte es sich zur Evidenz heraus, daß der Verurtheilte das Opfer eines Justizmordes geworden war. Die Familie verlangte die Rehabilitation des unschuldig Hingerichteten. Dieser Forderung hat bis zu diesem Augenblicke wegen legaler Formalitäten nicht entsprochen werden können.

Erst das in der letzten Legislaturperiode angenommene Gesetz, welches die Revision von Prozessen auch in dem Falle zuläßt, daß der Verurtheilte bereits mit Tod abgegangen ist — erst dieses Gesetz gab der Justiz die Möglichkeit, ein begangenes Unrecht zu sühnen und von dem reinen Namen eines Mannes, den sie entehrt hat, die ihm angethane Schande zu nehmen. Der Fall Lesurques ist in großen Zügen folgender:

Am 8. Floreal des Jahres 1796 wurde in der Nähe von Montgeront der Kurier von Lyon von vier Reitern überfallen und ermordet. Die muthmaßlichen Thäter waren im Gasthofe zu Montgeront gesehen worden und zwar so, daß sie von den Zeugen mit Bestimmtheit rekognoszirt werden konnten. Der Verdacht, daß Lesurques einer der Schuldigen sei, entstand unter den seltsamsten Verhältnissen.

Lesurques begegnete eines Tages einem seiner Freunde, als er sich in den Justizpalast begab. Beide sprach-

Digitized by Google

zusammen angelegentlich und Lesurques begleitete seinen Freund bis vor das Verbrechzimmer des Instruktionsrichters, der gerade die Untersuchung betreffs des Lyoner Kuriers zu leiten hatte. Zwei wichtige Zeuginnen erblickten Lesurques und glaubten in demselben mit aller Bestimmtheit einen der Reiter wieder zu erkennen, welcher an der Ermordung des Kuriers sich betheiligt hatte und zwar den „mit den Sporen".

Obwohl der Instruktionsrichter nicht begreifen konnte, wie der Mörder des Kuriers sich selbst in dieser Weise exponiren und zu seiner Verhaftung Veranlassung geben könnte, sah er sich durch die durchaus positiven Versicherungen der beiden Zeuginnen dennoch veranlaßt, zur Verhaftung des Herrn Lesurques zu schreiten, und dieser erschien trotz allen Leugnens auf der Anklagebank.

Lesurques berief sich auf ein Alibi, das durch verschiedene Zeugen erhärtet werden könnte. Der erste der Zeugen war ein Juwelier, Namens Legrand, welcher auf seinen Eid aussagte, daß Lesurques am 8. Floreal, dem Tage des Mordes, bei ihm gewesen sei und daß er dieß mit aller Bestimmtheit behaupten könne, da er sich ganz genau einer Arbeit erinnere, die er an dem Tage, wo Lesurques ihn besuchte, gemacht habe und die positiv, wie sein Geschäftsbuch aufweise, am 8. Floreal vorgenommen worden sei. Das Geschäftsbuch wurde vorgelegt, aber verhängnißvollerweise war das Datum des 8. verbessert; es war erst eine 9 geschrieben, aus der später eine 8 gemacht war. Dieser Zufall führte dazu, daß das Zeugniß des ersten hauptsächlichen Zeugen verdächtig erschien, und daß der Gerichtshof den Lesurques erst recht für schuldig hielt. Der Präsident äußerte sich in heftigster Weise gegen den Zeugen Legrand, den er der Fälschung und der Täuschung der Justiz beschuldigte. Dieser gerieth in Verwirrung und wurde dermaßen eingeschüchtert, daß er schließlich zugab, möglicherweise habe er sich geirrt und möglicherweise sei die Zusammenkunft an einem anderen Tage erfolgt.

Nach diesem Zwischenfall wurden alle andern Schutzzeugen Lesurques, welche sein Alibi erhärteten, sehr ungünstig aufgenommen, und man schenkte ihren Aussagen kein Vertrauen. Lesurques wurde verurtheilt. (Courriol, der mit Lesurques zusammen verurtheilt war, erklärte, Lesurques habe mit der ganzen Angelegenheit nichts zu schaffen und sei unschuldig; die Verwechslung sei dadurch entstanden, daß Lesurques mit einem der Mitschuldigen, einem gewissen Dubosc, eine allerdings im höchsten Grade auffallende Aehnlichkeit habe. Auch diese Aussage wurde von verschiedenen Zeugen bestätigt. Indessen legte ihr der Präsident Simeon, der sich durch seine Leitung dieses Prozesses einen bekannten, aber wenig rühmlichen Namen in der französischen Justiz gemacht hat, keinerlei Bedeutung bei, da er den Dubosc für ein imaginäres Wesen hielt.)

Vierzehn Tage nach Lesurques Hinrichtung erhielt der Präsident Simeon ein Schreiben von dem Friedensrichter in Besançon, Herrn Jarry, in welchem dieser mittheilte, daß Dubosc in der That existire. Derselbe sei von den Tribunalen in Paris und Lyon verurtheilt worden, aus dem Zuchthaus ausgebrochen und werde jetzt wegen eines Diebstahls im Betrage von 2 Millionen (Assignaten und Geldwerth) verfolgt. In Besançon habe man ihn ergriffen und nach Lyon gebracht; dort sei er zwei Tage vor seiner Verurtheilung zu 14 Jahren Eisen wieder ausgebrochen.

Auch auf dieses Schreiben legte Hr. Simeon so wenig Gewicht, daß er keinem Menschen ein Wörtchen davon sagte. Erst 36 Jahre später wurde dieser Brief zufällig in den Archiven des Ministeriums des Innern aufgefunden.

Einige Tage nach Empfang dieses Schreibens wurde ein gewisser Durochat verhaftet und als derjenige erkannt, der neben dem Kurier Platz genommen hatte. Durochat legte umfassende Geständnisse ab und versicherte, daß außer ihm nur noch Vier bei dem Komplott betheiligt gewesen wären, nämlich Bidal, Roussi, Dubosc und Courriol. Der Letztere war bekanntlich gleichzeitig mit Lesurques hingerichtet worden. Bidal und Dubosc, der allerdings eine schreckenerregende Aehnlichkeit mit Lesurques hatte, legten keinerlei Geständnisse ab; aber Roussi hinterließ ein schriftliches Testament, welches er dem Priester, der ihn auf das Schaffot begleitete, übergab, und welches folgendermaßen lautete:

„Ich erkläre, daß der Lesurques unschuldig ist. Sechs Monate nach meinem Tode darf mein Beichtvater diese Erklärung veröffentlichen."

Dies ist der Prozeß Lesurques, eine der tragischesten Seiten in den Annalen der Rechtspflege. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Kassationshof die Rehabilitation des Lesurques aussprechen und damit einen dunkeln Flecken von dem Schilde der Justiz tilgen wird, soweit es eben noch möglich ist.

Mannigfaltigkeiten.

Ein interessanter Versicherungsfall kam vor dem Gerichtshofe der Common Pleas zur Entscheidung. Das Schiff „Dreadnought", für 3000 L. versichert, segelte am 10. Oktober 1864 von Colombo nach London; drei Tage später fing die Mannschaft einen Schwertfisch mit der Angel, oder vielmehr sie fing ihn nicht, denn Zyphias zerriß die Schnur und hüpfte noch einmal aus dem Wasser, um sich seinen Feind, den „Dreadnought", anzusehen und ihm ein Andenken zu hinterlassen. Am folgenden Morgen wurde der Kapitän durch die Nachricht überrascht, das Schiff sei leck geworden. Man kehrte nach Colombo zurück und fand ein rundes Loch von einem

Digitized by Google

Zoll Durchmesser, welches durch die Kupferhaut und die Planken ging. Die Versicherungsgesellschaft hätte zweifelsohne die beanspruchte Entschädigungssumme gezahlt, aber da kein Schwert in dem Loch steckte und die Schwertfische ihr Racheinstrument — gleich den Urtheilsvollstreckern der heiligen Vehme — zur Verhütung von Mißverständnissen zurückzulassen pflegen, mußte erst der Beweis geführt werden, daß wirklich ein Schwertfisch der Missethäter gewesen sei. Die dieserhalb vernommenen Sachverständigen wußten zwar keinen Präzedenzfall aufzuführen, glaubten aber, daß der Schwertfisch sich vermöge der seinen Seiten innewohnenden Kraft durch Hin- und Herbewegung wieder habe aus dem Loche herauswinden können. Daraufhin wurde die Gesellschaft zur Zahlung der Entschädigungssumme verurtheilt.

[Ein schlafender Lokomotivführer.] Aus Lemberg vom 24. Nov. wird geschrieben: Am Samstag Abends ging der nach Krakau bestimmte Lastzug von Lemberg ab. In Radymno sollte der Zug, wie gewöhnlich, anhalten. Um 2 Uhr Nachts erwartete man den Zug in Radymno, zum größten Schrecken erblickte man aber, daß der Zug auf der Station nicht anhielt, sondern mit voller Dampfkraft vorübereilte. Man telegraphirte gleich nach Krakau, damit der Personenzug, welcher von dort nach Lemberg abgehen sollte, um einem Unglücke vorzubeugen, aufgehalten werde; die Kondukteure des Lastzuges aber, welche auch ein Unglück befürchteten, trachteten, mit der größten Gefahr, von Wagen zu Wagen steigend, zur Lokomotive zu gelangen. Nach vielen Anstrengungen gelang es wirklich zwei Kondukteuren, ungeachtet der Zug mit Pfeilschnelle eilte, auf die Lokomotive zu springen und erst jetzt wurde das Räthsel gelöst. Sowohl der Lokomotivführer wie auch der Heizer waren eingeschlafen. Sie entschuldigten sich damit, daß sie seit vier Tagen und Nächten im Dienste waren.

[Grenchen ist in großer Aufregung.] Es war — schreibt das „Soloth. Tgbl." — ohne es zu wissen, im Besitz eines Gemäldes vom berühmten Maler Holbein, und ist nun drumgekommen. Dasselbe hing bis vor wenigen Jahren in der Allerheiligen Kapelle, vergilbt, die Rahmen zerfressen und so zerbrechlich, daß man ein Seil um das Bild schlingen mußte, um es an die Wand hängen zu können. Der Verwalter des Kapellfonds hat bei Anlaß einer Kirchenreparatur, natürlich ohne den künstlerischen und antiquarischen Werth des Bildes zu kennen, dasselbe verkauft. Es befindet sich nun restaurirt von der kundigen Hand Eigners in Augsburg, daselbst im Besitz eines Privaten, und nun schreibt man ihm einen enormen Werth zu — 50,000 Frcs. . ? . Begreiflich, daß die Grenchener alle Mittel in Bewegung setzen, um die Frage über den rechtmäßigen Besitz juristisch anhängig zu machen.

Der Wundervogel, ist der Name eines kleinen, sauber gearbeiteten Spielwerks aus vergoldeter Bronze, welches von Dresden aus, wo dasselbe fabrizirt wird, nach allen Weltgegenden versendet wird. Dieser sogenannte Wundervogel läßt nämlich — in ein Glas Wasser gebracht — den reizenden Gesang der Nachtigall, so oft man will, ertönen, wenn man damit nach der demselben beigegebenen Gebrauchsanweisung verfährt. Dieses niedliche Spielwerk ist eine hübsche Ueberraschung für den Weihnachtstisch, und gegen Franko-Zusendung von 20 Neugroschen in Postmarken oder Baarem durch Hern Anton Elb in Dresden zu beziehen.

Nach einem Berichte des Seinepräfekten Hausmann, dessen Bauwuth bekannt ist, sind in Paris vom 1. Oktober 1867 bis zum 30. September 1868, also im Laufe eines einzigen Jahres nicht weniger als 3586 Häuser gebaut worden, welche 25,601 Wohnungen enthalten; anderntheils sind 1764 Häuser mit 11,141 Wohnungen demolirt worden, so daß also 1822 Häuser mit 14,460 Wohnungen zugewachsen sind. Seit der Errichtung des zweiten napoleonischen Kaiserreichs (1852) bis zum 30. September 1868 sind nicht weniger als 94,054 Häuser gebaut und 23,711 Häuser niedergerissen worden. Demnach ist Paris unter Napoleon III. um 70,323 Häuser vergrößert worden.

Einem amerikanischen Blatte entnehmen wir folgende Charakteristik der Stadt Mainz. Die Festung ist großpreußisch, die Regierung ist darmstädtisch, die Post ist nordbündisch, das Militär ist polnisch-preußisch, die Landesfarben sind hessisch, das Gesetz ist französisch und die Sprache der Mainzer ist deutsch.

Charade.

In der Ersten wogt das Leben;
Sinkt das Eu're drein,
Wird's am Ende sein;
Dürft dem Todtengräber nicht viel geben.
Oefter glänzt die Zweit' euch um die Nase,
Lieber seht ihr sie im vollen Glase,
Und dem Ganzen dank' ihr, wenn ihr's kennt;
Eine Göttin und ein Instrument.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 295 Freitag, 18. Dezember 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

„Meine Fräulein," sagte Doorgal, indem er sich wieder an die jungen Mädchen wandte, „ich war besonders begierig darauf, Ihren Vormund, der fast Ihr Vater ist, hier zu treffen, weil ich mir von ihm eine Gunst ausbitten wollte."

„Eine Gunst, Prinz," fragte Heva, „und welche?"

„Die Gunst, daß er mir erlauben möchte, Jeder von Ihnen eine jener Kleinigkeiten, welche jungen Mädchen gefallen, und deren einziger Werth in meinen Augen darin besteht, daß sie die Schönheit derselben erhöhen."

„Ich begreife nicht, Prinz," stotterte Mary, während Heva neugierig fragte:

„Was ist es denn?"

Doorgal griff in seinen herrlichen, mit Gold gestickten Cachemirgürtel, der über seine mit Edelsteine übersäete Dolche ging, und holte zwei Schmuckkästchen hervor, welche er den jungen Mädchen darbot, indem er nach orientalischer Sitte das Knie vor ihnen beugte.

Mary, deren wunderliebliches Gesicht purpurroth vor Furcht und Verlegenheit glänzte, streckte nur zögernd die Hand nach dem Schmuckkästchen aus, welches für sie bestimmt war.

Heva dagegen öffnete das Ihrige augenblicklich mit kindlicher Naivität, und rief im höchsten Erstaunen aus:

„Gott, wie ist das schön! sieh einmal Eduard, sieh einmal Schwester! Das ist herrlich, wunderbar, blendend!"

„Erlauben Sie mir, Miß Heva, Sie übertreiben!" erwiderte der Prinz, „solches Lob verdient die Kleinigkeit nicht. Es sind gewöhnliche Diamanten aus meinen Gruben bei Golconda, mit Perlen, welche meine Perlenfischer von Ceylon gefunden haben, und das Ganze hat ein Juwelier in Calcutta zusammengesetzt, der nur für mich arbeitet. Es ist ein sehr bescheidenes Geschenk, ich weiß es wohl. Auf Ihre Schultern und an Ihre Finger gehören keine Diamanten, sondern Sterne. Aber die Sterne glänzen am Himmel, wie Ihre Augen auf der Erde glänzen, und es ist mir bis jetzt noch nicht gelungen, die Sterne vom Himmelszelt herabzuholen."

„In der That," sagte Lord Singleton lächelnd, „Sie könnten den in den aristokratischen Zirkeln Londons sich bewegenden feinsten Gentlemen Unterricht in der Galanterie geben. Sie sind zugleich Fürst, Millionär und Poet, und als künstlerisch gebildeter Fürst finden Sie zugleich das Mittel, den Rabob und seinen ungeheuren Reichthum vergessen zu machen."

„Mylord," erwiderte Doorgal, „Sie sind allzusehr sichtig gegen mich."

„Ich läugne das ganz und gar," fiel Lord Singleton lebhaft ein, „das, was Sie Nachsicht nennen, existirt nicht, ich bin nur gerecht."

„Gut, Mylord, so seien Sie auch wohlwollend und erfüllen Sie einen meiner heißesten Wünsche."

„Ich bin bereit, Rajah, was soll ich thun?"

„Sie sind der oberste Repräsentant Englands in diesem Palaste, welcher englischer Boden ist, und keiner ihrer Landsleute wird ihre Autorität in Frage stellen."

„Nun?" fragte Lord Singleton..

„Nun, Mylord, so bitte ich Sie, Miß Mary und Miß Heva in Abwesenheit Ihres Vormundes, Sir John Malcolm's, zu gestatten, mein kleines Geschenk anzunehmen."

„Prinz," stammelte Mary in unbeschreiblicher Verlegenheit, die sie nicht verbergen konnte. „Diese herrlichen Kleinodien sind viel zu schön für uns, viel zu schön, und nur für Fürstinnen bestimmt."

„Ah, rief Doorgal feurig aus, „sind Sie nicht dreimal Fürstinnen? Tragen Sie nicht die dreifache Krone der Schönheit, Jugend und Anmuth. Wie viele Fürstinnen in dieser großen Welt würden nicht gern ihr goldenes Scepter mit dem Ihrigen vertauschen. Sie sehen also wohl, daß Sie dieser Kleinigkeiten mehr als würdig sind."

„Glauben Sie, Fürst," sagte Heva, „an unsere Dankbarkeit, aber solche Geschenke von so ungeheurem Werthe können wir nicht annehmen."

„Wir dürfen es nicht, fragen Sie nur Sir Eduard, er ist sicher unserer Ansicht."

Dieser, so plötzlich um seine Meinung befragt, konnte nicht, ohne einige Verwirrung zu zeigen, sagen:

„Allerdings, Fürst, glaube ich, daß Miß Heva und Miß Mary Recht haben."

Digitized by Google

Doorgal wandte sich nun an Lord Singleton mit den Worten:

„Wie Sie sehen, Mylord, beruht meine ganze Hoffnung auf Ihnen. Sprechen Sie jetzt Ihr Urtheil und seien Sie mir, ich bitte darum, gnädig."

„Nun, wohlan, es sei, ich bin bereit, einen Ausspruch zu thun, aber zuvor muß ich wissen, ob mein Ausspruch — mag er sein, welcher er wolle — von allen Theilen ohne Murren und Widerrede angenommen wird. Miß Heva, sind Sie damit einverstanden?"

„Oh, Mylord, wie können Sie daran zweifeln?"

„Und Sie, Miß Mary?"

„Welchen Ausspruch Sie auch fällen, ich werde ihn achten."

„Und Sir Edward?"

„Mylord, Sie sind nur ein Gericht, gerecht und billig zu entscheiden. Ich unterwerfe mich Ihrem Urtheil darum unbedingt."

„Nun," sagte Lord Singleton lächelnd, „diese einstimmige Unterwerfung unter mein Urtheil läßt mich dasselbe jetzt ohne Bedenken abgeben. So höret denn: Ich Gouverneur von Bengalen spreche an Stelle des abwesenden Sir John Malcolm den Fräulein Heva und Mary gegenüber den Wunsch aus, die von Seiten des Rajah Doorgal so artig angebotenen Geschenke, welche ein weiteres Zeichen der zwischen Indien und England herrschenden Freundschaft sind, anzunehmen."

Ein Freudenstrahl flog über Heva's Gesicht, während an Mary's langen Wimpern eine Thräne hing.

„Meinen Dank, Mylord," rief Doorgal, „ich hatte das von Ihnen erwartet." Dann sich zu den jungen Mädchen wendend, fügte er hinzu:

„Das oberste Urtheil ist gesprochen, Sie haben jetzt nicht mehr das Recht, das Geschenk zurückzuweisen."

Heva, über das Geschenk erfreut, öffnete sogleich das Schmuckkästchen und hing das Collier um den Hals und legte auch das Armband an, indem sie zu sich selbst sagte:

„O, ich bin entzückt über diese herrlichen Steine, dieser bronzefarbene Prinz ist ein wirklicher Gentleman."

„Sie erlauben mir Fräulein," sagte Doorgal, indem er Miß Mary den Armring umlegte und zugleich mit leiser Stimme hinzusetzte:

„O, wenn ich doch auch mein Herz in Ihre Hände legen und Sie nöthigen dürfte, es anzunehmen."

Bei diesen Worten beugte er sich auf die Hand des jungen Mädchens herab und berührte mit seinen heißen Lippen dessen Fingerspitzen, dem ob dieser unerwarteten Zärtlichkeit das Blut in den Adern stockte, und das einen Schritt zurücktrat.

„Seine Edelsteine brennen mich," dachte Mary, „seine Lippen berühren mich wie glühendes Eisen, ich zittere . . . ."

In diesem Augenblicke ertönten außerhalb des Palastes schmetternde Fanfaren, und eine große Bewegung entstand unter den Gästen des Lord Singleton.

Eine oder zwei Sekunden verstrichen, dann meldete der Thürsteher mit lauter Stimme:

„Die Prinzessin Opalla."

Bei diesem Namen schrak Mary Burtell so heftig zusammen, daß Edward fragte:

„Was haben Sie denn?"

„Ich?" stammelte das junge Mädchen. „Ich soll ich haben, ich habe Nichts!"

„Ich weiß zwar nicht bestimmt," entgegnete der Bräutigam Heva's, „aber ich meine, daß in dem Augenblick, als der Name Ihrer Freundin ertönte, ihr Arm in dem meinigen gezittert habe!"

„Nein, Edward, Sie täuschen sich!"

Edward sah Mary scharf an, und sagte dann:

„Nein, nein, ich täusche mich nicht, und der Beweis ist, daß Sie noch jetzt blaß sind."

„Und doch irren Sie sich," versetzte Mary, aber indem Sie das sagte, zitterte sie von Neuem.

(Fortsetzung folgt.)

Die Operationen des 8. deutschen Bundeskorps im Feldzuge des Jahres 1866.

Durch obige bei Zerrin in Darmstadt ausgegebene Broschüre ist die letzte Lücke ausgefüllt, welche in den nach authentischen Quellen bearbeiteten Darstellungen dieses Feldzuges auf deutschen Gebieten bisher noch bestanden hatte.

Die neue Broschüre gewinnt namentlich dadurch ein besonderes Interesse, daß sie die Frictionen und Hemmnisse deutlich nachweist, welche die eigenthümliche Zusammensetzung der westdeutschen Bundesarmee ihrer Führung auferlegen, und die sich, den ganzen Verlauf ihrer Operationen durchziehend, folgenschwer fühlbar machen mußten.

Dem 8. Armeekorps waren von vornherein eigene Bestimmungen zugedacht, zu deren Erfüllung es seine Selbstständigkeit niemals ganz aufzugeben vermochte; es setzte auch vom Anfang an örtliche eigene Bestrebungen bei der bayerischen Armee voraus, wie die Broschüre (S. 14. Abs. 1, z. 4 v. o.) damit beweist, daß sie schon bei den ersten Besprechungen zu Schwetzingen bezüglich der Erzielung eines gemeinschaftlichen Handelns in den Motiven des bayerischen Vorschlags: in der Richtung nach Eisenach vorzugehen, wo beträchtliche Rücksichten zufolge die Preußen konzentrirt standen," den Wunsch erkennen zu müssen glaubt, daß eine unmittelbare Deckung des bayerischen Gebiets nicht aufgegeben werden wollte.

Diese eigenen Bestimmungen des 8. Armeekorps werden in der Broschüre S. 30 und 31 ganz entgegen-

Digitized by Google

deutig vorgeführt. Als nämlich die Erlasse des Armeekommando's d. d. Meiningen 30. Juni und Telegraphenlinie Kissingen 5. Juli das 8. Armeekorps von der Frankfurter Basis abriefen, sagt uns die Broschüre S. 31, Abs. 3:

„Die sämmtlichen Erwägungen haben schließlich den Kommandirenden des 8. Armeekorps zu der Ueberzeugung führen müssen, daß unter den jetzt eingetretenen Verhältnissen (es war inzwischen über Ausgang der Schlacht bei Königgrätz bekannt geworden), selbst bei „Erreichung einiger Erfolge in der Rhön," doch kein günstiger Umschwung der Dinge auf dem Hauptkriegsschauplatze (Böhmen) mehr in Aussicht zu nehmen sei, und daß hieraus, sowie wegen des ausweichenden Rückzugs der bayerischen Armee, für die süddeutschen Streitkräfte die Pflicht erwachse, zunächst diejenigen Gebiete zu decken, welche ihnen zur speziellen Vertheidigung zugewiesen waren, namentlich aber bis zu weiterer Aufklärung der politischen und militärischen Lage in keine gewagte Operation einzulassen."

Auf Grund dessen wurde, gegen die ausdrücklichen Befehle des Armeekommando's einerseits sowie gegen das einzig klar vorliegende Ziel einer Vereinigung der beiden Armeekorps andererseits, vom 8. Armeekorps die Umkehr nach Frankfurt beschlossen und unaufhaltsam ausgeführt, und — s. S. 35 letzter Abs. — dieses selbstständige Verfahren von der königl. württembergischen und der großherzoglich hessischen Regierung auch direkt vollkommen gebilligt.

Dieser in der Natur der Verhältnisse liegende Selbstständigkeitstrieb der Armeetheile konnte sogar innerhalb des eigenen 8. Armeekorps, welches doch im engsten Verbande gestanden, nicht vollständig verwischt werden, und ließ es vorkommen, daß in den wichtigsten Zeitperioden z. B. der Kommandant der zweiten Division am 6. Juli — s. S. 33 und 34 — und jener der ersten Division — s. S. 109 und 110 — ganz eigenmächtige Dispositionen trafen.

Diesen Verhältnissen ist es denn auch vor Allem zuzuschreiben, daß die Vereinigung der beiden Armeekorps so lange, oder eigentlich gar nicht zu Stande kam. Bei den in Folge dessen getrennt gebliebenen Korps konnten aber natürlich die Einwirkungen des Armeekommando's kleine täglich sich kundgebenden sein, und die Operationsbefehle nicht immer so rechtzeitig eintreffen, daß sie stets zu der inzwischen veränderten Lage noch vollkommen paßten. Und in eben diesen Verhältnissen muß der Aufschluß darüber gesucht werden, daß die in der Broschüre so oft wiederholte Erklärung: Zwie es immer das Bestreben des Kommandirenden des 8. Armeekorps war den Befehlen des Armeekommando's Folge zu leisten, und auf die Vereinigung mit der bayerischen Armee hinzuwirken," mit den wirklich getroffenen Anordnungen höchstens fast ebenso oft im Widerspruche steht. Durch sie wird der Verfasser der Broschüre noch heute in seiner Ausdrucksweise bestimmt, indem er fortlaufend nur von „Wünschen" des Armeekommando's und von „Zustimmung" zu den Erlassen desselben von Seiten des Kommando's des 8. Armeekorps spricht.

Was die Details der Broschüre über die Cooperationen der beiden Armeekorps betrifft, so dürften die bei Mauz in München 1867 erschienenen Erläuterungen des Hochstkommandirenden der westdeutschen Bundesarmee zu dem (in Darmstadt bei Jernin) vorgelegten) Feldzugs-Journal des Oberbefehlshabers des 8. deutschen Bundesarmeekorps im Feldzug 1866," und durch den erst heuer vom bayerischen Generalstab bearbeiteten „Antheil der bayerischen Armee am Krieg 1866," sowie auch durch die offizielle preußische Geschichte dieses Krieges, alle Hilfsmittel gegeben sein, jene Angaben zu prüfen, zu ergänzen oder zu berichtigen, wo ein Mißverständniß, Irrthum oder Widerspruch sich bemerkbar macht.

(Schluß folgt.)

Die Aussetzung von sieben Schiffsjungen im Neu-Fundländischen Eismeere.

Vor einigen Monaten berichteten amerikanische Blätter einen so unerhörten Akt der Brutalität Seitens eines Kapitäns gegen sieben Schiffsjungen, daß sich das menschliche Gefühl dagegen sträubte. Eine vor wenigen Tagen vor dem Justizhofe zu Edinburgh stattgefundene Verhandlung bestätigt leider die Wahrheit jenes Berichts in seinem ganzen Umfange und fördert wahrhaft grauenerregende Details darüber an's Tageslicht. Robert Watt, der Kapitän und James Kerr, der erste Lieutenant des Schiffes „Arran" standen unter der Anklage des Mordes und der groben Mißhandlung, verübt gegen sieben Schiffsjungen im Alter von elf bis sechzehn Jahren, und zwar unter den nachstehenden Umständen: Während des ganzen Verlaufs der Seereise waren die erwähnten Kinder allen möglichen Arten schlechter Behandlung ausgesetzt, als deren geringste noch die fast gänzliche Entziehung der Nahrung betrachtet werden muß. Von quälendem Hunger verleitet, drangen sie in die Vorrathskabine ein, um sich die ihnen verweigerten nothdürftigen Lebensmittel zu verschaffen. Einer von ihnen, bei der That ertappt, wurde vom Kapitän zu zwanzig Taubieben verurtheilt, welche, nach Aussage eines Matrosen an Bord, den Körper des Kindes mit rothen und schwarzen Streifen vollkommen überzogen. Wegen des geringfügigsten Vergehens, der kleinsten Nachlässigkeit im Dienste, wurden sie mit der Sondleine gepeitscht, die etwa einen halben Zoll stark war und nie unter zwanzig Hiebe in Anwendung kam. Außerdem aber waren die hilflosen Kinder fortdauernd der schlechten Laune der Matrosen, sowie besonders auch des Lieute-

Digitized by Google

nants ausgesetzt, welche sich in unverdienten Rippenstößen, Faustschlägen und Fußtritten äußerte. Eines Tages drohte man ihnen, sie im Eise zurücklassen, in welchem das Schiff festsaß. Die Idee dieser Drohung schien so originell, daß man sie alsbald zur Ausführung brachte; die Knaben wurden von Schiffe sofort auf das Eis hinaus getrieben. Ihre flehentlichen Bitten und Thränen vermochten indessen den Lieutenant, sie nach Verlauf zweier Stunden wieder an Bord zu lassen. Dies verhinderte indessen den Kapitän nicht, sie zwei Tage später herbeizurufen, ihnen die Richtung des Landes zu zeigen und ihnen von Neuem zu befehlen, das Schiff zu verlassen. Die Kinder jammerten laut auf, und vergeblich machten sie den Kapitän darauf aufmerksam, daß die Stärke der Eisdecke im Abnehmen begriffen und das Meer an vielen Stellen offen sei. Der Kapitän blieb taub gegen ihre flehentlichen Vorstellungen und entgegnete ihnen, daß es für sie immerhin besser sei, den Tod auf dem Eise, als den viel langsameren Hungertod auf dem Schiffe zu sterben, da er fest entschlossen sei, sie bei Austheilung der Lebensmittel gar nicht mehr zu berücksichtigen. Vergebens widerstanden die Kinder; unter Tauhieben und Faustschlägen trieb man sie vom Schiffe. Nur als sie sich bereits auf dem Eise befanden, warf ihnen der Lieutenant noch je ein Zwieback nach. Mit diesem elenden Mundvorrathe sollten die Knaben mehrere Meilen auf dem Eise zurücklegen; dazu waren zwei unter ihnen barfüßig und konnten nur unter großen Schwierigkeiten auf der unebenen und rauhen Eisfläche vorwärts schreiten. Nachdem sie unter großen Beschwerlichkeiten und Schmerzen zwei oder drei Meilen zurückgelegt und sich dem Lande mehr und mehr genähert hatten, wurde das Eis dünner und die offenen Stellen wiederholten sich häufig, daß sie abwechselnd und wiederholt ins Meer fielen. Der eine von ihnen, M. Ginnes, im Alter von elf Jahren, welcher barfüßig war, sank zu Tode erschöpft auf's Eis nieder und versicherte seine Kameraden unter Thränen, daß er unfähig sei, sich noch weiter fortzuschleppen. Diese versuchten seinen Muth zu beleben, indem sie ihm die Schrecken des Todes ausmalten, der hier seiner harre. Der Knabe wies ihnen weinend seine blutenden und geschwollenen Füße. Sie waren genöthigt, ihn zurückzulassen. Fast eine Stunde lang noch hörten sie seine verzweifelten Angst- und Hülferufe. Ein ebenfalls elfjähriger Knabe, Namens Evan, fiel dreimal in's Meer und verschwand nach dem letzten Sturze unter der Eisdecke. Endlich, gegen sieben Uhr Abends, gelangten sie in die Nähe des Landes. Allein sie waren durch einen, etwa eine englische Meile breiten Streifen offenen Wassers von demselben getrennt. Die Kinder vereinigten ihre Stimmen zu einem anhaltenden, durchdringenden Geschrei, das nach Verlauf einer halben Stunde von einer Frau am Ufer gehört wurde, auf deren Alarm alsbald zwei Boote herbeikamen und die unglücklichen kleinen Opfer aufnahmen. Später ließ sie der englische Konsul nach England zurückbringen. — Kapitän und Lieutenant wurden vor dem Justizhofe schuldig befunden, der Erstere des Mordes, der Zweite grober Mißhandlung; in Erwägung ihrer makellosen Antecedentien indeß und ihrer sonstigen Aufführung günstigen Aussagen der Matrosen, billigte der Gerichtshof ihnen Milderungsgründe zu und verurtheilte den Kapitän Robert Watt zu achtzehn, den Lieutenant James Kerr zu vier Monaten Gefängniß. Das sehr zahlreiche Auditorium verfolgte die Verurtheilten bei ihrer Abführung in's Gefängniß mit lauten Drohungen und Verwünschungen.

Mannigfaltigkeiten.

Am 7. d. Mts. starb in Leipzig im 70. Lebensjahre der Justizrath Dr. Karl Theodor Kind, auch in weiteren Kreisen bekannt als eifriger Pfleger und tüchtiger Kenner des Neugriechischen, so wie als begeisterter Philhellene zur Zeit des griechischen Freiheitskampfes 1821 f. Er hat eine Anzahl von Schriften zur Kenntniß theils der Sprache und Literatur, theils der sonstigen Zustände Neugriechenlands herausgegeben. Seinem Berufe nach war er seit 1835 Mitglied erst des hiesigen Juristenfakultät, dann des daraus hervorgegangenen Spruchgerichts.

Man schreibt aus Smyrna, vom 1. Dezember: „Die hiesige deutsche Kolonie hat durch den Tod des Herrn J. G. Uhlich einen empfindlichen Verlust erlitten. Das von ihm begründete Handelshaus hat während 50 Jahre in der merkantilischen Welt einen unbefleckten Ruf der Solidität genossen, was für eine so lange Zeit in der Levante gerade nicht zu den häufigen Fällen gehört. Ihm gebührt das Verdienst, den Export dortiger Südfrüchte, der früher durch Dalmatien und Triestiner Zwischenhandel ging, zu einem direkten Geschäftszweige mit den Nordseeländern ausgebildet zu haben. Die meisten Landsleute, welche die orientalische Reise gemacht, werden sich auch gern der Gastlichkeit seines Hauses und der Theilnahme erinnern, womit der Verstorbene bedacht war, ihnen den Aufenthalt in der homerischen Stadt angenehm zu machen. Er hinterläßt im Lande eine zahlreiche Familie; nur die älteste Tochter ist in Europa verheirathet, mit Dr. Scherer in Frankfurt a. M."

Auflösung der Charade in Nr. 285:
Wortspiel.
Richtig gelöst von M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 296 Samstag, 19. Dezember 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Eduard, welcher das bemerkte, ergriff Mary am Arm und zog sie mit sich fort.

„Wo führen Sie mich hin?“ fragte diese.

„In die inneren Salons.“

„Warum wollen wir nicht hier bleiben?“

„Ich glaube, daß Ihnen die Nachtluft nicht gut ist.“

„O diese Kühle ist allerliebst.“

„Allerliebst, ja; aber gefährlich.“

„Denken Sie denn nicht an die vielen Stunden, die wir schon im Bengalen Ihres Vaters des Abends im Freien zugebracht haben?“

„Ja, da waren Sie aber nicht in Balltoilette, Schultern und Arme entblößt. Mary, ich bitte Sie darum, gehen wir in die Salons.“

„Nun gut, wenn Sie es so sehr wünschen, so wollen wir denn gehen, aber lassen Sie noch uns erst einen Augenblick warten.“

„Warum denn nicht gleich?“

„Weil ich erst die Prinzessin sehen möchte!“

„Wenn Sie es denn wollen, so bleiben wir,“ entgegnete Eduard, und setzte heimlich hinzu:

„Sie ist eifersüchtig auf die Prinzessin. Aber ich kann mir wirklich nicht denken, weßhalb?“

In diesem Augenblick hielt Djella ihren Einzug in den Garten, von einem glänzenden Gefolge begleitet, selbst eine Abtheilung der weiblichen Garde ging zu beiden Seiten des Palanquins.

Als Djella den Lord Singleton auf sich kommen sah, gab sie den Negersklaven, welche den Palaquin trugen, ein Zeichen. Diese ließen sich gleichzeitig auf die Knie nieder, so daß der Palanquin auf dem Boden aufstand.

Die Prinzessin stieg aus; sie war, wie gewöhnlich, nach europäischer Art gekleidet. Ihr weißes Kleid, welches ringsum mit den werthvollsten englischen Spitzen besetzt war, ließ die Schultern und die Arme frei, und ließ die herrlichen Formen durchschimmern, welcher einer antiquen Statue Ehre gemacht haben würden. Ein Diadem von schwarzem Email und mit Diamanten von außerordentlicher Größe besetzt, glänzte in ihrem schwarzen Haar.

„Guten Abend, Mylord,“ sagte sie zum Gouverneur von Benares, indem sie ihm auf englische Art die Hand schüttelte, „ich hatte Ihnen zugesagt, und da bin ich!“

„Wenn man Sie kommen sieht,“ antwortete Lord Singleton, „so verläßt man das Reich der Wirklichkeit, um in das der Zauberei einzutreten. Der Orient in seiner ganzen Pracht scheint aufzusteigen mit seinen Sultaninnen, schön wie der Tag, blendend wie die Sonne.“

„Sie meinen also, Mylord, ich wäre eine von diesen Sultaninnen,“ fragte Djella lächelnd.

„Sie sind die schönste und verführerischste,“ antwortete der Gouverneur. „Ich habe Ihnen gesagt, daß ich für das heutige Fest eine Königin nöthig hätte; nun sind Sie da, ich übergebe Ihnen das Scepter.“

„Ich nehme es an, Mylord, und werde es bis morgen Früh nicht aus der Hand legen.“

Der Gouverneur machte eine Verbeugung vor der Prinzessin, führte ihre Hand an seine Lippen und sagte:

„Ich danke Ihnen, Madame.“

Während dessen hatten Mary und Heva Zeit, die Prinzessin zu betrachten.

Mary neigte sich zu ihrer Schwester und sagte ganz leise:

„Wie findest Du die Prinzessin?“

„Sehr schön, und Du?“

„Reizend . . . aber doch kann ich mich einer gewissen Furcht vor ihr nicht erwehren.“

„Warum denn?“

„Sie hat so stechende Augen und fast boshaftes Lächeln.“

„Im Gegentheil, mir erscheinen ihre Augen sowohl, wie ihr Lächeln, sehr sanft.“

„Wenn Du sie genauer ansiehst,“ sagte Mary, „so wirst Du mir Recht geben.“

Die Prinzessin bemerkte Doorgal Sahib, welcher in geringer Entfernung in träumerischer Selbstvergessenheit dastand. Sie gab ihm ein Zeichen, näher zu treten, und er beeilte sich, zu gehorchen.

„Nun, Najah,“ sagte sie lächelnd, „Sie scheinen nicht zu wissen, daß ich durch Lord Singleton für diese Nacht zur Königin gemacht worden bin. Warum kom-

Digitized by Google

men Sie denn nicht, um Ihrer Königin Ihre Ehrfurcht zu bezeigen?"

„Ich wartete, bis die Königin die Gnade hätte, mir es zu erlauben," antwortete Rajah Doorgal, und küßte der Prinzessin die Hand.

Diese beugte sich zu ihm herab, und fragte lebhaft, aber so leise, daß es Niemand außer dem Rajah verstehen konnte:

„Was gibt's Neues?"

„Nichts bis jetzt," antwortete Doorgal.

Während dessen war Eduard mit den beiden jungen Mädchen näher gekommen, und forderte diese, nachdem sie die Prinzessin betrachtet, mit den Worten zum Fortgehen auf:

„Jetzt ist aber Euere Neugierde befriedigt, laßt uns in den Saal gehen!"

In diesem Augenblick sagte die Prinzessin, welche die Bewegung Eduard's zum Fortgehen bemerkt hatte, sehr laut zu Lord Singleton:

„Mylord Gouverneur, rufen Sie doch einmal unseren Freund Sir Eduard, der sich entfernt, ohne mich gesehen zu haben."

Obwohl Eduard diese Worte gehört haben mußte, so rief dennoch Lord Singleton:

„Sir Eduard! . . ."

„Mylord!" antwortete Sir Eduard, indem er sich umdrehte.

„Die Prinzessin erweist Ihnen die Ehre, Sie zu sich rufen zu lassen."

Eduard kehrte mit den beiden Schwestern um, und näherte sich der Prinzessin.

Djella grüßte ihn mit der Hand, und sagte lächelnd zu ihm:

„Sir Eduard, Ihr Bruder hatte mir versprochen, mir diesen Abend seine Braut Miß Mary vorzustellen . . . Sir Georg ist nicht da und kann sein Wort nicht halten, ich erlaube mir deßhalb, mich an Sie zu wenden."

„Prinzessin," sagte Eduard, indem er sich verbeugte, „ich habe die Ehre, Ihnen Miß Mary und Miß Hova Burtell, die Mündel meines Vaters vorzustellen."

Die beiden Schwestern grüßten die Prinzessin.

„Sir Eduard," sagte Djella, „sagen Sie diesen jungen Mädchen, daß ich die Freundin von Sir John Malcolm bin, wie ich die Ihrige bin, ich auch hoffe, die der beiden Damen zu werden."

„Sie hören Sie, Madame," murmelte Eduard.

Die Prinzessin fuhr, ihrer Stimme einen möglichst sanften Ausdruck gebend, fort:

„Hova, Mary, das sind charmante Namen . . . : sanft und rein, wie ihre edlen Gesichter. Sir Eduard, ich muß in der That Ihrem Bruder Glück wünschen! Miß Mary, ich prophezeihe Ihnen eine glückliche Zukunft. Jugend, Anmuth und Schönheit ist Ihr reiches Erbtheil, ein Erbtheil, das die Männer am meisten preisen."

„Madame," stotterte Mary, „o Madame! . . ."

Eduard sagte zu sich selbst:

„Man sollte meinen, es liege etwas Ironisches in ihren Worten."

Djella fuhr fort:

Ich wiederhole es, Sir John Malcolm und Sir Eduard sind schon lange meine Freunde. Darf ich auch Ihnen Beiden meine Freundschaft anbieten? Wollen Sie dieselbe annehmen?"

„Ich wage es nicht, Madame," sagte Mary in außerordentlicher Verlegenheit.

„Nehmen Sie ihr diese Furchtsamkeit nicht übel, Madame," sagte Hova lebhaft. „Eine solche Ehre . . ."

Vergeßt, daß ich eine Prinzessin bin, liebe Kinder," erwiderte Djella, „und betrachtet mich nur als Freu . . . Ja, als Frau, Miß Mary, die sich Ihres Glückes freu! Sir Georg ist ein herrlicher Mann, er ist treu und offen, sein Herz kennt keine Lüge."

„Warum sollte er denn auch lügen," entgegnete Mary, „ich bin eine Waise und fast arm . . . . er aber ist reich . . . . Er hat mir gesagt, daß er mich liebt, ich habe es geglaubt und bin erfreut gewesen, es zu glauben . . . . erfreut und stolz."

(Fortsetzung folgt.)

Die Operationen des 8. deutschen Bundeskorps im Feldzuge des Jahres 1866.

(Schluß.)

Aus diesen Schriften, sowie aus dem hier Gesagten, dürfte dargethan sein, daß die Schwierigkeiten einer Cooperation des 8. Armeekorps mit der bayerischen Armee bis zu deren Gefechten an der Saale nicht — wie die neue Broschüre meint — vorzugsweise in der Unzulänglichkeit der vom Armeekommando gegebenen Direktiven zu suchen sind.

So würden aus den vom Armeekommando erlassenen Bestimmungen, welche — S. 23 der Broschüre — als schwer vereinbar bezeichnet werden, wohl die den jeweiligen Umständen entsprechenden Direktiven zu entnehmen gewesen sein, und zu dem beabsichtigten Zweck der möglichst raschen Vereinigung mit dem 8. Armeekorps unfehlbar geführt haben.

Die Anerkennung des Einflusses der Ereignisse in Böhmen nach der Schlacht von Königgrätz von Seiten des Armeekommando's sand nicht in dem Sinne statt wie ihn die kurze Bemerkung der Broschüre S. 39 Abs. 3, kundgibt. Das Armeekommando sprach vielmehr in seinem Erlaß d. d. Neustadt, 7. Juli, lediglich von einem Anerkennen des seinerzeitigen Einflusses jener Ereignisse auf die Verhältnisse des westlichen Kriegsschauplatzes; es erklärte darin: „in keiner Weise eine Veranlassung zu

Digitized by Google

finden, daß das Kommando des achten Armeekorps, ohne Genehmigung des Armeekommando's, von den Bestimmungen abweiche, welche letzteres in Betreff der zu vollziehenden Vereinigung der beiden Armeekorps bereits mitgetheilt habe, und wenn es auch jetzt gleichfalls sich entschlossen zunächst die Berthedigung der Mainlinie in's Auge zu fassen, so solle dieselbe doch vorerst nicht in direkter Weise an oder hinter dieser Linie, sondern, soweit als nur immer thunlich, mit vereinten Kräften vor derselben geschehen."

In diesem Erlaß befahl das Armeekommando, daß die angeordnete Rückwärtsbewegung des achten Armeekorps sofort eingestellt, und aus aller Kraft auf die Vereinigung mit der bayerischen Armee hingewirkt werde.

Indem hierin besagtem Armeekorps mitgetheilt wurde, daß die bayerische Armee sich an der Saale bei Neustadt, Kitzingen und Hammelburg konzentrire und Spitzen nach Mellrichstadt, Bischofsheim und Brückenau vorschiebe, wurde demselben gleichzeitig anbefohlen, eine starke Entsendung in die Defileen, welche auf der Straße Fulda-Schlüchtern liegen, sowie eine Brigade vermittelst Eisenbahn nach Gemünden vorrücken zu lassen.

Daraus geht hervor, daß es dem achten Armeekorps keineswegs, wie S. 42 der Broschüre angeführt, an bestimmten Direktiven gemangelt hat, und dieß um so weniger, als der eine Theil der dort erwähnten Vorschläge sich auf eben diese Direktiven stützt, der andere aber nur durch ein Abweichen des achten Armeekorps von den ihm gegebenen Befehlen veranlaßt wurde.

Daß unmittelbar nach den Gefechten an der Saale die bayerische Armee nicht im Stande war, dem auf Frankfurt zurückgegangenen achten Armeekorps durch Demonstrationen im Spessart Hülfe zu bringen, ist in der Feldzugsgeschichte des bayerischen Generalstabs S. 146 hinlänglich nachgewiesen, indem die bayerische Armee, abgesehen von allen andern einer solchen Unternehmung entgegengestandenen Gründen, frühestens am 13. Juli ihren Marsch hätte anzutreten vermocht, während die Preußen an demselben Tage bereits bei Laufach debouchirten.

Später, vom 21. Juli ab, war die Aufstellung der bayerischen Armee zum Vorgehen gegen Aschaffenburg durch den Spessart eine dem achten Armeekorps gemachte Concession und Ursache, daß sie nach dem am 24. deklarirten Vorrücken der gesammten preußischen Main-Armee gegen die Tauber ihre Rückwärtsschwenkung und Konzentrirung bei Remlingen-Roßbrunn vor dem 25. unmöglich vollenden konnte. Wie ihr Linksabmarsch nach Altertheim zum Anschluß an das achte Armeekorps durch die preußischen Angriffe am 25. aufgehalten und vereitelt worden, erzählt die bayerische Feldzugsgeschichte S. 161—164 ausführlich.

Der Bemerkung — S. 106, Abs. 2, 3 und 4 in der Broschüre — daß der Operationsbefehl des Armeekommando's für den 25. Juli erst Abends um 8 Uhr beim achten Armeekorps eingetroffen, und daß in demselben von einem Mitwirken dieses Korps für den besagten Tag nichts erwähnt sei, hätte der Aufschluß beigefügt werden können, daß die bezüglichen Befehle dem Kommandanten des achten Armeekorps schon Mittags durch den bayerischen Major v. Massenbach, nebst allen weitern Erörterungen, persönlich und mündlich zugegangen waren.

Ueber die Ereignisse des 26. Juli können wir im Allgemeinen einfach auf die bayerische Feldzugsgeschichte hinweisen, wollen jedoch im Besondern bezüglich der S. 112 der Broschüre gemachten Angabe berichtigend erwähnen, daß dem achten Armeekorps auf die bereits am Abend des 25. durch General Zymiezky erstattete, am frühen Morgen um halb 4 Uhr durch den österreichischen Militärbevollmächtigten Obersten v. Schönfeld wiederholte Meldung hin: „es sei nicht mehr im Stande, mit seinen erschöpften Truppen das Feld länger zu behaupten, sondern müsse sich auf Würzburg zurückziehen" — die Stellung bei Höchberg und in letzter Linie am Nikolausberg nur deßhalb anbefohlen worden ist, damit es wenigstens die zu seiner Beobachtung ihr gegenüber stehen gebliebene Division Goeben abhalten sollte, der bayerischen Reserve-Aufstellung bei Waldbüttelbrunn in die linke Flanke zu fallen.

Es war auch sicherlich der Natur der Sache, wie der Pflicht des Armee-Kommando's entsprechend, wenn dasselbe den Kommandirenden der preuß. Main-Armee durch einen Parlamentär darauf aufmerksam machen ließ, daß die Stadt Würzburg am linken Main-Ufer eine offene Stadt sei und wenn dasselbe, nachdem es die Telegramme des Ministers Frhrn. v. d. Pfordten über den Abschluß eines allgemein gültigen Waffenstillstands und beziehungsweise einer sofortigen Waffenruhe empfangen hatte, sich zur Absendung eines weiteren Parlamentärs an General v. Manteuffel entschloß, und den Verhandlungen mit ihm die Schonung der Stadt Würzburg als integrirende Vertragsbedingung zu Grunde legte.

Weniger entsprechend wird es zu finden sein, wenn die Broschüre — S. 117 — das Verhandeln auf solcher Grundlage mit dem Ausdruck einer „Bitte" um Schonung der Stadt Würzburg bezeichnet — einer Bitte, die in ihrer prononzirenden Form weder in der Absicht des Armeekommando's hätte liegen, noch das Ergebniß der Verhandlung hätte fördern können. (Vergl. preuß. Feldzugsgeschichte Heft 5 S. 691.)

Da ferner die Broschüre — S. 127 — den Umstand: es habe Prinz Alexander in Kitzingen den Prinzen-Feldmarschall körperlich leidend getroffen, einer Bemerkung werth hielt, erscheint es uns, dieser gegenüber, auch nicht überflüssig die Thatsache zu konstatiren, daß der Feldmarschall gerade in der vorhergegangenen Nacht zwei preußische Parlamentäre persönlich empfangen und expedirt hatte, und daß er überhaupt während des ganzen Feldzuges zu keiner Zeit in der vollen Ausübung irgend

Digitized by Google

einer Function seiner Kommandoführung durch Unwohlsein gehindert oder beeinträchtigt worden ist.

Wenn endlich die neue Broschüre auf derselben Seite hervorhebt, daß bei den Verhandlungen des Armee-Hauptquartiers über die Waffenruhe das VIII. Armeekorps nicht ausdrücklich einbegriffen worden war, und wenn — S. 129 — die den Truppen des VIII. Armeekorps vorgelegten zwei bayerischen Schwadronen Chevauxlegers — weil sie für die Waffenruhe galt — nur als eine schwache Barrière bezeichnet werden, so wird hierwegen auf die offizielle preußische Feldzugsgeschichte — 5. Heft, S. 696 — hingewiesen.

Hier heißt es: mit den Truppen des VIII. Armeekorps zwar keine vertragsmäßige Ruhe, aber wohl eine faktische bestanden habe, und daß, um unnützen Neckereien oder größeren Konflikten mit der Division Goeben vorzubeugen, welche unmittelbar seinen Kontingenten gegenüber stand, bestimmt wurde, daß die Truppen des VIII. Armeekorps zurückgezogen, und den preußischen Vorposten längs der ganzen Demarcationslinie nur Bayern gegenübergestellt werden sollten.

Schon daraus geht hervor, daß von Seiten des bayerischen Hauptquartiers mit dem preußischen Kommando Vereinbarungen in Bezug auf das VIII. Armeekorps getroffen worden sind.

Der bayerische Feldmarschall, welcher schon am 16. Juli einen sehr vortheilhaften Vertrag über eine Waffenruhe mit dem preußischen Gegner abgewiesen hatte, weil dieser Vertrag nur für die bayerische Armee und nicht für die übrigen verbündeten Kontingente gültig gewesen wäre, hat in gleicher Weise bei den letzten Verhandlungen die Interessen der ihm unterstellten verbündeten Truppen sorgsam gewahrt. Daß er nicht direkt für sie zu unterhandeln und auch keine Garantie für ihre Länder ihrer Sorverträge zu übernehmen vermochte, liegt wohl nach den offenkundigen Verhältnissen klar zu Tage.

Mannigfaltigkeiten.

[Merkwürdige Veränderungen der Eigenschaften von Metallen durch Frost.] Der Chemiker Fritsche in St. Petersburg theilte der Pariser Akademie der Wissenschaften (Sitzung vom 30. November 1868) eine Notiz über eine merkwürdige Molecular-Veränderung des Zinns durch Frost mit. In dem letzten Winter war in St. Petersburg Zinn einer Temperatur von 40 Grad unter Null ausgesetzt gewesen, welches sich in eine faserige, halb krystallinische Substanz umgewandelt hatte, welche sich von selbst wie Basalte zertheilte. Also wohl in säulenförmige Stücke), und in welcher sich durch sehr große Zusammenziehung leere Räume gebildet hatten. Diese waren in ein Zinnmasse von 25 bis 30 Kilogrammen 100 Kubikcentimeter groß. Der Akademiker Dumas bemerkte dazu, daß man bereits solche Thatsachen aus Rußland kenne. Es wurde angeführt, die Orgelpfeifen in einer Kirche seien in ihrem Molecularzustande durch den Frost so verändert worden, daß sie keinen Klang mehr gehabt hätten. Ferner erwähnte er, daß das gefrorene Quecksilber eine ähnliche Erscheinung darbiete. Bei einer Temperatur von 100 Grad unter Null habe es gar nicht mehr das Ansehen, wie bei einer solchen von 40 Grad unter Null; es gleiche im ersten Falle im Klange und in der Konsistenz dem Silber. Auch gedachte Dumas der bekannten Erscheinung, daß die eisernen Wagenachsen durch den Frost zerbrechlich werden, und machte die Bemerkung, daß verschiedene Metalle, welche wir nur als weiche kennen, welche nicht der Zustand ihrer größten Verdichtung sein würde, wahrscheinlich in sehr hohen Kältegraden eine eben solche Molecur-Veränderung erleiden würden wie das Zinn.

[Nur keine Uebereilung.] Nach St. Imier in der Schweiz kommen Abends zwei arme Italiener mit einem Affen und übernachten im Wirthshaus. Am andern Morgen fehlten ihnen ein paar Kreuzer zur Berichtigung der Zeche, sie bitten, ihren Affen im Orte tanzen lassen zu dürfen, dann würden sie bezahlen. Nichts da, sagt der Wirth, der Affe bleibt da! Er sperrt ihn in den Keller, als er aber nach einigen Stunden nachsieht, hat der Affe aus Langeweile an sechs Weinfässern den Hahn umgedreht und der Wirth steht knietief in seinem eigenen Wein; vor Wuth schlägt er den Affen todt. Es kommt zum Prozeß, und das Ende ist, daß der Wirth den Italienern für den Affen 500 Francs zahlen muß.

Die philhellenische Schriftstellerin Frau Doria d'Istria ist zum Ehrenmitgliede der Akademieen von Vicenza, von Rovigo und von Padua ernannt worden.

Zweisylbige Charade.

Such' meine Erste nur im Alphabet,
Und wenn Dein Fuß auf Liebeswegen geht,
Wird meine Zweite dir willkommen sein,
Das Ohr des schönen Liebchens zu erfreuen.
Mein Ganzes ist ein Ort nur, den zu sehen,
Du nicht nach China brauchst zu gehen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 297 Montag, 21. Dezember 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

„Sie glückliches, überaus glückliches Kind!“ bemerkte die Prinzessin. „Das Herz von Sir Georg, das er Ihnen geschenkt, schlägt zum Erstenmal. Ihre Augen sind es, die ihm die Eide ewiger Treue entlocken, welche er in süßem Tone zärtlich in Ihr Ohr flüstert, und seine Lippen haben nie zuvor Aehnliches gesprochen. Was würde ich nicht darum geben, wenn ich eine solche Liebe einflößen könnte? Ich würde mein Vermögen, meine Macht, mein Leben darum geben.“

Doorgal neigte sich zu Mary und flüsterte:

„Ich weiß Jemand, der Sie bis zu diesem Grade liebt.“

Mary erschrack auf's Tiefste, und wurde abwechselnd purpurroth und leichenblaß.

„Ja,“ fuhr die Prinzessin fort, „Sir Georg ist ein glücklicher Bräutigam und John Malcolm ein glücklicher Vater. Der Tag, an welchem er Ihren Bund segnen wird, wird ein Freudentag für ihn sein.“

„Ich hoffe es, Madame,“ versetzte Mary.

„Und ich zweifle nicht daran. Geben Sie mir Ihre Hand, Miß Mary und lassen Sie uns Freunde sein.“

Georgs Braut that schüchtern, was die Prinzessin verlangte, indem sie leise sagte:

„Wie Sie wünschen, Madame.“

„Gut,“ rief Djella. „Doch jetzt geben Sie mir Ihren Arm, Doorgal, und bewundern Sie mit mir die prachtvollen Gärten Lord Singleton's.“

„Djella nickte noch einmal den Schwestern zu und entfernte sich dann auf des Rajah's Arm gestützt. Dabei sagte sie zu sich:

„Wie ich sie hasse, dieses verfluchte Kind!“

Mary stand traurig mit gesenktem Kopf da, so daß sie Eduard, darüber beunruhigt, von Neuem nach Ihrem Befinden fragte.

Das junge Mädchen bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, und sagte:

„Eduard, ich bin eifersüchtig auf diese Frau.

„Eifersüchtig?“ rief Eduard, „das ist ja Thorheit.“

„Und er hat Recht, Schwester, das ist Thorheit,“ fügte Heva hinzu.

„Nun gut,“ entgegnete Mary, „es mag Thorheit sein, aber ich bin zum Tode betrübt, ich möchte weinen, ich möchte sterben.“

Die Musik, welche von den beiden Orchestern herüber tönte, nahm plötzlich einen andern Charakter an; sie spielte orientalische Tänze, welche üppig und bezaubernd klangen.

„Die Bajaderen! die Bajaderen!“ riefen mehrere im Garten Anwesende.

Und in der That sah man zwei Gruppen Tänzerinnen, welche einen jener üppigen Tänze aufführten, die wenigstens dem Wesen nach aller Welt bekannt sind.

Kaum hatten die Bajaderen ihren ersten Tanz ausgeführt, als der Thürsteher einen Namen ausrief, welcher Djella und Doorgal heftig zusammenschrecken machte:

„Sir Georg Malcolm.“

„Endlich ist er da!“ rief Sir Eduard, „und ohne Zweifel bringt er auch Nachrichten von unserem Vater mit.“

„Ich will es hoffen,“ erwiderte Lord Singleton.

Heva sagte zu Mary:

„Bist Du denn noch wegen der Abwesenheit unseres Vormundes in Sorge?“ fragte Mary.

„Mehr als jemals.“

„Warum denn?“

„Ich weiß es nicht, aber es ist mir bang.“

Während dessen machte die Menge dem schnell einherschreitenden jungen Manne Platz. Endlich war er ganz in der Nähe, und ein tiefes Erstaunen bemächtigte sich Aller.

Das Aussehen Georgs war auch in der That erschreckend. Seine Kleider (es waren noch dieselben, welche er auf dem Ritt nach dem Kirchhof der Elephanten getragen) waren in Unordnung und bildeten einen merkwürdigen Kontrast zu den reichen Gewändern der übrigen Gäste. Eine tiefe Blässe bedeckte sein Gesicht, und die dunklen Linien desselben zeigten den Ausdruck eines heftigen Schmerzes. Seine Augen brannten in einem dunkeln Feuer unter den gerötheten Lidern.

Lord Singleton erschrack heftig, und Eduard, ganz außer sich, lief auf Georg zu, und sagte:

„Bruder! was ist Dir?“

In demselben Augenblicke ergriff Djella Doorgals Hand, und sagte ihm ganz leise ins Ohr:

Digitized by Google

„Sehen Sie einmal diesen Menschen an, Doorgal! Weiß der vielleicht Etwas?"

„Ruhig, Prinzessin, ruhig, Sie verrathen uns!" erwiderte Doorgal.

„Bruder!" wiederholte Eduard, „was hast Du für Nachrichten, und warum bist Du so bleich?"

Die zitternde Mary hatte sich in Heva's Arme geworfen. Georg gab Eduard keine Antwort, sondern ging gerade auf Lord Singleton zu:

„Verzeihen Sie, Mylord Gouverneur," sagte er mit dumpfer rauher Stimme, „daß ich Ihr Fest in solcher Weise störe .... daß ich die Trauer mitten in die Freude trage ..."

„Trauer!" rief Lord Singleton.

Eduard sah Georg bittend an und fragte:

„Bruder! was willst Du damit sagen?"

„Eduard! erinnere Dich, daß Du ein Mann bist; nimm' all' Deinen Muth zusammen, Du wirst ihn nöthig haben."

„Georg, Du erschreckst mich; sprich, was ist vorgefallen?"

Georg aber drehte sich um gegen Lord Singleton.

„Gouverneur von Benares, ich komme, um von Ihnen Gerechtigkeit und Vergeltung zu verlangen."

„Mein Gott!" riefen Heva und Mary zugleich.

Die Prinzessin Djella blieb still, aber sie warf Doorgal einen Blick zu, welcher ausdrückte: „Er weiß Alles."

„Gerechtigkeit? Vergeltung?" wiederholte Lord Singleton bestürzt.

„Ja, Mylord!"

„Gerechtigkeit, für wen?"

„Für meinen Vater!"

„Vergeltung, gegen wen?"

„Gegen seine Mörder!"

Ein allgemeines Gemurmel lief durch die Menge. Alle riefen:

„Sir John Malcolm — ermordet!"

Eduard, ganz außer sich, ergriff seinen Bruder an beiden Armen, und sprach mit fast unverständlicher Stimme:

„Georg, ich habe wohl nicht recht gehört .... ich habe es falsch verstanden, nicht wahr? — Du sprichst doch nicht von unserem Vater? — — Er lebt noch, wir werden ihn wieder sehen! ... Gott kann ein so schändliches Verbrechen nicht zulassen! ... Nicht wahr, Bruder, ich träume! ... Ja, ich träume, oder ich verliere den Verstand!"

Gleichzeitig schluchzte Heva:

„Unser Beschützer! unser Freund — todt! ..."

Und Mary rief:

„Nein, nein! Das ist unmöglich!"

Statt aller Antwort sagte Georg nur das eine Wort:

„Seht her!"

Er wandte sich nach der Seite hin, von welcher er gekommen war, und er begleitete dieses Wort mit einer so energischen Handbewegung, daß die Menge auseinanderstob, sich rechts und links aufstellte und in der Mitte einen Platz frei ließ, auf den nun alle Blicke sich richteten.

Dort aber sah man einen geschlossenen Palanquin, neben dem Stop und Kazil, fast ebenso bleich wie Georg selbst unbeweglich dastanden.

Langsam ging Georg auf den Palanquin zu.

Alle Gäste des Lord Singleton wagten kaum zu athmen; ihre Blicke waren starr auf den Palanquin gerichtet.

Georg schob mit einer raschen Handbewegung die Vorhänge zurück. Eine menschliche Gestalt, im Tode erstarrt, lag hier von einem weißen Tuch bedeckt, auf welchem viele Blutflecken sichtbar waren.

Georg schob das Tuch zurück und das Gesicht des Oberrichters, erschien, weiß und kalt wie eine Wachsmaske, mit offenen Augen und verzogenem Mund.

„Seht her!" wiederholte Georg. „Diese Leiche ist die eines Gerechten! Das ist's, was von Sir John Malcolm übrig ist!"

Ein Schrei des Abscheues drang aus jedem Munde.

Heva und Mary fielen neben dem Palanquin auf die Knie und schluchzten in unbeschreiblichem Schmerz.

Eduard, ganz fassungslos, kniete neben dem jungen Mädchen nieder und ergriff die eine Hand des Todten, die er mit seinen Küssen bedeckte. Dabei rief er:

„Mein armer Vater! mein armer Vater!"

Auch Lord Singleton weinte bitterlich bei der Leiche seines Freundes.

Endlich erhob sich Eduard, ging gerade auf Georg los und fragte ihn mit fester Stimme:

„Kennst Du den Mörder?"

„Wenn ich ihn kennte, so hätte er seinen Lohn schon empfangen," erwiderte Georg.

Dann an Lord Singleton gewandt, fügte er hinzu:

„Mylord Gouverneur, im Namen unseres gemeinsamen Vaterlandes, wonach mein Vater Ihr Bruder war, fordere ich Sie auf, sich mit uns zu vereinigen, um den Mörder zu finden."

Lord Singleton streckte seine Hand gegen den Leichnam aus und rief:

„Wir werden den Elenden finden. Vor Gott, der mich hört, schwöre ich es, John Malcolm soll gerächt werden."

„Dank, Mylord!" sagten Georg und Eduard zugleich. Dann sich gegen die Menge wendend, rief Georg im befehlenden Tone:

„Betet, betet für einen Märtyrer!"

Auf diesen von einem Sohne Angesichts der Leiche seines gemordeten Vaters gegebenen Befehl trat augenblickliche Stille ein und alle Köpfe senkten sich.

Djella und Doorgal folgten dem allgemeinen Beispiele, wobei die Prinzessin dem Letzteren ins Ohr sagte:

Digitized by Google

„Ich habe den Mörder bereits gefunden, Doorgal und wir werden ihn morgen den Engländern ausliefern.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Blumenwelt nach ihrer deutschen Namen Sinn und Bedeutung geordnet.*)

Wer einen glücklichen Gedanken geistvoll und künstlerisch ausgeführt sehen will, der nehme dieses Büchlein zur Hand, welches dem Leser den Theil der Blumenwelt der bezeichnende deutsche Name trägt, sinnig gruppirt, in achtundzwanzig reizenden Bildern zur Anschauung bringt. Der erläuternde Text beruht auf ernsten Forschungen, und wird auch dem Fachmanne manches Willkommene bieten.

Die Verfasserin gehört einer auch in der literarischen Welt rühmlichst bekannten Familie an; ihren Beruf als Sachwalterin der Blumen, für deren „angestammte“ Namen öffentlich aufzutreten, wird ein Auszug aus dem Vorwort übrzeugend darthun: „Als Kind sah ich mit Lust der ersten botanischen Stunde entgegen, das Vergnügen verkehrte sich aber bald in kindischen Verdruß — ja Opposition — als die Blumen, die bunten Spielgeschen, um sie „zu bestimmen“ unter das Messer genommen wurden, und das Resultat der Section die Auffindung des unverständlichen lateinischen Namens war, der an die Stelle des altgewohnten deutschen trat. Zu Trost und Hilfe in dieser Noth gab mir der Lehrer des theuern sel. Schubert „Lehrbuch der Naturgeschichte“ in die Hand, das den Pflanzen ihre deutschen Namen und das Recht ihrer Persönlichkeit nicht nur ließ, sondern betonte; und als gar zum Ausruhen nach den botanischen Stunden Brentano'sche Märchen eine Reihe curioser und hübscher Blumen unter Namen brachte, die zum Theil in unserer Provinz Sachsen ganz fremd, oder wenig üblich sind, sich aber dem Kindeskopf um so anziehender und fester einprägten, da stand für mich das gute Recht, wonach man Freunde mit dem Taufnamen statt mit dem Titel nennt, auch den Blumen gegenüber fest“... „Auf den gelehrten lateinischen Namen tritt in systematischer Gliederung und Eintheilung Bau und Familienordnung der Pflanzen hervor; auf den Ruf der deutschen Samen aber treten sie selbst dem Menschen näher, offenbaren die Wunder, die ihr Leben geheimnißvoll umschließt; sie reden von dem, der sie bereitete, und der dem Sinn und dem Gemüth der Menschen in der Poesie des Lebens die Gabe zur Betrachtung und Beachtung seiner Werke schenkte“ . . . „Das deutsche Gemüth behält immerdar feste Wurzeln im Herzen des Volkslebens, und treibt von hier aus unvermerkt und unvermuthet lustige Schößlinge hinaus in die weite Welt. Ein Beweis für diese Behauptung ist die Thatsache, daß das Volk, von jeher auf sinnige Betrachtung der Schöpfung bedacht und angewiesen, noch jetzt Feld und Wald, Wiesen, Thäler und Berge, vor allem die Blumenwelt — das Gemüth der Natur — mit besonderer Vorliebe anliebt und pflegt. Deßhalb ist es nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten, von einer Blumensprache des deutschen Volks zu reden.“ . . . Die meisten und dem Volke bekanntesten Thiere haben ihre Vertreter im Blumenreich, die verschiedenen Jahres- und Tageszeiten, Speise, Trank und Kleidung, das häusliche Thun und Treiben ist verblümt angegeben, und in einzelnen hervorstehenden Merkmalen durch und an Blumen bezeichnet, besonders bemerkbare Stände und Berufsarten des Lebens sind durch Blumen angedeutet, einzelne Blumen treten sogar als lebende Gestalten auf, und bevölkern, wie in der heidnisch germanischen Zeit die Zwerge und Erdmännlein, Wiesen, Wälder und Gärten. Alle Nothdurft, alle Schönheit und Tröstung des irdischen Lebens hat unter den Blumen ihren Platz. Ja, der christliche Glaube hat seine blühenden Altäre unter den Blumen aufgerichtet, und Hölle, Erde und Himmel treten uns in Blumengestalt entgegen.

(Schluß folgt.)

*) Von Johanna Nathusius. Mit 28 lithographischen Abbildungen. Leipzig, 1868, 1 vol. 8.

Mannigfaltigkeiten.

Am 2. Dez. starb in Athen im hohen Alter der langjährige Turnlehrer Athens, Pagonis mit Namen, der Vater Jahn Griechenlands. Trotz seiner 80 Jahre war der alte Mann sehr rüstig und machte sechs- und achtstündige Fußpartien mit großer Leichtigkeit. Nachdem er sich Abends gesund zu Bett gelegt, wurde er des Morgens todt gefunden.

Die neue „Rang- und Quartierliste der preußischen Armee“ enthält zum Erstenmale eine Zusammenstellung sämmtlicher Heerestheile des Norddeutschen Bundes, so weit solche in Folge abgeschlossener Militärkonventionen entweder in der preußischen Armee aufgegangen, oder zu derselben als besondere Bestandtheile in einen engeren Anschluß getreten sind. Hiezu zählen die Infanterie-Regimenter Nr. 89, 90 (Mecklenburg), Nr. 91 (Oldenburg), Nr. 93 (Anhalt), Nr. 94, 95, 96 (Thüringische Staaten), das Jäger-Bataillon Nr. 13 (Mecklenburg), die Dragoner-Regimenter Nr. 17 und 18 (Mecklenburg) und Nr. 19 (Oldenburg). Außerdem

Digitized by Google

finden sich als neu vor der Errichtung der V. Armee-Inspektion, so wie die veränderte Organisation des Ingenieurkorps zu 4 Inspektionen und der Artillerie zu 13 Brigaden (incl. der Garde), und die Artillerie-Depots zu Oldenburg und Schwerin. Auch auf die neue Landwehr-Eintheilung ist bereits Bedacht genommen. Hiernach sind die bisher bei dieser Waffe besonders bestandenen Kavallerie-Regimenter aufgelöst. Nach dem Personalausweise der Liste gehören der Armee, außer dem General-Feldmarschall Grafen Wrangel und dem im gleichen Range stehenden General-Feldzeugmeister Prinzen Karl, in den höheren Offizierchargen gegenwärtig an: 49 Generale, 57 General-Lieutenants, 99 General-Majore, 146 Obersten der Infanterie, 55 der Kavallerie, 82 der Artillerie, 17 der Ingenieure und 3 des Trains, so wie 228 Oberst-Lieutenants, 696 Majore und etwas über 10,000 Hauptleute und Lieutenants in den verschiedenen Waffengattungen. Unter der Zahl der Generäle und Stabsoffiziere ist das bürgerliche Element vertreten durch 2 General-Lieutenants, 5 General-Majore, 46 Oberste, 78 Oberst-Lieutenants und 235 Majore, von welchem Personal auf die Artillerie und das Ingenieur-Korps allein 171 kommen. Eine solche merkliche Zunahme der Krieger bürgerlicher Namen in den oberen Offiziergraden ist besonders hervorgerufen durch die Anstellung von Offizieren aus den aufgelösten, verschiedenen fremdherrlichen Kontingenten. Der gesammte Quartierstand der Armee vertheilt sich zur Zeit auf 331 Garnisonsstädte (65 mehr als 1867), worunter sich mit Königstein 32 befestigte Plätze befinden. Aus dem übrigen Inhalte läßt sich ersehen, daß der durch die Reorganisation der Armee 1866 hervorgerufene gesteigerte Bedarf an Offizieren nicht allein im Allgemeinen zur Genüge gedeckt, sondern insbesondere bei den Garde-Truppentheilen schon über den Etat vorhanden ist. So gehören allein dem 1. Garde-Regiment zu Fuß 18 außeretatsmäßige Seconde-Lieutenants an.

Eine aus den Jahren 1865 66 her in Wien vielbekannte und besprochene Persönlichkeit, der damalige Attaché des Frhrn. v. Werther, Graf Galen, ist jüngst gestorben. Er war der Sohn des noch lebenden ehemaligen preußischen Gesandten am Madrider Hofe und gehörte dem westphälischen starr-klerikalen Feudal-Adel an, in dem die Familien Galen, Ketteler und einige Andere obenan stehen. Graf Bismark hielt es vor dem Kriege für angezeigt, gerade eine Persönlichkeit wie den jungen Grafen Galen hieherzuschicken, welchem es bald gelingen konnte, in hiesigen entsprechenden Kreisen der Feudal-Klerikalen sich zum gerngesehenen Gaste zu machen. Er ging nach erfolgter Abberufung des Barons Werther mit diesem nach Berlin, nachdem er seine hiesigen Beziehungen meisterhaft ausgebeutet und der Bismarck'schen Politik wesentliche Dienste geleistet hatte. Zur Belohnung wurde er im Laufe der Zeit, als Chargé d'affaires nach Kopenhagen geschickt, wo sich nach kurzer Thätigkeit bei ihm Spuren von Geisteszerrüttung zeigten. Von Kopenhagen nach seiner Heimath Münster gebracht, verschlimmerte sich sein Zustand dergestalt, daß er in eine Irrenanstalt transportirt werden mußte. In volle Tobsucht verfallen, und von allen erdenklichen Qualen heimgesucht, endete der Unglückliche kürzlich in der Irrenanstalt zu Bonn. Das erzählt ein Wiener Korrespondent im Ung. Lloyd und deutet an, Graf Galen sei aus Gewissensbissen über den Mißbrauch des Vertrauens seiner Wiener Freunde geisteskrank geworden. (?)

In Portsmouth ist eine Reihe von Versuchen, die man mit einem neuerfundenen kleinen Dampfschleppboote für die Kriegsmarine gemacht, sehr erfolgreich abgelaufen. Der Hauptfehler der bis jetzt im Gebrauche befindlichen Boote dieser Art war das Geräusch der Maschine, das sie für Unternehmungen wie Rekognoszirungen und Ueberfälle im Kriege fast untauglich machte. Diesem Fehler ist bei dem neuen Boote sinnreich abgeholfen und dasselbe enthält bei einer Länge von 35, einer Breite von 9 und einem Tiefgange von 2 Fuß 6 Zoll am Hintertheil und 2 Fuß 2 Zoll vorn eine Maschine von 3 Pferdekraft, Kohlen für 3 Tage, Vorräthe und Kajüte und Schlafstelle für die Mannschaften. Die Schnelligkeit des Bootes beträgt 7½ Knoten im Durchschnitt.

In Petersburg will man das Schuldgefängniß derartig erweitern, daß die unerzogenen Kinder der inhaftirten Personen bei diesen untergebracht werden können. Den 35 in der Schuldhaft befindlichen Personen gehören 112 unerzogene Kinder an, welche, da sie von ihren Eltern getrennt sind, ohne Aufsicht bleiben und oft bitteren Mangel leiden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 287:

Also unser Autor spricht:
„Ausgewachsen" bin ich nicht,
Wär' ich's, wär' ich nicht so klein;
Und ich wend' dagegen ein:
Denkend — und doch spielend finden
Müssen wir des Räthselrätsels
Schwierigkeiten überwinden —
Wollen wir auch herzlich gern;
Doch soll's Räthsel amüsiren,
Darf's den Geist nicht strapaziren.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Aſchaffenburger Zeitung.

Nr. 298 Dienstag, 22. Dezember 1868.

Die Geheimniſſe Indiens.

(Fortſetzung.)

XV.

Nachdem die ſchmähliche Ermordung eines Engländers von ſolchem Rang, wie Sir John Malcolm, in ſeinem Hauſe bekannt geworden war, konnte Lord Singleton unmöglich das Feſt fortſetzen. Die Muſik war längſt verſtummt, die Lichter wurden ausgelöſcht, und die Gäſte des Gouverneurs entfernten ſich traurig und ſchweigend.

„Doorgal,“ ſagte die Prinzeſſin zum Rajah, „wir müſſen uns heute Nacht noch mit einander berathen; ich erſuche Sie, mich zu begleiten.“

„Zu Ihrem Befehl, Prinzeſſin.“

Sie verließen hierauf zuſammen den Palaſt der Geſandtſchaft.

Djella beſaß in Benares einen Palaſt, den die Europäer, mit vollem Recht, wie ein wahres Wunder betrachteten.

Dieſes herrliche Gebäude, in röthlichem Granit und weißem Marmor, und zwar im reinſten orientaliſchen Styl aufgebaut, ſtand auf dem größten freien Platze der Stadt. Von den Balkons aus, ſah man auf die Brücke des Ganges. Ungeheure Gärten dehnten ſich hinter dem Palaſte aus.

Djella führte Doorgal in ein Boudoir, dann verließ ſie den Rajah, indem ſie ſagte:

„In wenigen Minuten bin ich wieder hier.“

Und in der That, nach kaum einer Viertelſtunde erſchien Djella in einem reizenden Hauszewande wieder.

Der Rajah nahm den Platz ein, den Djella ihm bezeichnete; ſein Geſicht drückte bange Erwartung aus.

„Doorgal, was ſehen Sie mich ſo eigenthümlich an?“ fragte Djella.

„Sie ſind eine merkwürdige Frau, Prinzeſſin,“ erwiderte der Rajah, „einzig in ihrer Art.“

„Gewiß, das weiß ich, und ich bin ſtolz darauf. Wäre ich wie eine Medaille mit verwiſchtem Gepräge, wäre ich wie alle anderen Frauen, ſo würde ich darüber untröſtlich ſein! Aber wozu dieſe Bemerkung?“

„Es ſpielt rund um uns ein ſchreckliches Drama, ein blutiges Drama, deſſen Hauptperſonen wir Beide ſind. Dabei ſind Sie ruhig und unbekümmert, als ob der jedenfalls bald ausbrechende Sturm Sie gar nichts anginge.“

„Was liegt an dem Sturm und dem Gewitter, wenn man ſelbſt den Blitzſtrahl lenkt?“

„Wer aber kann dies mit Sicherheit behaupten?“

„Ich . . .“

„Nehmen Sie ſich in Acht, Prinzeſſin . . . Ihr blindes Vertrauen beunruhigt mich . . .“

Die junge Frau warf auf den Rajah einen ironiſchen Blick, und nachdem ſie denſelben, um uns ſo auszudrücken, bis in ſein Innerſtes hatte tauchen laſſen, ſagte ſie:

„Doorgal, ich kenne Ihre Gedanken, Sie fürchten ſich!“

„Allerdings.“

„Vor was oder vor wem?“

„Vor Georg Malcolm.“

„Warum?“

„Georg Malcolm iſt ein furchtbarer Feind, er beſitzt Muth und Entſchloſſenheit und die zäheſte Ausdauer. Er wird ſelbſt vor dem Unmöglichen nicht zurückſchrecken, um ſeinen Vater zu rächen. Habe ich nicht Recht?“

„Sie haben Recht, Doorgal, aber Sie vergeſſen Eins, und das iſt, daß ich ſeine Gegnerin bin.“

„Ich weiß wohl, wie klug und mächtig Sie ſind . . . aber dieſer Engländer iſt auf ſeiner Hut. Was vermögen Sie gegen ihn?“

„Ich vermag Alles. Morgen ſchon wird Georg Malcolm nicht mehr zu fürchten ſein.“

„Morgen?“ wiederholt Doorgal.

„Ja, oder vielmehr heute noch, denn es iſt ſchon zwei Uhr Morgens. Ich habe mir einen Plan ausgedacht, und in dem ſollen Sie die Hauptrolle ſpielen.“

Wir wollen vor der Hand dieſen Plan nicht enthüllen; es mag genügen, zu ſagen, daß, als Djella dem Rajah denſelben mitgetheilt hatte, er ganz außer ſich vor Freude und Bewunderung war.

„Prinzeſſin,“ ſagte er, „Sie ſind ein Genie.“

„Ich habe noch nie daran gezweifelt, Sie kennen und billigen alſo meinen Plan?“

„Ich thue mehr als dies, ich bewundere ihn.“

„Alſo kann ich auf Sie rechnen?“

„Ganz und gar.“

Digitized by Google

„Dann geht Alles gut und ich kann mehr als je auf vollkommenen Erfolg hoffen."

Die Unterredung zwischen Djella und dem Radjah hatte ziemlich lang gedauert; der Tag begann schon anzubrechen. Doorgal erhob sich, küßte der Prinzessin die Hand und verließ den Palast.

Kaum war Djella allein, so schellte sie.

Sangor erschien.

„Nun?" fragte sie.

„Ich habe Ihren Befehl ausgeführt," antwortete er.

„Weißt Du, wie Georg Malcolm seinen Vater aufgefunden hat?"

„Ja, ich weiß es."

Und nun erzählte Sangor die Ereignisse in der letzten Nacht, die wir bereits erzählt haben.

„Wer hat Dir denn das Alles gesagt?"

„Die zwei Inder, welche Kazil mitgenommen hatte."

„Gehören Sie auch zum heiligen Werk?"

„Ja, Herrin!"

„Sind Sie da?"

„Ja, sie sind da."

„Laß sie eintreten."

Sangor öffnete die Thüre und gab ein Zeichen.

Zwei indische Fellahs traten sogleich ins Zimmer und warfen sich vor der Prinzessin mit allen Zeichen einer tiefen aus Achtung und Furcht gemischten Unterwürfigkeit auf die Erde.

„Kinder der Bowhanie," sagte Djella zu ihnen mit dumpfer Stimme, „steht auf und gebt Acht, denn ich spreche zu Euch im Namen der Göttin!"

Die Unterhaltung der Prinzessin mit den Indern dauerte über eine Stunde. Am Ende dieser Zeit verabschiedete sie dieselben mit den Worten:

„Geht und erinnert Euch!"

Die Fellahs entfernten sich unter tiefen Verbeugungen.

Auf die Nacht, von der wir so eben erzählt haben, folgte ein herrlicher Tag.

Benares rüstete sich, das große Fest des Gottes Jagarnath mit unerhörtem Pompe zu feiern; in der ganzen Stadt herrschte ein ungewöhnliches Treiben; Alles war in der schönsten Feststimmung.

Wir ersuchen nunmehr unsere Leser, sich mit uns in den Palast der Präsidentschaft zu begeben, in dem Augenblicke, wo die große Uhr des Palastes zwölf Uhr schlägt. Wir treten über die Schwelle eines großen Zimmers, welches dem Lord Singleton als Arbeitskabinet dient.

Dieses Zimmer ist mit indischen Teppichen von sehr lebhaften Farben belegt, enthält eine sehr große Bibliothek, einen Schreibtisch und außerdem ein Dutzend Sessel.

Eine Thür ging auf und es trat eine Person ein, welche wie ein indischer Diener gekleidet war, und legte auf den Schreibtisch eine Anzahl Papiere.

Diese Person ist uns bereits bekannt. Wir haben sie zwei Tage vorher bei der Prinzessin Djella gesehen, und zwar in Begleitung des Fakirs Suniacy, Holcars und Akbars. Wir haben ihn zum Zweitenmale in der Nacht, wo der Mord an Sir John Malcolm verübt wurde, auf dem Kirchhof der Elephanten gesehen.

Djaal hieß der Mann; er nahm einen hohen Rang unter den Häuptern des schrecklichen Werks ein.

Sein Erscheinen bei Lord Singleton in dieser Verkleidung ist aber ein Räthsel, das wir lösen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Blumenwelt nach ihrer deutschen Namen Sinn und Bedeutung geordnet.

(Schluß.)

Diesen Anschauungen entsprechend stellte die Verfasserin alle ihre vorkommenden Pflanzen nach der Bedeutung ihrer Namen zusammen, um sie gruppenweise auf einzelne Blätter zu malen, und so entstanden diese Bilder, welche den großen Reichthum unserd deutschen Blumenschatzes vor uns entfalten. Bild I enthält 25 Blumen unter der Aufschrift „Gott Vater, Sohn und heiliger Geist," z. B. „Gottesauge," „Jesusblümchen," „Heilige Geistwurzel" ꝛc. II. „Preis und Lobsar des Herrn," 28 Blumen: „Kreuzblatt," „Dornkrönchen," „Glückskörbchen" ꝛc. III. „Himmel- und Engelwelt," 28 Blumen: „Himmelblau," „Himmelsleiter," „Engelköpfchen" ꝛc. IV. „Die christlichen Tugenden," 16 Blumen: „Treublatt," „Geduldkraut," „Demuth" ꝛc. V. „Altes Testament," 25 Blumen: „Paradiesbaum," „Jakobsstab," „Hiobsthränen," „Jerichorose" ꝛc. VI. „Neues Testament," 21 Blumen: „Bethlehemstern," „St. Peterschlüssel," „Judasohr" ꝛc. VII. „St. Johannesblumen" 16 Blumen: „Zachariaskraut," „Johannisblut," „Johannishand" ꝛc. VIII. „Marienblumen," 55 Blumen: „Marienkäfchen," „Liebfrauenkraut," „Muttergottesthränen" ꝛc. IX. „Kalender der Heiligen," 49 Blumen: „St. Johannisköpfe," „Walpurgiskraut," „Martinshand" ꝛc. X. „Sünde, Tod und Teufel," 53 Blumen: „Gottvergessen," „Todtenbein," „Teufelsmilch" ꝛc. XI. „Die Kirchenfeste," 15 Blumen: „Weihnachtsrose," „Osterveilchen," „Pfingstnelke" ꝛc. XII. „Die Jahreszeiten," 29 Blumen: „Wintergrün," „Maiblume," „Sommerdolde," „Herbstling" ꝛc. XIII. „Liebeslied" und „Liebeslust," 29 Blumen: „Maasliebchen," „Männertreu," „Hergezspann" ꝛc. XIV. „Kampf und Rüstung," 20 Blumen: „Schwertlilie," „Mannsschild," „Ehrenpreis" ꝛc. XV. „Beruf und Lebensstand," 90 Blumen: „Kaiserkrone," „Königszepter," „Hirtentasche," „Bettlerfell," „Mönchsplatte" ꝛc. XVI. „Frauenlob," 38 Blumen: „Jungfernzahn," „Frauenveilchen," „Wittwenblume" ꝛc. XVII. „Eine Dorfgeschichte," 1

Digitized by Google

Blumen: „Der gute Heinrich," „Liek dör'n Tune," „Schöne Margrete" ꝛc. XVIII. „Das Märchen," 37 Blumen: „Federpappel," „Elfenhandschuh," „Holzmännchen" ꝛc. XIX. „Gastmahl der Thiere," 42 Blumen: „Katzenkälte," „Hasenkohl," „Vogelkirsche" ꝛc. XX. „Aus der Mythologie," 26 Blumen: „Odenskopp," „Donnerbart," „Venusspiegel" ꝛc. XXI. „Sonne, Mond und Sterne," 33 Blumen: „Sonnenblume," „Mondkraut," „Sternblümchen" ꝛc. XXII. „Feuer, Wasser, Luft und Erde," 35 Blumen: „Feuerlinie," „Wasserbalsam," „Windröschen," „Erdtrone" ꝛc. XXIII. „Haushalt unter freiem Himmel," 94 Blumen: „Butterblume, Käs und Brod," „Schinkenkraut," XXIV. „Gold und Geld," 32 Blumen: „Tausendguldenkraut," „Dukatenröschen," „Silberdistel" ꝛc. XXV. „Wilde Thiere," 73 Blumen: „Löwenmaul," „Wolfsgesicht," „Hirschhorn" ꝛc. XXVI. „Hausthiere," 85 Blumen: „Roßhuf," „Eselsohr," „Geißbart" ꝛc. XXVII. „Vogelwelt," 67 Blumen: „Schwanenhals," „Dürre Henne," „Vogelnest" ꝛc. XXVIII. „Was sonst noch kreucht und kreucht," 52 Blumen: „Bienenhalde," „Käferwurz," „Schlangenängel" ꝛc.

In dem Anfang, unter der Aufschrift „Allerlei rauh," heißt es dann: „Nun Kränze, Sträuße und Gebinde fertigst, wie es beim Blumenordnen zu gehen pflegt, ein rechtes Allerleirauh übergeblieben, buntes Flick- und Stückwerk, wie der Mantel der Märchenprinzessin. Wer die Blumen nicht um ihrer selbst willen, sondern nur zum Festschmuck suchte, der pflegt die Reste als Unrath fortzuwerfen; wer aber weiß, daß einer jeden Pflanze von unserem Herrgott ihre Stelle auf der Erde angewiesen ist, zu Schmuck und Nutzen, der sammelt auch die Brocken, die Ueberbleibsel der festlichen Kränze auf daß nichts umkomme," und gebe es auch nur einen kleinen Strauß für die Hand eines Kindes oder das Schnäuzlein eines Thiers."

„So stehen denn auch die letzten übrig gebliebenen Blumen, die noch kein anderes Plätzchen fanden, nun hier vor Thorschluß noch in einem Häuflein beieinander, stecken die Köpfe zusammen, und flüstern sich was! Kommt stirnrunzelnd und kopfschüttelnd ein allzu strenger Kritiker daher des Weges durch die Blumenwelt, so schlägt das „Schreckraut" Allarm, „Rehrum" und „Nimm mir nichts" ruft es im Chor! „Gib' n nirr" tuscheln sie unter einander, „Tripmadam" trippelt ängstlich hin und her, das „Tölpelchen" schneidet ein Gesicht, „Krumhals" dreht sich verlegen ab, der „Ohrenmöggel" kratzt sich hinterm Ohr, die „uneinigen Brüder" disputiren ob er Grund dazu hat, oder nicht; „Gegenstraß," „Hundertkopf" und „Widerbart," „Verreinelle" und „Pechnelke," „Bitterblatt" und Bitterblume" machen Front, und wehren sich. . . ." Wer aber bescheidenen Sinnes seine Freude an den Blumen hatte, dem nickt „Schön Gwitchen" dankbar zu, dem thun sich zum Abschied hier noch „Weißkügel," „Gelbkügel," „Blauvogelchen" und „Kißkügel" weit auf mit freudigen Blicken . . . wünschen Glück auf den Weg, und reichen den Abschiedstrauß hin, ein ganzes Füllhorn voll „Freudenkraut" und „Allerleilust."

Ein genaues Verzeichniß der Quellen und ein lateinisch-deutsches Register gewähren dem Fachmann die nöthigen Nachweisungen.

Wer die schönen in Oelfarbe ausgeführten Original-Gemälde nicht gesehen hat (dieselben sind, wenn wir nicht irren, in Berlin ausgestellt worden), der kann sich nach diesen in kleinem Maßstab ausgeführten Umrißzeichnungen natürlich nur ein sehr unvollkommenes Bild von der Farbenpracht der Originale machen. Darum sollten dieselben durch Farbendruck möglichst genau nachgebildet werden, indem sie dann zugleich für den „Salon" ein überaus liebliches „Album" liefern würden.

Der todte Liebling.

Es steht mit schwerem Herzen, feuchten Blicken
Die junge Mutter vor dem schwarzen Schrein, —
Der Todesengel kam, ihr Glück zu knicken, —
Sie senkten ihren Liebling dort hinein.

Ach! noch vor wenig kurzen Tagen schmückte
Mit Blumen ihre Hand sein Lockenhaar, —
Sie ahnte nicht, da sie die Blumen pflückte,
Daß Mohn des Todes unter ihnen war.

O Mutterherz! vergeblich war dein Mühen,
Dein stilles Hoffen und dein heißes Fleh'n, —
Du sahst die Knospe im Entstehn verblühen,
Wie einen holden Sonnenblick vergeh'n.

Bleich steht du vor dem bleichen Engelsbilde,
Das deinem Leben Reiz und Werth verlieh'n,
Das Lächeln, das mit Glanz dein Dasein hülle,
Es ist entflohn, — dein Abgott ist dahin!

Du rufst die Engel, Gott, und sie erscheinen, —
Du winkest, Vater, und sie knien vor dir, —
Die arme Mutter hatte nur den einen,
Du nahmst das einz'ge Glück vom Herzen ihr!

O, nimm sie auch aus dieser Welt voll Schmerzen,
Gib ihren Engel ihr und ihre Ruh'! —
„Du armes Kindlein fern vom Mutterherzen,
Bist selbst im Himmel eine Waise du!" —

Adele Walden.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Ueber einen Eisenbahnraub zwischen Szegedin und Szöreg bringt der „Ragyp. L." folgende Details: „Die Nacht war ziemlich dunkel, der Zug ging mit geringer Schnelligkeit, als der Zugführer in bedeutender Entfernung verdächtige Gestalten sah, welche sich mit den Schienen zu schaffen machten. Der Zugführer stutzte, verlangsamte die Zuggeschwindigkeit noch mehr, so daß sich der Train fast kaum mehr bewegte, als er bei den aufgerissenen Schienen anlangte und nur die Locomotive sammt einem angehängten Lastwagen herabglitten. Die Räuber (acht an der Zahl und damals schon zu Pferde) überfielen den Zugführer, entwaffneten ihn trotz seines Widerstandes und beraubten ihn seiner Uhr und Börse; dann sprengten sie rasch zu den das Ende des Zuges bildenden Waggons zweiter Klasse und dem Postwagen. Sie mußten, um dahin zu gelangen, an den mit Jägern gefüllten Waggons dritter Klasse vorüberreiten; der hackere Zugführer aber hatte seine Geistesgegenwart nicht verloren. Er rief dem kommandirenden Offizier zu, was vorgehe; dieser kommandirte Feuer, und die Bänzigewehre, mit welchen die Jäger bewaffnet waren, thaten trotz der Dunkelheit ihre Wirkung: vier der Räuber stürzten vom Pferde, zwei schwer verwundet, zwei andere todt; die übrigen vier aber entwischten."

Der Stadtmagistrat von Shrewsbury hat ein strenges Mandat gegen Fluchen und Schimpfen an öffentlichen Orten erlassen und in Folge davon in voriger Woche eine Anzahl von Personen mit Geld- resp. Gefängnißstrafen belegt. Ein besonders merkwürdiger Fall dabei war, daß Zeugen gegen eine Angeklagte, Madame Sarah Speake, aussagten, sie hätten dieselbe von halb zwölf Uhr Nachts bis zwei Uhr Morgens ohne Unterbrechung fluchen und lästern gehört.

Vor dem Schwurgericht in Syra fand gegen Ende Novembers der Prozeß des berüchtigten Räuberhauptmanns Manolis statt, der, nachdem er in Kleinasien mehrere Missethaten begangen, auf einer Insel des griechischen Archipels gefangen wurde. Manolis wurde freigesprochen, weil er kein einziges Verbrechen auf griechischem Gebiet begangen. Nun ist der Räuber frei und sieht sich behaglich die Handelsstadt an.

[Königliche Antwort.] Als Karl III. König von Spanien, auf dem Sterbebette lag und die heilige Wegzehrung empfangen sollte, wurde er von dem Patriarchen von Indien gefragt, ob er seinen Feinden verzeihe? Der sterbende Monarch gab hierauf die wahrhaft königliche Antwort: „Also hätte ich bis auf diesen Augenblick warten sollen, um ihnen zu verzeihen? Ich haben ihnen Allen gleich damals verziehen, als sie mich beleidigten."

Der Präsident von San Domingo, Baez, soll Hrn. Seward angeboten haben, auf dessen eigene Bedingungen hin die Bucht von Samana auf 99 Jahre an die Vereinigten Staaten verpachten zu wollen. Er soll auch angedeutet haben, daß in einer alten Kirche in San Domingo die Asche des Columbus in einem eisernen Sarge aufbewahrt werde, sein Herz befinde sich jedoch in Havanna. Baez will, wenn jener Handel zu Stande kommt, gestatten, daß jener Sarg nach Washington gebracht werde.

Der Allg. Deutsche Schriftstellerverein in Berlin und der Leipziger Schriftstellerverein wurden vom norddeutschen Bundeskanzleramt eingeladen, zur Berathung des Gesetzentwurfs über das literarische Eigenthum im Bundesrathe je einen Sachverständigen aus ihrer Mitte zu entsenden.

Die Hamburgerinnen sagen von einem jungen Manne, der ihnen gefällt: „Er ist ein feiner Mann", die Dresdenerinnen: „Er ist ein gutes Thierchen" und die Wienerinnen: „Er ist ein lieber Narr."

Einem Gerichtspräsidenten in Frankreich wurde die Bemerkung gemacht, er übe die Entscheidung eines Prozesses verschieden, weil dadurch dem Ministerium ein wichtiger Dienst geleistet werde. „Wir sprechen hier Urtheile," erwiderte der brave Mann, „aber wir leisten keine Dinge."

Auflösung der Charade in Nr. 288:

Der „Baumstamm" gibt uns Bretter, und für den Winter Holz,
Was aber nützt der „Stammbaum", d'rauf Viele sind so stolz?
Weil man den Adel ehren muß, mehr als die andern Leut',
Verlieren d'rob die Hüte die Krempen vor der Zeit.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Weilandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 299 Mittwoch, 23. Dezember 1868.

Aus dem Gerichtssaale.

Ansbach, 18. Dezember.

[Mittelfränkisches Schwurgericht.] Nach dem Erscheinen des offiziellen Berichts über den Feldzug von 1866 brachte der „Nürnberger Anzeiger“ mehrere scharfe Kritiken über das Verhalten des Generals Hartmann während der Schlacht von Kissingen, womit er den Angegriffenen oder die k. Staatsregierung veranlassen wollte, Aufschlüsse darüber zu geben, was diesen General am Erscheinen auf dem Kampfplatze gehindert habe. Weder der Angegriffene noch die k. Staatsregierung sahen sich hiedurch zu einer Aeußerung veranlaßt. Da erschien nun am 21. August ds. Js. in jenem Blatte ein Artikel: „General von Hartmann und der Verrath vom 10. Juli 1866.“ In diesem Artikel wurden anknüpfend an frühere unter □ erschienene Korrespondenzen die Möglichkeiten durchgegangen, ob nach den bisherigen Kundgaben dem in seiner Art beispiellos dastehenden Ungehorsam des Generals v. Hartmann ein besonders hervorragendes Feldherrntalent, oder Unverstand oder Feigheit oder Verrath zum leitenden Beweggrunde gedient habe und schließlich deduzirt, daß man zu der Annahme gezwungen sei, an das Vorhandensein eines gegen das Vaterland, gegen die bayerische Waffenehre, ja gegen den bayerischen Staatsbestand verübten Verraths zu denken, wobei nur noch zu ermitteln übrig bleibe: welcher Person oder welchen Personen der alleinige, beziehungsweise der größere oder kleinere Antheil von Schuld der begangenen Schändlichkeit zugemessen werden müsse. Es war ferner in dem Artikel die Nothwendigkeit offizieller Aufklärung betont und die Ansicht ausgesprochen, daß „der ganze entehrende Vorwurf, so lange eben die Sache nicht genügende andere Aufklärung gefunden hat, nach unerbittlicher Folgerichtigkeit einzig und allein und mit seiner ganzen Schwere an dem betreffenden Divisions-Kommandanten hängen bleiben muß.“ — In diesem Passus nun erblickt das Verweisungserkenntniß ein Vergehen der Amtsehrenbeleidigung, begangen durch die Presse an dem k. Generallieutenant Ritter v. Hartmann, und bezeichnet als verantwortlich hiefür den Redakteur G. Meyer, den Mitredakteur F. Moninger, welcher in Abwesenheit des Vorigen und in Stellvertretung desselben die Einrückung des fraglichen Artikels bewirkt und den F. W. Meyer (Sohn des Redakteurs Meyer), der als Expeditor des „R. A.“ in Abwesenheit des Redaktionspersonals das Pflichtexemplar der Nummer 232 mit dem Beisatze „pro G. Meyer“ unterzeichnet hatte. Schon in der Voruntersuchung hatte G. Meyer, obwohl er sich zur kritischen Zeit auf einer Erholungsreise befunden, die Verantwortlichkeit für den Inhalt der betreffenden Nr. 232 anerkannt, dasselbe hatte Moninger, der damals die Redaktion allein besorgte, gethan, beide hatten jedoch die injuriöse Absicht in Abrede gestellt; Meyer jun. hatte erklärt, daß er den Inhalt des Artikels gar nicht gekannt, und durch den Beisatz pro G. Meyer“ bei Abgabe des Pflichtexemplars lediglich die Haftung seines Vaters habe ausdrücken wollen. Dieselben Erklärungen wiederholten sich auch in der öffentlichen Sitzung, der Redakteur G. Meyer erklärte, daß er bei seiner ersten Vernehmung die Verantwortlichkeit für diesen Artikel nur in der Voraussetzung übernommen, daß man Moninger und seinen Sohn dann unbehelligt lassen werde. Man könne ihn doch nicht für etwas verantwortlich machen, woran er keinen Theil, wovon er nicht einmal Wissenschaft gehabt, nachdem der Art. 261 des Strafgesetzbuchs die Absicht, zu beleidigen, verlange. Er habe eigentlich nichts mehr hier zu thun, da er neben Moninger nicht verantwortlich gemacht werden könne. Meyer machte noch geltend, die dunklen Flecken, welche der Artikel erwähne, seien nicht erst vom „R. A.“ geschaffen. Man habe gleich nach dem Kriege überall von Unfähigkeit der Führer, von Verrath und einem blosen Scheinkriege sprechen hören. Für Hartmann zunächst sei Anlaß gegeben gewesen, wegen seines Verhaltens bei Kissingen die möglichste auf ihn fallende Schuld durch Aufklärungen von sich abzuwälzen. Auf diese Gefahr allein habe der betreffende Artikel aufmerksam gemacht; hätte man ihn beleidigen wollen, so hätte die Ueberschrift des Artikels der Verrath des Generals Hartmann am 10. Juli 1866 lauten müssen, und hätte die Frage nach dem Verräther nicht offen gelassen werden dürfen. Mitredakteur Moninger will den Artikel geprüft haben, und der Ansicht gewesen sein, daß derselbe lediglich Beruhigung der öffentlichen Meinung bezweckt habe. Es wurden mehrere Artikel des „R. A.“ aus der Zeit vor und nach dem

Digitized by Google

Erscheinen des inkriminirten Artikels, so wie verschiedene Stellen aus offiziellen und nicht offiziellen Kriegsberichten, sowie aus der Broschüre über den Prozeß gegen Zander im Oktober 1868 verlesen. Der einzige Entlastungszeuge, Buchdruckereifaktor Goldberg aus Nürnberg, bestätigte die Abwesenheit des G. Meyer von Nürnberg zur kritischen Zeit, so wie die alleinige Besorgung der Redaktionsgeschäfte durch Moniger. Erst um 12 Uhr Mittags ergriff der k. Staatsanwalt zur Begründung der Anklage das Wort. Staatsanwalt Schmauß gab in seinem Vortrage ein vollständiges Bild der damaligen Sachlage, aus der sich das Verhalten des Generals Hartmann durchaus rechtfertigte, indem es sich in vollkommenem Einklange mit dem ursprünglichen Operationsplane und den gegebenen Verhältnissen befunden habe. Es sei nämlich anfänglich nicht beabsichtigt gewesen, den Kampf bei Kissingen aufzunehmen, vielmehr habe man bei Poppenhausen feste Stellung nehmen wollen. Da sei dem Prinz Karl die Nachricht zugekommen, daß nur ein seinen Streitkräften an Zahl nachstehender Theil des preußischen Armeekorps auf Kissingen heranrücke. In der Ueberzeugung, daß es mit der Ehre der bayerischen Armee unverträglich sei, vor einer Minderzahl von Feinden zurückzuweichen, sei er selbst nach Kissingen geeilt, und sei dort an der Spitze seiner Truppen dem dichtesten Kugelregen entgegengegangen. Das sei vielleicht ein Fehler gewesen, den ihm aber Niemand, dem ein deutsches Herz in der Brust schlage, werde zum Vorwurf machen wollen. Sei es doch im Jahre 1815 dem alten Blücher begegnet, daß er durch ein ähnliches Vorgehen unter die stampfenden Hufe der französischen Rosse geführt wurde. Es sei eine ritterliche Handlung gewesen, daß Prinz Karl den Kampf aufgenommen habe, wo es nach seiner Auffassung die Ehre seiner Armee gegolten habe. Derselbe Blücher habe einmal geäußert, Gneisenau's Besonnenheit, seine Verwegenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit hätten die Franzosen aus Deutschland vertrieben. Neben dem Muthe brauche also der Führer auch Besonnenheit und Glück. Diese ruhige Ueberlegung habe den General Hartmann bestimmt, treu dem ursprünglichen Plan, mit Rücksicht auf die Ermüdung seiner Truppen, bei Poppenhausen Stellung zu nehmen, nachdem er in Folge der Anwesenheit von Preußen von der bereits begonnenen Ausführung des B fehls, gegen Euerdorf zu marschiren, abgestanden. Hätte er sich der Gefahr aussetzen sollen, zu spät und mit völlig erschöpften Truppen auf dem Kampfplatze zu erscheinen, um auch diese zu opfern? Mußte er nicht vielmehr unter solchen Umständen um so mehr an an dem früheren Plane festhalten, als er dabei die sichere Aussicht hatte, das weitere Vordringen des siegreichen Feindes aufzuhalten? Dazu kam, daß er nach dem später eingetroffenen Befehl ein Recht zum Stehenbleiben hatte. Das Kriegsglück sei freilich damals nicht auf Seiten unserer Armee gewesen; es hätten vielmehr die traurigen Nachrichten aus Böhmen schwer auf ihr gelastet, und wäre seit Königgrätz an einen erfolgreichen Schlag Seitens der Süddeutschen nicht mehr zu denken gewesen. So sei den süddeutschen Heerführern nichts als die Defensive übrig geblieben und das Schicksal fortwährender Ueberraschungen durch die Angreifer, denn wer sich nur vertheidigen müsse, wisse nicht woher, und mit welcher Kraft der Schlag ihn treffe können. Wenn nun General v. Hartmann in dem ihm Mittags zugekommenen Befehl, nach Euerdorf vorzurücken, eine neue Bestätigung des Stehenbleibens am ursprünglichen Platze erblickend, nicht nach Kissingen vorgerückt sei, so habe er bewiesen, daß er nicht bloß der unerschrockene, muthige Soldat, als den er sich bei Roßdorf gezeigt, sondern auch der überlegte Stratege sei, der sich nicht durch Kanonendonner leiten lasse, wie nach den Phrasen des „Nürnberger Anzeigers" französische Marschälle. Daß General H. durch sein Stehenbleiben dem Vaterlande einen Dienst erwiesen, sei auch preußischer Seits anerkannt worden. Wäre der General damals nicht bei Poppenhausen gestanden, so sei es sehr glaublich, daß die Preußen den geordneten Rückzug der Bayern zur Flucht gemacht hätten. Dem Einwande, daß die preußische Armee ja einen Rechtsmarsch gemacht habe, sei entgegenzuhalten, daß General H. dieß nicht habe wissen können. Gerade an jenem Tage seien bei Gochen Mittags Depeschen aus dem böhmischen Hauptquartier eingetroffen, welche aus Besorgniß vor baldigem Waffenstillstand und damit eintretender Unmöglichkeit, die Bayern nördlich des Mains zu besetzen, den Marsch nach Frankfurt vorschrieben. Ohne diese Depeschen würde sich voraussichtlich die Annahme des Generals H., daß die Preußen bis Schweinfurt vordringen würden, verwirklicht haben. Sonach herrsche über die Sache in der That keine Dunkelheit mehr und ergehe sich die Antwort auf die in Nr. 299 des „Nürnberger Anzeigers" gestellten Fragen, deren angebliche Nichtbeantwortung den inkriminirten Artikel hervorgerufen habe, von selbst. Angenommen aber auch, es bestehe noch ein Dunkel, die Diplomatie habe wirklich noch einige Fäden gesponnen gehabt, stehe es dann den Angeklagten zum Zwecke der Aufhellung dieser Dunkelheit zu, einen in Ehren ergrauten Krieger einen Verräther zu heißen, ihn herauszureißen aus der Reihe der Männer, die damals bei Kissingen betheiligt waren, bloß in der Absicht, die Regierung zu Aufschlüssen zu zwingen? Man habe so oft im „Nürnberger Anzeiger" von Jesuiten-Moral und dem Grundsatze gelesen, der Zweck heiligt die Mittel. Gewinne es hier nicht den Anschein, als ob der „Nürnberger Anzeiger" selbst sich das Strategem der Jesuiten angeeignet habe? Möge der Zweck gewesen sein, welcher er wolle, wenn das Mittel ein Vergehen in sich enthalte, so sei dessen Gebrauch strafbar. Das Recht, in dieser Weise mit der Ehre eines Mannes umzugehen, ihn in Staub und Koth herabzuziehen, könne der Presse nimmermehr zugestanden werden; daß der „Nürnberger Anzeiger" direkt gegen General Hartmann

Digitized by Google

den Vorwurf des Verraths geschleudert, sei sofort die Meinung des Publikums und der Presse gewesen und diese Meinung auch in der „Fränk. Ztg.“ ausgesprochen worden. Advokat Kronacher von Fürth, Vertheidiger des Redakteurs Monigen, vindizirt vor Allem im Hinblick auf die großen Opfer, welche durch die Niederlage in Hessingen dem Lande auferlegt wurden, der Presse das Recht, Aufklärung zu fordern. Es sei in aller Munde gewesen, Soldaten hätten es überall laut ausgesprochen, daß es im ganzen Kriege nicht mit rechten Dingen zugegangen sei. Unter solchen Umständen sei es eine patriotische Pflicht der Presse, die Dunkelheiten an's Licht zu ziehen und zu ihrer Aufklärung beizutragen. Personen habe der „Würzb. Anz.“ nicht angreifen wollen und nicht angegriffen, er habe nur behauptet, daß vorläufig Hartmann im Vordergrund stehe und deßhalb den nächsten Anlaß habe, sich zu rechtfertigen. Sei er daran durch das Amtsgeheimniß gehindert, so könne er sich ja äußersten Falles Entbindung von demselben durch Aufgeben seiner Stellung verschaffen. Die Erklärung des Kriegsministeriums, die sich in sachliche Erörterungen nicht einlassen, vielmehr hinter die amtliche Autorität sich verschanzt habe, könne natürlich nicht genügen. Hiernach liege weder eine objektive noch subjektive Beziehung einer Injurie vor. Die „Fränk. Ztg.“ könne als politischer Gegner des „R. A.“ eine unbefangene Auffassung nicht haben, und überdies werde die Amtsehrenbeleidigungstheorie in einer Beamtenstadt, wie Ansbach, so zart als möglich aufgefaßt. Advokat Dr. Gotthelf von Aschaffenburg führte die Vertheidigung des Redakteurs Meyer und dessen Sohnes. Ein schwarzer Fleck, begann er, sei da, und diesen streiche man durch die Verurtheilung der Angeklagten so wenig aus, als man durch Anklage und Verurtheilung den 2. Dezember und den Namen Baudin aus der französischen Geschichte ausstreiche. Wohl aber hätte ein Schuldig die bedenkliche Konsequenz, daß es der Presse unmöglich gemacht würde, eine ihrer wichtigsten und unangenehmsten Aufgaben zu erfüllen, und eine Grundsäule des Rechtslebens würde erschüttert werden, wovon ein amerikanischer Präsident sagte, daß sie ihm mehr werth sei, als die ganze amerikanische Verfassung. Die Anklage sei über die Verweisung hinausgegangen, wozu sie nicht befugt gewesen, um so weniger, als den Beschuldigten bei Anklage auf Verläumdung hätte Gelegenheit gegeben werden müssen, den Wahrheitsbeweis zu führen. Dann hätte man ein Schauspiel erlebt haben, viel interessanter als das jetzige; die ganze bayerische Armee in ihren Spitzen würde als Zeugin erschienen sein. Davon, daß Hartmann eines Verrathes fähig, sagt der Artikel kein Wort. Es erinnert in dieser Beziehung die Anklage an die Worte des Schreibers in „Egmont“: „Was man nicht heraus verhört, verhört man hinein.“ Es seien in dem Artikel einfache Thatsachen angeführt, zu deren Erklärung verschiedene Möglichkeiten bezeichnet waren. Die vierte derselben, der Verrath, werde jedoch offen gelassen. Freilich denke man nach den Gesetzen der Logik beim Verrathe zunächst an den General, daß aber General Hartmann der Verräther gewesen sei, werde im „R. A.“ nirgends behauptet. Die Aufstellung eines logischen Satzes enthalte keine Ehrenkränkungen. Jedenfalls schütze man aber die Ehre des Betheiligten besser dadurch, daß man bei seinen Lebzeiten Aufklärung verlange, als daß man aus einem Zeitungsartikel den Vorwurf des Verrathes deduzire. Deßhalb sei eine Freisprechung nicht der Ausspruch, Hartmann sei ein Verräther, vielmehr nur die Bestätigung, daß ein solcher Vorwurf gegen Hartmann gar nicht erhoben worden. Es gebe zwei untrügliche Beweise für das Nichtvorhandensein ehrenkränkender Absicht: die Oeffentmachung eines durch die Stellung begründeten Rechts und der Mangel eines vernünftigen Grundes zu einer Beleidigung. Beide Momente stünden seinen Klienten zur Seite. Denn die Stellung der Presse kennt den Angeklagten das erwähnte Recht ein; ohne solches könne die Presse ihre Aufgabe nicht erfüllen. Diese Aufgabe gestehe aber zunächst darin, über Ereignisse, die das Wohl und Wehe des Vaterlandes berühren, Klarheit und Wahrheit zu verbreiten. Hiezu müsse man ihr das Mittel einräumen, das Recht, nach Aufklärung zu suchen und aus Thatsachen logische Schlüsse zu ziehen, so man damit nach Oben oder nach Unten anstoße oder Beifall erringe. So viel stehe fest, daß ein räthselhaftes Vorgehen vorliege und was der Staatsanwalt zur Rechtfertigung des Generals Hartmann vorgeführt habe, sei nicht stichhaltig. Auch Blüchers Truppen seien ermüdet gewesen und hätten ihm gesagt: „General, wir können nicht mehr“, aber er habe ihnen geantwortet: „Wir müssen, ich habe es meinen Bruder Wellington versprochen, der wordet mich nicht wortbrüchig machen wollen.“ Und siehe da, es ging und bei Waterloo wurde ein Sieg erfochten, der die Geschicke Europa's zum Guten wendete. So viel sei sicher, es liege zwischen Rüstungen, Mannerstadt und Poppenhausen, was der Aufklärung bedürfe. 2 Jahre habe man darauf gewartet, und nun sei es Beruf der Presse gewesen, von Kammern und Regierung Aufschluß zu verlangen. Der offizielle Bericht befleißige sich, über den kritischen Punkt eines wahren Lakonismus und deßhalb die früheren Aufsätze des „R. A.“ Als auch dieselben Erfolg hatten, fuhr der „R. A.“ endlich schweres Geschütz auf und zog aus dem offiziellen Schweigen den Schluß auf ein böses Gewissen. Hätte man Aufschlüsse in schönem Lichte ertheilen können, sie wären gewiß erfolgt und statt die Staatsbehörde allein zu lassen, hätte man ihr zur Durchführung ihrer Angabe militärische Assistenzen zur Seite gestellt. Das 2. Moment für den Mangel ehrenkränkender Absicht sei das Nichtvorhandensein eines vernünftigen Grundes zur Beleidigung. Nun sei aber der „R. A.“ in gar keiner Beziehung zu Hartmann gestanden; wäre dieser ein politischer Charakter, z. B. ein Nationalliberaler gewesen, so könnte man

Digitized by Google

sagen, der „Anz." habe ein politisches Interesse gehabt, ihn anzugreifen. Bezüglich der gerichtlichen Frage bestritt die Vertheidigung endlich die Zulässigkeit einer juristischen Fiktion. Nach halbstündiger Berathung wurden die drei an die Geschwornen gerichteten Fragen (Obmann: Notar Schneider aus Uffenheim) verneint und die Angeschuldigten freigesprochen. Der Zudrang des Publikums, namentlich eines gewählten, bei dieser Verhandlung war ein außergewöhnlicher und die Theilnahme für die Freisprechung eine sehr lebhafte.

Jugendblüthe.

Mit Wonne und Wehmuth schau ich nach dir, —
Du rosige, lächelnde Blüthe,
Mit dem Herzen voll Liebe und Sonnenschein,
Mit dem Auge voll Unschuld und Güte! —

Du blickst ins Leben, als könnt' es nur Glück
Und Liebe und Freude dir geben, —
Ach! das Glück ist so flüchtig, die Welt so falsch
Und so arm und so kalt das Leben! —

So unschuldvoll, so schön, so geliebt,
Ach! daß sie es ewig bliebe,
Daß nimmer ein Schmerz, die Thräne der Reu'
Das strahlende Auge ihr trübe! —

„Du ewige Liebe, ich flehe zu dir,
Erhöre des Herzens Bitte, —
Du kennst die Schlingen überall,
Herr! leite du ihre Schritte!

Und deinen Frieden wollest du ihr
Und deinen Segen geben, —
O, Vater, schau freudlich auf sie herab,
Beschütze ihr blühendes Leben!"

Adele Walden.

Mannigfaltigkeiten.

In New-York wird nächster Zeit eine Zusammenstellung der Ursachen und Kosten der verschiedenen Indianerkriege während der letzten 37 Jahre erscheinen. Der Verfasser beginnt mit dem Kriege gegen den „Schwarzen Falken" (1731—32), dessen Kosten er auf einige 5 Mill. Dollars anschlägt und bei dem 300 Amerikaner den Tod fanden. Der Seminolen- oder Floridakrieg kostete 100 Mill. Dollars und 1500 Menschenleben, der Krieg gegen die Sioux im Jahre 1852 40 Mill. Dollars und 300 Menschenleben, der Krieg gegen die Cheyennes und Sioux im Jahre 1864 60 Mill. Dollars. Im Jahre 1867 brach der Krieg gegen die Cheyennes, von Neuem aus und verschlang 15 Mill. Dollars, ohne deßhalb beendigt zu sein. Die Indianer-Kriege auf der Abdachung gegen den stillen Ocean haben während der letzten 20 Jahre etwa 300 Mill. Dollars verschlungen und zur Unterdrückung der Indianerunruhen im Territorium Neumexiko wurden 150 Mill. Dollars ausgegeben. Ein niedliches Sümmchen!

Nach einer vom Gabelsberger Stenographen-Zentral-Verein in München gemachten Zusammenstellung haben im abgelaufenen Schuljahre Stenographie-Unterricht genossen: An den Gymnasien und Lateinschulen 1296, an den technischen und Handelsschulen 413, an den Schull-Lehrerseminarien und Präparandenschulen 110 Schüler und in den verschiedenen Privatkursen 411, im Ganzen 2230 Personen.

Die Agitation zu Gunsten einer vernünftigeren Aussprache des Lateinischen und Griechischen in England nimmt in dortigen Gelehrtenkreisen sichtbar zu. Ein Artikel von Hrn. Clark in Cambridge empfiehlt in der letzten Nummer des Philological Journal, daß die deutsche Aussprache der beiden klassischen Sprachen in allen Schulen eingeführt werde.

Bei dem ***schen Kreisgericht berichtete ein Dorfschulze den in Folge eines Wolkenbruchs entstandenen Schaden, und zwar hatte er über sein Protokoll gesetzt: „In Sachen einer Wetterwolke gegen die Gemeinde N."

Sylben-Räthsel.

Der Meister, der im leichten Tanze,
Der in Musik die Palm' errang,
Die schöne Fürstin von Gesang
Zeigt Dir mein erstes Paar im Glanze.
Mein Drittes zog die Kriegeswoge
Wohl über dreißig Jahre hin.
Das Ganze liegt im schönen Lande,
Wo einst mit ungebeugtem Sinn
Ein noch verehrter Demagoge
Zuerst gerächt des Volkes Schande.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers K. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 300 Donnerstag, 24. Dezember 1868

Am Christabend.

Es fällt der Schnee in dichten Massen,
Von Norden weht ein eis'ger Wind,
Da wandert einsam durch die Gassen
Im dünnen Kleid ein armes Kind.
Dort Oben wohnen seine Lieben,
Zu ihnen blickt es himmelwärts,
Nicht eine Seel' ist ihm geblieben,
Die heut' es drücket an das Herz!

Den Reichen schützen warme Kleider
Vor Kälte und ein gastlich Haus,
Das Kind geht unbeachtet weiter
Im Regen, Schnee und Sturmgebraus.
Es jubeln alle Kinder heute
In dieser hochgeweihten Nacht,
Die zu der Menschheit Trost und Freude
Das Jesuskind zur Welt gebracht.

Doch ach! der arme, kleine Knabe,
Der draußen geht in Sturm und Wind,
Erhält von Niemand eine Gabe,
Vergessen scheint das arme Kind! —
Da plötzlich hemmt es seine Schritte;
Denn horch! — ein süßer Engelschor
Dringt dort aus jenes Zimmers Mitte
In Himmels-Reinheit an sein Ohr:

„O heil'ge Nacht, die du hienieden
„Den holden Knaben uns gebracht,
„Du gabst uns den ersehnten Frieden,
„Drum sei gegrüßt du heil'ge Nacht!
„Wer sich zu seinem Jesus wendet,
„In allen Nöthen auf ihn baut,
„Dem wird im Leiden Trost gesendet,
„Drum selig, wer auf ihn vertraut!"

Dem schönen Lied, bis es zu Ende,
Lauscht hocherfreut das fromme Kind,
Es faltet die erstarrten Hände,
Vergessen alle Sorgen sind. —
Doch zu dem Fenster muß es gehen,
Begierig schaut es da hinein,
Und einen Christbaum sieht es stehen,
Erleuchtet hell vom Kerzenschein.

Und um ihn her mit frohem Blicke
Steht Groß und Klein in sel'ger Lust.
O heil'ge Nacht mit welchem Glücke
Erfüllest du die Kinderbrust! —
So steht der Knabe, bis die Glieder
Ihm steif vor Schnee und Kälte sind,
Auf ein'n Stein läßt er sich nieder,
Der Hunger quält das arme Kind!

Vor Mattigkeit in Schlaf gewieget,
Legt es das Köpfchen auf den Stein,
Von einer Decke Schnee umschmieget,
Schläft ruhig im Gebet es ein. —
Doch Gott, der stets beschützt die Seinen,
Erhört des frommen Kindes Fleh'n —
Man hatte schon bemerkt den Kleinen
Da draußen vor dem Fenster steh'n.

Die Mutter kommt heraus zum Armen,
In dem sich kaum noch Leben regt,
Und trägt den Knaben voll Erbarmen
Hinein, wo sie ihn sorglam pflegt.
Sie reibt ihm die erstarrten Glieder
Und gibt ihm warme Nahrung ein,
Bis endlich sich die Wärme wieder
Und mit ihr stellt das Leben ein.

Das Kind erwachet mit Entzücken
Und schaut sich um im hellen Raum,
Den Himmel glaubt es zu erblicken,
Die Wirklichkeit scheint ihm ein Traum. —
Jetzt treten Alle zu dem Knaben
Und reichen ihm bewegt die Hand,
Und sprechen: „Theil mit uns die Gaben,
„Da Gott, der Herr, dich uns gesandt.

„Er führte dich durch Nacht und Leiden
„So wunderbar zu uns herein,
„O, bleib' bei uns, du darfst nicht scheiden,
„Sollst unser Sohn und Bruder sein."
Und Alle heben ihre Blicke
Zum Himmelsvater nun empor,
Zu ihm, dem Lenker der Geschicke,
Und stimmen an den heil'gen Chor:

„O heil'ge Nacht, die Du hienieden,
„Den holden Knaben uns gebracht,
„Du gabst uns den ersehnten Frieden,
„Drum sei gegrüßt du heil'ge Nacht!
„Wer sich zu seinem Jesus wendet
„In allen Nöthen auf ihn baut,
„Dem wird im Leiden Trost gesendet,
„Drum selig, wer auf ihr vertraut!" —

Aschaffenburg, 24. Dezember 1868. **Franz Englert.**

Digitized by Google

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Während Djaal die Papiere auf den Tisch legte, murmelte er in indischer Sprache:

„Ja, sucht nur! Wenn es dem Inder gefällt, eine Spur zu verwischen, so ist das Auge des Europäers nicht scharf genug, um sie aufzufinden. Verfluchtes Volk von Engländern! sucht nur, ihr werdet Nichts finden. John Malcolm wird nicht gerächt werden."

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thüre.

Djaal öffnete und sah Kazil vor sich stehen.

Beide waren sehr erstaunt, einander hier zu begegnen.

„Djaal," sagte Kazil, „Djaal! Du in diesem Palaste und in solcher Kleidung?"

„Ja," sagte der Inder. „Diejenige, welche unser Aller Herrin ist, die Prinzessin Djella, hat mir bei dem Gouverneur diese Stelle verschafft."

„Ach so!" sagte Kazil.

„Nun, wie kommst aber Du daher? Was willst Du hier?"

„Ein Befehl des Lord Singleton."

„Der Gouverneur hat Dich rufen lassen?" unterbrach ihn Djaal.

„Ja!"

„Was will er denn?"

„Ich weiß es nicht. Ich glaube, daß er mich wegen der Ermordung des Sir John Malcolm fragen will."

„Warum will er denn gerade Dich fragen? Was weißt Du denn?"

„Nichts, als was Sir Georg selbst weiß; ich habe ihm in jener Nacht als Führer gedient. Ich bin mit ihm auf den Kirchhof der Elephanten gegangen und ich bin es gewesen, der zuerst den Leichnam unter den Büschen versteckt gefunden hat."

„Hast Du das, was Du mir so eben mittheilst, schon Jemand Anderem gesagt?"

„Nein, Niemand, denn es hat mich noch Niemand bis jetzt darum gefragt?"

Djaal ergriff, ohne weiter Etwas zu sagen, Kazils linke Hand, hob des Oberkleid in die Höhe, und zeigte auf das blaue Mal unter dem Oberarm.

„Weißt Du," fragte Djaal im rauhen Tone, „was das ist?"

„Es ist das Zeichen der Göttin," murmelte Kazil.

„Ja, es ist das Zeichen der Göttin, das Dir schon in Deiner Kindheit aufgeprägt worden ist. Du bist ein Sohn der Bowhanie, Du bist ein Bruder des heiligen Werks. Du mußt Denjenigen gehorchen, welche Dir die Befehle der Göttin übermitteln. Gehorchen oder sterben, begreifst Du?"

„Ja!" stotterte Kazil, indem er das Haupt neigte, während sein Gesicht sich mit einer tödtlichen Blässe überzog.

„Nun," fragte Djaal, „nun? ich bin der Führer und der Gebieter, ich befehle Dir im Namen der Göttin . . ."

Kazil wankte; er fragte mit kaum vernehmbarer Stimme:

„Was soll ich thun?"

„Stillschweigen."

„Ich verstehe nicht . . . was soll ich denn verschweigen?"

„Alles das, was Du mir so eben in Betreff des Mordes gesagt hast . . . Du bist es nicht gewesen, der den Leichnam des Sir John Malcolm aufgefunden hat."

„Aber . . ."

„Ich sage Dir noch einmal, Du hast nichts gesehen," wiederholte Djaal mit Energie, „und wenn Jemand Dich als Zeuge aufruft, sei es nun Lord Singleton, oder Sir Georg Malcolm, so hast Du nichts gesehen, und den Leichnam nicht gefunden. Verstehst Du?"

„Ja."

„Wirst Du gehorchen?"

„Ich werde gehorchen."

„Gut! denke daran, daß die Göttin wacht und daß Jeder vernichtet wird, der ihre Befehle mißachtet!"

„Ich werde gehorchen," wiederholte Kazil und sagte ganz leise zu sich: „Sie haben Denjenigen feige ermordet, der mir das Leben gerettet hat, Denjenigen, welchen ich wie meinen Vater liebte! Meine Seele empört sich, und mein Herz bricht, aber die Göttin befiehlt zu schweigen; ich muß gehorchen."

„Von diesem Kinde ist nichts zu fürchten," sagte Djaal zu sich selbst, „wir haben ihn fest . . . er wird nicht sprechen . . . Es war hohe Zeit . . . es kommt Jemand."

Stop, der Kammerdiener Georg Malcolms, erschien in der Thüre. Sein Gesicht war ungemein bleich und seine Nase hatte er ganz in ein Taschentuch geborgen.

„Mein Gott, Herr Stop," fragte Kazil; „was fehlt Ihnen?"

Der Kammerdiener stieß einen tiefen Seufzer aus, und hob das Taschentuch ein wenig in die Höhe, wodurch seine Nase sichtbar wurde, die seit dem Tage vorher, doppelt so groß geworden war, und eine dunkelrothe Färbung angenommen hatte. Dabei sagte er:

„Guten Tag, kleiner Inder. Ich bin sehr erfreut, kleiner Inder, Dich zu sehen, weil Du ein gutes Geschöpf bist; was aber Dein Land hier betrifft, so schenke ich es dem Teufel, und ich glaube, daß ich ihm damit kein sonderliches Geschenk mache."

„Ei, ei, Herr Stop," entgegnete Kazil, „immer noch böß mit Indien."

„Immer noch und mehr als je."

„Sie haben sich eben noch nicht daran gewöhnt."

Digitized by Google

Stop machte eine zornige Bewegung und sagte im ärgerlichen Tone:

„Gewöhnen! Hat sich was zu gewöhnen! Je mehr Zeit verstreicht, je mehr Unglück häuft sich zusammen. Man ermordet den Vater meines Herrn, und wir werden, Gott weiß auf wie lange Zeit in die weitläuftigsten Formalitäten eines Kriminalprozesses verwickelt sein. Wir werden kaum mehr Zeit haben, ruhig unsern Thee zu uns zu nehmen, unser Rostbeef zu essen und unsere halbe Pinte Ale oder Porter zu trinken. Aber das ist noch nicht Alles. Weißt Du, kleiner Inder, was ich heute Morgen in meinem Bett gefunden habe, nachdem ich zwei lange Nächte nicht darin zugebracht."

„Was haben Sie denn darin gefunden, Herr Stop?"

„Eine Schlange so dick wie mein Arm, und länger als ein Aal, welche ich erst geviertheilt, und dann zum Fenster hinausgeworfen habe. Nachdem ich diese Exekution vollbracht, hoffte ich schlafen zu können. Ja, ich hoffte, ja! Wenn mit dem ersten Tagesgrauen nicht so verstuchte kleine gestiefelte Bestien, die wie die Trompeter bei den **Horse-guards** zu trompeten verstehen, gekommen wären, sich auf meine Nase gesetzt, und sie in diesen erbarmungsvollen Zustand versetzt hätten! Siehe selbst, und was sagst Du denn zu solchen abscheulichen Kreaturen, die auch nicht den geringsten Respekt vor der Nase eines englischen Bürgers haben?"

„Ja, ich sehe, daß die Nase schlimm zugerichtet ist; aber es wird sich wohl bald geben."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und Lord Singleton trat herein, gefolgt von Georg und Eduard Malcolm und Doktor Dieudonné.

Djaal gab Kazil und Stop ein Zeichen, sich zurückzuziehen, um zu warten, bis Lord Singleton sie von Neuem rufen würde.

„Nun, Doktor, haben Sie ihre Untersuchung angestellt?" fragte Lord Singleton.

„Ja, Mylord."

„Was ist das Resultat?"

„Unser unglücklicher Freund, Sir John Malcolm, muß augenblicklich todt gewesen sein, das Herz war zerschnitten."

„Mit welcher Waffe?"

„Mit einem indischen Dolch, wenigstens muß ich das vermuthen."

„Sie täuschen sich nicht, Doktor," sagte Georg, indem er einen Dolch unter seinem Gewande hervorzog; „das ist der Dolch, durch den mein Vater umgekommen ist."

Der Doktor nahm ihn und besah ihn genau.

„Ja, so ein Instrument muß es gewesen sein; außerdem sehe ich, daß die Spitze auch noch vergiftet war."

„O, die infamen Schurken!" rief Eduard.

Georg schwieg im düstern Schmerz.

Lord Singleton nahm nun auch den Dolch in die Hand und betrachtete ihn.

„Es ist auch etwas darauf geschrieben; diese Zeichen sind mir bekannt. . . . Es ist der Name der Göttin Bowhanie."

„Der Göttin Bowhanie," wiederholte Georg, „der Göttin des Mords und der Vernichtung?"

„Ja!" antwortete Lord Singleton.

„Nun, dann kann auch nicht mehr eine Spur von einem Zweifel obwalten," erwiderte Georg, „daß die Inder ihn umgebracht haben . . . Glauben Sie das nicht auch, Mylord, Gouverneur?"

„Nun, das folgt noch nicht daraus, denn ein indischer Dolch kann auch einem Europäer in die Hand kommen."

„Ein Europäer, ein Engländer! rief Eduard. „Der kann ein solches Verbrechen nicht begangen haben; ach, Mylord, das wäre scheußlich; das glauben Sie wohl selbst nicht."

„Ich glaube vor der Hand gar nichts," erwiderte Lord Singleton; „ich untersuche."

„Sie haben ja doch selbst gesagt," entgegnete Georg, „daß mein Vater im ganzen Lande beliebt war, hatte er denn Feinde?"

„Es ist schwer, ja fast unmöglich, auf diese Frage zu antworten; aber das weiß ich bestimmt, daß ich noch Niemand kenne, der Ihrem Vater Feind gewesen wäre."

„Die Leiche meines Vaters ist nicht beraubt worden," sagte Georg. „Er hatte in seinen Kleidern noch seine Uhr und sein Geld . . . Man hat ihn also nicht aus Habgier gemordet!"

„Das ist allerdings wahr," sagte Lord Singleton nachdenklich; „ich zerbreche mir umsonst den Kopf wegen des seltsamen Beweggrundes, der den Mörder geleitet hat."

(Fortsetzung folgt.)

Die Stäupsäule in Delaware.

Im nordamerikanischen Staate Delaware ist die Auspeitschung noch gang und gebe und findet in den Hauptstädten der drei Grafschaften Kent, Susser und Newcastle im Jahre zweimal statt. So wurde noch am 21. November d. J. diese Art öffentlicher Züchtigung in letztgenannter Stadt wieder ausgeführt. Ein Korrespondent des „Philadelphia Evening Bulletin" gibt davon folgende Beschreibung:

„Das dabei angewandte Instrument ist ein eigenthümliches, sonst längst vergessenes Vermächtniß der Hals-Civilisation. Ein starker Pfosten von einem Fuß im Gevierk geht drei Fuß von der Erde durch ein dünnes Fußbrett. Fünf Fuß oberhalb dieses Vorsprungs ist der Pfahl mit einem aus zwei Längenhälften

Digitized by Google

bestehenden Querbalken versehen. Jede dieser Hälften hat einen Einschnitt für den Hals und zwei Einschnitte für die Handgelenke. Die obere Hälfte des Querstückes hebt sich zur Aufnahme des Opfers und schließt hinlänglich fest auf die untere auf, um die Cirkulation des Blutes eines eingespannten Gefangenen zu verhindern. Ein hölzerner Keil, der in den Hauptpfosten getrieben wird, fügt das ganze zusammen. Das Schandgerüst steht wie ein riesiges Kreuz, mit einer Fußplatte in der Mitte nach unten zu versehen, aus. Es ist dunkel vor Alter, mit Schimmel- und Moosflecken überzogen, zusammengeschrumpft und gerissen, so daß die Fibern des Holzes in Streifen und Kanten hervorragen.

Die schweren Gitter des Gefängnißhofes öffneten sich an jenem Morgen Punkt 10 Uhr und eine Menge, Groß und Klein, drängte sich ein. Nach einer flüchtigen Ueberschätzung mochten wohl 125 kleine Knaben und Mädchen darunter sein, einige kaum über 5 Jahre alt. Dies war mir der traurigste Anblick. William Jones wurde vorgeführt. Er hatte Lagergüter im Werthe von 38 Dollars gestohlen und war verurtheilt worden, die Summe zu ersetzen, am Schandpfahle eine Stunde zu stehen und 20 Hiebe zu erhalten; ferner zu 6 Monaten Gefängniß und die Verbrecherkleidung 6 Monate zu tragen. Zuerst mußte er also an den Pranger. William stieg die Leiter etwas traurig hinauf, der Kerkermeister drückte ihm Hals und Hände in die Einschnitte, befestigte den oberen Theil des Balkens und stieg hinab. Der Verurtheilte war größer als 5 Fuß, mußte sich krümmen und daher um eine so peinvollere Stellung annehmen. Ein starker, schneidender Nordwest wehte von der breiten Fläche des Stromes herüber, so daß die Zuschauer ihre Finger zur Erwärmung anhauchten. Jones Blut konnte nicht zirkuliren und er war auch nicht im Stande, seine Hände anzuhauchen. Der zerrissene, gespaltene Rand des hölzernen Kragens scheuerte seinen Nacken, daß die Haut aufsprang, und wenn er den Versuch machte, seinen Kopf zu bewegen, um seine Stellung etwas erträglicher zu machen, so packte das Holz seine Kinnbacken und verursachte ihm äußerste Qual. „Noch vor einigen Jahren pflegte der rohe Haufe den am Schandpfahle befestigten Verbrecher anzuschreien und ihn mit Koth und Kehricht zu beschmeißen; doch dieses schändliche Verfahren ist eingestellt worden."

Während Jones am Pfahle stand, machte der Kerkermeister seine Vorbereitungen zum Peitschen, welches unten am Pfahle geschieht. Der Gefangene steht dicht an demselben mit über dem Kopfe zusammengebundenen Händen. Der Kerkermeister stellt mit rohen, sich vordrängenden Buben Versuche an, ob diese ihre Hände leicht durch die Handfesseln stecken könnten. Die Handeisen waren zu hoch, und so wurde denn eine leere Seifentonne an den Fuß des Pfahles gesetzt, auf welche die Gefangenen sich stellen sollten. Auf den ersten Schlag der Kirchenthurmuhr lüftete der Kerkermeister den Querbalken, half dem Opfer die Leiter hinab und mußte ihn, während er mit blau angelaufenen, kalten Händen und purpurrothem Gesichte nach seiner Zelle hinschwankte, unterstützen. Der Sheriff trat heraus, mit der „Katze" (Geißel) in seiner Hand. Diese ehrwürdige Waffe besteht aus einem starken, gegen 2 Fuß langen Stiele mit neun etwas längeren Riemen. Diese sind von dickem Leder geflochten und so hart wie Draht. Schon oft waren dieselben mit Blut getränkt worden, welches eingetrocknet war und sie scharf wie Messer gemacht hatte. Der Sheriff hatte begonnen, den Dienst seines Amtes zu versehen, und dieß war das Erstemal, daß er geißelte. Er schien sich dessen zu schämen und die schmachvolle Pflicht zu verabscheuen. „Ich möchte fast eben so gern einen Menschen hängen, als dieses thun, sagte er.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Eisenbahn-Unglück.] Die „Malta Times" theilt Folgendes mit: „Die Passagiere der Ueberlandpost sind in Aegypten zu Schaden gekommen. Der Eisenbahnzug, der ihr Gepäck enthielt, verbrannte, und sie kamen hier an, wie sie gingen und standen. Der Pascha wird wahrscheinlich Alles bezahlen müssen. Das unglücklichste Loos bei diesem Unfalle traf zwei schöne Elephanten, die mit ihrem Spießling auf der Reise nach England sich befanden. Der Papa verbrannte, während er den jungen Elephanten zu retten versuchte, die Mama starb an Bord der Tanjore in Folge der erlittenen Brandverletzungen und anschrieend aus Gram über den Verlust ihres Gatten. Der verwaiste kleine Elephant, der nur etwa die Größe eines Schafes hat, scheint unter der sorgsamen Pflege einer Kuh und des Schiffschlächters recht gute Fortschritte in seiner Gesundheit zu machen.

[Undank ist der Welt Lohn!] Die Unità Cattolica bringt folgende Statistik: „Die Königin Isabella hat 519 Minister geschaffen, d. h. im Durchschnitt einen alle 24 Tage; 790 Senatoren, folglich einen alle 16 Tage; 1385 Brigade-Generale, also einen alle 9 Tage; 291 Adelige, also einen alle 45 Tage; 64 Granden von Spanien, also einen alle 6 Monate; im Ganzen hat sie 5644 Ehrenbezeigungen vertheilt, mithin eine alle 2 Tage: und nun sähe man, wie in zwei Tagen die ungeheure Majorität, der so von ihr Belohnten ihr den Rücken zugekehrt habe."

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 301 Montag, 28. Dezember 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung)

Nach einigen Augenblicken des Schweigens, stellte Georg an Lord Singleton die Frage:

„Sie wissen ohne Zweifel, Mylord, daß mein Vater sich mit dem größten Eifer mit geheimnißvollen Untersuchungen beschäftigte . . .“

„Ja,“ erwiderte der Gouverneur, „ich weiß das, aber um was es sich handelte, ist mir unbekannt.“

„Haben Sie denn nie meinen Vater darüber befragt?“

„O gewiß, mehr als einmal.“

„Was hat er denn geantwortet?“

„Immer dasselbe: Absolutes Stillschweigen ist für mich die Bürgschaft des Erfolges; ich würde sprechen, wenn ich am Ziele bin. Sie werden begreifen, daß ich einem Manne, wie Sir John Malcolm gegenüber, nicht darauf bestehen konnte, mir das Geheimniß anzuvertrauen.“

„Nun, wenn Sie nicht wissen, Mylord, was das Endziel war, so will ich es Ihnen sagen.“

„Sie, Sir Georg?“

„Ja, Mylord. Schon seit zwei Jahren hatte mich mein Vater in seinen Briefen mit diesem Gegenstand unterhalten. Er war fast überzeugt, daß es in Indien eine ungeheuere Genossenschaft von fanatischen Mördern gebe, welche sich über ganz Indien erstrecke, und ganz in Geheim ihre Schläge gegen die englische Macht führe. Dieser Genossenschaft schrieb er die bald hier, bald da verübten Verbrechen zu, welche täglich an unsern Landsleuten begangen werden; er hoffte bald, das schreckliche Oberhaupt, welches die Pläne ersinnt, und den allgebietenden Willen zu entdecken, der Alles lenkt. Ich nun, Mylord, bin überzeugt, daß mein Vater der Märtyrer dieses Strebens geworden ist. Man hat ihn getödtet, weil er hinter die Geheimnisse gekommen war, man hat ihm das Leben genommen, weil er die Genossenschaft entdeckt und zur Verantwortung gezogen haben würde.“

„Ja, ja,“ rief Eduard, „so ist's!“

Lord Singleton schellte.

Das finstere Gesicht Djaals erschien in der Thüre.

„Ist Kazil da?“ fragte Lord Singleton.

„Ja, Mylord Gouverneur.“

„Er soll hereinkommen.“

Kazil kam herein. Djaal, anstatt das Kabinet zu verlassen, stellte sich in eine Fensternische, so daß er Kazil gerade gegenüber stand und ihn stets im Auge haben konnte.

„Kazil,“ sagte Lord Singleton; „Sir John Malcolm ist Dein Wohlthäter gewesen, Du hattest ihn geliebt, denn er hat Dir das Leben mit Gefahr des Seinigen gerettet, wie dies auch vor einigen Tagen noch sein ältester Sohn gethan hat. Wenn Du weißt oder vermuthest, wer seine Mörder gewesen sind, so gebietet Dir die Pflicht der Dankbarkeit zu sprechen. Wenn Du etwas verschweigst, so machst Du Dich zum Mitschuldigen, Du verräthst Deinen Wohlthäter, den Retter Deines Lebens.“

Kazil war sichtlich tief bewegt. Er zögerte mit der Antwort, und als er sprechen wollte, begegnete sein Blick dem Djaal's, welcher ihn fest und finster anfaß.

Endlich sprach er:

„Mylord Gouverneur! Ich bin durchaus nicht undankbar. Ich liebte John Malcolm von ganzem Herzen. Als ich seine Leiche sah, habe ich bitterlich geweint, und jetzt noch, wenn ich an ihn denke, fließen meine Thränen.“

Und in der That rieselten zahlreiche Thränen über das treue Gesicht Kazil's.

Dann fuhr er fort:

„Wenn ich mein Leben für John Malcolm hergeben sollte, so würde ich es mit Freuden thun, ich schwöre es bei allen Göttern.“

Die Thränen erstickten fast seine Stimme und man hörte nur undeutlich die Worte:

„Aber ich kann nichts sagen, weil ich nichts weiß.“

„Es ist ein Glück, daß ich dabei bin, sonst hätte er am Ende doch Etwas verrathen,“ murmelte Djaal.

Georg ergriff Kazil's beide Hände und sprach:

„Mein Vater liebte Dich, wie seinen Sohn, ich werde die Stelle meines Vaters bei Dir vertreten.“

„Tausend Dank,“ stotterte Kazil, und ganz leise fügte er hinzu:

„Es ist fürchtbar, stillschweigen zu müssen.“

„Sir Georg, sagte Lord Singleton, „wenn Gott will, so wird er alle Nebel verscheuchen. Bis jetzt noch ist die Ursache der Ermordung Ihres Vaters in das

Digitized by Google

tiefste Dunkel gehüllt. Aber sicher wird es einmal gewiß werden, und wenn es noch Jahre dauern sollte; die Rache ist dem Mörder dann gewiß."

„So lange soll's nicht dauern, Mylord, ich schwöre es!" rief Georg erregt.

„Gott wolle es," sagte Lord Singleton.

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thüre. Djaal eilte hin, um zu öffnen.

„Mylord Gouverneur," sagte er zu Lord Singleton gewandt, „die Prinzessin Djella wünscht Sie zu sprechen."

„Die Prinzessin!" rief Lord Singleton. „Sie weiß vielleicht etwas Näheres. Sir Georg und Sir Eduard und Sie, Herr Doktor, treten Sie gefälligst in das Nebenzimmer."

Djella trat ein. Sie war vollkommen ruhig und ihre schwarzen Augen verriethen keine besondere Erregung.

Lord Singleton ging ihr auf's Artigste entgegen, küßte ihr die Hand und sagte:

„Seien Sie mir willkommen, Prinzessin! Haben Sie Nachrichten?"

„Nachrichten?" wiederholte Djella mit anscheinender Verwunderung; „in Betreff wessen?"

„In Betreff unseres Freundes, Sir John Malcolm."

„Leider, Mylord, weiß ich gar Nichts und gerade deßwegen, um von Ihnen etwas über den Mord zu erfahren, bin ich hierher gekommen. Sie wissen also auch Nichts?"

„Prinzessin! es ist wirklich zum Verzweifeln!

„Ja," erwiderte Djella, „der arme John Malcolm, den ich so hoch schätzte! So umzukommen! Und welche Trauer mag sein Tod verursacht haben . . ."

„Die Trauer ist allgemein," sagte Lord Singleton; „ach wenn wir ihn nur wenigstens rächen könnten."

„Ich wünsche es eben so sehr, wie Sie, Lord. Ich habe ziemlichen Einfluß bei der Bevölkerung; wenn Ihnen dieser Einfluß von Nutzen sein kann, so verfügen Sie nur über mich."

„Besten Dank, Prinzessin!"

„Sie wissen ja, daß Sie alle Zeit auf mich rechnen können."

„Ich habe auch nie daran gezweifelt. Darum helfen Sie mir auch jetzt, einem so abscheulichen Verbrechen auf die Spur zu kommen."

„O," rief die Prinzessin, „ich würde die Hälfte meines Vermögens darum geben, wenn ich die Schuldigen entdecken könnte, denn die, welche so hinterlistig die Menschen morden, sind die elendesten und feigsten Subjekte."

Bei diesen Worten trat Djaal ein und meldete:

„Mylord, der Rajah Doorgal Sahib bittet Eure Lordschaft, ihm eine Audienz zu bewilligen."

„Der Rajah!" riefen Djella und Lord Singleton zugleich.

„Laß ihn sogleich eintreten," rief lebhaft der Gouverneur.

Die Prinzessin hatte sich erhoben und sagte:

„Ich verlasse Sie, Mylord. Der Rajah hat Ihnen vielleicht geheime Mittheilungen zu machen."

„Bleiben Sie doch, Prinzessin, bleiben Sie, ich bitte."

Während diese Worte gewechselt wurden, war der Rajah eingetreten.

„Mylord Gouverneur, meinen Gruß!" begann er. „Die Prinzessin darf Alles hören, was ich zu sagen habe, denn meine Mittheilung bezieht sich auf das Wohl der ostindischen Kompagnie und unter den Freunden derselben nimmt die Prinzessin unstreitig den ersten Rang ein."

Indem der Rajah dies sagte, schien eine ganz besondere Aufregung sich seiner bemächtigt zu haben. Er glich einem Schauspieler, der eine seine Kräfte übersteigende Rolle möglichst gut spielen möchte, und dabei das Aeußerste aufbietet. Seine Augen blitzten, wie im Widerschein einer inneren Gluth, seine Stimme war verändert und seine Hände zitterten.

„Was haben Sie, Doorgal," rief die Prinzessin; „Ihr Aussehen erschreckt mich. Was haben Sie hier in meiner Gegenwart zu sagen?

„Was haben Sie uns zu sagen?" fragte ebenso Lord Singleton. „Handelt es sich vielleicht um eine schreckliche Entdeckung?"

„Ja wohl, Mylord, um eine schreckliche Entdeckung!"

„Welche?"

„Um den Namen des Mörders von Sir John Malcolm."

(Fortsetzung folgt.)

Die Stäupsäule in Delaware.

(Schluß.)

Der erste der Geißel Verfallenen war ein Bursche, der für 70 Cents rohes Eisen gestohlen hatte. Der Kerkermeister brachte ihn hinaus, befestigte ihn an den Pfosten und nahm ein rauhes Flanellkleid von dessen Schultern ab. Der Gefangene war entblößt bis auf die Hüften. Das Thermometer war 35 Grad (Fahrenheit). „Zwanzig Streiche, Sheriff!" sagte der Kerkermeister. Der Sheriff schwang seine Kat langsam in die Höhe und sie fiel auf die nackte Haut herniedr. „Eins," sagte der Kerkermeister, „zwei, drei" u. s. w., während der Sheriff gelinde und nicht mit seiner halben anscheinenden Kraft die 20 Hiebe gab. Die Haut war nicht zerrissen, und der Bursche, trübe drein schauend, wurde eiligst hinweggeführt. Dieser Beamte ist dem Gesetze gegenüber zu human.

Digitized by Google

Heraus wurde nun ein Knabe von 14 Jahren geführt. Die Kinder liefen um ihn herum und staunten ihn an. Auch er sollte 20 Streiche empfangen. Bei jedem Schlage zogen sich seine Muskeln zusammen und er versuchte, demselben auszuweichen. „Warum läßt der Sheriff nicht gehörig sausen?“ „Er thut noch nicht halb genug!“ sagte ein Anderer. „Er müßte besser einschneiden!“ bemerkte ein Dritter, der es auch zu Herzen zu nehmen schien, daß die beleidigte Majestät des Gesetzes nicht besser gerächt wurde. Als der Bursche losgebunden war, nahm er eine hohnlachende Miene an und klappte seine Fersen zusammen, um zu bedeuten, daß er um ein solches Auspeitschen nichts gebe. Die kleinen Mädchen klatschten in die Hände und lachten ihm zu.

Ein William Mulloney war die nächste Figur in diesem häßlichen Drama. Mulloney schien ruhig, und wenn die Peitsche seine weißen Schultern berührte, zog er sie nur zusammen und stellte sich darauf wieder zurecht. Er ging hinweg, vor Kälte schauernd und mit Striemen so dick wie ein Finger auf seinem Rücken.

Nun bot sich ein klägliger Anblick dar. Ein alter Mann von 70 Jahren, gebrechlich, schwach und lahm, holperte heraus, seine grauen Haare dem Spiele des Windes preisgebend. Er hatte ein Hemd vonnöthen in diesem rauhen Winterwetter und eines entwendet. Jetzt hatte er keines an. Der Kerkermeister befestigte ihn am Pfahl und riß das wollene Wamms von seinem Rücken. Seine Haut war gelb und gerunzelt und mit Narben bedeckt. Die Hiebe fielen, und die ganze Gestalt des Alten zog sich vor Angst zusammen. Er wand sich unter jedem Streiche, als sei er unerträglich, senkte schließlich sein Haupt, und schrie wie ein Kind. Die meisten Zuschauer wurden ergriffen. Der Gefangenwärter lispelte ihm in aller Eile ins Ohr: „Es war so schlimm nicht; George, nicht war?“ und half ihm dann hinwegpumpeln in seine sechsmonatliche Heimath.

Der Folgende war ein eitler Narr. Er trug moderne Pumphosen, in aristokratische Stulpstiefel von Patentleder gesteckt, wohingegen der obere Theil seiner Figur **on déshabillé** war. Charles Wheatley war sein Name, und die Annexion jener identischen Patentleder-Stiefel sein Verbrechen. Ein angezwungenes Lächeln trug er auf seinem Gesichte, und versuchte eine Miene der Zufriedenheit anzunehmen. Als aber die Kat seinen Rücken mit häßlich karmoisinrothen Streifen durchfurchte, krümmte, und wand er sich, als liebe er dies nicht besonders. Er langte mit affektirter Munterkeit hinweg, und Knaben und Mädchen belohnten ihn mit Beifall und Lachen.

Doch der Nächste war nicht zum Ergötzen. Er hatte einen Reisesack zu Wilmington gestohlen. Er sah krank und gedrückt aus. Ein Pflaster lag auf seiner bloßen Brust, und er schritt schwachen und unschlüssigen Trittes herbei. Der Kerkermeister sagte, daß er sehr krank sei. Er stand am Pfahle mit zusammengepreßten Zähnen und schwerem Athem. Als der Sheriff seinen Rücken mit aufschwellenden Striemen zeichnete, schauerte er zusammen, als dulde er martervolle Pein und überwältigendes Unglück.

Der Letzte war jener Mann, der eine Stunde am Pranger gestanden hatte. Er schien sich kaum von der ersten Tortur erholt zu haben, und sein Aussehen bekundete bitteres Leiden. Er schritt auf den Pfahl mit einer Miene von Melancholie und Resignation zu, steckte seine blauen Hände durch die Handschellen und empfing seine Züchtigung ohne einen Laut, aber mit unterdrücktem Wehklagen. Als er durch die vergitterte Thür des Gefängnisses zurückschritt, begann die Menge sich langsam zu zerstreuen und im Dahinschreiten die Haltung der Bestraften und die Milde des Sheriffs zu diskutiren.

Erst im Jahre 1855 ereignete es sich, daß ein Strahl der Zivilisation und Schimmer von Anstand das dunkle Gehirn der Gesetzgeber erleuchtete und wenigstens das Auspeitschen von Frauen abschaffte. Wir danken Gott und schöpfen Hoffnung aus diesem Schritte vorwärts.“

Vergessen!

Wenn ich in deine Augen schaue,
Die tiefen, dunklen, schwermuthvollen,
Die von vergoss'nen Thränen reden,
Dann möcht' ich mit dem Schicksal grollen.

Sprich, welche Pfeile hat's gesendet,
Daß diese Augen sich bethauten,
Daß weinend sich die Blicke senken,
Die einst so froh ins Leben schauten? —

Was konnte so den Glanz der Jugend,
Den hellen Strahl der Freude dämpfen? —
O, diese Thränen, diese Schatten
Sind Widerschein von innern Kämpfen.

Das Zucken dieser dunklen Wimpern,
Erzählt von einer Seele Gluthen, —
Den Jammer eines jungen Lebens
Und eines Herzens still Verbluten.

Adele Walden.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Bern vom 18. Dez: Ingenieur Fell, der Erbauer der bekannten Eisenbahn über den

Digitized by Google

Mont-Cenis, gab gestern in einer persönlichen Audienz dem Bundespräsidenten die Erklärung ab, daß er in den ersten Monaten des nächsten Jahres nach der Schweiz kommen werde, um die Frage der Ueberschienung eines oder mehrerer der schweizerischen Alpenpässe an Ort und Stelle zu studiren und in's Werk zu setzen; wozu freilich einige Subsidien unerläßlich sein werden. Herr Fell hat sein System insofern verändert, als er nun die gewöhnliche Spurweite adoptirt hat. Er betreibt jetzt mit stärkern und bessern Maschinen auch den Güterverkehr. Außerdem soll Herr Fell sein Augenmerk auf die Anlage kleiner Eisenbahnlinien richten, welche nicht über 10,000 Fr. per Kilometer zu stehen kommen sollen und sich mit einzelnen Korrektionen auch auf den gewöhnlichen Straßen erstellen lassen.

Das „Vaterland aus Wien" schreibt: „Das wichtigste musikalische Ereigniß der Woche vollzog sich geräuschlos vor einem ausgewählten Publikum im Musikvereinssaale im Konzerte des bescheidenen Orchesterdebüts. Es kam da nichts Geringeres zur Aufführung, als eine Oper von Mozart (d. h. mit Ausschluß aller Solostellen), welche Prof. Häusler in Prag aufgestöbert haben soll. Die Oper heißt: „Thomas, König von Aegypten." An dem fortlaufenden Faden eines von Herrn Lewinsky meisterhaft vorgetragenen verbindenden Gedichtes waren die einzelnen Mozartperlen, deren wir acht zählten bekamen, aufgereiht, und dem Ganzen war die Idomeneo-Ouverture vorangeschickt. In der Komposition Thomas ist Mozart noch stark von Gluck's Geist beeinflußt: aber es soll dies nur im besten Sinne gesagt sein, denn wir wissen keinen, der auf einen Opern-Komponisten günstiger zu wirken vermöchte, als gerade Gluck. Die Thomas-Musik gibt Zeugniß davon."

Die Streitkräfte Griechenlands sind gering. Bei einer Bevölkerung von 1¼ Millionen kann es kaum 30,000 Mann ins Feld stellen. Die Kriegsmarine besteht in 36 Schiffen: 1 Fregatte, 2 Korvetten, 6 Schraubendampfern, 1 Raddampfer und 26 kleineren Fahrzeugen. Und dabei herrscht im Staatsschatze eine Ebbe, daß selbst dem Könige seine Civilliste nicht ausbezahlt werden kann. Und doch hat Montecuculi gesagt: „Zum Kriegführen gehört Geld, abermals Geld und nochmals Geld." An dem nervus rerum gerendarum mangelt es Griechenland gänzlich und eben so sehr an Kredit, um sich ihn von irgend einer Seite zu verschaffen. Dieser Umstand ganz allein vermindert die Kriegsbesorgnisse bedeutend.

[Zwei nützliche Erfindungen.] Der Lieutenant Ph. Rossander in Schweden hat, wie das „Mil. Wochenblatt" erzählt, zwei Instrumente erfunden, die bald allgemein in Anwendung gebracht werden dürften. — Die eine, die er „Schrot- und Schlaggäßler" nennt, und einer Taschenuhr ähnlich steht, hat den Zweck, beim Ausmessen von Wägen und Feldern oder bei der Berechnung der Arbeit von Mühlen und andern gehenden Werken von allem Kopfzerbrechen dabei zu befreien. Das andere Instrument, das er „Bathometer oder Tiefenmesser" nennt, ist ein Apparat, der die Tiefe des Wassers angibt, ohne die Länge der Senkleine auszumessen.

In Paris gab am 19. der dortige „Deutsche Sängerbund" — er besteht aus den dortigen deutschen Männer-Gesangvereinen — ein großes Konzert nebst Ball. Das Fest fand im Saale Dourlans (41, Rue Wagram) statt. Dasselbe fiel äußerst glänzend aus. Die Sänger leisteten ganz Ausgezeichnetes.

Die Schulbehörden von Philadelphia haben beschlossen, sämmtliche Lesebücher aus den ihnen untergeordneten Schulen zu entfernen und zu den Leseübungen die — Zeitungen benützen zu lassen.

Räthsel.

Sechs Zeichen bilden eine Stadt im Orient,
Die jeder Bibelleser kennt,
Ist ersten Vier: der Name
Von mancher schönen Dame;
Die letzten Vier:
Ein kleines Thier.

Auflösung des Anagramms in Nr. 290:

Wer das Reisen liebt und Jagen,
Muß viel Hitz' und Kälte ertragen;
Darf für seine guten Gaben
Auch nicht scheuen die „Strapazen".

Was „Satrapen" sind gewesen,
Kann man im Geschichtsbuch lesen!
Diener, aber Herren gleich,
Einst im großen persischen Reich,
Sah'n sie wenig auf das Rechte; —
Waren mehr Tyrannenknechte.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Bauland.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 302 Dienstag, 29. Dezember 1868

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Während Doorgal so sprach, glitt ein Lächeln des Triumphes über Djella's bleiches Gesicht.

Gleichzeitig hemzte sich der Vorhang, welcher das Kabinet von dem Nebenzimmer trennte; die beiden Brüder Malcolm und der Doktor erschienen auf der Schwelle. Sie standen indessen so, daß weder Djella noch der Rajah sie sehen konnten.

„Den Namen des Mörders?“ wiederholte Lord Singleton; „ist's möglich?“

Georg und Eduard athmeten kaum.

„Ja.“

„Sprechen Sie, sprechen Sie schnell!“

„Nun, wie heißt er?“ fragte Djella.

Doorgal senkte die Augen und antwortete:

„Der Sohn des Ermordeten, Georg Malcolm!“

Ein doppelter Schrei von Georg und Eduard folgte auf diese höchst unerwartete Anklage.

Djella drehte sich rasch um, und sah aus, wie Jemand, den plötzlich eine Schlange gebissen; eine tiefe Furche zeigte sich auf ihrer Stirne, und sie murmelte:

„Ach, da ist er!“

Aber augenblicklich verschwand die Falte wieder, ihre Züge nahmen den gewohnten Ausdruck an und sie sagte zu sich:

„Nun, was liegt daran!“

Der Rajah erhob stolz das Haupt und sah Georg mit erheuchelter Verachtung an.

Eduard, im höchsten Grade indignirt, ging auf Doorgal zu und sagte:

„Das wagen Sie zu behaupten?“

„Das ist Unsinn!“ sagte der Gouverneur.

„Das ist toll!“ meinte der französische Arzt.

Nun ergriff Djella das Wort.

„Doorgal, bedenken Sie, was Sie sagen, wenn Sie eine solche Anklage machen, so müssen Sie auch Beweise beibringen.“

Der Rajah wollte eben sprechen, als Georg ihm in die Rede fiel.

„Verzeihung, Mylord; Verzeihung, Prinzessin! Ich bin es, den der Prinz anklagt, an mir ist es also auch zu antworten. Erlauben Sie, Mylord?“

Der Gouverneur nickte.

Georg fuhr fort:

„Wollen Sie gefälligst Platz nehmen . . .“ und er schob dem Rajah einen Stuhl hin, „nur der Angeklagte muß stehen.“

Doorgal setzte sich, nicht wenig gereizt durch die ironische Höflichkeit des Engländers.

„Der Angeklagte,“ rief Eduard; „Du hast gesagt, der Angeklagte.“

Georg antwortete, indem er Doorgal fest ansah.

„Ich habe es gesagt und ich wiederhole es . . . und es ist die Wahrheit, der Rajah hat mich angeklagt.“

Djella rief dazwischen:

„Warum soll denn aber eine so tolle Anklage gesprochen werden?“ Sie sind nicht, Sie können ja nicht der Schuldige sein.“

Georg grüßte Djella und sagte:

„Meinen Dank, Madame. Aber ich habe schon meinen Wunsch kund gegeben, ganz allein mein Vertheidiger zu sein.“

Dann wandte er sich an Doorgal und fuhr fort: „Sie sind sehr hoch gestellt, mein Herr, und Ihre Race ist die alte der Herren von Asien. Ihre Stirne würde sich unter der Last eines Diademes, das Ihre Vorfahren getragen, nicht gedrückt fühlen. Ich aber bin nichts, als ein einfacher Engländer, mein Vater war nur ein gewöhnlicher Edelmann, der sein ganzes Leben seinen Pflichten geweiht hat, die er unablässig und treu erfüllte. Zwischen ihm und Ihnen, Prinz, scheint der Unterschied der Stellung und die Ungleichheit des Vermögens einen tiefen Graben gezogen zu haben. Sie haben ihn aber doch so gekannt, Sie haben ihn aber doch so geliebt, um den Muth gefunden zu haben, sein Tod zu rächen, und so schnell den Schuldigen zu entdecken?“

„Ja!“ erwiderte Doorgal mit fester Stimme, „ja ich habe John Malcolm gekannt, ich liebte ihn, ich schätzte ihn und ich will ihn rächen.“

„Und das ist Ihr einziger Beweggrund?“

„Nein, nicht der einzige. Ich will auch durch ein neues und unwiderlegliches Zeugniß darthun, daß ich ein aufrichtiger und loyaler Verbündeter der ostindischen Kompagnie bin.“

Digitized by Google

„Und um dieses nun zu beweisen, klagen Sie mich an?“

„Ich beweise es, indem ich der englischen Justiz den Mörder eines Engländers überliefere.“

„Und der Mörder soll ich also sein, ich, Georg Malcolm?“

„Ja, Sie sind es!“

„Sind Sie dessen gewiß?“

„Ich habe die Beweise.“

„Die Beweise!“ riefen gleichzeitig Eduard, Lord Singleton, Diendonné und Djella.

„Bruder! Bruder! Vertheidige Dich doch!“ rief Eduard.

Georg ergriff seine Hand und sprach:

„Im Namen unseres Vaters gebiete ich Dir zu schweigen.“

Dann zu Doorgal gewendet:

„Prinz, Sie behaupten, die Beweise in Betreff des Verbrechens zu haben?“

„Unwiderleglich, vernichtend!“

„Ja, Zeugen!

„Hüten Sie sich, Doorgal,“ sagte Djella fast bittend. „Fürchten Sie denn nicht, daß diese Zeugen Sie belogen haben können?“

Der Rajah sah die Prinzessin fest an, dann aber sagte er:

„Warum sollten Sie denn lügen? Sie haben keinen Grund, Georg Malcolm zu hassen; sie kennen ihn ja kaum.“

„Aber,“ unterbrach ihn Georg, „es könnte in dem Interesse von Jemand Anderem liegen, sie zur Lüge zu verleiten.“

Unwillkürlich schrack Doorgal zusammen, doch faßte er sich schnell wieder und fragte:

„Wer denn?“

Als Georg Doorgal erschrecken sah, hatten sich seine Lippen zu einem ironischen Lächeln verzogen.

„Prinz,“ antwortete er, „beruhigen Sie sich, ich klage Niemanden an; ich will bloß wissen, was man mir zur Last legt und warum?“

„Sie haben Recht, Sir Georg!“ rief die Prinzessin lebhaft; „Sie haben das vollkommenste Recht, dies zu verlangen, und es wird jedenfalls nur eines Wortes bedürfen, um diese schauderhafte Anklage zu nichte zu machen.“

„Ach, Prinzessin! . . .“ sagte Doorgal mit erkünstelter Gereiztheit.

Georg machte eine Verbeugung vor Djella und fragte:

„Madame, warum vertheidigen Sie mich denn?“

„Warum?“ entgegnete die Prinzessin eifrig; „weil John Malcolm die Ehrenhaftigkeit und die Tugend selbst war, und ich deshalb nicht glauben kann, daß einer seiner Söhne ein schändlicher Mörder sein sollte! ein infamer Vatermörder!“

Georg betrachtete die Prinzessin mit unwillkürlichem Mißtrauen. Umsonst bemühte er sich, seine Zweifel niederzuschlagen; er glaubte hier in einen Abgrund zu sehen und sein Glauben gewann immer mehr an Festigkeit.

Nach einigen Sekunden erwiderte er:

„Ich danke Ihnen, Madame, für ihr günstiges Urtheil. Das Verbrechen, welches man mir zur Last legt, ist glücklicherweise ein solches, das nur selten die Menschheit schändet.“

Unwillkürlich traten ihm die Thränen in die Augen; er verbarg sein Gesicht in den Händen und schluchzte:

„Ich soll der Mörder meines Vaters sein! . . . Ich! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

„Schwarz-Weiß und Braun“.

„Schwarz-Weiß und Braun nebst Verwandtes von Friedrich Stolze, Frankfurt a. M., 1868“, heißt die Antwort, welche die Schrift von Karl Braun „Frankfurts Schmerzensschrei und Verwandtes“ von dem, wie ihn Braun selbst nennt, „höchst talentvollen (Frankfurter) Dialekt- und Lokalpoeten und trefflichen Lasternedichter“ erhält. Braun hatte in seiner Schmähschrift auf Frankfurt eine Gespräch aus Stolze's „Kreuzzeitung“ von 1864, worin sich Stolze's längst verstorbener Großvater zu Frankfurt's Lobe herausläßt, wieder abdrucken lassen, um den in Berlin unbequem werdenden Frankfurter Patriotismus als eine Uebertreibung an den Pranger zu stellen. Davon hört in Stolze's Broschüre der Großvater im Himmel und besucht seinen Enkel, um Näheres über Braun und dessen Schrift zu erfahren. Das Lob, welches Braun Stolze'n ertheilte, hat den Dichter nicht unempfindlich gegen die Schmähungen auf seine Vaterstadt gemacht, und Hr. Braun muß auf eine ihm gewiß sehr schmerzhafte Weise empfinden, daß er, während er es in allem Andern mit der Wahrheit so wenig genau nahm, Stolze's Talent nicht unterschätzt hat. Wir hoffen, dem Leser werden einige Auszüge aus der Stolze'schen Schrift angenehm sein. Der „Großvater“ ist auf seiner Reise vom Himmel zur Erde am Saturn vorbeigekommen und sagt: „Der hat nel weniger als fuwwe Mond; Denk derr, wann die all' im Kalender stände! Da sollt meer den Braun nuff versetze mit seim Frankforter Schmerzensschrei. Da hätt er was anzubellen . . . Mit einem Satz war ich (vom Mond) uff der Erd, ich bin awwer fast gesprungen un anstatt in's Frankfortische in's Nassauische. Awwer ich meen, ich hätt da die all rheinländisch Fröhlichkeit net mehr gefunne. — Ja, Großvatter, das Land is krank. — Was fehlt em dann? — Es leidet an

Digitized by Google

der Bräume. — Da muß es Blutigel Lawwe. — Die hat's. — ... Apropo! ich bin äch durch Wiesbade komme. Es kame grad e paar späte Gäst aus em Wirthhaus eraus un hawwe aus vollem Hals gesunge:

1) Nassau iſt ein schönes Land,
Hat die besten Weine,
Sonſt Gewächse allerband,
Federwild unt Schweine.

2) Vieles geht jetzt nach Berlin,
Viel von unſerm Fleiße,
„Unſer Braun“ iſt auch dahin,
Glück mit auf die Reiſe!

3) Unſer Braun, des Landes Licht,
Braun, er iſt jetzt euer,
Pflegt ihn gut, ſonſt bleibt er nicht;
Ach, er war uns theuer.

4) Haltet ihn in guter Laun',
Laßt ihn nicht erkalten!
„Unſer Braun“ ſei „Euer Braun“,
Mögt ihn ja behalten!“

„Was habt ihr Frankforter awwer dann eigentlich dem Braun gedhan, daß der ſo en Roches uff euch hat? — Ach, Großvatter, der iſt gar net bös uff uns. — Net bös? — No, da bitt' ich mer awwer e Abſchrift aus! — Der dhut nor ſo, Großvatter. — Was, der dhut nor ſo? — Ja, er iſt wie des Brendelche Schund. — Was iſt Brendelche Schund? — Brendelche Schund war e alt Judde-Fäß in Frankfort, die ſich gegen e Vergütung vor anner Leut geärgert hat. — Ha! ha! ha! Kurioſer Erwerb. — Es muß auch ſolche Käutze geben. — Alſo meenſt de, der Doktor Braun dhut ſich im Auftrag iwwer die Frankforter ärgern? In höherem Auftrag ſogar, Großvatter . . . — Er ärjert ſich alſo for hochgeſtellte Perſone, die ſich ſelbſt net ärjern wolle? — Wenigſtens net öffentlich ärjern wolle. Im geheime ſin ſe wüthend. Wie ſich bei beſondere Beranlaſſunge die Hof-Chargе, Militärrn und Beamte in Galla ſtecke, ſo muß ſich der Doktor Braun in Galle ſtecke . . . — Das Bier er Schützefeſt muß (J. Braun's Broſchüre) an gewiſſer Stell doch tief gewurmt hawwe. — Ob! Großvatter, ob! Es iſ awwer äch ärjerlich. Denk emal ſelbſt: Erſt all die Mätz' un Koſte, bis ſo e ganze Lumpenarmee (des Preußiſchen Preßbureaus) von Ehrabſchneider uff die Bää gebracht un gehörig organiſirt iſ, bis vom Oberkatzenmuſikmeiſter all die Lügentrompeter einſtudirt ſin un iewwer Frankfort in Variationen in ein Horn blaſe. Und wie die Sach im beſte ſchdeht, Zug war und merr hat ſich ſchon veranlegt die biedern Hände geriwwe . . . Da kimmt des große deutſche Schützefeſt in Wien un die Frankforter halte ihr Einzug unner em Jubel der Bevölkerung, als wenn Jeder Einzelne e deutſcher Kaiſer wär. Zum Unglück hält der Sigmund Müller äch noch e Redd un ſagt dadrin, im Norde wär alles hohl un tedt. Es ſcheint ihm dadrrbei, beſonders was das hohle anbelangt, die Mäge von de preußiſche Volksſchullehrer und e ſehr bedeutend Anzahl national-liberaler Köpp vorgeſchwebt zu hawwe. Dodt awwer iſ der Norde durchaus nicht, ſeim Appetit nach zu ſchließen. Hätt er käs Bang, der franzöſiſch Koch könnt em die Supp verſalze, ſo dhet er heut noch ganz Deutſchland freſſe.

Bairiſch Bier und Wiener Knödel,
Bad'ſche Käſe, Schwab'ſcher Moſt
Un e rundes Heſſemädel
Des iſ gar käs iwwel Koſt!

Ein größeres Gedicht, in welchem Herr Braun in vernichtender Weiſe gelobt wird (S. 40—42) iſt von wahrem poetiſchen Werth. Der Schluß der Schrift lautet: „No, jetzt leb awwer wohl, liewer Fritz, jetzt muß ich fort. — No, adje! liewer, liewer Großvater! Awwer Dhu merr en Gefalle, Wann de nauff in Himmel kimmſt, guck emal nach, ob net uff der Boddenkammer in ere (einer) Eck noch ein Paar alte Donnerkeil liege. — Ja, Fritz, des dhut merr leid. Im Jahr achtzehnhunnert ſechsundſechzig hawwe ſe die Sachſehäuſer all erunner geſtucht.“ Dieſe paar Proben werden hinreichen, die Leſer auf das Ganze der witzigen und geiſtreichen Schrift begierig zu machen. Sie iſt auch von hiſtoriſchem Intereſſe, indem ſie die abſichtlichen Unwahrheiten aufdeckt, welche man, ſtatt gerecht gegen die Stadt zu handeln, jetzt noch gerade ſo gegen ſie ausſprengt, wie im Jahre 1866, wo man die Welt in allem Ernſt auf ihre Beſchießung und Plünderung vorbereiten wollte. Gegen die preußiſchen Kanonen konnte die wehrloſe Stadt ſich nicht vertheidigen, aber die Geſinnung, von welcher Stolze's Schrift Zeugniß ablegt, beweiſt, daß Frankfurt der ihm zugefügten Gewalt einen Widerſtand entgegenſtellt, der gewiß nicht durch fortgeſetzte Ungerechtigkeit bezwungen werden wird.

Blamagifaltigkeiten.

[Der deutſche Rechtsſchutzverein zu London] hatte dieſer Tage einen Verhaftsbefehl gegen einen engliſchen Schiffskapitän, Namens Gleadell ausgewirkt, welcher drei deutſche Mechaniker, die in Havre als „blinde Paſſagiere“ an Bord ſeines Schiffes gekommen, in arger Weiſe gemißhandelt hatte. Weiter ging die Beſchuldigung auf widerrechtliche Beſchränkung der perſönlichen Freiheit. Der Kapitän hatte bei der Ankunft in New-York die drei Deutſchen, welche unterwegs die ſchwerſten Schiffsdienſte leiſten mußten und nicht einmal genügende Nahrung erhielten, in Ketten legen laſſen, und dann unter fortgeſetzter brutaler Behandlung den ganzen neunzehntägigen Weg über den

Digitized by Google

Ocean wieder mit zurückgenommen. In London angelangt, schenkte er den Unglücklichen noch immer nicht die Freiheit, sondern sperrte sie, wiederum mit Ketten beladen, in den Lampenraum des Schiffes ein, in welchem sie weder stehen noch liegen konnten. Diese Unmenschlichkeit erregte schließlich das Mitleid des Steward, eines Deutschen, der ihnen zur Freiheit verhalf, jedoch nicht zeitig genug, um noch eine Menschenjagd vom Schiffe aus zu verhüten, die jedoch damit endete, daß die Polizei die jammernden und elend aussehenden Flüchtlinge verhaftete, aber da kein Ankläger erschien, wieder entließ. Die drei Deutschen wandten sich an die Konsulatsbehörde des Norddeutschen Bundes, jedoch ohne schleunigen Erfolg. Der deutsche Rechtsschutzverein nahm nun die Sache in die Hand, und seinen energischen Bemühungen gelang es, vom Magistrat der Vorstadt Stratford im Osten Londons einen Verhaftsbefehl gegen den unmenschlichen Kapitän auszuwirken. Da in dem ersten Untersuchungstermine die Sache nicht zum Austrag gebracht werden konnte, mußte Steadell für sein Wiedererscheinen vor Gericht eine Kaution von 200 Pfd. Sterling stellen. Diese hat er jedoch, wie jetzt verlautet, im Stich gelassen, und ist mit seinem Schiffe wieder nach New-York abgefahren. Er wird also hier zu seiner Wiederkehr nach England der Gerechtigkeit entgehen, da sich auch die meisten der Zeugen an Bord des Schiffes befinden. Nur der menschenfreundliche Steward ist in London geblieben, und die drei hartgeprüften Deutschen erhalten täglich Beweise thätiger Theilnahme von ihren Landsleuten.

[Eine Fundgrube für deutsche Köchinnen.] Die „Deutsche Zeitung" von Buenos-Ayres sagt scherzweise: „Es geht ein Schrei durchs ganze Land," so beginnt ein preußisch-patriotisches Lied, dessen weiterer Strophen, in welchen viel von Waffen die Rede ist, wir uns nicht mehr erinnern. Auch hier geht ein Schrei durchs ganze Land, welcher jedoch weniger kriegerische Stimmung kundgeben soll, denn er verlangt nicht Waffen, sondern „gute deutsche Köchinnen." Der Mangel an diesen schätzenswerthen und sehr angenehmen Gliedern der menschlichen Gesellschaft hat nachgerade einen bedrohlichen Charakter angenommen. Der dringende Bedarf und das wenige Angebot haben eine Preissteigerung zur Folge gehabt, welche man für unglaublich halten sollte, denn tausend Pesos monatlich (200 Francs), welche in einer Anzeige eventuell geboten werden, sind doch wahrlich ein fürstlicher Lohn. Wir möchten fast mit dem Schicksal hadern, daß es uns zu einem Zeitungs-Redakteur gemacht, „statt zu einer guten Köchin" und sollte eine solche geneigt sein, einen Tausch mit uns einzugehen, so sind wir mit Vergnügen zu beßfallsigen Verhandlungen bereit."

Man schreibt dem „Fränk. Kur." aus Fürth, 19. Dez: Ein hier heimathberechtigter 59 Jahre alter Gürtlergeselle, der seit dem Jahre 1843 in den österr. Staaten gearbeitet hat, will vor 3 Wochen aus Ungarn nach Steyr in die dortige Werndl'sche Gewehrfabrik reisen. Unterwegs bleibt er in einem kleinen Orte über Nacht, dieses wird von Räubern überfallen, rein ausgeplündert und auch dem Armen Alles bis auf sein Hemd genommen. So wandert er mehrere Stunden weit, wird von einem mitleidigen israelitischen Kleiderhändler nothdürftig bekleidet und kommt nach Wien. Dort verhaftet man ihn wegen Arbeitslosigkeit und Mangel an Subsistenzmitteln und bringt ihn auf dem Schub hieher. Hier angelangt, wird er entlassen, um sich zu erkundigen, ob ihm noch Verwandte leben und findet glücklich eine Schwester noch am Leben, deren Tod ihm schon lange gemeldet worden war, empfängt von dieser aber auch die Mittheilung, daß er vor Jahren von seinem Pflegevater 500 fl. geerbt hat, die für ihn gerichtlich verwaltet werden. Ob in diesem Falle die amtlich bestätigte Raspisständerung ein Unglück war, möchte eine schwer zu beantwortende Frage sein.

Aphorismen.

Ich verachte unter Vielem das kokette Weib, denn es insultirt das, was ich so unendlich verehre, nämlich die Weiblichkeit. C. L.

Eine der gefährlichsten und verfänglichsten Phrasen ist die: Ich handle aus Opportunitätsgründen. — Hinter diesem Grunde können sich alle schlechten Gründe verbergen und die Betrüger erhalten Spielraum und gewinnen Zeit. C. L.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 291:

„Gotha", die Stadt, nach der ein deutscher Staat sich nennt;
„Gothe (Gothen) ein Volk, das man nur noch aus der Geschichte kennt;
„Goethe", ein Name in der Reihe großer Geister; —
Der Poesie und Dichtkunst hochverdah'ner Meister.

M. M.

Gleich richtig gelöst von O. G.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers F. Wallandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 303 Mittwoch, 30. Dezember 1868.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Diese heftige Bewegung war aber nur von kurzer Dauer, denn alsbald faßte er sich wieder, und zu Doorgal gewendet, fragte er:

„Aus welchem Beweggrunde soll ich denn diese entsetzliche That verübt haben?“

„Der Beweggrund?“ fragte der Prinz; „was weiß ich? Ich könnte Ihnen antworten, daß die Abgründe des menschlichen Herzens undurchdringlich sind, daß der Ehrgeiz die Menschen die schändlichsten Thaten begehen läßt, und daß der Mörder John Malcolm's vielleicht die Zeit nicht abwarten konnte, wo er sein Amt und seine Güter erben würde. Ich bin kein Richter, was geht mich der Beweggrund an; mein Werk ist vollendet, wenn ich den Schuldigen der Gerechtigkeit überliefert habe.“

„Gut denn!“ sagte Georg; „erlauben Sie mir blos zu fragen, ob Sie zufällig diese Entdeckung gemacht, oder ob Sie durch besondere Nachforschungen zu dieser unerschütterlichen Gewißheit gelangt sind?“

„Ich bin der Rajah Doorgal Sahib!“ erwiderte der Prinz mit Stolz; „ich verwalte meine Domänen und spreche in denselben Recht! Ich habe das Recht und die Pflicht, den Verbrechen nachzuspüren, welche in meinem Gebiete begangen werden, und der Ort, wo John Malcolm das Leben verlor, liegt in meinem Gebiet.“

„Prinz, ich mache Ihnen mein Kompliment!“ sagte Georg mit schlecht verhehlter Verachtung. „Die Justiz der ostindischen Kompagnie würde jedenfalls unübertrefflich sein, wenn Sie sich herablassen wollten, die oberste Stelle bei derselben einzunehmen.“

Dieser Stoß traf. Doorgal erhob sich bleich und drohend, und rief:

„Sie vergessen, mit wem Sie sprechen!“

Georg antwortete lächelnd:

„Im Gegentheil, ich weiß es sehr genau und bin ganz Bewunderung.“

Dann fuhr er in verändertem Tone fort:

„Mein Vater hatte sich eine sehr große und sehr gefährliche Mission auferlegt; er suchte nämlich um jeden Preis die geheimnißvollen Verzweigungen einer großen Genossenschaft von Mördern zu entdecken. Hat er mit Ihnen jemals davon gesprochen?“

„Nie!“

„Und es ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, daß diese unbekannten Mörder es gewesen sein mögen, welche meinen Vater hinmeschlachtet?“

„Nein, denn ich klage ja Sie an!“

„Sie läugnen wohl die Existenz dieser Genossenschaft?“

Doorgal hatte sich wieder auf seinen Sessel niedergelassen und sagte:

„Ich glaube gar, mein Herr, Sie inquiriren mich?“

„Jawohl, das thue ich allerdings!“ rief Georg mit Heftigkeit. „Mein Kopf und meine Ehre sind in Gefahr. Ich vertheidige den Einen und werde die Andere zu retten wissen.“

„Thun Sie das!“ erwiderte Doorgal Sahib.

Das Gesicht der Prinzessin nahm den Ausdruck schmerzlichen Erstaunens an, indem sie sagte:

„Aber welche Gereiztheit auf beiden Seiten! Das ist ja ganz erschrecklich! Wo ist die Lüge, wo der Irrthum zu finden? Mein Kopf verwirrt sich. Es muß das jetzt aufhören, Prinz,“ wandte sie sich an Doorgal. „Sie haben vorhin von Zeugen gesprochen . . .“

„Ja!“ antwortete der Rajah.

„Wo sind sie?“

„Sie sind hier.“

„Ah sie sind hier,“ rief Georg, „das ist gut! Man möge sie nur rufen, ich erwarte sie.“

„Und Sie haben Recht, Sir Georg,“ versetzte die Prinzessin, „ihr Ausspruch wird Ihre Rechtfertigung sein, das sagt mir eine innere Stimme.“

Doorgal verbeugte sich vor Lord Singleton und fragte:

„Mylord, Sie erlauben?“

„Lassen Sie die Zeugen nur eintreten.“

Doorgal verließ seinen Sessel, durchschritt das Arbeitszimmer und hob den Vorhang zum Nebenzimmer auf. Er gab Djaal ein Zeichen, und sagte: „Die Zeugen sollen eintreten.“

Georg, von den widersprechendsten Gefühlen bewegt, fragte sich:

„Warum klagt er mich an, und warum vertheidigt sie mich?“

Digitized by Google

Eduard ergriff Dieudonné's Hand und sagte ihm ins Ohr:

„Doktor, ich bin auf der Spur!"

„Und ich," erwiderte dieser, „ich bin ganz irr, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht."

Während dessen führte Djaal zwei Inder herein, welche vor Lord Singleton hintraten und in der unterwürfigsten Stellung mit über der Brust gekreuzten Armen vor ihm stehen blieben.

Georg erkannte sogleich in ihnen seine Begleiter nach dem Kirchhof der Elephanten.

„Ja," sagte er, das sind sie! . . . „Nun, meine Freunde, hört mich an! Man beschuldigt mich eines schändlichen Verbrechens; ich soll John Malcolm, meinen Vater auf dem Kirchhof der Elephanten ermordet haben. Erzählt nun, daß Ihr mit mir diesen Ort betreten habt, und daß wir dort die Leiche gefunden haben."

Djella ergriff rasch das Wort und sagte mit eigenthümlicher Betonung:

„Sagt das, meine Freunde, und Euere Worte werden genügen, um die Unschuld des Sir Georg Malcolm und die falsche Angabe des Doorgal Sahib auf's Deutlichste zu beweisen.

„Bevor Ihr sprecht," fiel Lord Singleton ein, „müßt Ihr bei den Göttern schwören, die Ihr am meisten verehrt, daß Ihr die Wahrheit sagt."

„Wir schwören bei Siva und bei dem Schleier der Bowhani," murmelten die zwei Inder.

„Und nun," fuhr Lord Singleton fort, „legt Euer Zeugniß ab."

Der eine der Fellah's ergriff das Wort und sprach:

„In der Nacht, in welcher der Mord geschah, hat der Mann hier, welcher Georg Malcolm heißt, unserer Bitten ungeachtet, in den Kirchhof der Elephanten dringen wollen."

„Das ist gelogen!" rief Georg entrüstet.

„Wir weigerten uns, dem Fremden zu folgen," fuhr der andere Inder fort, „denn die Statue des Gottes Siva flößte uns einen unüberwindlichen Schrecken ein."

„Mylord," rief Georg, der ganz außer sich gerieth, „glauben Sie ihnen nicht, denn das sind bezahlte Lügner!"

„Lassen Sie sie sprechen, Sir Georg, die Reihe wird auch an Sie kommen," erwiderte Lord Singleton.

Er gab den Indern ein Zeichen fortzufahren.

„Der Fremde ging auf den Kirchhof," fuhr der eine von ihnen fort, „da hörten wir plötzlich nach wenigen Minuten einen Todesschrei."

Georg rang die Hände und rief:

„O, die Schandbuben!"

„Nunmehr überwand die Neugierde unsere Furcht," fuhr der eine der Fellah mit erleuchteter Sicherheit fort: „wir wollten sehen, was es gäbe, und als wir nun selbst in den Kirchhof eindrangen, fanden wir Sir Georg über einen noch zuckenden Leichnam gebeugt, im Begriff, einen blutigen Dolch aus einer tödtlichen Wunde zu ziehen."

Eduard verbarg sein Gesicht in den Händen und lispelte:

„Das ist schrecklich, . . . furchtbar!"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Schnellhinterlader und deren Einheitspatronen.

Seit den in den letzten Kriegen errungenen großen Erfolgen der Hinterlader herrscht ein wetteiferndes Bestreben, durch zweckmäßigere Einrichtung derselben und Herstellung von Einheitspatronen die Perkussionsvorderlader im Militär ganz und in Bezug auf Scheiben und Jagdgewehre bei dermaliger Vervollkommnung immer mehr zu verdrängen und das umständliche, schwerfällige Vorderladen sammt Ladstock zu beseitigen. Bei den seitherigen Bestrebungen und Leistungen in Hinterladsystemen und Patronenkonstruktionen haben sich mehr Techniker, Mechaniker und Dilettanten, freilich mehr im Dienste von Fabrikanten und reichen Spekulanten, als fach- und schießkundige Büchsenmacher betheiligt, welche Letzteren jedoch die vielfachen, oft unvorgesehenen im häufigen und forcirten Schießen Betreffs der Gasentweichung, Reinerhaltung, sicheren Entzündung, einhaltender Weittrag- und Trefffähigkeit und flachsten Flugbahn so häufig vorkommenden Schwierigkeiten und Hindernisse schon aus Erfahrung besser kennen müssen. Der Grund der geringeren Betheiligung dieser, die bei der voraussichtlichen Verdrängung der Vorderlader doch am meisten durch ihren Erwerb betheiligt sind, dürfte in den Verhältnissen liegen. Entweder werden fachkundige Gewerbsmeister bei den mancherlei Versuchen nicht beigezogen, oder dieselben können, wenn auch ihre Leistungen und Bestrebungen erkannt und anerkannt werden, ohne alle Unterstützung ihr Geschäft nicht vernachlässigen oder aufgeben. Sie können deßhalb nur in Feierstunden mit Zeit- und Geldopfern ihre Entwürfe und Versuche machen, die in Ermangelung technischer Vorrichtungen und Maschinen zeitraubender und schwieriger, gleichwohl aber im Gesammtresultate vollständiger und zweckentsprechender sein dürften, da die Gewerbsmeister nicht blos die möglichst einfache und solide Schloßeinrichtung, sondern die Zusammengehörigkeit, Zweckmäßigkeit und thunlichste Wohlfeilheit aller Gewehrtheile, die Handlichkeit und das Gewicht der Waffe, deren Sicherheit, Weittrag- und Trefffähigkeit und die einfachste, entsprechende Konstruktion einer wohlfeilen Einheitspatrone stets im Auge haben. Eine solche Hinterladwaffe, die allen Voraussetzungen entspricht, sammt der Einheitspatrone, mit allen Vorzügen der besten seither bekannten

Digitized by Google

Waffen, einfach und solid in ihrer Konstruktion, mit einer ganz zweckentsprechenden Papierpatrone, in fabrikmäßiger Massenherstellung wohlfeiler, als alle andern, glaubt der Unterzeichnete nunmehr zu Stande gebracht zu haben, und zwar in zwei Mustergewehren, einem vorschriftsmäßigen Militär-Kommißgewehr und einem Scheibenstutzen, beide nach gleichen Systemen und nur in ihrem Baue und einzelnen Vorrichtungen verschieden nach ihrer Bestimmung. Beide wurden auf hiesiger Schießstätte in Gegenwart von sachkundigen Schützen — Militärs und Privaten — von mir und diesen geprobt und vollkommen entsprechend befunden. Der Soldat lädt und feuert mit dieser handlichen Kommißwaffe in drei Tempis: (Handgriffen) und hat dabei nichts zu thun, als den kurzen Griffelhebel vorwärts zu ziehen (wodurch der Verschluß sich öffnet), die Einheitspatrone einzulegen und den Hebel zurückzuziehen (wodurch Alles auf das Sicherste verschlossen ist) und zu feuern; er läßt das Gewehr beim wiederholten Schnellladen und Feuern auf dem rechten Schulterblatte ruhen. Beim Feuern verbrennt die Patronenhülse vollkommen, die metallenen Verschlußtheile der Waffe des stumpfen Stiftes und Röhrchens bleiben unversehrt, so daß nach Hunderten von Schüssen kein Schmutz, weder von außen noch auch in der Stiftröhre und in der zurückliegenden Mechanik bemerkbar ist. Die wohlfeile, dauerhafte, allen Witterungseinflüssen unzugängliche, leichtere und in größerer Anzahl vom Soldaten mitzuführende, feste Papierpatrone hat entschieden den Vorzug vor der allzu kostspieligen und schweren Kupfer- oder Messingpatrone, die nur zeitweiligen Roth- und Nothfällsmittel zur Verhütung des Gasdurchganges und der Gasentweichung ist. Die Kosten der Herstellung betreffend, dürfte diese Hinterladwaffe bei der Einfachheit ihrer Zusammenstellung, da alle Eisenbestandtheile gegossen werden können, wodurch sie schon gleiche Form und Façon erhielten, und in alle Gewehre paßten, die wohlfeilste werden und bezüglich der Haltbarkeit jede Probe bestehen. Der Unterzeichnete, welcher die Bauart und Einrichtung aller bis jetzt bekannten Hinterladwaffen kennt, legt derjenigen den meisten Werth bei, die sich am besten für militärische Zwecke eignet; er muß sich daher vor Allem gegen das zu gekünstelte, komplizirte und eben deßhalb leicht gebrechliche Maxzingewehr, selbst abgesehen von der Kostspieligkeit, aussprechen, das bei seltenem Gebrauche wohl als Privatliebhaberei einigen Werth haben mag, aber verglichen mit dem Einzellader, und der viel genauer und kräftiger eingeladenen Einzelpatrone, die ein noch kontinuirlicheres und sicheres Schießen ermöglichen, für den Militärgebrauch nicht wohl anwendbar ist. Von allen andern verdient erwähnt zu werden die Erfindung des Hinterladers des Büchsenmachers Dreyse von Sömmerda, obwohl sich sein System schon übrelebt hat; die Lefaucheux- und Chassepot in Frankreich, das System von Peabody und Martini; für Letzteres sind jedoch nur Kupfer- und Messingpatronen zu gebrauchen. Herrn Dreyse gebührt vor Allem die Ehre der Erfindung der Zentralentzündung, und daran schon erkennt man den Büchsenmacher im Gegensatze zu dem Mechaniker und Dilletanten; denn diese ist die Grundbedingung einer guten Waffe; er verstand es, in ziemlicher Einfachheit alle Zündmittel zu beseitigen und durch den Nadelstoß die Seele der Patrone zu entzünden. Alles Uebrige seines Waffensystems und seiner Patrone leistete, wenn gleich noch mangelhaft, Beitrag und Anregung zur weitern Fortbildung und Vervollkommnung und bildete die Grundlage zur Abänderung von Perkussionswaffen in Hinterlader in vielen Ländern. Die Chassepotwaffe ist ein Zündnadelgewehr, welches manche Vorzüge vor dem preußischen hat; das Kaliber ist verkleinert, die Schmutzkammer entfernt, das Schloß sehr vereinfacht und die Patrone sehr verbessert; jedoch ist der Verschluß für Schrotflinger verschlimmert. Daßelbe, hat aber demungeachtet die bessere Aussicht für sich durch Ausschluß des sogenannten Schmutz- und Regenwasserkastens, welchen beinahe alle gegenwärtigen Hinterlader besitzen, der, bei der Oeffnung zur Einlegung der Patrone dient, gleichwohl aber zur Abänderung und Einführung aller besseren Patronen geeignet wäre. Dem Lefaucheux-System gebührt die Ehre des besten Uebergangs zu Jagdgewehren, jedoch ist das Feuer langsam. Die Erwähnung dieses Systemes (welches sich übrigens bald überleben wird) führt uns zu der aus demselben hervorgegangenen Kupferpatrone. Was dieselbe einerseits Zweckmäßiges bietet, das geht anderseits in den Störungen und Hindernissen der Entzündung bei fabrikmäßiger Anfertigung durch Verschlechterung bei längerer Aufbewahrung wieder verloren, dabei ist sie kostspielig; deßhalb ist die einzig zweckmäßige, wohlfeilste, dauerhafte und sicher zündende — die richtig konstruirte Papierpatrone. Die Fabrikation der Waffe und Patrone müßte eine ganz gleichmäßige und daher bezüglich der technischen Einrichtung und Anfertigung sorgfältig von dem Erfinder geleitete und überwachte sein; deßhalb darf auch an den Schloßtheilen nicht zu viel gekünstelt sein, wie Dies z. B. bei den neuen, von Mechanikern konstruirten Systemen mit den sog. Halkmondfedern der Fall ist, die, weil bei dem kleinsten Risse leicht brechend oder erschlaffend, von den Sachkundigen schon längst, zumal zum forcirten Gebrauche möglichst vermieden wurden. Ebenso muß auch die Patrone höchst einfach sein und durch Mittelentzündung sich entladen, nicht, wie bei gewissen Kupferpatronen, durch Randentzündung oder noch schlimmer durch einen Stift mit Zündhütchen von durch Gasströhren. Solche verfehlte Einrichtungen verzögern nicht nur die Schnellentzündung, sondern machen die Entzündung überhaupt unsicher; auch sind derartige Patronen zugleich für Transport und für den Mann gefährlich. Wenn daher solche Waffen zur Einführung gelangen, so würde beim häufigeren Gebrauche dergleichen Mißstände baldigst sich offenbaren und was dann mit einer solchen Waffe an-

Digitized by Google

fangen, die nicht einmal einer Abänderung an sich und zu entsprechenden Papierpatronen mehr fähig ist? Die vielen mit der Herstellung eines zum Militärgebrauche tüchtigen und allen Anforderungen vollkommen entsprechenden Schnellhinterladers zu überwindenden Schwierigkeiten kann erfahrungsgemäß nur der mit der Gewehreinrichtung bis ins Kleinste technisch und praktisch vertraute fach- und sachkundige Büchsenmacher kennen, wie uns Dreyse belehrt hat. Bloße Techniker, Mechaniker und Chemiker können wohl für Einzeltheile anregend und behilflich, nicht aber für die ganze Gewehrkonstruktion maßgebend sein; denn das Gewehr in seiner vielgestaltigen Einrichtung und Zusammensetzung, zumal zum nachhaltigen und forcirten Gebrauche, nicht bloß zur einmaligen Schnellfeuerprobe konstruirt, darf weder der Spiel- noch der Repetiruhr gleichen, nicht zu viel Federn und Kammern haben, aber auch keine so kostspielige Metallpatrone, die bei häufigem Gebrauche die Gewehre sehr theuer macht.

C. B. Heinlein, Büchsenmacher in Bamberg.

Mannigfaltigkeiten.

Die diesjährigen Berichte aus Grönland lauten im Ganzen genommen nicht ungünstig. Die Seehundjagd war ziemlich ergiebig; die Resultate jedoch nicht größer, als in dem zunächst vorhergehenden Jahren. Die Dorffischerei ist im Allgemeinen sehr schlecht ausgefallen, wogegen an der Küste von Nordgrönland vorzüglich viele Haifische gefangen wurden. Die Gesammtproduktion an Speck und Leber dieser Fische betrug im Ganzen circa 15,000 Tonnen. Die Daunen- und Feder-Einsammlung war von etwas günstigerem Erfolge, als in den beiden vorhergehenden Jahren. Die Rennthierjagd war, wie gewöhnlich, nur ganz unbedeutend, wogegen der Fuchsfang sich etwas besser stellte. Die Waldhühner, welche seit 1863 sehr spärlich vorhanden gewesen sind, haben sich im letzten Winter zahlreicher eingefunden und die Jagd ist deßhalb sehr ergiebig gewesen. An einigen Stellen bestand die Nahrung der Einwohner sogar nur aus Waldhühnern. Im Ganzen kann man die diesjährige Produktion Grönlands eine mittelmäßige nennen. Der Gesundheitszustand war überall nach der im letzten Sommer übestandenen Influenza-Epidemie ein recht günstiger und die Anzahl der Eingebornen nach Angabe des Inspektors am Schlusse des vorigen Jahres: in Südgrönland 2492 Männer, 2989 Frauen, zusammen 5481; in Nordgrönland 1883 Männer, 1998 Frauen, zusammen 3871; in beiden Distrikten also 4375 Männer, 4977 Frauen, zusammen 9352. Am Schlusse des Jahres 1866 war die Gesammtzahl der Einwohner 9543; also in 1867 eine Zunahme von 151.

Man schreibt aus Leipzig, 22. Dez.: Ein interessanter Prozeß wird sich möglicher Weise aus dem nachstehenden Vorfall entspinnen. Bei einer dieser Tage von der hiesigen städtischen Bauverwaltung abgehaltenen Auktion von alten Holz- und Eisentheilen erstand ein hiesiger Tischler eine Partie derselben, darunter ein verrostetes, mit Grünspan überzogenes, anscheinend aus Eisenblech bestehendes Kreuz von etwa 15 Zoll Höhe. Bei näherer Besichtigung entdeckte der Ersteher, daß er einen sehr werthvollen Fund gemacht habe, denn das Kreuz bestand aus massivem Silber im mindesten Werthe von 300 Thlr. und zeigte aus verschiedenen Inschriften, daß es ein Schmuck von dem Sarge des im dreißigjährigen Kriege in der Nähe Leipzigs gefallenen und hier beerdigten schwedischen Hauptmannes Erich Schlange war, dessen Grab im vorigen Jahr bei der Anbringung von Kirchenheizungsanlagen entdeckt wurde. Der Stadtrath hat vorläufig, weil das Kreuz irrthümlich unter die Auktions-Gegenstände gelangt sein soll, auf dasselbe Beschlag gelegt.

Die Regierung der argentinischen Republik hat einen Preis von 8000 Silber-Dollars ausgesetzt für die Erfindung oder Einführung des besten Systems, frisches Fleisch gegen die Einflüsse einer längeren Seereise zu verwahren. Sennor Sarmiento, der Präsident, hat den Zeitraum für Einsendung von Vorschlägen auf sechs Monate, vom 2. Nov. an gerechnet festgesetzt. Die Regierung beabsichtigt das preisgekrönte System in großem Maßstabe in Anwendung zu bringen.

In Tyrol treibt ein Zopfabschneider sein Unwesen. Es ist ein schlauer Italiener, der den frommen Tyrolerinnen ihre langen, schönen Zöpfe das Stück zu 12 fl. abkauft, und um die Inhaberinnen dem Handel geneigter zu machen, lügt er ihnen mit ernster Miene vor, der heilige Vater in Rom brauche die Zöpfe, um die vielen Muttergottesbilder und die Statuen der andern heiligen Frauen mit dem nöthigen Haarschmuck zu versehen. Die Polizei läßt auf den spekulativen Geschäftsmann fahnden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 294:
Meerschaum.

Auflösung der Charade in Nr. 296:
Oschatz.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 304 Donnerstag, 31. Dezember 1868

Am Jahresschlusse.

Bald wieder ist dahingeschwunden
Ein Jahr im raschem Lauf der Zeit,
Nur allzuschnell entflieh'n die Stunden
Und zieh'n ins Meer der Ewigkeit!

So Mancher lebt nicht mehr hienieden
Der jüngst noch uns so theuer war,
Er ruhet still im Gottesfrieden,
Begrüßt nicht mehr das neue Jahr!

O blickt zurück auf Eure Jahre,
Was sind sie? — Nichts als Seifenschaum!
Das ganze Leben bis zur Bahre,
Was ist es? — Nur ein kurzer Traum!

Was ist denn Schönheit, Körperfülle,
Was Macht und Reichthum? — Nichts als Tand!
Was bleibt uns, wenn zerfällt die Hülle?
Die Tugend nur. — Sie hat Bestand!

Wohl hat das alte Jahr uns Freude,
Doch Sorgen auch und Schmerz gebracht,
Was bringt das neue, fragt Ihr heute,
Das vor uns liegt in dunkler Nacht? —

Ja, könntet Ihr den Schleier heben,
Der Euer Schicksal dicht umhüllt,
Wie würdet Ihr vielleicht erbeben,
Und Euer Brust mit Angst erfüllt? —

D'rum hat der Herr es uns verborgen
So gütig in der Zukunft Schoos,
Vertrauet ihm nur Eure Sorgen,
Er hilft ja tragen Euer Loos.

Sein starker Arm wird uns beschützen,
Wenn unser Leben fromm und gut,
Mag's um uns toben oder blitzen,
Wir stehen fest in Gottes Hut!

Laßt uns das neue Jahr beginnen
Mit Gott, der uns're Zuversicht,
Mit seiner Hülf' wird es gelingen,
Was uns an eig'ner Kraft gebricht.

D'rum bring' ich heut' aus Herzensgrunde
Euch Allen meine Wünsche dar,
Und rufe in der zwölften Stunde
Euch zu: „Ein glücklich neues Jahr."

Fr. E.

Die Geheimnisse Indiens.

(Fortsetzung.)

Georg, bleich wie der Tod, wendete sich an die Inder mit halb erstickter Stimme:

„Der Dolch, welcher meinen Vater verwundet hat, war ein indischer Dolch."

„Die indischen Dolche sind in Benares nicht selten," entgegnete der eine Fellah, „und wir haben diesen da gerade in dem Gürtel des Fremden gesehen."

Ein Anfall von Wuth bemächtigte sich des Engländers.

„Das ist nicht wahr," rief er, „Ihr seid Feiglinge, Lügner!"

„Warum sollten denn diese Leute lügen?" fragte Doorgal Sahib, indem er Georg ansah, und dessen scharf auf ihn gerichteten Blick aushielt.

„Mylord Gouverneur," sagte die Prinzessin Djella, „die Wahrheit muß an den Tag kommen! Verwerfen Sie das Zeugniß dieser Fellahs, obwohl sie einen Eid geschworen haben, den ein Inder nie verletzt. Fragen Sie Kazil; dieses Kind, welches sowohl John Malcolm,

Digitized by Google

als sein Sohn Georg das Leben gerettet haben, wird sicher die Wahrheit sagen!"

„Ja, ja! sagte lebhaft unser Held, „wir wollen Kazil fragen. Zu dem habe ich Vertrauen. Er wird bestätigen, daß er stets an meiner Seite gewesen, und daß er den Leichnam meines Vaters zuerst gesehen hat."

Lord Singleton gab Befehl, Kazil hereinzuführen.

„Hier ist er, Mylord," sagte Djaal, indem er Kazil hereinführte und ihm dabei ganz leise zuflüsterte: „Bewahre besonnen! Vergiß nicht! Schweigen oder sterben!"

„Kazil, mein Junge," sagte Georg mit fast bittender Stimme, sprich, vertheidige mich! Bist Du nicht mit mir zugleich auf den Kirchhof der Elephanten gegangen?"

Kazil senkte das Haupt, er bewegte kaum seine Lippen und sagte:

„Nein!"

„Nun!" rief die Prinzessin mit einem Schrei der Ueberraschung; „was! auch er klagt Sie an!"

Edward stand da wie in eine Bildsäule verwandelt. Das Gesicht des französischen Arztes drückte die höchste Bestürzung aus. Lord Singleton allein schien unempfänglich zu sein.

Georg wischte den kalten Schweiß, der über sein Gesicht lief, ab, und sagte:

„Junge, Du hast meine Frage nicht verstanden. Kannst Du denn Dich nicht mehr erinnern? Du gingst mir ja voraus, und ich bin nicht von Deiner Seite gewichen."

Zwei große Thränen liefen über Kazil's Wangen; er machte eine furchtbare Anstrengung und antwortete mit dumpfer Stimme:

„Der Herr war allein auf dem Kirchhof."

Edward, ganz außer sich, rief:

„Georg! was sagt Kazil da? Sie klagen Dich ja Alle an!"

„Das ist scheußlich!" rief Djella mit Indignation.

Unser Held warf ihr einen kalten und schneidenden Blick zu und sagte:

„Nicht wahr, Madame?"

„Georg Malcolm!" begann nun Lord Singleton, „was haben Sie nun zu Ihrer Vertheidigung zu sagen?"

Eine oder zwei Sekunden Stillschweigen folgten auf diese Frage, dann erwiderte Georg mit fast ganz ruhig gewordener fester Stimme:

„Für jetzt, Mylord, gar nichts!"

Bevor das Erstaunen, welches diese Worte hervorbrachte, verschwunden war, hatte Lord Singleton die Schelle ergriffen, um Djaal zu rufen, welcher augenblicklich erschien.

„Der Lieutenant Mydley soll sich augenblicklich mit einer Eskorte Spahis hier einfinden, um den Gefangenen fortzuführen."

Djaal verschwand.

Edward stürzte auf den Gouverneur zu und sagte verwirrt:

„Mydley! Die Spahis! Der Gefangene! — Mylord, Mylord! Sie halten also meinen Bruder für schuldig?"

Der Gouverneur gebot dem jungen Mann mit einer befehlenden Handbewegung Stillschweigen. — Darauf wendete er sich an den Rajah und sagte:

„Ich danke Ihnen, Prinz, für den Aufschluß, den Sie uns gegeben. Sie haben einen ungeheuren Verbrecher entlarvt! Es erübrigt nur, um denselben der englischen Justiz zu überliefern."

„Der englischen Justiz?" sagte Djella spöttisch zu sich selbst. „Sie irren, Mylord, meine Justiz ist es, die ihn richtet!"

„Mylord, Gouverneur," erwiderte Doorgal, indem er sich an Lord Singleton wandte; „wenn die englische Justiz meines Zeugnisses benöthigt, so wird sie mich immer bereit finden."

„Ich danke Ihnen Rajah, ich habe das auch mit Gewißheit erwartet."

„Ach, Sir Georg," rief Djella, anscheinend mit herzzerreißendem Schmerz. „Ich habe so fest auf Sie vertraut; wie sehr haben Sie mich getäuscht!"

Ein Blick der Verachtung war die einzige Antwort, welche ihr Georg Malcolm gab.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und Mydley erschien mit einer Abtheilung Spahis.

„Was befehlen Sie, Mylord," sagte er, indem er militärisch grüßte.

„Lieutenant Mydley, Sir Georg ist Ihr Gefangener!"

Ein ungeheures Erstaunen malte sich auf dem Gesichte des Offiziers, aber die Disziplin gebot ihm zu schweigen und er gehorchte.

„Sie werden Sir Georg Malcolm auf die Festung transportiren, wo Sie ihn in Gewahrsam bringen; Sie stehen mit Ihrem Kopf für ihn."

„Ja, Mylord!"

Georg grüßte den Gouverneur, ging stolz an Djella und Doorgal vorbei, und trat in die Mitte der Spahis. Dann sagte er wie ein Befehlshaber, der eine Ehrenwache kommandirt:

„Vorwärts, meine Herren!"

Die Soldaten der ostindischen Kompagnie gruppirten sich um den Gefangenen, sie setzten sich in Bewegung und verließen den Palast.

Edward und Diedonné wollten Georg Malcolm folgen, aber Lord Singleton hielt sie mit einer Handbewegung zurück.

„Bitte, bleiben Sie, meine Herrn, ich habe mit Ihnen zu sprechen."

Die Prinzessin mit dem Rajah aber empfahlen sich.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Gräuel auf See.] Der „Cork Herald“ erzählt die Einzelheiten einer fast unerhörten Gräuelthat, die sich an Bord eines holländischen Schiffes „Finnechina“, Kapitän Hotze, ereignet hat, welches am 14. Dezember, von Südamerika kommend, in Cork einge-laufen ist. Die Mannschaft des Schiffes, welches längere Zeit Küstenfahrten zwischen den brasilianischen Häfen gemacht hatte, bestand aus dem Kapitän und sechs Mann, unter diesen ein Matrose Namens Rogers aus London. Das Schiff befand sich auf der Reise nach Europa seit vier Tagen in See, als dieser Rogers eine Gelegenheit benutzte, den ersten Steuermann über Bord zu werfen. Auf dessen Hülferuf kam der Schiffskoch herbei und warf ihm ein Seil zu, was jener auch ergriff; in dem Augenblicke aber, wo der Koch beschäftigt war, das Seil anzuziehen, faßte ihn Rogers bei den Beinen und warf ihn gleichfalls über Bord. Der zweite Steuermann eilte herzu, aber Rogers hieb mit einem Beile das Seil, welches die beiden Unglücklichen ergriffen hatten, durch und wandte sich dann mit dem Beile gegen den Unterſteuermann, der, von ihm verfolgt, sich nach der Kajüte flüchtete. Im Eingange zu derselben stieß er gegen den hervortretenden Kapitän, so daß beide die Treppe hinunterfielen, worauf Rogers die Thüre über ihnen schloß und befestigte. Die zwei noch übrigen Leute hielt er sodann durch Drohungen getreunt, den einen am Steuer, den anderen auf dem Vorderschiffe, und zwang sie, das Schiff zu manövriren. Er steuerte dasselbe nun wieder in der Richtung der südamerikanischen Küste zurück, jedoch, wahrscheinlich durch die Abweichung der Magnetnadel getäuscht, fuhr er längs der Küste hin. Das dauerte vier Tage, während welcher der Mann keinen Augenblick schlief. Einmal näherte er sich dem Deckicht der Kajüte, um nach den darin Eingesperrten zu sehen, worauf der Kapitän zwei Schüsse auf ihn abfeuerte, ohne ihn jedoch zu treffen. Am Ende des vierten Tages endlich ward der schreckliche Mensch vom Schlafe überfallen und streckte sich aufs Deck, worauf der eine der beiden Matrosen, ein Irländer, das Beil, welches Rogers bis dahin nicht aus der Hand gelassen hatte, ergriff und ihn mit einem Schlage tödtete. Die beiden überlebenden Matrosen befreiten dann den Kapitän und den Steuermann aus der Kajüte, welche das Schiff nach Rio de Janeiro führten, wo die Sache gerichtlich konstatirt wurde. Nach geschlossener Untersuchung hat dann Kapitän Hotze mit einer neuen Mannschaft die Heimreise wieder angetreten. Man vermuthete, daß Rogers, da der Kapitän viel Geld an Bord hatte, sich desselben bemächtigen wollte, indem er das Schiff an irgend einem Punkte der Küste stranden ließ.

Vor dem Militär-Bezirksgerichte in St. Petersburg wurde dieser Tage unter großer Theilnahme des Publikums ein Veruntreuungs-Prozeß verhandelt, in welchem die wirklichen Staatsräthe Arning und Kabat und der Kollegienrath Issak, als Angeklagte erschienen. Selbst der Bruder des Kaisers, Großfürst Michael, wohnte regelmäßig den Gerichtssitzungen bei. Staatsrath Arning war angeklagt, während seiner 26jährigen Verwaltung der Fabrik zur Anfertigung chirurgischer Instrumente eine lange Reihe von Fälschungen und betrügerischen Akten zum Schaden des Militär-Aerars verübt zu haben. Die Summe dieses Schadens wird auf 45,000 Rubel geschätzt. Als Beispiel, wie Staatsrath Arning vorging, mag dienen, daß ein und dasselbe Pferd Anfangs wegen Altersschwäche, als 17jährig für 28 Rubel verkauft und dann als 8jährig für 400 Rubel wieder angekauft wurde. Dem Staatsrath Kabat wurde zur Last gelegt, die ihm obliegenden Revisionen der Fabrik nicht ausgeführt und doch deren Ausführung fälschlicherweise der Regierung gemeldet zu haben. Kollegienrath Issak war angeschuldigt, über die Fälschungen Arning's, seines Chefs, keine Anzeige gemacht zu haben. Am 13. Dezember wurde das Urtheil des Gerichtshofes publizirt. Staatsrath Arning wurde zum Verlust der Bürgerrechte und zur Verbannung nach Sibirien, Staatsrath Kabat zur Ausschließung aus dem Dienst und Kollegienrath Issak zur Herabschiedung aus dem Dienst (eventuell zu zwei Monaten Arrests) verurtheilt.

Der „Verein zur Förderung von Fabrik- und Gewerbeindustrie in den Niederlanden“ hat beschlossen im Spätsommer des nächsten Jahres von der Mitte des Monats August bis Ende September zu Utrecht eine internationale Ausstellung von Gegenständen, die häusliche und gewerbliche Oekonomie des Handwerkers betreffend, zu veranstalten. Dem uns mitgetheilten Programm entsprechend soll die Ausstellung dazu dienen, dem Arbeiter zu zeigen, was ihm zur Ersparung an Haushaltungsmaterial, Arbeitergeräthen, Kleidungs-, Ernährungs- und Erziehungskosten von der Industrie in verschiedenen Ländern angeboten wird. Es ist also bei der Utrechter Ausstellung Wohlfeilheit, Einfachheit, Brauchbarkeit und Haltbarkeit Hauptsache, — Zierlichkeit und neue Erfindung dagegen Nebensache. Die 6 Klassen, in welche die auszustellenden Gegenstände eingetheilt werden sollen, umfassen: Behausung (Arbeiterwohnungen, Schlafstellen, Garküchen, Waschanstalten ꝛc.), Haushalt (Mobilien, Bett- und Tischzeug, Heizung, Beleuchtung ꝛc.), Kleidung (Gewebe, gestrickte Waaren, fertige Kleider, Schuhbekleidung ꝛc.), Nahrungsmittel (Getreide, Mehl, eingemachte Früchte, Getränke ꝛc.), Geräthschaften für Handwerker, Mittel zur sittlichen, geistigen und körperlichen Entwicklung und Statuten, Berichte ꝛc. von Vereinen ꝛc. Die Anmeldungen für diese Ausstellung müssen bei dem betreffenden Komite bis zum 1. Mai 1869 gemacht sein. Für das Ausland sollen die Komites demnächst ernannt werden.

Digitized by Google

Eine Jury wird die eingesendeten Gegenstände prüfen und Medaillen und ehrenvolle Erwähnungen ertheilen. Wir machen die Industriellen vorläufig auf das Utrechter Unternehmen aufmerksam.

Ein neues Schloß, das kürzlich vom Schlosse F. Hoppe in Stuttgart konstruirt worden ist, vereinigt nach Professor Oelschläger (Württ. Gewerbeblatt 1868 S. 471) mit Brauchbarkeit und Solidität die größte Einfachheit. Es zeichnet sich wesentlich dadurch aus, daß es ohne Feder arbeitet, im Kasten einen einzigen starken Stift trägt und aus nur drei beweglichen Stücken besteht: der Nuß, der Zuhaltung und der Falle. Die einzelnen Stücke sind so solid, daß wohl nie eine Störung oder Beschädigung derselben möglich ist; dennoch ist die zur Bewegung nöthige Kraft eine sehr geringe und daher kaum eine Abnützung des Schlüssels und anderer Theile denkbar. Das Schloß kann auch bei gleicher Konstruktion ohne Drücker zu Glasthüren, Hausthüren ꝛc. gebraucht werden. Bei dieser Einfachheit der Konstruktion kommt das Schloß so billig, daß es, bei gleicher äußerer Ausstattung und bei fabriksmäßiger Verfertigung — da es kaum den dritten Theil der Arbeit erfordert — um den halben Preis der gewöhnlichen Fabrikschlösser hergestellt werden kann, das Gleiche leistet und ungleich solider konstruirt ist, was dasselbe namentlich für Bauunternehmer besonders empfehlenswerth macht. Für die Fabrikation möchte sich auch der Umstand empfehlen, daß die gleichen Stücke nach rechts und links gebraucht werden können.

In einer kürzlich erschienenen Beschreibung Heilbronn's von Moritz Hartmann heißt es: „Von Kirchen nennen wir nur noch die Nikolai-Kirche, um daran zu erinnern, daß sich die bekannte und tiefsinnige Inschrift:

Ich leb', ich weiß nicht wie lang?
Ich sterb', und weiß nicht wann?
Ich fahr', und weiß nicht wohin?
Mich nimmt Wunder, daß ich so fröhlich bin ꝛc.

die sich in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, unbedeutend variirt, an Häusern und Hütten findet, in ältester Zeit hier gefunden und von da aus in die weite Welt verbreitet haben soll.“ Diese alte Zeit und ihre Kirchen-Inschrift findet keine Gnade beim preußischen Kultus-Minister und seinen Räthen; denn im norddeutschen Lesebuche, welches im Auftrage des Ministers für die Bedürfnisse der einklassigen Volksschule redigirt wurde und im Oktober dieses Jahres erschienen ist, heißt es: „Das Weltkind spricht: Ich lebe, ich weiß nicht wie lang ꝛc. . . . . Dagegen der Christ: „Ich lebe und weiß wohl wie lang; ich sterbe und weiß wohl wann; ich fahre und weiß wohl wohin; mich wunderts, daß ich noch traurig bin.“ Sollte nicht eine Umarbeitung der Hauptstücke deutscher Literatur eine sehr zeitgemäße aber zugleich sehr weitläufige Aufgabe sein?

Aphorismen.

Ein Motto.

Nur die Wahrheit allein, soll Zweck sein. Ich tadele die Dialektiker auch dann, wenn sie das Gute übertreiben und es dadurch an Wahrheit beeinträchtigen.

Wollt Ihr Jemand überzeugen, so dürft Ihr ihm nicht gleich im Anfange Alles absprechen, sonst tritt bei ihm Gereiztheit ein, welche meistens blind und verstockt macht. Er pflichtet Euch dann nicht zu, weil er Euch nicht versteht, sondern weil er gegen Euch eingenommen ist. Ihr müßt daher bei allen Ueberzeugungsversuchen das gute Einvernehmen vor Allem zu wahren suchen; denn ein Grund, den der Andere nicht einsehen will, hört für ihn auf, noch ein Grund zu sein.

Auflösung der Räthsel in Nr. 299 und 301:

Mit „Solothurn“ und „Emmaus“, soll
Das alte Jahr sich schließen!
Mit welcher Räthselnuß wird wohl
Das neue — uns begrüßen?

Was hält der Räthselmann heraus
Auf's Neu' aus seinem Sacke?
Was theilet er für Nüsse aus,
Damit man sie ihm knacke?

Ich bin dabei, so wie man weiß —
Durch dick und dünn gegangen;
Und macht mir manche Nuß auch heiß,
Macht sie mir doch kein Bangen!

Darum, mein lieber Räthselmann,
Heraus mit deiner Waare!
Gesunde Nüsse steh'n uns an
Auch noch im neuen Jahre.

M. M.

Die Räthsel in Nro. 294 und 296 wurden auch von M. M. richtig gelöst.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers J. Wailand.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google